

100

100

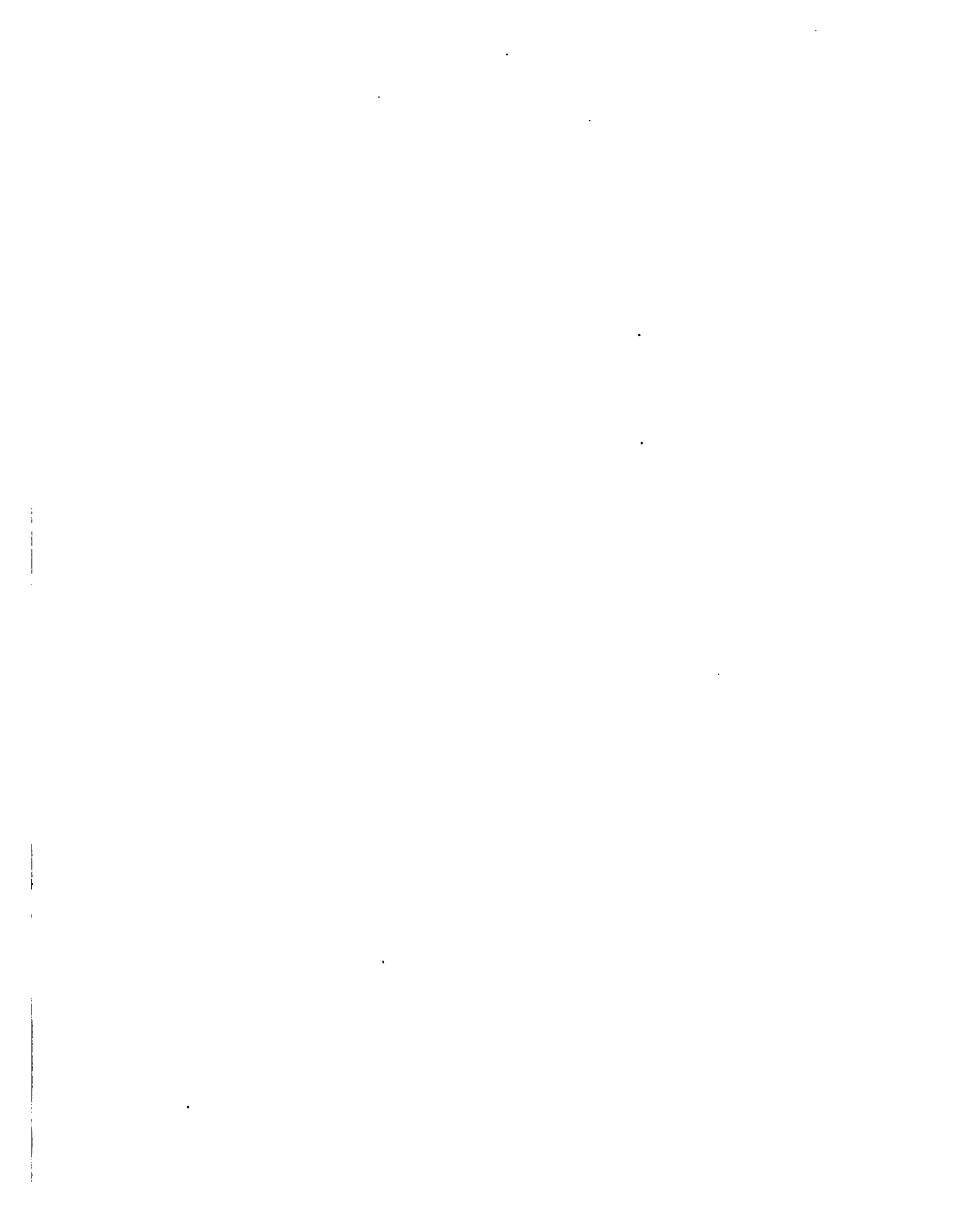
100

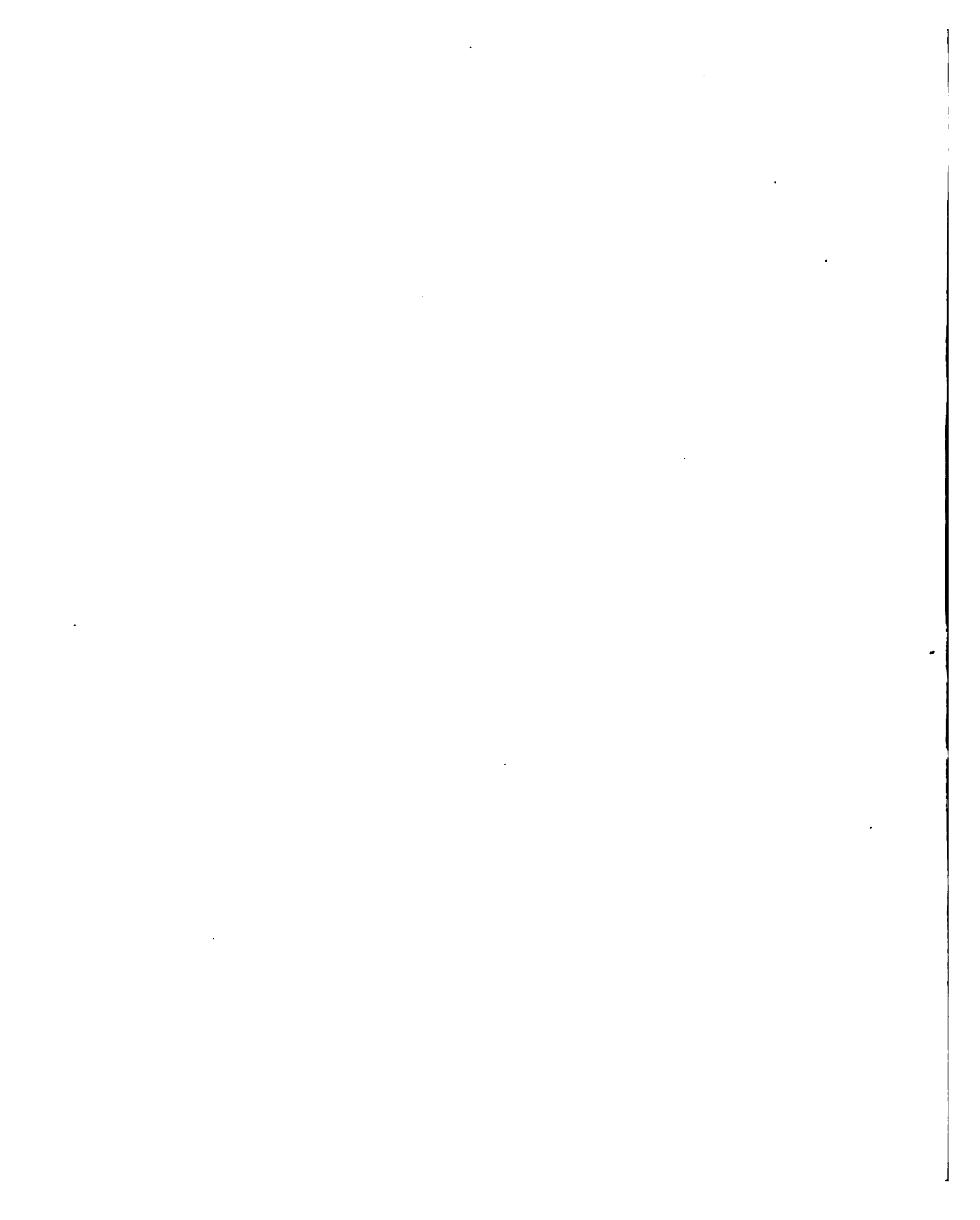
100















ALLGEMEINE  
LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1803.

---

ZWEYTER BAND.

(MIT EINER KUPFERTAFEL.)

---

APRIL, MÄY, JUNIUS.

GEORGE  
PUBLIC  
LIBRARY

---

JENA,

in der Expedition dieser Zeitung,

und LEIPZIG,

in der kurfürstl. sächsischen Zeitungs-Expedition.

1803.

XXXXXX  
XXXXXX  
XXXXXX

# Ueber die Siegesgöttin als Bild und Reichskleinod.

(Zur Erläuterung des Titelkupfers)

„Hoherhabene Nika bleibe  
„Mir durchs Leben getreu  
„Und laß nicht ab mich zu kränzen!“

gesagt werden darf, dadurch eine Probe aufzustellen,  
wie etwa eine *Kunst-Mythologie*, die wir noch immer  
vermissen, auszuarbeiten wäre.

Mit dieser Gebetsformel schloß gewöhnlich der Chor des griechischen Trauerspiels, wie wir aus mehreren Finalen beyan Euripides wissen. (S. Valaenaer zu Euripides Rhoenissen. p. 586. ff.) Dort galt es nur dem Kampfpreis dramatischer Dichter vor dem Richterstuhl der elf Männer, die im Namen des athenischen Publicums urtheilten. Aber welcher Hochherzige, welcher dem Edelsten zugewandte, mögte nicht dasselbe zum Ziel aller seiner Bestrebungen machen? Zwar jene Hochbegabte, Hochbegabende, von den Griechen Nike, von den Römern Victoria genannt, ist mit den würdigen Göttergebilden Griechenlands lange schon unserm Gesichtskreis und Sprachformen entrückt. Die Ehre, das Grundprincip monarchischer Verfassungen nach Montesquieu, hat uns Modernen den Genius des Ruhms dafür gegeben, ein zweydeutiges Nebelbild, kaum durch den Pinsel eines Caracci zu veredeln, als fliegende Fama aber mit den häßlichen Trompeter-Backen ein wahres Spottbild auf die Allegorie der Modernen. Wer wollte aber nicht gern wenigstens auf Augenblicke jener Himmelstochter des Alterthums, der Siegesgöttin seine Andacht weihen! Sie erscheint uns auf vorliegendem Kupfer-Umriss in ihrer würdigsten Gestalt; als Schutzgeist der ewigen Roma. Das Bestimmtere über diese holde Figur läßt sich nicht aussprechen, bevor nicht über ihre Entstehung und Ausbildung im Alterthum das Nothwendigere vorausgeschickt worden ist. Vielleicht ist es auch hier nicht ohne Reiz, die vieldeutigste, vielgebrauchteste unter allen Figuren der Antike auf ihren frühern Spalten zu verfolgen, und, wenn dies ohne Anpaßung

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

Die Göttin Nike ist ursprünglich nichts, als ein personificirter Beyname der grossen Jungfrau von Athen, der Pallas Minerva, oder mit andern Worten, die Göttin Athene hiefs lange selbst nur Niko, war selbst die Siegesgöttin, bis man anfang, ihre siegbringende Eigenschaft als einen eigenen Genius zu symbolisiren, die Phidias seinen zwey grössten Göttergebilden auf die Hand stellte, und damit einen unabsehblichen Schwarm größerer und kleinerer Siegesgöttinnen über die alte Kunstwelt ausliegen liefs. Mit den ältesten Herakleen, den Vorläufern und Vorbildern des homerischen Gesangs-Cyclus, trat auch die thebanische Onca, die cecropische Neith, (die Urahnin der athenischen Pallas Athene) in das schöne Vorrecht, allen gepriesenen Götteröhnen und Heroen, dem Perseus, Hercules, Jason, Oedipus, Theseus, bis auf Diomedes, Ulysses und Telemachos herab, siegverleihende Trutz- und Schutzgöttin zu seyn. Kein Kampf, kein halbrechendes Abenteuer, kein Irrsal, wurde bestanden, den nicht die Mannin-Jungfrau geleitet und gesegnet hätte. Sie war und hiefs davon selbst Nike, Sieg, und als die Götterkämpfe und Theogonien später geregelt wurden, that sie dem Zeus, was sie den Heroen geleistet hatte, half ihm den Sieg über die Giganten erkämpfen (Euripides Jon. 1529.) gab dadurch den Peplusickerinnen in Athen, und den daraus schöpfenden Bildhauern und Malern einen würdigen Gegenstand, (Visconti zum Pio-Clement. T. IV. p. 15.) und wurde nun selbst als Nike die Tochter eines Giganten oder Titanen (Davies zu Cicero de Nat. D. III. 23. Jacobs zur Anthologie T. I. p. 289.) den sie erschlug.



schlug, und mit dessen Haut sie ihre Aegide umpanzerte. Daher allein erklärt sich, warum die älteste Nike in und ausser Athen unbeflügelt und unbeflügelt gebildet wurde. Die hohe Athene bedurfte der Flügel zu ihren Götterschritten nicht, oder sie fuhr auf ihrem Götterwagen, mit unbewegtem Fuss, ohne Flügel, die rauschenden Lüfte mit ihrer Aegide, wie in einem Seegel, auffangend (so müßte wohl die schwierige Stelle in Aeschylus Eumeniden 400. verstanden werden). Daher überall die alte Nike ohne Flügel (*ἀπτερος*) auf der Acropole neben den Propyläen, Pausan. I, 22. p. 81. und in der Nachahmung des Calamis zu Elis Pausan. V, 26. p. 117. Wir wissen aus dem Fragment einer Rede des Lycurgus (Harpocrat. s. v. *Νίκη Ἀθηνᾶ* p. 125. Gron.) das dies alte Bild zu Athen flügellos, in der Rechten einen Granatapfel (Symbol aus dem Orient, woher schon Bonarotti *sopra alcuni Medaglioni* p. 66. die ganze Victoria-Vorstellung ableiten wollte) in der Linken den Helm haltend vorgestellt war. Läppisch und aus dem Munde des Sacristans, dem der curiose Antiquarius so viel nachschreibt, ist die Deutung, die Pausanias davon giebt, III, 15. p. 396. man habe der Siegesgöttin die Flügel genommen, damit sie fein hübsch einheimisch bleibe, und nicht davon flöge. Ein solcher Conzettino mag allenfalls dem griechischen Epigrammendichter hingehen, der uns erklären will, warum der Blitz einer Victoria die Flügel abschneidz, Analect. T. III. p. 208. CCLXXIX. Weit zierlicher, wenn es einmal allegorisch seyn muß, dichtete ein griechischer Comiker, Aristophan (Athen. XIII, 2. p. 563.), die Götter hätten dem muthwilligen Eros die Flügel abgeschnitten und sie der Nike ange-  
 setzt. Wir wissen aber auch noch ungefähr den Zeitpunkt anzugeben, wo die zur eigenen untergeordneten Göttin symbolisirte Nike Flügel bekam. Auf der Insel Chios lebte zwischen der L. und LX. Olympiade eine Bildhauer-Familie, wo der Vater Antherinus, die zwey Söhne Bupalus und Antherinus hießen. Plin. XXXIV. s. 4. Diese machten sich, wie es scheint, zum besondern Geschäft, die alten strengeren Götterfiguren in neue mehr allegorische und gefällige Gestalten umzuformen. Sie schufen aus der asiatischen ephesischen großen Mutter, später Artemis und Diana genannt, die Tyche, oder Glücksgöttin, und gaben ihr fürs erste die Kugel auf dem Kopf, die sie dann später unter die Füße bekam (Pausan. IV, 30.). Sie schufen aus eben jener ephesischen Diana die ehrwürdige Opis, auch Adrastea und Rhamnusia genannt. Sie beflügelten auch zuerst die Athene Nike, und trennten sie eben dadurch von der hohen Göttin selbst auf immer, die (einige Münzen mit besonderer Veranlassung abgerechnet, wie die geflügelte Siegesminerva auf dem köstlichen Agathocles im Wiener Cabinet Eckhel. Doctrin. Num. I, 261. oder auf den Münzen syrischer Könige mit dem Sieger-Beynamen Nicanor, Eckhel III, 230.) nirgends selbst mit Flügeln erscheint. Vergl. Voss mythol. Briefe II, 32. Das Antherinus der Vater die Nike zuerst beflügelt habe, lernen wir aus den Scholien des Aristophanes Av. 575. nach Ilg.

ne's nothwendiger und durch den Plinius vollkommener gerechtfertigter Verbesserung in seiner Kunstchronologie *Opusc. Acad. T. V. p. 356.*

*Sieg sitzt bey Kraft und Rath.* Wie herrlich sprach der große Phidias diesen Satz dadurch aus, das er seinen zwey göttlichen Colossen, der stehenden Pallas auf der Acropole in Athen, und dem sitzenden Jupiter Olympius die geflügelte Siegesgöttin selbst auf die vorgehaltene Rechte stellte, und damit den Urtypus angab, der die siegreiche Herrschergewalt bis auf die Barbarey des Mittelalters, und bis auf den gothischen Pomp unserer Kaiserkrönungen herab charakterisirte. Denn das der Reichsapfel nichts anders als die Victoria in den Händen Jupiters sey, wird sich sogleich aus der weitem Deduction ergeben. Die vier Ellen hohe (Pausan. I, 24.) bronzene Victoria auf der Rechten der Minerva von Phidias (s. die Hauptstelle in Arrians Dissert. Epictet. II, 8. p. 208. wo *Schwighäuser* in den Anmerkungen mit Recht eine Lücke im Text des äußerst corruptirten Pausanias vermuthet) hatte den Kranz in der Rechten, die Palme mit der Linken an die Schulter gelegt, wie sich aus Münzen, wo Minerva mit der Victoria auf der Hand erscheint, (z. B. auf den bekannten *Lysimachus Eckhel* II, 56.) mit Sicherheit schliessen läßt. Das bronzene Bild hatte Flügel von gediegenem Gold, weswegen die Schatzmeister des Tempels besonders verantwortlich waren; S. Harpocrat. p. 183. Gron., und so ist es kein bloßes poetisches Gold, wenn Aristophanes in seinen Vögeln sie als die Goldbeflügelte begrüßt. Von nun an erscheint die Siegesgöttin als dienstbarer Genius der Minerva (ungefähr wie Ampelos dem Bacchus zugeordnet ist) vielfach in ihrem Gefolge oder ihr selbst die Libation darbringend. Man erinnere sich hier nur an die zierliche Vasenabbildungen in *Tischbein's Engravings* T. IV. pl. 10. und 16. die sich gegenseitig erläutern, und an die prachtvolle Procession unter Ptolemaeus Philadelphus in Alexandrien bey dem Athenaeus V, 34. p. 278. *Schwigh.*, wo Alexanders goldene Bildsäule von Elephanten gezogen, in herrlicher Apotheose, zu seiner Rechten die Pallas, zur Linken die Victoria stehen hat. Ueberhaupt tritt hier das geistreiche Kunst- und Phantasiespiel ein, das mit diesen Siegesbildern bey feyerlichen Siegesgeprängen und religiösen Aufzügen in unendlicher Mannigfaltigkeit getrieben worden ist. Wahrscheinlich fand kein sogenanntes *iselaftisches* (*σιελαφτικόν*; S. zu Plin. X, Ep. 118.) Gepränge, kein Siegereinzug bey den heiligen Spielen statt, wobey nicht eine über dem Wagen schwebende Victoria den Kranz über dem Haupte des Siegers hielt, wie aus so vielen Münzen Großgriechenlands und Siciliens zu sehen ist. Daher und nicht bloß um die Flügel zu befestigen, wie anderswo behauptet worden ist, die breiten, über der Brust sich überkreuzenden Flügelbänder oder Baudolieren, die wir auf mehreren Victorienbildern, und unter andern auf der colossalen antiken *Marathon-Statue* der Victoria im Hübnerkreise vor den

dem neuen Schlosse in Sansloui bey Potsdam finden. S. Die *Ferienmaske auf den Bildwerken der alten Griechen* p. 83. Denn diese Bänder waren eben dazu da, um die fast horizontal schwebenden Siegesbilder an der dazu gehörigen Maschinerie zu befestigen. Auch bey dem römischen Triumph fehlte es nicht an dergleichen Siegesbildnissen; doch trug man sie da häufiger auf Stangen; S. Dio Cassius XLVII, 40. p. 520. mit Fabricius Anmerkungen, und daher zum Theil die große Menge noch vorhandener kleiner Bronzen, welche diese Siegesgöttin vorstellen, und unten zum Aufstecken angepaßt sind, in *Caylus Recueil* und in so vielen Museen; S. *Visconti zum Pio-Clement. T. II. p. 20.* und *Guattani Monumenti inediti per l'anno 1787. p. 20.* Denn daß sie als wirkliche Feldzeichen und Panniere gebraucht worden, läßt sich selbst aus der *Colonna Trajana* kaum beweisen. — Doch kehren wir aus diesem endlosen Gewimmel von Siegesgöttinnen zu jener Ehrwürdigen zurück, die Phidias seinem Olympischen Jupiter auf die Rechte stellte. (S. *Völkcl über die Bildsäule und den Tempel des Jupiter Olympius. S. 153.*) Sinnreich war, (wie sich aus einer sorgfältigen Vergleichung nachahmender Kaifermünzen, wo bald der Olympische Jupiter, bald die Pallas mit der Victoriola auf der Hand abgebildet wird, z. B. *Bonarotti Medagl. IV, 4. und VII. 4.* gar wohl bestimmen läßt,) der Gedanke des Phidias, die Victoria auf der Hand Minervens auswärts schreitend vorzustellen, denn von ihr geht der Sieg aus; hingegen die andere auf der Rechten Jupiters einwärts zum Vater selbst schreitend zu bilden, denn ihn krönt der Sieg. Die Nike ist seine Tochter. S. *Aristides Hymn. in Min. p. 20. Cant. und Wernsdorf zu Himerius p. 717. ff.* Was die Diadochoi oder Nachfolger Alexanders in ihren Selbstvergötterungen sich längst erlaubt hatten, sich mit Victorien auf der Hand in größten und kleinsten Format, in Colossalbildern und Münz Typen bilden zu lassen, mußte natürlich den weltbeherrschenden Imperatoren Roms noch weit ziemiender gestattet seyn. Die Republik hatte ihre Denare und Quinare sehr früh mit einem geflügelten und behelmten Pallaskopf, der wahren Victoria (s. *Eckhel V, 84.*) und später mit dem ganzen Bilde der Siegesgöttin (die bekannten *Victoriati*) ausgeprägt. Jetzt stellten sich die römischen Autocratoren das allgeliebte Siegesymbol auch auf die Hände; Wer des Beweises bedarf, findet sie zu Dutzenden in *Rafches* Wörterbuch. Doch diese Victoria bekam unter den spätern Kaisern auch noch eine bedeutende Basis. Wer kennt nicht den stolzen Begriff des *orbis Romanus*, des den Römern unterthänigen Weltkreises, unter welchem man bald die ganze Erdkugel zu verstehen anfang. Diese Kugel, die schon Jupiter dem Thronerben Commodus überreichend auf Münzen vorgestellt wird, wurde in der Kaiserreihe des dritten und vierten Jahrhunderts das feststehende Symbol der Weltherrschaft, und wenn der fromme Basilus Serm. de Adam. I. p. 68. Opp. einen ebllichen Landmann schildert, der in der großen Stadt zum ersten mal alles ankam; so nennt er unter den Gegenständen

den seiner Bewunderung auch die Kaiserbilder, die die Weltkugel mit ihren Fingern umspannen. S. *Lindobrog zum Ammian. XXI, 14. p. 222. Gronov.* Was war natürlicher, als daß man auf diese Kugel in der Kaiserhand nun auch noch das alte Lieblingsbild der Victoria stellte. So finden wir sie z. B. auf den Medaillons des Kaisers Probus mit *Bonarotti's* Anmerkung p. 354. Doch findet sich diese Vorstellung sogar schon auf einer Colonialmünze von Tarragona, die unter August geschlagen worden ist. S. *Vaillant Colon. T. I. p. 36.* Als Constantin das heidnische Rom mit seiner christlichen Anthusa vertauschte und das Kreuz, dem er so viel schuldig war, überall pflanzte; duldete man zwar eine Zeitlang auch noch die Siegesgöttin, aber sie erhielt doch nun das Kreuz in die Hand. Man bemerkt dies zuerst auf Münzen des Kaisers Jovian bey dem *Banduri. S. Eckhel VIII, 147.* Doch endlich stürzte auch dies Symbol, das unter allen heidnischen Bildern dem Christianismus am längsten getrotzt hatte; das Kreuz wurde allein auf die Kugel gestellt, und der Reichsapfel war fertig. Da *Canges* christliches Constantinopel und des gelehrten *Freher Origines Palatinae c. 13. p. 106.* haben schon lange die Beweise zu allen diesen gesammelt. Man darf aber in unsern Tagen, wo die verdrießliche Alterthumskunde oft als eine unnütze Stubenmagd gescholten wird, zuweilen auch an so etwas wieder erinnern. Auch v. *Murr*, der zuletzt über die Reichskleinodien geschrieben hat, hatte dem Forscher noch eine kleine Nachlese übrig gelassen. Unter den ähern, die man in *Pseffingers Vitriarias T. I. p. 880. ff.* in vollem Haufen angeführt findet, herrscht wirklich noch viel Verworrenheit.

Außer der Vorstellung der auf den Händen und in Processionen getragenen und fliegenden Siegesgöttinnen (*Victoriolae* des Cicero) sind vorzüglich noch zwey Classen dieser Bildwerke zu unterscheiden, die *Tropäenerrichtende* und *tragende* Victoria (*Τροπαιχχος*) worin sich die zwey schönsten Formen in *Tischbeins Vasengemälden IV, 21.* und im *Museo Clementino T. II. tav. 11.* verglichen *Pittura d'Ercolano IV, 50.* und *Bronzi T. II, 10.* eine ganze zahlreiche Familie aber auf geschnittenen Steinen (*Tassie's Catal. n. 7722 bis 7742*) anzeichnen, und die ankommende in der Vorstellung, als berühre sie im frischen Anfluge so eben den Boden. Letztere erblicken wir in der Antike, deren Umriss in der vorstehenden Kupfertafel gegeben worden. Nicht unruhlich ist auch ihr Wirken in der alten Römerwelt, und wenn man die Geschichte eines Bildwerks seinen Lebenslauf nennen darf: so ist die Biographie dieses Bildes eine der interessantesten in der ganzen Archäologie. Julius Caesar war in der Curia des Pompejus ermordet worden. Der junge Imperator Octavianus Augustus söhnte den Schatten seines Groß-Oheims unter andern auch dadurch aus, daß er eine neue prächtige Curia erbauete, und sie dem Divus Julius weihte. In der Vorhalle dieses Saales sollte ein bedeutendes Götterbild alles aussprechen, woran man sich zu denken habe. Eine Victoria wurde unter stelen

Ich im möglichsten Flatz gefunden. Seit König Hiero jene goldene geschickt hatte, deren Aufnahme und Weihung Livius so würdig erzählt XXII, 37., war auf und aufser dem Capitolium noch gar manche schöne Sieggöttin aufgestellt worden (ein ganzes Verzeichniß liefert *Juss. Rycke de Capit. Rom. c. 23. p. 294. bis 299.*) Allein man darf voraussetzen, daß Augustus gerade zu dieser ehrwürdigen Bestimmung die schönste Statue, die damals zu finden war, mit dem bedeutendsten Ausdruck gewählt haben werde. Das kunstreiche und feinstufige Tarent (s. Strabo VI. p. 429. A., wo doch der neueste Herausgeber das mildernde *άλλας* vor *ήμας* unbedenklich hergestellt haben sollte T. II. p. 292. *Isidore*) hatte gewiß auch eine Menge ausgezeichnete Sieggöttinnen von den trefflichsten griechischen Künstlern. Victoriolen auf der Hand des Taras oder Phajantus finden sich noch häufig auf den Münzen dieser Stadt. S. *Magnan Miscellan. Numism. T. I. tab. 40. II. T. III. tab. 44. 5.* Die schönste Tarentinische Victoria erhielt nun den Preis vor allen Mitbewerberinnen, und wurde hier aufgestellt. Nach einer Verordnung Augusts streuete jeder Senator bey dem Eintsitt Weibrauch auf dem Altar, der neben der Göttin stand. Sueton in Aug. c. 35. Das Bild muß in der That eine ungewöhnliche Hochachtung genossen haben, da es selbst bey dem Leichenconduct Augusts mit vorgetragen wurde. Sueton in Aug. c. 161. Die Cassius, dem wir sie Nachricht von seiner Aufstellung verdanken LI; 22. p. 635. sagt, es ist noch jetzt da (er war unter Severus im Jahre 222. zum zweytenmal Consul). Herodian erwähnt ihrer gleichfalls, und so läßt sich ihr Daseyn bis auf die ersten iconoclastischen und bilderfürnenden Zeiten des herrschenden Christianismus fortführen. Julian hatte die von Constantin entweihte Victoria wieder hergestellt, und so wie sie selbst unter den christlichen Kaisern noch immer geduldet worden, bis endlich im Jahre 384 unter dem eifernden Theodosius und dem stets bewormundeten Valentinian trotz aller Deputationen und Vorstellungen des Senats, der um seine Victoria Aehete, und der beredten Vorstellungen des hochherzigen Symmachus ungeachtet, auch diese Göttin ihr Todesurtheil empfing, und der Vers noch einmal in Erfüllung ging: *Ultima caelestium terrarum Astraea reliquit.* Sie mußte sich mit ihrem Vater Jupiter trösten, der zugleich in einem förmlichen Rathsdret abgesetzt und des Landes verwiesen wurde. S. *Gibbon's History of the Decline and Fall of the R. Empire T. V. p. 81 — 84.* und wo es gegen die Bitterkeiten deutscher Unpartheylichkeit bedarf, *Schröckh's Kirchengeschichte VII. 224. ff.*

Aber woher wissen wir, daß gerade eine so gealtete Victoria, wie unser Umriss darstellt, das Bildniß gewesen sey, dem über 400 Jahre die erlauchteste Rathsverammlung der Welt (auch noch in spätern Zeiten so wichtig, daß um ihr zu entgehn, Constantin eigentlich den Sitz seines Despotismus an dem Bosporus gründete) mit süßen Weibrauchwolken huldigte? Die Sache läßt sich durch Vergleichung alter Denkmäler und Schriftsteller aufser allen Zweifel setzen. Mehrere Münzen Augusts zeigen eine Victoria, die der unsrigen ganz ähnlich auf einer Kugel aufzuschwohen scheint. Die eine zeigt zugleich ein Gebäude, das alle Umstände zusammengenommen kaum etwas anders, als die Curia Julia seyn kann. S. *Eckhel VI. 85.* Wir wissen aber auch ferner aus der Schilderung jener Victoria, die mit bejahrter Ehrwürdigkeit in der Curia präsidirte, bey dem Prudensius ihre Gestalt so genau, daß man sie Stück für Stück mit unsrer Bronze vergleichen, und überall unverkennbare Aehnlichkeit finden kann. Diese Stelle ist *contra Symmachum II. 36. e recessione N. Heinsii.* Er fragt: wer ist der Gott des Sieges, und antwortet sich nun selbst:

*Est deus omnipotens: non peso crine virago  
 Non audo suspensa pede, strophisque revincta,  
 Nec timidus fuit ante sua vestita papillas.*

Hier trifft alles zu, die gekämmten ums niedliche Köpfechen zierlich gelegten Haare, die schwebende Berührung mit den bloßen Füßen, die Umgürtung unter den schwellenden Brüsten, das rückwärts flatternde Gewand. Wenn einmal eine Figur mit Worten gemalt werden soll: so kann man es schwerlich beredter und lebendiger thun, als hier geschehen ist. Den sonst schwerfälligen und aufgedunsenen Versdrechsler scheint die leicht schwebende Göttin, deren Vernichtung er sich so angelegen seyn läßt, wider seinen Willen angehaucht zu haben. Und wer wollte auch nicht bey ihrem Anblick, die sich so still und sittsam herabläßt, und in der Fülle ihrer Jungfräulichkeit doch einem zartgeschlossenen Blumenkelche gleicht, von Sehnsucht ergriffen und von dem Wunsche besetzt seyn, an dem himmlischen Kranz, den man in ihre Hände denken muß, auch Antheil zu nehmen? Auch der Gedanke, sie hier vor der Curia, wo sie gleichsam immer eine neue Siegesbotschaft zu bringen hat, gerade im Anflug ankommend zu bilden, wird immer Bewunderung verdienen. Auch ist er der angemessenste für die ganze Figur. Rasche Bewegung ist gleichsam die Bedingung ihres Wesens. Sie mit gesenkten Flügeln an einem Siegeszeichen oder sonst in ruhiger Stellung zu bilden, heißt eigentlich dem Wesen ihrer Bestimmung widersprechen, und dies scheinen auch alle die Künstler gefühlt zu haben, die sie mit rückwärts gebundenen Händen gefesselt vorstellten, wie auf der Gemme in *Lippert's Dactyliotheke III. 383.* und auf mehreren Nachahmungen in *Tassie's Catalogue n. 7691.* oder die auch der ruhenden die Flügel ganz wegnahmen, wie auf einem Agath des Königs von Preussen in *Begers Thesauvo Brandenb. T. I. p. 51.* oder in dem allegorischen Relief bey *Guattani Monumenti inediti per Anno 1786. p. 84.* Der Anflug selbst ist sehr graziös. Die fertigte Schülerin aus *Voltri's* oder der *Vigano Schule* würde noch weit hinter dieser

leis aufschwebenden und doch so kühnen Haltung des ganzen Körpers auf einer einzigen Fußspitze zurückbleiben. Gerade hierdurch unterscheidet sich dieses Bild von den meisten andern Victorienbronzen der Art, wo die Ankunft der Göttin durch das Zusammenhalten beider Füße angedeutet wird. Diese Stellung ist, wie schon Caylus bey einer übrigens sehr ähnlichen Figur bemerkt, *Recueil d'Antiquités* T. IV. p. 183 von den Vögeln abgelehnt, die ihre Füße gleichfalls zusammenschließen und ausstrecken, wenn sie sich irgendwo niederlassen wollen, woraus, beyläufig zu erinnern, auch der Taubenähnliche Gang der Göttinnen bey'm Homer *Ilias* V. 778 u. s. w. wohl am sichersten zu erklären seyn dürfte. Wer fühlt aber nicht, daß die hier gewählte Attitüde noch viel mehr Grazie mit Ausdruck verbindet und ein wahrer Triumph der plastischen Kunst genannt zu werden verdient? Wie sprechend ist endlich das zurückflatternde Gewand, um die Schmelze und Raubheit, womit die anliegende Göttin die Lüste zertheilt, malerisch anzudeuten. Lesern der alten Dichter werden die Stellen nicht entgehen, die bey der Schilderung liebender Schönen dasselbe Bild vor Augen hatten. Zum Verständniß der ganzen, meisterhaft geordneten Draperie dürfte es aber nicht überflüssig seyn zu bemerken, daß alles was wir hier vom Gewand erblicken, nur ein einziges Kleidungsstück im Costum der griechischen Jungfrauen vom dorischen Stamm ausmacht, und dasselbe ist, was die griechischen Künstler auch zur Drappirung der Dianen, Amazonen, Nymphen und spartanischen Jungfrauen stets gebraucht haben. *Dorisch* heißt in der griechischen Kunst (man denke nur an die dorische Säulenordnung) altgriechisch, und giebt den Begriff jener schnackelosen Einfachheit, die sich nur erst vom dem strengsten Gebot des Unentbehrlichen gelöst hat. Diese altdorische Gewand war eine Tunika der einfachsten Art. Zwey gleich lange und breite Stücke Tuch machten den Vordertheil und Hintertheil des Gewandes und blieben auf beiden Seiten fast ganz aufgeschlitzt. Ueber den Schultern faßte sie eine Art von Agraffe, unter welcher die ganz unbedeckten Arme frey hervorgingen. Ein doppelter Gürtel, der eine knapp unter den Brüsten (das nachmalige *Strophium*) der andere über den Hüften hielt die beiden Blätter (die höchstens unter dem linken Arm durch ein paar Stiche zusammengenäht waren, auf der rechten Seite aber von oben bis unten ganz offen blieben) an dem Leib geschlossen. Von der Hüfte an trennten sich beide Blätter des Gewandes und ließen daher selbst die nackten Oberschenkel durchsehen (daher die famöse Benennung *Φανουργίδας* Hüftentblößerinnen, bey den spartanischen Mädchen, bey welcher man doch *Heyne's* Bemerkungen *de Spartanorum Institutis* in den *Commentt. Gott.* T. IX. p. 22. nicht übersehen darf.) Dies ist die eigentliche altdorische oder auch peloponnesische Frauenkleidung (*Χιτων οχισος* Pollux VII. 55), die man späterhin, wo jonische Weichlichkeit den Frauen faltenreiche Ober- und Un-

tergewänder und asiatische Verhältnisse zur Sitte machte, überhaupt *διωριζεν* nannte. Alle hieher gehörigen Citate findet man zum *Hesyehius* T. I. c. 1054 und bey *Fischer's* *Anakreon* p. 404. ed. noviss. Es bedarf keines Erweites, daß gerade diese Bekleidung der griechischen Kunst, die überall nach dem Ausdruck des Nackenden stand, auch für ihre spätern Bildwerke äußerst willkommen seyn mußte, bey der leichtschwebenden Victoria aber zugleich auch symbolisch war. Auch bezieht sich die griechische Kunst aber Freyheiten, die diese Gewand verflattete, bey den verschiedenen Stellungen der Siegesgöttin. Sie lösten die heroischen Mädchen eine Agraffe über der Schulter, und entblößten so die eine Brust (der wahre Ursprung des Wort *Ἀμαζων*, wo man nur eine Brust sieht) Man findet dies nicht selten an den Siegesgöttinnen, besonders da, wo ihnen eine bestimmte Thätigkeit gegeben wird, z. B. das Beschreiben eines Schalles im *Montfaucon* T. I. pl. CCIX. 3. oder wo sie am Eingang der Mithrashöhle den mythischen Stier schlachtet, bey *Tassie* pl. 45. n. 7760. Löste man beide Schulteragraffen und die Gürtel (den *geminum cinctum* der römischen Dichter bey der Schilderung Dianens) so entstand völlige Nacktheit, wo nur auf einigen untern Theilen das Gewand nachlässig hangen blieb, wie auf der Tropäen stützenden Victoria im Clementischen Museum. Schritt der eine Fuß im Gehen rascher vorwärts: so zeigte er sich durch das aufgeschlitzte Gewand von oben bis unten ganz bloß, ein charakteristisches Merkmal der sogenannten *Victoria gradens*, wovon sich in *Caylus Recueil* T. II. pl. 85. und in den *Bronzi d'Ercoiano* Beyspiele finden. Diese Entblößungen verschmahete indess der Schöpfer unserer Victoria, da der Gegenstand der Lust auf beiden Seiten die getrennten Blätter des Gewandes aneinander treibt. Die Trennung selbst bleibt aber auf der einen Seite in wellenförmiger Einbiegung vollkommen sichtbar. Aber vor einem Irrthum, den die Betrachtung des bloßen Kupferstücks leicht veranlassen könnte, muß man hier um so mehr auf seiner Huth seyn, als diese Kleinigkeit noch täglich die lacherlichsten Mißgriffe in der Nachahmung der antiken Bekleidung in den Kunstwerkstätten und Ankleidezimmern unserer Schönen erzeugt. Die untere Ungürtung ist auch hier, wie fast überall auf Antiken, durch das darüber herausgezogene Gewand verdeckt. Was sich hier in der Mitte in reiche Falten aufschlägt, ist keineswegs ein sich hier endendes Obergewand, sondern nur der Faltenbausch, der durch das hier aufgeschürzte dünne, und keh daher auch leicht drappirende einzige Gewand hervorgebracht wird. Man muß sich nämlich vorstellen, daß dieses Gewand nach der Simplicität der damaligen Lebensart zugleich auch die verhüllende Nachtbedeckung machen, und daher, ungegürtet, weit über die Füße herabfließen mußte. Denn zwey Stücke Tuch waren damals zureichend, dem Menschen des Nachts zum Bette und bey Tage zur Bekleidung zu dienen (daher die weite Bedeutung von *εσθης, vestis*).

Sobald

Sobald man esse geht; oder ein Geschäft verrichten wollte, mußte man dies Schleppgewand mehr oder weniger zwischen dem Gürtel herausziehen, und dies hieß eben im alten Sinne *auffürzen*. So aufgeführt erscheint also auch unsere Victoria, zu deren Erklärung eine architettonische Stelle in Apulejus Metamorphosen II. p. 22. *Præ.* noch manchen lehrreichen Wink ertheilen könnte.

Das Original der hier abgebildeten Bronze, die schon ihrer seltenen Größe wegen Aufmerksamkeit verdient, befindet sich in Cassel, und macht eine Zierde des dortigen Museums, dessen bedeutende Kunstschatze von der geschmackvollen Gelehrsamkeit ihres jetzigen Aufsehers noch manche lehrreiche Er-

läuterung, wie namentlich im Fache der Numismatik, zu erwarten berechtigt sind. Der Casseler Bildhauer *Wolf* hat seinen andern Verdiensten auch dies hinzugefügt, einen äußerst gelungenen und reinen Abguss davon in der Größe des Originals (1½ franz. Fuß ohne die Kugel und Basis) in Gyps zu verfertigen, wovon er Liebhabern Exemplare für einen Carolin abliefert. Man wird nicht satt die holde Gestalt, als eine himmlische Erscheinung, zu bewundern. Wohl jedem, der die unschuldig aber nicht ungestraft Verbannete, allen Interdicten der Constantine und Theodosie zum Trotz, unter glücklichen Vorbedingungen bey sich einführen kann. Denn immer bleibt doch der Ausruf des Euripides wahr; *Καλὸν τὴ ἀμὰν.*

G. A. Böttiger.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 1. April 1803.

## GOTTESGELAHRTHEIT.

HALLE, in d. Waysenhausbuchh.: *Commentar über den Pentateuch von Joh. Severin Vater, Prof. der Theol. u. d. morgenländ. Spr. Mit Einleitungen zu den einzelnen Abschnitten, der eingeschalteten Uebersetzung von Dr. Alex. Geddes merkwürdigeren kritischen und exegetischen Anmerkungen und einer Abhandlung über Moses und die Verfasser des Pentateuchus. 1802. Erster Theil. die Genesis. 332 u. VIII S. Zweyter Theil. Exodus u. Leviticus. 332 und IV S. 8.*

Eine fleißige und brauchbare *Annotatio perpetua*, in welcher man nicht leicht eine der Erklärung bedürftige Stelle aufschlagen wird, ohne Winke oder wenigstens Materialien zu ihrer Aufklärung anzutreffen. Sie hat das eigenthümliche Verdienst, daß sie das für uns brauchbare der Geddes'schen Uebersetzung und Anmerkungen, das Beste aus einer Arbeit, die für den Boden ihrer Entstehung vortrefflich zu nennen ist und wohl auf lange Zeit unübertrefflich bleiben wird, überall aber ihrem Vf. ein ehrenvolles Denkmal stiftet, in Auszügen unter uns verpflanzt. Diese Freunde, mit möglichster Raumerparnis mitgetheilte, Ausbeute aber ist bey weitem nicht die Hauptsache. Durchaus mit berichtigenden Zufätzen ausgestattet, erscheint sie als mitaufbewahrt unter den übrigen vielen Erläuterungen, durch welche der Vf. theils, wie es sich versteht, nach andern guten Vorarbeiten, theils aber auch nach seinen eigenen, an der sonstigen classischen Philologie geübten, Talenten und Kenntnissen, seinen Autor den allgemeinen Gesetzen der Interpretation gemäß ununterbrochen und zweckmäßig beleuchtet. Ueberall dringt der Vf. auf den historischen Sinn. Allerdings muß es jedesmal die erste Frage des Exegeten seyn, wie der Autor den Gegenstand angesehen, und nach seiner Kenntniß und Urtheilskraft beschrieben habe. Mit Recht arbeitet deswegen der Vf. gegen die üble Gewohnheit, anderswoher geschöpfte Einsichten den alten Schriftstellern als die ihrige zu unterlegen. Aufser dieser ersten Pflicht der Interpretation aber mißkennt der Vf. auch die weitere Aufgabe nicht, durch deren Erfüllung man als pragmatischer Exegete nützt; wir meynen das Geschäft, Factum und Ansicht, Erfolg und Urtheil über die Ursache desselben zu unterscheiden und dabey aufzufuchen, was wohl der Ansicht, als Factum zum Grunde liege, und durch was für Eigenheiten des Erfolgs und des Erzählers das Urtheil des letztern, welches meist wie ein Theil der Begebenheit selbst vorgetragen ist, modificirt worden sey. Bey schwierigeren Stücken

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

ist die Literatur der besten Auslegungsschriften nachgewiesen. Geddes hat sich das Verdienst gemacht, die alten Uebersetzer fleißig zu vergleichen. Diese Vorarbeit hat Hr. V. aufgenommen, und wo sie minder vollständig war, vermehrt; z. B. verwendete er viel mehr Fleiß auf die älteste Völker- und Ländertafel Genes. 10. In der Genesis überhaupt ist Er auf die Verschiedenheit der an einander gereihten Erzählungen sehr aufmerksam. Auf die Endresultate hierüber, welche der dritte Theil in einer besondern Abhandlung liefern wird, ist Rec. zur Vergleichung mit seinen eignen Untersuchungen sehr begierig. Zur hebräischen Wortforschung gebraucht der Vf. nicht selten, doch seltener als Rec. es für nöthig und consequent hält, die verwandten Dialecte. Dem Rec. scheint, wenn man die Vergleichung der Dialecte nicht als eine bloße Nothhülfe und dadurch als ein unsicheres Verzweigungsmittel charakterisiren will (und so werden doch auch in andern Sprachen die Dialecte nicht angesehen!) als Grundsatz festgehalten werden zu müssen, daß man den hebräischen Dialect mit allen semitischen zusammengenommen immer als Einen gemeinschaftlichen Sprachschatz anzusehen habe. Allerdings entdecken sich alsdann viele Bedeutungen als besonderes Eigenthum dieses oder jenes einzelnen Dialects. Aber jedes Hauptwort, welches mehrere von ihnen gemeinschaftlich haben, gehört zum Ganzen der Sprache, und hat eine Bedeutung, aus welcher sich die particulären, welche man die dialectischen nennen könnte, erzeugt haben. Durch Entdeckung (nicht: Erdichtung) jener Grundbedeutung entsteht Zusammenhang im Ganzen und oft über die besondere Anwendbarkeit eines Worts ein besonderes Licht. Eine mit den übrigen Dialecten in der That unvereinbare Bedeutung aber kann mit Wahrscheinlichkeit im Hebräischen nie angenommen werden. S. 6. bemerkt der Vf. bey *אֵלֶּיךָ אֵלֹהִים* „diese beiden Ausdrücke stehen verbunden Deut. 32, 10. Hiob 12, 24. Pf. 107, 40. Jer. 4, 23. von einer schreckbaren und ungeheuren Wüsteney. *Leere* scheint der bloß hinzukommende Begriff zu seyn.“ Der Begriff dessen, wofür einem graut, dessen, was einen als formlos, ungestalt, leer gleichsam staunen macht, liegt in *אֵין* nach dem chaldäischen und syriscchen Sprachgebrauch, vgl.

auch *אֵין*. Eben so gewiß liegt in *אֵין* das *Leere* ganz eigentlich. Vgl. *אֵין*. Von *אֵין* sagt der Vf., die Ab-

leitung und Bedeutung ist ungewiß. Wenn man bloß die Parallelstellen vergleicht, allerdings. Nach dem Arabischen aber ist *أهامة*, *أهامة* eine niedere Ge-

gend, wo durch keinen Wind Bewegung ist, wo deswegen zu Lande eine drückende Hitze entsteht. Vgl. *depressiora loca*. Wie sehr schickt sich dies zu der noch nicht vom Winde bewegten Wassertiefe Genes. 1, 2. Auch in den andern Stellen entsteht hieraus ein bestimmter, von den übrigen zugleich genannten Arten der Gewässer unterscheidbarer Begriff: stille Wassertiefen. Bey *נחמ* beklagt der Vf. den Abgang einer weitern Hülfe der Dialecte. Dagegen sind aus Geddes die Versionen angeführt, die ein *επισημασθαι* darüber schweben bloß rathen. Sicherer ist es doch, in den Dialecten als Thatsache zu finden, daß die Bedeutungen des Pihelischen *נחמ* in der Einen sich concentriren: etwas fein, zart, daher auch wohl weich oder schwach machen, es fein, zart etc. behandeln; woraus denn auch die Seite, nach welcher *נחמ* auf den brütenden Vogel anwendbar ist, sich klar macht. Deut. 32, 11. nämlich beschreibt *נחמ* zwar einen Vogel, der *schweben will*; aber zum Schweben kommt es erst in den folgenden Prädicaten. In *נחמ* liegt die Ursache davon. Er will seine Jungen fliegen lehren; er „ist zärtlich, mitleidig über ihnen.“ Daher kommt es dann, daß er ihnen ausfliegen hilft. Schon das *ב* zeigt, daß in dieser Stelle nicht vom Schweben die Rede seyn kann. Der Vogel, der seine Junge fliegen lehrt, schwebt nicht über, sondern unter ihnen, um im Nothfall sie aufzufangen. Bey Exod. 12, 11. ist einige Verlegenheit über die Bedeutung *נחמ*, und wie diese mit der eigenen Definition Vs. 23. 27. harmoniere. Die Bedeutung *transire* ist, sagt der Vf., nicht erweislich, obgleich die Vulg. mehreremal und die Alex. Vs. 23. so übersetzen. Man kann hinzu setzen, daß auch Josephus und Philo *נחמ* durch *διαβατηριον* erklären. Und nichts ist erklärbarer, so, wie nichts

so gut zu Vs. 23. 27. paßt. *فشح* und *فشح* bedeuten: die Füße weit aus einander setzen und daher schon, mit *عن* construirt, sich von etwas entfernen. Im Hebräischen ist *נחמ* mit *ב* construirt. Was ist also näher, als: *dilatavit pedes super quem*, d. h. über einen wegschreiten (*δισβη εν αυτοις*) ohne nämlich sie zu verletzen, wie die Aegyptier; und gerade so fodert es die ganze Stelle. Dafs alsdann auch ein Hinkender, weil bey seinem Gehen die Füße weiter aus einander gezogen werden, *נחמ* heißt, ist eben so gut aus der gleichen Wurzel erklärbar. 2 Sam. 4, 4. heißt das Wort, wie 1 B. Kön. 18, 21. 26. nur hinkend, nicht: lahm. Der Vf. hat ein so vorzügliches Talent zur genauen Sprachforschung, einem Geschäft, zu welchem so wenige Lust, Fleiß und Vorkenntnisse genug vereinigen. Gerade deswegen wünscht Rec. äußerst, daß er diese Genauigkeit auf den ganzen Umfang des hebräischen Sprachstudiums so glücklich ausdehnen möchte, wie er sie auf des Fach der grammatikalischen Sprachlehre, der dennoch nie zu vernachlässigenden Erläuterung aus Parallestellen und anderer von ihm sehr gut genutzten Erläuterungsmittel angewendet hat. Zur Probe heben wir noch einige einzelne Bemerkungen aus. Bey Genes. 1, 5. giebt

Geddes den richtigen Wink, der alte Vf. sage nicht: aus Abend und Morgen ward der erste (zweyte etc.) Tag, sondern: es ward Abend, es ward Morgen, der erste Tag. Das heißt: die Meynung, als ob der alte Vf. seinen Tag mit dem Abend angefangen habe, wie in der Folgezeit die Juden, ist wirklich ein Vorurtheil, das auch Rec. bisher gehegt zu haben eingestellt, um es eben so öffentlich zurückzunehmen. Vielmehr beginnt das erste Lied der Genesis den Tageswechsel mit dem eigentlichen Tage. An diesem ward zuerst Licht. Dieser Tag geht in den Abend und die Nacht über; am Morgen aber schließt er, und nun ist Ein Tag vergangen. Dieses Vorurtheil abzulegen, ist nicht unbedeutend. Man schloß sonst der Art, den Tag vom Abend anzufangen, daß der alte Vf. des Lieds unter eine Nation gehörte, welche diese Gewohnheit hatte, *νυχθημερα* zu zählen. Man sieht, daß dieser Schluss aufgegeben werden muß. — Zur Bestätigung, daß das *Wir* 1, 26. auf ein Gespräch mit andern gegenwärtigen Gottähnlichen sich beziehe, wird mit Recht 3, 22. *נחמ* verglichen. Vgl. die *אלהים* *ב* im Prolog der Jobiade und in deren 38 Kap. Vs. 5. Zu *נחמ* paßt die Bemerkung gut, daß im Morgenlande gegen Abend sich ein erfrischender Wind zu erheben pflege. Vgl. Ruffel. Bey Genes. 3, 15. sagt der Vf. „die Bedeutung von *נחמ* muß aus dem Zusammenhang errathen werden. Es kommt nur noch Job. 9, 17. Ps. 139, 11. vor.“ Hier, vornehmlich da im Ps. 139, 11. die zu den andern beiden Stellen passende Bedeutung *durchbohren* *سوف* nicht paßt, scheint doch ein anderes Mittel, als bloßes Errathen, sich gar sehr zu empfehlen. Zu Ps. 139, 11. schickt sich die Bedeutung *ausspüren, entdecken*, *سوف*, welche zugleich erklärt, warum die Alex. auch Genes. 3. *τυπησει* sie wird belauern, übersetzen konnten, welches diesmal kein bloßes Errathen war; auch Onk. und die It. stimmen damit überein. Bey 4, 3. giebt der Vf. eine feine Spur an, um das Zeitalter dieses Fragments zu bestimmen. „Bey dem Opfer des Abels findet man sich in die mosaische Verfassung versetzt; das Fett der Erstlinge wird geopfert wie Num. 18, 17., und obwohl bloß männliche Erstlinge geopfert werden: so wird doch davon *בכורו* gesagt, wie Deut. 12, 6. 14. 23. Kains unblutiges Opfer ist eine *חבתה*.“ Rec. verbindet hiemit noch zwey auffallende Spuren später Entstehung: Im 1 Vs. ist außer der Phrase *נחמ* *נחמ* mit Gottes Hülfe (wenn man Exod. 6, 2. nicht Gewalt anthun will, muß man die Benennung Jehu vah für eine erst durch Mose eingeführte halten!) auch die unbegreiflich unrichtige Ableitung des Namens *קין* von *קין*. Ferner liegt im Vs. 15. schon der Begriff von Blutrache und zwar mit dem sicher nicht frühen Umstand verknüpft, daß der, welchem die Blutrache erlassen wurde, von der mit ihm wieder ausgeföhnten und durch Genugthuung begünstigten Verwandtschaft ein Wahrzeichen bekam, damit er sich gegen Angriffe anderer legitimiren konnte. So nachgiebig ward die Blutrache gewiß nicht frühe. Aus dieser Sitte floß die Dichtung, daß auch Gott dem Kain ein



solches ihm gegeben habe. 4, 22: wird statt  $\lambda\upsilon$  Vermuthet  $\lambda\upsilon$  Waffe. Nicht unwahrscheinlich. S. 83. wird eine Conjectur von Hn. Holmes zu der Alex. angeführt. In der Stelle 9, 6.  $\delta$   $\sigma\chi\epsilon\iota\omega\upsilon$   $\acute{\alpha}\iota\mu\alpha$   $\alpha\nu\theta\rho\omega\pi\iota\varsigma$ ,  $\alpha\nu\tau\iota$   $\tau\epsilon$   $\acute{\alpha}\iota\mu\alpha\tau\omicron\varsigma$   $\alpha\upsilon\tau\omicron\varsigma$   $\epsilon\kappa\chi\upsilon\theta\eta\sigma\iota\tau\alpha\iota$  sey zu lesen  $\alpha\nu\tau\iota$   $\tau\epsilon$   $\acute{\alpha}\iota\mu\alpha\tau\omicron\varsigma$   $\tau\omicron$   $\acute{\epsilon}\alpha\upsilon\tau\acute{\alpha}$   $\epsilon\kappa\chi\upsilon\theta\eta\sigma\iota\varsigma$ .  $\epsilon\pi\alpha\gamma$  statt  $\epsilon\pi\alpha\gamma$  scheint ohnehin von der Alex. angenommen worden zu seyn. — Wir können mit der Versicherung abbrechen, daß der Fleiß des Vfs., wenn er gleich in der Folge sich in seinem Raume etwas mehr einschränkt, durch die ganze Arbeit hindurch sichtbar bleibt, und daher das Ganze als ein sehr brauchbares Hülfsbuch zum Studium des Pentateuchus zu empfehlen ist.

## ERBAUUNGSSCRIFTEN.

BERLIN, b. Maurer: *Predigtentwürfe für das Jahr 1800.* von Joh. Fr. Zöllner, kön. Oberconf. und Oberchulrath, Probst in Berlin etc. Gedruckt zum Besten der Kirche. 1801. 256 S. Fortsetzung für das Jahr 1801. unter gleichem Titel. 1802. 264 S. 8.

Richtig gedachte, wohlgeordnete und mit Materialien hinreichend ausgestattete Predigtentwürfe hält Rec. für sehr nützlich. Ohne der Trägheit ein Polter unterzulegen, können sie den Kanzel-Vortrag anderer nähren, bilden und berichtigen helfen. Sollte die verächtliche Behandlung der Logik und Rhetorik, als theoretisch-praktischer Vorübungen zum Erfinden, Ordnen und Darstellen der etwa überhaupt eingesehenen Wahrheiten, sich noch weiter verbreiten: so würden mustermäßige Dispositionen für die Folgezeit noch mehr unentbehrlich werden. Wenn denen, welche sich und ihrer Pflicht genugthun wollen, nach dieser äußerst schädlichen, in der Studienzeit jetzt nur allzu gewöhnlichen Vernachlässigung jener gering geachteten, ihre Verachtung selbst aber sehr rächenden, Vorübungen bey weiterem Nachdenken über das Mangelhafte, Verworrene und nicht einmal zur Wiedererinnerung sich empfehlende Chaos ihrer Aufsätze und Vorträge ein Licht aufgehen muß: so können sie durch sorgfältiges Studium guter Predigtentwürfe noch am ehesten das Versäumte nachholen. Die meisten von den gegenwärtigen Entwürfen aus beiden Jahrgängen haben alle oben genannten Eigenschaften, welche einen guten Predigtentwurf charakterisiren. Wir wollen, zu Abkürzung unserer Anzeige, und da beide Lieferungen in ihrem Gehalt und Werth einander sehr gleich sind, die Gegenstände unserer Beurtheilung und die Proben des Inhalts aus dem neueren Jahrgang wählen. Selbst solche Themata, bey denen man zum voraus schwerlich eine befriedigende Ausführung erwarten möchte, wie Nr. 18. über Luk. 24. 12 — 35. „Wir werden diejenigen, mit denen wir in diesem Leben in Verbindung stehen, in jenem wieder finden,“ sind mit einer vorzüglichen Genauigkeit, behutsamer Absonderung des sonst eingemischten Aberglaubens, und möglichster Befriedigung über die Sache selbst ausgeführt. Mehrere andere Themata sind

äußerst glücklich gewählt, z. B. am 2. Pfingsttage: Mit der Sünde ist unausbleiblich Schüchternheit verbunden! (der Sünder fürchtet sich vor Gott, auch wenn er ihn nicht glaubt). Am Johannisfest: Die Lehre Jesu befreyt uns von unnöthiger Furcht! Am 4. Sont. n. Trin.: Es giebt in der Welt ungleich mehr Wiedervergeltung als man zu glauben pflegt! An eben- denselben: Es giebt eine tadelhafte und eine tugendhafte Gutmüthigkeit (von Hn. Pred. *Jenisch*). Am S. Lätare: Gott speiset uns durch die Natur eben so wunderbar, als Jesus seine Zuhörer in der brodlosesten Gegend (von Hn. Pred. *Troschel*) u. dgl. m. Bey einigen dagegen scheint uns das Thema den Text allzu sehr als bloßes Motto zu behandeln. Z. B. aus Joh. 3, 16 — 21. „also hat Gott die Welt geliebt“ erwartét man schwerlich je das Thema: Die Verherrlichung Gottes in der Natur, so sehr häufig diese aus andern Veranlassungen Gegenstand der Canzelvorträge werden soll. Auch aus der ganzen Disposition dieses Thema scheint keine Benützung des Textes hervor. Und doch müssen wir wohl die Texte als Hülfsmittel betrachten; durch welche wir unsern Zuhörern die Rück- erinnerung an das Gehörte und die für ihre Verstandescultur so nützliche, eigene Entwicklung der vor- getragenen Hauptsätze und ihrer Gründe erleichtern wollen. Sie sollen, wie Koheleth sich ausdrückt, die goldenen Nägel seyn, durch welche die Sprüche der Weisheit im Gemüthe der ungeübteren befestigt werden. Bey andern Texten, welche nun einmal so vertheilt sind, daß aus ihnen nicht häufig Materien, welche auf die Zeiten passen, ausgehoben werden können, finden wir die gute Methode gebraucht, den Ueber- gang vom Texte zu der gewählten Materie ausdrück- lich nachzuweisen. Am Sonntage nach dem Neujahr redet Hr. Z. der Zeit gemäß, von der christlichen Gemüthsverfassung, womit wir den ungewissen Schick- salen dieses Jahrhunderts entgegen gehen müssen (sol- len). Das Evangelium aber ist Matth. 2, 13 — 23. Sehr gut wird hiezu bemerkt: „den Herodes setzte die Zu- kunft in Schrecken. Er griff zu einem grausamen Mittel, und erreichte seine Absicht dennoch nicht.“ So ist der Uebergang glücklich gebahnt, da man gewiss ein so passendes Thema um eines nicht ganz passenden Textes willen nicht mit einem andern der Zeit minder angemessenen vertauschen möchte. Meist ist auch der Ausdruck dieser Entwürfe tadellos, wie es nothwan- dig ist, daß an die Stelle desjenigen Theils der Can- zelsprache, der im Umgang archaisch, schleppend und geschmackwidrig seyn würde, aus dem allgemein verständlichen der Umgangssprache das Gegenheil in die Canzelvorträge aufgenommen werde. Dagegen sind uns einige Reste jener Idiotismen um so mehr aufgefallen. Z. B. Wir müssen fortgesetzt gegen die Hindernisse des Guten auf unserer Hut seyn. Wir müs- sen vor unrichtiger Beurtheilung unsers Nächsten auf der Hut seyn. In der Umgangssprache hat der Vf. gewiss nie nöthig, sich vor einer so schleppenden Redensart zu hüten. Nur die Canzel scheint selbst diejeni- gen, welche die Sprache sehr in der Gewalt haben, noch gegen dergleichen Phrasologien unbehutsamer ma-



machen zu können. Dahin zählen wir auch S. 2. die Zeile:

Nur Einer ist droben im glänzenden Himmel,  
Der allem, was war und was seyn wird, gebeut.

Das übrige jener zum feyerlichen Chor am Neujahrstage ausgewählten Strophen ist erweckend und zweckmäßsig. Aber für einen, der andachtsvoll mitsingen wollte, würde die obige Zeile nichts weniger als erbaulich seyn. Man würde lieber das Gegentheil gefungen haben:

Nur Einer, der Erde so nah' wie dem Himmel etc.  
Aus ähnlichen Gründen sollten in einer gebildeten Stadt in einem allgemeinen Lobgesang am Neuenjahre Stellen, so matt, wie —

Du hast bis hieher uns gebracht.  
oder:

Ach, Segen werde unfer Theil etc.

nicht erschallen. Noch einmal aber muß ausdrücklich angemerkt werden, daß dergleichen einzelne Gegenstände des Tadels nur deswegen auffallen, weil sie, mit dem übrigen Ganzen verglichen, als völlig fremdartig erscheinen.

Die meisten Stücke der Sammlung sind von Hn. O. C. R. Zöllner, einige von den Hn. Predigern Trotschel, Senisch, Pappelbaum und Agricola.

AUGSBURG, in Riegers sel. Buchh.: *Die feyerlichen Opfer des Seelforgers im Zirkel seiner Heerde, oder liturgische Mess- Gelegenheits- und Vespergebete.* Zum Gebrauche bey öffentlichen Gottesverehrungen, von einem Regular-Landpfarrer. Mit Genehmigung des Hochw. Ordinariats zu Constanz. 256 S. 8. (10 gr.)

Dem Vf. dieser Schrift macht es Ehre, daß er das Zweckwidrige des Gebrauches der lateinischen Sprache

bey der katholischen Liturgie nicht allein selbst gefühlet, sondern auch seine Pfarrgenossen so weit aufgekläret hat, daß sie geneigt wurden, in der vaterländischen Sprache abgefaßte liturgische Formeln anzunehmen. Allein, daß er, der so weit in allen Zweigen der Theologie, so weit auch in der Muttersprache zurück ist, es über sich nahm, von diesen Formeln eine deutsche Uebersetzung oder Paraphrase zu liefern, oder auch statt der bisherigen neue zu verfertigen, dieß ist sehr zu bedauern. Wer kann es billigen, wenn ein Pfarrer dem Volke verkündigt: „In dem weißen langen Rocke, in der Gürtel, welche die Lenden des Priesters umgiebt, in der Stole etc. siehst du die Verpottung, die Stricke und Ketten deines leidenden Heilandes: und in der Binde (dem Manipel), die er am linken Arme trägt, das Schweisstuch, welches ihm auf dem Kreuzwege dargeboten wurde? (S. 28.). Wer bedauert das Volk nicht, dem folgendes Gebet für Kriegeszeit gegeben wird: „*Richte dich auf, o Gott! nimm dich deiner eigenen Sache an! Eile herzu, du Retter! in der Zeit der Bedrängnisse und der Noth. Verfolge unsere Feinde, und ergreife sie; und laß nicht ab, bis sie vertilgt sind. Zerbrich sie; und sie werden nicht bestehen können; sie werden unter deine Füße fallen, die sich erkühnet haben, über die Heere des lebendigen Gottes Lästerworte zu sprechen.*“ Auch über die *Anstalt*, vermöge deren der Vf. die Epistel von einem Schulmädchen, das Evangelium aber von einem Knaben bey der Liturgie ablesen läßt, glaubt Rec. seine Unzufriedenheit äußern zu müssen. Zuverlässig wäre es zweckmäßiger, und der Würde einer öffentlichen Gottesverehrung angemessener, wenn dieß Geschäft, wie es vor etwa 16 Jahren in der katholischen Hofkapelle zu Stuttgart geschah, von dem Geistlichen selbst übernommen würde.

## KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELEHRHEIT. Erfurt, in d. Henning. Buchh.: *Anti-Reich vom Fieber und dessen Behandlung überhaupt.* Als Vorläufer eines größeren Werks in 4 Bänden unter dem Titel: *Fieberlehre.* 1801. VIII. und 48 S. 8. (5 gr.) In der Vorerinnerung ist das fehlerhafte und unrechtmäßige Verfahren Hn. Reichs in Rücksicht der Anzeige und Bekanntmachung seines neuen Fiebermittels gerügt. Die Principien, von denen der Vf. zur Begründung seiner Theorie ausgeht, sind dieselben, die Hn. R. leiteten, nämlich die schwankenden Principien der animalischen Chemie. In dieser Hinsicht treffen also alle Vorwürfe, die Hn. R. Schrift trafen, auch die gegenwärtige. Sehr verschieden sind aber die aus jenen Principien gezogenen Folgerungen. Der Vf. setzt die nächste Ursache der verschiedenen Fieber in ein entweder im ganzen Körper oder in einzelnen Theilen vermehrtes Verhältniß des Sauerstoffs zu den übrigen Stoffen; und verwirft die von R. ange-

stellte Vergleichung des Fiebers mit einer Gährung gänzlich. Nach dem Vf. besteht das ganze Geschäft eines Arztes bey Heilung eines Fiebers darin, das Uebermaß des Sauerstoffs aus den Theilen des Körpers, die daran leiden, zu entfernen, alle sauerstoffhaltige Materien abzuhalten, dagegen hinlängliche Materien in den Körper zu bringen, die fähig sind, sich mit dem Sauerstoff des leidenden Theils zu verbinden, oder, wenn die Krankheit in einem edlen Organe ihren Sitz hat, in anderen weniger edlen Theilen die Verwandtschaft zum Sauerstoff zu vermehren. Demnach sind alle Mittel, die Mangel an Sauerstoff haben, die wahren Fiebermittel. Noch bis jetzt hat der Vf., unsers Wissens, das auf dem Titel angekündigte größere Werk nicht folgen lassen, und Rec. hofft, daß er von seinem Vorhaben ganz abstehe werde; wünscht aber, daß er den Scharf sinn, den er in dieser Schrift gezeigt hat, auf eine andere Weise zum wahren Nutzen der Heilkunde anwenden möge.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 2. April 1803.

## ARZNEITGELAHRTHEIT.

WIEN: *Observations et expériences sur l'inoculation de la Vaccine.* Par Jean de Carro, Dr. en Médecine. 1801. 216 S. 8. m. 1. ill. Kupf. (1 Rthlr. 4 gr.)

Diese Schrift des Hn. de C., eine der vorzüglichsten Schriften über die Kuhpocken, fand einen so schnellen Abgang, daß der Vf. sehr bald, eine zweyte verbesserte und vermehrte Ausgabe davon veranstaltete, unter dem Titel:

WIEN, b. Geistinger: *Observations et expériences sur la Vaccination.* Par Jean de Carro, Dr. en Médecine. Seconde édition corrigée et considérablement augmentée. 1802. 283 S. 8. m. 1. ill. Kupf. (1 Rthlr. 4 gr.)

Wir halten es für das zweckmäßigste, den Leser erst mit dem Inhalt der ersten Ausgabe bekannt zu machen, und alsdann nach einer treuen Vergleichung die in der zweyten befindlichen Verbesserungen und Zusätze kurz anzugeben.

Nach einigen wenigen Bemerkungen über die verschiedene Benennung der Kuhpocken, findet man die vollständige Geschichte der Entdeckung und des Ursprungs der Kuhpocken gut zusammen gestellt. Dann folgt eine kurze Beschreibung der Kuhpocken nach des Vfs. eigenen Beobachtung. In einigen folgenden Kapiteln beleuchtet der Vf. einige die Kuhpocken betreffende Fragen; im neunten ertheilt er Nachricht von der im J. 1799 zu London errichteten Kuhpocken-Impfanstalt. In Untersuchung der Frage über die Möglichkeit, die Kuhpocken öfters zu haben, und dieselben nach überstandenen Kinderblattern zu bekommen schließt der Vf. mit Pearson, daß man die Kuhpocken nicht nach den Kinderblattern, noch die wahren Kuhpocken zweymal haben könne. Die Frage, ob die Kuhpocken ohne Impfung ansteckend sind, beantwortet der Vf. mit nein. Ueber den im Impfspital zu London von Woodwille bemerkten allgemeinen Ausschlag findet man die verschiedenen bekannten Erklärungen hier beysammen. Die Frage; ob ein deutliches Fieber nothwendig ist, um von dem blatterwidrigen Erfolg der Kuhpocken versichert zu seyn? wird verneint; vielmehr hält der Vf. den rothen Hof für ein gewisses Zeichen, daß die Kuhpocken-Lymphe ihre Wirkung auf das ganze System hervorgebracht hat; eine Behauptung, die er noch in dem Anhang durch einen Brief des Hn. D. Jenner bestätigt. Nach angestellter Vergleichung der Kuhpocken und Kinderblattern zeigt der Vf. die mittelbaren und unmittelbaren Vorzüge jener vor diesen, und widerlegt einige Einwürfe gegen die Annahme der Kuhpocken. Dem Beweise, daß es keine Fälle giebt, wo Kinderblattern nach den Kuhpocken erschienen sind, und verschiedenen Bemerkungen über die Impfmethode folgen endlich Nachrichten von 200 Kuhpocken-Impfungen des Vfs. aus seinem Tagebuche. — Das Ganze empfiehlt sich durch seine Vollständigkeit und schöne Schreibart.

In der zweyten Ausgabe hat der Vf. alle Aufschlüsse, die Theorie und Erfahrung seit jener ersten Auflage gaben, an den gehörigen Orten eingeschaltet, und was einer Verbesserung und Berichtigung bedurfte, sehr zweckmäßig abgeändert; wodurch die zweyte Ausgabe einen größeren Umfang erhalten hat.

So finden wir S. 70. die Erfahrung Moreau's, daß Einreibungen von Kuhpocken-Lymphe in die unverletzte Oberhaut keine Wirkung hervorbrachten, S. 121, Nachricht von einer Impfanstalt in der cisalpinischen Republik, S. 140. bittet der Vf. im Namen der Menschheit diejenigen, die die Einimpfung der Kuhpocken innerhalb Wien verboten haben, das Verbot zurückzunehmen. Weiterhin werden einige neuere Einwürfe gegen die Kuhpocken mit vieler Bescheidenheit widerlegt. S. 196. erzählt der Vf., er habe eines Tags 5 Kinder einer Familie mit flüssiger gut gewählter Kuhpocken-Lymphe geimpft, aber ohne Wirkung; nach der zweyten Impfung hätten alle 5 Kinder regelmäßige Kuhpocken bekommen. Bey dieser Gelegenheit sagt er: *On seroit donc en droit de conclure qu'outre la disposition momentanée, il y a une certaine affinité entre tel vaccin, et tel individu.* In wie fern der Vf. hierin Recht hat, kann nur eine fortgesetzte allgemeine Aufmerksamkeit auf den körperlichen Zustand sowohl der Subjecte, welche man einimpft, als auch derer, von denen die Kuhpocken-Lymphe genommen wird, in der Folge zeigen. — Ganz neu hinzugekommen ist das 17te Kap., welches sehr zweckmäßige Ideen des Vfs. über die Mittel, die Kuhpocken-Impfung zu erleichtern, und die Kinderblattern auszurotten, enthält.

WIEN, b. Vf.: *Beobachtungen und Erfahrungen über die Impfung der Kuhpocken* Von Johann de Carro, d. A. K. D. Aus dem Französischen übersetzt von Dr. Joseph von Portenschlag. 1801. 220 S. 8. m. 1. ill. Kupf. (1 Rthlr. 4 gr.)

Ist eine wohlgerathene Uebersetzung der ersten Ausgabe, für welche Hr. v. P. den Dank aller derer verdient, die der französischen Sprache nicht kundig sind.

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

tern zeigt der Vf. die mittelbaren und unmittelbaren Vorzüge jener vor diesen, und widerlegt einige Einwürfe gegen die Annahme der Kuhpocken. Dem Beweise, daß es keine Fälle giebt, wo Kinderblattern nach den Kuhpocken erschienen sind, und verschiedenen Bemerkungen über die Impfmethode folgen endlich Nachrichten von 200 Kuhpocken-Impfungen des Vfs. aus seinem Tagebuche. — Das Ganze empfiehlt sich durch seine Vollständigkeit und schöne Schreibart.

In der zweyten Ausgabe hat der Vf. alle Aufschlüsse, die Theorie und Erfahrung seit jener ersten Auflage gaben, an den gehörigen Orten eingeschaltet, und was einer Verbesserung und Berichtigung bedurfte, sehr zweckmäßig abgeändert; wodurch die zweyte Ausgabe einen größeren Umfang erhalten hat.

So finden wir S. 70. die Erfahrung Moreau's, daß Einreibungen von Kuhpocken-Lymphe in die unverletzte Oberhaut keine Wirkung hervorbrachten, S. 121, Nachricht von einer Impfanstalt in der cisalpinischen Republik, S. 140. bittet der Vf. im Namen der Menschheit diejenigen, die die Einimpfung der Kuhpocken innerhalb Wien verboten haben, das Verbot zurückzunehmen. Weiterhin werden einige neuere Einwürfe gegen die Kuhpocken mit vieler Bescheidenheit widerlegt. S. 196. erzählt der Vf., er habe eines Tags 5 Kinder einer Familie mit flüssiger gut gewählter Kuhpocken-Lymphe geimpft, aber ohne Wirkung; nach der zweyten Impfung hätten alle 5 Kinder regelmäßige Kuhpocken bekommen. Bey dieser Gelegenheit sagt er: *On seroit donc en droit de conclure qu'outre la disposition momentanée, il y a une certaine affinité entre tel vaccin, et tel individu.* In wie fern der Vf. hierin Recht hat, kann nur eine fortgesetzte allgemeine Aufmerksamkeit auf den körperlichen Zustand sowohl der Subjecte, welche man einimpft, als auch derer, von denen die Kuhpocken-Lymphe genommen wird, in der Folge zeigen. — Ganz neu hinzugekommen ist das 17te Kap., welches sehr zweckmäßige Ideen des Vfs. über die Mittel, die Kuhpocken-Impfung zu erleichtern, und die Kinderblattern auszurotten, enthält.

WIEN, b. Vf.: *Beobachtungen und Erfahrungen über die Impfung der Kuhpocken* Von Johann de Carro, d. A. K. D. Aus dem Französischen übersetzt von Dr. Joseph von Portenschlag. 1801. 220 S. 8. m. 1. ill. Kupf. (1 Rthlr. 4 gr.)

Ist eine wohlgerathene Uebersetzung der ersten Ausgabe, für welche Hr. v. P. den Dank aller derer verdient, die der französischen Sprache nicht kundig sind.

WIEN, b. Geißlinger: *Expériences sur l'origine de la Vaccine par J. G. Loy, D. M. Traduit de l'Anglois par Jean de Carro, D. M. Avec quelques observations du traducteur, et des fragmens de sa correspondance avec le Docteur Jenner sur le même sujet. Supplément à ses Observations. 1802. XI. und 45 S. 8. (6 gr.)*

WIEN, in Geißlingers Buchh.: *Versuche über den Ursprung der Kuhpocken von J. G. Loy, M. D. Aus dem Englischen übersetzt, von Johann de Carro, M. D. Mit einigen Beobachtungen des Uebersetzers, und Fragmenten aus dessen Correspondenz mit Dr. Jenner über diesen Gegenstand, Als Anhang zu den Beobachtungen und Erfahrungen über die Kuhpocken. 1802. X. u. 53 S. 8. (6 gr.)*

Die wohl erdachten und sorgfältigen Versuche des Vfs. beweisen, daß Jenner nicht mit Unrecht den Ursprung der Kuhpocken von einer Krankheit an der Ferse des Pferdes hergeleitet habe. Hr. de Carro verdient wegen vorliegender Uebersetzung eines für die Geschichte der Kuhpocken wichtigen Aktenstücks um so mehr unsern Dank, da uns die Engländer noch immer gar keine genaue Beschreibung des Greafe gegeben haben. Wir sind darüber auf dem festen Lande noch in großer Dunkelheit: die Franzosen verstehen darunter bald *Savart*, bald *les eaux aux jambes*, die Deutschen bald *die Maucke*, bald *die Wasserfüsse*, die Italiäner bald *Giardoni*, bald *Vesiconi*. Der Vf. findet sich durch Thatfachen bestimmt, zu mutmaßen, daß es zwey Arten von Greafe gebe, die sich in ihrer Kraft, den Menschen und Thieren die Krankheit mitzutheilen, von einander unterscheiden. Auch giebt er Umstände an, deren Beachtung zur Mittheilung höchst nöthig ist. Der Uebersetzer bestärket des Vfs. Meynung durch einige angehängte Beobachtungen und einige Bruchstücke einer Correspondenz mit Jenner.

ERFURT, in d. Henning. Buchh.: *Beobachtungen über die Kuhpocken nebst einigen Bemerkungen von D. A. F. Nolde, Prof. zu Rostock. 1802. 191 S. 8. (16 gr.)*

Sehr richtig ist es, daß wir über die Kuhpocken und ihre Impfung noch keine in aller Rücksicht vollständige Erfahrung haben, und daß es noch immer wünschenswerth ist, daß sowohl die aufmerksamen Beobachtungen als ihre kritischen Würdigungen fortgesetzt werden. Vorliegende Schrift verdient, wenn sie gleich nichts eigentlich Neues enthält, doch von allen Impfarzten gelesen zu werden, da in derselben neben manchem, was noch Bestätigung oder Berichtigung bedarf, manches vorkommt, was sehr der Beherrschung werth ist.

Der Vf. impfte in Rostock zuerst, und zwar nahm er vom November 1800 bis zum April 1801, wo er seine literarische Reise antrat, 38 Impfungen vor, aus deren einzeln erzählten Geschichten Rec. das merkwürdigste ausheben will. Die Impfmethode, welcher der Vf. sich bediente, war diese: er machte mit der

Impfnadel in dem Umfange eines Groschens eine Menge kleiner Stiche unter die Oberhaut, und benutzte das hervordringende Blut oder Blutwasser zur Anfeuchtung der Fäden. Rec. hätte gewünscht, der Vf. wäre bey der gewöhnlichen Methode geblieben; die Erscheinungen können bey veränderter Art zu impfen unmöglich dieselben bleiben; wie dieses auch aus des Vfs. Beobachtungen bewiesen ist, und es muß nothwendig dadurch Verwirrung veranlaßt werden. Rec. findet daher die Beschreibung der Erscheinungen an der Impfstelle lange nicht genau genug; auf die Kriterien der wahren Kuhpocken ist dabey fast gar nicht Rücksicht genommen. Die Beschreibung der vergehenden wahren Kuhpocken-Pustel ist allein so, wie Rec. sie in der Natur gefunden hat; in der Mitte der Pustel zeigt sich eine flache Vertiefung, die mit einem schwarzen (noch öfterer braunen) Schorf bedeckt ist, und von einem blasigten gelbgrauen Ring umgeben wird. Spricht der Vf. von der Kuhpocken-Lymphie, so nennt er sie bald eine weiße, bald eine weißliche Feuchtigkeit: obgleich durch die Erfahrung bewiesen ist, daß ächte Kuhpocken-Lymphie allemal wasserhell ist. In 37 der beschriebenen Impffälle sah der Vf. an verschiedenen Theilen des Körpers Kuhpocken-Ausschlag, ja sogar in zwey Fällen schon einige Tage vor dem merkbaren Eintritt des Fiebers. In 3 Fällen bemerkte er den specifischen Blattergeruch aus dem Munde. Bey der ersten Impfung, die der Vf. am 10ten November vornahm, sah er am 14ten schon eine kleine Blatter auf der Backe, am 15ten hatte das Kind gefrostelt, die Impfstellen waren röther im Umfange, die Blatter auf der Backe weg, aber jetzt ein wahrer Blattergeruch aus dem Munde. Den unter Nr. III. vorkommenden Fall muß Rec. seiner Wichtigkeit wegen ausführlicher anzeigen. Ein nicht geimpftes benachbartes Kind, welches jenem Impfling täglich besuchte, ihn küßte und umarmte, klagte am 20ten November über Kopfweh, war träge und niedergeschlagen, hatte besondere Stimmung zum Weinen, keinen Appetit, viele Hitze, nachdem es schon Tages vorher eine rothe Geschwulst an dem linken Mundwinkel gehabt hatte. Am 21sten sah der Vf. die Stelle von der Größe eines Zweygroschenstücks, an welcher sich auf einem dunkelrothen Grunde von erysipelatöser Beschaffenheit eine Menge kleiner Hervorragungen zeigte, die am 22sten anfangen, pustulös zu werden. Das Befinden war besser: es zeigten sich einige schwach erhabene rothe Flecken hinter dem linken Ohre, die aber am 23sten wider verschwunden waren. Die Pusteln an Munde, welche vorher eine ziemlich klare weißliche Feuchtigkeit enthalten hatten, gingen nun allmählig an einen Schorf zu bilden. Zugleich war am Zeigefinger der linken Hand eine sehr erhabene rothe Blatter mit einer gelblichen Spitze, aber ohne Vertiefung zum Vorschein gekommen. Am 24sten: frische Blattern in der Gegend des Mundes. Am 25sten: die Pustel am Finger trocknete ab, die am Munde aber waren in voller Blüthe. Bis zum 29sten kamen täglich neue Blattern auf dem Kopfe, in der Gegend des Mundes, im Gesicht, auf der Brust, an Händen und Füßen hervor.

Wäh-

Während der Zeit versicherte die Mutter auch einen Blattergeruch aus dem Munde bemerkt zu haben. Am 4ten December hatte sich der Ausschlag mehrentheils verloren. Am 7ten war alles abgetrocknet bis auf eine platte Pustel an der inneren Fläche der Hand, die eine seröse Flüssigkeit enthielt, einen blaurothen Hof hatte, und erst am 9ten ein zusammen gefallenes Ansehen bekam. Während der Krankheit giengen mehrere Spulwürmer ab. Die pustulöse Stelle am Munde verhielt sich übrigens im Ganzen wie die Impfwunde an dem Arme des ersten Kindes. — Der Vf. sagt: er hätte sich aus mehreren Gründen nicht entschliessen können, von den drey ersten Impfungen, die er mit einer von dem Hofmedicus *Sachs*e erhaltenen Kuhpocken-Lymphe verrichtete, selbst Lymphe wieder aufzunehmen, und habe sich deshalb aufs neue an Hn. *S.* gewandt. Fast sollte man auf den Gedanken kommen, es hätte dem Vf. bey den drey ersten Impfungen die Ueberzeugung gefehlt, das das hervorgebrachte ächte Kuhpocken gewesen sind! Nur spricht das, was der Vf. in seinen Bemerkungen über diese drey Fälle sagt, dagegen. Nach der Zeit hat der Vf. selbst Kuhpocken-Lymphe aufgenommen und damit geimpft. Er bemerkt aber in seiner Schrift nie, an welchem Tage der Impfung er Lymphe aufgenommen hat, weil er dafür hält, die grössere oder geringere Empfänglichkeit des Körpers mache darin eine zu grosse Verschiedenheit. Wollte Rec. auch dieses entschuldigen, so muß er doch das als einen Fehler bemerken, das der Vf. die Beschaffenheit der Impfpustel und die Zeit der Einwirkung auf die allgemeine Constitution nicht angiebt, wenn er Kuhpocken-Lymphe aufgenommen hat.

Die Bemerkungen machen den vorzüglicheren Theil der Schrift aus. Der Vf. will dreyerley Kuhpocken-Ausschlag gesehen haben: 1) blosse rothe Flecken, 2) kleine Stippen bald mit bald ohne Hof, 3) wahre Pusteln, anfangs mit einer dünnen wässerigen, nachher aber eiterartigen Flüssigkeit. Den specifischen Blattergeruch aus dem Munde rechnet der Vf. zu den diagnostischen Zeichen der Kuhpocken, und will ihn nur immer dann gefunden haben, wenn die Infection nicht mehr örtlich war, und die vorher feuchte und reine Zunge unrein zu werden angefangen hatte. Rec. hat ihn bey mehreren hundert geimpften Subjecten nie gefunden. Aufmerksame Beobachtung mehrerer Impfarzte wird darüber entscheiden müssen! Der Achselschmerz beweiset nach dem Vf. für die künftige Sicherheit eines geimpften Kindes nichts. (Auch in Verbindung mit den übrigen Zeichen nicht?) Der Vorschlag, in jedem Lande von einigem Umfange, ein Impfscomtoir zu errichten, welches den Debit der Impfinaterie für dasselbe übernehme, ist gut; und das Beyspiel des bereits in Berlin bestehenden wird vielleicht bald mehrere zur Folge haben. Von dem unter Nr. III. angezeigten Fall meynt der Vf., das, da eine Ansteckung durch den Kufs und wahrscheinlich auch durch Dunst aus dem Munde geschehen sey. Gesetzt, das dieses Kind wirklich die Kuhpocken gehabt habe, welches dem Rec. aber noch lange nicht

erwiesen scheint: so ist es nicht schwer, sich, ohne zur Annahme jener Ansteckung seine Zuflucht zu nehmen, ungezwungen die Mittheilung auf andere Art zu erklären. Ausserdem ist ja auch des Vfs. Meynung durch die bekannten Untersuchungen des Neffen des Dr. *Ed. Jenner* über die Ansteckung der Kuhpocken ohne Impfung schon allein fattsam widerlegt.

Rec. erkennt übrigens ganz den Werth der Bemerkungen des Vfs., und wünscht, das diese Schrift viele Leser finden möge. Würden doch auch durch diese Schrift alle diejenigen, welche in dem Wahn stehen, man müsse, wenn man irgend etwas über die Kuhpocken bekannt zu machen habe, die Geschichte der Kuhpocken beyfügen, und wenn man sie auch zum hundertsten Male wiederholen sollte, eines andern belehrt!

STENDAL, b. Franzen u. Grosse: *Die Englischen oder die Schutzpocken heilen die Blindheit eines zarten Kindes; nebst der Beschreibung einiger gemachten Impfungen, und einem Anhang literarischen Inhalts von Dr. J. J. Schmidt, praktischem Arzt, Wundarzt und Accoucheur zu Boizenburg. 1802. VIII. u. 194 S. 8. (12 gr.)*

Der Vf. hätte in mehrerer Rücksicht sehr wohl gethan, wenn er diese Schrift nicht herausgegeben hätte! Unter einem ganz sonderbaren Gemische von Sachen, die man dem Titel nach gar nicht erwarten sollte, wird das, was den Hauptgegenstand ausmachen sollte, S. 115—123. abgefertigt. Das Kind des Tagelöhners *K.* machte, wenn es die Brust haben wollte, mit dem Kopfe so viele und besondere Bewegungen, als wenn es die hingehaltene Brust nicht finden, noch die in den Mund gesteckte Warze anerkennen wollte; dabey war das Kind auffallend munterer als sonst Kinder des Alters (wodurch es dieses äusserte, liest man nicht). Der Vf. wurde, wie das Kind  $\frac{1}{2}$  Jahr alt war, gerufen, fand alles dieses (freylich sehr wenig!), und erfuhr, das Kind habe 6 Wochen nach der Geburt einen Ausschlag auf dem Kopfe gehabt, der durch Salben u. dgl. Quacksalbereyen zurückgetrieben wäre, und seit der Zeit habe das Kind obiges Betragen geäußert. Nach der Bemerkung S. 116., das das Kind ganz auffallende Nervenleiden äusserte, (deren Beschreibung aber ganz fehlt) sagt der Vf. „ganz natürlich, denn der Ausschlag war zurückgetreten, und Gott weis wohin, wenn gleich nicht auf edlere Theile, als der Kopf ist, dennoch auf solche Theile gelagert, welche fähig waren, den natürlichen Gang der Organisation zu lähiren“ u. s. w. — (Was der Vf. über den Satz: der grössere Reiz hebt den kleineren, sagt, übergeht Rec.; doch muß er bemerken, das diese Wahrheit lange vorher, ehe der Vf. seine Inaugural-dissertation schrieb, bekannt war): Es wurde ein Vesicatorium am Arme gelegt, mit *Ugu. ves. Armstr.* 6 Wochen lang offen erhalten, aber es fruchtete gar nichts; der Vf. schritt also zur Impfung der Kuhpocken. — Hier erst findet man bemerkt, das die Pupillen der beiden Augen des Kindes grau und ganz ge-

gefüllt waren, keine Empfänglichkeit gegen das Licht zeigten, daß aber das Kind bey dem Sonnenschein die Augen plötzlich und mit fortwährender Bewegung des Kopfs von einer Seite zur andern geschlossen habe. Die Kuhpocken machten den ordentlichen Verlauf. Wie sich nun alles zum Ende zu neigen schien (wenn dieß war, wird nicht gesagt,) entstand ein kleiner Ausschlag, wie Hirse, in der Haut, der zunahm, und endlich in eins floß. Am 21sten Tage war alles eine Kruste, die eine weißliche Feuchtigkeit gab. Am 23sten Tage zeigte sich eine Veränderung am rechten Auge, am 35sten Tage aber war das Graue aus den Augen weg. Da der Ausschlag nach dem 40sten Tage an einigen Stellen etwas zu trocken schien, gab der Vf. einige Tage hindurch Abführungen; der Ausschlag verging und die Augen wurden ganz hergestellt.

Der Vf. impft entweder mit dem Blasenpflaster, oder er schabt die Oberhaut so lange, bis Blut kommt, und legt dann einen Impffaden ein. Wer wird aber wohl dem Vf. folgen, da wir bessere Impfmethoden haben? — Die Nachrichten, durch welche der Vf. erweisen will, daß auch Kühe in Mecklenburg Kuhpocken haben, sind bloße Erzählungen, deren Grund oder Ungrund nicht weiter untersucht ist, und deren Vollständigkeit und Ausführlichkeit fehlt, beweisen also nicht viel. — S. 131—160. stehen literarische Notizen aus *Augustins* neuesten Entdeckungen, aus unserer Zeitung und aus *Busch Almanach* wörtlich ausgeschrieben, und von S. 167—172. Recensionen von Schriften über die Kuhpocken aus den Göttingischen Anzeigen. — Gleich zu Anfange dieser Schrift tadelt der Vf. weitläufig den Gebrauch fremder Worte, als *vacciniren*: gebraucht selbst aber fremde Worte häufig, als *lädiren*, *Renommee*, *Spargement* u. dgl.

WIEN, b. Schalbacher: *Annalen der Kuhpockenimpfung*. Herausgegeben von einer Gesellschaft. *Erstes Heft*. 1802. 153 S. 8. Mit 1. Kpft. (14 gr.)

Bereits die dritte Zeitschrift über die Kuhpockenimpfung, mit welcher wir unsere Leser bekannt zu machen haben! — Wir finden in diesem ersten Hefte außer mehreren kurzen Impfgeschichten folgende Aufsätze: Impfgeschichte des Dr. *Obermeyer*, von ihm selbst. Ueber den Ursprung und die Ursachen der Kuhpocken und die Entdeckung derselben in der Lom-

bardey, von Dr. *Al. Sacco*, aus dem Italiänischen übersetzt. Unstreitig der vorzüglichste der fremden Aufsätze in diesem Hefte. Schade, daß der Vf. die Versuche nicht beschrieben hat, durch welche er völlig überzeugt ist, daß das, was er bey den Kühen zu Lugano sahe, wirkliche ächte Kuhpocken waren. Ueber die Kuhblattern in Hollstein, von *Hellweg*. Aus dem Nordischen Archive. Plan über die allgemeine Verbreitung der Kuhpockenimpfung, von *Sacco*. *Huwolds* Ueberblick der Geschichte der Kuhpockenimpfung. Aus dem Reichsanzeiger. Dr. *Müller*, ein Gegner der Kuhpockenimpfung, von *Hessert*. Auszüge aus Briefen aus Spanien, Holland, Constantinopel u. a. Orten. Endlich noch Anzeigen einiger bekannter Schriften über die Kuhpocken. — Die Kupfertafel stellt das Euter einer mit den Pocken behafteten Kuh vor; sie hätte aber, wenn sie eine befriedigende Anschauung geben sollte, getreu nach der Natur illuminirt werden müssen.

Sollte der Herausgeber diese Zeitschrift fortsetzen, so wird er sehr wohl thun, wenn er sich nur allein auf ungedruckte wichtige vaterländische Aufsätze über die Kuhpocken und ihre Impfung, und diese betreffenden Nachrichten aus seinem Vaterlande einschränkt!

## GESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Mythologie für die Jugend oder Götter- und Heldengeschichte*, zum Gebrauch für Schulen bearbeitet von *Friedr. Wilh. Hempeh*. 1802. 352 S. 8. Mit Kupfern. (18 gr.)

Eigentlich ein Handwörterbuch der griechischen und römischen Mythologie, wie wir deren seit einigen Jahren verschiedene erhalten haben, ohne hervorstechende Vorzüge, doch gereinigt von einigen gröbern Verstößen der Trivial-Schriften dieser Gattung. Nur dem Anfänger oder bloßen Liebhaber kann mit einem so eingerichteten Hilfsbuche gedient seyn. Selbst der gebildere oder bildungsfähigere Schüler bedarf einer kräftigern Nahrung, wie sie ihm z. B. *Nitschs* mythologisches Wörterbuch giebt. Kupfer in der Mehrzahl finden sich in unserm Exemplar nicht, sondern nur ein einziges Titelkupfer, das füglich hätte wegbleiben können.

## KLEINE SCHRIFTEN.

RÖMISCHE LITERATUR. Zerbst, b. Fuchtel: *Leitfaden bey dem ersten Unterrichte in der lateinischen Sprache*. 1802. 70 S. gr. 8. (3 gr.) Deutlichkeit und Simplicität charakterisiren diese kleine Sprachlehre, die nichts weiter will als das geben „was die ersten Anfänger, nach Erklärung eines Lehrers, zu lernen nöthig haben.“ Sie philosophirt nicht, sondern sie lehrt mehr

mechanisch die Declinationen, Conjugationen und die ersten Regeln der Zusammenetzung, welcher Methode der Vf., wenn von Elementarschülern die Rede ist, den Vorzug giebt. Unter den Sprachlehren seiner Vorgänger nennt er die *Seyfert'sche* mit großer Achtung.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 4. April 1803.

## OEKONOMIE.

LEIPZIG, b. Fleischer d. j.: *Das Ganze der Rindviehpest, oder vollständiger Unterricht, die Rindviehpest genau zu erkennen, sicher zu heilen, und das erkrankte Vieh vor Ansteckung zu bewahren. Nebst einer allgemeinen und ganz neuen Theorie, alle Krankheiten der Thiere überhaupt richtig zu beurtheilen, und glücklich zu behandeln.* Entworfen und dargestellt von *Bernhard Laubender*, der Philosophie und Arzneygelahrtheit Doctor, der Kurfürstl. Leipziger ökon. Gesellschaft Ehren-Mitgliede und practicirendem Arzte zu Wurzen bey Leipzig. 1801. 652 S. 8. (J. Rthlr. 16 gr.)

Dieses Werk ist, wie man schon nach der weitläufigen Anlage desselben erwarten kann, eine Compilation von eigenen und fremden Beobachtungen. Der Vf. hatte Gelegenheit, die Rindviehpest, welche in d. J. 1796 und 1797 in Franken wüthete, näher zu untersuchen, und Bemerkungen darüber zu sammeln. Er las hierauf mehrere Schriftsteller über diesen Gegenstand, besonders Stoll, v. Schallern, Reich, Humboldt, Ackerinnann, Weigel u. a., excerpirte sie fleißig, und lies sodann diese Auszüge mit seinen eigenen Meynungen und Erfahrungen, ohne sich jedoch vorher um eine sorgfältige Ordnung der Materialien zu kümmern, unter dem vorstehenden viel versprechenden Titel im Publico erscheinen. Der Vf. hat sein Buch in zwanzig Abschnitte eingetheilt. Er untersucht darin die Ursachen, die Natur und Beschaffenheit der Rindviehpest, nebst den Heilmitteln, welche bey dieser Krankheit gebraucht werden; beschreibt die Präservativ-Mittel, welche man anzuwenden pflegt, und die Polizey-Anstalten, welche unter solchen Umständen getroffen werden müssen. In einigen Nachträgen wird eine Uebersicht von dem Verfahren des Dr. Ackermanns in Behandlung dieser Krankheit, und von den Grundsätzen gegeben, nach welchen man in Frankreich und in Italien dieses Uebel zu heilen und zu verbüten gesucht hat. So manche richtige und lehrreiche Beobachtung sich in diesem Werk vorfindet; so häufig wird der sachkundige Leser doch auch genöthigt seyn, Erinnerungen gegen den Vf. zu machen. Die Literatur ist, was ältere Schriftsteller betrifft, sorgfältig zusammengetragen; aber einige neuere wichtige Schriften über den vorliegenden Gegenstand sind nicht angeführt. So vermisst Rec. *Hallers* Abhandlung von der Viehseuche 1773 — u. *Lamotte* praktische Beyträge zur Cameralwissenschaft B. IV. wo S. 266. u. fg. die Königl. Preussische Verordnung, wie bey dem Viehster-

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

ben verfahren werden soll, d. d. Berlin den 13. April 1769 mit den dazu gehörigen Beylagen und den instructiven Verhandlungen zwischen dem Obercollegio Sanitatis und der Kurmärkischen Krieges- und Domainen-Kammer, wegen der Einimpfung der Viehseuche, abgedruckt sind — und die *Instructions et avis aux habitants des provinces méridionales de la France, sur la maladie putride et pestilentielle qui détruit le bétail. Publiées par ordre du Roi. Paris 1775*, wozu noch das *Second mémoire instructif sur l'exécution du plan adopté par le roi, pour parvenir à détruire entièrement la maladie qui s'est répandue sur les bestiaux etc. publié en Novembre 1775. Paris 1775* gehört. Der Vf. setzt in den ersten Abschnitten des vorliegenden Werks mit zu vieler Weitläufigkeit die Begriffe von Leben, Gesundheit, Krankheit, und die Art und Weise auseinander, wie man im Allgemeinen Krankheiten untersuchen soll. Für den Mediciner sind solche weitsehige Belehrungen überflüssig; dem Layen aber nützlich sie deswegen nicht, weil sie noch mehr Vorkenntnisse voraussetzen, ja sie können dem letztern, bey verführter Anwendung, sehr leicht zu Mißgriffen veranlassen, und ihm hierdurch schädlich werden. Man merkt es sehr bald, daß der Vf. dem Brownschen System zugethan ist, und hiernach die Thierkrankheiten behandelt haben will. Dieses wird auch wohl nur unter der im Titel angekündigten ganz neuen Theorie verstanden. Zu den veranlassenden Ursachen der Rindviehpest rechnet der Vf. Atmosphäre, nachtheilige Lage der Gegend, schlechtes Trinkwasser, Ausdünstungen in Fäulniß übergegangener thierischer Substanzen, besonders des Bluts, Uebertreiben des Viehs in der Arbeit, vornehmlich zu Kriegszeiten. Auch wird die Meynung einiger Schriftsteller, daß nach den harten Wintern, in den Jahren 1709, 1710, 1740 und 1741 überall Viehpesten ausgebrochen seyn sollen, aufgestellt. Dieser letztern Behauptung widerspricht aber die Erfahrung der neuesten Zeiten, in welchen ganze Länder, ungeachtet sie von den härtesten und strengsten Wintern betroffen worden, von der Rindviehpest verschont geblieben sind. In Ansehung der äußern und innern Merkmale, an denen die Rindviehpest erkannt werden soll, bleibt man, bey den zum Theil widersprechenden Angaben der verschiedenen Schriftsteller, in Ungewißheit. Am mehesten stimmen die Beobachter darin überein, daß sich bey dem an der Rindviehpest gefallenem Vieh, in dem Pflaster ganz trocknes Futter, welches sich zu Pulver zerreiben läßt, und Brand an mehreren Stellen der Eingeweide vorfinde. Aber Rec. hält auch dieses Zeichen nicht für untrüglich, sondern glaubt, daß, zur Auf-

C findung



findung der charakteristischen Merkmale der Rindviehpest, noch genauere Untersuchungen angestellt werden müßten. Von den Verhörungen dieser fürchterlichen Krankheit, erzählt der Vf., das im Württembergischen im J. 1796, als noch nicht ganz der vierte Theil des Viehstandes angesteckt war, von 72,676 Stück, 16,677 todtgeschlagen, und 9618 an der Pest gefallen sind. In Franken allein fielen in den Jahren 1796 und 1797 an dieser Seuche 25,000 Stück Hornvieh. Nur in wenigen Oertern wurde der dritte, in vielen nur der fünfte oder der sechste Theil des Viehstandes gerettet. Mit diesen Thatfachen steht aber die Behauptung des Vfs. S. 45. und 46., das die Viehpest jetzt nicht mehr so bössartig sey, als in ältern Zeiten, im Widerspruch. Wenigstens läßt sich die für diesen Satz hier aufgestellte Berechnung, das gegenwärtig bey einer Rindviehpest, mehr als die Hälfte Häupter gerettet werden, wenn sie auch nur sich selbst überlassen bleiben, mit jenen Erscheinungen in Württemberg und Franken nicht vereinigen. Der Vf. will bemerkt haben, das das Gift der Rindviehpest auch schädliche Krankheiten unter den Menschen hervorbringe. Sogar wird die Meynung geäußert, das die bekannte contagiöse Krankheit unter den Katzen eine Folge der Rindviehpest seyn könne. Allein diese Meynungen werden sich wohl, ohne mehrere Beweise und Erfahrungen, nicht allgemein geltend machen. Dagegen vertheidigt der Vf. mit Recht, gegen alle Zweifler, den Satz, das ein einmal durchgeseuchtes Stück die Seuche nicht wieder bekomme; und es ist bekannt, das dergleichen Häupter, welche die Seuche überstanden haben, wegen ihrer härtern Natur einen weit größern Werth, als anders, übrigens auch gesundes Vieh, bey jedem Landwirth haben. Unter den Heilmitteln, deren auch in diesem Buch eine große Anzahl empfohlen werden, ist es schwer, das wirksamste zu wählen. Rec. ist überzeugt, das hierin nur dem fachkundigen Arzt, unter der sorgfältigsten Beobachtung aller concurrirenden Umstände, die Anordnung gebührt, und das er auch dann nur, mit einiger Sicherheit, auf günstigen Erfolg wird Rechnung machen können, wenn er den Zustand des kranken Viehs täglich unausgesetzt beobachtet, und die Wartung, Diät, nebst der Anwendung der Heilmittel ununterbrochen dirigirt. Man muß dem Vf. Beyfall geben, wenn er, zur Präservation des gesunden Viehs, auf Reinlichkeit in den Ställen, auf Absonderung des gesunden Viehs von dem kranken, dringt. Wenn indessen, nach dem von Stoll angeführten Beyspiel, ein gesundes Rind, in dem nämlichen Augenblick, als vor dem geöffneten Stall eine kranke Kuh, und verpesteter Mist vorbey und aus der Stadt geführt wurde, Zittern am ganzen Leibe, Abnahme der Freselust, und an dem folgenden Tage, alle Zufälle der Pest mit zunehmendem Grade bekam, und hierdurch das Leben verlor; so beweist dieser Fall, wie äußerst vorsichtig bey der Absonderung des kranken Viehs zu Werke gegangen werden müsse, und selbst die in der Preussischen Instruction von J. 1769 enthaltene Anordnung, nach welcher, in der Entfernung von dem mit der

Viehseuche behafteten Dorf, Kranken-Ställe, oder sogenannte Buchten angelegt werden sollen, wird, unter obigen Wahrnehmungen, in der Ausführung, zumal im Winter, wenn alles Vieh in den Ställen ist, gefährlich. Gerne tritt man auch dem Vf. in Hinsicht der Präservativ-Maafsregeln bey, die er bey dem Getränk des Viehs angewendet haben will. Er bezieht sich darauf, das das Ansteckungs-Miasma vorzüglich vom Wasser angezogen werde. In Franken griff die Seuche vorzüglich in niedrigen, wasserreichen Gegenden um sich; die höher liegenden blieben verschont. Das Vieh, welches aus Flüssen, Brunnen, Bächen und offenen Gewässern getränkt wurde, erkrankte am ersten. Diejenigen verwahrten ihr Vieh vor der Ansteckung, die sich vor Getränken aus freyen Gewässern hüteten, und dagegen das Wasser erst kochten und säuerten, ehe sie es dem Vieh zum Getränk reichten. Ein Edelmann rettete bloß dadurch sein Vieh, das er ihm Spüblicht, gekochtes und gesäuertes Wasser, und übrigens gute Nahrungsmittel mäßig geben liefs. In der Gegend, wo Rec. lebt, sucht man das gesunde Vieh, damit es nicht von der Ansteckung ergriffen werde, vorzüglich dadurch sicher zu stellen, das man demselben von Zeit zu Zeit Salz zum Lecken darreicht, oder auch einige Stücke Steinsalz in den Brunnen wirft, und die Nasen des Hornviehs, so wie die Ständer der Ställe mit Theer, oder noch besser, mit dem, unter dem Namen von Daggert, bekannten Russischen Birkenöl bestricht. Die S. 303. u. fg. geschilderten Polizey-Maafsregeln, zur Hemmung der weitem Verbreitung der Rindviehpest, sind wohl nicht strenge genug. Auch statuirte der Vf. den Verbrauch der Häute, und das Schlachten des Viehs im angesteckten Orte. Im Preussischen wird, sobald ein Viehsterben in einem Dorfe ausbricht, sogleich das Dorf durch Aufgrabung der Wege, Setzung von Schlagbäumen, und ausgestellte Wachen auf das strengste gesperrt. Alle Gemeinschaft zwischen dem angesteckten Orte und gesunden Oertern, in Rücksicht von Personen, Vieh und Sachen wird aufgehoben. Einem solchen gesperrten Orte werden die Lebensmittel und Bedürfnisse bis auf die Gränze zugeführt. In dem incirten Orte darf keine Communication der Höfe, wo krankes Vieh ist, mit gesunden Höfen statt haben. Das an der Rindviehseuche fallende Vieh muß, mit Haut und Haar, an abgelegenen und umzäunten Oertern drey bis vier Ellen tief vergraben werden. Mit diesen Maafsregeln stimmen die vortreflichen Abilgaardschen Vorschläge zur Verhütung der Rindviehpest, welche der Vf. S. 619—622. anführt, sehr überein; doch übertreffen letztere noch die Preussische Verordnungen an Vollständigkeit. Einen sehr lobenswerthen Vorschlag thut der Vf. S. 266. Er will, das, bey jeder Landes-Epidemie, auf Veranstaltung der Ortsobrigkeiten genau aufgezeichnet werden soll, wenn und wie die Seuche im Dorfe angefangen — wie lange sie gedauert habe, wie viele Stücke Vieh angesteckt, und wie viele gerettet worden sind — auf welche Art sich die Seuche im Dorf weiter verbreitet habe — welche Anstalten man getroffen habe, um die weitere Verbreitung zu hindern —

welche Verfahrensmethode vorzüglich bey der Heilungsmethode genutzt, und welche geschadet habe — welches die auf einander folgenden Symptomen der Krankheit waren — was die Einwohner sonst für interessante Bemerkungen und Beobachtungen während der Dauer der Seuche gemacht haben. Alles was hierüber aufgezeichnet wird, soll in die Dorfannalen eingetragen werden. Rec. ist mit dem Vf. überzeugt, daß durch Ausführung dieser Vorschläge sehr viel Gutes erreicht werden könnte, und daß man auf diesem Wege am sichersten zu lehrreichen Aufschlüssen über eine Krankheit, gelangen würde, die in ihrer Natur noch so dunkel, und in ihren Folgen so fürchterlich ist.

### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ERLANGEN, in d. Waltherischen Buchh.: *Englische Blätter*. In Gesellschaft mehrerer Gelehrten herausgegeben von Ludwig Schubart, K. Preussischen Legations-Sekretär. *Erster bis zwölfter Band*. 1793—1801. Der erste Band besteht aus drey, die übrigen bestehen aus vier Hefen; jedes im Durchschnitt von 10 Bogen. gr. 8. (Jeder Band 1 Rthlr. 16 gr.)

Aus den zahlreichen englischen Zeitschriften, die unter manchem für Ausländer wenigstens unerheblichen Stoffe doch auch viele interessante Aufsätze historischen, politischen, literarischen, kritischen und moralischen Inhalts liefern, hat man schon seit vielen Jahren und in mancherley periodischen Schriften für deutsche Leser das Beste und Wichtigste auszuheben gesucht. Unter denen, welche sich ganz auf diesen Zweck einschränkten, und vornehmlich die Verbreitung der englischen Literatur in Deutschland zur Absicht hatten, war wohl die von dem nun verstorbenen Geh. Kriegs Rath Müller veranstaltete *brittische Bibliothek* eine der ersten Zeitschriften dieser Art. Seitdem erschienen manche andere, zum Theil von weitem Umfange des Plans, von denen wir nur die bald wieder geschlossene *englische allgemeine Bibliothek* von J. C. F. Schulz, das vom Hofr. Eschenburg herausgegebene *brittische Museum für die Deutschen*, in sechs Bänden, dessen *Annalen der brittischen Literatur* für 1780, und die in englischer Sprache durch v. Archenholz besorgten beiden Sammlungen, *The British Mercury* und *The British Museum*, nennen wollen. Des letztern *brittische Annalen*, die zu 20 Bänden angewachsen sind, gehören gleichfalls in diese Classe, ob ihnen gleich mehr eigene Ausarbeitung zu Theil geworden ist. Auch die hier anzuzeigenden *englischen Blätter*, zu deren Herausgabe sich Hr. Schubart vor zehn Jahren mit mehrern Gelehrten vereinte, und die seitdem ihren ununterbrochenen Fortgang gehabt haben, enthalten verschiedene, England betreffende, eigene Aufsätze; obgleich bey weitem der größte Theil ihres Inhalts aus Uebersetzungen besteht. Als besondere Absicht ihrer Zeitschrift kündigten die Herausgeber den Voratz an, die genaueste Rücksicht auf den

*Geist der Zeit* zu nehmen, und durch Beyspiele edeln Freymuths zu zeigen, wie weit wir Deutschen noch mit unserer Pressfreyheit hinter dem kühnern Britten zurückstehen. In Ansehung ihrer Quellen aber beschränkten sie sich nicht bloß auf Auszüge aus den periodischen englischen Schriften, sondern schöpften auch oft, entweder ganze Aufsätze und Abhandlungen, oder einzelne interessante Stellen aus ältern und neuern Werken beliebter Schriftsteller.

In dem Vorberichte zum zweyten Bande erklärten sich die Herausgeber noch unumtändlicher über den Plan ihrer Blätter, und erweiterten denselben dahin, daß sie aus den besten englischen Zeitungen und Magazinen einen kurzen Abriss der neuesten englischen Geschichte geben, und die vornehmsten einschlagenden Schriften selbst anschaffen, prüfen und beurtheilen wolten. Auch auf die neueste brittische Literatur ließen sie sich von Anfang an in so weit ein, als es die Grenzen ihres Instituts verstatteten, und nahmen daher in diesen Artikel nur die Anzeigen solcher Schriften auf, die unter dem gelehrten, politischen oder artistischen Publicum Englands Aufsehen erregt, großen Vertrieb gefunden, und folglich Einfluß auf den Geist der Nation gehabt hatten, ohne bloß auf die äußere Größe solcher Werke zu sehen, oder bloße Flugschriften auszuschließen. Außerdem lieferten sie von Zeit zu Zeit eigene Abhandlungen über die englische Literatur überhaupt. Den meisten Hefen wurde ein literarisches und artistisches *Intelligenzblatt* beygefügt. Für die letzten Bände wurde dies *Intelligenzblatt* von Hn. Lektor Fick, in Erlangen besorgt, und gewann dadurch an Reichhaltigkeit der Nachrichten.

Man hatte sich bis zum fünften Jahrgange mit den Auszügen auf die neuesten Zeitschriften eingeschränkt; jetzt aber wurde der Plan auch auf ältere, und auf classische Stücke solcher Schriftsteller ausgedehnt, die entweder noch gar nicht, oder doch matt und unbefriedigend, übersetzt waren. Die Summarien aus der neuesten Geschichte fand man zu mühsam, und doch nicht zuverlässig genug; sie fielen also seitdem weg, und in ihre Stelle traten zuweilen politische Stücke aus dem *Annual Register* und *Monthly Magazine*. In Ansehung der neuern Literatur schränkte man sich gleichfalls mehr ein, und nahm zugleich vorzügliche Hinsicht auf starke und wahre Urtheile der Britten über deutsche Schriftsteller vom ersten Range. Uebrigens erklärte der Herausgeber bey dieser Gelegenheit, daß von den ersten sieben Bänden dieser Blätter kaum drey Bogen von einer andern Hand, als von der feinnigen, waren, das *Intelligenzblatt* abgerechnet, welches die Verlagshandlung, ohne daß es ihm auch nur zu Gesichte kam, besorgen ließ. — Von der ersten oben gedachten Abänderung wird im eilften Bande die — vielleicht nicht *durchaus* geltend zu machende — Ursache angeführt, daß die neueste brittische Literatur merklich gesunken, und mit unserer deutschen bey weitem nicht auf gleicher Höhe sey. Beweise davon sollen seyn: die täglich in England überhand nehmenden Uebersetzungen deutscher, nicht sel-



ten mittelmäßiger, Producte; die warme Aufnahme, welche sie dort finden; der allmälige Uebergang des englischen Autorwesens aus den Händen der Männer in die Händlein der Weiber; die kometenähnliche Seltenheit ächter Originalwerke unter den Britten, und die neuerlich unter ihnen aufgekommene Sucht, ihre eigenen grossen Originale zu kopiren. Gern geben wir dies im Allgemeinen, und noch williger die Behauptung des Vfs. zu, daß ein Britte, der ähnliche *deutsche Blätter* in London herausgäbe, in unserer neuen Literatur eine ungleich reichere Ausbeute finden würde, als wir in der seinigen.

Schon in der beyfälligen Aufnahme, welche diese Blätter fanden, und wodurch ihre beträchtlich lange Fortdauer befördert wurde, liegt ein günstiges Zeugniß für ihren Werth, den ihnen auch der strengere Beurtheiler im Ganzen gern zugestehen wird. An Mannigfaltigkeit und Abwechslung der Materien fehlt es nicht; ihre vornehmsten Arten sind; Biographik, Geschichte, Erzählung, Dialog, französische Revolution, humoristische Stücke, Reisebeschreibungen, philosophische Versuche, Dichtkunst und Literatur. — An *Biographien* und Charakteren sind diese Blätter vorzüglich ergiebig, und es giebt darunter mehrere von allgemeinem Interesse, z. B. von Chatham-Pitt, Burke, Reynolds, Lord Mansfield, Fox, Lord Camden, Hastings, u. a. m. An sich zwar erheblich, aber doch zu sehr anderweitig bekannt, sind die von Dr. Johnson, Dr. Franklin, Fielding, Milton, Goldsmith und Swift. Unter den *historischen* und *politischen* Abhand-

lungen nennen wir nur die über die französische und englische Constitution. Auch findet man im dritten und folgenden Bande Originalbriefe über die jetzige Verfassung von Großbritannien, vom Prof. Lange. Aus verschiedenen *Reisebeschreibungen* liefert diese Zeitschrift lesenswerthe Auszüge; z. B. die Beschreibung der westindischen Inseln von Edwards; einen Aufsatz über die Sitten und Gebräuche der Indianer, u. a. m. Unter den *Erzählungen* zeichnen sich aus: Der Ritter und das Schwert; ein Ehestandsgesuch; Nurnahal; Carantain und seine Töchter; und unter den humoristischen Stücken: Standrede über die Fortschritte der Verunft; die Episteln eines Sarkopbagen, und eines Bedienten an seine Livreegenossen; die Geschichte einer Dachstube; Autorwehen; das Urselft und seine Nachahmer. In den philosophischen und moralischen Versuchen (*Essays*) bleiben uns die Engländer noch immer, wenigstens an Menge des Bessern, überlegen; man findet hier einige sehr gute und belehrende, z. B. über Geschwätzigkeit, über den Unfann, die Neuheit im Schreiben, die Aufschiebucht u. s. f. auch ältere aus dem Adventurer und andern Wochenchriften. Diese und andere nicht unbekannt, auch schon ins Deutsche überetzte, Stücke von mancherley Art hier wieder zu finden, wird der mit der classischen Literatur der Engländer bekanntere Leser gern sich gefallen lassen, da sie durch dies Vehikel theils in größern Unlauf gebracht werden; theils auch durch bessere Uebersetzungen eines völligern Genusses, einer richtigern Würdigung fähig geworden sind.

### KLEINE SCHRIFTEN.

**Oekonomie. Duisburg,** in d. Helwing. Universitätsbuchh.: C. A. Kortum, der Arzneykunde Dr. u. Bergarzt giebt von dem Nutzen und von der Bereitung der Rumfordschen Suppe ausführlich Nachricht. 1802. 40 S. 8. (3 gr.) Die Veranlassung zu dieser kleinen Schrift gab ein Streifzug, welcher gegen eine große Anzahl in der Grafschaft Mark umherziehender Verbrecher und Vagabunden unternommen ward, unter Leitung der 1801 niedergesetzten Immediat-Sicherheitscommission. Da nämlich die Menge der zu Boshum inhaftirten große Kosten zu ihrem täglichen Unterhalt erforderte: so schlug der Vf. die Rumfordsche Suppe vor, in einem für das Lokale passenden Aufsatz, welcher von der Sicherheitscommission angenommen und mit so gutem Erfolg angewandt ward, daß man jetzt bey besserer Nahrung für jeden Inhaftirten täglich anderthalb gute Groschen erspart. Diesen Aufsatz theilt er nun, etwas vollständiger, dem größeren Publicum mit, und wir können ihn allen, die mit der Verpflegung in ähnlichen Anstalten zu thun haben, als praktisch brauchbar empfehlen. — Die Rumfordsche Suppe, auch wohl die Englische genannt, welche Graf Rumford 1798 zuerst in seinen kleinen Schriften bekannt machte, besteht hauptsächlich aus Gerstenkleim, Erbsen, Erdäpfeln, Brod und Wasser. Sie ist gesund, nahrhaft, schmackhaft und sehr wohlfeil; viele Erfahrungen beweisen, daß man sie in gemeinschaftlichen Speiseanstalten mit dem größten Nutzen eingeführt hat. Als Zuthaten, um den Wohlgeschmack zu vermehren, hat man bisher Salz, Essig, Pfeffer, Zwiebeln, Knoblauch, Peterzilge und

Aepfel, frisch oder getrocknet, gebraucht. Der Vf. schlägt in gleicher Rücksicht vor: braun geröstetes Weizenmehl, Sauerkampff, Sellery, zerhackte oder zerriebene Meerrettigwurzeln, die auch noch vor Skorbut sichern; ferner Senf, Kresse, zer schnittene Rüben und Möhren, Sauerkraut. Auch einen Zusatz von Fleisch hält er mit Recht für wesentlich nothwendig, und empfiehlt dazu eine Gallert aus Rinderknochen, deren 16 Pfund, nach von Marum's Methode, mittelst des Papinischen Topfs ausgekocht, 66 Pfund Gallert geben; ingleichen Schaf-Kälber- und Rinderfüße, die frischen Därme von Kälbern oder Schafen, oder zur Abwechslung Heringe. Gesiebtes Gerstenmehl wäre den Graupen, Roggenbrod dem Weizenbrod vorzuziehen. Die Erdäpfel sollte man mit der Schale kochen. Umständliche und zweckmäßige Vorschriften über das Verfahren bey dem Kochen. Dann die verschiedenen Recepte: das Prager die Portion 1½ Kr.; das Leipziger die Portion mit Ausnahme der Feuerung 1½ Pf.; das Eisenacher die Portion 2½ Pf.; das Glückstädter, Hamburger und Münchener die Portion 3 Pf.; das Recept des Hn. von Marum die Portion von 59 Loth ¼ Stüber; das Recept des Vfs. die Portion ungefähr 1 Stüber. Das letztere hat aber den Vorzug, daß die Gespesseten dabey beträchtlich mehr feste Nahrungsmittel erhalten, als bey den übrigen, nämlich über 17 Loth, da doch nach der Rumfordschen Angabe 12 ja selbst 9 Loth fester Nahrungsstoffe in 40 Loth dieser Suppe hinreichen sollen, den Hunger eines Erwachsenen zu stillen.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 5. April 1803.

## P H Y S I K.

PARIS, b. Deterrière: *Traité élémentaire de Physique, présenté dans un ordre nouveau d'après les découvertes modernes*; par A. Libes, Prof. de phys. aux écoles centrales de Paris et membre des plusieurs sociétés savantes. T. I. 406 S. 13 Kupf. T. II. 448 S. 6 K. T. III. 414 S. 11 K. An X. 1801. gr. 8. (27 Fl.)

JENA, b. Mauke: A. Libes, Prof. etc. *Anfangsgründe der Physik*, übersetzt und mit Anmerkungen herausgegeben von Dr. Joh. Friedr. Drossen, Lehrer d. Math. u. Phys. auf d. Univ. zu Greifswald. 1802. Erster Theil. 386 S. 17 Kupf. Zweyter Theil. 392 S. 9 Kupf. 8.

Lehrbücher der Physik erscheinen in Frankreich eben nicht häufig. Seit Nollet's *Leçons* etc. von 1743, verfloßen 24 Jahre, ehe *Bégault de la Fond* die seinigen herausgab, und noch 10 Jahre später erschienen erst dessen *Éléments de phys. theor. et experim.* Nach einem neuen Zeitraume von 13 Jahren trat Brisson mit seinem *Traité élémentaire* in 3 Octavbänden auf, der sich aber nicht so merklich vor seinem Vorgänger auszeichnete, als es der Fall bey unserm Vf. ist; wobey man indess auch erwägen muß, daß in dieser Periode in Jahrzehenden Fortschritte geschehen sind, die vorher in ganzen Jahrhunderten nicht gethan wurden. Unser Vf. hat von allem diesem neuen Zuwachs so viel beygebracht, als in einem Lehrbegriffe, der gewissermaßen das Mittel zwischen einem Compendium zu Vortlesungen, und einem vollständigen Lehrbuche, halten sollte, — mitgenommen werden konnte. Unter den neuern Schriften sind vorzüglich die von *Coulomb*, *Hänv* und *Laplace*, so wie von *Humboldt* beyrn Galvanismus, benutzt worden. Das Werk ist überdies in einer sehr anziehenden und unterhaltenden Schreibart abgefaßt, und die Anordnung der Materien zwar nicht durchgehends so, wie in den bisherigen Lehrbüchern; aber doch auch nicht unsystematisch. So pflegt man z. B. sonst gewöhnlich die Lehre vom Weltgebäude und von der Erde ganz an Ende anzubringen, unser Vf. hat sie hingegen fast in die Mitte genommen, wo vielleicht nur das einzige etwas anstößig gefunden werden dürfte, daß die Lehre vom Lichte noch nicht vorausgegangen ist. Bedenkt man aber, daß man das Licht vornämlich erst von den himmlischen Körpern erhält; so wird man es sehr natürlich finden, von diesem eher als von jenem zu handeln. Wissenschaft der Natur ist unserm

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

Vf. gewissermaßen die einzige Wissenschaft. Die Geometer und Chemiker hatten sich bisher in ihr Feld getheilt, und ihr bloß noch einige Erscheinungen übrig gelassen, die aber zur Bildung einer Wissenschaft im Ganzen bey weitem nicht zureichend waren. Jetzt ist es eine Haupttrübsicht des Vfs., derselben ihren vorigen Zustand und ihre eigenthümliche Größe wieder zu geben, so daß Geometrie und Chemie mit ihr als Hülfswissenschaften ganz vereinigt werden sollen. Ein Gleiches wünscht er auch in Absicht der Naturgeschichte. Er hat es sich deshalb auch zum Gesetz gemacht, alle Folgerungen zu vermeiden, die sich nicht fest an Grundsätze, welche auf Erfahrung gestützt und durch Geometrie bestätigt sind, anschließen. Thatfachen gehen ihm in der Physik über alles, dabey nimmt er aber doch auch die Theorien in Schutz. Unleugbar ist es zwar, daß Versuche und Beobachtungen zur Grundlage unserer systematischen Kenntnisse dienen müssen, ohne Hilfe der Theorie aber werden die am meisten bestätigten Versuche und die vielfachsten Beobachtungen in den Händen der Physiker nur isolirte Erscheinungen seyn, die nichts zum Vortheil der Naturwissenschaft mitwirken. Der Mann von Geist muß sich dieser einzelnen Ringe bemächtigen, und sie mit Geschicklichkeit an einander reihen, um daraus eine fortlaufende Kette zu bilden. Diese Stetigkeit bekümmert die Theorie, welche nur allein uns die Verhältnisse, welche die Thatfachen an einander knüpfen und ihre Abhängigkeit in Betracht der Ursache, die sie hervorbringt, zu erkennen giebt. Sie enthält die verborgenen Federn, welche die Natur in ihren Wirkungen spielen läßt; — ja noch mehr: durch sie ist gewissermaßen dem Physiker die Folgezeit anvertraut, indem sie ihm die Resultate kömrender Arbeiten zeigt. — Im Buche selbst geht nun der Vf. wie billig vom Begriff der Natur aus. Unter Natur versteht er den Begriff aller Körper, welche die Welt ausmachen, und unter Körper alles, was sein Daseyn durch eine Wirkung auf unsere Sinne anzeigt. Durch eine innige Verbindung der Physik mit der Naturgeschichte und Chemie ist in neuern Zeiten die Kenntniß von jenen Körpern ganz ungemein befördert worden. Bey der Methode diese Gegenstände zu behandeln, befolgt der Vf. fürs Ganze, die synthetische, für einzelne Fälle aber, die analytische, am meisten aber werden beide auf eine schickliche Art mit einander verbunden. Er ist darin seinen Vorgängern ähnlich, daß er zuerst die allgemeinen Eigenschaften der Körper aufsucht, wobey er einen Unterschied unter denjenigen macht, welche allen Körpern gemein sind, wie z. B. Ausdehnung, Theilbarkeit, Undurchdringlichkeit

D

keit etc. — und solchen, die nur gewisse Körper bezeichnen, wie Compressibilität, Flüssigkeit, Durchsichtigkeit etc. Bey diesen allgemeinen Eigenschaften werden die physischen Grundsätze durch Hülfe der Erfahrung und Geometrie aufgestellt. Die unter jenen Eigenschaften mit vorkommende *Beweglichkeit* führt auf die Begriffe von Raum, Zeit, Geschwindigkeit und auf die Gesetze der Bewegung; und diese leitet dann weiter auf die aus der *Trägheit* hervorgehenden Erscheinungen. Nun wagt es Zeit, auch den *Stoff* der Körper zu betrachten, der unwandelbaren Gesetzen unterworfen ist, welche nur durch die *Elasticität* verändert werden. Weitere Betrachtungen führen auf die zusammengesetzte und krummlinige Bewegung, welche die Centralkräfte verursacht, so wie zum Gleichgewichte in den Maschinen, zum Widerstande, der aus der Reibung und Steifheit der Seile entsteht. Der Vf. hat hier einen sehr instructiven Auszug aus *Coulomb's Mémoire sur les frottemens* im 10. B. des *Journ. des Savans étrangers*, beygebracht, wohey er aber doch auch das nicht aus der Acht läßt, was schon vorher *Amontons* und *Desaguliers* hierin gethan haben, auch eine Menge schätzbarer Erfahrungen über die Kräfte der Menschen bey verschiedenen Verrichtungen und nach der verschiedenen Art, wie sie ihre Muskeln gebrauchen, sind hier mit beygebracht worden. Es folgen hierauf die *flüssigen* Körper, wo die gewöhnlichen hydrostatischen und hydraulischen Grundlehren entwickelt werden. Hieran schließt sich die Lehre von der allgemeinen wechselseitigen Anziehung der Körper in der Natur, wo besonders auf das Planetensystem, die elliptischen Bahnen etc. Rücksicht genommen wird. Bey einer Anwendung derselben auf die Körper unserer Erde ist jenes Phänomen unter dem Namen *Schwere* bekannt, wovon hier die Gesetze entwickelt werden, und womit die Wurf- und Pendelbewegung in Verbindung steht, deren Theorien hier zugleich aufgestellt werden. Den Eigenschaften, welche die verschiedenen Körper bezeichnen, ist die Theorie der *Verwandtschaften* vorausgeschickt worden. Diese Theorie hat vieles dazu beygetragen, die Meteorologie und Hygrometrie in die Höhe zu bringen; sie hat uns über die Bildung der festen Körper und vorzüglich über die symmetrische Anordnung ihrer Theilchen unter geometrischen Formen, aufgeklärt; auch vielen andern Theorien, besonders des Wärmestoffs, hat sie das Daseyn gegeben. Es veranlaßte dies den Vf., die physischen und chemischen Eigenschaften des Wärmestoffs, dessen verschiedene Anwendung in Künsten und im gemeinen Leben, so wie seinen Einfluß auf Porosität, Compressibilität und Elasticität der Körper zu untersuchen; auch auf ihren Uebergang von einer Aggregatform zur andern, z. B. festen, liquiden und gasförmigen; — auf das Steigen des Quecksilbers im Thermometer, — Rücksicht zu nehmen. Da uns unter den gasförmigen Flüssigkeiten am meisten die Luft unsers Dinstkreises interessiert: so werden die Eigenschaften und Anwendungen derselben bey den Saugpumpen und bey dem Barometer besonders untersucht, Es schließt sich *alsdann* die *Un-*

*fachung* des Wassers an, wobey von den neuerlich angenommenen Bestandtheilen desselben, unter dem Namen *Oxygen* und *Hydrogen*, das Nöthige vorkommt, und alsdann die Anwendung auf das Phänomen der *Verbrennung*, des *Atmens*, der *thierischen Wärme*, der *Vegetation* und der *Gährung* gemacht wird, womit dann noch mehrere *Luferscheinungen*, wie die von *Blitz* und *Donner*, *Gewitterregen*, *Nordlicht* etc. in Verbindung stehen. Dann folgt ein Abschnitt von der Kenntniß der *Säuren*, der *Laugensalze* und *Erden*, weil der Vf. diese sonst die allgemeine Chemie ausmachenden Gegenstände als zur *besondern Physik* gehörig annimmt. Nun geht der Vf. zu den Erscheinungen des *Lichts* über; dessen *Geschwindigkeit* und *Abnahme* der *Intensität* durch *Ausbreitung*, nebst dessen *Zerlegung* in farbige und wärmende *Strahlen*, wobey die neuen *Herschelschen Versuche*, mit beschrieben werden, — vorerst betrachtet wird, und woran sich alsdann die Theorie des *Regenbogens* und des *Sehens* anschließt. *Gesetze* der *Zurückwerfung* und *Brechung* des *Lichts*. *Einfluß* des *Lichts* auf das *Gedeihen* der *Pflanzen* und *Thiere*, auf die *Entbindung* des *Oxygens* aus den *Pflanzen* und auf mehrere wichtige Erscheinungen. *Untersuchung* der *Verschiedenheit* zwischen *Licht* und *Wärme*. Am Ende noch die *Lehren* von der *Electricität*, dem *Mechanismus* und *Galvanismus*. Bey der *Electricität* wird die *Lehre* von zwey *besondern Flüssigkeiten* zum Grunde gelegt, deren *eigne Theilchen* sich *zurückstoßen*, und die *andern* im *umgekehrten* *Verhältniß* des *Quadrats* der *Entfernung* sich *anziehen*, wobey zugleich die *sinnreichen* und *entscheidenden* *Versuche* angeführt werden, wodurch *Coulomb* dieses *Gesetz* bestimmt hat. Auf gleiche Art werden auch die *magnetischen* Erscheinungen aus dem *Gesichtspunkte* von zwey *besondern Flüssigkeiten* betrachtet.

Am meisten zeichnet sich der Vf. vor seinen Vorgängern durch den Abriss vom *Galvanismus* aus, welchem das ganze 16te Buch gewidmet ist, und wobey auch die Anmerkungen des Uebersetzers am zahlreichsten und ausführlichsten sind. Der Vf. giebt zuerst den *Ursprung* und die *Geschichte* dieses neuen Zweiges der *Naturlehre* an, zählt dann die *galvanischen Isolatoren*, *Leiter* und *Halbleiter* auf, und beschreibt die *Vorrichtungen* und *Behandlungsarten*, um die *galvanischen Erscheinungen* an *Fröschen* bemerklich zu machen. 1. Kap. von der *thierischen Kette*, wo die *Hauptversuche* hinter einander beschrieben werden. Zuerst von den *thierischen Ketten*, von *Nerven* verschiedener *Theile* des *nämlichen Thieres* und von verschiedenen *Thieren*, in einer *Kette* verbunden. Die *Nerven* oder *Muskeln* allein zwischen den *Enden* der *erregenden Ketten*. Das mit *Haut* und *Oberhaut* bekleidete *Thier*. 2tes Kap. von der *erregenden Kette*, von *drey* und von *zwey* verschiedenen *Metalen*, auch von *zwey* *Metalen* in *zwey* *Gliedern*; von *zwey* *Metalen* und *drey* *Gliedern*. 3tes Kap. von *einigen* an *Menschen* beobachteten *galvanischen Erscheinungen*. Erstlich die *Beobachtungen*, welche *Hr. v. Humboldt* an

an sich selbst mit Blasenplästern ange stellt hat; dann von dem Einfluss der galvanischen Wirk samkeit auf das Geschmacksorgan. Der galvanische Blitz. Galvanische Reize; um Erbrechen zu erregen. 4tes Kap. vom Einflusse verschiedener Ursachen auf die galvanischen Wirkungen; Z. B. das diese Wirkung durch Uebung erregt, durch Bewegung erschöpft und durch Ruhe gehindert zu werden scheint; das Electricität auf die Empfänglichkeit der Thiere für die galvanischen Unter suchungen Einfluss habe. Mittel, welche dieser Wirk samkeit entgegen sind. Fälle, wo der Galvanismus unwirksam befunden worden, z. B. bey Thieren, welche durch Kohlendämpfe etc. erstickt waren. 5tes Kap. Anziehen, Abstoßen, Funken, Erschütterung, Zersetzung des Wassers etc. Hier wird zuvörderst die Voltaische Säule beschrieben. Verschiedene Einrichtungen dieses Apparats. Die Vorstellungen sind hier noch so gegeben, das der Zinkpol die Harzelectricität und der Silber- oder Kupferpol die Glaselectricität liefere; wobey der Uebersetzer bloß auf die *Ermannischen* electroskopischen Versuche und auf *Ritters* Abhandlung in Gilb. Ann. 10ter und 9ter Band, verweist. Das Sprühen der galvanischen Funken scheint dem Vf. Product der Verbrennung des Drathes zu seyn. Rec. glaubt hingegen, das es hiermit eine ähnliche Bewandnis habe, wie mit den Quaken, die sich an positiv electricen Spitzen oder stumpfen Enden im Dunkeln zeigen, indem man diese sprühenden Funken gewöhnlich nur am Zinkpol der Säule bemerkt, oder wie *Ritter* sich ausdrückt, hier bloß *Verbrennung*, am Kupferpole hingegen *Schmelzung* vorkommt. Nach der Ansicht des Rec. scheint sich an Zinkpole vorzüglich der *leuchtende* und am Kupferpole der *hitzende* Theil des Feuers auszuzeichnen. Eben so am positiven und negativen electricen Leiter. — Ausgezeichnete Verschiedenheit zwischen Säulen von vielen kleinplattigten Lagen und wenigen großplattigen. Die drey Erklärungsarten der Gasbildung im Wasser zwischen Dräthen, welche mit den beiden Polen der Säule in Verbindung stehen, wo der Vf. meynt, das diejenige Erklärung, bey welcher das Wasser ganz unzersetzt bleibt, und wo die verschiedenen Gasarten dadurch entstehen, das sich ein paar verschiedene imponderable Stoffe aus den beiden Polen der Säule mit dem einfachen Wasser verbinden, schon deswegen unnöthig zugegeben werden könnte, weil sie den Thatfachen der neuern Chemie so sehr widerspäche; — (Das sie That sachen widerspäche, kann Rec. nicht finden, wohl aber sieht er diese galvanische That sache als eine Klippe an, woran ein Theil der Theorie von der neuern französischen Chemie scheitern könnte). — Es werden auch die Versuche erwähnt, wo mit dem Wasser noch verschiedene andre Stoffe vermischt wären; auch handelt er von der Erzeugung einer kleinen Quantität *Salpeter säure* bey diesem Versuche; und von dem Anzünden verbrennlicher Körper durch den galvanischen Funken und dem Laden der electricen Verstärkungsflaschen. Endlich schließt der Vf. damit; das grose Uebereinstimmung zwischen der electri-

sehen und galvanischen Flüssigkeit herrsche, die aber dennoch unter gewissen Verhältnissen merklich von einander abweichen. 1) Beide, die electriche und galvanische Flüssigkeit, verbreiten sich mit unglaublicher Geschwindigkeit. 2) Beide bewegen sich leicht in Metallen und feuchten Körpern, schwer in Glas, Harz, Wachs. 3) Ein am Zinkpol galvanisirter Körper, zieht einen am Silberpol galvanisirten an, und stößt den gleichartigen zurück. 4) Der Galvanismus bringt in thierischen Körpern ähnliche Erschütterungen wie die *Leidner* Flasche hervor. (Jetzt kennt man auch den schönen *Helwigischen* Versuch über die Erschütterung des Quecksilbers, wovon auch schon *Volta* und *Henry* Kenntniß gehabt, so wie *Ritter*. Man sehe *Voigt's* Magazin Bd. 4. S. 94. und Bd. 5. S. 637. Andererseits weichen aber auch die galvanischen Erscheinungen merklich von den electricen ab: 1) Eine entladene *Leidner* Flasche giebt (das bekannte *Residuum* ausgenommen) ohne neue Ladung keine abermalige Erschütterung. Die Voltaische Säule hingegen bleibt mehrmal hintereinander in ihrer Wirk samkeit dieselbe; und nur durch Entladung mit sehr großen Conductoren (oder nachdem sie mehrere Tage gestanden), kann sie auf einige Zeit geschwächt werden. 2) Die *Leidner*-Flasche entladet sich immer durch Feuchtigkeit, ihre Wirkung wird vernichtet, so bald etwas Wasser zwischen ihre beiden Belegungen tritt. Die Säule hingegen ver trägt nicht allein, sondern erfordert sogar einen gewissen Grad von Feuchtigkeit. 3) Das galvanische Anziehen und Abstoßen ist im Vergleich mit dem electricen und in Betracht der andern so mächtigen galvanischen Wirkungen, überaus schwach; dagegen die Bildung der Gasarten gegen das, was man hiervon bey der Electricität erhalten haben will, sehr beträchtlich. 4) Die Flamme, der Wasserdampf, glühendes Glas, sind für die Electricität gute, für den Galvanismus aber schlechte Leiter. 5) Die gleichartigen Metalle stören oft die galvanische Flüssigkeit, da hingegen die electriche sie leicht durchströmt. — Hiezu kann man noch rechnen, was neuerlich von *Gautherot* so deutlich aus einander gesetzt worden ist, das ein und derselbe Körper, z. B. die Flamme für die eine Art der galvanischen Wirk samkeit, nämlich für die *Geschmacksverregung* ein *Isolator*, und für die andere, als die *Funkengebung*, die *Wasserzersetzung* etc., ein *Leiter* ist. *Voigt's* Magazin 4. B. 6. St. S. 831. Verschiedenheiten, die bey der Electricität gar nicht vorkommen.

Die Uebersetzung ist sehr treu und fließend; weniger blühend, aber gedrängter, so das auch der Uebersetzer, seiner Anmerkungen ungeachtet, alles Wesentliche in zwey Bände bringen konnte, was im Original drey anfüllt. Der erste Band des Originals enthält außer der Einleitung drey Bücher, und schließt mit der Pendel- und Wurfbewegung. Der zweyte enthält das 4te bis zum 10ten Buche, welches die Phänomene der Verbrennung, des Athmens etc. in sich faßt. Mit dem 11ten fängt der dritte Band an, worin die Erden, die Alkalien, das Licht und die Electricität,

chtät, auch mit Anwendung auf die Oekonomie des thierischen Körpers, auf Fische, Mineralien, auf die Atmosphäre, Gewitter und Nordlicht etc., ferner der Magnetismus und Galvanismus, abgehandelt werden. In der Uebersetzung schließt der 6te Bd. mit dem 7ten Buch über die atmosphärische Luft und die Gasarten. Der Uebers. sagt, daß ihm einige Anmerkungen vom Vf. selbst wären mitgetheilt worden, diese sind aber nicht so ausgezeichnet, daß man sie unterscheiden könnte. Das neue Maas ist durchaus in Verbindung mit dem alten angegeben. Die Uebersetzung hat mehrere Druckfehler, wovon einige bedeutende angezeigt sind, andere aber auch nicht, z. B. Centripetalkraft, welches mehrmals vorkommt, inwiefern das Galvani seine Entdeckung im J. 1764 (statt 1791) gemacht habe; mehrere verbessert der Leser leicht selbst. Bey der Centrifugalkraft wird eine Anwendung bey den Wasserpumpen und Korasieben erwähnt, womit eigentlich nur die funicular- und ähnliche Wassermaschinen, — die Fatterschwinger und Wurfschaukeln gemeint sind. Kupfer sind nicht allzu reichlich angebracht, und die Maschinen nach zum Theil nach ältern Originalen gezeichnet.

BERLIN, in d. Realschulbuchh.: *Kurzer Entwurf der Naturwissenschaft für den ersten systematischen Unterricht mit besonderer Hinsicht aufs gemeine Leben, von E. F. Wrede, Prof. d. Mathem. und Naturlehre am Friedrich Wilhelms-Gymnasium u. s. w. 1801. 368 S. 8. (14 gr.)*

Dieses Buch, welches zunächst den Schülern des Friedrich Wilhelms-Gymnasium bestimmt ist, soll die Stelle des Auszuges aus *Reccard's* Lehrbuch der Naturgeschichte vertreten, welches auch, nachdem er von *Hobert* verbessert worden, sowohl in der Form als Materie sehr mangelhaft blieb. Die Hauptabsicht des Vfs. ging dahin, seine Schüler nicht allein mit dem Wissenswerthen aus dem Gebiete der Naturwissenschaft bekannt zu machen, sondern sie auch frühzeitig zu gewöhnen, den Unterricht in der Physik nicht als eine Reihe von Kunststücken, die zur Belustigung aufgestellt worden, zu betrachten, sondern sie zu überzeugen, daß das Studium dieser Wissenschaft ein wesentliches Bedürfnis für jeden gebildeten Menschen sey. Dies scheint auch *H. W.* veranlaßt zu haben, mit den Versuchen zu kargen, und statt dessen den Einfluß, welchen jeder Stoff auf die Bedürfnisse des Lebens hat, so viel als möglich herauszuheben. Zum Selbstunterrichte würde für den angehenden Physiker dieses Buch darum nicht ganz geeignet seyn, wenn demselben Kupfer fehlen, an manchen Orten die Beweise nicht beygefügt sind und mehreres nur kurz angedeutet ist. So bald aber der Lehrer das Fehlende zu ergänzen weiß: so genügt es hinreichend, wenn das Lehrbuch die Resultate der Wissenschaft im Zusammenhange enthält; ja es ist sogar nothwendig,

dem mündlichen Vortrage etwas übrig zu lassen, damit die Aufmerksamkeit des Schülers stets gespannt erhalten werde, und er sich nicht dem Wahne überlasse, er könne die Lücken, die seine Unachtsamkeit veranlaßt hat, durch eignes Nachlesen ergänzen.

Nachdem in der Einleitung mehrere Begriffe vorläufig bestimmt worden, wird im ersten Theile von S. 22—130. von der allgemeinen Naturlehre gehandelt. Von S. 130—266. trägt der Vf. die besondere Naturlehre vor, sie zerfällt in zwey Abschnitte. Der eine handelt von den einzelnen Arten der Körper, welche wir auf unsrer Erde antreffen, der andre von den Naturerscheinungen im Großen, sofern sie zu unsrer Erde gehören. Durchgängig sind die neuesten Entdeckungen benutzt worden. Der zweyte Theil der Naturwissenschaft handelt von der Physiologie. Der Vf. folgt in der *eigentlichen Physiologie* den Vorstellungen von *Reil*, und man kann das S. 333. f. Gefagte als eine gedrängte Uebersicht der Vorstellungsart dieses Physiologen ansehen.

Zu den Stellen, welche *Rec.* einer Verbesserung zu bedürfen scheinen, gehören folgende. S. 133. a. wo von den ebenen Spiegeln angeführt wird, daß das Bild so weit hinter der Spiegelfläche erscheine, als der Gegenstand vor derselben liegt, könnte leicht eine unrichtige Vorstellung durch die Art, wie sich der Vf. ausdrückt, veranlaßt werden. Er sagt: „da jeder leuchtende Punkt aus einanderfahrende Lichtstrahlen auf die Spiegelfläche wirkt; so müssen diese bey dem Zurückstrahlen sich wieder in eben der Entfernung durchschneiden, welche der leuchtende Körper vom Einfallspunkt hat.“ Hier könnte man leicht veranlaßt werden, das Bild vor dem Spiegel zu suchen. Dem Mißverständnisse könnte vorgebeugt werden, wenn jene Stelle so gefast würde: da jeder leuchtende Punkt aus einanderfahrende Strahlen auf die Spiegelfläche wirkt: so müssen diese sich hinter dem Spiegel in eben der Entfernung von ihren Einfallspunkten zu durchschneiden scheinen, in welcher es vor dem Spiegel an derjenigen Stelle geschieht, wo sich der leuchtende oder erleuchtete Körper befindet.“ Die Erklärung, welche S. 233. von der Entstehung des Hagels gegeben wird, indem derselbe *nur allein* von dem Einfluß des Sonnenlichtes auf über einander liegende Wolkenchichten, denen sie durch Verdampfung den Wärmestoff entziehen, abgeleitet wird, ist zu einseitig. Winde, welche die Temperatur merklich erniedrigen, wärmere Luftschichten, in denen die äußere Oberfläche der Schneeklumpchen, welche durch sie herabfallen, schnell verdunsten muß u. s. w. können dieselbe Wirkung hervorbringen. S. 262. Zuf. 1. muß es heißen: jeder Fixstern kommt in einem Jahre 366½ Mal herum, nicht 366½ Mal. S. 265. Z. 1. würde *Rec.* statt einen der *kleinsten*, einen der *kleineren* Fixsterne gesagt haben. Ebend. Z. 8. würde es die Deutlichkeit vermehren, wenn nach: *Sie zieht es*, beygefügt worden wäre: *Herfels's Beobachtungen und Schlüssen* zufolge.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 6. April 1803.

## HANDLUNGSWISSENSCHAFT.

WEIMAR, im Landes-Industrie-Comptoir: *Magazin der Handels- und Gewerbekunde*, herausgegeben von *J. A. Hildt*. Jahrg. 1803. 1, 2, u. 3 St. Mit ausgefalteten und andern Kupfern und Karten. gr. 8. Jedes Stück 6 Bog. ohne das Intell. Bl. (Der Jahrg. in 12 St. 6 Rthlr.)

**H**r. *Hildt* hat sich bereits durch seine 19 Jahre hindurch mit Beyfall fortgeführte *Handelszeitung* als praktischen Kenner seines Fachs gezeigt, und das gegenwärtige *Magazin*, welches gewissermaßen an die Stelle jener Zeitung getreten ist, wird die Achtung und den Dank des kaufmännischen Publicums, den er sich dadurch erwarb, nicht bloß erhalten, sondern wahrscheinlich noch erhöhen. Die Zeitung noch länger beyzubehalten, war freylich in mehr als einer Rücksicht nicht räthlich; unmöglich konnte sie das immer mehr sich vergrößernde Feld des Handels und der technischen Industrie umfassen, und dazu kam, daß sich seit einigen Jahren mehrere Rivalen in Nürnberg, Frankfurt, Wien u. a. Q. einfanden, die, ob sie gleich eben nicht mehr leisteten, ihr dennoch nicht wenig von ihrem anfänglichen Interesse benehmen mußten. Jetzt erhöht sich aber dieses Interesse wiederum merklich dadurch, daß dieses *Magazin* sowohl dem aufgeklärten Kaufmann, als dem Staatsgeschäftsmann einen hellen Ueberblick des ganzen Feldes der Handels- und Gewerbekunde, nach einem sehr erweiterten und vervollkommenen Plane darbietet. Diesen Plan hat Hr. *Hildt* dem 1sten Stücke als *Einleitung* vorangeschickt, und man sieht leicht, daß er ihn reiflich durchdacht hat. Das *Magazin* soll unter 5 Hauptrubriken folgende Gegenstände umfassen: I. *Geschichte und Fortschritte des Handels in und außer Europa*. II. *Kunstfleiß in Manufacturen und Fabriken eines Landes oder einer Stadt*. III. *Handelswarenkunde*. IV. *In- und ausländische Literatur der Handelswissenschaften*. V. *Correspondenz- und vermischte Nachrichten*. — Es ist kein Zweifel, daß der Herausg. seinem Publicum in diesen Abtheilungen alles geben kann, was irgend einiges Interesse für dasselbe hat. So viel wir aus den vor uns liegenden 3 Stücken sehen, werden nicht bloß vorübergehende, sondern Nachrichten und ganze Abhandlungen von bleibendem Werthe geliefert, wobey es sehr gut ist, daß der Vf. seine Hülfsmittel — denn diese Abhandlungen sind mit vielem Fleiße aus den neuesten und besten Schriften zusammengetragen — besonders vom 2ten Hefte an treulich und vollständig angeführt hat.

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

Von der 5ten Rubrik bemerken wir, daß sie als eine wahre *Monats-Zeitung* für Handel und Gewerbe anzusehen ist, indem sie lauter kurze Notizen, theils aus Briefen vom neuesten Datum, theils aus so eben erschienenen Flug- und andern Schriften enthält. Diese sind gleichsam der Beleg zu dem, was der Herausg. sehr treffend in der Einleitung S. 4 sagt: „Handel und Gewerbe sind ein ewig wogendes Meer, das nie ruhig wird; stets seine Ufer und Begrenzungen ändert; tausend Klippen und Untiefen hat; stets gute Leuchttürme, Tonnen, kenntnisreiche Schiffer und Piloten erfordert, um sich mit Glück und gutem Erfolg darauf zu wagen. Täglich giebt es in der Handels- und Gewerbswelt neue Erscheinungen, neue Erfindungen und Entdeckungen, neue Combinationen und Speculationen, die nur der wachsame Kauf- oder Staatsmann, der sein Feld stets mit hellem Blick überblickt, mit Glück benutzen kann. Welch' eine Menge von wissenschaftlichen Notizen sowohl, als mercantilen Nachrichten und Neuigkeiten müssen nicht dazu gesammelt, gesichtet und gleichsam unter Einem Brennpunct gestellt —, und wie ununterbrochen muß nicht der Faden davon fortgeführt werden, wenn der beabsichtigte Zweck erreicht werden soll!“ Wenn der Herausg. auch in den folgenden Stücken so sich gleich bleibt: so dürfte wohl dieses *Handels-Journal* das erste in seiner Art seyn, und mit der Zeit für den Kaufmann ein höchstbrauchbares Handbuch werden, das selbst die Stelle einer kleinen Bibliothek vertreten könnte. Besonders gilt dieses von den 3 ersten Hauptrubriken, deren Werth und Branchbarkeit durch die beygefügteten Karten und ausgefalteten Kupfer, auf deren artistischen Theil gleicher Fleiß verwandt ist, noch beträchtlich erhöht wird. Ein guter Gedanke war es vom Herausg. unstreitig, Ueberblicken oder Handels-Tableaux ganzer Länder, Meere oder großer Handelsflüsse mit eigens dazu entworfenen bequemen Handelskarten zu geben, dergleichen z. B. hier in den ersten 3 Stücken vom algerischen Staate, vom schwarzen Meere und dem Rheinhandel geliefert werden. Solche Ueberblicke sind von großem Nutzen, wollen aber auch mit vielem Geiste und gründlicher Sachkenntnis entworfen seyn. Wir möchten Hn. *Hildt* rathen, vorerst unsere deutschen großen Handelsflüsse, die Donau, die Elbe, die Oder, die Weser, eben so wie den Rhein, zu behandeln, da diese nothwendig den vaterländischen Kaufmann am meisten interessieren, und alsdann erst auf die Meere und die wichtigsten Handelsstädte überzugehen. Eine zweckmäßige Ausführung dieses Artikels kann in der Folge auch einen sehr wünschenswerthen Handelsatlas liefern.

E dex



dergleichen uns durchaus noch fehlt. Um aber unsern Lesern von dem, was hier bereits geliefert worden, selbst eine nähere Kenntniß zu verschaffen, begnügen wir uns, nur einiges auszuheben, da der Raum nicht gestattet, von jedem einzelnen Artikel etwas zu sagen. Die erste Abtheilung liefert recht gute Uebersichten und Nachrichten vom *Handel der Barbarey*; von dem jetzt die Aufmerkbarkeit so sehr erregenden *schwarzen Meere* und von den *Ufern des ganzen Rheins* mit 3 kleinen sauber gestochenen und sehr richtigen Karten. Ueberdem noch allerley Nachrichten von neuen französischen, dänischen, österreichischen, ungarischen, schwedischen und englischen Handels-Einrichtungen und Anlagen. Die zweyte Rubrik enthält außer mehreren guten technologischen Nachrichten die Beschreibung der *Reinholdischen Gewichtsmühle*, die indess noch manchem mechanischen Zweifel ausgesetzt seyn möchte; die Kunstgeschichte der *Flintensteine*; die Beschreibung der *Lackwaaren-Fabrication* nach Japanischer Art, mit einer Beschreibung und Abbildung des *Wilke'schen Digestors*, zum Bereiten des dazu gehörigen Lackfirnisses — nebst mehreren technologischen Nachrichten. Sehr zu billigen ist es, daß Hr. H. unter dieser Rubrik keine neuen unerprobten-Fabricationsprojecte, so anziehend sie auch oft seyn mögen, aufgenommen hat, und es ist ihm zu rathen, daß er auch künftig bloß erprobte Thatfachen und Fortschritte des fabricirenden Kunstfleißes liefere. Die Rubrik für die *Handels-Waarenkunde* ist in allen 3 Heften ohne Zweifel an stärksten besetzt; sie liefert außer einer kleinen Einleitung zur *Handels-Waarenkunde im allgemeinen betrachtet*, den Artikel *Eidervogel* (mit colorirter Abbildung des Eidervogels männlichen und weiblichen Geschlechts) *Perfio* oder rother Indigo, ein neues Färbeproduct; *Schmalte* oder blaue Kobaltfarbe; *Granaten*; *Moschus* (mit colorirter Abbildung des Bisamthiers); *Safran* (ebenfalls mit color. Abb. der Pflanze) *Bernstein*; *Hausenblase*; *Taback*; *Pfeffer* (mit ill. Abb.) *stinkenden Afand* (auch die Pfl. abgebildet) *Galläpfel* und *Knoppern*. Diese Artikel sind so vollständig bearbeitet, daß wir nichts daran vermißt haben. Da diese Rubrik für den Kaufmann unstreitig die wichtigste ist: so wäre wohl zu wünschen, daß sie Hr. H. am sorgfältigsten cultivirte, und die erheblichsten, allgemein gangbarsten Handelsartikel zuerst lieferte, auch die weitläufige Aufführung der Namen einer solchen Waare in allen uns gewöhnlich unbekanntem Sprachen, bloß auf die unentbehrlichsten einschränkte; von colorirten Abbildungen, die wie die bisherigen treu und instructiv sind, können aber nie zu viel beygefügt werden, da sie die Kenntniß der Waaren sehr anschaulich und gründlich machen. Die für die *Literatur der Handelswissenschaft* bestimmte Rubrik enthält in diesen 3 Heften die Anzeigen von 16 neuen den Handel und die Industrie betreffenden in- und ausländischen Schriften, welche dem Kaufmann, der etwa sonst keine Anzeige von neuen Schriften liest, manches neue in sein Fach einschlagendes Buch nicht bloß bekannt machen, sondern ihm selbst Auszüge und Notizen

liefern; wir empfehlen hiebey dem Herausg. auf seiner Hut zu seyn, daß diese Anzeigen nicht in trockene Recensionskritiken ausarten. Die Rubrik endlich für die Correspondenz- und vermischten Nachrichten hat alle Anlagen zu einem *Repertorium* für die Handelsgeschichte aller Länder, da man hier aus den meisten Tagblättern des In- und Auslandes zu diesem Behufe dienliche Materialien gesammelt findet. — Das diesem Magazin angefügte Intelligenzblatt, welches vorzüglich zu Handelsanzeigen und dahin einschlagenden Bekanntmachungen, so wie zu Buchhändler-Anzeigen bestimmt ist, hat eine solche Einrichtung, daß wahrscheinlich sowohl die Leser als die Verfasser der darin vorkommenden Artikel damit zufrieden seyn werden. — Eine Zeitschrift, die so gut und zweckmäßig eingerichtet ist, und die das ihr bestimmte Fach so vollständig umfaßt, wie dieses Magazin, wird gewiß den Beyfall nicht verfehlen, den sie wirklich verdient, und den ihr der Herausgeber auch für die Zukunft versichern kann, wenn er seinem Plane getreu bleibt, und auf die zweckmäßige Redaction ein wachsam Auge behält.

### S T A T I S T I K.

PRESBURG, b. Landerer: *Michaelis Horváth*, Praepositi de Graba, S. Theologiae Doctoris, ejusdemque antea in R. Universitate Professoris publici ordinarii, *Statistica Regni Hungariae et partium eidem adnexarum*. — Editio altera auctior et emendatio. 1802. 542 S. 8.

Der Vf. hat sich schon mehrmals, aber nie mit grossem Erfolg, aus dem Gebiet der Theologie in jenes der Statistik und Politik gewagt. Man hat von ihm eine *Introductio ad Historiam Hungariae critico-politicam* und eine *Historia Hungariae politica*, dann von seiner *Statistica Regni H.* die erste Ausgabe 1795. Unter diesen seinen Büchern ist das gegenwärtige wirklich noch das beste, weil der Vf. doch *Achenwalls* Methode und Ordnung befolgt, und *Schwartners* und *Novotny's* Werke, ja sogar *Grellmann's* statistische Aufklärungen benutzt hat. Hierdurch ist die zweyte Ausgabe, verglichen mit der ersten, beynahe ein neues Werk geworden. Der Vf. ist also in der Wissenschaft weiter gekommen; er selbst aber bringt sie nicht viel weiter. Er erinnert am Ende, das Werk sey schon im Sept. 1799 fertig gewesen, habe aber erst zu Anfange 1802 die Presse verlassen können. (Also wird auch ein Probt von Graba von der Censur und dem Buchdrucker nicht minder, als andre ungrische Schriftsteller gequält.) Um ungedruckte Quellen hat sich der Vf. nicht umgesehen, und selbst gedruckte Bücher benutzt er nicht überall; Z. E. v. *Engels* Staatskunde von Croatien, Dalmatien und Slavonien (im 2ten Bande der Gesch. des Ungr. Reichs. Halle 1798.) So wie es an ausgezeichnetem politischer Urtheilskraft dem Vf. gebricht, eben so hat er anderseits von dem hierarchischen Geit etwas zu viel. Proben,

ben, die der Rec. aushebt, mögen beides bestätigen. In dem Abschnitt über die Quellen ungrischer Statistik trifft man unerwarteter Weise auch folgendes an: S. 8. „*Novellae deinde Budenses ac Pofonienses, ambae cum annexis Neovedensibus, (mit dem schandlichen Nachdruck des sogenannten Neuwieders) eae autem auspiciis Tondererianis scribuntur, saneque multa eruditione et salibus Socraticis respersae.*“ Kann wohl der Name Sokrates ärger entweiht werden? — S. 13. heist es in dem Abschnitte über den Ursprung der ungrischen Monarchie: *Cl. Mart. Schwartzner existimat, Hungaros Pannoniis eo jure fuisse potitos, quo Israelitae Palaestina. Verum opinioni huic sacrae refragantur literae, quae locis plurimis perhibent, Josuam et Israelitae Palaestinam in suam redegisse potestatem jure a Deo . . . sibi dato, Hungaros autem Pannonias ab originibus populis jure armorum, quod solum nullum est, ademisse tota loquitur antiquitas.* (Der Anonymus B. R. Notarius erkühnt sich zwar auch seinen Arpadischen Ungern zum Führer nach Pannonien den heiligen Geist zu geben, aber man sieht wohl, welche andre Ansicht die Statistik und Geschichte hier aus der Theologie erhält!) S. 49 meynt der Vf. die Szekler (Siculi) hießen besser Scythuli: eine Rudbekifrende Meynung, wegen welcher schon Bonfinius öfters getadelt worden. S. 54. Die Russen oder Rusnyaken in der Marmarosch u. s. w. bedienen sich nach dem Vf. der glagolitischen Buchstaben. Hieraus ist klar, daß der Vf. erst hätte nachschlagen sollen, wie das cyrillische und das glagolitische Alphabet sich zu einander verhalten. S. 68. *Slavis quoque, Germanorum more, doctrina Lutheri prae auctera Calvinii ethica dulcior.* Bekanntlich ist es nicht die Moral, die zwischen beiden Confessionen einen Unterschied zieht. S. 86 und 564 bemerkt er zwar, daß die Evangelischen Geistlichen und Professoren schmal besoldet seyn, doch aber *„conjugia cum sponsis opulentioribus, magno eis ad rem faciendam sunt adjumento.“* Schade nur, daß der Vf. dagegen die Unkosten auf den Unterhalt einer Familie und auf Erziehung der Kinder in Anschlag zu bringen vergessen hat. Auffallend aber ist es gewiß, daß die protestantische Kirche keinen Mangel an Candidaten der Theologie fühlt, während die katholische, welche ihren Clerus so gut besoldet, so sehr über Mangel an Clerikern klagt; vermuthlich trägt die Aussicht auf das Heyrathen und zumal auf reiche Bräute dazu bey. S. 108 wird das Arnen-Institut im schlechtesten, der Jugend ja nicht zum Muster dienenden Latein *„Actuosae Caritatis proximi confraternitas“* genannt. Einen ganz neuen Artikel, den weder Schwartzner, noch Novotni angezeigt haben, muß Rec. billig aus Hn. Horváths Buch ausheben, und dieser ist folgender: S. 141 *„Stanno carere Hungariam percubuerat, verum reperti nuper veteres ejus cuniculi Lovinobanyae et Zinnobanyae scoriae denique stannaeae juxta eos (Halden) opinionem hanc erroris arguunt atque etiam coarguunt. His autem rationum momentis accedunt insuper alia criteria; scilicet ipsa locorum horum etyma, et Insignia montanistica, metallici malleoli.“* Der Vf. glaubt, diese Zinngruben müßten unter

Bela IV. bey der Mongolischen Verwüstung zugesichert worden seyn. Die Quelle dieser Nachricht anzuzeigen, hat dem Vf. nicht beliebt. S. 154 meldet er, die Bauern in Ungern und Slavonien trügen ein grobes kotzenähnliches Tuch: und setzt den philanthropisch-klingenden Wunsch hinzu: *Quam cuperem, viliosum hoc genus vestimenti mundiore mutatum!* Wie kömmt es, daß der Vf. über die zottigten Mäntel der Bauern jammert, aber unter den Artikeln: Contribution und Urbarium nichts besonders zu ihrem Vortheil sagt? S. 269 liest man: *„Aliud etiam pro explorato dare possum, coecutire, duci Verbötzio, quicunque existimant, divum Stephanum, postquam religioni christianae nomen dedit, jura Majestatica a populo, id est, a primoribus gentis, accepisse. Nam sic . . . Duces Hungariae . . . ipseque S. Stephanus triennio, quo Ducis nomine Hungaris imperabat, non alia potestate, quam illa, quae eis a populo mandabatur, fuissent instructi, cui rei tota refragatur antiquitas, et notio Imperii Monarchici.“* — Nun ist der Leser natürlich gespannt auf die Beantwortung der Frage: Woher hatte also Stephan I. und sein ältester Vorfahr sein Recht zu regieren? vom Papst? oder von Gott? allein der Vf. entschlüpft der Frage durch die Formel: *Sed hic me commorari non delectat.* S. 290 legt der Vf. den Protestanten in Ungern die Pflicht auf, sich genau an die symbolischen Bücher zu halten, und keinen Socinianismus oder bloß natürliche Religion zu predigen, mit der Drohung: *„nam secus privilegiis confessioni utrique concessis excidere possent.“* Er zählt sogar diese symbolischen Bücher sorgfältig her. Rec. meynt, er, als katholischer Geistlicher habe in diese innere Angelegenheit der protestantischen Kirche nicht zu reden; thut er es aber: so handelt er wider sich selbst. Dies letztere scheint der Vf. zu fühlen. Er nennt die *„formulam Concordiae foecundam discordiarum parentem“* — und von den Dordrechter Synodalbeschlüssen bemerkt er: *„Si tamen auctera haec Decreta nostris probantur.“* S. 314. wird verkündigt, der Clerus sey seit in dem ganzen christlichen Europa der erste Stand (*toto fere orbe christiano gaudet proedria.*) Dies reimt sich aber mit dem nicht, was er S. 86. gesagt hat: *Lutherus et Calvinus, Ministros verbi, (das Wort divini blieb in seiner Feder) honoris prerogativa et censu inferiores esse volebant seculari ordine.*

Doch genug zur Charakteristik des Buchs. Aus manchen Aeußerungen des Vf. leuchten doch auch billige Gefinnungen hervor: er rühmt z. E. daß in Ungern nie eine Inquisition gewesen: *Si qua vero (S. 294) anomalia (im Religionswesen) nonnunquam intercesserat superioribus seculis, ea in mores temporum illorum conferenda.* S. 459 läßt er den protestantischen Gymnasien Gerechtigkeit widerfahren. Im Ganzen trägt ja auch sein Buch zum Wetteifer der ungrischen Gelehrten in dem Studium der Statistik bey, und damit ist schon viel gewonnen.



NEUSTRELITZ, b. Spalding: *Herzoglich Mecklenburg-Strelitzischer Staatskalender* auf das Jahr 1803. 120 S. 8.

2) Ebendaf.: *Verzeichniß der jetztlebenden Europäischen Regenten und ihrer fürstlichen Familien*. Eine Beylage zum Mecklenburg-Strelitzischen Staatskalender. 1803. 116 S. 8.

Die Verdienste der vorjährigen Ausgabe wurden in der A. L. Z. 1802. N. 90. gewürdigt. Hr. Graf August v. *Schulenburg* hat auch die diesjährige mit dem ihm eigenen Fleiße geordnet. In den *Annalen* (S. 127 bis 129) bemerkt man mehrere weniger bekannte Ereignisse, z. B. das Geschenk einer Fahne von der Königin von England an die Schützencompagnie zu Neustrelitz, den Tod des verdienten Ministers von Normann, die Landtags-Sachen, die Reisen des Herzogs und des Erbprinzen u. s. w.

Das *Geschlechts-Verzeichniß* ist ausführlicher als in irgend einem deutschen Special-Kalender und zur geschwinden Einsicht zweckmäßig geordnet. Dadurch bekommt es freylich im Verhältnisse zu dem Namens-Verzeichnisse und zu dessen Lesepublicum (für welches 300 Exemplare jährlich genügen) eine kostspielige Ausdehnung. Allein das Verdienst des Vfs. wird dadurch nicht vermindert. Vielmehr wäre es zu wünschen, daß der gelehrte Graf seine Materialien zu einem genealogischen Handbuche für die, in dem Varrentrappchen fehlenden fürstlichen und gräflichen Familien benutzen möge.

Rufland, Spanien, England, Dänemark, Schweden, Italien und das ehemalige Polen liefern zu jenem eine starke Nachlese; — aber auch Preußen, Schlesien, Bayern und Hannover, welche der deutschen Literatur so nahe liegen, daß man sich über den Mangel eines solchen Handbuchs wundern darf.

## ERDBESCHREIBUNG.

ALTONA, b. Bechtold: Des Capitains *James Cook* Beschreibung seiner Reise um die Welt. Ein nützlichles Lesebuch für die Jugend, nach Campe's Lehrart bearbeitet. Mit Kupfern. *Zweyte verbesserte Auflage*. 1802. *Erstes Bändchen*. 162 S. *Zweytes Bändchen*. 164 S. 8. (Mit schwarzen Kupfern 1 Rthl. m. Illum. K. 1 Rthl. 8 gr.)

Nach einer beygefügtten Anzeige hat sich die erste Auflage (welche im Dec. 1801 erschien) in einigen Wochen vergriffen, und dieser schnelle Absatz die zweyte nöthig gemacht. Der Hr. hat sich nach Kräften die Campe'sche Manier angeeignet; ob aber nicht die lesende Jugend dem dialogirten und dadurch ins Weite gezogenen Vortrag eine fortlaufende Erzählung vorziehen würde, lassen wir dahin gestellt seyn. Das zweyte Bändchen endigt mit dem Tode Cooks; es soll aber noch ein drittes folgen, in welchem der Beschluß dieser Seereise enthalten seyn wird.

## KLEINE SCHRIFTEN.

OKONOMIS. Düsseldorf, b. Schreiner: *Ein paar Worte über einige Waldübel im Bergischen Lande*. 1801. 64 S. 8. (4 gr.) So sehr auch bisher die Regierung von Pfalzbayern, durch die erneuerten Forstordnungen, die Verbesserung der Wälder und Forsten in Jülich und Berg, und die Abstellung der Mißbräuche in denselben betreffend, unterm 19 May 1791, 28 Februar 1792, und 18 April 1792, (f. v. *Mosers* Foest-Archiv XI Bd. S. 259—261, XIII Bd. S. 294—301 und 302) damit beschäftigt gewesen ist, dem immer mehr einreisenden Uebel des Holz Mangels vorzubeugen, und so oft auch die Frage: Wie der fast in allen bevölkerten Ländern drohenden Holznoth am geschwindesten abgeholfen, und den Waldungen am zweckmäßigsten aufgeholfen werden könne, — von öffentlichen Akademien und Privatpersonen aufgeworfen und beantwortet worden; eben so wenig haben alle bisherigen Vorschläge in der Hauptsache gefruchtet, daß man, zumal im Bergischen, die Klage über bevorstehenden Holz mangel fast noch täglich hört. Der ungenannte Vf. nimmt daher Gelegenheit, die wesentlichsten Fehler zu berühren, die der Holz-Cultur im Allgemeinen, und der im Bergischen besonders im Wege stehen. Zuförderst zeigt er, woher es komme, daß in dieser Provinz ein merklicher Holz mangel zu befürchten sey. Der erste Grund sey die fast täglich wachsende Volksmenge. Sie betrug im J. 1780, nach den, von dem verstorbenen Grafen und Statthalter v. *Goltstein* statistisch eingeführten Volkszählungen, außer den freyen Herrschaften *Braich* und *Hardeberg*, auch der *Vogtey Syberg*, die mit dem Bergischen nur durch *Schutz- und Steueransprüche* verbunden sind, — Umstände, die wenige deutsche Statistiker kennen, weil dies Land von dieser Seite äußerst unbekannt ist — im Ganzen 204, 542 Menschen, die 35, 942 Feuerstätten benutzten; (f. die trefflichen *Beiträge zur neuesten deutschen Territorial-Verfassung*

11 *Beitrag* S. 38 und 73. eine Schrift, die kurz noch ihrer Erscheinung unterdrückt ward, und daher äußerst selten geworden ist). Im J. 1790 war die Volksmenge, nach authentischem Quellen, 211, 789 Menschen, die in 37, 097 Häusern wohnten, und eine Ausfuhr von Kunstproducten des Landes bewirkten für 6, 133, 476 Rthl. Berg-Courant.) Dadurch wird sowohl der Verbrauch des Holzes in dem Maasse vermehrt, als die beständige Ausrodung der Forsten und Waldgegenden, und die damit verbundene Umwandlung des Holzbodens in Ackerbau und Wiesen, das Vermögen Holz zu wachsen vermindert. Der zweyte Grund sey der, daß die Einwohner dieser Provinz, die Wälder und Holzungen als ein gemeinschaftliches Gut betrachten, welches ihnen alles Nothdürftige zur unentbehrlichsten Feurung, zur Erhaltung des Viehes und dessen Streue unentgeltlich gewähren müsse. Der dritte sey der Krieg, der seit 1795 erstaunlich viel Holz verzehret habe, wohn auch *viermal* die kalten Winter von 1794 und 1798, und *fünfstens* die Mayfröste gehörten, worin sich die Jahre 1799 und 1800 besonders ausgezeichnet hätten: so daß mehrere tausend junge Eichen- und Büchenstämme erfroren und gänzlich zerstört worden wären. — Das Alles ist ganz richtig; auch sind die Vor sommer-Fröste um so gewöhnlicher, weil die hohen Gebirge, die schmalen Thäler und tiefen Schluchten dieses Landes, die Frühlings-Nebelfröste durch die, jene Defileen durchrauschenden Flüsse und Bäche gleichsam vom Rheinstrom herbeyführen. Ein Waldübel hat der scharfsinnige Vf. übersehen, nämlich die verschwenderische Baulust der Bergischen. Das schlimmste und schädlichste Uebel, welches hier ausführlich zergliedert wird, besteht in der Viehzucht oder der sogenannten *Waldweide*. Wir stimmen dem Vf. völlig bey, und wünschen diesen Bogen viele Leser und Behersiger.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 6. April 1803.

## ERDBESCHREIBUNG.

LÜBCK u. LEIPZIG, b. Bohn: *Thomas Garnett's* Prof. der Physik und Chemie zu London, *Reise durch die Schottischen Hochlande und einen Theil der Hebriden.* Aus dem Engl. überfetzt und mit *Alex. Campbells* Abhandlung über die Dicht- und Tonkunst der Hochländer, wie auch über die Aechtheit der dem Ossian zugeschriebenen Gesänge vermehrt von *Ludwig Theoboul Kosgarten.* 1802. *Erster Band.* Mit 1 Titelkupf. u. 2 Karten 352 S. u. VIII S. *Zweyter Band.* M. 2 Kpf. 310 S. 8. (2 Rthl. 12 gr.)

**D**iese Reise gehört unter die besten, die seit geraumer Zeit über irgend einen Theil der britischen Inseln erschienen sind. Hr. Garnett, der einige Jahre Professor am Andersonschen Institut zu Glasgow war, nachher Vorlesungen im königl. Institut in London hielt, in der Folge aber seine Stelle aufgab, und seitdem gestorben ist, hatte in der That Fähigkeiten und Willen, etwas vorzügliches zu liefern. Der Statistiker, der Alterthumsforscher, der Liebhaber der schönen Natur, der Botaniker und der Mineralog — alle finden hier mehr oder weniger ihre Rechnung. Nur diejenigen, die bloß zu ihrer Belustigung lesen, möchten das Werk zu ernsthaft und etwas trocken finden; denn der Vf. hält sich nicht bey Märchen, Reisegeschichten und jenen Abschweifungen auf, welche mit den wichtigern Gegenständen abwechseln und Erholung gewähren. Die Reise geht von Glasgow über Dunbarton an den See Lomond; von da nach Inverary — über Glenorchay und Cruachan auf die Inseln Mull — Staffa — Icolnkill. — Fort William — Fort Augustus — Inverness — Culloden — Blair Athol — Perth — Stirling — zurück nach Glasgow. Von hier geht der Vf. südlich nach Hamilton, Lanerk bis herab nach Moffat, wo er sehr umständlich das berühmte mineralische Wasser beschreibt.

Der große Kanal, durch welchen die Nordsee und das Atlantische Meer verbunden sind (S. 6.) ist von der Mündung des Carron an der östlichen Küste, bis zu seinem Einflusse in die Clyde bey Kilpatrick, 35 Meilen lang. Sein Wasser steigt und fällt 160 Schritt vermittelt 39 Schleusen. Unweit Kilpatrick hat er 4 Bogen, deren jeder 65 Fuß hoch und 420 weit ist. — Zu Dunbarton ist eine Fabrik von Flaschen und Plattenglas, welche 130 Menschen beschäftigt und der Regierung 3800 Pf. St. jährlich an Accise einbringt. — Durch die Druckereyen von Leven und Milton erhält die Regierung jährlich 40,000 Pf. —  
A. L. Z. 1803. *Zweyter Band.*

Das Schloß Inverary (S. 81.) ist eben so schön als prächtig. Die Kosten der Pflanzungen, Verbesserungen, Heerstraßen, nützlichen und verschönernden Anlagen, die die Herzoge von Argyle seit 1745 hier vorgenommen haben, sollen sich auf 250,000 Pf. St. belaufen. Der jetzige Herzog soll seit der Besitznehmung seiner Güter jährlich 3000 Pf. auf diese Gegenstände verwendet haben. — (S. 100.) In dem Lough Fyne beschäftigen sich oft 5 bis 600 Boote mit dem Heringsfang. In manchem Jahre werden mehr als 20,000 Fässer gefalzen. Ein Fass hält ungefähr 500 Heringe von der besten Art, 700 von mittlern Schlag. Die Eingeweide liefern eine beträchtliche Quantität Oel. S. 103. Geschichte des Heringes, seiner Wanderungen und andere anziehende Nachrichten. — (S. 167.) Die Hütten in den Hochlanden sind noch immer höchst armelig; die auf den Inseln aber noch elender, bestehen aus Kieseln ohne Mörtel, haben 2 Abtheilungen und sind weder warm noch trocken. (S. 179.) Wenig Lairds in den Hochlanden verpachten ihre Güter anders als von Jahr zu Jahr; und wenn der Pächter ein Haus haben will: so muß er es sich selbst bauen. Das Land wird mehrentheils unter der Hand den Meistbietenden zugeschlagen. Die Unternehmer, oder Mittelleute (die das Land im Ganzen pachten und wieder in kleinen Stücken verpachten) sind hier so gemein als in Irland. Das Elend ist denn oft sehr groß. Man läßt dem Viehe bisweilen zur Ader, um das Blut zu fieden, oder Kuchen daraus zu backen. Dafür lebt es, bey strenger Kälte, in des Herrn Hütte, und theilt sein Mehl, wenn die Fütterung aufgezehrt ist. Die Schafe sind oft lange im Schnee vergraben, und fressen eins des andern Wolle. Thauet es wieder auf: so findet man eine Menge todter. — (S. 194.) Bloß in den Jahren 1773 und 75 sind mehr als 30,000 Menschen aus den Hochlanden über das Atlantische Meer gegangen; Schaaren sind seitdem ihnen nachgefolgt. Zu Mull ist das Elend vorzüglich groß. Im J. 1755 waren auf dieser Insel 5287 Menschen, und im J. 1795 waren 8016. (Also immer wieder die alte Geschichte! Man liest ohne Unterlaß von Elend und Auswanderung, und das Land nimmt doch an Bevölkerung und Wohlstand zu.) S. 204. „Unbegreiflich ist, wie Personen, die selbst in den Hochlanden reiseten, die Aechtheit der durch Macpherson überfetzten Celtischen Gesänge bezweifeln können. Da ist kein Glen, worin sich nicht Personen fänden, welche mehrere von diesen, wie auch andere Celtische Lieder von gleichem Alter (nämlich? —) die sie durch Ueberlieferung erlernten, herfagen könnten.“ — D Mac Intire zu Glenorchay sagte zu Macpherson, er glaube,  
F. das

das Gedicht Fingal sey nicht so, wie er es geliefert, und daß es vieles ausgefüllt habe. Macpherson antwortete, daß er das gar nicht nöthig hatte, und lud den Doctor ein: In seinem Hause das Original zu sehen, welches aber dieser (sonderbar genug!) vernachlässigte. — Einen Hn. McNab hat Macpherson öfters Stücke aus dem Original vorgelesen.

Band II. (S. 8.) Die vornehmsten Manufacturen zu Inverness sind in Flachs und Hanf. Sie beschäftigen jetzt mit Spinnen und Weben 1000 Männer, Frauen und Kinder. In den verschiedenen Zweigen der Weißgarnmanufactur arbeiten 10,000 Menschen in der Stadt und der umliegenden Gegend. Auch Baumwollenmanufacturen und Gerbereyen. S. 84. „Obgleich Lord Bredalbane gütiger gegen seine Pächter seyn soll, wie (als) die meisten Grundherren: so „hörten wir doch von vielen, die aus dieser Gegend „nach Amerika ausgewandert waren.“ — Das nämliche sagt auch Campbell, und zwar, daß diese Auswanderungen unter dem letztern Lord angefangen hätten, der „für einen sehr guten Herrn gegolten hätte.“ — (Also ist es nicht immer Elend und Druck, die den Hochländer auszuwandern bewegen.) Was sich S. 93 ff. über Perth findet, steht auch in Campbell. Beide schöpften aus der nämlichen Quelle, dem John Young. — (S. 181 ff.) In Glasgow werden jährlich ganz neue Strafsen angelegt, und doch ist der Zufluß von Menschen so groß, daß man sich nicht ohne die äußerste Schwierigkeit ein erträgliches Haus verschaffen kann. „In diesem Jahre (vermuthlich 1799) wurden 500 neue Häuser gebauet, und in jedem Stockwerke wohnt eine Familie. Die Bevölkerung kann mit vollem Recht zu 80,000 Seelen angesetzt werden.“ (Rec. hat seitdem von 92,000 gehört.) Die Hausmiethe ist hoch, und es ist hier theurer zu leben, als fast in den drey Königreichen.“ — (S. 187.) In allen Strömen und Bächen nicht nur der Nachbarschaft, sondern auch in entfernten Gegenden sind Mühlen, Bleichen und Druckereyen; und doch reicht das Garn nicht, und vieles wird aus England gezogen, besonders aus Manchester. — S. 189. Interessante und genaue Beschreibung des Andersonschen Instituts. Der Stifter vermachte ihm seinen ganzen Apparat, seine Bibliothek, sein Museum, und sein ganzes Vermögen. Noch kamen große Summen durch Subscription dazu. Und so hat das Institut jetzt ein schönes Haus, und sein Apparat ist der vollständigste und reichhaltigste im Großbritanien. Es ward 1796 geöfnet. Hr. Garnett, als Prof. der Naturlehre und Naturgeschichte fing dreyerley Vorlesungen an, die er durch drey Winter fortsetzte. Die Zahl der Studierenden, die seine Vorlesungen besuchten, war 525 in der letzten Session, 500 in der vorletzten und 975 in der ersten. Das weibliche Geschlecht hat mit dem männlichen gleichen Zutritt zu den Vorlesungen; beynabe die Hälfte von Garnetts Zuhörern bestand regelnäßig aus Damen. (S. 227.) *New Lanark* und seine Spinnmühlen. Es sind ihrer drey, und ihnen verdankt das Dorf, das 1500 Einwohner hat, sein

Daseyn. Gegen 500 arme Kinder werden von Hn. Dale gekleidet und genährt; die andern wohnen bey den Aeltern in Dörfern. Sie arbeiten täglich 11 1/2 Stunden. Um 7 Uhr Abends wird gegessen, worauf der Unterricht anfängt, der bis 9 dauert. Drey ordentliche Lehrer sind von Hn. Dale angestellt, die Kinder, die zur Arbeit noch zu jung sind, den ganzen Tag zu unterrichten. Auch ist eine Frau da, die die Mädchen nähen lehrt. — Im J. 1790 wurde ein Schiff aus der Insel Skye nach Greenock verschlagen und setzte 200 elende Hochländische Emigranten ans Land. Hr. Dale erbot sich, sie augenblicklich in Nahrung zu versetzen, was denn auch die meisten annahmen. Er schickte hierauf Einladungen in die Hochlande und Hebriden. Im folgenden Jahre machte er sich anheischig, Häuser für 200 Familien zu schaffen und 1793 standen sie da.

S. 256 endiget die Reise, zu welcher Hr. Kosegarten einen doppelten Anhang gefügt hat: 1) Georg Buchanans Leben und Charakter, bis S. 266 und 2) Campbells Abhandlung über die Musik der Hochländer. Diese betrifft denn hauptsächlich Ossian und seine Gedichte, und kommt auf folgende Punkte heraus: 1) Als der Vf. Macpherson's Ossian las, erinnerte er sich der nämlichen Gedichte, die er unter den Hochländern in seiner frühern Jugend gehört hatte. 2) Gedichte, die dem Ossian zugeschrieben wurden, waren in den Hochlanden durch mündliche Ueberlieferung bekannt, lange vorher, ehe Macpherson seinen Ossian herausgab. 3) Macpherson hat diese letztern weder ganz, noch in der Hauptsache erfunden, sondern sie mit Hülfe anderer gesammelt, geordnet und nachher übersetzt. 4) Heutzutage sind nur noch sehr wenig Handschriften von den alten Celtischen Gefängen in den Hochlanden vorhanden. 5) John Daire war 1743 oder 44 in den Hochlanden auf der Jagd, und hörte Gefänge, die er nicht verstand, die aber sein Begleiter ihm übersetzte. Als nachher Macphersons Ossian erschien, erkannte er die Aehnlichkeit dieser Dichtungsart mit dem, was er ehemals in den Hochlanden gehört hatte. 6) Colin Campbell sagt, daß er sich der Zeit gar wohl erinnere, in der Macpherson Materialien zu der entworfenen Ausgabe von Ossians Gedichten sammelte. 7) Macpherson lebte eine Zeitlang in der Familie des Hn. Macpherson zu Arathnasie, der nicht nur der Alterthümer seines Landes und der Celtischen Sprache vollkommen kundig, sondern auch ein geübter Dichter war. Dieser leitete unserm Uebersetzer die allerwichtigsten Dienste. — „Fragt man, welche Theile er ganz, welche verkümmelt gefunden, auf was Weise und nach welchen Regeln er sie ausgewählt, revidirt und geordnet habe: so dürfte darüber heutiges Tages keine befriedigende Auskunft mehr zu gewinnen seyn. Der Uebersetzer ist todt, und der andere Macpherson ebenfalls.“ — Rec. fragt: In wessen Händen sind die Originale, welche Macpherson bearbeitete? Und warum giebt man sie nicht heraus? Wenn diese Originale existiren: so kann es sogar schwer nicht seyn, die Fragen zu beantworten, von denen Hr. Campbell meynt,

meynt, daß keine befriedigende Auskunft mehr zu gewinnen sey.

Rec. kann die Uebersetzung mit dem Originale nicht vergleichen; aber er findet sie im Ganzen etwas schwerfällig und hin und wieder steif. Auch ist es zu bedauern, daß Hr. K. hier die Reinheit der Sprache so sehr vernachlässiget und sich so viel Provinzialwörter erlaube! So sagt er (S. 6) Schütten, statt Schleusen; — S. 11 nach unserer Rückkunft zu (nach) Kilpatrick besuchten wir etc. — Einsprengelgelder (S. 24) für Geld, womit ein Fremder an einem Orte sich einkauft. — S. 85 und an mehreren Orten „aus Gelegenheit“ statt bey Gelegenheit. — S. 325. Welcher Reisende *schwielt* genug ist, (was heist das?) das alles anzuschauen etc. — S. 335 um die kleine Aernthe *überseit* zu bringen etc. (vermuthlich für einbringen;) — S. 338. in einem *einigen* Sturze etc. Ueberhaupt kommt das Wort *einig* für *einzig* zu wiederholtenmalen vor. — Eben so Osterende und Westerende, für östliches Ende etc. — Ich schmeckte davon etc. statt ich kostete. — S. 234 *Pariser Pflaster*. Vermuthlich steht im Original *plaisier of Paris*; das heist aber auf deutsch *Gyps*. — S. 301 *Maister of Stair*. Was mag das seyn? Ist es vielleicht Earl (Graf) v. Stair? — Band II. S. 2. Ein Rector und *Tutoren* etc. muß heißen Unterlehrer. — S. 9 *Gefässe* (vermuthlich *veffels*) für Fahrzeuge oder kleinere Schiffe möchten wohl außer Preussen wenige verstehen. — S. 57 was ist *grüner und geblümter Scharlach*? — S. 162. *Wenn die* (in welcher Zeit) das Castell gebaut worden etc. — S. 187. Statt 130,000 Baumwollenwebertühle etc. 1. 15,000. — S. 230. So haben sie dann *umflichtig* (abwechselnd) Fleisch und Käse etc. — *Prope Liburni portum*, in der Aufschrift auf Smollets Denkmal, heist: „nahe bey der Stadt Livorno“ und nicht „am Ausflusse des Liburnus.“ — S. 228. *Water twist* ist Garn, das auf Mühlen gesponnen wird, die von Wasser oder Dampf getrieben werden. *Jennies* sind Handspinnenmaschinen; sind *mate Garn* das Garn, das auf diesen Handmaschinen gesponnen wird. — Was sind (S. 230) eiserne *Grapen*? Man sollte doch dem Leser nicht zumuthen, immer ein Idiotikon zur Seite zu haben, um die Wörter, die der hochdeutschen Mundart fremd sind, aufzufuchen.

ULM, in d. Stettin. Buchh.: *Geographisches, statistisch-topographisches Lexicon von Franken* etc. Fünfter Band. Mit einer Karte. 1802. 780 S. gr. 8. (2 Rthl.)

Was wir bey der Anzeige der vorhergehenden Bände von der Brauchbarkeit dieses Werks gesagt haben, gilt auch bey dem gegenwärtigen Bande, welcher die Buchstaben S bis U enthält. Nur müssen wir bedauern, daß es dem Vf. nicht gefällig gewesen, unserer schon vorinals gerügten Ungleichförmigkeit der Artikel einige Aufmerksamkeit zu würdigen und sich, besonders bey unbedeutenden Ortschaften, der nöthigen Kürze zu befeisigen. Viele sind zu kurz und beynahe nur mit den bloßen Namen abgefertiget; andere Artikel hingegen sind mit Nachrichten

überladen, die man in einem Werke von der Art gar nicht erwartet. Dieß ist aber der gewöhnliche Fehler der Compilatoren, die ohne Auswahl und planmäßige Abkürzung, viel abschreiben, wo sie viel finden; auch dabey sich die Mühe nicht nehmen, Erkundigung einzuziehen, ob nicht vielleicht ihre Quellen, nach einem Ablauf von mehreren Jahren, einer Ergänzung oder Berichtigung bedürfen. So sind z. B. die Hennebergischen Artikel von Wort zu Wort aus *Schultes* Beschreibung der Grafschaft Henneberg genommen, ohne an eine Abkürzung oder Weglassung solcher Nachrichten zu denken, die gewiß Niemand in einem allgemeinen Lexicon von Franken suchen wird. Wenn in der jetzt erwähnten Topographie unter andern die Einrichtung des Gymnasiums zu *Schleusingen* vortheilhaft beschrieben, zugleich aber auch einige Mängel desselben angezeigt und die Schwierigkeiten erwähnt werden, die des dasigen Rectors, Hn. Prof. Walchs, Verbesserungs-Vorschläge gefunden haben; so hätte der Vf. des Lexicons doch wohl ahnden können, daß man durch diese Publicität auf die Abstellung jener Mängel und auf die Ausführung der desfalls gemachten Vorschläge etwas aufmerksam geworden sey. In der That hat sich seit neun Jahren gar vieles zum Vortheil des Gymnasiums geändert; und hätte der Vf. hierüber nähere Erkundigung einzuziehen wollen: so würde er erfahren haben, daß nicht nur alle damals gerügten Mängel, außer der Einführung eines bessern Katechismus, seitdem glücklich gehoben, sondern daß auch die Besoldung der Lehrer erhöht und die Gymnasien-Gebäude erweitert und verschönert worden sind. — Diese Erinnerung gilt auch von *Suhl*, wo sich, seit der Erscheinung der Henneberg. Topographie, das angegebene Personale der Gewehr- und Barchent-Fabriken sehr geändert hat. Die unter der Rubrik *Spatt*, eingerückten weitläufigen Biographien von den dort gebornen Gelehrten, die höchstens nur genannt werden konnten, gehörten wohl in kein topographisches Lexicon. Desto dankenswerther ist die ausführliche Beschreibung der Reichsstadt *Schweinfurth*, welche als Nachtrag zu S. 261 am Schlusse dieses Bandes anzutreffen ist. Der Vf. hatte zwar schon im Fränkischen Merkur das Publikum mit der Geschichte und Verfassung seiner Vaterstadt, in einzelnen Aufsätzen bekannt gemacht, es war aber gewiß nicht überflüssig, jene Nachrichten hier in Zusammenhang vorzutragen. Der Flächeninhalt des Schweinfurth. Gebiets wird auf 1 Quadrat-Meile angegeben, worin sich 4 Dörfer und 2 Höfe befinden. Das Land ist von vorzüglicher Güte und bringt alle Lebensbedürfnisse in Menge hervor. Diesseits des *Mayns* liegen 1165 Morgen Weinberge, auf welchen im J. 1788 nach einer beygefügten Berechnung 25774 Eimer Wein erbaßt wurden. Die Stadt enthält 879 Wohnungen, 3 Kirchen und noch mehrere öffentliche Gebäude; deren Beschreibung in zweckmäßiger Kürze abgefaßt ist. Auf der aus 14 Gängen bestehenden Mahlmühle werden jährlich über 9000 Malter Getraide gemahlen und mehr als 1000 Malter geschrotet. Die Zahl der Einwohner wird auf

auf 6361 angegeben. Hierauf handelt der Vf. von der politischen Verfassung der Stadt und berichtet dabey die irrigen Angaben, welche in den neuesten Erdbeschreibungen darüber anzutreffen sind. Sehr zahlreich ist das Verzeichniß der Aemter, welche von den Rathsherrn verwaltet werden. Die Einkünfte der Stadt sind zwar nach ihren verschiedenen Rubriken, 17 an der Zahl, angegeben; aber den neuesten Ertrag derselben scheint dem Vf. ein Geheimniß geblieben zu seyn, daher er sich immer damit begnügen mußte, bey jedem Artikel den Betrag der Revenüen aus der 2ten Hälfte des 17ten Jahrhunderts bemerklich zu machen. Von der kirchlichen Verfassung, von dem Gymnasium und den deutschen Schulen, von dem Nahrungsstand der Einwohner, von den Künstlern und Handwerkern, von den Abgaben der Bürgerschaft, von den Armenanstalten u. dgl. m. werden gute Nachrichten mitgetheilt. Von der Bleyweißfabrik, die eine der wichtigsten in Deutschland seyn soll, und hier nur, ihrem Daseyn nach, erwähnt wird, hätten wir etwas ausführliche Nachrichten gewünscht. Den Beschluss macht ein Verzeichniß der Verordnungen, welche vom J. 1543 bis 1795 in der Reichsstadt Schweinfurth in Druck erschienen sind. Endlich ist auch dieser gut gerathenen Topographie eine Karte über das Schweinfurth'sche Gebiet und über die Reichsdörfer Gochsheim und Sennfeld, mit Bezeichnung der angrenzenden Ortschaften, beygefügt, welche dem Geographen um so willkommener seyn wird, weil dadurch die fehlerhaften Karten des Fränkischen Kreises von 1782 und 1797 hin und wieder berichtigt und verbessert werden können.

## GESCHICHTE.

GORNA, b. Ettinger: *Kleine Weltgeschichte zum Unterricht und zur Unterhaltung*, von J. G. A. Galletti. — Zehnter Theil. 1802. 427 S. 8. (1 Rthl. 8 gr.)

Auch dieser Theil, welcher die Geschichte von Deutschland, Spanien, Frankreich, England und Ita-

lien, in der Periode vom Anfange der Kirchenreformation und Kaiser Karl V. bis auf König Heinrichs IV. in Frankreich Tod mit Genauigkeit, zweckmäßiger Ausführlichkeit und in gutem Erzählungstone liefert, gewährt Unterricht und Unterhaltung. In der Geschichte von dem Fortgange der Reformation wird man ihn belehrend, obgleich S. 76 zu sehr für die Handlungen des Kurfürsten Moriz eingenommen finden. Bey der mit Einsicht vorgetragenen Geschichte Englands gefällt vielleicht der Königin Maria Regierung am vorzüglichsten. Ein Theil der Niederländischen Geschichte ist nach Schiller erzählt; bey den Darstellungen der innerlichen Kriege Frankreichs ermüdet die zu sorgfältige Aufzählung jedes einzelnen für das Ganze wenig entscheidenden Gefechts. Hier noch einige andere Bemerkungen. S. 113 steht Philipp V. statt II. bloß durch Schreibfehler. S. 186 hätte Hr. G. nicht nach erzählen sollen, daß in Antwerpen, zur Zeit der Blüthe seines Handels, täglich 500 und oft 800 und 900 Schiffe aus- und einliefen. Die schreckliche Summe wird ihm erst auffallen, wenn er die Zahl der Schiffe mit 365 multiplicirt als jährliche Ein- und Ausfahrt erhebt. Mehrere der ersten Handelsstädte unserer Tage zusammen genommen reichen nicht an diese Menge hin. Auffällender wird noch die Angabe durch die Beyfügung, daß gewöhnlich 200 — 250 Schiffe in dem Hafen lagen. 200 waren also da und 500 seegelten ab und zu. — Perioden wie folgende: S. 195. „Oranien und Egmond bildeten, nebst dem Cardinal Granvelle, ingleichen Karl Grafen von Barlaimont, einem der vornehmsten niederländischen Herren, und Viglius von Zuichem von Aytta, einem Friesländer, einem gelehrten, beredten, einer kraftvollern Schreibart mächtigen, seinen Politiker, den seine patriotischen Gesinnungen zu einem Lieblinge der Nation machten, den Staatsrath, der die Generalkapitulation Margaretha in der Regierung der Niederlande unterstützte“ — finden sich zum Glücke wenige in diesem wirklich gründlich und gut geschriebenen Buche.

## KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Frankfurt am Mayn, b. Körner: *Pon-  
tigliano*; oder, über Dicht- und Schauspielkunst älterer und  
unsrer Zeit. — (1802.) 52 S. 8. (6 gr.) Einzelne Bemerkungen  
und Maximen, ohne strengen Zusammenhang, aber doch  
fast alle dahin abzielend, den großen Vorzug der griechischen  
und englischen Schauspielkunst und dramatischen Dichtkunst,  
samt den Gründen dieses Vorzugs, darzulegen, und dagegen  
das Mangelhafte dieser Künste unter uns Deutschen, vornämlich  
das Unvollkommene ihrer Wirkung, und das Unbestimmte  
unsers dramatischen Geschmacks zu rügen. Viel Wahrheit  
ist in der Zusammenstellung des griechischen Publicums mit  
dem unsrigen, der griechischen Verstandes- und Empfindungs-

Kultur mit der heutigen. Der Grieche wurde unmittelbar  
durch Natur, wir werden durch Bücher gebildet. Unser  
Ideenbezirk ist ohne Vergleich weiter ausgedehnt; manche  
Verhältnisse empfinden wir vielleicht noch feiner als der Grie-  
che; aber es fehlt uns an Nationalverfeinerung, und die Zahl  
ächter Kenner ist allzu klein. Daher denn die flachen, schwanken-  
den, nichtsagenden Urtheile über Schauspiele und ihre  
Vorstellung. — Ueber diese und verwandte Gegenstände sagt  
diese kleine Schrift manches Wahre und Treffende, wenn  
gleich hie und da Halbwahres und Triviales mit unter läuft,  
und die Schreibart zuweilen ins Kostbare und Gefuchte fällt.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 7. April 1803.

## STATISTIK.

BERLIN, b. Lange: *Beyträge zur nähern Kenntniß der Schwedisch-Pommerschen Staatsverfassung*, als Supplementband zur *Gadebuschischen Staatskunde von Schwedisch-Pommern*, von H. C. F. von Pachelbel, königl. Schwed. Reg. Rathe. 1802. 260 S. 8. (1 Rthlr.)

Das statistische Werke öftere Nachträge, Berichtigungen und Ergänzungen erfordern, liegt so sehr in der Natur der Sache, daß nach dem Verlauf von vierzehn bis sechzehn Jahren, vor welchen das Hauptwerk zuerst erschien, ein so mässiiger Supplementband, als der gegenwärtige, nichts weniger als unerwartet seyn kann. Vielmehr muß die Erscheinung desselben nicht bloß allen denen sehr willkommen seyn, die an der genaueren Kenntniß der vaterländischen Verfassung, so wie aller darin vorgehenden Veränderungen ein besonderes Interesse finden; sondern auch selbst Fremden, welche die Verfassung einzelner deutscher Reichsländer zum Gegenstande gelehrter Untersuchungen sich vorzüglich gewählt haben, muß es angenehm seyn, hiedurch ihre Kenntniße von einem Lande erweitert zu sehen, welches, seines kleinen Umfangs ungeachtet, doch manche Eigenheiten hat, und besonders durch die nähere Verbindung mit einem fremden Reiche, und die daraus entstehenden mancherley Verhältnisse merkwürdiger wird; eben dadurch aber, vornehmlich durch einige zur Publicität gekommene Vorfälle neuerer Zeit größern Anspruch auf die allgemeine Aufmerksamkeit des Publicums erhalten hat. Rec. erinnert hiebey nur an den in bekannten Zeitschriften abgedruckten landsherrlichen Aufruf an die Bürgerschaften in den Städten zur Anbringung ihrer Beschwerden über die Ortsobrigkeiten, so wie ihrer Wünsche in Betreff der Abänderung älterer Privilegien, Statuten und Gewohnheiten, der nicht nur an sich schon merkwürdig genug war; sondern es auch durch die demselben seitdem in öffentlichen Zeitungsblättern, mittelst der Nachricht von dem weiteren Erfolge, gegebene allgemeine Publicität noch mehr geworden ist; ferner an die neueren, seit anderthalb Jahrhunderten unbekanntem, Proceße des Landesherrn mit den Ständen bey den höchsten Reichsgerichten; ingleichen an manche, zum Zweck einer besseren Justizpflege, theils nur projectirte Vorkehrungen, theils wirklich getroffene Einrichtungen; so wie endlich an die öffentlich angekündigte Verlegung des höchsten Gerichtshofes von seinem seit anderthalb Jahrhunderten inne gehaltenen Sitz in die Hauptstadt des Landes. Alle diese Vor-

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

fälle, die zum Theil tief in die innere Verfassung des Landes eingehen, sind freylich nicht sowohl bloß in statistischer, als vielmehr in staatsrechtlicher Hinsicht wichtig, und daher auch nur aus einer genaueren Kenntniß des wahren Verhältnisses landesherrlicher und landchaftlicher Rechte, so wie mehrerer particularer factischer Umstände erklärbar, die denn eigentlich so wenig einen Hauptgegenstand dieser Schrift, als des Hauptwerks, ausmachen, sondern nur einen kleinen Abschnitt desselben einnehmen, der schon seinem geringen Umfange nach keine vollständige Aufklärung über jene Punkte erwarten läßt. Gleichwohl fehlt es auch hier nicht an einzelnen Notizen, z. B. S. 114. 217. 245. 256. die, wenn auch keine vollständige Aufschlüsse, doch Fingerzeige enthalten, welche selbst den nicht einheimischen Lesern über die Lage der öffentlichen Verhältnisse einiges Licht zu geben im Stande sind. Möchte man daher auch gerne an manchen Stellen etwas mehr, als bloß die trockene Relation statistischer und publicistischer Daten wünschen, dagegen an andern das Detail zu geringfügiger, und auf keine wichtige Resultate führender Angaben entbehren: so ist man doch dem Vf. auch schon für das, was er seiner Absicht und Lage nach geben wollte und konnte, Dank schuldig. Wenigstens wird doch seine Arbeit als brauchbare Materialsammlung für den künftigen pragmatischen Bearbeiter immer ihren Werth behalten, besonders aber ihre Beziehung auf das Hauptwerk als bloße Ergänzungsarbeit nie aus den Augen zu verlieren seyn.

Bey weitem den größern Theil im Verhältniß zum Ganzen nimmt die Behandlung der städtischen Verfassung (bis 90 S.) ein. Allein diese macht auch nach den Localumständen einen der vorzüglichsten Gegenstände aus, und bey dem einmal bestehenden Zuschnitt des Hauptwerks war hier wohl eine Abkürzung weniger thunlich, als die verhältnißmäßige Erweiterung mancher von den übrigen Hauptabschnitten, die gewiß wünschenswerth gewesen wäre. Dagegen hätte durch Vermeidung überflüssiger Wiederholungen an mehreren Stellen füglich Raum für andere Zusätze und Bemerkungen gewonnen werden können. Dies ist z. B. der Fall S. 10. u. 252. ad §. 41. — S. 36. Nr. VII. u. S. 143. ad §. 43. — S. 98. u. 137. Nr. XI. — S. 248. Nr. 9. S. 249. Nr. 30. u. S. 235. Die Zusätze zur Literatur konnten bey der geringen Ergiebigkeit der Quelle nicht reichhaltig ausfallen, und erst seit der Erscheinung dieser Arbeit sind die beyfallswürdigen *Pommerschen Denkwürdigkeiten* an's Licht getreten, die nicht nur der pommerschen Literatur überhaupt einen eigenen Abschnitt gewidmet, sondern auch besonders die Sammlung von Materialien für die

G pom-



pommerische Statistik zum Grunde haben. Die angezeigte Fortsetzung der *Dähnert'schen* Sammlung von Landesconstitutionen hätte, um recht nutzbar zu werden, und dadurch ihrem Zweck völlig zu entsprechen, in bessere Hände gerathen, und vor dem Druck billig einer genaueren Censur unterzogen werden müssen. Jetzt ist der *dritte* und noch mehr der *vierte* Band der Supplemente ganz ohne alle Kritik, ohne Ordnung und Auswahl, veranstaltet. — Solche literarische Belege, wie S. 7. lit. i. könnten wohl süglich entbehrt werden. — Mehreren zum Behuf der Aufklärung der kleinen Landesströme, und des dadurch zu befördernden inneren und nachbarlichen Verkehrs getroffenen Verkehren S. 2—5. wäre ihrer Wohlthätigkeit wegen die völlige Ausführung zu wünschen; sie würde dem Lande mehr Gewinn bringen als die drey Gesundbrunnen, die aus Mangel an Unterstützung unmöglich recht gedeihen können. Das nämliche scheint der Fall mit den Fabriken zu seyn, die sich nach S. 16. 17. u. 140. ff. nur in einem sehr kränkendem Zustande befinden, und wovon kaum eine bedeutenden Fortgang hat. Ueberhaupt scheint das Land nicht sowohl von diesen als dem Getreidebau seinen vorzüglichsten Flor erwarten zu müssen; und die Ausfuhr desselben ist auch in dem letzten Decennium des verfloffenen Jahrhunderts bedeutend genug, wenn gleich die Ausfuhr des Malzes nach der Tabelle zu S. 17. merklich abgenommen hat. Der Verfall der Bierbrauereyen ist ein Schicksal, das in neueren Zeiten fast alle Städte Deutschlands mehr oder weniger aus bekannten Ursachen gemeinschaftlich getroffen hat. Dagegen ist der Schiffbau so wie der Seehandel immer noch im Zunehmen S. 21. 38. 51. u. 58. Die Reihe musterhafter wohlthätiger Anstalten, wodurch die Stadt Stralsund sich sehr vortheilhaft auszeichnet, wird hier wohl nicht ganz passend mit zwey vermehrt, von welchen der Vf. (S. 29.) nur sehr bescheiden sagt, daß ihre Wirkung sich auf das ganze Land erstrecke. Jedoch schon der Name allein bezeichnet die Art dieser Wirksamkeit hinlänglich, *Lotto* und *Lombard*. Ersteres muß unter allen Umständen, letzteres, wenn es nicht in menschenfreundlichen Händen ist, und unter unmittelbarer Leitung und Aufsicht des Staats selbst steht, der dem unerlaubten Wucher wehrt, bey weitem dem größeren Theil der Unterthanen verderblich werden. — Die detaillirte Bestimmung des Judicictionsumfangs der verschiedenen städtischen Gerichte S. 41. 42. gehört wohl eigentlich nicht in die Statistik, die nur im Allgemeinen die äußere Einrichtung, Personale u. s. w. anzugeben hat, und ist auch schon aus *Mehlen's* Process bekannt genug. S. 45. §. 93. hätte wohl eigentlich die S. 165. angeführte Armen- und Freyschule als milde Stiftung für die Stadt Greifswald eine Stelle verdient. Von der jährlichen Revision der städtischen Rechnungen von Seiten der Landesregierung scheinen lediglich die beiden vorstehenden Städte des Landes ausgenommen zu seyn, wovon der Grund wohl in den vorzüglicheren Rechten derselben zu suchen ist, welches jedoch billig hätte ausdrücklich bemerkt werden sollen. — Weniger

reichlich ist das zweyte Hauptst. S. 90—114. mit Zusätzen ausgestattet, ungeachtet es dazu hin und wieder wohl nicht an schicklichen Veranlassungen gefehlt hätte. Dieß scheint z. B. mit §. 14. Nr. V. lit. e. der Fall zu seyn, wo man über die fortdauernde Anwendbarkeit der angezogenen Stelle der Bauerordnung nähere Aufklärung, ingleichen §. 12. Nr. H., wo man über die Befugniß der Städte, Statuten zu machen, ein ausführlicheres Detail hätte wünschen mögen. Andere Zusätze hätten nicht zerstückelt, sondern in Verbindung vorgetragen werden sollen. So hätte z. E. die Note p. S. 94. mit dem Ende der S. 93. nothwendig in Zusammenhang gebracht werden sollen, weil sich daraus erst ein befriedigender Grund der bey dem Tribunal nicht erfolgten definitiven Entscheidung abnehmen läßt. Mit den sonst guten Medicinal-Anstalten S. 98. ff. scheint die Concessionirung fremder Medicamenten-Händler nicht ganz vereinbar zu seyn, und die gänzliche Strafflosigkeit gefehwächter Personen S. 104. Nr. VI. dürfte eben nicht auf Beförderung der Moralität abzwecken. Am magersten ist das dritte Hauptst. S. 114—124. ausgefallen, ungeachtet es dem Vf. gewiß sehr leicht gewesen wäre, aus seinem einmal im Manuscript vorhandenen *Abrégé de la Constitution et du droit public de la Poméranie suédoise* vom J. 1795. (S. 1.) das Publicum mit wichtigen Beyträgen zu beschenken. Unfreitig könnte dieser Abschnitt durch die Wichtigkeit und das Interesse seines Gegenstandes einer der beherrschendsten werden, und es wäre gewiß besser, mit der bereits bestehenden Verfassung bekannt und davon gehörig unterrichtet zu werden, als von bloßen Plänen zu hören (S. 115.), mit deren Ausführbarkeit und glücklicher Realisirung es immer sehr misslich ausieht. Rec. kann es unmöglich bergen, daß ihm dergleichen Ergänzungen, als die Unterschriften landtäglicher Verhandlungen, die Publication der Patente, die Anordnung von Kriegsgebeten, Rangertheilungen u. a. m. höchst unbedeutende Kleinigkeiten scheinen, die man wohl bey der Fülle wichtigerer Notizen ruhig ihren Platz einnehmen, und dahin gestellt seyn läßt, die aber für den Mangel der letzteren keinen hinreichenden Ersatz gewähren. An Gelegenheit aber, diese beyzubringen, hätte es sicher nicht fehlen können, indem sich solche durchweg darbietet, wenn man auch diesen Abschnitt nur mit flüchtigem Auge durchläuft, z. B. §. 35. 53. 64. Auch hätte beyin §. 73. wegen Bestätigung der Lehnscontracte noch die sonst schon aus Hagemeysters Lehnsrecht S. 17. bekannte lehnsherrliche Aeußerung vom 19. Dec. 1799 namhaft gemacht werden können, falls nicht auch diese schon wieder durch neuere eine Abänderung erlitten haben sollte. — Auffallend ist die Progression, in welcher der Geschäftskreis der Regierung nach S. 124. seit zehn Jahren fortwährend zugenommen hat; dieß sollte fast auf die Gedanken bringen, daß es entweder an einer gehörigen gesetzlichen Gränzbestimmung zwischen den für die verschiedenen Landes-Collegien gehörigen Verwaltungszweigen fehle, oder auch daß solche nicht sorgfältig genug beobachtet werden. — Bedeutendere Zusätze hat das vierte Hauptstück

rück von der Stadt- und Landwirthschaft S. 124—160. erhalten, wo besonders alles, was auf Fabriken und Manufacturen Bezug hat, sorgfältig nachgetragen ist. Schade nur, daß fast allein die Spielkarten-Fabrik durch die bedeutende Erhöhung der jährlichen Abgabe auf 700 Thaler sich als blühend zeigt. Denn wo es zur Erhaltung einer Fabrik noch des gänzlichen Verbots der Einfuhr fremder Waaren bedarf, und selbst ein bedeutender Impost auf letztere den Debit der Land-fabrikate nicht so heben und vermehren kann, als es zur Erhaltung der Anstalt erforderlich ist, da sieht es um die Fortdauer der letzteren nur noch mißlich aus. — Gegen die Unordnungen der Handwerksbursche sind zweckmäßige Polizeyverfügungen getroffen S. 145. ff. Möchte es nur möglich seyn, auch gegen die grausame Pest des Branntweintrinkens, die nach S. 130. schrecklich im Lande zu wüthen scheint, wirk-same Vorkehrungen zu treffen! — Auch das fünfte Hauptstück S. 160 — 182. zeichnet sich durch eine Menge nützlicher Verbesserungen im Schul- und Studienwesen aus, durch Anlegung eines Landschulmeister-Seminariums, durch Lehr- und Arbeits- Armen- und Freyschulen, verbesserte Einrichtung der städtischen Schulen, durch neue Schulordnungen, so wie überhaupt durch die entworfenen Verbesserungen des ganzen Schulwesens auf dem platten Lande. Gleiche Verbesserungen hat auch S. 167. ff. die Universität erfahren; durch Vermehrung des Bibliotheken-Fonds, Erweiterung des botanischen Gartens, Vermehrung der Mineralien-sammlung, Einrichtung einer Reitbahn, eines clinischen Instituts, Anschaffung eines chirurgischen und chemischen Apparats und andere sehr wohlthätige Einrichtungen. Der Zusatz S. 184. hätte wohl schicklicher seinen Platz S. 203. ad §. 4. gefunden; andere S. 192. ff. u. 196. vorkommende Ergänzungen wegen Prüfung der Kandidaten, des Beichtpfennigs u. a. m. scheinen nicht sowohl hieher als in andere Disciplinen, die Pastoral, Jurisprudenz und das Kirchenrecht zu gehören, so wie auch das S. 134. beygebracht über das Halten der Bienen wohl mehr Gegenstand des Privatrechts seyn dürfte. Die Schlus-bemerkung des §. 26. S. 199. ist schon einmal S. 106. angebracht. Im *siebenten* Hauptstück S. 202—222. von der gerichtlichen Verfassung sind die meisten Zusätze aus *Mehlen* genommen. Rec. bemerkt hier nur einen Druckfehler. Nach S. 206. so wie nach Gadebusch wird die Tribunalssteuer nach dem Beyspiel des Kammergerichts jährlich in zwey Zielern erhoben; S. 245. aber ist der Betrag eines jeden Termins auf Vierteljahre gesetzt, und also unrichtig angegeben. Im *achten* Hauptstück von der Militär-Verfassung hat sich der Vf. S. 229. §. 5. gleichfalls wohl nicht richtig ausgedrückt, wenn er Klagen aus einem Contract den persönlichen entgegensetzt, und darnach einen Unterschied in dem Gerichtsstande der beurlaubten Soldaten macht. Das *neunte* Hauptstück von der Staats-ökonomie könnte noch zu manchen Betrachtungen Stoff geben, die hier aber zu weit führen dürften. S. 246. lit. a. hätte wohl der Umstand mehrerer Erläuterung bedurft, warum eigentlich die königl. Aemter

ter und das akademische Amt Eideña mit ihren Beyträgen im Rückstande geblieben sind. S. 255. §. 5. a. hätte noch mit Nutzen von *Bülow* und *Hagemann* in den praktischen Erörterungen Th. 3. Nr. 79. S. 419. ff. angeführt werden können, so wie S. 256. a. E. ab Engelbrecht Obf. 55. Hier vermisst man auch ad §. 7. die über die Einlösung des Warnemünder Zolls gewechselten officiellen Schriften, die, wo Rec. nicht irrt, auch bey *Reußs* anzutreffen sind. — In Ansehung der Schreibart erinnert Rec. noch, daß, wenn auch die Sprache der Gesetze und Verordnungen beybehalten wird, es doch für den Schriftsteller, der bloß referirt, ungewöhnlich ist, solches auch auf die gegen Obere übliche Höflichkeitssprache zu erstrecken, und in dem erzählenden Vortrage von unterthänigsten Vorstellungen und gnädigen Erwägungen zu reden.

## GESCHICHTE.

HALLER, b. Gebauer: *Ueber die Kriegs- und Staats-  
list der Alten, mit Hinsicht auf unser Zeitalter, für  
Officiere und andere gebildete Leser; von Christ.  
Wih. Hoffmann. Erster Theil. 1802. 326 S. 8.  
(1 Rthlr.)*

Der Vf. bezweckt nichts geringeres, als die Leser, denen er sein Buch bestimmt, dahin zu bringen: „die Wissenschaften zu lieben, die Gelehrten zu schätzen und ihren Umgang und ihre Schriften lieber zu suchen, als „Karten-Jagd Pferde- und Madchenspiel.“ Daß er diese Absicht erreichen werde, bezweifelt Rec. nicht ohne Grund; denn weder der Inhalt, noch die Sprache, dieses Werkes eignet sich dazu. Mag auch immer der Gegenstand desselben im Ganzen interessant genug seyn; so können doch die so weit von den unsrigen entfernten Zeiten, die unserm Auge so sehr entrückten Gegenstände für den Leser, der Unterhaltung sucht, unmöglich anziehend genug seyn, um ihn an die Lectüre dieses in einer höchst incorrecten Sprache geschriebenen Buches zu fesseln. Beweise von der letztern finden sich auf allen Seiten und Rec. begnügt sich, nur einige anzuführen, wie sie sich ihm von sich selbst darbieten. S. 1. „ein Gegengift für (?) die Seuche der römischen Oberherrschaft.“ S. 5. „der strahlende Held.“ S. 43. „Er zog vor ihm, als vor einem leeren Popanz vorbey.“ S. 118. „Die edlen Pflanzen und Gewächse haben so gut ein Recht auf den Thau und Regen des Himmels, als die wilden Stauden der Natur. Diese Anmerkung gehört nicht für die leichtsinnigen, denn sie haben keinen Scrupel des Gewissens!“ — Der Vf. giebt sich bisweilen auch das Ansehen eines Kriegsvetändigen, und wundert sich, daß die bekannten „Feuerpfeile der Alten in den neuern Zeiten „nicht genug nachgeahmt worden?“ Man hat sich ihrer noch einige Zeit nach Einführung der Pulvergeschütze bedient, um die Gebäude der belagerten Schloffer und Städte anzuzünden, keinesweges aber um eine doppelte Wunde zu machen, wie es S. 9. heisst. S. 24. wird gar eine Verbesserung der Lasseten vorgeschlagen, in deren Achse eine Scharte zum Herab-  
ken



ken der *Scale*? (Lauf!!) — so nennt er das Rohr, — kommen soll. Gustav Adolph habe mit tragbaren ledernen Kanonen Wunder gethan; warum nun dies Artilleriestück aus der Mode gekommen? Warum es nicht verbessert worden? Es sey ja leicht und tragbar!! — *Ohe, jam satis!*

Man findet hier: I. Kriegslisten aus dem Leben Hannibals. II. Kriegslisten und Rettungsmittel der Römer gegen Hannibal. III. Kriegslisten und Rettungsmittel der römischen und carthaginienfischen Feldherrn außerhalb Italien in eben diesem zweyten punischen Kriege. Unter diesen aber finden sich auch Romulus und Herfiliä, die Horatier, Tarquin der Aeltere, Mucius Scaevola; Coriolan u. s. w. Zuletzt ein Anhang von Anekdoten berühmte Officiere und Staatsmänner betreffend.

**BERLIN, b. Mylius: Ueber Sitten und Lebensart der Römer in verschiedenen Zeiten der Republik,** von Joh. Heinv. Ludw. Meierotto. Zweyte, verbesserte, mit Zusätzen aus den Papieren des Verfassers und einem Register vermehrte Ausgabe. Erster Theil. 1802. XLII. u. 228 S. Zweyter Theil 260 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dieses Werk, welches zuerst 1776 erschien, gehörte unter die fleißigsten und nützlichsten Arbeiten des verewigten Meierotto, und hat das Verdienst, das römische Alterthum von andern Seiten, als gewöhnlich, wenigstens ehemals, geschah, betrachtet zu haben. Es enthält keine tief eindringenden und gelehrten archäologischen Untersuchungen, hebt nicht das aus der Masse heraus, was besondere Gattungen von Lesern, als der Staatsmann, der Gelehrte, der Künstler, zu wissen verlangen, sondern es ist bloß auf dasjenige berechnet, was dem Menschen überhaupt für alle Zeiten wichtig seyn kann. Kritische Absonderung der verschiednen Zeiten und Prüfung der Glaubwürdigkeit der zum Grunde liegenden Quellen machte sich der, Gründlichkeit liebende, Vf. zur besondern Pflicht. Das Ganze zerfällt in folgende Abhandlungen oder Hauptabtheilungen: 1) Beschreibung des letzten Standes in Rom, von dem Tode des Sulla bis zur Regierung des Augustus. 2) Simplicität der Römer überhaupt, vom zweyten punischen Kriege. 3) Neigung der Römer zum Pomp, von den punischen Kriegen bis zum Verlust der Freyheit. 4) Feines in der Lebensart der vornehmern Römer. 5) Geschichte des Luxus. Der Vf. weicht zuletzt von seinem Plane ab, indem er noch Betrachtungen über den Luxus der Privatpersonen unter den Kaisern des ersten Jahrhunderts, eingekleidet in einen Dialog zwischen dem ältern Plinius und einem jungen Regulus, anhängt.

Ein Werk, das für eine geistreiche Schätzung der alten Römer überhaupt und insonderheit für den Gebrauch junger Freunde des römischen Alterthums so

nützlich und lehrreich ist, verdient in dieser verbesserten Ausgabe eine recht gute Aufnahme zu finden. Meierotto selbst hatte in seinem durchschossenen Exemplar allerley Bemerkungen, Verbesserungen und Zusätze für eine künftige neue Bearbeitung niedergeschrieben, von welchen der neue Herausgeber, Hr. Prof. Buttman in Berlin, einen treuen und verständigen Gebrauch zur Vervollkommnung des Werks gemacht hat, das außerdem noch durch eine berichtende Revision, welche sowohl Er selbst als Hr. Prof. Spalding anstellte, an manchen Stellen gewonnen hat.

**DRESDEN, b. Vf. u. LERZIG, b. Barth: Geschichte der kur- und herzoglich sächsischen Lande mit vorzüglicher Rücksicht auf die Cultur.** Erster Theil. Allen Patrioten und zunächst der reifern vaterländischen Jugend gewidmet, von Karl August Engelhardt, Mitglied der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften. 1802. XII, u. 267 S. 8. (16 gr.)

Der Plan des Vfs., eine sächsische Geschichte in vorzüglicher Hinsicht auf die Cultur auszuarbeiten, verdient um so mehr gebilligt zu werden, da dieser Gegenstand in den meisten Lehrbüchern derselben, die vorzüglich der Staatsgeschichte gewidmet sind, entweder kurz oder gar nicht berührt wird. Auch hat man Ursache mit der Ausführung im Ganzen zufrieden zu seyn, indem die meisten Begebenheiten gut ausgewählt und lebhaft, aber nicht immer edel genug, dargestellt werden. Hin und wieder könnte die Geschichte einzelner Kriege und Befehdungen (als z. B. die mit dem Herzog von Polen Boleslav) für den Hauptzweck des Vfs. etwas kürzer seyn; auch hat er sich bey dem Beweise; daß die Erblichkeit der Markgrafen von Meissen erst seit Konrad dem Großen gegründet war, zu lange aufgehalten, da zumal auch andre Geschichtschreiber das nämliche behaupten, wenn sie gleich einige frühere Spuren von der allmähigen Entwicklung dieses Rechts bemerkten. Dagegen wird von der Einführung der christlichen Religion in Meissen zu wenig gesagt, und doch hätte sich der Vf. diese Gelegenheit, einige eigenthümliche Züge von dem Nationalcharakter der Meißnischen Sorben zu schildern, um so weniger entgehen lassen, da er selbst gesteht: daß man die meisten Bemerkungen über ihre Verfassung und Cultur, bloß aus allgemeinen Nachrichten von den Slaven schöpfen müsse. Auffallende Unrichtigkeiten haben wir nur wenig gefunden; hauptsächlich scheint uns der Begriff der S. 131. von den ältesten Markgrafen von Meissen gegeben wird, daß sie nicht mehr Statthalter des Königs, sondern schon Lehnteute derselben gewesen wären, einer Berichtigung zu bedürfen, da die allgemeine Geschichte Deutschlands zeigt, daß alle weltliche Fürsten der damaligen Zeit allerdings noch Statthalter waren, aber einzelne Beneficien oder Lehngüter statt der Befoldung erhielten.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 8 April 1803.

## GESCHICHTE.

PARISBURG, PRIST u. LEIPZIG, b. Landerer: *Collectanea genealogico-historica illustrium Hungariae familiarum, quae jam intercederunt. Ex Mss. potissimum eruit, et scutis gentilitiis auxit Carolus Wagner, condam Bibliothecae Univ. Regiae Budensis Custos. 1802. Ein Band. Decas I. 164 S. m. 17 Kpft. Dec. II. 138 S. m. 11 Kpft. Dec. III. 143 S. m. 12 Kpft. Dec. IV. 112 S. m. 10 Kpft. 8.*

Die erste Decade dieses vortreflichen Werkes kam schon 1778 zu Ofen in Folio heraus; sie erscheint aber hier vollständiger und richtiger; die übrigen Decaden sind hier zuerst abgedruckt. Die Vorrede des Vfs. ist datirt vom 14. Februar 1789, und die Handschrift kam noch vor dem bald darauf erfolgten Absterben desselben in die Hände des Verlegers, dessen Nachlässigkeit allein Schuld daran ist, daß das gelehrte Publicum das sehnlich erwartete Werk erst jetzt erhält.

Karl Wagner, eine Zierde des Jesuiten-Ordens, ein gründlicher Historiker, dessen *Analecta Scapusi*, dessen *Diplomatarium Sárosiense*, dessen *Epistolae Patri de Varda*, wahre historische Fundgruben sind, ward bey Sammlung und Ausarbeitung dieser Werke auf mehrere alte ausgestorbene Familien aufmerksam, und entschloß sich, deren Genealogie und Geschichte zu sammeln. So leistete er der Geschichte einen großen Dienst, ohne als Genealogist fortlebender Familien der Schmeicheley frohnen zu müssen. So realisirte er die schöne Idee, welche einst der Bischof Bajtaj (bey Gründung der Ofner Universität) in seiner Rede: *De Gestis Heroum nostrorum loco ethicae Mythologiae juventuti optius tradendis* äusserte. Bey seiner Arbeit ward Wagner vom sel. Pray mit Urkunden, Siegeln und Wappen unterstützt; nur hat Rec. den Umstand unangenehm gefunden, daß Hr. W. nicht überall bey den Urkunden anzeigt, ob, und wo sie gedruckt sind? oder wenn sie noch ungedruckt sind, ob er sie aus dem Original oder aus einer Abschrift habe? So z. B. wird bey der Urkunde vom J. 1477 für Stephan v. Báthor nicht beygesetzt: daß dieselbe schon in Pray's *diff. crit.* p. 148. gedruckt ist.

Die erste Decade enthält folgende Familien: 1) *Bánfi de Alfo Lendoa*. Es giebt mehrere Bánfi's in der ungerischen Geschichte, (denn Bánfi heisst: Sohn des Ban's) ohne daß sie verwandt wären. So giebt es noch jetzt Bánfi's de Loffontz. — Von dem Siegel des *Tristanus Comes graecorum Davini Regis* von J. 1255 mit einem Auerochsenkopf, und der Umschrift: *Co-*  
A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

*mes Tristanus me misit*, sagt uns der Vf. im Texte gar nichts. II. *de Báthor* — ungerisch *Báthori*. Dieß ist die berühmte Familie, aus welcher der vortrefliche König von Polen, Stephan Báthori, abstammte. Dieß hat Gelegenheit zu einer Jablonowskischen Preisfrage über die Genealogie der Báthori's gegeben, welche Hr. *Neugebhorn* beantwortet hat. Die Inschrift, welche Andreas v. Báthor 1492 auf sein Schloß zu Etesed setzen ließ, (S. 35.) ist merkwürdig; und man wandelt gern mit unserm Vf. mitten unter Grabschriften, Inschriften, und ähnlichen Denkmälern der Vorzeit herum. S. 41. und 42. Aus einer Familie mit so großen Männern — aus der Báthorischen stammten zwey weibliche Ungeheuer her; die eine, Clara geborne v. Bátor, welche ihren Mann Anton Loffontzi mit Hülfe ihres Buhlen er mordete, die andere Elisabetha verhehelichte Gräfin Nádasdi, welche in dem Wahn, sich durch das Baden im Menschenblut, mehr Schönheit zu erwerben, gegen 600 junge meistens Bauer mädchen, anbringen, und ihnen das Blut abzupfen ließ, und am 14. August 1614 im Gefängniß starb. Hr. Dr. *Wagner* hat in den anthropologischen Beyträgen diese Geschichte kurz berührt; auch hat sie ein deutscher Romanenschreiber verhunzt: sie verdiente aber ausführlicher und mit Urkunden und Zeugnissen belegt, historisch treu dargestellt zu werden. III. *Bebek von Pelfätz*. S. 62. ist die Reihe der Palatinen von 1391—1409 ergänzt. Diese Familie steht mit der nächst folgenden im Zusammenhang: über beide kann man des Hn. *Bartholomaeides Memorabilia Provinciae Csetnek*. (A. L. Z. 1801. Nr. 142.) vergleichen. IV. *De Csetnek*. Das ungerische Patriarchenkreuz auf drey Hügel in Wappen dieser und der vorigen Familie ist das alte Wappen der Zipfer Sachsen schon seit 1319. V. *De Hedervára*. Dieß war eins der ältesten Geschlechter, abstammend nach Thurutz von den deutschen Grafen von Homburg. VI. *De Kanisa*. Diese sind vom (ungerischen?) Geschlechte Oßh, und hießen auch Grafen von Güns, oder in der Sprache des Mittelalters von Gising. Von diesen hätte aus den Zeiten Belas IV. Stephans V. und Ladisl. des Cumaners mehr gemeldet werden können. Das Schloß Kanisa und den Namen davon erhielt die Familie erst unter Karl Robert. Diese Familie leistete besonders dem K. Sigmund durch Aufstellung zahlreicher Banderien in seinen Kriegen ausgezeichnete Dienste. Bey der Constantinzer Kirchenversammlung war zugegen (und dieß hat der Vf. nicht berührt) Joh. von Kanisa Erzbischof zu Gran mit 160 Leuten und Pferden, wie auch Johannes, des Erzbischofs Bruders Sohn; das Wappen beider hat der Vf. abbilden lassen, mit dem Beysatz

*ex actis Conc. Constantiensis.* (S. Ulrichs v. Reichenthal Cosnitzer Concilium Frankf. 1575, wo man einen Schatz von ungerischer Heraldik antrifft.) VII. *Oláh.* Eine walachische Familie, deren Abstammung der Erzbischof Nic. Oláh selbst erzählt. VIII. *De Styborich,* ein polnisches Geschlecht. Sie besaßen große Güter am Wagflus, unter andern das Schloß Bolondos oder Beczko, (vergl. *Cornideffii Vindiciae Anonymi B. R. Not.*) Sie kamen nach Ungern ums J. 1386 und starben schon aus 1434. IX. *De Vjlak,* ein Zweig der Hederoárischen Familie. Diese Familie hob Ludwig I. empor; ihm scheint sie auch ihr Wappen zu verdanken. Fig. 14. Matth. Corvius beehrte sie sogar mit dem Herzogs- und Königstitel von Bosnien. Als dieses Geschlecht mit Laurenz Herzog v. Vjlak 1524 erlosch, und die Wittve des Laurenz, Magdalena den Ladislaus More de Charla beyrathete, so gab dies Anlaß zu großen Zwistigkeiten, welche aber der Vf. nicht angedeutet hat. X. *De Zrin,* soll einerley Familie mit den alten Sabich; aus dem Likaner Bezirk, seyn, welche noch vor dem J. 1251 zugleich Grafen v. Brebir wurden. Diese Grafen ließen sich bald theils zu dem Basalat von Slavonien, Croatia und Dalmatien durch den König ernennen; theils durch die Bürger von Spalatro, Trau, Sibenigo etc. zu ihren Oberhäuptern und Schutzherrn erwählen, wodurch sie in jenen Gegenden sehr mächtig wurden. Paul Graf v. Brebir, Comes v. Spalato, Herr v. Clessa und Ostrovitz, eroberte Bosnien fürs ungerische Reich; wofür er daselbst Statthalter wurde. Dessen Sohn Mladin nannte sich *Croatorum Bannus, Comes Jadræ, Princeps Dalmatiæ et secundus Bosnensis Bannus.* Diesen demüthigte Karl Robert, (vergl. allg. Weltgesch. 4to. 49. Th. 2. B. S. 500. ff. 3. B. S. 21. 23. 26.) Im J. 1347 erhielt Georg Graf v. Brebir das Schloß Zrin zum Geschenk; und stiftete das Geschlecht der Zrini; Nicolaus Zrini der ungerische Leonidas starb 1566 in der Vertheidigung des Schloßes Szigeth. Graf Peter Zrini verlor bekanntlich 1671 d. 30. April zu Neufadt wegen einer ihm Schuld gegebenen Verschwörung sein Leben; dessen Tochter Helena war die Gemahlin zuerst von Franc. Rakótz, dann des Emerich Tökölyi.

*Zweyte Decade. I. Cseh v. Léva.* Der Ahnherr Peter war aus Böhmen, (der Name *Cseh* bedeutet ungerisch einen Böhmen) und schwang sich durch seine Ergebenheit gegen Sigmund, als diesen seine Widersacher gefangen hielten. Er ward in der Folge Ban v. Machao und Vojwode von Siebenbürgen. Sein Sohn Ladislaus (Vajdasi zubenamt, d. h. des Vojwoden Sohn) schlug sich hingegen zu den böhmischen Räubern. II. *Die Grafen v. Corbavien.* Diese hießen eigentlich *Gussich*; Cyriac Gussich erhielt von Karl Robert die schöne Grafschaft Corbavia. Seine Söhne rebellirten schon wider Ludwig I. Karl v. Corbavien (zu Sigmunds Zeiten) mag Carlpago erbaut haben, später nannte sich die Familie Torquatus, von dem ihr verliehenen Wappen; an römischen Ursprung ist nicht zu denken. III. *Ernst v. Chaktornya.* Joh. Ernst, Matth. I. Schatzmeister war ein getaufter Jude, den der König deswo-

gen so gern hatte, ja ihn zum Obergespan v. Thurutz ernannte, und ihm die Schloßer Sklabina, Lipise und Csaktornya schenkte, weil er immer Rath in den Finanzen bey den Kriegen Matthiens zu schaffen wußte. Seine Söhne waren, Sigmund Ernst Bischof von Fünfkirchen (von dem man die berühmte Finanzenliste des ungerischen Reichs vom J. 1494 und 1495 hat s. v. *Engels* Geschichte des ungerischen Reichs B. I. S. 17. fg.) und Johann Ernst, zugenannt Hampo, nach Thurnschwamb ein frommer einfältiger Mann, der aber dennoch 1508 sogar Ban von Croatia, Dalmatien und Slavonien wurde, und die Wittve des Nic. Bani de Aló Lendoa, eine geborne Herzogin von Sagan, beyrathete. Sein letzter Enkel Caspar starb 1540 ohne Kinder. Die Herrschaft Csakathurn kam hernach zuerst an die Zrini, dann an die Althan's. IV. *Frangepani.* Wie die Familie Schinella auf Veglia zu diesem römischen Patrizier Namen gelangt sey? S. v. *Engels* Geschichte des ungerischen Reichs B. II. S. 211. Im J. 1260 erhielt diese Familie das Gebiet v. Zeng, Bucari Modneß und Vinodol. Im 15ten Jahrhundert erwarb sie sich Ostrovitz, Novigrad, Ledenitz, Zluin Ottochatz, u. s. w. denn mehrere aus der Familie gelangten zum einträglichen Amte eines Bans von Croatia, Dalmatien und Slavonien. Martin Frangepani fiel vom K. Matthias Corv. zur Parthey des Kaisers Friedrich ab, und verlor deswegen seine Güter, die er jedoch bey der Ausöhnung größtenteils zurück erhielt. Der letzte Frangepani, Franz Christoph, ward zu Neufadt 1671 enthauptet. Viele Grade und Umstände in der Genealogie der Frangepanis sind noch nicht berichtet. V. *Von S. Georgen und Pöfing.* Diese Comites sollen aus dem alten Geschlechte Huntpazman seyn. Sie besaßen auch Skalitz, welches 1209 noch eine wüste Gegend war; von Andreas II. erhielt ihr Ahnherr Thomas den Bezirk Pöfing (Bozyn), und dessen Sohn das Schloß St. Georg; die Bevölkerung und Befestigung dieser Städte ist ihr Werk, auch besaßen sie die Schloßer Eberhard und Borostyán. Aus diesem Geschlecht war die Heldin Cäcilia verehelichte Rozgon, welche bey der Sigismundischen Belagerung von Galambotz auf einem Donauschiff mit den Türken Scharmützel lieferte, und Galambotz beschießens half. Die Familie spielte eine große Rolle in der ungerischen Geschichte. Ihr Aussterben (1543) gab drey neuen königlichen Freystädten ein politisches Leben. VI. *Von Kis Várda,* (ein Ort im Szaboleser Comit.) Aus dieser Familie war der Erzbischof von Colocsa Peter, dessen Briefe *Wagner* 1776 herausgegeben hat. Die Familie war an Erabischöfen und Bischöfen fruchtbar. VII. *Von Palótz,* (im Vnguarer Comit.) Diese sind mit der Familie Dobó von Rufska verwandt. VIII. *Pethö de Gersé.* Diese sollen einerley Ursprungs mit der (gräflichen) Familie Nádasdi seyn. Sie waren in der Szalader und Eisenburger Gespanschaft stark begütert. Den Namen Pethö haben sie nach dem Vf. von einem Ahnherrn Petrus geliehen. Ein Zweig der Familie sproßte auch in Croatia. Sie erlosch erst im 18ten Jahrhundert. IX. *De Zeech.* Diese sind vom Geschlechte Balogh, und aus dem Gümörner Comit. Die

Familie hob sich unter Ludwig I. Nie. de Zeech war Judex Curiae; sein Wappen vom J. 1381, welches hier geliefert wird, gehört nächst jenem von Nic. Konth (1363) und von Gara 1376 zu den ältern Denkmälern der ungerischen Heraldik. Die Familie erwarb nach und nach die Schlösser Murány, Lipche, Felső Lindva, und führte das Prädicat Széché von Rimaszéché — Balog und Murány besitzen jetzt bekanntlich die Grafen Koháry. X. *De Zeechen*. Szétsényi ist heut zu Tage ein Flecken des Neograder Comitats. Ihr vorzüglicher Vorfahrer Thomas zeichnete sich unter Karl Robert aus in der Schlacht bey Cáschau wider den Mathäus von Trentschin, in der Eroberung von Visegrad, in der Heyrathsabschließung zwischen dem König und der Beatrix von Böhmen, endlich in Bezwingung der Sachsen, und vorzüglich des Comdes Henning de Villa Petri, welche laut einer Urkunde des J. 1323 durch Cumanische Truppen zum Gehorsam zurück geführt wurden. Das Geschlecht starb schon im XV. Jahrhundert aus.

*Dritte Decade. I. De Búd.* Eine Ortschaft gleiches Namens hegt am Hernad in der Abaujvarer Gespanschaft. Dieser Familie nahm Ludwig I. wegen eines Vergehens, das man nicht erzählt findet, ihre Güter, doch löste dieselben Nicolaus de Búd um den damals großen Preis von 336 Mark Goldes und Silbers zurück. Die Grabchrift auf den Georg de Búd von Nic. Istvánfy S. 7. gehört unter die schönern Producte der neuern lateinischen Dichtkunst. II. *De Bethka*, (eine Ortschaft des Zempl. Comitats). Diese Familie verdankt ihre Erhebung dem Umstand, daß Steph. von Burhka Bon von Slavonien war, und Vermögen sammelte, um Güter zu kaufen. Aus dieser Familie stammen die von Málcza, von Mark, von Csázar, von Raskas, welche Namen sie von den bey Theilungen überkommenen Güter-Antheilen annahmen; ein Gebrauch, der die Genealogie ungerischer Familien sehr erschwert. III. *Drágfi de Bethkek*. Eine aus der Wlachey abstammende Familie — (Drák heißt Wlachisch Teufel.) Nicolaus war unter Ludwig I. Wojwode von Siebenbürgen, und kam im wlachischen Feldzug um Balk (Wolk, Wolfgang) und Drák oder Drag, Wojwode von Siebenbürgen erwarben ums J. 1387 das Schloß Béthkek und den District Kövár. Des letztern Söhne führten den Namen Drágfi in der Familie ein. IV. *Drugeth de Homonna*. Die Drugeths sollen aus Italien, aus der Gegend von Salerno abstammen; im Gefolge Karl Roberts kamen sie nach Ungern. Sie waren mächtig im Zempliner und Ungvarer Comitats. Der Stamm dieser, zumal in die Angelegenheiten, von Nord-Ungern großen Einfluß habenden Familie erlosch 1684. Humenau, einen Flecken des Zempliner Comitats, besitzen jetzt die Familien Csáki und Van der Noot. V. *Liszh von Köpésény*. Joh. Liszh, ein geborner Herrmannstädter, Secretär der ungerischen Hofkanzley unter Nic. Oláh, dessen Nefsin Lucretia er geheyrathet hatte, ward in der Folge Geistlicher, Bischof, Kanzler und Erbherr in Köpésény. Er starb 1578 zu Prag, nachdem er in

seinem Leben alle liebten Sakramente der katholischen Kirche empfangen hatte. Im J. 1670 verkaufte einer seiner Nachkommen mit Leopolds I. Bewilligung Köpésény an Paul Esterházi. Ein anderer, Ladislaus Liszhias ward in Wien ums J. 1661 enthauptet. VI. *Pazmány von Panasz*. Ob und wie diese Familie mit dem Pazman, dem deutschen General Stephans I. zusammenhänge? läßt der Vf. billig unentschieden. Einem Stephan Pazmany schenkte Karl Robert 1319 drey Dörfer, weil er ihm im Turnier drey Zähne ausgeschlagen hatte. Der Hauptheld dieses Geschlechts ist Peter Pazmany, Cardinal, Erzbischof von Gran, ein unstreitig sehr gelehrter Prälat, der Gründer der Jesuitischen Akademie zu Tyrnau, eine Hauptstütze des Jesuiten-Ordens. Rec. hätte gewünscht, daß der Vf. seinen System der Kürze hier untreu geworden, und in Pazmany's Biographie ausführlicher gewesen wäre. VII. *De Rozgon*, so heißt ein Ort des Abaujvarer Comitats am Tarczafluß. Der älteste, den der Vf. kennt, hieß Reynaldus, und zeichnete sich unter Steph. V. aus. Bey Nicopol starben drey Rozgon's den Tod fürs Vaterland. Die Familie hob sich unter Sigmund und am meisten unter Matth. I. worüber der Vf. zahlreiche Urkunden beybringt. VIII. *De Thelegd*, (vom einem Flecken des Biharer Comitats unweit der siebenbürgischen Gränze). Diese Familie soll aus dem Geschlechte Csanad stammen. Schon unter Bela IV. kommt ein Pancratius de Thelegd de genere Csanad vor. Man denkt bey dieser Familie an den Nic. Thelegdi Bischof von Fünfkirchen. (1580) der um die Sammlung der ungerischen Reichstagschlüsse Verdienste hat, aber der Vf. bemerkt, daß er dessen Zusammenhang mit dieser Familie nicht kenne. IX. *Török von Enning*, (einem Dorfe der Stahlweissenburger Gespanschaft). Diese Familie ward erst unter Matthias I. bekannt, und besaß damals Szigetb. Emerich Török der erste mit dem Prädicat von Enning hob sie noch höher; aber Valentin Török sein Sohn war an Belgrads Verlust 1521 mit Schuld. Der letzte dieser Familie, Stephon, Commendant von Pápa starb 1618. X. *Zudar de Olnod*, (das heißt Olnod im Borfoder Comitats). Sie sollen ehemals de Buleh geheissen haben. Erst Peter, Ludwigs I. berühmter General, und Statthalter in Rothrusland nahm den Namen Zudar an. Jacob, der letzte des Geschlechts stand mit Matthias Corv. in Correspondenz. Der Vf., der mehrere solche zwischen beiden gewechselte Briefe gesehen, theilt uns dennoch nur Einen mit.

*Vierte Decade. I. Apafi de Apagyfalva*. Mit dieser Familie soll die Bethlenische verwandt seyn; Menius Bethlen macht beide sehr alt; allein erst später ward einer dieser Familie, Johann, subenamt Apa, und dessen Enkel Nicolaus Apafi bekannt. — Die Apafs waren wenig berühmt, bis sich Michael auf den siebenbürgischen Fürstenthron schwang. Sein Sohn, Michael starb 1713 unbeerbt in Wien. II. *De Bochkas oder Bochkai de Kis Mária*. Einer der sieben Söhne des Mizban, Dionysius, soll der Urheber dieses Geschlechts seyn. Sein Sohn Gregor bekam 1320 in der Thei-

Theilung das Dorf Bočka in der Zempliner Gespanschaft. Der Vf. erwähnt nicht, welcher hernach den Flecken Kis Maria in der Biharer Gespanschaft an sich gebracht habe. Im Gemeindhause dieses Marktfleckens hängt das Bild des berühmten Steph. Bochkaj. Der letzte dieser Familie starb nach 1671. III. *Chapi de Eszén*. Diese leiten ihr Geschlecht ebenfalls von Simon Miraban her. (vergl. ungerisches Magazin B. II. S. 145. fg.) Ladislaus Bonch erhielt 1320 in der Theilung das Dorf Eszén im Szabolcser Comit. Des Vf. genealogische Ableitung wäre richtiger und vollständiger geworden, wenn er das adeliche Wappen-Diplom der Familie Chapi im neuen ungerischen Magazin B. I. Heft 2. hätte lesen können. Ihm fehlt auch das Chapische Wappen, welches daselbst abgezeichnet ist, vom J. 1418. IV. *Deresi de Zerdahely*. Sie sollen vom Geschlechte Györ seyn; 1243 lebte ihr Ahnherr Saul stius Ders. Ihre Verwandten sind die Jurcsi de Zerdahely, deren Genealogie der Vf. nachzuliefern verspricht — der Tod hat ihn leider verhindert Wort zu halten. V. *Elderbach de Monyorókerék*. Diese deutsch-schwäbische Familie machte sich sesshaft in Ungern unter Ludwig I.; ihr Ahnherr blieb 1356 in der Belagerung von Jadra; dafür erhielten seine Erben Monyorókerék oder Ebraun in der Eisenbyrger Gespanschaft. Der letzte starb schon 1409 ohne Erben. Der verschlagene Cardinal Thomas Rakáts de Erdöd liefs sich von ihm als Bruder adoptiren; daher sind die Grafen Erdödi zu dem Besitz der Herrschaft und des Prädicats von Monyorókerék gekommen. VI. *De Gara*, vom Schlosse Gara im Valcoer Comit. Der älteste Bekannte davon soll Joh. Comes de Gara de genere Drusino seyn; dessen Sohn Stephan schon Ban von Machow und Schwerdtträger des Herzogs Bela war. Das Diplom für die Garaische Familie, welches der Vf. beybringt, erläutert den chronologischen Lauf der Begebenheiten unter Sigmund sehr gut; die zwey, (wohl zu unterscheidenden) Niklaffe und Lad. von Gara sind in der ungerischen Geschichte sehr merkwürdig. Die Familie erlosch am Ende des XV. Jahrhunderts. VII. *Lorandfi de Serke*. Diese sollen aus dem Geschlecht Ratolt seyn. Einer davon Lorandus erhielt 1324 in einer Theilung das Schloß Serke im Gömörer Comit. Die Zierde dieses Geschlechts war Susanna Lorantfi, vermählte Rakotzi, die Wohlthäterin des Pataker reformirten Collegiums; sie selbst eine gelehrte Frau, die das Buch betitelt *Moyfes und die Propheten*, drucken liefs. VIII. *Ország de Guth*. Des Vf. war berichtet, Guth sey ein Ort des Szabolcher Comitats; aber Korabinsky's Lexicon weifs von diesem nichts, sondern von einem Guth im Bereger, von dem andere im Stuhlweissenb. Comit. Der Ahnherr dieser Familie Michael ward noch als Knabe von Sigmund ausgezeichnet; wovon die bekannte artige Anekdote bey Dubravius nachzulesen ist. Dieser Mann erreichte ein sehr hohes Alter; er starb

erst 1482 und erhielt von K. Matthias I. die unerhöhte Befugniß für sich und seine Erben, den jedesmaligen Bischof von Neutra zu ernennen. Wie unähnlich war ihm sein letzter Nachkomme Christoph der im J. 1567 starb. Er bekannte sich zwar zur evangelischen Religion, aber nicht zu evangelischen Sitten. IX. *Rákótz von Felső Vadász*, aus dem Geschlechte Bukathradvan aus dem Zempliner Comit.; sein erster bekannter Ahnherr soll unter Ladislaus dem Cumaner gelebt haben, (die S. 89. beygebrachte Urkunde, von deren Original der Vf. nichts sagt, ist dem Rec. verdächtig). Erst Sigmund de Rákótz erwarb sich 1517 Felső Vadász im Abaujv. Comit. Ludwig und Sigmund Rákótz waren brave Generale im Dienste der österreichischen Regenten; letzterer starb 1618. Paul war Judex Curiae, Ladislaus Obergespan von Sáros; letzterer war protestantischer Religion. Die übrigen Rákótzs Fürsten von Siebenbürgen sind aus der Geschichte bekannt. Der letzte Rákótz de Felső Vadász Georg starb in Frankreich (1737); der letzte Rákótz de Rákótz starb 1754 zu Rákótz. X. *De Zokoli* (einem Orte der Szabolcser Gespanschaft). Sie sind de genere Guthkeled und Verwandten der Báthoris, aber nicht so angesehen, wie diese. — Im Ganzen hat, wie hier am Schluß zu bemerken ist, der ältere Genealogist Karl Wagner allerdings den größten Vorzug der Richtigkeit und Genauigkeit vor dem neuern Hn. Andr. v. Lehotzki (in *Stemmatographia Regni Hung.*) doch kann man auch diesen bey manchen Artikeln z. B. Rákótz mit Nutzen vergleichen.

## KINDERSCHRIFTEN.

FRANKFURT a. M., in d. Jäger'schen Buchh.: *Erholungslectüre*, auch zugleich Geistes- und Herzensnahrung für die heranwachsende Jugend, in Fabeln und Erzählungen von C. R. 1802. 119 S. 8. (10 gr.)

Auch unter dem Titel.

*Fabeln und Erzählungen für die erwachsene Jugend* von Christian Richter, Lehrer am Gymnasium in Gotha. 1803.

Einem Bedürfnisse ist durch diese Schrift, in welcher Erzählungen und Fabeln miteinander abwechseln, nicht abgeholfen worden. Inhalt und Vortrag ist nicht schlecht, aber auch nicht ausgezeichnet gut. Der Aufsatz: *das Trauerfest* würde sich mehr noch für ein liturgisches Journal eignen, als für eine Jugendschrift, wenn anders nicht das Herz gegen die Ausführung der darin enthaltenen Idee, alle Jahre das Andenken der binnem dieser Zeit Verstorbenen öffentlich zu erneuern, einige Erinnerungen zu machen haben dürfte.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 9. April 1803.

## GESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Geschichte der drey letzten Jahrhunderte.* — Von Joh. Gottfried Eichhorn. — *Erster Band.* 1803. 525 S. *Dritter Band.* 864 S. *Vierter Band.* 525 S. 8.

Erst durch das aufmerksame Studium dieses Werks, soweit es bis jetzt in den Händen des Publikums ist, fühlt Rec. mit inniger Ueberzeugung die volle Stärke, das in andern Fächern längst als Meister erkannten Vf. auch in Rücksicht auf Geschichte, Es dürfte in der That weit weniger Vorzüge haben, als es wirklich hat; und dennoch würde man immer den Mann erkennen, der nicht bloß viel gelesen, sondern auch über das Gelesene gedacht hat, und seine Resultate treffend, obgleich anspruchslos und mit leichter Hand nieder zu legen versteht. Es wird vorzüglich der Classe von Lesern wichtig werden, welche selbst schon Geschichte erlernt haben, über eine Menge von Fällen aber noch zu keinem reinen Abschluß mit ihren eignen Gedanken kommen konnten; nicht minder auch andern, welchen bey schon abgeschlossenen eignen Urtheilen zur Sicherstellung oder Berichtigung derselben die Stimme eines Denkers vernehmen wollen. Der Nichtkenner wird noch anderweitige Nachhülfe bedürfen, um sich durch erweiterte Bekanntschaft mit den Factis selbst in die Gedankenreihen des Vf. schmiegen zu können, welche in vielen Fällen dadurch, daß sie alles umfassen wollen, das Detail verschmähen, aus dem die Schlüsse erst hervorgehen müssen. — Die fünf Theile, aus welchen die Arbeit besteht, wird, machen eigentlich ein gedoppeltes Werk aus, deren eines aber wegen des immerwährenden Ineinandergreifens nicht von dem andern getrennt werden kann. Der erste Theil umfaßt eine synchronistische Darstellung der wichtigsten Ereignisse in den drey letzt vergangenen Jahrhunderten bis gegen den Anfang der französischen Revolution; in der nämlichen aber ausführlicheren Behandlungsweise, welche sich in dem 2ten Theil der Weltgeschichte Hn. E's findet. Der zweyte Theil des gegenwärtigen Werks wird es also fast ausschließlich mit der französischen Revolution, ihren Ursachen, Wirkungen und Folgen im Innern und auf andere Reiche Europas zu thun haben. Auch die neuesten Umwandlungen in unserm Vaterland gehören unter diese Rubrik. Alle Folgen liegen noch nicht entfaltet vor uns, folglich kann dieser Theil noch nicht öffentlich auftreten; er muß der letzte seiner Brüder

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

werden. Der dritte und vierte Band nimmt den schon abgehandelten Stoff von Neuem auf; um ihn ethnographisch zu behandeln. Hier folgen also die einzelnen Reiche. Der fünfte noch nicht erschienene Band, wird ohne Zweifel die Geschichte der wichtigeren aufereuropäischen Reiche umfassen. Diese gedoppelte Behandlungsweise führt nun freylich Wiederholungen, die schon ohnehin bey dem allgemeinen Zusammenhang der Reiche sich nie vermeiden lassen, in zahlreichem Gefolge mit sich; aber der Vf. rechtfertigt sich hinlänglich in der Vorrede, wo auf doppelte oder dreysfache Lehrart in Erlernung der Geschichte gedrungen wird, wegen dieser Wiederholungen, welche bey genauer Untersuchung nur selten den Namen verdienen, da die Erzählung aus einem andern Gesichtspunkte genommen wird, und zu neuen Ansichten führt. Also hängt das größere oder geringere Verdienst nicht von der getroffenen Wahl in der Behandlung, sondern von der mehr oder weniger glücklichen Bearbeitung des Stoffs ab. Rec. findet das meiste gründlich gedacht, kernhaft und gefällig vortragen. In vortheilhaftesten Lichte erscheint Hr. E., wenn er Resultate aufstellt; sie sind faßlich und einleuchtend selbst dem bloßen Liebhaber der Geschichte, und der Kenner unterschreibt sie fast durchgängig als seine eignen Gedanken. Aber auch der erzählende Vortrag gewinnt unter der Feder des Hn. Vf. eine natürliche Leichtigkeit und Lebhaftigkeit, welche den Leser unwillkürlich teilet und mit immer rege gehaltener Begierde an das Ende führt. Wollte Rec. einzeln bemerken, was er in den drey vorhandenen Bänden ausgezeichnet gut fand: so möchte wohl die Recension selbst zum Buche werden; da er aber Rechtfertigung seiner Urtheile schuldig ist: so darf er nicht einzig bey dem allgemeinen Lobe stehen bleiben. Wir weisen also im ersten und dritten Theile den Leser vorzüglich auf Frankreichs Geschichte hin; auf Karls VIII und Ludwigs XII italienische Züge; auf Franz I ganze Regierung, die Entstehung der Hugenotten, und die Ursachen, welche zur Erhebung des Hauses Guise wirkten. Nicht weniger wird Heinrich IV Regierung gefallen; doch zeichnet sich vor allen die Darstellung Ludwigs XIV als Menschen und Regenten zu ihrem Vortheile aus. Was Büsch über Laws System geschrieben hat, dünkte bisher Rec. ungleich belehrender, als was er anderwärts auffinden konnte; aber hier ist es noch mit größerer Klarheit vorgelegt; obgleich für jeden, der nicht Financier von Profession ist, immer noch einige Dunkelheiten im Hinterhalte bleiben. Nicht minder belehrend wird man gewiß die Streitigkeiten mit dem Parlemeare,

die



die kostspielige und verderbliche Tyranny der da Barry und die verworfene Niederträchtigkeit Ludwigs XV finden. Kurz Frankreichs Geschichte ist das Lieblingskind des Vfs. und mit der reichlichsten Pflege ausgestattet; nur Necker scheint uns zu hart beurtheilt zu seyn. Aber auch die übrigen Länder kommen nichts weniger als verwahrloßt aus den Händen des Vfs. Mit Vergnügen wird man die Verkettung der verhängenden und mitwirkenden Ursachen zur Hebung des englischen Handels und der Seemacht, in zerstreuten Abtheilungen unter Elisabeths, Cromwells und bey den spätern Regierungen studieren, vorzüglich B. III S. 341 ff. und ihm gerne eine Art von Vorliebe, bey allein was Englands Angelegenheiten zumal in den neuern Zeiten betrifft, nachsehen. Er erhebt demungeachtet seine Stimme laut gegen Mißbräuche, welche der trefflichen Verfassung dieses Inselreichs den Untergang bringen können, z. B. über den unmäßigen Durst nach Reichthümern und die Verkäuflichkeit der Parlamentsstimmen. (S. 356). Der auf 2 Seiten abgefertigten Darstellung von den Ursachen und Ereignissen des Kriegs, welchen England gegen seine nordamerikanischen Colonien zu führen hatte, würden wir mehrere Ausführlichkeit gewünscht haben. Aeußerst bündig finden wir die Auseinandersetzung von Spaniens Uebermacht und seiner glänzenden Geistescultur bey dem Antritt der Regierung Philipps II; so wie die treffend hingestellten Ursachen, welche den schnellen Verfall dieses mächtigen Reichs bewirkten. Bey der Geschichte unsers Vaterlands glänzen viele Erzählungen und Bemerkungen, z. B. die verwickelten Verhandlungen des Congresses zu Cambray, welche wir in ihren Verkettungen nirgends so deutlich und doch so kurz als hier Th. I. S. 297 gefunden haben. Das mit den nöthigen Gründen unterstützte Urtheil S. 314, das Bayerns Ansprüche auf die österreichische Monarchie nichtig waren, unterschreibt Rec. vollkommen, so wie er mit Theilnahme und Vergnügen die Darstellung dieses ganzen Successionskriegs las, und die entwickelten Ursachen von Preussens schnellern Wachstume völlig befriedigend fand. Seinen vollen Beyfall schenkt Rec. den Urtheilen des Vfs. über das Bündniß zwischen Oesterreich und Frankreich, so wie über die kritische Lage Friedrichs II vor dem Anfange des siebenjährigen Kriegs. Aehnliche einzelne Fälle bieten sich noch in beträchtlicher Anzahl auch in der Geschichte der übrigen Länder dar; aber wir wollen die Aufmerksamkeit der Leser nur noch auf den durchdachten Zusammenhang der allgemeinen Einleitung lenken, in welcher über Militär, Finanzen, Handel, Religion, und die daraus hervorgehende Umwandlung der Staaten; über den Vorzug der protestantischen Schulen und die dadurch entstandene Geistesüberlegenheit, mit Einsicht gesprochen wird. Und nun auch eine Stelle zur Ansicht des lebhaften Stils. Sie ist aus den allgemeinen Bemerkungen über Deutschlands Vorzüge entlehnt, B. III S. 340 ff. „Obgleich nach dem Umfange seiner Größe nur ein Staat vom dritten Rang, nahm er in Europa den ersten Platz in Anse-

hung seiner Volksmenge ein, die trotz der entvölkernden Fehler seiner Regierungen wenigstens auf 30 Millionen stieg: und was dieser Volksmenge noch mehr Werth gab, war ihr seltener Vorzug, daß sie ein im Ganzen über alle übrigen Völker von Europa moralisch hervorragendes, ein sitzliches, genüßliches, fleißiges, erfindungsreiches Volk bildete. Im Ackerbau war es sein eigener bedächtiger Lehrer; und wo es der Boden irgend zuließ, hatte es sein Land zu einem fortlaufenden Lustgarten veredelt; in Kunstfleiß hatte es in vorigen Zeiten von den Völkern, die ihm darin vorausgegangen waren, zwar gelernt; aber besaß nun, was es gelernt hatte, männlich verbessert und angewendet, und hatte, wo ihm nicht Localhindernisse im Wege waren, seine Lehrer übertroffen, und zu dem Erlernten viel Eigenthümliches hinzugefügt.“ — „Und wie häufig wurde nicht der deutsche Geist und Fleiß in Wissenschaften und Künsten durch die Verachtung der Fürsten niedergedrückt, die, immer bereit, das Genie des Auslands zu bewundern, das einheimische behandelten, als stammte es aus Bööten.“ — „Alles Bisherige bürgt für die entschiedene Güte des Buchs, welche ihm Leser und Käufer in reicher Anzahl verschaffen muß; desto getroster darf Rec. auch hier offen niederlegen, was ihm, vielleicht nur ihm, minder gut, minder zweckmäßig in der Ausführung des schönen Plans und bey der musterhaften Behandlung der meisten Theile zu seyn scheint. Vielleicht verursachen eben diese Vorzüge, daß man unwillkürlich bey jeder Ungleichheit anstößt, die in einem mittelmäßigen Werke unbemerkt übergangen würde. Ungleichheit ist auch der Hauptpunkt, aus welchem sich Klage gegen das vorzügliche Werk erheben ließe. Während mehrere Theile in vollem Schmucke glänzen, fühlt sich der angränzende Nachbar in Dürftigkeit, wohl auch völlig übergangen. B. III S. 394 ist von den Wiedertäufern die Rede, aber nach einer genauern Darstellung des Bauernkriegs sucht man vergeblich. Der dreißigjährige Krieg wird auf zwey Seiten mit einem allgemeinen Raisonement abgethan; und doch hätte man den Vf. gern erzählen hören und lieber etwas weniger Raisonement gelesen. An diesen ersten schließt sich zweyten der Vorwurf zu weniger Belehrung bey einzelnen Begebenheiten. Für Leser, welchen die Facta noch nicht so ganz geläufig sind, wird zuweilen gar zu wenig gesorgt, wenn ein nicht allgemein bekanntes Wort ohne die nöthige Erklärung, ein Factum ohne die Ursachen, aus welchen es sich begreifen läßt, ohne Entwicklung der erläuternden Umstände, hingestellt wird. Statt mehrerer einzelner Fälle wählt Rec. zur Verfinnlichung seines Einwurfs ein Stück aus der dänischen Geschichte B. IV S. 293 etc. Diese Anstalten giengen unter Christian V trotz seiner Indolenz fort.“ Der Leser findet nun unter der Regierung dieses Königs Unternehmungen, deren immer eine die andere verdrängt; er wird also wohl Aufklärung über die Indolenz wünschen. „Er bemächtigt sich der dem Fürstenthum Anhalt-Zerbst zugefallenen Herrschaft Jever.“ Läßt sich

sich wohl von jedem Leser fodern, daß er wisse, die wunderliche Prätenſion Dänemarks gründe ſich auf eine Belehnung Ludwigs XIV. „Er gab Jever auf Vorſtellungen wieder heraus“ gegen baares Geld, ſollte wohl beygefügt ſeyn. Ueberhaupt gründeten ſich die gewaltſamen Vorſchritte Chriſtians auf ſeinen Bund mit Frankreich, wovon kein Wink gegeben iſt. Auch über einzelne Angaben ließe ſich rechten. Z. B. „daß Ferdinand I ſeinen Länderumfang zur Aufrechthaltung des kaiſerlichen Anſehens nicht für nöthig gehalten haben müſſe, da er Theile an ſeine jüngern Prinzen abtrat.“ Hr. E. überſah bey dieſem Vorwurfe, daß das Recht der Erſtgeburt im Hauſe Oeſterreich damals und lange nachher noch nicht eingeführt war. Oder B. I S. 22 „daß die Türken rohe undisciplinirte Haufen waren, welche bloß durch ungeſtüme Tapferkeit ſiegten.“ Wer die Schriftſteller jener Zeiten durchgeht, überzeugt ſich leicht, daß der Türken Disciplin, nicht bloß ihr Ungeſtüm, die Ordnung europäiſcher Truppen übertraf. Aber ihre Anordnungen blieben ſeitdem bey dem Alten, und die ehemalige Genauigkeit der Disciplin verſiel; die Europäer hingegen erlerneten ſeit dem dreyßigjährigen Krieg eine ganz neue Tactik; ſeit dieſer Periode ſind die Türken in faſt allen Kriegen der unterliegende Theil. S. 231. „Der Kurfürſt von Bayern greift den Eugen und Marlborough voreilig bey Hochſtadt an, und wird mit ſeiner franzöſiſchen Hülfſarmee geſchlagen.“ Er griff gar nicht an; der Fehler war, daß der franzöſiſche General Tallard in dem zu ſehr ausgedehnten Lager den Angriff erwartete. Am Ende des dritten Theils finden wir die Angabe, daß die italiänischen Vogteyen Helvetiens, Lugano, Lucarno, Mendriſio und Val Maggia ſeit dem Sommer 1802 ein Theil der italiänischen Republik geworden ſind. Rec. glaubt ihr widerſprechen zu müſſen; dieſe Landvogteyen ſind als Canton des Teſſin und von Lugano noch immer Theile Helvetiens. Wohl aber wurden ſchon früher das Veltlin, Bormio und Clevn abgeriſſen; vielleicht verurſachten die Verwechslung und einige vage Gerüchte die leicht zu begehende Verirrung. — Was den Stil betrifft, ſo gefallen vielleicht dem Verf. ſelbſt ähnliche in der Hitze des Vortrags hingeworfene, mit der hiſtoriſchen Würde wenig verträgliche, Kraftwörter nicht: „Da tobte der nordiſche Krieg. — Die Päpſte donnern ihre Bullen. — Luther hielt ſeine Feuerreden. — Zernehmende Decrete.“ — Alle dieſe Erinnerungen ſchmälern die großen Vorzüge des Werks nicht, deſſen näher Vollendung wohl jeder Liebhaber der Geſchichte mit Verlangen entgegen ſehen wird. Eine ſchöne Mitgabe deſſelben dürfen wir nicht unbemerkt laſſen, die außerſt reichen literariſchen Hinweiſungen auf die Quellen, nicht nur über die Haupttheile der vorgetragenen Geſchichte, ſondern beynahe über jedes einzelne Ereigniß.

OSNABRÜCK, b. Blothe: *Gehichte der Familie und Herrſchaft von Vollmeſtein*. Ein Beytrag zur Geſchichte des Bauern- und Lehnweſens und der

Staatsverfaſſung, von Nicolaus Kindlinger. 1801. Erſter Band. 409 S. Zweyter Band. 492 S. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)

Dem erſten Geſchichtsforſcher thut es wohl, wenn er unter der Menge von Schriftſtellern, die mit ihren neu-modiſchen hiſtoriſchen Producten auf jeder Meſſe zum Vorſchein kommen, wieder einmal einen Geſchichtsforſcher auftreten ſieht, der mit den erforderlichen Kenntniſſen ausgerüſtet, und mit diplomatiſchen Hülfsmitteln verſehen, das weite Feld der Geſchichtskunde gründlich bearbeitet und durch Bekanntmachung ungedruckter Urkunden; Licht und Wahrheit über den Zuſtand des mittlern Alters und über die Schickſale einzelner Länder zu verbreiten ſucht. Zu dieſer Claſſe gehört unſtreitig der Vf. der gegenwärtigen Schrift, welche zwar zum Theil in den Jahrgängen 1797, 1798 und 1799 des Magazins für Weſtphalen, Stückweiſe eingerückt war, jetzt aber als Geſchichte der Familie und Herrſchaft von Vollmeſtein in Zuſammenhang und ungleich vollſtändiger mit 150 bisher ungedruckten Urkunden belegt erſcheint.

Der erſte Band beſteht in zwey Hauptſtücken. Das erſte deſſelben entwickelt die allgemeine Entſtehungsgelchichte der Hn. v. Vollmeſtein. Der Vf. geht bis in die Zeiten Karls des Großen zurück und leitet ihren Urfprung aus der damaligen Staatsverfaſſung ab, wo jede Landgemeinde Weſtphalens ihren eigenen Landrichter oder Grafen hatte, dem, als eigenthümlichen Beſitzer von mehrern Freyhöfen, neben dem Haerbann, auch die Juſtizverwaltung anvertraut wurde. Dieſe iſt die gewöhnliche, aber auch die ſicherſte, Theorie von der Entſtehung der nachherigen Reichsgrafen, deren älteſten Ahnherren im 11ten und 12ten Jahrhundert, bey dem geſchwächten Anſehen der deutſchen Könige, ſich unvermerkt zu einer gewiſſen Macht emporschwangen, welche alsdann die Erblichkeit ihrer ehemaligen Reichswürde zur Folge hatte. Eben ſo bildete ſich auch die Herrſchaft Vollmeſtein, deren Beſitzer in der erſten Hälfte des 12ten Jahrhunderts in Urkunden als Landesherrn auftreten und von den Kaiſern mit den Regalien beliehen wurden, wovon jedoch (nach S. 113) kein diplomatiſches Zeugniß aufzufinden iſt. Nach dieſen, meiſtens auf hiſtoriſchen Muthmaſungen und Analogien gegründeten Abhandlungen, geht nun der Vf. im zweyten Hauptſtück auf die eigene Geſchichte der Familie und Herrſchaft Vollmeſtein über, deren Begebenheiten in drey verſchiedenen Abſchnitten vorgetragen werden. Der erſte begreift den Zeitraum von 1134 bis zu der im J. 1324 erfolgten Zerſtörung des Schloſſes Vollmeſtein. Die Geſchichtsreihe dieſer Dynaſten, die 1134 zum erſtenmal in Urkunden vorkommen, ihre Familiengeſchäfte, ihre Theilnahme an den Angelegenheiten des Reichs und der Erzbüſchöfe zu Kölln, ihre Beſitzungen, Bündniſſe und Fehden und zuletzt die Zerſtörung ihres Wohnſitzes, ſind die vorzüglichſten Gegenſtände, die hier mit diplomatiſcher Gründlichkeit dargeſtellt werden. Nebenher giebt der Vf. im Texte ſowohl als in den Anmerkungen



von der Staatsverfassung und insbesondere von dem Bauer- und Lehnwesen damaliger Zeiten manche gute Erläuterung, wodurch diese Particulargeschichte für ganz Westphalen ein bedeutendes Interesse erhält. Im 12ten Jahrhundert scheinen die Hn. v. Volmestein wohl noch zum niedern Adel gehört zu haben, indem sie in den damaligen Urkunden bloß unter den Ministerialen vorkommen, wie eben auch eine, vom Vf. nicht benutzte, Urkunde von 1182 (in den *act. Theod. palat.* T. III. p. 302) einen Gerhard Suar de Vlnutstein unter den Köllnischen Dienstmannen aufführt. Doch erscheinen sie auch zum öftern in andern Urkunden unter dem hohen Adel, und schon im J. 1191 nennt sich Heinrich sogar einen Grafen von Volmestein. Bey ihren spätern Schicksalen hätte die zweyfache Kaiserwahl Friederichs von Oesterreich und Ludwigs von Bayern nachtheiligen Einfluß auf ihren Wohlstand, weil der Dynast, Theoderich II. von Volmestein, die Parthey des ersten ergriff und dadurch zum Verlust seiner Herrschaft Gelegenheit gab. Denn nach der für K. Friedrich unglücklich ausgefallenen Schlacht bey Mühldorf (1132) wurden seine Anhänger mit Krieg überzogen und deren Länder verwüdet. Dieses Schicksal traf nun auch den Hn. v. Volmestein, dessen Bergschloß von Friedrichs Gegnern, Graf Engelbert von der Mark u. s. m. im J. 1324 erobert wurde. Dieser Unfall würde den gänzlichen Untergang der Volmesteinischen Familie nach sich gezogen haben, wenn nicht die Gemahlin des unglücklichen Theoderichs, Sophie von Rükenrod, ein beträchtliches Vermögen besessen hätte, welches sie auf ihren Sohn, Theoderich III. vererbte und dadurch seine misliche Lage milderte. Von diesem Ereigniß nimmt der Vf. Gelegenheit die *Geschichte der Ritterfamilie v. Rükenrod* vom 12ten Jahrhundert an bis zu ihrer 1320 erfolgten Erlöschung im *zweyten Abschnitt* abzuhandeln und von ihren ansehnlichen Besitzungen und Aemtern in Westphalen manche Nachrichten zu ertheilen, die den Alterthumsforscher in Hinsicht auf die damalige Verfassung willkommen seyn müssen. Der *dritte Abschnitt* beschließt die *Geschichte der Edlen v. Volmestein* vom Jahre 1324 bis 1429, wo dieses Geschlecht, welches durch den Verlust seiner Herrschaft und durch Zerrüttung seiner Finanzen, bis zum niedern Adel herabgesunken war, ausstarb. Die Herrschaft Volmestein, die Graf Engelbert von der Mark seit 1324 als Pfandschaft inne hatte, brachte derselbe 1380 von dem verschuldeten Theoderich IV. an sein Haus, so, daß nur noch die rükenrod'schen Güter übrig blieben, welche, nach Verlöschung der Volmesteinischen Familie, ihren Allodialerben denen von Rek zufielen.

Der *zweyte Band* dieses historischen Werks enthält einen Schatz von Urkunden, die größtentheils

von Urchriften und alten Copialbüchern genommen sind und hier zum Erstenmal erscheinen. Sie sind mehr oder minder wichtig, je nachdem sie eines historischen Gegenstandes wegen beygelegt sind; doch weiß der Geschichtsforscher auch die, dem Anschein nach, unbedeutende Urkunde oft so zu benutzen, daß ihre Bekanntmachung für die Aufklärung in der Geschichte nicht ohne Interesse bleibt. Die Urkunden selbst fangen mit dem J. 1134 an und gehen bis 1525. Fast eine jede derselben hat der Vf. mit lehrreichen Anmerkungen bereichert, die theils die Siegelkunde und Diplomantik, theils aber auch genealogische, geographische und historische Gegenstände betreffen, wodurch der Werth und die Brauchbarkeit dieser Sammlung ungemein erhöht wird. Nur bleibt uns noch der Wunsch übrig, daß es dem Vf. hätte gefällig seyn mögen, das Urkundenbuch noch mit einem geographischen und Personenregister, die Abhandlung selbst aber mit einer Inhaltsanzeige zu versehen, um dem Leser den Gebrauch des Werks zu erleichtern.

### KINDERSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Sommer: *Der kleine Kinderfreund.*  
Erzählungen in Rochowscher Manier. (Ohne Jahr.)  
152 S. 12. (10 gr.)

Was sich unsre Kinderschriftsteller meist unter Kindermoral, wie sie auch hier vorgetragen wird, denken, ist bekannt; einzelne Lehre und Pflichten, durch Beyspiele der Klugheit und Tugend, so wie der Unklugheit und Untugend, ver sinnlicht, wobey mehr die Vortheile der Tugend als ihr innerer, davon unabhängiger Werth, mehr die Schädlichkeit als die Schändlichkeit der Unsitlichkeit und des Lasters ins Auge gefaßt wird. Auch dieser kleine Kinderfreund, dessen Erzählungen leicht, faßlich und dem Kindesalter von 5—8 Jahren wenigstens zum Theil angemessen sind, gehört im Ganzen unter obige Kategorie. Jeder Erzählung ist ein darauf Beziehung habender Denkvers vorgefetzt, welcher, auswendig gelernt, dem kindlichen Gemüth die in der Erzählung liegende Wahrheit tiefer einprägen soll. Recht gut; nur müßten, sollte diese Absicht erreicht werden, die Verse nicht zum Theil so kraft- und lastlos seyn wie folgender:

Gott! laß doch lange noch die Güten leben,  
Die Nahrung uns und gute Lehren geben.  
Laß ohne Schrecken uns gesund erwachen;  
Und Morgen uns froh an das Frühstück machen.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 11. April 1803.

## SCHÖNE KÜNSTE.

DRESDEN, b. Gerlach: *Valeria. Ein romantisches Gedicht in vier Gefängen.* 1803. 122 S. kl. 8. (18 gr.)

Der Stoff dieses Gedichts ist aus einer der neuern Novellen des Herrn von Florian genommen; und vermuthlich schöpfte ihn dieser anmuthige Erzähler aus irgend einem italiänischen Original, obgleich die Ueberschrift, *Nouvelle Italiennne*, zu dieser Vermuthung noch nicht berechtigt, und sich nur auf die Scene der Handlung zu beziehen scheint. Mehrere Umstände dieser leicht übersehbaren Handlung sind freylich nicht neu; die Widersetzlichkeit des Vaters der Geliebten gegen die Verbindung derselben mit dem Sohne eines seiner vormaligen Freunde, die Zwischenkunft eines andern ihr aufgedrungenen Liebhabers, die zärtlich gegen ihre Tochter gesinnte Mutter, die falsche Nachricht von der Untreue des im Kriege abwesenden jungen Mannes, den Valeria wirklich liebt, ihre dadurch bestimmte Ergebung in den Willen ihres hartherzigen Vaters, die vollzogene Trauung und des vormaligen Geliebten Erscheinung während derselben, Valerians hierdurch veranlafste Krankheit, ihr vermeynter Tod, ihr Begräbnis, ihre Wiedererscheinung und endliche Vermählung mit ihrem Guido, dieß alles führt Erinnerungen an ähnlichen Stoff älterer Erzählungen herbey, unter andern auch an Romeo's und Juliens bekannte Geschichte. Aber die Manier, in welcher das Ganze bearbeitet und ausgeführt ist, macht dennoch diese Erzählung überaus anziehend. Der deutsche Dichter hat sie indess in ihrem geschichtlichen Theile nur den Hauptzügen nach benutzt, und den Stoff mit aller der Zwanglosigkeit behandelt, zu welcher ihn die dichterische Darstellung berechtigte. Sein Gedicht besteht aus vier Gefängen, in achtzeiligen Stanzas; und es ist ihm leicht nachzusehen, daß er von dem gewöhnlichen Versbau derselben zuweilen abwich, wo es der Gegenstand und der Ausdruck der Gefühle zu erfordern schien, weil er dabey doch den wesentlichen Gesetzen dieser Versart und ihrem Wohllaute durchgängig treu blieb. Mehrere Stanzas haben bloß zwey verschiednen abwechselnde Endreime. Der ungenannte Verfasser machte, seiner Erklärung nach, hiermit den ersten Versuch in dieser Dichtungsart, und versichert denselben mit streng angewandter Feile oft überarbeitet zu haben. In jeder Hinsicht ist ihm dieser Versuch so sehr gelungen, daß er zu mehreren ähnlichen Arbeiten alle Aufmunterung verdient. Mit einer natürlichen Leichtigkeit des Erzählungsstons, die nur selten durch verschränkte Ver-

A. L. Z. 1803. Zweyter Band,

se und Wortfügungen unterbrochen wird, hat er vorzügliche Lebhaftigkeit der poetischen Darstellung zu verbinden, und alles Leere, Müßige und Weitichweifige glücklich zu vermeiden gewußt. Zur Probe wählen wir einige Stanzas des dritten Gefanges, worin der Dichter den Glauben an Abndungen und Wiedererscheinungen der Verstorbenen rechtfertigt:

Ach! wenn der Seele, tief in sich zurückgezogen,  
Ein neues Licht im heil'gen Innern tagt,  
Wenn kühn ihr Blick die Schöpfungen umflog,  
Die Gegenwart ihr als ein Regenbogen  
Erscheint, der bessere Zeit voraus uns sagt;  
Die Zukunft als ein Meer, aus dessen Wogen  
Nur hier und da ein schroffer Felsen ragt,  
Und in die Vorzeit sich der Blick der Seele wagt:

Dann ist, als wandelten in weiten Räumen  
Der Vorzeit, in die Ferne hingepannt,  
Gestalten um sie her, ihr längst in manchen Träumen,  
In Ahnungen, in den geheimen  
Entzückungen der Sympathie bekannt.  
In gränzenlosen Reichen, sonder Schranken  
Begegnen ihr Empfindungen, Gedanken,  
Scheu vormals tief gefühlt, und später erst benannt.

Da strahlt die Hoffnung künftiger Vereinung,  
Sie, die zur Trösterin ein mild Geschick uns gab,  
Hell, wie der Morgenstern auf eines Frommen Grab,  
Troßt in der Seele Nacht herab!  
Die Fantasie, die gern den morschen Pilgerstab  
Mit Rosen kränzt, bestärkt in uns die Meynung  
Vom frohen Wiedersehn in lieblicher Erscheinung;  
Sie trocknet uns der Wehmuth Thränen ab.

Das Gedicht schließt mit folgenden Zeilen:

Heil dir, Valeria! durch düstre Todeshallen  
Draußt du zum Hochgenuß der ächten Freuden ein!  
Dir ward der Tod — was er den Guten allen  
Einst ist: ein Uebergang zu einem bessern Seyn!

BERLIN, b. Quien: *Dionysiaka. Eine Sammlung von Schauspielen von Friedrich Rambach. Erster Band.* 1802. 314 S. 8. (20 gr.)

Einen Theile des Publicums sind die in diesem ersten Bande enthaltenen Schauspiele schon durch die Vorstellung bekannt. Das erste: *die alte Livree*, oder, *die Zwillingbrüder vom Lande*, ist eine Nachahmung, oder vielmehr größtentheils Uebersetzung der *Summeaux de Bergame* von Florian. Was der Vf. von seinen

nem Eigenen hinzugehan hat, scheint so wenig Verschönerung des Originals zu seyn, daß dadurch vielmehr der rasche Gang der Handlung verzögert, und die in jenem oft selbst durch die Kürze beförderte Naivetät des Dialogs meistens in ihrer Wirkung geschwächt wird. Auch da, wo der Vf. bloß übersetzte, gieng manche kleine Schönheit verloren. In Originalen sind die beiden Zwillingsbrüder durch die Maske des Arlequins, welche beide tragen; noch leichter zu verwechseln; unser Vf. hat dies durch die alte Livree zu ersetzen geglaubt, die der abgehende Bediente seinem Bruder zugeschickt hat, der in seine Stelle kommen soll. Den eingemischten Gefängen fehlt es an Florian's kunstloser Leichtigkeit. In der Sere-nade, die der jüngere Arlequin (S. 13. ff.) der Rosette bringt, ist z. B. das letzte Couplet:

*Pourquoi veux-tu que ma bouche répète,  
Le doux serment dont mon coeur est lié?  
Regarde-toi, ma charmante Rosette,  
Et tu verras s'il peut être oublié.*

Poetischer singt der deutsche Hans Müller:

*Was soderst du, daß ich noch einmal sage,  
Was ich auf ewig mir versprach?  
Wenn ich den Blick zu dir, o Mädchen, wage,  
So sprech' ich meine Schwüre nach.*

Das zweyte Stück, *der Scheintodte*, gleichfalls ein Lustspiel, ist nach dem Französischen des *Andrieux*, und drey Akte sind bey dieser Nachbildung in Einen verschmolzen. Obgleich Rec. das Französische Schauspiel nicht kennt, so glaubt er doch gern, daß es bey dieser Verkürzung eher gewonnen als verloren habe. Auch scheint der eigene Antheil Hn. R's. an diesem Stücke nicht unbedeutend zu seyn, und sich nicht bloß auf die Verlegung der Scene nach Leipzig, und auf andere Lokalumstände einzuschränken. Handlung und Dialog haben einen raschen und leichten Gang; das Unwahrscheinliche einzelner Vorgänge vergißt man darüber. In Berlin und Hamburg hat man dies Nachspiel nicht ohne Beyfall auf die Bühne gebracht. — Zu dem Schauspielen, *der Reiherbusch*, in fünf Aufzügen, spand der Vf. den Stoff in einer Anekdote, die aber nur einige Umstände der hier erweiterten, und doch wohl zu weitföchtig ausgesponnenen Handlung enthielt. Wider die Einheit derselben ließe sich Manches erinnern; das Interesse ist zu sehr vertheilt, obgleich alles so ziemlich einträchtig auf einen Hauptpunkt hinzielt. Mit dem vierten Akte hätte das Stück schließeln können; denn der fünfte ist mehr Fortsetzung als Bedürfnis der Handlung; und der Adjutant, der diesen neuen Knoten geschürzt hat, erscheint auf einmal in einem neuen und auf jeden Fall ziemlich zweydeutigen Lichte. Uebrigens ist dies auf mehreren Bühnen gespielte Stück, an dem auch der Vf. den meisten eigenen Antheil hat, nicht ohne Verdienst, besonders von Seiten des Dialogs und der oft mit vieler Wahrheit und Kraft darin geäußerten edeln Gesinnungen. Im Ausdrucke dieser Letztern ist der Vf.

überhaupt glücklicher, als in der eigentlichen Charakterschilderung, bey der es freylich auf etwas mehr ankömmt, als bey der Anlage wirksamer Situationen und bey dem Ausdrucke der dadurch erregten Geföhle.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, b. Obré: *Lettres sur Constantinople*, de M. L'Abbé *Sevin*, écrites pendant son séjour dans cette ville, au Comte de *Caylus*; suivies de plusieurs Lettres de M. *Peyssonel* et d'autres Savans, écrites au même, contenant des détails curieux sur l'Empire ottoman: On y a joint la relation du Consulat de M. *Anquetil* à Surate, adressée à M. de *Vergennes*; un Mémoire du savant *Besalski* sur le Calendrier de l'Interieur de l'Inde, revu par *Ser. Lalande*. Le tout imprimé sur les Originaux inédits, et revu par M. l'Abbé *Bourlet de Vauxcelles*. 1802, XVI. u. 452 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Ungeachtet der Titel weitläufig genug ist: so erschöpft er den Inhalt des Werkes doch nicht, wie aus unserer Anzeige erhellen wird. Im J. 1728 wurden der Abbé *Sevin* und der Abbé *Fourmont* von ihrer Regierung nach Constantinopel geschickt, um dort, wenn möglich, in das Innere der Bibliothek des Großherra einzudringen, welche die Sage zur Bibliothek der alten griechischen Kaiser machte, die, seit Eroberung von Constantinopel, auf ausdrücklichen Befehl Muhamet II. aufbewahrt worden. Da alle an Ort und Stelle angestellte Untersuchungen dahin führten, daß jene alte Bibliothek vernichtet sey, die gegenwärtige aber keine griechischen und lateinischen Handschriften enthalte: so suchte man wenigstens auf andern Wegen wichtige Handschriften auf; *Fourmont* wurde nach Morea und nach Attica geschickt; und wenn er gleich keine Beute an Handschriften fand: so brachte er desto mehr Münzen und Inschriften mit; *Sevin* hingegen sammelte im Orient über 600 Handschriften für die Königl. Bibliothek in Paris, von welchen ein aus den *Mémoires de l'Acad. des Inscr.* T. 7. auszugsweise mitgetheilte Aufsatz S. 24. ff. handelt. Ueber dieselben Gegenstände verbreiten sich die von *Sevin* an *Caylus* aus Constantinopel geschriebenen vier Briefe, oder vielmehr der letzte; denn die andern enthalten weniger Nachrichten von literarischen Gegenständen, als allerley kleine Bemerkungen und Anekdoten, *Bagatelles*, wie sie *Caylus*, der mehr antiquarische Nachrichten wüßchen mochte, nannte, die sich doch aben gut lesen; wie die Schilderung eines Aufzugs des Agouanischen Gesandten, der mit dem Aufzuge einer Zigeuner-Horde S. 11. ff. verglichen wird; der Hunde-Krieg S. 13. und S. 8. der Inhalt eines in Constantinopel aufgeführten Stücks, das ein Mimus genannt zu werden verdiente. „Der Held des Stücks heißt *Caragus*, der mit allen Insignien des Gottes von *Lampacus* auf der Bühne erscheint. Er vermahlt sich im ersten Aufzuge, und vollbringt das eheliche Werk in Gegenwart der ehrbaren Versammlung. Im zweyten Aufzuge gebiert sein Weib, und das Kind hält auf der Stel-

Stelle ein sehr unflätiges Gespräch mit seinem Vater. Im dritten Aufzug wird Carragus ein Derwisch; gleich nachdem er Profess gethan, kommt ein furchtbarer Drache, der ihn und den ganzen Orden verschlingt. Endlich, da das Ungeheuer ein so schlechtes Mahl nicht verdauen kann, giebt es die Mönche, einen nach dem andern, wieder von sich. Dies ist das Ende des Stücks.“ Auf die Briefe von *Sevin* folgen Briefe verschiedener Reisenden an Caylus. Lehrreich ist *Livoncourt's* Schreiben aus Cairo 1749, worin die Wichtigkeit der Reisen nach Aegypten in wissenschaftlicher Hinsicht auseinandergesetzt, und ein Plan für Reisende in Ober-Aegypten entworfen wird. S. 43. „Die Reise ist nicht gefährlich für die Gesundheit. Die Luft ist in ganz Aegypten vortrefflich und wird immer besser, je höher man hinauf kommt. Die Reisenden müssen nur keine schwache Brust haben. Die Brust und die Augen sind hier die einzigen Dinge, für die man zu fürchten hat. Ich rede nicht von der Pest, gegen die man sich durch die bekannten Vorkehrungen verwahrt.“ Ein gewisser *Legrand* ertheilt aus Cairo Nachrichten über das ägyptische Natrum, die aber nicht befriedigen. Von dem Gesandtschaftssecretär *Peyssonel* in Constantinopel und seinem Sohn kommen einige Briefe vor. Der Vater hatte über einem Thore von Nicäa zwey antike Colossal-Köpfe des Hercules mit ausgehöhlten Augen und nachher noch einen Marmorkopf mit offenbar absichtlich und künstlich eben so gebildeten Augen gefunden, worüber er dem Gr. Caylus S. 58. ff. seine Meynung mittheilt. „Ich vermuthete, der Künstler hat seinem Bild dadurch mehr Lebhaftigkeit und Seele geben wollen; denn das Helledunkel, welches das Hohle der Augen, von der Tiefe eines Zolles, hervorbringt, stellt das Schwarze des Augapfels im Gegensatz des Weissen im Auge, gut dar. — Ich denke daher, daß die beiden Colossal-köpfe von Nicäa, so wie der dritte, absichtlich so eingerichtet sind, um so mehr, da ihre Grösse voraussetzen läßt, daß sie so gestellt waren, daß man sie nur aus einer beträchtlichen Entfernung sah, von wo das Hohle der Augen die angegebene Wirkung desto leichter hervorbringen konnte. — Die Bildhauer jener Zeit rundeten überhaupt ab, was man von dem Augapfel sieht. Man findet selten Bildsäulen, in deren Augen der Bildhauer den Apfel ausgedrückt hätte; aber ich weiß nicht, ob man schon ein Beyspiel von diesem optischen Spiel und von diesem Helledunkel gesehen hat, welches die Höhlung eines Auges hervorbringt, das so austieht, als habe man den Apfel herausgerissen, um ein Glasauge einzusetzen; um so mehr, als bey diesem Kopfe, die Umrisse der Augenlieder gut gehalten und ausgedrückt sind, so daß man nicht voraussetzen kann, der Künstler habe einen Orest (Oedipus?) oder Homer oder einen andern Unglücklichen des Alterthums ausdrücken wollen, der der Augen beraubt worden. Man kann auch nicht annehmen, daß der Marmor eine Theatermaske vorstelle; denn man hat bemerkt, daß Masken nie einen Hals haben; aber dieser Kopf hat einen und zwar einen starken, wie der des Hercules ist.“ Ohne sich

auf diese Feinheiten einzulassen, antwortet Caylus S. 70. ff.: „Die griechischen Künstler und die neuern guten Bildhauer haben nie den Augapfel ausgedrückt, dieser Theil ist der glätteste von allen Theilen des Körpers und kann nur vom Maler mit Wahrheit ausgedrückt werden. Außerdem scheint es mir ein Vortheil für den Bildhauer, daß er dem Zuschauer das Vergnügen läßt, den Augen selbst den Blick zu geben, den er bewundert, die Haltung und Bewegung, welche ihn die andern Theile denken lassen; es ist ein *Sous-entendu*, wenn sie wollen; aber es hat vielleicht eine größere Feinheit in der Kunst, und noch mehr anziehendes als in der Unterhaltung.“ Der jüngere *Peyssonel* giebt unter andern Nachricht über ein von ihm schon größtentheils in Creta ausgearbeitetes Werk, die Geschichte dieser Insel umfassend, dessen Vollendung und Ersehung durch seine Zurückberufung gehemmt worden zu seyn scheint. Unter andern Antiken, von denen er Nachricht giebt, wird einer Bildsäule der Julia Mamaea, auf deren Kopf man das natürliche Haar sehr deutlich von dem künstlichen oder einer Haartour unterscheidet S. 85. ff., gedacht, und S. 90. mit einer ganz ähnlichen Büste der Mamaea in dem *Recueil des antiquités de Venise* verglichen. Man weiß, z. B. aus Nicolai's Schrift über die Perücken, daß in Potsdam eine antike Bildsäule mit einer Haartour ist, die man abnehmen kann. Ein paar Briefe vom Bauneister *Leroy* können wir übergeben, da ihr Inhalt dem Wesentlichen nach aus des Vfs. *Ruines de la Grèce* bekannt ist. Angehängt ist ein Aufsatz der von Bonaparte nach Morea abgeschickten Corsen (*Stéphanoполи*) über ihre Landsleute, die *Mainottes*, welche sehr ins Schöne gemalt sind, wie bereits *Manzo* in seiner Schulschrift über die *Mainottes* 1801 gezeigt hat. (S. A. L. Z. 1802. Nr. 85.)

So weit die Briefe. Den größern Theil des Buches füllen Actenstücke anderer Art aus; zuerst ein geschichtlicher Bericht von *Anquetil de Briancourt* über sein in Surate geführtes Consulat, an dem Minister Vergennes. Er enthält eine Schilderung der politischen und Kriegs-Ereignisse seiner Zeit und des Handels von Surate; die Unternehmungen der Engländer gegen die Maratten; den tapfern Widerstand von Surate gegen die Angriffe der Engländer und den endlichen Fall dieser Stadt 1778; die besondern Schicksale des Consuls und seine Gefangenschaft. Dazu gehört noch eine Urkunde über die der französischen Nation vom Groß-Mogul Aureng-Zeb ertheilten Privilegien. Das nächste Stück ist eine Uebersetzung der ersten und eines Theils der zweyten Reise von *Paterfon* ins Innere von Afrika, die sich im Nachlass eines französischen Naturforschers gefunden, und die man des Abdrucks für würdig gehalten hat, ungeachtet schon eine französische Uebersetzung 1790 davon vorhanden ist. Darauf folgt ein Aufsatz eines Missionar *Beschi* über den Kalender der Indier, den er zum Besten der Ausländer, die in Indien reisen und dort Verhältnisse haben, entworfen hat. In einem Anhang wird noch ein Bruchstück aus der Be-

Schrei-

schreibung einer Reise gegeben, die *Caylus* als Jüngling 1716 in die Levante gemacht hat. Die Beschreibung von Constantinopel ist ausgehoben, die für uns nichts Neues enthält. Den Beischluß macht ein Elogium der Gräfin *Caylus* von *Rémond* und ein Trauerbrief über dieselbe vom Abbé *Conti*. Man sieht, der Inhalt dieses ganzen Buchs ist so mannigfaltig als der Werth der einzelnen Aufsätze verschieden. Es ist sehr lobenswerth, daß man in Frankreich wetteifert, den literarischen Nachlass berühmter Männer der Vergessenheit zu entreißen; nur müßte man durch sorgfältigern Scheidungsproceß das Bedeutende von dem Unwichtigen sondern.

- 1) **WISSENSFLEIß. LEIPZIG**, in d. Böseschen Buchh.: *Bruchstücke* oder die verlorne Brieftasche eines reisenden Schriftstellers. 1803. 174 S. 8. (12 gr.)
- 2) **Ebendaf. b. Ebendemf.:** *Unterhaltungen* für trübe und heitere Stunden. 1803. VI. u. 227 S. 8. (15 gr.)

In Nr. 1., einem Allerley von Erzählungen, Maximen, Betrachtungen über Welt und Leben, ist vielleicht die erste Erzählung: *Trennung und Wiedersehen*, die gefälligste. Gegen den Charakter einer ernsten und sittlichen Stimmung, der mehrern Stücken aufgedrückt ist, stehen sehr die Aufsätze Nr. 5. 6. ab; der erste, ein Dialog über einen Traum, ist eine flache Posse; der

andere: *der wahre Philosoph*, enthält schlüpfrige Scenen, auf eine sehr gemeine Art ausgedrückt. In den Bemerkungen über verschiedene Arten von Reisen, und über die drey Charaktere der Mädchen kommt einiges gutgedachte und gut gesagte vor. Am Schluß steht: Ende des ersten Bändchens.

Ob wohl Nr. 2. denselben oder dieselben Urheber hat? Die Aufsätze dieser Sammlung machen auf keine mehr als flüchtige Unterhaltung, auf keine Originalität Anspruch, aber man wird sie nicht ohne die Empfehlung einiger ganz angenehm damit verbrachten Stunden aus der Hand legen. Die *Erinnerungen aus der Lectüre meiner Jugendzeit* enthalten eine, hier unvollendet abgebrochene, Feengeschichte, dergleichen der Vf. in einer Bibliothek seines Oheims als Knabe gelesen zu haben vorgiebt. Eine Anzahl komischer Schilderungen, nach einem alten Buch: *Aventures amoureuuses et galantes* bearbeitet, sind zum Theil drollicht genug. Für die ernstere Unterhaltung ist mehr durch eine Uebersetzung von Poggi's merkwürdigem Schreiben an Leonardo von Arezzo über die Anklage, Vertheidigung, Verurtheilung und Hinrichtung des Hieronymus von Prag, und durch die briefliche Schilderung Lorenzo Medicis auf seinem Todbette, von Angelo Poliziani gefogt. Auch bey diesem Buch wird am Ende ein zweytes Bändchen versprochen.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**TECHNOLOGIE. Leipzig, b. Hinrichs:** *Abbildung und Beschreibung eines rauchverzehrenden Sparofens*, welcher alle Vortheile der Ofen und Kamine in sich vereinigt, für jeden Brennstoff anwendbar, und in Rücksicht auf Bequemlichkeit und Gesundheit sehr empfehlungswürdig ist. Eine Erfindung des berühmten Dr. *Franklin*. Vervollkommenet und gezeichnet von *Boreux*, Architect und Ingenieur. 1803. 8 S. gr. 4. m. K. So viel es ohne Zeichnung möglich ist, wird man sich von diesem ganz einfachen Ofen aus folgender kurzen Beschreibung einen Begriff machen können. Da, wo die Stube durch eine Feuermauer von einem Kamine geschieden wird, macht man etwa 2½ Fuß hoch über dem Boden der Stube eine Oeffnung in den Kamin, und nun wird ein etwa 3 Fuß hoher eiserner Ofen so angerückt, daß er mit der hintern Wand noch etwas in die Mauer hineinsicht. Dieser Ofen hat eine doppelte hintere Wand, so daß beide hintere Wände ein paar starke Finger breit von einander abstehen. Aus dem Ofen geht zu oberst an der hintern Seite eine Oeffnung, welche auf die in der Feuermauer durchgebrochene Oeffnung paßt, doch so daß der zwischen den beiden hintern Wänden verschlossene Raum hierdurch in keine Communication mit dem inneren Ofenraum gebracht wird. Dagegen wird eben dieser verschlossene, vom Vordertheil des Ofens abge sonderte Raum, oben durch eine Seitenöffnung mit der Stube, und unten durch eine Seitenöffnung und angefetzte Röhre mit der freyen Luft aufser dem Hause in Communication gebracht. Der Ofen ist übrigens mit einem Roß versehen. Indem nun Feuer über dem Roß angezündet wird, wovon der Rauch und andere zum Brennen untauglich gewordene Stoffe durch die obere Kaminöffnung abziehen, wird die vordere von den beiden Hinterwänden des Ofens stark erhitzt, und hiermit zugleich die Temperatur der

zwischen den beiden Hinterwänden des Ofens befindlichen Luft beträchtlich erhöht; diese erhitzte Luft strömt daher oben in die Stube, und neue kalte Luft folgt von aufsen durch die untere Oeffnung wieder nach, die dann in jenem Raume sogleich wieder erhitzt wird, so daß hierdurch beständig frische gesunde Luft im hohen Grade erwärmt in die Stube einströmt, wogegen verdorbene Luft aus der Stube durch den Ofen in den Kamin beständig abzieht. Was nun Hr. *Boreux* von der Güte dieses Ofens in Bezug auf die Gesundheit rühmt, ist völlig gegründet. Aber in Bezug auf den Namen eines Sparofens hat er sehr auffallende Mängel, und es läßt sich von ihm nichts weiter behaupten, als daß durch das an der hintern Seite angebrachte Behältniß zwischen den beiden eisernen Wänden, die mit den Kaminöfen unzertrennlich verbundene Feuerverschwendung ansehnlich vermindert werde. Der offene Weg des Feuers zur Kaminöffnung ist der Weg zur Verschwendung. Diefem Strome wird hier kein Hinderniß entgegengesetzt; es geschieht weiter nichts, als daß man die auf diesem Wege der Verschwendung vorüber eilenden Feuertheile, anstatt sie auf dem Wege der Sparfamkeit zum Ziele zu leiten, nur nöthigt, wenigstens auf dieser Flucht noch ein gutes Werk auszuüben. Diefes besteht in der Erwärmung der durch das hintere Behältniß in die Stube einströmenden Luft. Der Vf. will zehn Jahre lang mit diesem Ofen sein Wohnzimmer (im Dache des höchsten Hauses zu Dinant an der Maafs, das den Nord- und Westwinden ausgesetzt war!) Tag und Nacht auch in den strengsten *Wintern* jährlich mit 1 Klafter Holz warm erhalten haben; das Zimmer war 10 Fuß breit und 30 (dreyßig!) Fuß lang! Den Deutschen sollte man so etwas nicht vertragen wollen, wenigstens nicht Glauben bey ihm zu finden hoffen.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 12. April 1803.

## ORIENTALISCHE LITERATUR.

CALCUTTA u. LONDON, b. Wilson u. Comp.: *The Persian Moonshoe*, by Francis Gladwin, Esq. 1801. 106 einfache, 74 doppelte und 82 einfache Seiten. 4.

Die entscheidendste Empfehlung der persischen Sprachkunde und folglich auch eines solchen Hilfsmittel für dieselbe ist das vorangesetzte Decret des Bengalischen General-Gouverneurs vom 21. Dec. 1798, daß nach dem 1. Jan. 1801 niemand in die Dienste der ostindischen Compagnie in jenen Gegenden aufgenommen werden solle, der nicht zuvor in einem Examen hinreichende Bekanntschaft mit den dortigen Gesetzen und Verordnungen und mit den verschiedenen einheimischen Sprachen, welche auf seine Amtsführung Einfluss haben können, bewiesen habe. Deswegen wurde auch das gegenwärtige Werk an Ort und Stelle vornehmlich für diejenigen bearbeitet, welche um der Bedürfnisse des täglichen Verkehrs willen das Persische lernen wollen. Im ersten, dem grammatikalischen, Theil giebt der Vf. S. 5 — 19. in dieser Absicht ein vollständiges Syllabarium, um ordentlich buchstabieren zu lernen; hierauf folgen 13 Kupfertafeln, zur Uebung im Nachmalen der persischen Hauptzüge. Die Regeln von Pronomen, Nomen und Verbum sind in möglichster Einfachheit gegeben, und überall durch Paradigmen deutlich gemacht, auch die Namen der Zahlen, Monate etc. angehängt. Von S. 81 — 92. folgt in Kupfer gestochen der *Pundnameh* von Sady (Sadi's Sittenbüchlein) mit einer englischen Uebersetzung. Ganz der morgenländische Gnomestil, dessen Unterscheidung von der Prose in einzelnen, oft auffallend metaphorischen Vergleichen, in der Kürze der Sätze und Gegensätze, auch im Wohlklang der gewählten Worte und Endreime besteht. Leider aber ist ein glänzender Einfall meist von mehreren bloß schleppenden Zeilen umgeben, fast wie wenn jedesmal die schwere Ausgeburts eine Entkräftung zur Folge gehabt hätte. Wir wollen aus diesen leeren und sehr entbehrlichen Umgebungen einiges herausheben, was der Morgenländer als die „Perlen der Rede“ ansieht.

*Freygebigkeit* ist die Tinctur, das Kupfer des Mangels in Geld zu verwandeln.

*Demüthig* ist der wahre Weise. Ein Zweig, je mehr er von Früchten voll ist, senkt sein Haupt zur Erde herab.

Wen der *Uebermuth* an der Hand führt, der fällt, so lang er ist, in die Grube. Für den Uebermuth bezahlt das Unglück die Zinse.

A. L. Z. 1802. Zweyter Band.

Um *Kenntnisse* zu gewinnen, verzehre dich selbst wie ein Licht. Suche den Umgang deines Todfeindes, wenn er weise ist, lieber, als den eines unwissenden Freundes. Die Köpfe der Unwissenden sind wie an dem Flachen die Stöpsel.

Dein Reich besteht, wenn du die *Gerechtigkeit* zur Mitregentin erhebst. Wünschst du ein Monument? Die Welt hat keinen besseren Baumeister als die Gerechtigkeit.

*Tyranny* ist der Herbstwind für das Paradies der Erde. Setzer der Unterdrückten sind so heiss, daß sie Land und Meer in Flammen setzen können.

O mein Herz! erwirbst du *Zufriedenheit*: so bist du Monarch im Reiche der Ruhe. Bist du nicht reich: so bist du steuerfrey.

Umzingelt dich die Schlange der Kargheit: so hüte dich vor Vergiftung aus dem Becher des Geizes. Wirft du Sklave der Habgucht: so hast du die Früchte des Lebens dem Sturm hingegeben. Befäsest du Karuns Reichthümer, du würdest wie ein Wolf immer nur auf Beute lauern, wie ein Esel unter der Last der Arbeit erliegen.

Die Rose der *Wahrhaftigkeit* ist ohne Dornen (?).

*Geduld* hat den Schlüssel zum Thor der Hoffnung. Sie ist die Eroberin dessen, was du begehrst.

Blick auf, o Mensch, zu diesem Gewölbe von Purpur und Gold. Es steht fest ohne Säulen und heile Fackeln leuchten darin! Hienieden aber macht das Schicksal dich zum Nachwächter, jenen zum König etc. Doch schnell eilt dies Leben zum Ende.

Gute Früchte wachsen nicht aus schlechter Ausfaat. Nichts ist in der Welt so gut, daß nicht das Schlimme daraus erwachsen könnte.

Hänge dein Herz nicht an diese Erdenwohnung. Die frischen Winde, welche dich erquicken, treiben auch Wolken herbey und Regen.

Dies möchten so ziemlich die Perlen alle seyn, welche der berühmte Sadi in seinem Sittengedicht auf 10 Seiten zerstreut hat. Immer mag man sich der Ausbeute des morgenländischen Genius freuen, wenn sie ausgewählt ist. Aber, im Ganzen betrachtet kann sie nur der, welchem das Fremde als fremd und als ein mühsamer Erwerb desto theurer ist, für Reichthum erklären.

S. 95 — 104. sind Aufschriften von Firmans, Briefen, Contracten etc. Formulare von Wechsellern, Klageschriften u. dgl. S. 106. 7. Proben arabischer Kalligraphie in Kupfer gestochen. Erwünschte Uebungstücke auch für Gelehrte, die von Manuscripten entfernt leben.

Der zweyte Theil enthält zuerst 76 persisch-englische Erzählungen im leichten Stil, doch schon ohne Vocalzeichen. Die meisten drehen sich um irgend einen Zug von Schlaubheit oder Witz. Ob sie alle von orientalischer Erfindung seyen, kann Rec. nicht bestim-



stimmen. Die 13te enthält eben das Urtheil, durch welches der Knoten in Shakespears Juden von Venedig gelöst wird. S. 30—42. folgen Nachrichten über alte Philosophen, von Emir Khowend Schach. Von griechischen, persischen etc. Weltweisen wird irgend eine moralische Geschichte, gleichsam als ihr Symbolum, erzählt. Die Geschichte der Philosophie kann nichts dadurch gewinnen. Wohl aber sieht man (z. B. in der Erzählung von Sokrates Tod) wie der Orientale, auch wenn er zu einer Nachricht einen fremden, historischen Stoff hat, alles in seine Localitäten und Anfsichten travestirt. Von Plato, welcher am meisten gepriesen wird, ist als sein letztes Wort angegeben: Ich kam in die Welt durch Zwang; lebte in ihr unter Wundern, und gehe ab mit Abscheu. Dies nur weiß ich am besten, das ich nichts weiß! — Die beiden letzten sind Saufertes (?), welchen ein Schüler von Aristoteles gewesen seyn soll; und Abu zer Jenseher, „der größte Philosoph unter Nuslirwan,“ dessen Vizeir er gewesen seyn soll. Die Auswahl dieses Bruchstücks philosophischer Legenden möchte in jeder Rücksicht das am wenigsten Zweckmäßige seyn. S. 44. bis 77. geben historische, acht orientalische Nachrichten von Eigenthümlichkeiten in dem Betragen, der Hofetiquette, den Regierungsgeschäften, Reisen, Jagden etc. des Sultan Schah Jehan. Diese ganze Tagesordnung des Schah ist, auch abgesehen von dem bloßen Zweck der Sprachkunde, leicht das interessanteste und sonderbarste Stück der Sammlung.

Der dritte Theil ist für den Zweck des Vfs. der nützlichste. Er giebt persisch-englische Gespräche über Gegenstände des täglichen Lebens. Nach all diesem aber unterlies die englische Religiosität oder vielmehr die bey dem Engländer charakteristische Kirchenanhänglichkeit nicht, drey Kapitel aus dem Evang. des Matthäus anzuhängen, sogar neu aus dem Griechischen überetzt durch *Will. Chambers*, Esq. — und überdies mit Anmerkungen zu einer — gelehrten — Rechtfertigung der Uebersetzung versehen, was *επιπροαίρεσις* und *καρπος* und *τριβολος* bedeute. Die Gottseligkeit ist unftreitig in allen Dingen gut. Aber die Gottesdienstlichkeit schärft, wie man auch aus diesem Beyspiel sieht, nicht immer den so nöthigen Sinn für das Passende und Zweckmäßige. Hr. Ch. hat hier unftreitig auch „zur Unzeit“ Gutes thun wollen. Das beste in seinen Anmerkungen ist S. 80. 81. ein Excerpt aus mehreren persischen Lexicographen über die Bedeutung des Wortes *حسد* *τριβολος*, welches auch von eifernen Füßangeln, die man dem Feinde in den Weg wirft, gebraucht wird; Auch die mehrmals und schon S. 4. vorkommende Bemerkung wollen wir nicht übergeben, das nicht nur der Ausländer äußerft schwer oder gar nicht die verwandten Laute, wie *ص* und *س*, *ذ* und *ز* u. dgl. richtig aussprechen lerne, sondern das selbst der Perser die aus dem Arabischen bloß für Worte von arabischem Ursprung aufgenommenen Buchstaben *ح* *ص* *ط* *ظ* *ع* *ق* selten so ausspreche, wie der Araber genau es erfordert.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN

Cöln, b. Hammer: *Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Literatur. Nebst Bruchstücken aus einer Handschrift.* 1803. 415 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Was Herder in der *Adrastea* Nr. 3. sagt: „Wir Deutsche gehen mit Stammbüchern unter die Sprüche und Maximen Anderer uns erbittend, so im Leben, so in der Literatur bey jedem Anfaß“ — das mag immerhin von den meisten unserer Sentenzen Sammlungen gelten, auf das vorliegende Werk ist es gewiß nicht anwendbar. Alles müßte Rec. trügen, oder diese *Betrachtungen und Gedanken* sind das Werk eines berühmten deutschen Originalschriftstellers, der sich selbst durch seine Aeuserungen über *Russland* und durch die angehängten Fragmente aus einer *Handschrift* für jeden Kenner seiner frühern Werke hinlänglich charakterisirt zu haben scheint. Weit entfernt, eine sogenannte Blumenlese, eine gewöhnliche Compilation aus hundert andern Werken zu liefern, theilt er uns hier nichts, als die Resultate seiner eigenen Beobachtungen und seines eigenen Nachdenkens mit, in denen der Mann von großer Welt- und Menschenkenntnis, der scharfsinnige Denker, und der originelle Schriftsteller unverkennbar ist. Mag er auch hier und da diesem zu kühn, jenem zu paradox, einem andern nicht immer ganz neu erscheinen, mag er in seinen politischen Urtheilen bisweilen zu hart, in seinen literarischen dann und wann vielleicht zu einseitig seyn; mag er endlich der Stärke und der Lebhaftigkeit des Ausdrucks, bisweilen die *Feinheit* und die Schicklichkeit desselben aufgeopfert haben (z. B. S. 1. 53. 64. 100. u. s. w.), sein Werk enthält dennoch einen Schatz von neuen, großen, erhabenen, begeisterten, überraschenden, und vortreflich gesagten Gedanken, den man in wenig Büchern von diesem Umfange wiederfinden wird.

So bunt nun auch immer die Mischung derselben seyn mag: so lassen sie sich doch sehr leicht in *politische*, *philosophisch-moralische*, und *literarische* unterscheiden. Von allen dreyen mögen hier einige Proben stehn. I. *Politische*. S. 14. Der fanatisch-royalistische Schriftsteller ist mir eben so verhasst, als der fanatisch-democratiche. Gewöhnlich vertheidigt der erste einen sultanischen Despotismus, und schadet einer guten Sache; der andere baut ohne Grund, und thut dasselbe. Beide sind nun außer der Zeit: Der erste suchte nur von dem Aeußern des zweyten etwas Gefälligeres und Gesetzlicheres anzunehmen: so wird alles recht gut gelten. Dürfte, stolze Tapeten-Könige aus der spanisch-österreichischen Zeit sind jetzt nur für das Theater gut. Wir wollen jetzt *Menschen* unter der Krone sehen, und zeigen sie sich so — wer wagt aufzustehen, und ein freches Wort zu sagen? S. 30: Wollte man die meisten Staaten den gallischen Entwicklungen, so weit sie nützlich sind, und seyn können, näher bringen, so müßte man das übriggebliebene des Feudalsystems nach und nach ausrot-

ten; wollte man *Rußland* den übrigen europäischen näher bringen: so müßte man das Gegentheil thun, man müßte das Feudalsystem, in der besten Art, nach und nach einzuführen suchen, damit dieser Staat den Kreis der andern durchlaufen könne. S. 38 — 50. *Ueber Kaiser Alexander den ersten*: Vortreffliche Ideen, vortrefflich gesagt, um dieses einzigen Aufsatzes willen wäre das Buch des Ankaufs werth. — Hiet nur der Schluss. — „Ich habe nie über einen Regenten ein Wort geschrieben, nie einem geschmeichelt; werde ich es nun nach meiner Erfahrung, in meinen Jahren, gegen den zu thun wagen, den ich für den Edelsten der jetzt Lebenden seines Standes halte? Und warum sollte ich nicht sagen: *den ich liebe*? — Ich danke dem schönen Genius, der jetzt so *menschlich gut* über *Rußland* herrscht, oder besser und wahrer, der es zu edlen Zwecken leitet, ich danke ihm den reinsten Genuß meines Geistes, im stillen Beschauen seines Wirkens, und Er ist der einzige Regent, dessen *Geschichtschreiber* ich seyn will, wenn ich so lange lebe, bis das Werk, das Er begonnen; etwas vollendeter da steht. Mein Glaube an seinen Geist, und sein Herz ist so fest, daß ich überzeugt bin, ich werde denn nur nöthig haben; alles oben Gesagte durch eine Reihe schöner; weiser und zweckmäßiger Thaten zu belegen.“ Als Gegenstück dazu lese man S. 128. was der Vf. über Despotie und Despotomanie sagt. II. *Philosophisch - moralische*. S. 9. Wenn ich auch die höchste und dünnste Stufe der skeptischen Leiter betiegen habe: so führt mich immer die *Poesie* (im hohen Sinne des Worte) einige Stufen abwärts. Sie beweist den moralischen Sinn im Menschen, und diese schaffende, erhebende, beseligende Kraft konnte nur aus ihm entspringen. Alle Virtuosität, die Tugend selbst ist Poesie, und wird nur von den sanften, glänzenden Fittigen derselben emporgetragen; und gehalten; auch beweist der Lohn; den beide in der Welt finden, ihre nahe Verwandtschaft. S. 8. Bey keinem Volke hat die schöne und täuschende Idee von immer steigender Veredlung des Menschengeschlechts mehr gläubige Anhänger und Verehrer gefunden, als bey den Deutschen. Vielleicht darum; weil sie noch das moralisch beste Volk unter den cultivirten Völkern unserer Erde sind. Wer wird es nun einem edlen Manne verargen, oder seinen Glauben zu nah an die widersprechende Erfahrung halten, wenn er diesen durch schöne dichterische Blicke und platonische Gedanken zu befördern sucht? Sein Glaube entspringt aus seinem Herzen, und hoffentlich auch aus dem Herzen seines Volks, und ist mit jener Poesie verwandt, von welcher ich oben sprach. S. 187. Wenn plötzlich das Wesen aller Wesen den dicken dunkeln Vorhang wegzöge, der uns seine Geheimnisse verbirgt, ich glaube; die Auflösung derselben würde so einfach erhaben seyn; daß das Menschengeschlecht vor Bewunderung erstarrte. Ein recht gek vernünftiger Philosoph würde vielleicht ärgerlich ausrufen: Ist es nur das? Und der Freche würde mit diesen Worten, ohne es zu wollen, das Höchste gesagt haben. III. *Literarische* S. 94. *Diderot* hat gezeigt, wie man über-

ästhetische Gegenstände schreiben muß. Er entwickelt uns die tiefsten Geheimnisse der Kunst so klar und deutlich, daß sie jeder versteht, und sich jeder ihres erfreuen kann. Das *deutsche, schwerfällige, systematische, mit Terminologie beladene, auf Stelzen gehende, philosophisch-ästhetische Gewäch*, der auf dunstender Kohlengluth aufgewärmte Enthusiasmus, womit sie es nicht vergulden; sondern verkupfern, ist von allem deutschen Gewäch das unerträglichste für einen Mann, der an Klarheit gewöhnt ist. *Diderot* hat ihnen, ich sage es noch einmal, gezeigt, wie man mit Feinheit, Wärme und Bestimmtheit über diese Gegenstände schreiben kann, und seine Sallons enthalten nebst seinen Betrachtungen über die Malerey, die erste aller Poetiken und Rhetoriken nicht der Form nach, sondern des kräftigen, vollen und wahren Inhaltes wegen. Der Dichter und der Philosoph gehen hier vertraulich und leicht in der schönsten Verbindung zusammen; und keiner schadet dem andern. Nur *Lessing* kann neben ihm bestehen etc. — Fast möchte es aus dieser und einigen andern Stellen z. B. S. 79. scheinen, als ob unsern geistvollem Vf. auch über das baltische Meer hinüber etwas von unsern neuesten *ästhetischen* Staaren zu Gehör gekommen wäre. S. 162. War je ein Dichter von der Natur zur Epöee mit allem ausgerücket, was Großes dazu gehört: so ist es *Schiller*. Seine besten Tragödien haben einen epischen Schwung, und hat sein Genie durch die bisherigen Kraftäuserungen nicht zuviel gethan: so wünschte ich herzlich, daß ihm die Muse der Epöee in einer recht glücklichen Stunde erscheinen möge. S. 174. Ich habe viel große Männer und berühmte Schriftsteller genannt, aber noch nicht den reinsten moralischen Menschen, der mir in einem Leben von beynahe fünfzig Jahren vorgekommen ist. Dieser war *Georg Schloffer* aus Frankfurt am Mayn. — In ihm hatte sich die menschliche Natur veredelt, und er selbst leitete sein ganzes Leben hindurch; alle seine erworbenen großen Kenntnisse nur auf diesen Zweck. Kein unreiner Faden läuft durch das reine Gewebe seines Lebens; und er führte ein sehr thätiges Leben. Ich möchte sagen, nur die Tugend war sein Genie, und machte es aus; so kräftig, so ganz, und vollendet stellte er sie dar. S. 168. In *Wielands* vortrefflichen, einzigen Gedichten ihrer Art, als *Mufarion*, *Oberon*, den *Rittergedichten*, *Mährchen* u. s. w. herrscht eine griechisch-italianische Phantasie, mit deutschem Gefühl erwärmt, und durch schöne, menschliche Philosophie veredelt. Ich habe ihn noch nicht als Dichter genannt, aber braucht man den zu nennen, der ganz Europa gezeigt hat, daß die *Grazien* im Geleite schöner Weisheit, und doch ohne sieberhafte Ueberspannung; immer gefälliger Dichtung, feiner Simlichkeit und Harmonie der Sprache, auch in einem Deutschen sich vereinigt haben? Von allen unsern Dichtern ist er *derjenige*, welcher den Ausländern am meisten gefällt, und gefallen mußte. Seine Stoffe gehören allen Völkern, und liegen der Phantasie einer jeden gleich nah; und ob ihm gleich die Behandlung derselben eigenthümlich zugehört: so ist sie



sie doch dem Geiste jedes cultivirten Volkes angemessen. Wie viel könnte man nicht noch über ihn sagen? Es sey genug, wenn ich hinzusetze: Er allein hat den sanften Rosenschimmer über unsern Parnass gezaubert, der die grelle ernste Farbe derselben erheitert, und das düster erhabene, ihn oft verhüllende Gewölk erhellt.“ — Und dennoch — *Risum tenentis Amici* — meynt ein gewisser junger eben so lächerlicher als unverschämter ästhetischer Fanfaron einen solchen Mann mit zwey Worten zu vernichten! Wohl unserm geistvollen Verfasser, daß er seinen Namen verschwiegen hat, er würde sonst wohl gar von jenem possierlichen Kritikus mit einem Worte expedirt.

Wir schliessen mit einer Stelle, die unserm Vf. und sein ganzes Buch charakterisirt S. 138.: „Es gehört hohe moralische Kraft dazu, den Verstand durch Welterfahrung, durch thätiges Geschäftsleben, und in dem Umgange mit höhern Ständen aufzuklären, ohne daß das Herz in dieser Schule aufrockne. Ich kenne darum nichts Interessanteres, als einen welterfahrenen Mann mit grauen Haaren, der nach ehrenvollem thätigen Leben zu seinen Verwandten und Jugendfreunden zurückkehrt, und den alle, obgleich die Zeit sein Aeußeres verwittert hat, doch noch an seinen gesundem Herzen, seinem Geist, Sinn und seiner Denkungsart wieder erkennen. Dieses nenn ich den Kern im Menschen aufbewahren, und darauf arbeite ich hin, überzeugt, daß der innere Mensch nie altert, wenn Verstand und Herz sich nicht trennen. Mir ist die Morgenröthe der Jugend noch nicht untergegangen, ist ihre Farbe auch nicht mehr so glühend; so ist sie um so sanfter und milder, und der Geist sieht leichter die Bilder, die hinter dem schimmernden Dufte schweben.“ — Gewiß wird niemand dieses Werk aus der Hand legen, ohne dem hohen edlen Sinne des Vfs. für Wahrheit, Tugend und Menschenglück, den er selbst da, wo ihm viele verlieren, zu bewahren wußte, die gebührende Hochachtung zu zollen. Und so gilt von ihm, was er S. 180. sagt: „wenn ein Mann ein Buch schreibt, in dem er eigene Gedanken und Erfindungsstoff verarbeitet hat, und wenn er dabey aufrichtig verfahren ist: so giebt er dem Publicum nicht allein einen Theil seines Selbst damit, er laßt es in sein Innerstes blicken, und überreicht ihm noch obendrein das Maas seiner moralischen Kräfte. Zerreißt sein Werk nur immer, er gab euch doch nur von seinem Ueberflusse, und das Ganze, das er in sich ausgebildet hat, bleibt ihm unverfehrt.“ — Was die S. 284. anfangenden Bruchstücke aus einer Handschrift mit dem Titel: *das zu frühe Erwachen des Genius der Menschheit* anlangt: so können wir über dieselben kein bestimmtes Urtheil fällen; aber wenn der Vf. auch mit dem Dichter des *Giassar* u. s. w. nicht eine und dieselbe Person seyn

sollte: so ist er wenigstens ein sehr naher Geistesverwandter von ihm.

## KINDERSCHRIFTEN.

- 1) LEIPZIG, b. Hinrichs: *Karls und Emiliens vernünftige Spielfstunden*. Oder: *neue Kinderspiele* für eine gesellige, muntere und lehrreiche Unterhaltung von G. C. Claudius. Dem Alter von 8—14 Jahren gewidmet. 1803. VIII. u. 280 S. 8. Mit 4 Kupf. (1 Rthlr. 8 gr.)
- 2) HEILBRONN U. LEIPZIG, b. Clafs: *Neue Kinderbibliothek* von G. C. Claudius. 1803. 204 S. gr. 8. (16 gr.)

Die Idee zu dem angenehm und nützlich unterhaltenden Buche Nr. 1. ist vermuthlich durch Gutmuths Spiele in dem Vf. geweckt worden. Das Ganze soll in zwey Bänden beschloffen werden, und die Spiele des ersten erwarten erst ihren vollen Aufschluß und weitere Anwendung im zweyten. Der Vf. dichtet, einige Familien hätten sich zu einer Sonntagsgesellschaft vereinigt, um ihren Kindern eine passende Unterhaltung unter ihren Augen und unter ihrer Mitwirkung zu verschaffen. Das erste Bändchen enthält fünf Spiele und gesellschaftliche Unterhaltungen über dieselben und bey Gelegenheit derselben. So wird bey dem Spiele: *Armer Blinder, kannst du rathen?* Haüy's Bildungsanstalt für Blinde in Paris, aus Meyer's Briefen aus der Hauptstadt und dem Innern Frankreichs ausführlich geschildert und von den Uebungen der Blinden, durch Gefühl den Sinn des Gesichtes zu ersetzen, wird Veranlassung zu ähnlichen Sinnübungen im Spiel genommen. (Auch den Taubstummen-Anstalten wird sich manche nützliche und angenehme Uebung abborgen lassen, z. B. eine eigne Art von Gefühlssprache, indem man Jemanden auf den Rücken schreibt, was dieser errathen muß). Die Dankbarkeit gegen Haüy's Verdienst um die blinde Menschheit giebt der kleinen Gesellschaft den Gedanken ein, dessen Büste zu bekränzen, worauf auch auf dem blauen Umschlag angespielt wird. Bey der letzten Unterhaltung; *die stummen Sprecher*, oder das Blumenpiel, dürfte die Spottsucht leicht zu viel Nahrung finden, wenn nicht sorgfältig vorgebaut wird.

Nr. 2. ist für Kinder von dem Alter zwischen 10 bis 12 Jahren zur Unterhaltung bestimmt. Man findet hier eine Umarbeitung von des Vfs. *Joseph Freeland*, einem Kinder-Robinson; vier kurze Erzählungen, und den Anfang eines kleinen Romans: *die Familie Willmann*, die allerhand häusliche Scenen zum Besten giebt und in folgendem Bändchen fortgesetzt wird. Es ist eine Unart und Täuschung, daß jetzt bey so vielen Büchern, wie den beiden, die wir angezeigt haben, nicht auf dem Titel angegeben wird, daß noch Theile folgen sollen.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 13. April 1803.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HERRMANNSTADT, b. Hochmeister: *Siebenbürgische Quartalschrift*. — *Siebenter Jahrgang*. Erstes Heft oder Quartal. 1799. S. 1—80. Zweytes Heft. 1800. S. 81—176. Drittes Heft. 1801. S. 177—272. Viertes Heft. 1801. S. 273—366. 8.

Der 4te, 5te und 6te Jahrgang dieser nützlichen Zeitschrift sind in der A. L. Z. 1800. No. 203. angezeigt. Rec. muß leider fürchten, daß dieser der letzte Band sey, den er durch eine gedrängte Anzeige bekannt zu machen hat. Denn, obgleich die Hn. Herausgeber sich am Schlusse dieses Jahrgangs wegen der Fortsetzung dieser periodischen Schrift weder bejahend, noch verneinend erklären: so hat doch Rec. die Nachricht erhalten, daß der Verleger den Druck dieser Quartalschrift nicht mehr fortsetzen wolle, weil sie nicht von einer hinlänglichen Anzahl Pränumeranten unterstützt werde. In der That ist es nicht wenig befreundend, in dem den ersten Heften dieses Jahrgangs angehängten Pränumeranten-Verzeichniß nur 28 Namen zu finden. Diese Zahl ist — zugegeben selbst, daß der bisherige Plan dieses Journals zu enge und meist nur für die sogenannte sächsische Nation berechnet war, — offenbar zu klein, wenn man auch nur an die große Zahl der sächsischen Pfarrer denkt, welche sich bey dem Genusse ihrer Zehend-Quarten besser als norddeutsche Pfarrer stehen, und doch wohl ein paar Gulden jährlich auf vaterländische Literatur wenden könnten. Rec. hofft jedoch, daß in den jetzigen der Literatur günstigen Friedenszeiten diese Zeitschrift in einer andern Gestalt, und bey einem erweiterten Plan, unter der Leitung eines einzigen geschickten Herausgebers, durch Theilnahme der sächsischen Nation nicht nur, sondern auch des Adels und der Honoratioren unter den Ungern und Szeklern, mittelst nachdrücklicherer Anwerbung von Pränumeranten zu einem neuen und lebendigeren Daseyn erwachen werde. Auch die bisherigen Bände, deren Herausgabe zuerst Hr. Filtsch, als Rector zu Herrmannstadt, jetzt Pfarrer in Urwegen ganz allein, dann bey seiner Entfernung von Herrmannstadt, Hr. Abbé Eder und Hr. Conrector Binder mitbesorgten, haben der Staatskunde, Literatur und Geschichte von Siebenbürgen wichtige Dienste geleistet, welches auch die folgende Anzeige des 7ten Jahrganges bestätigen wird.

Erstes Heft. 1) *Sechster Beytrag zur Gelehrten-Geschichte der Siebenbürgen, Ungern und Szekler*, aus A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

den Handschriften des sel. Seivert. Dieser Beytrag enthält die Namen *Fasching, Felintzi, Ferentzi, Forró, Frosch, Füzéri, Gelei, Geleus, Gosarvári, Gyulafi, Gyulási, Hatten, Hegyest, Horváth*. So mangelhaft auch diese Seivertischen Nachrichten sind, (wie z. E. auch von dem berühmten Jesuiten *Fasching* viel mehr hätte gesagt werden können und sollen:) so sehr wäre es zu bedauern, wenn davon nicht alles von A—Z, gedruckt würde. Rec. fodert daher Hr. Filtsch auf, den Verfolg dieser Beyträge auf dem nächsten Wege, der sich ihm anbietet, z. B. in der Zeitschrift von und für Ungern im Druck zu liefern. 2) *Nekrolog*. Diesmal eine Nachricht vom Zeidner Pfarrer *Georg Draudt*, (Offenbar zu lang für eine siebenbürgische, also nicht bloß sächsische Quartalschrift) von *Samuel Kräutner*, Apotheker in Herrmannstadt, von *Matthias Göbbel*, Pfarrer zu Szakadat, und *Mich. Schindler*, Pfarrer von Hezeldorf. Von allen diesen hat nur Kräutner für das literarische Publicum Interesse, als ein in der Botanik und Chemie wohlbewandertes und wohlthätiger Mann. 3) *Vaterländische Anzeigen*. Ein kurzes Protocoll der *Mvásákheser Gesellschaft für Ungrische Sprache*, von ihrer 34ten bis 38ten Versammlung. Wie kommt es jedoch, daß man von dieser Gesellschaft, seitdem der junge Graf Dominik Teleki gestorben, Hr. Aranka von dem Secretariat derselben entfernt ist, und der Hr. Graf Mich. Teleki den Vorsitz, Hr. Mich. v. Székely aber das Secretariat übernommen hat, gar nichts mehr hört und sieht? — Nur reger und ungetheilter Eifer und Enthusiasmus für Literatur vermag solche Gesellschaften aufrecht zu erhalten. Unter den der Gesellschaft nach 1798. vorgelegten Ausarbeitungen verdient mehrere die Bekanntmachung. So z. B. eine Untersuchung über die Herkunft und Verwandtschaft des Joh. v. Hunyad — *Jos. Takátsens* Elegie über die Ebene von Moháts — über den Titel des ungrischen Großrichters *Sarehas Decr. Lad. L. 3. C. 2*, über die Siegel der 3 Nationen in Siebenbürgen u. s. w. — Beschluß der Anzeige der gräßl. Dominik *Telekischen* Reisebeschreibung — *Schlüzers* Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen, recensirt von Herder. — *Binders Methodus inveniendi Sinus Arcuum nuplicium, n. numerum seu integrum, seu fractum significante* (1797. 16 S. 8.) wird angezeigt, und die zweckmäßige Verfügung des evangelischen Conflistoriums zu Herrmannstadt angefügt, zu Folge welcher jeder der künftigen Professoren des Herrmannstädter Gymnasiums vor dem Antritt seines Amtes eine Dissertation schreiben und vertheidigen soll — Anzeige von *Martini Bolla e Scholis piis Hist. universalis 1798 et 1799. Claudiopoli*. Zuletzt theilt Hr.

Hr. Conrector *Binder*, die vom evangelischen Pfarrer *Georg Akner* 1726 mit einem *Quadrante bicubitali* angestellten astronomischen Beobachtungen mit, zu Folge deren das sächsische Dorf *Alesch* (bey den Ungern *Nagy-Szölös* genannt) im Schasburger Stuble unter der Breite von  $46^{\circ} 17' 55''$  und das Dorf *Zenderesch* im Küküllöer Comitatz (von den Ungern *Szénaverbs* genannt) unter der Breite von  $46^{\circ} 13''$  liegt.

*Zweytes Heft.* 1) *Franz Joseph Sulzer* über den wahren Standort der *Trajanischen Brücke*. Eine topographische Berichtigung zu seinem gedruckten Werke aus dessen hinterlassenen Handschriften gezogen, und mit Anmerkungen versehen von *Andr. Thorwächter* (Evangelischen Pfarrer zu *Bolkatich*.) Hr. S. sucht durch topographische Data die auch schon von *Schwarz* (ed. *Plinii panegyri*) geäußerte Meynung zu befestigen: das die Trümmer bey *Tscheleh*, und nicht jene bey *Szörénes* die Ueberreste der *Trajanischen Brücke* seyen. Zu dieser Meynung bekennt sich auch der Herausgeber. Allein S. war bey aller seiner sonstigen Geschicklichkeit bekanntlich kein großer kritischer Antiquar; er liebte in der alten Geschichte Hypothesen, und Hr. *Thorwächter*, der schwerlich alles, was *Marsigli*, *Mannert*, *Engel* über diesen Gegenstand geschrieben haben, gelesen oder den *Procopius* nachgeschlagen hat, der die Verschiedenheit zwischen der Beschreibung des *Dio Cassius* und des Grafen *Marsigli* hinlänglich aus dem veränderten Laufe des Stroms erklärt, mast sich in der Sache ein Urtheil an, das ihm schwerlich zukommt. Die bekannte Inschrift: *Providentia Augusti: . sub pte gum ecce rapitur et Danuvius* wird weder von *Mannert* noch von *Engel* als Beweis ihrer Meynung angeführt, vielmehr bezweifelt Hr. v. *Engel* deren Aechtheit ausdrücklich in der *Commentatio de Expeditionibus Trojani ad Danubium*. (Viennae 1794. 8. p. 223.) Doch wichtiger für das Publicum, als diese antiquarische Erörterung dürfte die Nachricht seyn, die Rec. davon geben kann, das, da von *Sulzers* Dazien bekanntlich nur der geographisch-statistische Theil in 3 Bänden (Wien, b. *Grafer* 1781. 8.) gedruckt ist, der historische Theil ebenfalls fast ganz vollständig bey der Wittve des Seligen zu *Kronstadt* in Handschrift liegt, und nur auf einen billigen Verleger wartet, der sich um so eher finden sollte, da alle öffentliche und Privatbibliotheken, welche die erwähnten 3 Bände besitzen, auch den 4ten historischen anschaffen würden. Dieser dürfte zumal für die neuere Geschichte der *Moldau* und *Wallachey* wichtig seyn, da *Sulzer* sich lange in diesen Ländern aufhielt, die *Wallachische Sprache* verstand, und ungedruckte Chroniken benutzte. 2) *Die Bürgermeister von Mediasch* nebst einigen zur Aufklärung der Geschichte gelegentlich eingestreuten Bemerkungen (wahrscheinlich von Hn. *Bollmann*, Prof. in *Mediasch*.) Von gelegentlich eingestreuten Bemerkungen ist jene über die *Erbgrafen* (eine Art *Patriciat*) und über den *Jacob Piso*, einen gebornen *Mediascher*, Lehrer *K. Ludwigs I.* auszuzeichnen. 3) *Nekrolog*. Unter dieser Rubrik

erscheint sowohl eine Lebensbeschreibung des verdienten Reichsgrafen *Joseph Teleki v. Szék*, von dessen Sohne *Ladislaus*. Diese gut gerathene kurze Biographie hat Rec. auch in einzelnen Abdrücken gesehen. Der sel. Graf *Joseph Teleki* hat seinen Namen unter den Gelehrten, als deren Mitgenossen, Wohlthäter und Beschützer sich zeigte, und unter den Protestanten, deren warmer und unerschrockener Vertreter er unter vier Monarchen war, unvergessen gemacht. Ohne Begierde nach Aemtern und Ehrenstellen, sagte er vor dem Throne Worte der treuen Wahrheit, und ward von vier Monarchen als treuer Vasall und als Wahrheitsfreund zugleich geschätzt. Durch den Ankauf der gesaminten *Cornidesischen Bibliothek* hat er für die Freunde der Vaterlandskunde einen kostbaren Schatz aufbewahrt, den nun sein Sohn, der Hr. Graf *Ladislaus Teleki*, der Vt. dieser dankbaren Biographie besitzt, und ohne Zweifel dem Gebrauche der Gelehrten zugänglich machen wird. 4) *Vergleichung der Siebenbürgischen mit Wiener und Pariser Maassen*, von *Joh. Binder*. Eine nützliche Arbeit, so lange nämlich die Regierung die Verschiedenheiten in Maassen und Gewichten duldet. Denn z. E. in *Wien* bedeutet ein *Eyner* 40 *Wiener Maass*, in *Ungern* 30 *Wiener Maass*, in *Siebenbürgen* gar nur 8. Die *Siebenbürgischen Kaufleute*, meilens *Armenier*, kaufen die Waaren in *Wien* nach der *Wiener Elle*, und verkaufen sie in *Siebenbürgen* nach der um  $\frac{1}{3}$  kürzern *siebenbürgischen Elle* dennoch theurer als sie die *Wiener Elle* bezahlt haben. 5) *Literarische Anzeige* nämlich von *Ant. Martonfy's* (19 Nov. 1799) *Intia speculae Batthyianae Abensis*; aber weniger grünlich als die in des Hn. v. *Zach's* Joarnale. Was aber bisher auf dieser südöstlichsten von allen Sternwarten *Europens* nicht geleitet worden ist, wird wohl künftig geleitet werden. Zwar setzt des verstorbenen *Siebenbürgischen Bischofs*, *Ignatz Grafen v. Batthyáni* Stiftungsbrief der Erweiterung der Wissenschaft dadurch Schranken, das nach demselben der Director dieser Sternwarte immer katholisch, ja sogar ein *Domberr* des *Karlsburger Kapitels* seyn muß. (wodurch die neue Kategorie eines *Canonicus Astronomus* entsteht); doch sucht des jetzigen Hn. *Bischofs*, *Joseph v. Martonfy* Excellenz der Sache dadurch abzuhelfen, das er einen jungen *Clerikus* an der Seite des *Wiener Astronom's Abbé's Triesneker* unterrichten läßt, und wohl auch auf weitere Reisen schicken wird, damit er dereinst der *Karlsburger Sternwarte* mit Ehre vorstehe. — Was könnte es wohl auch schaden, wenn dieser *Canonicus Astronomus* einen protestantischen Gehülfen hätte, im Fall sich gerade ein solcher laude, der Gewinn für die Wissenschaft verspräche? 6) Ehrenbezeugungen. 7) Feyerlichkeit bey dem Namenstage des k. Gouverneurs *Grafen Georg Bänffy* im J. 1800, nachdem er von einer beschwerlichen Krankheit genesen war.

*Drittes Heft.* 1) *Die Bürgermeister v. Mediasch*. S. 182. einige Nachrichten von *Laurent. Töppelt*, einem

nein Medalscher, dem Vf. der Orig. et Occas. Transf.

2) *Von der Viehseuche in Schellenberg*, nahe am rothen Thurm Pass 1795 vom Schellenberger Pfarrer *Jacob Michaelis*. Der Vf. brauchte vor allen andern das bewährteste Gegenmittel, die Absonderung des gesunden Viehes vom kranken, dann zum Trank Gerstenwasser, als Medicin aber Breykloffe, die aus Schwefel, Schneckenhäuschen, Gliedwurzeln, (*rad. Convallariae multiflorae*) und Gerstenbrey sonderbar genug zusammengesetzt waren. 3) *Nekrolog. Joh. Benj. Schmied*, Oberlieutenant bey dem k. k. Ingenieurcorps (erschossen 1798 25 Jul. vor Mantua). Auch diese Nachricht ist für eine *Siebenbürgische Quartalschrift* zu lang. Skizze zur Biographie *Joh. Hedwig's*, Prof. zu Leipzig, (geboren zu Cronstadt in Siebenbürgen 1730 gestorben 8 Dec. 1799) von einem seiner dankbarsten Verehrer in Siebenbürgen. Auf Männer, wie Hedwig war, wie Hr. Ob. v. Zach ist, kann ihr Vaterland stolz seyn, und die guten Köpfe Ungerns und Siebenbürgens, die das nicht leisten, was sie zu leisten wünschten, können sich damit trösten, daß sie es unter andern Umständen gewiß geleistet hätten. 4) *Historische Merkwürdigkeiten aus Burzenland* (d. h. aus Kronstadt und aus dem Kronstädter District, den der Burzellöth durchläuft) von *L. J. Marienburg* (Conrector zu Kronstadt.) Dieser fleißige Geschichtsforscher, der dem Vernehmen nach auch an einem *Diplomatario Barcensi* sammelet, macht uns hier A) auf das *alte Burzelländer Wappen* aufmerksam, welches er nach einem Siegel an einer Urkunde vom J. 1420 beschreibt. Es ist eine große silberne Lilie im schwarzen Felde; oberhalb rechts und links ein Stern, über dem ganzen Wappen eine offene Krone von zwey schwebenden Engeln gehalten. Hr. M. hat Recht, wenn er dieses Wappen, der Lilie und anderer Umstände wegen, wo nicht von Karl Robert, doch von Ludwig I. ertheilt glaubt. B) *Die Heldenburg (castrum Heltwen) im Burzenland*. Der Vf. zweifelt zwar an der Schlozerischen Behauptung, daß die Bevölkerung des Burzenlandes durch Deutsche nicht früher als im 13ten Jahrhundert durch die deutschen Ritter begonnen habe; indem alte Kirchenglocken noch Inschriften aus dem XI. Jahrhundert darbieten sollen, welches er weiter zu beweisen verspricht (und welches in der That auch einen umständlichen Beweis erfordert); die Erbauung der Heldenburg, 1 Stunde weit von Krisba, aber ist er geneigt, den belobten Rittern zuzuschreiben, obgleich er dieselbe nur in einer Urkunde vom J. 1377 zuerst erwähnt gefunden hat. Seine Gründe (S. 237) beruhen auf der Localität, wiewohl Rec. die Ordnung in der Darstellung umkehren würde. Rec. glaubt nämlich, die deutschen Ritter dürften zuerst Crueburg (d. h. Kreuz ohnweit Keitzel, wie Rec. glaubt, nach dem Vf. aber *Nyén* ein schon im Hárónszéker Stuhlsbezirk liegendes Dorf, welches dem Rec. unwahrscheinlich vorkommt) gegründet, hierauf die Verchanzungen am Altfluß bey Kiralyhalom (Königshügel) und Halmagy aufgeworfen, sofort die Heldenburg, Marienburg, Kronstädter Burg und Törzburg gebauet haben: denn so gieng ihr Vorrücken südöstlich wider

die Cumaner immer vorwärts. 5) *Karl Christian v. Steinburg über die Bollmannsche Muthmaßung in Betreff der Silva Blacorum et Bissenorum*, daß nämlich darunter das Vorwerk Thurzon im Repfer Stuhl zu verstehen sey. Der Vf. zeigt das Unstatthafte dieser Muthmaßung aus der Localität. 6) *Verhältniß der Stadt Kronstadt gegen die umliegenden Dörfer*. Einige besitzt Kronstadt als adliches Eigenthum mit den Rechten adlicher Grundbesitzer, worüber ein merkwürdiges Privilegium vom J. 1500 angeführt wird — andre freye sächsische Ortschaften heißen in alten Urkunden *Villae annexae* und bilden den Kronstädter District. Die Abticht dieses zweckmäßigen Aufsatzes, wie besonders dessen Fortsetzung im 4ten Hefte ausweist, ist zu zeigen, daß es dem gemeinschaftlichen Heil der Stadt sowohl, als der freyen sächsischen Dörfer selbst am zutrüglichsten, so wie der alten sächsischen Verfassung am angemessensten sey, wenn der Magistrat von Kronstadt eine nicht drückende, wohl aber zweckmäßig leitende und beschützende politische und juristische Oberaufsicht über die Dörfer behält, und wenn daher die Dörfer auch ein billiges Quantum der Besoldung des Magistrats beytragen. Diese Meynung ist nach dem Urtheil des Rec. ganz gegründet, denn bey wichtigern politischen und rechtlichen Verhandlungen reicht dennoch die Kenntniß einer Dorfmunicipalität (des Dorfbanns und der Aeltesten) nicht zu. 7) *Klinische Beobachtungen*. Von 2 Redlingerischen (Drattischen) Pillen sey der Bandwurm von einer Frau völlig abgegangen. Die beygefügte Anmerkung eines Arztes sind zur gehörigen Würdigung dieser Beobachtung sehr dienlich. 8) *Literarische Anzeigen*. Die Ebene von Troja von *Lenz* (1798) wird deswegen auch hier angezeigt, weil S. 1—89 eigentlich vom Hn. Conrector *Binder* herrührt — *Dictionarium Latino-Ung. et Ungar. Latino Germ. d. Franc. Pariz Pápai nova Ed. Haner de scriptoribus rerum Hung. ac. Transf. saec. XVII.* — Ueber die Analyse der siebenbürgischen Gesundbrunnen. — *Eder Breviarium juris Transf.* und andere Werke, welche die Leser größtentheils schon aus der A. L. Z. kennen.

*Viertes Hefte.* 1) *Siebenter Beytrag zur Gelehrten-geschichte der Siebenbürgen, Ungern und Szekler*, untals den Buchstaben J. und die Namen *Jarai, Jassfalvi, Jassaberanyi, Illyés, Illosvanus, Intzedi, Istvanji (Paul.)* Von diesen ist der Artikel *Illosvanus* der interessanteste, aber das Gesagte reicht bey weitem nicht hin, den Mann daraus kennen zu lernen. 2) *Verhältniß der Stadt Kronstadt zu den umliegenden Dörfern*. Fortsetzung und Schluss. Schade daß mehrere Urkunden nur verstümmelt, und wenige ganz gegeben worden. 3) *Ueber das Entstehen der Stadt Kronstadt*, vom Hn. *Georg v. Herman*. Kronstadt, bey den Burzelländer Sachsen *Kruhen* genannt, ist nach einigen Kalender-Chroniken 1203 nach andern 1188 erbaut. Der Vf. ist geneigt, Kronstadt seiner ersten Gründung nach, für noch älter zu halten: er giebt zu verstehen, die Kronstädter seyen mit den übrigen Sachsen unter *Geyfa II.* ins Land gekommen. Der Haupt-

Hauptbeweis beruht aber auf einer Urkunde vom J. 1481, laut welcher sich die Kronstädter bey dem K. Matthias Corvinus in allgemeinen Ausdrücken darauf beriefen: „quod ipsi per divos reges Hungariae praesertim Geysam, Andream, Carolum, Ludovicum . . . ab omni solutione theloniorum in perpetuum exempti sint.“ — Wäre diefs in und laut der Urkunde erwiesen, und nicht blofs angeführt worden: so hätte Rec. keinen Anstand, dem Hn. v. H. beyzutreten. Allein da unbestimmten Anführungen zu eignen Gunsten nicht zu trauen ist, und andre Urkunden vom J. 1211 von der „terra Barza inculta et deserta“ reden: so kann Rec. dem Vf. nicht beypflichten. 4) *Ueber den Raupenfraß in den Kirschgärten bey Kronstadt.* Die Kronstädter und Heltauer Kirschen sind in ganz Siebenbürgen berühmt: seit 10 Jahren verwüsten aber verschiedene (hier zum Theil naturhistorisch beschriebene) Raupen die Kronstädter Kirschgärten. Der Vf. theilt aus Feige's Anweisung zur sichern Vertilgung des Blütenwicklers u. s. w. (Berlin 1790) und aus eignen Erfahrungen Gegenmittel mit. 5) *Nekrolog.* Joh. Gottl. Ziegler, Pfarrer zu Bolkatsch, starb d. 3. Oct. 1798. Mich. Conrad, Pfarrer zu Doborka, st. d. 12 May 1789. Beide sind für das gelehrte und auswärtige Publikum nicht sehr interessante Männer. 6) *Literarische Anzeige von Scriptoribus verum Transsylvanicae.* T. II. Vol. I. Der Vf. dieser Anzeige hat dem Geschichtsforscher durch das Schema der durch Hn. Eder in diesem Theil neu bekanntgemachten Urkunden einen guten Dienst geleistet. 7) *Bruchstück aus dem Tagebuch eines Reisenden.* Anlage eines 16jährigen Debretziner Schülers Erös zur Kupferstecherey und kurze Erwähnung von dem daselbst unten des Prof. Budai Aufsicht gestochenen und abgedruckten Schulatlas. 8) *Lektionskatalog des Herrmannstädter Gymnasiums.* Mit Vergnügen sieht Rec., daß derselbe den Bedürfnissen der neuern Zeiten angepaßt sey. Möchte nun auch die Herrmannstädter Stadtrathe die Besoldungen der Professoren so erhöhen, daß diese nicht genöthigt wären zum geistlichen Stande überzutreten, wenn sie sich so eben erst zu Schuldocen ten gebildet haben. — Ein *alphabetisches Inhaltsverzeichnis* von 7 Bänden ist vom Hn. Corrector Binder gar zu summarisch auf 4 Seiten zusammengeproßt worden.

### KINDERSCHRIFTEN.

- 1) LEIPZIG, b. Secger: *Magazin für Kinder zur Bildung des Herzens und Verstandes.* Nach den Franz. der Frau le Prince de Beaumont frey bearbeitet, von Hur. Aug. Kerndörffer, Dr. d. Philos.

M. e. Kpf. 1802. *XXVII* n. 498 S. gr. 8. (1 Rthl. 8 gr.)

- 2) BERLIN, b. Nauck: *Contes moraux tirés des Oeuvres de Mr. Berquin.* Und mit einem zweyten Titel: *Lectures ou Recueil de Contes tirés des Oeuvres de Mr. Berquin.* Avec un Vocabulaire qui renferme toutes les phrases nécessaires à faciliter l'intelligence des contes. A l'usage des écoles par D. D. Rosenau. 1802. X u. 158 S. 8. (12 gr.)

Die Schriften der Frau von Beaumont und Berquin's sind hier auf eine sehr verschiedne Art für die deutsche Jugend zugerichtet; aus den letztern hat der Herausg. von No. 2. die anziehendsten Erzählungen ausgewählt und in der Ursprache nebst einer Phraselogie abdrucken lassen; die der erstern hat Hr. Kerndörffer nicht übersetzt, sondern ganz frey und nach einem eignen Plane bearbeitet. Er verstieg sich, wie es ihm beliebt sich auszudrücken, um vieles weiter, als Frau von Beaumont, und wollte der Jugend in diesem Magazin, das ziemlich bündereich werden dürfte, eine Encyclopädie der wissenschaftigsten Wissenschaften in die Hand geben. Moral, sitliche Lebensklugheit, Ausrottung verderblicher Vorurtheile, Naturgeschichte, Naturlehre, Erdbeschreibung, Geschichte, Technologie, neue Entdeckungen und nützliche Erfindungen, alles soll hier seinen Platz finden. Da sich Frau von Beaumont ein engeres Ziel gesteckt hatte und vornämlich für Frauenzimmer geschrieben zu haben schien, dagegen der Vf. beiden Geschlechtern nützlich zu werden suchte: so mußte er natürlich vieles in Form und Materie der Urschrift abändern, und es ist dennoch aus der Urschrift das größtentheils aus jungen Mädchen bestehende Personale, welches für die deutsche Bearbeitung nicht mehr paßt, stehen geblieben. An die Stelle der Erzählungen aus der Bibel, womit Frau v. Beaumont so freygebig ist, sind Erzählungen aus der Geschichte der deutschen Vorzeit und überhaupt aus der Geschichte getreten. Diese mit Länderbeschreibung, Naturgeschichte, Physik, Technologie, Mythologie, Fabeln, Erzählungen u. dgl. wechseln in diesen Unterhaltungen einer Mme Weisk mit ihren Pflegekindern ab. Dem Vortrage wünschen wir noch etwas mehr kindliche Einfalt (nicht kindisch tadelnden Ton) und Leben und weniger Periodologie, vorzüglich im Moralischen. Wir stießen auf einige Druckfehler, die mehrmals wiederholt werden, wie *Cacalus*, *Jocofa*. So wunderliche Erklärungen von Mythen, wie die S. 390 von Minotaurus, sind schlünner, als wenn man gar nicht erklärt und nur erzählt.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 23. April 1803.

## GOTTESGELAHRTHEIT.

MARBURG, in 4. neuen akadem. Buchh.: *Handbuch der christlichen Dogmengeschichte von Wilhelm Münscher, Consist. Rathe, Doctor u. Prof. der Theologie zu Marburg. Dritter Band. 1802. X. u. 558 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)*

Der erste Theil dieses schätzbaren Werks ist von einem andern Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 207. beurtheilt worden; von dem 1798 herausgekommenen zweyten Bande haben wir in den Erg. Bl. zur A. L. Z. 1803. Nr. 28. Nachricht gegeben. Der Rec. des ersten Bandes tadelte besonders an Hn. M., „dass er die einzelnen Dogmen zur Bezeichnung der Anordnung gebraucht habe,“ und war der Meynung, dass diese Schrift „für die Berichtigung alter Vorurtheile und für die Aufklärung dunkler Regionen in der Geschichte des christlichen Lehrbegriffs nicht viel leiste.“ Allein in diesen Tadel können wir nicht einstimmen, da wir fest überzeugt sind, dass die bloß chronologische Methode, wie sie von Einigen in Vorschlag gebracht und versucht worden ist, bey weitem den Gewinn nicht gewähre, der aus einer zweckmäßigen Verbindung der chronologischen mit der Sachordnung hervorgeht. Hr. M. hat dieses dadurch zu erreichen gesucht, dass er der Geschichte der einzelnen Dogmen in jeder Periode (deren er sieben annimmt) eine allgemeine Geschichte der Dogmatik vorausgehen lässt. Unsers Bedünkens hätte zwar Hr. M. noch besser gethan, wenn er die ganze Geschichte der Dogmatik, wobey die von ihm aus der Kirchengeschichte herübergezogenen Perioden schickliche Ruhepunkte abgeben könnten, ununterbrochen geliefert, und so dann die einzelnen Dogmen, nach ihren Hauptveränderungen pragmatisch dargestellt hätte. Dadurch würde nicht nur die leichtere Uebersicht und fruchtbarere Auffassung des Ganzen ungemein befördert, sondern auch manche Wiederholungen (wir verweisen z. B. auf die Lehre von Gott Th. 1. S. 345—375. vergl. Th. 3. S. 277. ff.), welche bey dieser Methode beynah nothwendig sind, vermieden worden seyn. Aber dieser Unbequemlichkeit ungeachtet billigen wir es gar sehr, dass Hr. M. sich nicht damit begnügt hat, die Vorstellungsarten und Systeme der einzelnen Kirchenväter der Reihe nach aufzuzählen, (wobey der Wiederholungen und unnützen Weitläufigkeiten noch weit mehr vorkommen), sondern, dass er sich das Verdienst einer pragmatischen Zusammenstellung, die dem wissenschaftlichen Theologen und eigenem Forscher neue Untersuchungen und dem praktischen Got-

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

tesgelahrten fruchtbare Resultate gewährt, erworben hat.

In der Vorrede S. II—V. erklärt sich der Vf. „gegen diejenigen Gelehrten, welche tadelnde Einwürfe gegen die von ihm gewählte Abtheilung der Perioden gemacht haben.“ Es ist dies namentlich von Ziegler (in Gabler's Neuef. theol. Journal 1. B. 4. St. S. 325. ff.) und Augusti (Neue theol. Blätter etc. 2. B. 2. St. S. 12. ff.) geschehen. Hr. M. bedauert, „dass dabey vorausgesetzt ist, er habe keine Abtheilungen, ohne weitere Gründe dafür zu haben, auf ein Geradewohl aus der allgemeinen Kirchengeschichte herübergetragen.“ Dem Rec. scheint dies nicht so; er wenigstens ist weit davon entfernt, einem solchen Manne eine so unüberlegte Wahl zuschreiben zu wollen. Allein auch jetzt, nachdem Hr. M. seine Wahl gerechtfertigt hat, bleiben dem Rec. dieselben Zweifel gegen die Zweckmäßigkeit jener Wahl übrig. Vollkommen wahr ist's, wenn der Vf. behauptet, dass jene Perioden dem Freunde der Dogmengeschichte nicht sowohl der kirchenhistorischen Thatsachen wegen, als vielmehr darum wichtig sind, weil um diese Zeit wichtige Veränderungen in dem Geiste und der Behandlungsart der Dogmatik vorgegangen sind, und dass also derjenige, der eine Geschichte aller Dogmen liefern will, sie zu Ruhepunkten machen müsse. Allein das alles gilt doch eigentlich nur von der Geschichte der Dogmatik. Da wird z. B. die Periode des Nicänischen Concils nicht sowohl wegen des Häretikers Arius, und der Verhandlungen über die Homöie des Logos, sondern vielmehr wegen des Normativen der ökumenischen Kirchenversammlungen, und wegen des symbolisirenden Geistes jenes Zeitalters wichtig. Aber in der Darstellung der einzelnen Dogmen, oder im speciellen Theil der Dogmengeschichte, will man ja eben nur die Veränderungen dieser Glaubenslehre erfahren. Warum soll nun die Lehre von Gott, von der Erbsünde u. s. w. Ruhepunkte selbst an solchen Stellen, wo keine Hauptveränderung entsteht, erhalten? Wir können also die Vertheidigung des Vfs. nur in Absicht auf den allgemeinen Theil der Dogmengeschichte gelten lassen. Hier aber sind wir ganz seiner Meynung.

Dieser dritte Band beginnt mit der zweyten Periode: Vom Anfange der Arianischen Streitigkeit bis auf den Tod des Römischen Bischofs, Gregor's des Grossen, oder von dem Jahre 320—604. Die I. Abtheilung S. 1—228. enthält die allgemeine Geschichte der Dogmatik. Auf den ersten Blick könnte es zwar scheinen, als ob die Bemerkungen über Staatsverfassung,



Hierarchie, Mönchswesen u. s. w. der Kirchengeschichte schicklicher hätten überlassen werden sollen. Indefs hat sich der Vf. S. V. befriedigend über diese μεταβασις εις άλλο γένος erklärt: „weil die Hauptsache bey einer solchen Geschichte doch darin bestehen soll, die Grundsätze und den Geist, nach welchem die Dogmatik in jedem Zeitalter bearbeitet würde, und die Umstände, welche hierauf Einfluss hatten, aufzufassen und darzustellen.“ Ueber den Geist und Einfluss des Mönchswesens finden sich S. 32—41. mehrere treffliche Bemerkungen, welche besonders jetzt, wo eine gewisse philosophisch-theosophische Schule sich zum unbefangenen Vertheidiger der Möncherey aufwirft, Aufmerksamkeit verdienen. Auch jetzt hört man selbst Protestanten sagen, das Mönchsleben sey „die wahre, die höchste, die göttliche Philosophie, gegen welche also alle menschliche Wissenschaft sehr weit zurückstehen müsse.“ Die Ausdrücke, deren sich Theodoret in seiner ιστορια φιλοθεος so häufig bedient, stimmen vollkommen mit den neuesten Lobeserhebungen überein. Mönche sind της φιλοσοφίας αθληται; Klöster aber της φιλοσοφίας φροντιστήρια und της ακρας και θείας φιλοσοφίας γυμνασια. Schade nur, daß diese neuen philosophischen Athleten, wenigstens in Deutschland, in Gefahr stehen, ihr Reich, das nicht von dieser Welt ist, zu verlieren und ihre geweihten Kampfplätze verlassen zu müssen, wo sie sich denn bald in der großen Welt verlieren werden! Auch Rec. stimmt Hn. M. bey, wenn er S. 35. in der Note sagt: „Die Geschichte des Mönchswesens, die von den Katholischen und den Protestanten größtentheils partheyisch behandelt worden ist, dürfte einer sehr interessanten Bearbeitung fähig seyn, wenn sie einen unbefangenen philosophischen Bearbeiter fände. Wie für den Anatomen widernatürliche Körpergestalten die merkwürdigsten sind, so geben auch seltsame Verirrungen des Geistes dem Menschenbeobachter die lehrreichsten Aufschlüsse.“ Die Bemerkungen über den Einfluss der Philosophie S. 53. ff. Tradition S. 132. ff., so wie über die Kirchenlehrer dieser Periode S. 196. ff. haben dem Rec. vorzüglich gefallen. Mit Recht wird dem heldenkenden und kraftvollen Augustinus ein eigener Paragraph (§. 50.) gewidmet, worin er gegen die Verunglimpfungen der neuern protestantischen Theologen, die bey seiner Beurtheilung immer nur an den, ihm freylich nicht zur Ehre gereichenden, Streit mit dem Pelagius denken, nachdrücklich in Schutz genommen wird. Der Vf. räumt ihm in der Reihe der Kirchenväter unter den Denkern die erste Stelle ein. S. 220. ist von dem größern Religionsunterricht (λογος κατηχητικός ο μέγας) des Gregorius von Nyssa die Rede. „Diese Schrift, urtheilt Hr. M., ist der einzige Versuch einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Dogmatik, welchen dieses Zeitalter aufzuweisen hat.“ Wir hätten gewünscht, daß der Vf. einige Hauptmomente aus dieser wichtigen Schrift, worin Gregorius die in den Unterricht gehörigen Dogmen philosophisch zu erweisen bemüht ist, ausgehoben hätte. Rec. kann sich nicht enthalten, eine Stelle daraus, die den denkenden und mit den Bedürfnissen

seines Zeitalters innigst vertrauten Mann documentirt, den Lesern zum Genuß darzubieten: Ου μὲν ὁ αὐτὸς τῆς διδασκαλίας τροπὸς ἐπὶ πάντων ἀρμοσίων προσιόντων τῷ λογῷ ἀλλὰ τὰς τῶν θρησκείων διαφορὰς μεταρροζοῦν προσήκει τὴν κατηχησίν. Πρὸς τὸν αὐτὸν μὲν ὄρωντας τὰ λογὸς σκοποῦν, οὐχ ὁμοίως δὲ τὰς κατασκευὰς χρωμένοις· ἀλλὰ γὰρ ὑπολήψουσιν ὁ Ἰουδαίων προεργάζεται καὶ τῷ Ἑλληνισμῷ συζῶν ἑτέροις· ὅτε Ἀνομιὸς καὶ ὁ Μαύριχαιος, καὶ οἱ κατὰ Μαρκίωνά καὶ Οὐαλεντινὸν καὶ Βασιλίδην, καὶ ὁ λοιπὸς καταλογὸς τῶν κατὰ τὰς ἀίρεσεις πλανώμενων, ἰδίαις ἑκάστου ὑπολήψουσι προσηλημμένοι, ἀναγκάσιαν ποιῶσι τὴν πρὸς τὰς ἐκείνων ὑπονοίας μαχῆν· κατὰ γὰρ τὸ εἶδος τὴν νοσὴν τὸν τροπὸν τῆς θεραπείας προσαρμοστοῦν.“ S. Gregor. Nyss. Opp. T. II. p. 475. (Ed. Paris. 1615. fol.). Wenn Hr. M. S. 221. Theodoret's επιτομή ἀρετικῆς κακομυθίας durch: „Werk von den ketzerischen Fabeln“ übersetzt, so drückt dieß offenbar das Original nicht stark genug aus, da es das heillose, verdammungswürdige Fabelwesen der Ketzer seyn sollte.

Die zweyte Abtheilung, oder die Geschichte der einzelnen Dogmen enthält drey Abschnitte. 1) Beweis für die Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums. Am ausführlichsten hat sich der Vf. mit den Einwürfen des Apostaten Julianus beschäftigt, über dessen gelehrte Bildung und Charakter man einige eingreifendere Bemerkungen, als die S. 259. mitgetheilten sind, wünschen möchte. 2) Lehre von Gott, seinen Eigenschaften und Werken. (Mitgenommen ist zugleich die Lehre von der Schöpfung, der Engeln, Dämonen, der Vorsehung und Theodicee). S. 286. berichtigt der Vf. eine historische Unrichtigkeit, welche Wundemann (Th. I. S. 130.) dem sel. Cramer nachschrieb: daß Victorinus, ein Schriftsteller des vierten Jahrhunderts, in seiner Schrift wider die Arianer einen kosmologischen Beweis für das Daseyn Gottes geliefert habe, welcher auch in extenso mitgetheilt wird, da doch in Fabii Marii Victorini (im vierten Jahrhundert) Buch: de Trinitate kein Wort davon steht, sondern in der ähnlichen Schrift des Richard a Sancto Victore im zwölften Jahrhundert!! 3) Lehre von der Trinität. Mit Recht der ausführlichste Theil, weil in diesem Zeitraum, unter unzähligen Kämpfen und bey einem bewundernswürdigen Aufwand von Scharfsinn und Feinheit der Speculation, das System von numerischer Einheit und persönlicher Verschiedenheit der heiligen Trias, wie es viele Jahrhunderte hindurch nachgesprochen wurde, sich ausbildete. Wir müssen dem Vf. das Zeugniß geben, daß er diese verwickelte Materie mit viel Gelehrsamkeit, Bündigkeit und faßlicher Darstellungsgabe behandelt habe. Indefs glaubt Rec. auf der andern Seite doch auch, daß sich, unbeschadet der Deutlichkeit, Manches kürzer hätte zusammenfassen lassen; ja, er kann nicht umhin, Hn. M. darüber in Anspruch zu nehmen, daß er zu weit in's Gebiet der Kirchengeschichte hineingegangen ist. Namentlich ist dieß §. 45. 48. 64. 65. 66. u. a. der Fall. Rec. hat des Vfs. Abhandlung: Ueber den Sinn der

der *Nicänischen Glaubensformel* in *Henke's N. Magazin für Religionsphilosophie u. s. w.* 6. B. 2. St. mit Vergnügen und Beystimmung gelesen; für den gegenwärtigen Zweck scheint aber S. 380. ff. etwas zu viel daraus entlehnt zu seyn. S. 379. Wird die Erklärung des Arius; daß der Sohn *αἰρετός και αναλλοιωτός* sey, angeführt, ohne daß dabey der Unterschied beider Ausdrücke bemerkt ist. *Αἰρετός* bezieht sich auf die Veränderung des Wesens; *αναλλοιωτός* aber auf die Veränderung des Willens. S. 440. wäre zu bemerken gewesen, daß die Arianer den Brief an die Hebräer verwarfen; S. *Epiphani. Opp. T. I. p. 760.* (Ed. Petav.) obgleich Arius selbst sich auf Hebr. 3, 2. berief. Ibid. p. 336. Rec. würde S. 448. wo von den Vernunftbeweisen der Arianer und seiner Gegner (besonders des Athanasius) die Rede ist, die Sache kurz so zusammengefaßt haben: Athanasius war glücklicher in den *Antithesen*, als in den *Thesen*, wo er oft gerade in denselben Fehler fiel, den er antithetisch an seinen Gegnern siegreich rügte. S. 79. u. 3. steht „das Buch des *Syrachiden*“ unrichtig statt *Sirachiden* (*Σιραχ* oder *Σαραχ*). Mehrere Bizzarrien der Orthographie, welche in den ersten Theilen vorkommen, z. B. *Sehr*, *Merkmale* u. a. sind jetzt vermieden, so wie überhaupt der Stil gar merklich gewonnen hat. S. 531. hätte der Ausdruck: „*der Benedictiner Herausgeber*“ leicht mit einem andern unider schwerfälligen vertauscht werden können. Statt der ungewöhnlichen Uebersetzung der griechischen oder lateinischen Büchertitel z. B. S. 201. *Anker*. S. 274. *Stadt Gottes* u. a. würde die Anführung des Originaltitels literarisch richtiger seyn. Wir wünschen, die Fortsetzung dieses brauchbaren Handbuchs recht bald anzeigen zu können.

### ERBAUUNGSSCRIFTEN.

- 1) KÖNIGSLUTER, b. Culemann: *Predigten über die Evangelien aller Sonntage und Festtage des Jahres von Jakob Christian Weland*, Abte zu Aemelunxborn, Generalsup. im Weserdistrict, und erstem Prediger zu Holzwinden. *Erster Band*. 1801. 448 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)
- 2) RIGA, b. Hartmann: *Predigten über freye Texte*. Von August Albanus, der W. W. Doctor, zweytem Wochenprediger der deutschen Stadtgemeinde, wie auch Inspector und Rector der Domschule zu Riga. *Erster Band*. 1802. 514 S. 8. (Vom Neujahrs-Tage bis zum Trinitatis-Feste). (1 Rthlr. 12 gr.)

Zwey Sammlungen von Predigten, welche zwar an Form und Gehalte einander nicht gleich sind, aber doch auch nicht so ungleich, daß wir sie nicht neben einander stellen dürften. Die Predigten von Nr. 1. sind über die gewöhnlichen Perikopen gehalten, bey denen von Nr. 2. steht an der Spitze ein freyer Text meistens nur als Motto. Doch ist auf jeden der Sonn- und Festtage, welche der Titel andeuten,

eine Predigt gerechnet, in welcher auch bisweilen auf das Dogma des Tages Rücksicht genommen wird. In den Predigten der ersten Sammlung zeigt sich, was der Vf. als Prediger leisten kann, in denen der zweyten ahnet man lieber, was er leisten werde, doch findet man auch in ihnen lautere Religions- und Christenthumskenntniß, einen praktischen Sinn, und einen großen Reichthum an Ideen; aber die erstere zeichnen sich durchgängig durch eine gereifte Beurtheilung dessen aus, was auf die Kanzel gehört und wie es gesagt werden muß. Sie sind in der That ein schätzbares Andenken des Vfs. für die Gemeinde, bey welcher er in Braunschweig stand, aber auch ein dankenswerthes Geschenk für das grössere Publicum. Die abgehandelten Sätze sind zwar meistens theils oft genug in Predigten bearbeitet worden, aber die Ausführung des Vfs. ist anziehend, lichtvoll, und be- redt, obgleich nicht rednerisch. Die wohlgeordnete, leicht zu übersehende Eintheilung der reichhaltigen Materialien und das Anspruchslose in der Behandlung derselben macht diese Sammlung auch jungen Predigern zu ihrem Studium empfehlungswerth. In Darstellung der positiven Christenthumslehren und Hindeutung auf kirchliche Meynungen ist der Vf. bey aller Freymüthigkeit sehr vorsichtig, und wird nicht leicht einem Andersdenkenden wehe thun. Etwas zu nahe an religiöser Schwärmerey streift er vorbey in der Predigt: *Von dem fortdauernden Andenken unser verstorbenen rechtschaffenen Freunde an uns*; worin er nicht nur dieses wahrscheinlich zu machen sucht, sondern auch meynet, die Verstorbenen würden auf mancherley Wegen zu erfahren wissen, was auf Erden vorgehe. Rec. findet diese Materie wohl zu einem interessanten Gespräche in geselligen Zirkeln religiöser Freunde, aber nicht für einen Kanzelvortrag geeignet. — Wir zeichnen noch einige sehr wohl abgehandelte Themata aus: *Zur richtigen Beurtheilung des vielen Bösen, welches in der Welt geschieht*, über Matth. 2, 13. ff. *Von der Achtung gegen öffentliche Armenanstalten*, über Matth. 2, 1. ff. *über die wichtige Wahrheit: Kinder sind Kinder*, Luc. 2, 41. ff. *Von dem christlichen Glauben an eine ewige Belohnung des Guten, als einem Beförderungsmittel einer uneigennütigen Tugend*, über Luc. 2, 13. ff.

Der Vf. von Nr. 2. sagt in der Vorrede, daß ein Theil dieser Predigten in Wochenversammlungen, meistens vor Zuhörerinnen; der andere zwar an Festtagen, aber vor Leuten aus den niedern Volksclassen gehalten worden sey, und daß dieses Einfluss auf die Wahl der Materien und die Behandlungsart gehabt habe. Wir hätten diesen Einfluss, insbesondere auf die Behandlungsart, anders gewünscht. Das weibliche Auditorium scheint den Vf. zu einer poetischen Sprache und malerischen Darstellung, und diese zu mancherley Uebertreibungen veranlaßt zu haben. Er hat es oft bloß auf Rührung angelegt, ohne im geringsten für Belehrung zu sorgen. Die Predigt z. B. welche für den Sonntag Palmarum angezeigt ist, *der verurtheilte Jesus* ist nichts anders als die Erklärung eines



eines poetischen Gemäldes von der Verurtheilung Jesu durch Pilatus. „Da steht er nun,“ hebt der Vf. S. 258. an, „der gegeßelte, der verspottete, der verurtheilte Jesus Christus! Da steht er vor seinen Mördern und Peinigern — der einzige Mensch unter so vielen Menschengestalten! Da stehet er wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt werden soll und verstummet. (In diesem Lammsgesicht findet aber Hr. Albanus bald darauf außerordentlich viel Ausdruck.) Um ihn her Scharen schadenfroher Gesichter, die ihn umgrinzen mit den Verzerrungen der siegenden Bosheit. — Dort Kaiphas an ihrer Spitze, mit der scheinheiligen Larve, und unter allen der Einzige, den der Verurtheilte kaum des Anblicks würdiger. Hier Pilatus mit den gewaschenen Händen und dem ewig besleckten Gewissen, es nicht wagend, dem Auge seines Verurtheilten zu begegnen. — In der Entfernung jenseits die Freunde Jesu und sein Johannes und seine Mutter, Starr und versteinert, und können noch nicht weinen! — Und da hoch oben über Allen, Gott, der gehört hat das Verdammungsurtheil u. s. w. Lasset uns bey diesem Gemälde verweilen, es ist das einzige in seiner Art, seit dem die Welt erschaffen ist; öffnet die Augen eures Geistes und betrachtet es mit unverwandten Blicke.“ Nun fängt der Vf. an, die Mienen eines jeden zu deuten, und schildert die Empfindungen, von welchen sie der Ausdruck seyn sollen. Da liest er denn z. B. in dem Gesichte Jesu unter andern auch mit Rücksicht auf die Frau des Pilatus: „möchte ich dein gutes Weib trösten können, die über mich, ach die über dich weinen wird.“ — Ein Blick des Römers Pilatus auf Kaiphas soll soviel sagen, als: „Welch ein Mensch dieser Hohepriester, der Erste seiner geistlichen Würde nach, und auch der Erste seiner satanischen Bosheit nach!“ — Mit der Gattin des Pilatus macht sich Hr. A. viel zu schaffen. Noch in dieser Predigt läßt er, „ihre lieblichste Gehalt ihres Mannes bösem Gewissen zu einer qualenden Furie“ werden; und in einem andern Vortrage: *dass die Verläumdung ihren Trost für den Verläumdeten selbst mitbringt*, wird der Warnung, welche sie ihrem Manne geben ließ, wieder zweymal ein großes Gewicht beygelegt. In dieser zuletzt angeführten Predigt giebt es der Uebertreibungen unerträglich viele, und Hr. A. weiß kaum lebhaft genug zu schildern, wie sehr Jesus dadurch müsse getrübet worden seyn, dass er unter so viel tausend heuchlerischen und boshafsten Menschen doch zwey aufrichtige Herzen gefunden habe, von denen seine Unschuld anerkannt worden sey, den Pilatus, der ein männliches und starkes Wort für ihn geredet habe, und seine tugendliebende Gemalin. — Wir müssen noch zwey andere Fehler rügen, welche die sonst in mancher Hinsicht nützlichen Vorträge des Vfs. entstellen; und wir bitten ihn, bey künftigen Predigerarbeiten gegen dieselben auf seiner Hut zu

seyn. Der erste ist ein bis zum Lächerlichen getriebenes *Teleologisiren*, was durch die pomphafte Sprache noch auffallender wird. Die sehr viel Gutes enthaltende Predigt: *Ueber die bewundernswürdige Einrichtung der menschlichen Natur*; ist in dem Ton der Aufschlagezettel eines französischen Artisten bearbeitet. Wer kann folgende Stelle ertragen: „Wir würden essen und trinken müssen, wenn auch Speise und Trank durch die herbste Bitterkeit uns widerlich gemacht würde; wir müssten es, weil es unsere unerlässliche Pflicht ist, Gesundheit und Leben zu erhalten. Aber in *Vergessenheit* brachte unser Vater im Himmel die immerwährende Vorstellung von Pflicht, die als Pflicht betrachtet, schon durch ihre unaufhörlich zu wiederholende Erfüllung lästig und unerträglich werden würde; er vertilgte gewissermaßen den Gedanken an Pflicht durch die Annehmlichkeit der Nahrungsmittel. Und damit auch derselbe Wohlgeschmack durch beständiges Einerey nicht seinen Reiz verlieren möge, so giebt es für uns eine solche Menge der verschiedensten Lebensmittel, dass wir täglich durch neue Zusammensetzungen immerfort des lieblichsten Wohlgeschmackes uns erfreuen können.“ — Der andere Fehler ist ein Hin- und Herschwancken in dogmatischen und moralischen Meynungen und Urtheilen. — So würdig sich Hr. A. über Gott auszudrücken pflegt; so schreibt er doch S. 257. „Sie (die Juden) rufen Gottes Rache selbst über ihr und ihrer Kinder Haupt herab! Ja, Gottes Rache ist über ihr Haupt herabgekommen und drückt sie noch.“ — In der 20ten Predigt: *Wie weit wir es in der Vollkommenheit schon in diesem Leben bringen können* (sollte heißen: von den verschiedenen Stufen der Vollkommenheit u. s. w.) sagt der Vf.: „Mehr verlangt weder die Vernunft, noch der erklärte Wille Gottes von uns; beide fordern nicht, dass der Mensch, so lange er in diesem zerbrechlichen Leibe waldet, sich zur ganz reinen Uneigennützigkeit in der Erfüllung seiner Pflichten erheben soll.“ In der folgenden Predigt wird aber von dem achten Wohlthäter verlangt, (S. 501.) dass er sich durchaus keiner andern Absicht bewußt sey, als seiner Pflicht Gnüge leisten und Gutes außer sich stiften zu wollen. — Nach der 20ten Predigt ist der Vf. der Meynung; die meisten Christen stünden auf der Stufe der Vollkommenheit, dass sie nicht mehr mit Willen und Willen nur pflichtwidrige Handlungen, auch nicht in Sachen von minder wichtiger Bedeutung begiengen. Dieser Behauptung wird auf allen Seiten in den übrigen Predigten und zwar mit Recht widersprochen. — Wenn der Vf. künftig seine Phantasie mehr zügeln, und seine Begriffe mehr läutern und schärfer bestimmen wird, so werden seine Predigten gewiß weit besser als diese den Zweck christlicher Religionsvorträge erreichen.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 14. April 1803.

## GOTTESGELAHRTHEIT.

NÜRNBERG, b. Monath u. Kufsler: *Neuestes theologisches Journal*, herausgegeben von Dr. Joh. Phil. Gabler. 1800 u. 1801. Fünfter Band 640 S. Sechster Band 636 S. Siebenter Band 668 S. Achter Band 632 S. 8.

Wir fassen diese vier Bände von den letzten beiden Jahren wieder zusammen, und suchen die darin befindlichen Aufsätze so kurz als möglich zu beurtheilen. Im 5ten Bd. 1 St. sind zwey Aufsätze von dem Herausg. und Hn. D. Vogel, welche sich auf das philosophische Journal von Fichte und Nietthammer beziehen, und für das objective Daseyn Gottes streiten. In dem ersten erklärt sich der Herausg. gegen den Fichteschen dogmatischen Idealismus als eine widernatürliche Ansicht der Dinge mit Recht, so wie gegen die Ausfälle des philosophischen Journals auf ihn und sein Journal: allein er scheint sich über jenen Idealismus in Beziehung auf die christliche Theologie hin und wieder etwas zu stark auszudrücken. Wenn es z. B. S. 4. heisst: „die christliche Religion setzt das objective Daseyn Gottes voraus. Sie würde also aufhören, eine vernünftige Religion zu seyn, so bald die Gründe für den Idealismus überwiegend wären, und ein vernünftiger Religionslehrer könnte nicht mehr mit gutem Gewissen und ohne den Heuchler zu spielen, christlicher Theologe seyn. — Alsdann müßte auch das theologische Journal aufhören, ein christliches zu seyn; denn es würde für den Herausg. eben so subjectiv unvernünftig seyn, das objective Daseyn Gottes ferner noch zu glauben, so wie es ihm bis jetzt subjectiv unvernünftig ist, das objective Daseyn Gottes zu leugnen u. s. w.“ Da jeder Idealismus nur eine Art philosophischer Ansichten der Dinge ist: so schließt eine jede andre Art von Ansicht noch nicht gleich alle Vernunft aus. Selbst aber auch bey der Anwendung jenes Idealismus auf die christliche Religion würde diese doch noch immer vernünftig und christlich bleiben, in sofern sich derselbe eine moralische göttliche Vorsehung sehr gern gefallen lassen würde, welche die Grundlage jeder wahren Religion, also auch der christlichen, ist. Nur würde von dem biblischen Realismus etwa eben so abstrahirt werden müssen, als man in der Theologie von dem unphilosophischen Anthropomorphismus derselben schon längst abstrahirt hat. — Hr. Vogel giebt im zweyten Aufsätze eine Befätigung des theoretisch-praktischen Beweises vom objectiven Daseyn Gottes gegen die Aeußerungen des Hn. Ritter und der Herausgeber A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

im philosophischen Journal 10 B. 3 Heft über seinen im theologischen Journal 2 B. 1 St. geführten Beweis. Ueber diesen Beweis selbst haben wir schon in der Recension jenes Bandes des theologischen Journals geurtheilt. Er gründet sich auf eine Deduction der Vernunftnothwendigkeit, wofür wir lieber Vernunftmäßigkeit substituiren würden. Der anmassende Ton jenes Journals wird mit Recht zurück gewiesen, und hat sich als unerträglich schon selbst überlebt. — Im 2. St. Ueber den ersten Erfinder der Lüge, dass der Kurfürst Johann von Sachsen kurz vor seinem Tode zur katholischen Religion zurückgekehrt sey, vom Herausg. Wenn nach Plank (Gesch. d. prot. Lehrbegriffs B. 3. Th. 1. S. 239. Anm. 63.) zwischen Andr. Fabricius und Joh. Nas von Brixen entschieden werden soll: so hat sie jener zuerst erzählt. — Im 3. St. Ueber die verschiedenen möglichen Gesichtspunkte des Für und Wider bey der Fichteschen Gotteslehre, von Vogel, als Einleitung zu einer Recension von 15 Schriften über die Fichtesche Gotteslehre. Kritische Untersuchung über den Text des Cod. Offenbach. 2. Vetsf. 53. vom Herausgeber. Diese schätzbare Probe einer sorgfältigen kritischen Untersuchung über den Werth eines Codex giebt das Resultat, dass wenn gleich dieser treffliche Codex nicht über das 8 Jahrhundert hinaus geht, er doch wohl eine genaue Abschrift eines uralten Codex seyn muß. Dieser gehörte entweder schon zu einer eignen alten Recension, oder er bildete erst selbst eine eigne Recension, wenn er ein Codex criticus war, welcher aus verschiedenen alten Handschriften die Lesarten, die ihm die vorzüglichsten schienen, auswählte, und dadurch einen eignen Text bildete, welches Hr. G. für wahrscheinlich hält. — Im 4. St. Ueber die englischen theologischen Literatur von Hn. Rosenmüller d. J. Im 6. St. Ueberblick des Zustandes der Religion und der theologischen Literatur in Holland am Schlusse des 18. Jahrhunderts. In des 6ten B. 3. St. Ueber den Unterschied zwischen Auslegung und Erklärung, erläutert durch die verschiedene Behandlungsart der Versuchungsgeschichte Jesu vom Herausg. Der Vf. setzt den Unterschied zwischen Auslegen und Erklären so fest, dass sich das erstere nur auf die Erforschung des Sinnes bezieht, das letztere aber auf die Aufklärung der Sache selbst. Wir glauben aber, dass dieser Unterschied im Sprachgebrauche nicht gegründet ist, wonach sich Auslegen mehr auf die Deutung der Absicht und des Zwecks bezieht, als auf die Erklärung der Worte. Wenn man sagt: meine Worte oder Handlungen sind mir übel ausgelegt — so geht dieß entweder auf die Absicht oder den Zweck. Man würde also eher den Unterschied mit den Ausdrücken Wort-

erklärung und Sacherklärung bezeichnen können, wie man es auch schon that, und Hr. G. selbst S. 227. gethan hat. *Auslegung* würde dagegen mehr die Deutung zu einem Zwecke feyn, z. B. die Anwendung für die Praxis u. f. w. Jenem Unterschiede zu Folge erklärt nun Hr. G. die Versuchungsgeschichte, und zeigt, daß die Evangelisten dieselbe eigentlich verstanden haben, wie sie die Worterklärung angiebt, wodurch wir aber noch nicht gezwungen würden, sie eben so zu verstehen, in sofern wir nicht die Uebersetzung von der jüdischen Dämonologie hätten, wie sie. Für uns bedürfe die Sache einer weitem Aufklärung. Da nun *Matthäus* diese Geschichte nur aus Jesu Munde selbst haben konnte, und Jesus das Herumführen vom Satan nicht eigentlich genommen haben kann: so muß es eine *innere* Versuchung gewesen seyn. Diese läßt sich wieder auf dreyerley Weise erklären; allein Hr. G. zieht die von einer *Vision in der Wüste* als die leichteste vor. In der Vision konnte Jesus schnell an die verschiedensten und entlegensten Orte versetzt werden, und blieb doch mit seinem Körper auf einer Stelle in der Wüste. Diese Vision wurde ferner sehr leicht und natürlich (?) hervorgebracht durch Fasten und ange strengte Meditation, bey einem ohnehin reizbaren Nervensysteme, besonders im Orient, und an einem so einsamen Orte. Der Stoff zu den Versuchungen kam aus einzelnen Begierden der Sinnlichkeit, so wie der Stoff zu den Widerlegungen aus eignen festen Grundsätzen der Vernunft. — Allein in dem Wunsche, unverfehrt vom Tempel unter die Menge herab schweben, und alle Reiche der Welt beherrschen zu können, liegen nicht sowohl Begierden der Sinnlichkeit, als vielmehr Neigung zu einer kindischen Ostentation und unbegrenzte Ruhm- oder Herrschsucht, die zusammen gleich stark den ehrwürdigen Charakter Jesu compromittiren. Man kann daher nicht wohl annehmen, daß diese Geschichte von Jesu selbst erzählt ist; sondern muß sie vielmehr für eine jüdisch-christliche Sage halten, die in die Evangelien gekommen ist, wiemanche andre, welches sich aus dem Entstehen der ersten Evangelien und unsrer Uebersetzung des Matthäus sehr gut erklären läßt. So bald man aber nicht geneigt ist, dies anzunehmen: so bleibt die Erklärung von einer Vision die beste von allen vorhandenen. Nur verliert der Charakter Jesu außerordentlich dabey. — In 5 St. *Berichtigung verschiedener Meynungen über den Ursprung der Lesart ὁ ἄνθρωπος* I Joh. 4, 3. vom Herausg. Die Sache dieser Lesart wird so gründlich und gelehrt aus einander gesetzt, daß darüber keine Mißverständnisse weiter vorkommen können, wie sie sich bey *Carpzov*, *Lange* und andern finden, die hier sämmtlich berichtigt sind. — In des 7 B. I St. *Ueber die Fortschritte der religiösen Cultur im 18. Jahrhundert. In einer Uebersicht von Religionsvorträgen des Hn. D. Reinhard*. Es ist eine etwas seltsame Idee, die Fortschritte der religiösen Cultur aus Predigten kennen lernen zu wollen, die ihrer Natur nach den Gegenstand nur berühren, nicht einmal entwickeln, vielweniger erschöpfen können. Wolke man zeigen, wie dieser Gegenstand ho-

miletisch zu behandeln sey: so konnten dazu R—s. Predigten vortrefflich dienen, nicht aber diese Fortschritte selbst kennen zu lernen, eben deswegen, weil es Predigten sind. Da man indeffen das Seltsame nicht gefühlt hat, wenn Hr. Pölitz schreibseligen Andenkens aus R—s. Predigten ein *Corpus doctrinae Reinhardianum* compilirt: so kann man diese Seltsamkeit noch eher gelten lassen. — Im 2 St. *Ueber den Zweck, die Quellen und die Interpolationen der Apostelgeschichte* von Dr. Ziegler. Der Zweck der Apostelgeschichte ist im Allgemeinen, eine Geschichte der Ausbreitung des Christenthums seit der Himmelfahrt zu liefern, so weit sie Lukas kannte. Sie enthält also nur Fragmente, und Petrus und Paulus sind deswegen die vorzüglichsten Helden dieser Geschichte, weil sie theils die thätigsten und vorzüglichsten Missionare waren, theils Lukas von ihnen gerade am meisten wußte. Seine Quellen sind ausgemacht theils die mündliche Tradition, theils die eigne Erfahrung; die erste besonders im ersten Theil der Apostelgeschichte vor seiner Verbindung mit Paulus K. 1—16, 10. die zweyte in dem übrigen bis zu Ende. Allein für den ersten Theil scheint er auch noch schriftliche Quellen benutzt zu haben, z. B. das Sendschreiben der Gemeine zu Jerusalem an die Gemeine zu Antiochien K. 15. und wahrscheinlich auch noch ein *Κηρυγμα Περσῶν* und *Πραξις Περσῶν*. Vielleicht fand er auch schon die Rede des Stephanus K. 7. schriftlich vor. Endlich lassen sich Zusätze, Glossen und Interpolationen in einer solchen Schrift am ersten erwarten. Die vielen Glossen kann man aus der Griesbachischen Ausgabe kennen lernen. Als Interpolationen sind folgende Stellen bezeichnet K. 2, 9—11. K. 5, 12—14. K. 8, 1. K. 13, 52. *Kurze Prüfung einiger philosophischen Hauptgründe gegen die Wunder, nebst etlichen andern Ansichten dieses Gegenstandes* vom Herausg. Hr. G. prüft hier die Gründe für die Unmöglichkeit der Wunder und Offenbarung im philosophischen Sinne, die der Vf. der Schrift „*Ausführliche Erklärung der in den jüdischen Schriften enthaltenen Wundergeschichten aus natürlichen Ursachen* Berlin 1800.“ vorgetragen hat, übernimmt einmal die Rolle eines Vertheidigers der Wunder, um zu zeigen, daß die Angriffe darauf größtentheils sehr hinfällig sind, und sagt bey dieser Gelegenheit so viel Wahres und Treffendes, daß wir die Gründe jenes Vfs. völlig widerlegt halten, bis auf einen einzigen, welcher aber auch ein Hauptgrund ist, wenn ihn gleich der Vf. nicht in seiner ganzen Stärke vorgetragen hat. Wäre er ein Meister in seiner Kunst: so würde er sich hiemit begnügt, und alles übrige vorbey gelassen haben, weil es zu viel beweist. Der Vf. behauptet, daß der Begriff eines Wunders überhaupt, und eine übernatürliche Offenbarung insbesondere, den nothwendigen Gesetzen unsers Erkenntnisvermögens widerstreite, weil eine Ursache außer der Zeit verbunden mit einer Wirkung in der Zeit etwas ganz ungedenkbares, ein Nexus ohne Zusammenhang sey. Allein er zeigt nicht, warum es denn ungedenkbar sey, und so ist es ganz natürlich, daß sich Hr. G. von der Wahrheit dieses Satzes nicht überzeugen

gen kann. Vielmehr behauptet dieser, daß der Zusammenhang zwischen Ursach und Wirkung ja noch bleibe, wenn auch die Ursach in der übersinnlichen Welt zu suchen sey. Allein hier ist gerade der schwierige Punkt, der geläugnet wird. Jener Vf. könnte nämlich so argumentiren. Die Causalität gilt nur für die Natur, und läßt sich nicht ohne Sprung und Fehlschluss auf die Ueberfinnlichkeit übertragen. Denke ich mir also die Wirkung einer übersinnlichen außerweltlichen Intelligenz nach der Causalität auf die Natur: so muß ich diese Intelligenz durch einen Akt meines Verstandes erst in die Natur setzen, und sie zu einem Naturwesen machen, welches sie doch nicht seyn soll. — Mithin ist ein Causalnexus zwischen der Ueberfinnlichkeit und Natur ungedenkbar, wenn nicht die übersinnliche Intelligenz selbst Natur werden soll, welches sie doch nicht seyn soll. Dies muß nun allerdings auch von der Schöpfung gelten, wie Hr. G. sehr richtig bemerkt. Da wir uns also hier in dem Felde des Unfassbaren und Unbegreiflichen befinden: so können wir unsern vernunftmäßigen Glauben nicht sowohl auf theoretische Gründe stützen, sondern wir müssen ihn auf moralische Gründe bauen, in sofern unsre moralische Natur die eigentliche Grundlage aller wahren Religion ist. Unterdeß gilt dies bloß von philosophischen Ueberzeugungsgründen, und nicht von populären; denn für die Menschheit im Allgemeinen sind die theoretischen Glaubensgründe überzeugender als die moralischen, eben deswegen, weil das Volk nicht Philosoph ist. Doch auch von diesem allen abgesehen, und die Möglichkeit eines Wunders als übernatürlich bewirkte Begebenheit in der Natur zugegeben: so ist doch hiermit nichts für uns gewonnen, in sofern es unmöglich ist, eine solche Begebenheit zu erkennen, da uns durchaus ein Kriterium fehlt, wonach wir entscheiden könnten, was natürlich und was übernatürlich wäre. Wir sind vielmehr von unserer Vernunft gezwungen, alle Begebenheiten in der Natur als natürlich zu betrachten, da wir nicht wissen können, wo die Naturkräfte aufhören, um den Anfang einer übernatürlichen Kraft annehmen zu müssen. Daher sagt Hr. G. S. 196. mit Recht „ob die Wunder Jesu übernatürliche oder nur wunderbare, wenn gleich natürliche Begebenheiten gewesen sind, ist eine andre Frage.“ Alles was man von jeher in der Welt nach dem Ideenkreise der jedesmaligen Menschen und im populären Sinne Wunder genannt hat, und noch jetzt so nennt, ist im philosophischen Sinne nichts mehr als wunderbare Begebenheit. — Da dieser Gegenstand jetzt so vielen Mißverständnissen ausgesetzt ist: so haben wir nicht umhin gekonnt, ein paar sich darauf beziehende Hauptpunkte näher aus einander zu setzen. — Im 4. St. Ueber die verschiedene mythische Behandlungsart der christlichen Urgeschichte vom Herausg. Nur von dem öffentlichen Lehramte Jesu haben wir durch Augenzeugen zuverlässige Nachrichten, aber von der Geburt und Kindheit Jesu haben wir nur Sagen oder Mythen. Diese lassen sich eintheilen in historische Mythen, worin etwas rein historisches zum Grunde liegt,

welches aber hier nach dem herrschenden jüdischen Geschmack weiter ausgemalt worden ist, und in philosophische Mythen, die aus bloßem Raisonement, besonders aus Anwendung gewisser Stellen des A. T. auf Jesus entstanden sind; ohne daß eine wahre Thatsache zum Grunde läge. [Da in den hebräischen Sagen nicht viel ächte Philosophie zu finden ist: so wäre der Ausdruck *raisonirende* oder *philosophirende* Sagen oder Mythen vielleicht treffender]. Diesen Unterschied nun auf die Geschichte Jesu angewandt: so wird z. B. die Geburtsgeschichte Jesu vom Vf. für einen rasonirenden Mythos erklärt, so wie die des Taufers Johannes nicht minder. — Im 5. und 6. St. Ueber die Gränzen der Kirchengewalt protestantischer Konsistorien und Kirchenvorsteher über die Religionslehrer in Glaubenssachen vom Herausg. Auch in diesem Aufsatze, der uns nur etwas zu wortreich, gedehnt und nicht ohne häufige Wiederholungen zu seyn scheint, sind von dem Vf. treffliche Grundätze vertheidigt, wie man sie von einem liberalen protestantischen Theologen schon erwarten kann. Wenn gleich dem Sachverständigen darin nicht viel Neues gesagt wird: so kann es doch nicht schaden, das Bekannte bisweilen zu wiederholen und es auf die gegenwärtige Zeit anzuwenden, besonders wenn Veranlassung dazu in der Zeitgeschichte vorhanden ist. In einem solchen Falle aber wird Bestimmtheit, Bündigkeit und Kürze am ersten Eingang finden und überzeugen, besonders wenn der Gegenstand in einer kurzen Abhandlung doch nicht erschöpft werden kann, wie es auch hier der Fall ist. Alle Kirchengewalt bezieht sich bloß auf religiöse Handlungen und auf kirchliche Angelegenheiten [also mit einem Worte auf den äußern Cultus und was dazu gehört], nicht aber auf Glaubens- und Gewissenssachen; denn sie soll nur dafür sorgen, daß es in der Kirche bey der gemeinschaftlichen Religionsübung ordentlich und zweckmäßig zugehe S. 453. Allein in der Folge stellt der Vf. doch auch den öffentlichen Lehrspross unter die Kirchengewalt; in sofern wenigstens diese verlangen kann, daß er historisch vorgetragen werde. Daher hätte dieser wohl gleich zu dem äußern Cultus gezählt werden müssen, um die Eintheilung vollständig zu haben. Unter Glaubenssachen, welche hier als gleichbedeutend mit Gewissenssachen genommen sind, werden nämlich der subjective Glaube und die subjective Ueberzeugung verstanden, worüber sich die Kirchengewalt auf keine Weise erstrecken kann. Der Protestantismus ferner besteht nicht sowohl in einer Summe von Dogmen, als vielmehr in Grundsätzen, die bey der Protestation 1529 an den Tag gelegt sind, wonach die Basis der protestantischen Religion und Kirche auf Unabhängigkeit von aller menschlichen Autorität in Glaubenssachen, und Freyheit der Bibelerklärung nach richtigen Auslegungsregeln beruht S. 457. Dies ist der historische Protestantismus, wovon nicht abgewichen werden darf. Allein S. 472. wo dasselbe noch einmal wiederholt ist, wird für den zweyten Satz „alleinige Anerkennung der heiligen Schrift als einer untrüglichen Richtschnur des Glaubens und Lebens

bens“ gesetzt, und dann so fortzuführen. „Finden wir nur noch in der heiligen Schrift eine sichere für sich bestehende, und nicht erst von der Uebereinstimmung mit der Vernunft abgeleitete Richtschnur des Glaubens und Lebens: so sind und bleiben wir Protestanten, so abweichend auch unsre Ueberzeugungen von den Lehrmeinungen der ersten Reformatoren seyn mögen. So bald wir aber das für sich bestehende göttliche Ansehen der heiligen Schrift nicht mehr annehmen, sondern nur die Vernunft als Schiedsrichterin in der Religionslehre anerkennen: so ist das nicht mehr Protestantismus, sondern Rationalismus, denn wir verwerfen die Grundlage jener Protestation, wober wir den Namen Protestanten haben.“ Daraus gründet der Vf. alsdann den Vorschlag, daß es den Rationalisten erlaubt werden möchte, eine abgesonderte Religionsparthey im Staate auszumachen, weil sie nun einmal nicht zu den Protestanten gehören. Wenn wir auch in allem Uebrigen mit dem würdigen Vf. übereinstimmen; so können wir es doch unmöglich in den angeführten letzten Punkten. Sein Begriff vom historischen Protestantismus ist zu eng gefaßt, und daher sind auch die Folgerungen zu eng geworden. Der Geist erhebt sich über den Buchstaben, und der historische Protestantismus kann nicht bloß von dem Buchstaben der ersten Protestation im J. 1529 abhängig gemacht werden (denn wie vielmal hat die neue Religionsparthey nicht, sonst noch protestirt bey der Reformation?), sondern muß aus dem ganzen Geiste der Reformationgeschichte hervor gehen. Hiernach besteht nun der Geist des historischen Protestantismus in einer continuirlichen Protestation gegen allen unsibyllischen Aberglauben und Gewissenszwang, so wie in dem Rechte einer continuirlichen Verbesserung des Lehrbegriffs nach der Bibel, wonach auch der Charakter eines Protestanten bestimmt werden muß. Es kann hier nicht der Ort seyn, dieses historisch zu beweisen: allein wir wollen doch wenigstens einen historischen Punkt anführen, der wichtig genug ist. Als die Katholiken zu Augsbürg 1530 vor Abfassung ihrer Confutation die Protestanten fragen ließen, ob sie zu ihrer Confession noch etwas hinzusetzen hätten, oder ob sie bey derselben zu bleiben gedächten? so bemerkten diese die Schlinge bald, und ließen antworten, daß sie nicht gewillt wären, sich die Hände binden zu lassen, wenn sie in Zukunft noch etwas zu verbessern fänden. Hieraus ergibt sich klar der Grundsatz einer continuirlichen Verbesserung. Wenn es ferner nicht mehr Protestantismus seyn soll, so bald nur die Vernunft als Schiedsrichterin in der Religionslehre angenommen wird: so sehen wir nicht ein, wie der Protestant dieser Richterin ausweichen will, um nur eine Offenbarung anzuerkennen, und wie er nur irgend einen Satz daraus annehmen kann, ohne Uebereinstimmung mit seiner Vernunft. Also bleibt auf je-

den Fall die Vernunft die höchste, mithin am Ende auch die einzige Schiedsrichterin, bey einer Religionslehre, selbst bey einer geoffenbarten, und die heilige Schrift kann keine für sich bestehende Richtschnur des Glaubens seyn, als nur in sofern sie mit der Vernunft übereinstimmt, denn schon die bloße Anerkennung, daß sie es sey, ist Uebereinstimmung mit der Vernunft, weil der Mensch nichts wider seine Vernunft anerkennen und annehmen kann. Mag daher ein protestantischer Religionslehrer Rationalist oder Supernaturalist seyn: so bleibt er immer ein Protestant, wenn er sich nur nach jenem Geiste des Protestantismus richtet. Der verschiedene Gesichtspunkt aber, aus dem die Bibel betrachtet wird, gehört mit zu der bessern Einsicht in die Bibel, die der Vf. selbst seit der Reformation anerkennt.

(Der Beschlus folgt.)

## RECHTSGELAHRTHEIT.

SCHWERIN U. WISMAR: A. D. Weber — Beyträge zu der Lehre von den gerichtlichen Klagen und Einreden. 2tes und 3tes Stück. 1802. 139 S. 8.

Mit Vergnügen zeigt Rec., die Fortsetzung dieser äußerst lehrreichen und interessanten Beyträge an. Der Name des Vfs. erpart uns ein allgemeines Lob, auch bedarf es keines weitauffigen Auszuges, da gewiß kein Freund der Rechtswissenschaft diese, wie die übrigen Schriften des Vfs., ungelesen lassen wird. Wir begnügen uns daher mit folgender kurzer Inhaltsanzeige. Nr. 10. enthält mehrere zweckdienliche Regeln über die geschickte Wahl der Klagen. In Nr. 11. zeigt der Vf. sehr befriedigend, daß der Gerichtsstand der gelegenen Sache und des Contracts ausschließlichsich sey. Besonders interessant ist die Ausführung Nr. 12., daß der privilegirte Gerichtsstand mitteleidwürdiger Personen gar nicht existire, worin Rec. Hr. W. ganz eben so beystimmt, wie in den Bemerkungen unter Nr. 13. 14. über die Executiv-Klage aus einem *instrumento discreto* und die Einsede des Eigenthums gegen Contracts-Klagen. Die Regel: *excipiens non solvetur* wird in Nr. 15. besonders gegen Gömmer vertheidigt, welcher noch wohl stärker widerlegt werden könnte, als hier geschehen ist, so bald man nur aufmerksam darauf macht, daß die Pflicht, sich einzulassen, selbst dem kanonischen Recht nicht fremd ist, und daß nur die Reichsgesetze eine *specielle* Einlassung fodern. Die letzte Abhandlung enthält den Beweis, daß nach Röm. Recht der Besitz von der Beweislast bey der *actio negatoria* befreye. Sowohl in der Behauptung, als den Gründen stimmt Rec. dem Vf. bey. Möchte uns doch Hr. W. recht bald mit einer Fortsetzung dieser Abhandlungen beschenken!

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 15. April 1803.

## GOTTESGELAHRTHEIT.

NÜRNBERG, 6. Monath u. Kufler: *Neuestes theologisches Journal*, herausg. von D. Joh. Phil. Gähler, Pfister bis achter Band etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In des 8. Bd. 1 St. Hat die Eberische Handschrift des N. T. das erste Kapitel Matthäi, oder nicht? vom Herausg. Es wird umständlich genug gezeigt, dass diese Nürnbergische Handschrift nach einer Vergleichung des Hn. v. Murr das erste Kap. Matth. wirklich hat. Indessen will Hr. G. doch noch eine neue Vergleichung anstellen. — Im 4 St. *Ueber die Versuchungsgeschichte Jesu. Ein abgenöthigter Nachtrag vom Herausg.* Dieser Aufsatz ist eine Vertheidigung gegen Hn. M. Schütz in Leipzig, der in einem anmaßenden Tone die beiden letzten Erklärungen, welche Hr. G. im 6 B. 3 St. dieses Journals von der Versuchungsgeschichte gab, in *Augusti's* theologischer Monatschrift 1 Jahrg. 12 Heft angegriffen hatte. Wir halten den Gegner für völlig widerlegt, und freuen uns der Versicherung, dass, wenn dergleichen Vertheidigungen noch weiter notwendig werden möchten, alles kurz und nachdrücklich von staten gehen soll, um Raum für wichtigere Sachen zu gewinnen. In der That wird auch der Raum für die Recensionen zu sehr beengt, und es bleiben zu viele zurück, welches dem Journal selbst nachtheilig werden dürfte. Da Hr. G. die Meynung, welche die Versuchungsgeschichte für eine aufgenommenen jüdisch-christliche Tradition hält, besser als durch Hn. Schütz begründet zu sehen wünscht: so bemerken wir noch, dass ihre Entstehung am besten in des Hn. Pastors Schmidt *exegetischen Beyträgen* entwickelt ist, und dass sich eine Interpolation etwa in unsere griechische Uebersetzung des Matthäus auch sehr wahrscheinlich machen lässt, welches zu zeigen hier nur der Ort nicht ist. Auf jeden Fall ist der Umstand, dass Johannes der vertrauteste Liebling Jesu diese Geschichte nicht hat, schon an und für sich sehr wichtig. Hätte sie Jesus erzählt: so würde Johannes sie am ersten haben wissen müssen. — Im 5. St. *Ueber die vorgebliche Verwandtschaft der Juden und Spartaner, 1 Mackab. 12. vom Hofr. Bruns, mit einem literarischen Nachtrag vom Herausg.* In einem Briefe, den der König Arias von Sparta an den Onias geschickt haben soll, wird behauptet, man habe in einer Urkunde gefunden, Spartaner und Juden wären Brüder und Abkömmlinge Abra-

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

hams 1 Mack. 12. 21. Eine Abschrift von diesem Briefe legte Jonathan seinem Schreiben an die Spartaner bey, worin er um die Erneuerung dieser alten Brüderschaft und Freundschaft ersuchte. V. 5—11. Auch im zweyten Buche der Mackab. 3. 9. geschieht dieser Verwandtschaft beyläufig Erwähnung. Abgesehen von der Aechtheit des ersten Briefes, bleibt doch eine Sage unter den Juden übrig, dass sie ein mit den Spartanern verwandtes Volk wären. Dem Ursprung dieser Sage weist Hr. B. sehr scharfsinnig nach. *Cyrenaios* wurde von den *Theräern*, d. i. den Einwohnern der Spartanischen Insel *Thera* angehanzt Herod. 4 §. 190 f. Daher nennt *Josephus* d. b. J. 2. 16. 4. die Cyrenen *το Ακαυων γένος*. *Ptolemäus Lagi* versetzte eine Colonie Juden nach Cyrene Jos. c. Apio. 2. 4. Diese wurden den Einwohnern einverleibt, machten die 4 Classe aus, und nannten sich grade zu Cyrenen. Wenn sich nun die Juden von Cyrene in diesem Lichte betrachteten: so konnten sie auch die Spartaner als ein mit ihnen durch Abstammung und gemeinschaftliches Blut eng verbundenes Volk ansehen. Nun müssten sie aber auch den Abraham für den Stammvater der Spartaner halten, wie sie es auch in dem Briefe thun, den die Spartaner angeblich nach Jerusalem geschickt haben u. s. w. Unstreitig ist eine solche oder ähnliche Ideenverbindung die Grundlage von jenem erdichteten Briefe. Der Herausg. liefert dazu eine schätzbare gelehrte Uebersicht der verschiedenen Erklärungen und Meynungen von 1 Mack. 12. mit eingewobten Beurtheilungen desselben. — *Ueber die erste Ausgabe der deutschen katholischen Confutation der Augsb. Confession vom M. I. C. Bertram, nebst einem Nachtrage vom Herausg.* Eine erste deutsche Ausgabe vom J. 1572, wie so häufig angeführt wird, existirt gar nicht. Es ist in diesem Jahre so wenig das deutsche Original der Confutation erschienen; als eine Uebersetzung des lateinischen Textes, welcher erst 1573 vom *Andr. Fabricius* in sein *Harmon. A. C.* herausgegeben wurde! Die ersten deutschen Uebersetzungen lieferten *Chytraeus* und *Coelestin* 1576 und 1577. Nach der sehr wahrscheinlichen Vermuthung des Herausg. ist jene Unrichtigkeit aus *Joh. Joach. Müller's* *Historie der evangelischen Stände. Protestation und Augsb. Conf. Jena 1705. 4.* abzuleiten, der den *Joh. Müller* in s. *Augsb. Conf. 1630. 4.* falsch verstanden, und dabey die unrichtige Jahrzahl 1572 statt 1573 nachgeschrieben hatte. Die spätern Theologen schrieben wieder den *Joh. Joach. Müller* ab, und so wurde der Irrthum allgemein. — Endlich im 6. St. *Von der ersten Brandenburgischen Kirchenordnung vom Prof. Vasegrunspan*. Sie ist vom J. 1540.



Die Exemplaria sind sehr selten, und der Vf. hat des-  
 leinige beschrieben. Aus der Probe über die Bey-  
 haltung der Faksimilität man, daß sie noch Ehr-  
 tholifirt. Von Johann Clausens in deutsche Verse  
 gebrachten Psalter, von ebendemselben Vf. Eine kur-  
 ze Geschichte dieser Uebersetzung mit einer Probe  
 daraus. Sie ist vielleicht der erste Versuch einer  
 deutlichen metrischen Uebersetzung aller Psalme, denn  
 wenn sie gleich wegen der Schwierigkeit einen Ver-  
 leger zu finden erst 1548 mit Caserov's Vorrede her-  
 aus kam, in welchem Jahre auch die Gamersfelder-  
 sche Uebersetzung erschien, so war sie doch schon  
 1546 völlig fertig — Neue Uebersetzung und Erklä-  
 rung des 110 Psalms. Der Vf. ist ein Gelehrter in  
 Stockholm, Schüler des berühmten Aurivillius, dem  
 sowohl die richtige Erklärung dieses Psalms nicht  
 vom Messias, sondern von David, als auch die Ue-  
 bersetzung in die ihm fremde deutsche Sprache Ehre  
 macht. Er bezieht den Psalm auf die Rebellion Ab-  
 soloms, in welcher Verlegenheit und Niedergelach-  
 genheit David wahrscheinlich seine Zuflucht zum  
 Orakel genöthigt, und vom Oberpriester Zadok oder  
 Abjathar die Antwort erhalten habe: halte dich ru-  
 hig meiner Rechte vertrauend; während der Zeit  
 will ich deine Feinde zum Schemel deiner Füße  
 hinstrecken. Dieser Spruch sey zum Thema des Dich-  
 ters einer spätern Zeit geworden, welcher die Größe  
 und die Macht des Gottes der Juden betingen woll-  
 te. Der Psalm zerfällt in drey Abtheilungen. Die  
 erste, V. 1 enthalte den Orakelspruch selbst. Die zwey-  
 te, vom 2 V. bis in die Hälfte des 5ten, male die Erfül-  
 lung des Orakels ausführlicher aus, und in der drit-  
 ten finde sich die Lehre, welche aus dieser Bege-  
 benheit gezogen werde, nämlich wie fürchterlich  
 sich Jehovah an den Feinden der Juden [bisher zu  
 seinen Feinden, wenn der Psalm von Absolom's Rebel-  
 lion erklärt wird] räche: Man lernt schon hieraus den  
 eignen Danker kennen, wenn gleich die Hypothese  
 des Vfs. nicht ohne Schwierigkeit ist, z. B. in Hin-  
 sicht der Trennung des 5 V., die immer etwas hart  
 bleibt. Außerdem zeichnet sich der Vf. durch fol-  
 gende Erklärungen aus. Das Sitzen zur Rechten Got-  
 tes erklärt er durch: sich ganz kummerlos bey allen  
 Vorfällen einzig dem Schutze Gottes und der göttli-  
 chen Vorsehung überlassen; insofern das Sitzen ein  
 Bild des Friedens und eines ruhigen, kummerlosen  
 Lebens sey, 2 Kön. 14, 10. Zach. 1, 11. [Allein das  
 Sitzen zur Rechten eines Monarchen heißt doch be-  
 stimmter, theils gleiche Ehre mit ihm genießen,  
 theils an seiner Stelle herrschen.] Ferner übersetzt  
 er den 2 V. „Dir sandte Jehovah aus Zion eine mäch-  
 tige Stütze; deine Feinde rüchtigte er.“ Er liest  
 nämlich  $\text{שׁוֹרֵף לְעַזְרָתִי}$  allein weil das Futur vorher  
 gegangen ist: so mußte nun auch das Futur folgen,  
 oder wenigstens das Participium. V. 3. „Mit dir wa-  
 ren die Heerführer am Tage der Schlacht auf den  
 Bergen des Landes.“ Er liest mit den LXX und  
 der Vulg.  $\text{וְעִמְּךָ}$  wegen des Parallelismus  $\text{וְעִמְּךָ}$ . Dies ist  
 nicht unannehmlich; dagegen ist die Lesart  $\text{וְעִמְּךָ}$   
 den Bergen als die leichtere verwerflich. Auch ha-

ben LXX und Vulg. unfre Lesart gehabt. V. 4. „Dei-  
 ne ganze Lebenszeit wirst du Fürst seyn, und von  
 mir eingesetzt ein fest begründeter König.“ Alles,  
 was hier zur Rechtfertigung dieser Uebersetzung bey-  
 gebracht wird, ist recht gut; nur ist die Hauptschwie-  
 rigkeit nicht gehoben  $\text{וְעִמְּךָ}$  kann nicht heißen vom  
 mir eingesetzt, sondern es heißt statt *pro ratione, prop-  
 tera quod, eo ut* u. l. w. Eccles. 3, 18. 8, 2. 7. 13.  
 Dan. 2, 30. 4. 14. Daher muß man wohl bey der alten  
 Erklärung bleiben. David wird deswegen mit dem  
 Melchisedek verglichen, weil dieser auch König  
 und Priester zugleich war, und weil er auch ruhig zu  
 Salem blieb, während Abraham mit den Kananitern  
 Krieg führte. Der gelehrte Vf. schließt mit der Ver-  
 sicherung, daß ohne eine erkünstelte Erklärung hier  
 keine Weissagung vom Messias statt finden könne, wo-  
 rin wir ihm völlig zustimmen.

### PÄDAGOGIK.

BRUNSCHWIG u. HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: Das  
 Industrieschulwesen, ein wesentliches und erreich-  
 bares Bedürfnis aller Bürger- und Landschulen.  
 Von C. L. F. Lachmann, ältestem Prediger an der  
 Andreas-Kirche zu Braunschweig. 1802. X u. 277  
 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Das Ganze des Industrieschulwesens ist nirgends,  
 selbst nicht bey Wagemann, so unfaßend und voll-  
 ständig abgehandelt worden als vom Vf., dessen Eifer,  
 für die in den Preussischen Staaten bezuhten Schulre-  
 formen mitzuwirken, schon aus andern Schriften be-  
 kannt ist. Die Basis seiner Abhandlung ist der Satz:  
 Nicht die Volksmenge an sich, sondern die Masse der  
 zum Erwerb wirklichen Kräfte eines Staates und die  
 Art ihrer Wirksamkeit bestimmt die Macht und das  
 Glück eines Staates; daher ist immer fortgehende  
 Vervielfältigung der Erzeugnisse und Vermannichtfä-  
 tigung ihrer Verarbeitung, das Mittel zur Vermeh-  
 rung des Naturalertrags und zum Flor eines  
 Staates. Hiermit ist wenigstens die cameralistische  
 Wichtigkeit von Industrieschulen vorzüglich für die  
 producirenden Classen schon hinlänglich begründet,  
 wird aber im Buche noch weiter entwickelt.

Die erste Abtheilung beschäftigt sich mit dem In-  
 dustrieschulwesen, wie es bisher meistens betrieben  
 worden, und mit der Aufstellung der Art von Indu-  
 strieschulen; die der Vf. allgemein eingeführt wissen  
 will, und die er selbst in Braunschweig eingeführt hat.  
 (S. 78 ff.) In der Darstellung derselben vermissen wir  
 aber eine rechte deutliche, bestimmte Auseinander-  
 setzung, und finden statt deren hingeworfne, nicht ge-  
 nugsam ausgearbeitete und ausgebildete Ideen. Das  
 Charakteristische seiner Art von Industrie-Schulen be-  
 steht darin, daß die Handarbeit mit dem Unterricht  
 (dem wissenschaftlichen, nicht der Anleitung zu den  
 Handarbeiten, die doch in besondern Stunden verwie-  
 sen wird) möglichst gleichzeitig verbunden wird, oder  
 wie

wie sich der Vf. anderswo noch bestimmter ausdrückt; „dafs während alles Unterrichts, bey welchem die Hände der Kinder ruhen, jegliches Kind etwas Nützlichliches zu thun hat, das es als Nebensache betreibt.“ Er nimmt blofs die Zeit aus, wo Uebungen im Schreiben, im Rechnen an der Tafel und Uebungen der Andacht gehalten werden. (Aber wie wird es denn mit den Leseübungen, mit dem geographischen Unterricht u. dgl. gehalten?) Wir fassen das Wesentliche meist mit den eignen Worten des Vfs. zusammen: „Die Menschen aller erwerbenden Stände sind zu Berufsgeschäften bestimmt, bey welchen sie lebenslang mit geschäftigen Händen arbeiten betreiben müssen, die durch ihre Einförmigkeit ermüden und unerträglich werden, wenn sie dabey nicht allerley Gedanken haben, nicht im Gespräche mit Andern sich unterhalten, ein Lied singen, manches Auswendiggelernte überdenken und wiederholen, oder falls sie hiezu nicht genug Geistesbildung erhalten haben, sich ein — Stückchen pfeifen!“ „Man erzieht also Menschen, deren Beruf diese gleichzeitig vereinigte Seelen- und Körper-Uebung fodert, [dies scheint im Zusammenhang zu heissen: „die mechanischen Geschäfte erfordern, sollen sie anders nicht lästig werden, dafs man sich dabey durch allerley Gedanken die Zeit vertreibe,“ nicht aber, was noch wichtiger ist: „der Arbeiter soll sein Geschäft so wenig als möglich maschinenmäfsig betreiben, sondern es durch Nachdenken immer mehr vervollkommenen“] am glücklichsten, wenn man sie früh durch Schulübungen auf ihren künftigen Beruf vorbereitet.“ „Sollte es nicht der menschlichen Natur angemessen seyn, den Leib und die Seele zugleich zu bilden, da beide inunerfort auf einander wirken, und durch ihre Unruhe den Wink des Schöpfers verrathet? Sollte man nicht die unruhigen, durch Wachsthum gereizten Hände des Kindes beschäftigen müssen; wenn blofs der Kopf mit Gegenständen des Denkens unterhalten wird? Hindert nicht dies den Muthwillen der unmütern Köpfe am schicklichsten, die zumal in zahlreichen Classen durch Einen Lehrer nicht genug beschäftigt werden können? — Füllt nicht, die Handarbeit jede Lücke mit etwas Nützlichem aus, die dem Schulkinde, welches etwas schon weifs, jedesmal während der Zeit, dafs dies mit andern nachgeholt wird, übrig bleibt? Macht nicht solche Beschäftigung Allen die Arbeit durch frohe Gewöhnung zum Vergnügen?“ Kinder fassen alle Belehrungen, die sie gelegentlich bekommen, leichter als solche, bey welchen sie eigentliche Absicht sehen. Die Arbeit befördert also mehr die Aufmerksamkeit, als dafs sie sie stört. Nur verlange man nicht, dafs jedes Kind in jedem Augenblick eines angestrengtem Nachdenkens die Arbeit proud fortsetzen sollte [wir setzen hinzu: oder; dafs das Kind in Augenblicken, wo die Arbeit eine genauere Aufmerksamkeit fodert, dem Lehrer in seinem Vortrage folgen sollte!] Jedem Kinde, ja selbst dem ungebildeten Erwachsenen, fällt die Aufmerksamkeit und das angestrengte Nachdenken schwer, wenn man seine Sinne dabey unbeschäftigt laßt. Ist der Ungebildete, also

auch das Kind, in einer Art von Bewegung; so ist er auch zu einer andern aufgelegt. Ist er gezwungen, unthätig da zu sitzen, so verliert er in Kurzem alle Aufmerksamkeit. — Dies sind die Principien, auf welchen der Vf. sein Ideal der vollkommensten Industrieschule erbaut, und an welche er in der zweyten Abtheilung einen Plan zur Umfassung aller Bürger- und Landschulen in solche Industrieschulen anknüpft, die Schwierigkeiten, die sich der Ausführung in den Weg stellen würden, aufzählt und sie wegzuräumen bemüht ist. In dieser Abtheilung kommen viele vortrefliche Bemerkungen vor, die der Vf. aus dem Schatze seiner Erfahrung mittheilt, welche geprüft, beherzigt, und, wenn auch nicht ohne Einschränkung, doch theilweise angewendet zu werden verdienen. Was die Idee einer solchen Industrieschule, wie sie der Vf. verlangt, betrifft: so können unstreitig ganz leichte, ganz mechanische und kein Geräusch verursachende Handarbeiten in viele Lehrstunden eingeführt werden, dagegen aber andre Lehrgegenstände eine ungetheilte Richtung der Aufmerksamkeit auf diese, und andre Handarbeiten ebenfalls eine ungetheilte, und durch keine andern Gedanken zerstreute Aufmerksamkeit erfordern. Wenn wir auch die Schule aus dem Gesichtspunkt einer Vorbereitung fürs Leben betrachten: so dürfte doch wohl auch darauf Bedacht zu nehmen seyn, dafs die Gewohnheit, während des Arbeitens seine Gedanken mit heterogenen Dingen zu beschäftigen, nicht etwa dereinst der Vollkommenheit und Güte der Arbeiten Abbruch thue, und blofs lebendige Arbeitsmaschinen hervorbringe (deren Seele etwas ganz anders thut als ihr Körper), statt dafs vielleicht andre Meister, die sich gewöhnt haben, ihre ganze Aufmerksamkeit ihrem Geschäft zu widmen, bessere und vollkommnere Arbeit liefern möchten.

Wir erwähnen noch, dafs der Vf. seiner Schrift eine kurze Apologie des Zauderns in den Reformen des Schulwesens vorausgeschickt hat, welche wir unterschreiben, insofern das Zaudern einzig in dem Bestreben, durch langsames und bedachtsames Wirken das Bessere und Vollkommnere hervorzubringen, aber nicht in Schleichheit, Trägheit, Mangel an Eifer und in andern unlautern Triebfedern, seinen Grund hat.

КОЕЖНАСКИ, b. Schubothe: *Comparatio inter commoda atque incommoda educationis publicae et privatae.* Scripsit H. B. Melchior, Dr. philos. et praecceptor mathes. atqu. phys. in paedag. Herloviane. 1802. 132 S. gr. 8. (9 gr.)

In dieser Schrift, welche nur in einem sehr scholastischen Latein geschrieben ist, findet man, was über diese Frage die besten Pädagogen gesagt haben, zusammengestellt. Der Verf. zeigt, dafs man keiner von beiden Erziehungsarten unbedingt und ohne Rücksicht auf Umstände den Vorrang über die andre einräumen könne; dafs, wenn al-



les übrige gleich ist, die hässliche Erziehung die wohlthätigste für die Kinderjahre, die öffentliche für die Jünglingsjahre sey, daß sich die Vortheile beider Erziehungsarten noch am besten durch kleinere, den Familieneinrichtungen nahe kommende Institute, oder, da diese für die unbemittelte Menge zu kostbar, dadurch erreichen lassen, daß junge Leute, zwar zu Hause erzogen werden, aber den Unterricht in Sprachen und Wissenschaften auf öffentlichen Schulanstalten des Orts erhalten. Für Mädchen, deren Bestimmung in dem häuslichen Kreise beschlossen liegt, schickr sich die öffentliche Erziehung nicht.

### KINDERSCHRIFTEN.

LEIPZIG, im Verl. d. Dykischen Buchh.: *Die Religion Jesu*. Im katechetischen Unterrichte vortragen von *Ludw. Plaum*, Mittagspredigerin u. Katecheten an der Hauptkirche zu Ansbach. *Zweyte verbesserte Ausgabe*. 1803. XXXII u. 200 S. 8. (10 gr.)

Die erste Ausgabe dieses Religionslehrbuchs, welche dem Rec. nicht zu Gesicht gekommen ist, muß sich sehr schnell vergriffen haben; denn die Vorrede

derselben ist im Jun. 1802 und die nun zweyten Ausgabe im Nov. desselben Jahres geschrieben. Die im Vorberichte aufgestellten Grundsätze, nach welchen dieses Lehrbuch abgefaßt ist, erwecken schon für Inhalt und Form ein günstiges Vorurtheil. Wir können hier nur einige derselben ausheben: S. VI. In einem Katechismus der Lehre Jesu darf das, was nur Einkleidung einer Wahrheit, oder Accommodation ist, nicht als die Wahrheit selbst vorgetragen werden: S. VII. — es darf nichts vorkommen, was eigentlich nur in die Prolegomena der Religionslehre gehört, oder als Anhang angefügt werden sollte. Sehr richtig! Bey der Ausarbeitung selbst sind auch diese Grundsätze als Regeln befolgt worden. Ein kurzer Unterricht von Jesus ist in der Einleitung vorausgeschickt und die Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion im Anhang erwiesen. In der Religion (lehre) Jesu selbst kommt die Lehre von Gott, den Tugendvorschriften, Folgen der Tugend, nebst kurzer Erläuterung der Lehre von der Auferstehung, dem Weltgericht etc. und von den Tugendsmitteln vor. Reine und würdige Religionsbegriffe, gute Ordnung und Präcision und Deutlichkeit im Ausdrucke machen dieses Lehrbuch vor vielen andern empfehlungswerth. Vorzüglich ist es geeignet, Confirmanden mit Nutzen in die Hände gegeben zu werden.

### KLEINE SCHRIFTEN.

VANNOUWEN SCHWARZ. Braunschweig, d. Reichard: *Auserlesene Sammlung der schönsten Gedanken und Aussprüche großer Männer der Vorzeit, als Beytrag zur Beförderung der Weisheit und Menschenkenntnis*. Ein interessantes, aufklärendes und das Herz veredelndes Lesebuch, besonders für Jünglinge, aber auch für Aeltern, Lehrer und Erzieher brauchbar, von *Karl Rose*, Subrector am Gymnasio zu Soest. 1802. 9 Bog. 8. (9 gr.) An Weisheit und Selbstlob geht dem Titel des Buchs, wie man sieht, nichts ab. Jener verspricht mehr als dieser teilt. Eigentlich enthält es kurze Anekdoten, sinnreiche, witzige Reden und Antworten berühmter Männer aus der alten und neueren Zeit, wie sie z. B. bey *Gellius*, der ebenfalls sein Contingent dazu geliefert hat, vorkommen, ohne die Quellen zu benennen, aus welchen sie entlehnt sind. Die Auswahl ist jedoch nicht durchgehends streng, kritisch und am wenigsten mit steter Hinsicht auf die Zwecke gemacht, die der Titel angiebt; denn eine Vorrede, die uns über diesen Umstand belehrt, hat der Vf., vielleicht um sich nicht zu binden und zu compromittiren — denn mit dem Titel nimmt man es ja gewöhnlich so genau nicht — beyzufügen für unnöthig gehalten. Mehrere Anekdoten und Sprüche sind triviale Gemüthsplätze, und die Schreibart ist nicht immer correct und gebildet genug. Einige Stellen werden unser Urtheil rechtfertigen. S. 5. läßt sich ein Richter von der einen Parthey mit einem Krüge Oel, von der andern mit einem fetten Schwein bestechen; diese erhält das glästrige Urtheil, gegen die andere unschuldig zu seyn. Der Richter so: lieber Freund, ich hätte mich billig an dein Gebank erziehen

und dir Recht aus Dankbarkeit sprechen sollen, aber es hat eine fette Sau in mein Haus, zerbrach den Oelkrug und machte das Oel zu nichts — und so hab ich hernach deiner schändlich vergessen. S. 7. Als dem Euripides jemand vorwarf, er hätte einen stinkenden Odor, sprach er: das ist kein Wunder, denn es sind viele Geheimnisse darin verfault. S. 11. Als Diogenes einmal von einem sehr reichen aber auch sehr unwissenden Manne zu Gaste gebeten wurde: so wurde er in lauter schöne Zimmer geführt und in einem derselben wurde gespeiset. Da er nun ausspieen mußte, spie er seinem Wirth ins Gesicht, und sagte: ich weiß in diesem Hause keinen unreinern Ort, wo ich hinspeien könnte. Diogenes lächelt, erzählt diese Anekdote weit wahrcheinlicher und besser. S. 12. „Epictet sprach sehr schön: in Gesellschaft soll man den Großen und Höhern weichen, die Kleinern und Geringern vertragen und eines bessern belehren, die seines Gleichen aber sind, boyfallen.“ Epictet mag das sehr schön gesagt haben. Hier ist es aber sehr schlecht nachgesagt, Eben so wird auf derselben Seite von Thales gesagt: er habe es für das leichteste gehalten, andere Leute zu tadeln oder ihnen zu rathen und vermahnen. Nach S. 13. soll Sokrates gesagt haben, der Adel sey eine gute Vermischung des Leibes mit der Seele. Diese Gedanken und Sprüche, die noch sehr vermehrt werden könnten, sind eben nicht auserlesen. S. 19. steht: einem das Trinken abknehen statt abgewöhnen, S. 21. in's Spiegel sehen. Oft ist vor statt für und für statt vor gesetzt. An mehreren Stellen werden Sokrates u. a. alte Philosophen weise Heiden genannt.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 16. April 1803.

## ARZNEIGELAHRTHEIT.

ERLANGEN, in d. Walter. Kunst- u. Buchh.: *Entwurf einer medicinischen Pharmacologie nach den Principien der Erregungstheorie von D. J. J. Loos.* 1802. 170 S. 8. (14 gr.)

Nirgends zeigen sich die Lücken der bisherigen Erregungstheorie auffallender, als in dem Gebiete der Pharmacologie, wo die Einseitigkeit jener Grundsätze nicht mehr zureichen will, um eine befriedigende Ansicht der Arzneykörper in ihrem so verschiedenen Verhältniß zum Organismus zu gewähren. Indessen erleichterte sich Hr. L., der diese Schwierigkeit sehr wohl gefühlt zu haben scheint, sein Geschäft um ein bedeutendes dadurch, daß er sich begnügte, die Principien der Erregungstheorie nur in ihrer allgemeinsten Beziehung auf Pharmacologie hinzustellen, und statt tiefer in das Detail derselben einzudringen, ein trockenes Verzeichniß von Arzneyen gab, in welchem sich weder zweckmäßige, den wahren Differenzen der Mittel entsprechende Ordnung, noch Richtigkeit in der Bestimmung ihrer Heilkräfte entdecken läßt.

Die Einleitung abgerechnet, besteht diese Schrift aus zwey Abschnitten, deren erster die *theoretische*, der andere aber die *empirische Pharmacologie* in sich begreift. In jenem findet man die hierher gehörigen allgemeinen Begriffe auseinandergesetzt, die Gründe für und wider die Möglichkeit und Nothwendigkeit einer theoretischen Pharmacologie erwogen, die herrschenden Meynungen über die Wirkungsart der Arzneyen geprüft, die Grundsätze der Erregungstheorie auf die Wirkungen der Mittel und ihre Classification angewendet, die Kriterien der Arzneykräfte bestimmt u. s. w. In diesem werden die einzelnen Arzneymittel selbst abgehandelt, und nach dem im ersten Abschnitt aufgestellten Principien geordnet. — Gleich Anfangs S. 9. heißt es: „Arzneyen sind gewisse Substanzen, wodurch der gestörte Normalzustand organischer Naturen wieder hergestellt werden kann. Sie müssen aber von Heilmitteln überhaupt unterschieden werden; denn zu diesen gehören alle auf den Organismus einwirkende Potenzen etc. Ganz unläugbar sind aber diese Bestimmungen viel zu vag, und besonders ist nicht einzusehen, wie alle, auf den Organismus einwirkende Potenzen zu den Heilmitteln gehören sollen. — In der Theorie der Wirkungen und der Wirkungsart der Arzneyen folgt der Vf. fast ganz Hn. Rüschaub, dessen Ideen vom Wechselverhältniß der organischen und unorganischen Natur, von Recepti-

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

vität und Aktivität, von Oxydation und Desoxydation etc. hier zum Grunde gelegt, und, wiewohl nur ganz im allgemeinen, auf Pharmacologie bezogen werden. Es war zu erwarten, daß Hr. L., als Anhänger der Erregungstheorie, sich gegen die Annahme specifischer Reizmittel erklären würde; allein die angeführten Gründe sind nicht hinreichend, um wenigstens den Erfahrungssatz zu widerlegen, daß selbst im normalen Zustande gewisse Mittel auf gewisse Organe eine so auffallend bestimmte Wirkung äussern. — Was (S. 39.) die Eintheilung der Arzneyen in *remittirende* oder *antisthenische* Mittel, in *permanente* und in *diffusible* Reizmittel anlangt, so ist sie zwar ganz im Geiste der Erregungstheorie; doch dünkt sie uns zur Classification der Arzneykörper untauglich, weil zwischen den incitirenden und antisthenischen Mitteln eben so wenig, als zwischen den permanenten und diffusiblen Reizen eine Gränze zu ziehen ist, und dasselbe Mittel in verschiedenen Gaben und auf verschiedene Organismen angewendet, bald incitirend, bald schwächend wirken kann. Auch wird man dem Vf. wohl schwerlich in der Behauptung (S. 38—41.) ganz beystimmen können, daß permanente Reize mehr bey directer, diffusible hingegen mehr bey indirecter Schwäche passend wären; und wenn er (S. 41.) von den erstern sogar sagt, daß sie die Mitte zwischen den antisthenischen Mitteln und den diffusiblen Reizen halten: so ist dies ein Satz, mit welchem sich durchaus kein vernünftiger Gedanke verbinden läßt. Eben so wenig ist (S. 52.) die Eintheilung der remittirenden Mittel in *erschlassende*, *ausleerende* und *oxydirende* zu billigen. Sie ist viel zu einseitig und schwankend, und eben deshalb für die Anordnung der einzelnen Mittel unbrauchbar.

Am wenigsten befriedigend ist wohl unstrittig der Inhalt des zweyten Abschnitts, in welchem man zwar die gebräuchlichsten Arzneysubstanzen, jedoch ohne hinlängliche Sachkunde und auf eine so oberflächliche Weise abgehandelt findet, daß es Rec. unbegreiflich ist, wie Hr. L. das höchst Mangelhafte seiner Arbeit nicht fühlen konnte. Es werden hier die einzelnen Mittel fast willkürlich und mit gänzlicher Vernachlässigung der näheren Bestimmungen ihrer Differenzen, bloß nach den Rubriken obiger Classen und nach der Verschiedenheit des Naturreichs angeführt, ihre äußeren Kennzeichen nur obenhin, und ihre Bestandtheile fast gar nicht berührt. Was soll man z. B. dazu sagen, wenn man unter der Classe der antisthenischen Mittel sogar *Radix Salab.*, *Calcaria pura*, *Melae majalis* und *proscarabaeus*, *Millepedes*, *Herba Nicotiana*, *Aloë*, *Rad. Squillae*, sämtliche Antimonial-Zink-Kupfer- und Queck-

Q

Quecksilberbereitungen, den Schwefel, die spanischen Fliegen, den Senfu. a. m. erblickt? Vermuthlich dachte Hr. I. nur an die erschlaffenden und ausleerenden Wirkungen dieser Mittel, die ja aber offenbar bloß relativ sind, keineswegs aber an die unteufgar reizenden Kräfte derselben. Diese, und ähnliche Fehler, würde der Vf. wenigstens zum Theil, sicher vermeiden haben, wena er, bey der Bearbeitung der Pharmacologie, etwas mehr die Chemie zu Rathe gezogen hätte, der er übrigens, wie sich aus mehreren Stellen seines Buchs ergibt, nicht ganz hold zu seyn scheint.

BRASLAW, b. Barth u. Hamberger: *Aktenstücke, die Möglichkeit der gänzlichen Blatterausrottung und Verbesserung der Medicinalanstalten in den preussischen Staaten betreffend*. Herausgegeben von J. B. Gebel, Physikus zu Frankenstein in Schlesien. 1802. L44S. 8. (19 gr.)

Vorliegende Aktenstücke haben größtentheils auch den Herausgeber zum Verfasser. Hr. G. zeigt einen sehr mühseligen Eifer, seinem Vaterlande durch freymüthige Aufdeckung der Mängel der Medicinalanstalten, besonders auf dem platten Lande in Preussischen zu nützen; und da diese Mängel auch in sehr vielen andern Ländern eben so dringend-Abhülfe erfordern: so verdient der Vf. den Dank des größeren Publicums für diese Schrift, die Rec. als einen schönen Beytrag zur Staatsarzneykunde empfehlen kann. Das Wesentliche aus derselben ist folgendes.

Der Vf. hatte die Pockenausrottung zur Absicht, schrieb deshalb an die Stände seines Kreises, liefs einen Aufruf zur Gründung einer Gesellschaft zur Minderung des Pockenelends ergehen, schrieb an den König und überreichte denselben seinen Plan. Der König foderte das Gutachten des Obercollegii medici über denselben, dieses erstattete auch seinen Bericht; das Resultat von diesem aber war: das alles, was bisher über die Art und Weise der Pockenausrottung geschrieben sey, theils unausführbar, theils nicht erschöpfend scheine, und das alle Vorschläge sich auf eine falsche Voraussetzung, das die Mittheilung der Pocken nur allein durch körperliche Berührung geschehe, gründeten. Dieses Gutachten wurde dem Herausgeber zugeschickt, er aber zugleich aufgefodert, Vorschläge zu machen, wie der Rockenepidemie ohne großen Kostenaufwand möglichst gesteuert, und das daraus entstehende Uebel vermindert werden könne. Nach diesen Aktenstücken folgt der Aufsatz, den der Vf. den 16ten May 1799 mittelst Schreibens übergab, den den größten Theil der Schrift ausmacht. Nachdem der Vf. anerkannt hat, das die Pocken geradezu und unmittelbar nicht ausgerottet werden können, das aber doch gegen die Möglichkeit der Ausrottung keine Zweifel obwalten, und das es daher Pflicht des Staats sey, sie vorzubereiten, welches nur durch Vereinigung der Volklehrer und Volkärzte möglich sey; so handelt er nicht nur von der Milderung und Ausrottung der Rocken insbesondere, sondern auch vor-

züglich von Verbesserung der Medicinalanstalten überhaupt. Als Belege hat der Vf. allenthalben die nöthige Literatur beygefügt. Der Vf. will, das Volkslehrer sich Kenntnisse in der Volksarzneykunde, besonders der Diätetik erwerben, und diese unter das Volk, besonders durch Unterricht in den Schulen verbreiten sollen. Was der Vf. über eine gute medicinische Verfassung überhaupt, und über Physiker, Aerzte, Chirurgen, Apotheker und Hebammen besonders sagt, verdient sehr beherzigt zu werden. Bey den Vorschlägen zur Minderung des Pockenübels liegt noch die Inoculation der Menschenpocken zum Grunde; das wir aber seit der Zeit die Kuhpocken-Inpfung als vorzüglicher kennen, so sind jene Vorschläge für jetzt nicht mehr zweckmäsig. Eben dieses gilt auch von dem unter Nr. XIII. gelieferten Gutachten des Obercollegii medici et Sanitatis über diesen Gegenstand. Der Vorschlag des Vfs. zur Herbeytschaffung der Kosten für das medicinische Personal: verdient nach des Rec. Urtheil Beherzigung; er ist dieser: man soll den Sanitätsrath, der zugleich Physikus seyn kann, im Magistrat mit anstellen, lieber dafür eine andere Magistratsperson ausgehen lassen, und jenem das Gehalt dieses zuthoulen. Der Vorschlag, das Königsschiessen in den Städten abzuschaffen, dürfte wohl manchen Widerspruch finden. Eben so dürfte sich mehreres gegen den 3ten Abschnitt, der einige Bruchstücke über Krankheiten der Thiere, ihre Behandlung und Anstalten dagegen enthält, einwenden lassen. — Unter Nr. XIV. findet man sehr lehrreiche Bemerkungen des Vfs. über die Militär-Medicinal-Verfassung in das Preussischen Staaten. Rec. wünscht, das Hr. General-Chirurgus-Görcke, dem das Pr. Mil. Med. Wesen schon manche Verbesserung zu verdanken hat, die Vorschläge des Vfs. seiner Aufmerksamkeit würdigen möge.

Aus den in zweyten Anhange befindlichen zwey Briefen lernt man das Hebammenwesen in Schlesien in einem schlechten Zustande kennen. Die in einer Note gegebene Nachricht, wie viel in Schlesien in den Jahren 1798 bis 1800. Frauen in der Geburt, in den Wochen und an Blutflüssen, wie viele Kinder in dem ersten Jahre gestorben und wie viele todt geboren sind, ist allein schon zur Ueberzeugung hinreichend.

PARIS, b. Gabon: *Essai sur les pertes, qui précèdent, accompagnent ou suivent l'accouchement*. Présenté à l'école de médecine de Paris par C. H. Valentin. an. X. (1802.) 122 S. 8.

Diese Schrift bietet dem erfahrenern Arzte nichts dar, was seiner Aufmerksamkeit werth wäre; vorausgesetzt, das er mit den besten Schriften der französischen Geburtshelfer über diesen Gegenstand bekannt sey; dem minder geübten und belesenen kann sie eine nützliche Uebersicht gewähren. Sie ist der erste Versuch eines fleissigen Anfängers, bey dem man folglich noch kein gereiftes Urtheil, noch keine eigene Erfahrung suchen muß. Eine einzige Beobachtung S. 67. hatte der Vf. selbst zu machen Gelegenheit, wo er nach fruchtlosem Zusammenpressen der

Gebärmutter von aussen; den nach einer glücklichen Niederkunft entstehenden Blutfluss doch am Ende durch kalte Umschläge von Essig und Wasser stillen mußte. Uebrigens ist die Ordnung der vorliegenden Schrift folgende. Zuerst einige allgemeine Betrachtungen über den Bau der Gebärmutter, und den Zusammenhang des Mutterkuchens mit derselben. Dafs der Vf. keine richtigen Begriffe von dem Umtausche der Säfte zwischen Mutter und Kind habe, beweist die ihm wahrscheinliche Behauptung, dafs der Mutterkuchen ausser den ihn ernährenden Gefäfsen auch solche Gefäfsen erhalte, welche das Blut hergeben, dafs durch den Mutterkuchen zum Fötus gelangen soll. Die neuesten Beobachtungen nämlich machen es höchstwahrlich, dafs der Fötus nur Sauerstoff enthaltende Lymphe durch den Mutterkuchen erhalte. Der Vf. handelt dann von den Blutflüssen während der Schwangerschaft, von denen, welche den Abortus vorangehen, welche nach den sechs ersten Schwangerschaftsmonaten entstehen; von der Ansetzung des Mutterkuchens auf dem Muttermunde; von den nach der Niederkunft entstehenden Blutflüssen, welche entweder durch Unthätigkeit der Gebärmutter, Zwillinggeburt, (der Vf. behauptet, allermehrstens haben beide Zwillinge nur einen Mutterkuchen, welches nach Rec. Erfahrung wenigstens gar nicht der Fall ist,) zu schnelles Wegnehmen der Nachgeburt, anfangende und vollkommene Umkehrung der Gebärmutter (*dépression* und *renversément*) veranlaßt werden. Der Vf. giebt in eigenen Abschnitten jedesmal Ursachen, Diagnose, Prognose und Heilart dieser Blutflüsse an, und durchweht das Ganze mit Krankheitsgeschichten aus einigen der besten Autoren. Am Ende handelt er noch von den innerlichen Blutflüssen. Bestimmte Angabe der Heilmittel und des Verfahrens in den einzelnen Fällen, unter den verschiedenen Umständen und bey dieser oder jener Complication darf man hier nicht erwarten; das würde das verdienstliche Werk eines bewährten Praktikers seyn; und eben das ist es, was junge Aerzte leider so sehr entbehren, die sich bey den allgemeinen Catheder- und Compendien-Vorschriften nur zu oft verlassen fühlen, und gerade in so dringenden Gefahren, wie sie oft bey Blutflüssen entstehen, am leichtesten den Kopf verlieren.

LÜBECK U. LEIPZIG, b. Böhm: *Sammlung kleiner Abhandlungen und Beobachtungen über die Rote der neugeborenen Kinder und die Verhärtung des Zellgewebes*; herausgegeben von Dr. J. C. L. Reddelien, prakt. Arzte zu Wismar. 1802. VIII. u. 127 S. 8. (12 gr.)

Schon vor ein paar Jahren liefs der Vf. einen Aufsatz über die Rote der Neugeborenen im X. Band St. IV. des Hufelandischen Journals anonym einrücken; den er aber jetzt selbst für sehr unvollkommen erklärt, und daher ganz umgearbeitet dem Publicum hier vorlegt. Die Rote der Neugeborenen kommt eben nicht ausserst selten vor. Die Ursache derselben ist theils äusserlich, theils innerlich, indem das Kind von der Mutter-

milch bey ausbrechenden Leidenschaften der Mütter leidet. Die Heilmethode sey daher durch passende, auf das Kind mittelbar oder unmittelbar hinwirkende, anfangs besonders ausleerende, schweifsstreibende, dann durch erregende Mittel zu bezwecken. Aeusserlich seyen laue Bäder, Einreibungen von Opium, aromatische Kräuterstückgen mit China, Kampfer, Blasenpflaster anzuwenden. — Nun folgen von S. 29. bis 70. die wörtlich nachgedruckten Beobachtungen eines Rob. Bromsild's, Marx. Gartshore's, und Thom. Walsham's über diesen Gegenstand, welche in den Sammlungen für praktische Aerzte B. XVI. und B. XIX. bereits zu lesen sind. — Auch die zweyte Abhandlung über die *Verhärtung des Zellgewebes der neugeborenen Kinder*, von Andry ist bloss eine Uebersetzung aus der *Encyclopedie methodique*, die sich grösstentheils auch schon in dem XV. Band der Sammlungen praktischer Aerzte nach den frühern Beobachtungen des französischen Vfs. vorfindet. Uebrigens aber hat Hr. Reddelien das Verdienst, dafs er in dieser Monographie das Wesentlichste, was zither zerstreut über diese Kinderkrankheiten von alten sowohl als neuen Schriftstellern, besonders den französischen und englischen verhandelt wurde, gesammelt und geordnet hat.

LEIPZIG, b. Grasse: *Der Selbstarzt wie er seyn sollte. Eine unterhaltende Morgenlectüre für Herrn und Damen.* 1802. X. u. 596 S. 8. (1 Rtblr. 12 gr.)

Der erste Band dieses populären Werkes holt etwas weit aus, indem der Vf., der auch Herausgeber des *Gesundheits-Tempels* ist, von den Bestandtheilen des Menschen, von dem Grundstoffe der drey Naturreiche, von der physischen - chemischen - mechanischen - organischen - thierischen Natur, vom Geschlecht, von Idiosynkrasie, erblicher Anlage zu Krankheiten etc. den Uebergang auf den Nutzen der Diätetik, und zu den sogenannten nicht-natürlichen Dingen macht, und auf 596 S. den gutmüthigen Leser ziemlich redselig von der *Luft* und ihren chemischen und physischen Bestandtheilen, von *Speise* und *Trank*, dem noch etwas über *Küchengefchürre*, Rauch- und Schnupf-Tabak angehängt ist, unterhält, oder auch langweilt. Zuweilen trifft man auf ganz neu gewagte und witzige Erklärungen, z. B. „dafs, weil Wasserstoff, Stickstoff, Kieselerde etc. im menschlichen Körper enthalten wären, nicht zu verwundern sey, wenn manche Menschen schon bey Lebzeiten zu Gläsern verschlacken, und zu wahren Wein- und Brantwein-Bouteillen werden, vornehmlich dann, wenn der Schwefel, der sich besonders im Gehirn befindet, seinen Brennstoff dazu hergiebt, da bekanntlich aus dem Zusammenzuschmelzen jener Salze — der Gewächs- und Mineralalkalien — und der Kieselerde das Gläs entsteht.“ — Dafür aber sind die Begriffe, Organismus, Organisirung, deutlich auseinandergesetzt. Der Mensch ist, wie jedes Thier und jede Pflanze ein organisirtes und sich selbst organisirendes Wesen: dieses zufolge hat es eine organische Natur, d. i. organische Kräfte, die organische Wirkungen hervorbringen. — Was der Vf. über:

über Anthropologie überhaupt sagt, ist zwar meistens nach den neuern Grundsätzen geordnet, möchte aber wohl eben deswegen für manchen Nichtarzt weniger unterhaltend und verständlich seyn, als die nachfolgenden Abschnitte über den Nutzen der Diätetik, Alter-Leibes- Gemüths- Beschaffenheit, Idiosynkrasie, Gewohnheit, Temperamente, etc. die eine angenehme, lehrreiche Lectüre gewähren. Weiterhin gefiel Rec. der Artikel über Luft, vorzüglich wohl. Bey Gelegenheit der Elektricität äußert der Vf. den Wunsch, welchen auch schon andere Physiker thaten, „dass bey Eheleuten der eine Theil einen Ueberfluß, der andere einen Mangel an Elektricität besitze. Denn wenn die Elektricitäten zweyer Personen ungleich seyn, so ersetze der Mangel der einen den Ueberfluß der andern, und erhalte durch dieses beständige Geben und Nehmen der überflüssigen und fehlenden Elektricität den physischen und moralischen Zustand auf beiden Seiten. Daher es wohl gethan seyn würde, wenn Personen, die sich einander heyrathen wollen, erst das Verhältniß der in ihnen wohnenden Elektricität zu einander prüften.“ — Schade nur, daß wir diesen Ehestands- Elektrometer noch nicht besitzen, und wenn wir ihn auch besäßen, die Ehen dennoch nicht darnach geschlossen oder glücklicher werden würden! Die Speisen und deren leichtere und schwerere Verdaulichkeit werden, so wie das Getränke, nach den Reichen der Natur einzeln abgehandelt. Eine reife Ananas mag wohl nie dem Geschmacksmann des Vfs. nahe gekommen seyn, weil er so ungerecht ist, von ihr zu sagen: „wer so glücklich ist eine zu bekommen, darf sich nur nicht an ihr laben, wenn er einen bösen Hals, schwache oder verletzte Lungen, Blutspeyen und eine Gallenkolik hat. Sie besitzt einen sehr scharfen Saft, der alle diese Uebel verchlümmert.“

**KÖNIGSBRUNN**, b. Nicolovius: *Taschenbuch für angehende Aerzte und Wundärzte über die praktische Arzneimittellehre in ihrem ganzen Umfange. Dritter Theil.* 1801. 293 S. 8. (20 gr.)

Diese Anweisung, Recepte zu verschreiben, zeichnerisch in nichts vor ältern ähnlichen aus, im Gegen-

theile greift sie mehr, *aber nicht zweckmäßig* ins Chemisch-Pharmaceutische ein, was nicht eigentlich für den praktischen Arzt, noch weniger für den Wundarzt gehört. Ein wenig sonderbar werden die lateinischen Schulbenennungen der Bestandtheile eines Receptes, des *adjuvans* durch *Unterstützer*, des *corrigen* durch *Verbesserer*, des *constituens* durch *Formgeber*, des *excipiens* durch *Sammler*, *Vereiniger* übersetzt. Als Muster wird eine *Mixtur* mit Goldschwefel, weiter eine Menge Regeln über die Farbe der Arzneyen gegeben, die leicht einer andern Ansicht fähig wären, z. B. man solle ganz weiße Pulver, wasserhelle farblose Mixturen meiden, man solle zu Emulsionen weiße Säfte, als *Syrup. papav. Mucados* setzen, Sennaauflösung durch *Hb. scrophular.* das *Sal. angl.* und *sedlicen.* durch *Cremor tartari* verbessern, Zinnober in Oblaten gewickelt nehmen lassen u. dgl. wichtige Dinge mehr!

### KINDERSCHRIFTEN.

**LEIPZIG**, b. Voss u. Comp.: *Moralische Gemälde für die gebildete Jugend.* Von Jakob Glatz, Lehrer am Erziehungs-Institute zu Schnepfenthal. *Zweytes Heft.* Mit dem Bildnisse Guts Muths und drey Kupf. 1803. XVI. u. 144 S. 4.

Nach des Rec. Ueberzeugung gehören die moralischen Gemälde des Hrn. G. zu den unterhaltendsten Jugendbüchern. Was wir bey der Anzeige des ersten Hefts 1801. Nr. 183. zum Lobe der anziehenden und rührenden Darstellungsgabe des Vfs. gesagt haben, das müssen wir auch bey diesem Hefte wiederholen. Es bestehet aus drey Erzählungen, welche überschrieben sind: der edle Soldat, der Wahrheitsfreund und der Leichtsinrige. In allen drey Aufsätzen ist die moralische Tendenz unverkennbar; aus dem zweyten leuchtet sie aber ganz besonders hervor. Aus der kurzen Biographie des verdienten Hn. Hofraths Guts Muths, mit welcher dieses Heft eröffnet wird, erfährt man unter andern, daß Hr. G. M., außer mehreren mit und ohne seinen Namen herausgegebenen Schriften, auch an den Salzmann'schen *Unterhaltungen und Reisen der Salzmann'schen Zöglinge* vielen Antheil habe.

### KLEINE SCHRIFTEN.

**ARZNEYERLAHRHEIT.** *Aldorf: Nachricht von der Anstalt für arme Kranke zu Aldorf vom May 1800 bis dahin 1801 nebst einem Berichte von der hier und in der benachbarten Gegend vorgenommenen Kuhpockenimpfung.* Herausgegeben von D. Christian Erich v. Fabrici, Prof. d. An. und Chir. 1801. 46 S. 8. (3 gr.) Hr. v. F., welcher seit dem Tode des verdienstvollen Prof. Ackermann die Beforgung der Krankenanstalt für Arme zu Aldorf übernommen hat, liefert hier nach vorausgeschickter Berechnung der Einnahmen und Ausgaben das Verzeichniß der in dem genannten Jahre aufgenomme-

nen Kranken, und giebt zugleich das Versprechen, mit diesem Institute, wenn es nur ferner nicht an milden Beyträgen fehlt; eine kleine Accouchiranstalt zum Nutzen der Studierenden zu verbinden. In den mitgetheilten Bemerkungen über die Kuhpocken erzählt der Vf. die Resultate, welche er auf seinen an 379 Implingen gemachten Beobachtungen gezogen hat; Bemerkungen, die nur wenige Seiten füllen, aber wirklich schätzbarer sind, als viele der größern Abhandlungen, die wir über Kuhpocken erhalten haben.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 18. April 1803.

## PHILOSOPHIE.

LEIPZIG, b. Hempel: Die Kunst zu denken. Ein Seitenstück zur Kunst Bücher zu lesen. Von J. A. Bergk. 1802. 291 Bog. gr. 8. (2 Rthlr.)

Aus dem etwas zu weitreichenden und gedehnten Inhalte der zwey ersten Kapitel von dem Zwecke dieses Buchs und dem Begriffe der Kunst zu denken, erhellt, daß hier keine allgemeine Logik, sondern eine Anweisung zum richtigen und gehaltreichen Selbstdenken in Ansehung bestimmter Gegenstände gegeben werden soll. Wir kennen aber keine andere Kunst zu denken als die, welche in der Elementar- und Methodenlehre der allgemeinen Logik gelehrt wird. Um über einzelne bestimmte Gegenstände richtig, wahr und gehaltreich zu denken, muß man den Gegenstand, und die Wissenschaft oder Kunst, zu welcher er gehört, selbst gründlich studieren, und der mündlichen und schriftlichen Unterricht über diese und jene Wissenschaft oder Kunst, diesen oder jenen, besondern Gegenstand derselben, ist der einzige Wegweiser für den Lehrling, der Erkenntnisse davon zu erlangen sucht. Eben darum, weil die allgemeine Logik eine Wissenschaft a priori von den nothwendigen Gesetzen des Denkens in Ansehung aller Gegenstände überhaupt ist, bestimmen ihre Gesetze auch die Art und Weise, wie die Vernunft bey der Behandlung bestimmter Gegenstände ihres Nachdenkens, zur Bewirkung einer vollkommenen Erkenntniß von denselben, verfahren soll, und lehrt mithin allein die Kunst zu denken. Alles Uebrige, was bey dem Denken über bestimmte Gegenstände vorkommen mag, ist bloß materiell und wird durch die Natur des Gegenstandes der Erkenntniß und der Wissenschaft, zu welcher er gehört, selbst bestimmt. Die Methode oder das richtige und erschöpfende Verfahren der Vernunft, um sich in Ansehung eines Gegenstandes oder einer Wissenschaft vollständige Erkenntniß zu erwerben, ist unmittelbar, in und mit der Ausführung der Theorie über einen solchen Gegenstand und des Systems einer solchen Wissenschaft gegeben. Wie also die allgemeine Logik in der Elementarlehre die Bedingungen der Vollkommenheit einer Erkenntniß, und in der Methodenlehre die Art und Weise, das Mannigfaltige der Erkenntniß zu einer Wissenschaft zu verbinden, zum Gegenstand hat; so würde eine solche sogenannte Kunst zu denken, wie sie sich der Vf. des gegenwärtigen Werks vorstellt, lediglich mit dem Materiellen der mannigfaltigen Erkenntniße, dem Inhalte der Gegenstände des Denkens, mit vollständiger Ausführung einzelner Ob-

A. L. Z. 1803. Zweyter Band,

jecte der äußern und innern Erfahrung und aller einzelnen Wissenschaften, da seine Absicht gar nicht auf das Formelle gerichtet seyn soll, sich beschäftigen müssen. Das alles leistet nun dieses Werk nicht, und kann es auch vermöge seines beschränkten Umfanges und sollte es wohl auch nicht leisten. Was wir hier erhalten, ist eine Sammlung von 31 Aufsätzen über Methoden, die sich auf die Erziehung des Menschen zum Selbstdenken beziehen, über Regeln, Grundsätze, Maximen, Mittel und Wege, die man befolgen und einschlagen müsse, um selbst denken zu lernen, oder Andere zum Selbstdenken zu führen, über die Hindernisse, Fehler und Irrthümer, die man dabey zu überwinden, zu entfernen und zu vermeiden hat, über die äußern und innern Bedingungen des Selbstdenkens u. s. w. Alle diese Dinge sind an sich ganz nützlich, allein sie sind nur das nicht, was sie nach der Ankündigung des Vfs. seyn sollen, eine Anweisung zum Selbstdenken über bestimmte Gegenstände. In dem 7ten bis zum 9ten Kapitel werden zwar drey Materien herangezogen und Vorschriften gegeben, was man an denselben beobachten und wie man, zur Beförderung des richtigen und gehaltreichen Denkens, bey ihrer Beobachtung verfahren soll; sie sind die äußere Natur, der Mensch, in wie fern es sich selbst zum Gegenstand seines Denkens macht, und andere Menschen. Allein wenn man auch diese allgemeinen Gegenstände als bestimmte annimmt: so betreffen doch die in Ansehung ihrer gegebenen Anweisungen nur die bloße Form des Denkens und Beobachtens derselben, und sind im Grunde nur eine Anwendung denlogischen Regeln auf sie. Auch sind sie nicht erschöpft. Zum Beyspiel, wie der Vf. verfährt, heben wir hier nur die Hauptmomente des 7ten Kapitels von der Beobachtung der äußern Natur aus. Die äußere Natur, heißt es, muß der erste Gegenstand seyn, wozu der Mensch seine Denkkraft übt. Wollen wir durch die Beobachtung der Natur selbst denken lernen: so müssen wir die Verschiedenheiten, nächst diesen die Ähnlichkeiten, welche mehr Aufmerksamkeit erfordern, an den manchenley Gegenständen kennen lernen; wir müssen diese alsdann auch in ihre Bestandtheile auflösen und zergliedern, um zu erfahren, was ihnen zugehört, welche Wirkungen sie äußern, und in welchem Verhältnisse sie durch diese zum Ganzen stehen. Dann muß man zur Erforschung der Ursachen und Wirkungen, die man gewahr wird, fortgehen. Alle diese vorausgegangenen Denkhungen setzen uns nunmehr in den Stand, Schlüsse zu machen, und von dem Allgemeinen zu dem Besondern herunter, und von diesem zu jenem hinauf zu steigen.

B



gen. Hierbey etwas vom Schließen und von der korrespondirenden, hypothetischen und disjunctiven Schlussart. Da durch den öftern Gebrauch dieser Art zu denken die Vernunft geübt und ausgebildet wird: so kann man nunmehr zur Aufsuchung der letzten Gründe der Dinge und zur ersten Ursache von allem, was da ist, und zuletzt zur Erforschung des Zwecks, Nutzens und Schadens der Dinge übergehen. Nach diesem wird noch erklärt, was klare und deutliche, individuelle, particuläre und allgemeine (?) Begriffe sind, worin das Abstrahiren, die logische und reale Wahrheit besteht. Das ist in der That nicht viel; alles hat keinen materiellen, sondern einen bloß formellen Gehalt, und die Regeln lassen sich auf noch andere als Gegenstände der äußern Natur anwenden; übrigens erschöpft das Gesagte den Umfang des so reichhaltigen Gegenstandes auf keine Weise. Dann folgen, Kapitel 10—14, die Hilfsmittel zur Beförderung des richtigen und gehaltreichen Denkens, nämlich das Zweifelhaftsein, das Bücherlesen, als Denkübung, die Vorfertigung schriftlicher Aufsätze, Umgang mit denkenden und geistreichen Männern, Disputiren, Freyheit im Denken und Schreiben, freye Staatsverfassungen, Reisen, Tagebücher u. s. Nach dem Kapitel vom Bücherlesen, wird ein Verzeichniß der gedank- und geistreichsten Schriftsteller unter den neuern cultivirten Nationen, Deutschen, Franzosen, Engländern, Italiänern, Holländern und Spaniern mitgetheilt, das besonders in Ansehung der drey letztern sehr dürftig ausgefallen ist. Von Holländern werden nur zwey, Spinoza und Hemsterhuis, und von Spaniern der einzige Cervantes angeführt. Ausser dem ist in diesem Verzeichniß gar keine Ordnung beobachtet, Dichter, Philosophen, Geschichtschreiber u. s. w. stehen vermischt unter einander, und überhaupt vermist man dabey eine dem Zwecke des Buchs entsprechende Auswahl und Anordnung. — Von nun an ist die Folge der Materien mehr rhapsodisch als systematisch, und man sieht nicht immer, warum eine Materie gerade an der Stelle steht, die sie einnimmt. 15. Kap. Wie muß die Erziehung beschaffen seyn, wenn man die Denkkraft an Selbstthätigkeit gewöhnen will? 16. Kap. Ueber einige Hindernisse in der Erlernung des Selbstdenkens, und über die Mittel sie hinweg zu räumen. 17. Kap. Fernere Maxime, die man bey der Erziehung zum Selbstdenken und bryn Fortsich nach Wahrheit beobachten muß. (Hätte zum Kap. 15. gezogen werden können.) 18. Kap. Wie flößt man sich Interesse am Nachdenken ein, und wie unterhält man dasselbe in sich? (Würde eine angemessener Stelle in den Kapiteln von der Vorbereitung zum Selbstdenken gefunden haben.) 19. Kap. Welche Fehler muß man bey der Erlernung des Selbstdenkens vermeiden? (Hätte nach 6 folgen müssen.) 20. Kap. Hat das Denken Grenzen und wie viel giebt es Methoden zu denken? (Gehörte besser oben hin in das 6te Kap. Der Inhalt ist theils der Kritik der reinen Vernunft, theils der logischen Methodenlehre eigen. Auch wird von dem analytischen und synthetischen Denken weiter nichts gesagt, und es konnte davon auch weiter nichts ge-

sagt werden, als was zu jener Methodenlehre gehört, die, doch nicht in dem Plaz des Vfs, liegen soll.) 21. Kap. Welche Vermögen und Kräfte des menschlichen Geistes unterstützen und erleichtern das Denken? (Steht auch nicht an seinem rechten Orte. Sinnlichkeit, Einbildungskraft und Gedächtniß sind auch mehr als bloße Unterstützungs- und Erleichterungsmittel des Denkens.) 22. Kap. Wie lernt man systematisch denken und welchen Nutzen hat diese Denkart? (Da die Regeln des systematischen Denkens gar nicht von den Objecten des Denkens abhängen, sondern die bloße Form der Erkenntnisse betreffen: so gehören sie eigentlich auch nicht hierher, sondern ebensfalls zur logischen Methodenlehre.) 23. Kap. Ueber die Ursachen der Irrthümer im Denken und über die Mittel, diese zu vermeiden. (Die Ausführung ist auch bloß logisch und kann nicht anders seyn; weil sich von materieller Wahrheit und von materiellen Irrthum überhaupt kein allgemeines Kriterium angeben läßt, sondern ein bestimmter Gegenstand vorausgesetzt werden muß, wenn soll ausgelegt werden können, ob er materielle Wahrheit oder Irrthum enthalte.) 24. Kap. Durch welche Mittel kann man in sich die Geneigtheit, immer mit seinem Zeitalter in der Aufklärung fortzugehen, erwecken und unterhalten? (Hat bey 18 mit ausgeführt werden können; zur Kunst zu denken gehört aber dieser Gegenstand eigentlich gar nicht.) 25. Kap. Ueber die Gesetze des menschlichen Denkens und Erkennens. (Ist bloß allgemein- und transcendental-logischer Natur, und hätte auch schon weiter oben abgehandelt werden müssen.) Vom 26ten Kap. an bis zu Ende handelt der Vf. noch besonders von den historischen und philosophischen Wissenschaften und von den schönen Künsten; so wie von dem Verfahren, welches man zu beobachten habe, wenn man in denselben richtig urtheilen wolle. Er hiehet hier eine Uebersicht aller Theile der historischen und philosophischen Wissenschaften, und in Ansehung dieser letztern, der theoretischen und praktischen Philosophie und der Kritik der Urtheilskraft, um den Gang zu bezeichnen, den die Kritik überhaupt genommen hat, um sich der Wahrheit und Vollständigkeit des Inhalts eines jeden Zweiges dieser Wissenschaften zu versichern. Man sieht doch, obgleich der Vf. bloß bey dem System stehen bleibt, und in den besondern Inhalt desselben bey jeder einzelnen Wissenschaft, nach ihrem ganzen Umfange, nicht selbst eingeht, daß ihm der Zweck und die Idee seines Unternehmens, die ihm bey dem Anfange und der Fortsetzung desselben nur dunkel vorgezeichnet hatten, hier am Ende klarer geworden ist. Wahrscheinlich würde er dieses Unternehmen aber aufgegeben haben, wenn er den ganzen Umfang desselben, und die für einen Einzigen unübersteiglichen Schwierigkeiten seiner Ausführung, bey der Entwerfung des Plans dazu, deutlich eingesehen hätte. Die Schreihart und Darstellungsmanier des Vfs. scheint hier noch dieselbe zu seyn, die ein anderer Red. an dem im Jahre 1799 zu Jena, erschienenen Buche desselben, der Kunst Bücher zu lesen etc. (in Nr. 267. dieser Zeit. Sept. 1800.) gerügt hat.



hat. Er weiß sich, bey seiner außerdem ganz angenehmen und gebildeten Schreibart, doch nicht kurz und gedrängt genug zu fassen, und fällt oft ins Declamatorische und in dunkles Pathos; z. B. S. 74. „Alles unser Leben auf dieser Erde fängt mit dem Erwachen der äußern Sinne an, welche die Thore zur innern Lebendigkeit sind, und welche die ersten Materialien zum Denken herbeyführen. — Todte und lebendige Gegenstände sind die Hieroglyphen, die wir verstehen lernen müssen. Sie enthalten den Schlüssel zu den Geheimnissen, die in uns und in Andern verborgen liegen. Aber wir müssen bey den Betrachtungen der Natur etwas wagen, wenn wir auch fallen, und wir müssen urtheilen und entscheiden, wenn wir auch irren sollten.“ (Wir dächten, man gäbe dem jungen Denker lieber die Lehre, nicht eher zu urtheilen und zu entscheiden, als bis er sich der Richtigkeit seines Urtheils versichert habe. Bey folgender Stelle hätten wir uns doch erst besonnen, ehe wir sie niedergeschrieben hätten; sie ist gar zu kühn.) S. 84. „Die Außenwelt existirt im Raume, und der Raum, der die bloße Form der äußern Sinne ist; im Menschen; also ist der Mensch der Träger aller Dinge. Wer erschrickt nicht vor dem Gedanken, daß er alle Menschen, gute und böse, Slaven und Tyrannen, Räuber und Mörder, und das ganze System der Natur, alle Revolutionen und alle Verheerungen in sich trägt? Und was ist der Mensch? Kann nicht alles aus ihm werden? Ist nicht etwa bloß der Mangel an Gelegenheit zum Bösen sein Schutzgeist?“ Der Vf. hält viel von Kühnheit und Besonnenheit im Denken; er ordnet aber jene dieser nicht immer unter, wie es doch seyn sollte. Auch folgende Stelle ist Beweis von größerer Kühnheit als Besonnenheit: „Das Denken ist die beste Arzney, wenn wir uns krank fühlen: (das läßt sich bezweifeln, und es ist nicht wahr, wenn uns die Krankheit zum Denken unfähig macht.) es ruft Kräfte zur Thätigkeit auf, von welchen niemand als wir selbst zu unserer Heilung Gebrauch machen können. (Wenn das erstere weniger problematisch wäre, als es wirklich ist, so brauchte man sich über das letztere gar nicht zu verwundern.) Dasjenige, was vorher kraftlos hinsank, steht durch das Selbstdenken verjüngt zum Leben auf.“ Wir halten es doch für sicherer, man liesse, wenn man kraftlos auf das Krankenlager hingefonken ist, lieber den Arzt für sich selbstdenken, und verchohe dieses bedenkliche Geschäft auf bessere Zeiten.

HAMBURG, b. Bohn; *Timarets oder von der Freundschaft.* 1802. 113 Bogen. 8. (16 gr.)

Was hier über Freundschaft gesagt wird, ist weder mit philosophischem Geiste oder auch nur sinnreich gedacht, noch gefällig vortragen. Der Titel scheint eine ästhetische Form des Vortrags anzukündigen; diese ist aber die gewöhnliche acroamatische, in (20) Capiteln, bestehende. Raisonniement und Darstellung sind gleich mangelhaft, und die Natur des abgehandelten Gegenstandes, über welche in unsern Zeiten so vieles Licht verbreitet worden, ist hier von neuem

in Schatten gestellt. Folgende Beyspiele werden dieses Urtheil bestätigen. S. 7. ff. soll bewiesen werden, daß Liebe nicht Freundschaft sey. Unter Liebe, heisse es, verstehen wir hier so wenig Wirkungen des Geschlechtstriebes, als künstliche Wendungen der Eigenliebe, oder sittliche Liebeserweise, d. i. Pflichtübungen aus Menschenfreundlichkeit, sondern Liebe im eigentlichen Verstande. Von dieser Liebe wird aber weiter nichts gesagt, als, sie sey eine Gemüthsbewegung oder etwas Leidenschaftliches. Beide; fährt der Vf. fort, Liebe und Freundschaft, haben einen Gegenstand, an dem sie Vollkommenheit gewahr nehmen; beide sehnen sich nach Genuß. Die Liebe ist entweder eine Gemüthsbewegung, oder eine Leidenschaft, oder eine heftige Begierde der Seele; bey der Freundschaft kann dergleichen auch seyn, sie kann in alle Schwärmereyen der Liebe übergehen, aber es ist ihr Wesentliches nicht; denn sonst würde ihr baldiges Ende, wie einer jeden Spannung oder Leidenschaft in der Natur gegründet seyn. Von der wahren Freundschaft verlangt man aber und findet auch bey ihr Beständigkeit. Also ist sie vielmehr für eine Gemüthsstimmung, als für eine Gemüthsbewegung, Spannung oder Leidenschaft zu halten. (Der Schluss, weil die Liebe, wegen der Spannung oder Leidenschaft, ihr baldiges Ende in der Natur findet, Freundschaft aber beständig ist, so ist letztere keine Gemüthsspannung sondern eine Gemüthsstimmung, ist ausnehmend bündig und einleuchtend. Aber da auch bey der Freundschaft Leidenschaft oder Spannung seyn kann, wie der Vf. oben meynete, was wird denn nun aus dieser? Wir rathen bloß, indem wir uns in die Art, wie der Vf. zu philosophieren pflegt, versetzen: bey der Liebe ist stete Spannung, keine Stimmung, bey der Freundschaft können beide seyn. Sobald bey jener die Spannung vorüber ist, erreicht sie ihr natürliches Ende; diese hingegen stirbt, wenn auch die Spannung aufhört, darum noch nicht, denn sie hat noch einen Rückenhalt, die Stimmung, und die bleibt ihr immer. Warum gerade die Liebe der Stimmung entbehren, und diese nothwendig beharrlich seyn soll, darüber mögen sich nun auch Andere die Köpfe zerbrechen.) Der zweyte Unterschied zwischen Liebe und Freundschaft besteht darin, daß jene durch empfundene, oder gesehnte oder ertriumte Schönheit des Körpers, des Geistes oder des Herzens erregt wird, diese hingegen sich auf bewusste Anerkennung guter Eigenschaften bezieht, also bey ihr nicht die Blindheit der Liebe statt findet. (Auch hier hat der Vf. manches Räthsel zu lösen übrig gelassen.) Nach S. 10. ist Geneigtheit und Wohlwollen zwar Freundschaftlichkeit, aber nicht Freundschaft oder Freundheit. — Zur Freundschaft verlangt der Vf. Bekanntschaft, ja sogar persönliche, weil sonst keine bestimmte und bewusste Anerkennung von Vorzügen seyn kann; doch hält er noch eine Freundschaft unter Menschen, die sich einander nie, oder selten und wenig gesehen haben, für möglich. Diese „können einander sehr hoch schätzen, schriftlich mit einander umgehen, auch Vertraulichkeit, so fern es Briefe gestattet, seitdem und so lan-

ge es Briefdiele giebt, unter sich herrschen lassen. Das kann für eine Art von Freundschaft gelten, die einigen wortarmen, ungefälligen und seltsamen Menschen, oder solchen, an deren Gestalt und Körper etwas sehr unangenehmes und die Sinne beleidigendes sich findet, einzig erreichbar ist. Keiner von ihnen sieht, riecht und fühlt in der Entfernung das Widrige, die Fehler und Gebrechen des Andern; sie sind in Briefen gesprächig, geistreich und herzlich; und die Häkeleyen, die, sobald sie bey einander wären, sich einstellen würden, fallen weg.“ — Obgleich S. 17. geäußert wird, daß Freundschaft auf Tugend gegründet und mit ihr vergesellschaftet seyn sollte: so wird doch gleich darauf behauptet, daß es auch unter Lasterhaften Freundschaft geben könne; der Beweis besteht in folgenden Fragen? „Sind denn alle Lasterhaften, Räuber und Mörder, Verschwörer und Empörer? die größten greulichsten kühnsten Frevler? Werden unter dem allgemeinen Begriffe der Lasterhaften nicht viele begriffen, die so sanft als Lämmer sind? nicht alle, die sich von irgend einer, nicht zu billigenden Gesinnung leiten lassen und sich einer pflichtwidrigen Lebensart ergeben, oder sich einzelne unrechtmäßige Handlungen oder schlechte Sitten nachsehen? Und können diese nicht anderweitig gute schätzungswerthe Eigenschaften haben? nicht wenigstens solche, die es nach dem, wenn auch verkehrten, thörigsten und falschen, Dafürhalten von ihres gleichen sind.“ (Wie reimt sich das aber mit der obigen Behauptung, daß sich die Freundschaft auf bewusste Anerkennung guter Eigenschaften gründe und nicht blind sey?) Nach S. 24. soll ohne Eigennützigkeit an Freundschaft gar nicht zu denken seyn. Doch müsse man darunter nicht den groben, niedrigen, sondern, wie er sich gewöhnlich bey den besten Menschen finde, einen *seinen, geistigen und zum Theil sittlichen Eigennutz* verstehen. Bey dieser Gelegenheit ergeht ein Strafgericht über die Thoren, die die Menschen tadelten und verachteten, weil sie diesem Eigennutze nachgingen; der Vf. hat aber die Sache nicht wohl überlegt; man tadelte die Menschen nicht, weil sie ihren eigenen Nutzen befördern, sondern, weil sie denselben zum Grundsatze ihres Handelns machen, und ihn nicht dem Pflichtgesetz unterwerfen. Nach dem Vf. giebt es folgende Arten von Freundschaft: meist körperliche oder grobsinnliche; feiner sinnliche und *geschmackliche*; herzliche, gefühlvolle und empfindsame; geistige, wissenschaftliche oder Künstlerfreundschaft; einfache und Freundschaft mit mehreren; ernsthafte, innige, fröhliche; schmeichlerische; schlichte und rohe; mit Einschränkung oder mit Aufwand verbundene; *freyliche*; eigennützige und uneigennützige Freundschaft; welche Arten, nach dieser Anlage, noch mit sehr vielen ähnlichen hätten vermehrt werden können. Daß der Vf. gern neue Wörter schafft, wird man schon an einigen in dieser Anzeige angeführten Wörtern, Ge-

*müthsspannung, Freundschaftlichkeit, Fremdheit, geschmacklich*, bemerkt haben; es kommen im Buche noch andere vor, z. B. ein *Bewpfilhateter*, *obenherzig*, *necessarius* heißt ein Nötigling, *familiaris* ein *Wönlicher*, *positive und negative Electricität*, *gebirgliche und haberliche Blützlichkeit*.

## STATISTIK

ROM, neffa Stamp. Cracas: *Elenco Degli Emi Sfgnori Cardinali Delle Congregazioni, e Tribunali, e Della famiglia Pontificia dell' anno MDCCCII.* Con Licenc. de' Sup. e Privilegio. 92 S. kl. 8.

Die Einrichtung dieses Staats-Kalenders vom Kirchen-Staate (welchem man fast als den Antipoden aller guten Staatsverwaltungen ansehen kann,) ist seit 1790 in Deutschland durch von *Schwarakoff's* Abhandlungen in der *Berlinischen Monatschrift* (1790. Sept. S. 234. bis 263.) und in dem Werke *über Staats- und Adreßkalender* (1792. 8. S. 217—236.) bekannt geworden. Seitdem wurde die jährliche Herausgabe durch den Kriegs- und Revolutionszustand in Rom mehrmals, und zuletzt für das Jahr 1802, durch politische Ursachen unterbrochen. Unter letztern war das *Geschlechts-Register der verstorbenen Häuser in Europa*, wegen Anerkennung der neugeschaffenen Staaten, und das *Register der wirklichen und Titular-Bischöfe in allen Welttheilen*, wegen der Umgestaltung in Deutschland und Frankreich, ein großer Stein des Anstoßes. In der vorliegenden Ausgabe, welche im Novemb. 1802 erschien, sind diese Abschnitte, in welchen sich ehemals das Staatsystem des römischen Stuhls auf eine so merkwürdige Weise, vornehmlich auch gegen England und Preußen, zeichnete, ganz ausgelassen. Ferner fehlen die gelehrten Anstalten, namentlich die *Akademie dell' Sapienza*, oder Gregorianische Universität, das *Kircherische Antiquitäten und Naturhistorische-Cabinet*, das *Collegium von ausübenden Aerzten u. s. w.* Durch diese und andere Omissionen entsteht die Verschiedenheit der Seitenzahl gegen den Jahrgang 1782, der 352, mithin beynahe vierfach mehrere Seiten zählt, so wie auch die des viel eingeschränktern Titels. — Bey den Cardinälen ist hier noch die letzte Promotion vom Januar 1803 nachzutragen. In ihrem Lebens-Alter ist das des thätigen Staats-Secretärs *Consalvi* (45), sodann das des jüngsten — *Borbone* (23) und der drey Senioren *Migazzi*, (89) *Albani* (82) und *Borgia* (72) zu bemerken. Den unter dem vorigen und jetzigen Papste Verstorbenen wird S. 31—34. das hergebrachte Denkmal gestiftet. Die gehässigen Congregationen, *della S. Romana, ed universale inquisizione* — *de propaganda fide* — *Dell' indice*, sodann die beiden *Sopra la corruzione de Libri Della Chiesa orientale* und *D. Loreto* sind unverändert geblieben.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstag, den 19. April 1803.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

DANZIG, a. K. d. Herausg., gedr. b. Wedel: *Handbuch zur praktischen Kenntniß der königl. preussischen Accise-Verfassung und Gesetze*, zunächst für königl. Accise-Officianten des preussischen Staates, alsdann für das ganze accisepflichtige Publikum bestimmt und herausgegeben von *Carl Wilhelm Schilling*, Kreiscalculator bey der westpreussischen Accise- und Zoll-Direction zu Danzig. *Erster Band*, 1802. 488 S. 4.

Schon aus der Zueignungsschrift an den Staats-Minister v. Struensee läßt sich abnehmen, wie wenig der Vf. im Stande sey, sich auszudrücken. „Aus dem Grunde, weil dem Minister das Wohl des Vaterlands am Herzen liegt,“ wird er aufgefordert „die Herausgabe des Buchs, seines Schutzes zu würdigen.“ Zur Entschuldigung des schlechten Stils sagt der Vf.: „dass es bey allen Büchern nur darauf ankäme, was, und nicht wie es gesagt werde, diess wisse der Minister aus eigener ruhmvollen (!) Erfahrung.“ Von der platten Weitläufigkeit, und von dem gemeinen Stil, die in diesem Buche herrschen, mag nur eine Periode aus dem 1. §. zur Probe dienen: „Der Verstand bildet „also, entweder Begriffe, oder Urtheile, oder Schlüsse; und auf derselben Art und Weise, wie der Verstand Begriffe bildet, wie er urtheilt, und wie er schließt, werden die in ihm gegründeten Begriffe „beruhen. Haben wir nun den Begriff über einen „Gegenstand, hier z. B. über die Accise-Verfassung, erst „völlig berichtet und festgesetzt, dann kann unsere „Vernunft nicht mehr anders urtheilen und schliessen, „als: von wahrgenommener Wirkung auf eine wirkende „Ursach; und umgekehrt: von Ordnung auf „einen Ordnenen, von Gesetzen auf einen Gesetzgeber. Aus welchem allen sich folgern läßt: die Vernunft ist das Vermögen etwas zu begreifen, und der Verstand das Vermögen etwas zu verstehen; so, wie man etwas begreift, wenn man die Bedingung der Folge, oder den Grund der Wahrheit des Schlusses „sazes mit der Folge aus den Vordersätzen, oder dem „Bedingten des Grundes, was sich aus ihm begreifen „läßt, kennt. Auf diese Weise wird man zu dem „klaren Begriff logisch gelangen, durch den man sich „das Besondere der königl. preussischen Accise-Verfassung richtig denken kann, deren Existenz man versteht, wenn man sich darunter nach einer gewissen Denkform denkt, dass sie seit 1684 bis zu jetziger Zeit, unter verschiedenen Abänderungen, in den A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

„Städten der preussischen Ländern districts der Wefer, „von Berlin aus den Gesichtspunkt angenommen, mit „Ausschluss der Fürstenthümer Ansbach und Bayreuth, „wie auch Süd- und Neu-Ost-Preussens, vorhanden ist, „wobey man ihre Existenz begreift, wenn man diese „von der Ursache ihrer Entstehung ableitet.“

Auf die Frage: wie viel dem Landesherrn erlegt werden müsse, antwortet der Vf. S. 20.: „wenn ein „Unterthan nach Abzug aller Unkosten, und auch seines und der Seinigen Unterhalt 1000 Thaler gewinnt, „dann soll er 200 Thaler Abgaben geben“ und hiernach meynt er, könne nun die Accise leicht festgesetzt werden.

Ehe der Vf. den Hauptgegenstand behandelt, liefert er eine förmliche Geographie des preussischen Staats, dann eine Beschreibung sämtlicher directen Abgaben, welches zwar mit lobenswerther Mühsamkeit, aber auch mit einer ermüdenden Weitläufigkeit geschieht. Nach diesem Allen fängt er erst an die Accise zu berühren, und zwar mit einer Heranzählung aller Vorwürfe, die man diesem *modo collectandi* macht, und einer langweiligen, aber nicht befriedigenden Widerlegung dieser gemachten Einwürfe. Unter diesem Geschwätz finden sich einige gute Bemerkungen, z. B. S. 144. dass es thöricht sey, die vielen verschiedenen Auflagen auf ein Object zu belasten, und nicht in Eins zu schmelzen; dagegen ist der Vorschlag, nur eine mäßige Abgabe für Handlung und Consumtion zu bestimmen, und alle Restitution sowohl als Versendung aus unversteuerten Lägern abzuschaffen, unausführbar, und die Befolgung desselben würde von sehr nachtheiligen Folgen seyn.

Auf einmal findet man den ost- und westpreussischen Accise-Tarif, den ältesten und undeutlichsten von allen, desgleichen das Reglement, abgedruckt, und von weitläufigen Bemerkungen begleitet.

Das Ganze ist überhaupt ein Chaos, das, so wie es da ist, nicht von Nutzen seyn kann. Wenn indessen alle Digressionen ausgelassen, die Phrasen verkürzt, die Wiederholungen getilgt, die Einschaltungen ausgeföhren und der Stil verbessert würden: so würde es zwar immer noch kein systematisches Handbuch seyn, sich aber doch zum Nachschlagen qualificiren, weil der Vf. keine Mühe gespart hat, den Ursprung der bestehenden Einrichtungen zu erforschen, und darüber Licht zu verbreiten, wofür man ihm Dank wissen würde, wenn er Ordnung beobachtet, und auf die Darstellung Fleiß gewendet hätte.

KÖLN, b. Rommerskircher: *Historische und politische Anmerkungen über das Concordat zwischen der französischen Regierung und Sr. Heiligkeit Papp Pius VII. u. s. w. Von einem Katholiken.* 1802. VIII. u. 115 S. 8. (5 gr.)

Seit der Bekanntmachung des Concordats sind, wie leicht vorauszusehn war, lateinische, deutsche und französische Flugschriften auf dem linken Rheinufer in allen 4 Rheindepartements in Menge erschienen; aber nur äußerst wenige sind genießbar, und unter diesen Wenigen verdient *Platz'ens Verbindlichkeit der Eroberten Frankreichs nach Religions- und Staatsgrundsätzen* etc. Maynz, X. J. 1802. 8. vorzüglich aber die vorliegende Schrift, die im Novbr. 1802. erschien, eine Auszeichnung. Der Vf. gehört unstreitig zu den seltenen Männern, die ruhig und vorurtheilsfrey den Gegenstand ihrer Untersuchungen verfolgen. Er geht jeden Punkt des Concordats, und jeden Sp. desselben genau durch; beleuchtet unpartheyisch die Beweggründe; die Frankreich bey der Vollziehung des Concordats haben mußte, um den neuen französischen Staat, der gegen die deutsche Gränze eine große Anzahl Protestanten gewonnen hat, gegen allen Druck des Katholicismus zu schützen, alle verhasste intolerante Gesinnungen durch einen weisen Cultus zu verdrängen, jede Meynung von einer herrschenden Kirche völlig auszumerzen, religiöse Bürger der christlichen Kirche, als ruhige Bürger des Staats durch eine allgemeine Vorschrift zu vereinigen, und die in landesherrliche Domainen verwandelten Reichthümer der Kirche für den Schatz des Staats zu sichern. Mit einer Freymüthigkeit, die man selten bey einem Kölner antrifft, und mit einer Einsicht, die den Vf. zur Würde eines kritischen Schriftstellers erhebt, nimmt er allenthalben Rücksicht auf die ältere und neuere Staaten- und Kirchengeschichte, besonders in Bezug auf das linke Rheinufer, und die an dieser Seite gelegenen ehemals kürfürstl. Länder, wobey er zwar bescheiden, jedoch kräftig gegen den *Aberglauben* und *Unglauben* eifert, die schädlichen Wirkungen der *Wahlfahrten* schildert, und um dem großen Haufen diese Puppe seiner sinnlichen Gottesverehrungen nicht völlig zu rauben, ihr auf Stadt-Kölnische Gnadenbilder verweist, und daselbst die Opfer seiner Andacht eben so gut, als über dem Rhein ins Bergische, darzubringen empfiehlt, falls es schlechterdings zu einem katholischen Christen erforderlich sey, wenigstens des Jahrs *Einmal* zu einem gewissen Heiligen zu walfahrten. Dergleichen und viele andre helle Bemerkungen, mit beständiger Rücksicht auf Beförderung des wahren Christenthums, zeichnen diese Schrift aus, die außerdem eine Menge historisch-literarischer Notizen enthält. Verschiedene Druckfehler in den Citaten und Provinzialismen verdienen bey einer neuen Auflage verbessert zu werden.

### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ERFURT, b. Keyfer; *Almanach der Fortschritte, neuer Erfindungen und Entdeckungen in Wissenschaften,*

*Künsten, Manufacturen und Handwerken,* von Oßtern 1795 bis Oßtern 1801. Herausgegeben von G. C. B. Busch. *Erster Band* 348 S. mit 10 Kupfert u. noch verschiedene Figuren. *Zweiter Band* 630 S. mit 4 Kupfert. *Dritter Band* 584 S. mit 3 Kupft. *Vierter Band* 700 S. mit 3 Kupfert. *Fünfter Band* 548 S. mit 2 Kupfert. *Sechster Band* 652 S. mit 2 Kupfert. 1798—1802. 8. (10 Rthlr. 22 gr.)

Bey der allgemeinen Regsamkeit in allen Fächern des menschlichen Wissens, war es gewiss ein guter Gedanke, jede neue Erfindung, Entdeckung, Bereicherung in den Künsten und Wissenschaften aufzuzeichnen, um sie nicht, bey der Fülle von allem, was die jetzige Lesewelt in Bewegung setzt, verloren gehen zu lassen. Wir geben zu, daß nicht alles für neu ausgegebene wirklich neu, gut und wahr seyn mag, genug, wenn es nur auf den Geist der Zeit einwirkte, mit der intellectuellen Cultur in Verbindung stand, ein Denkstein werden konnte, an welchem die Nachwelt erkennen möge, wie weit wir in der Ausbildung waren, was wir für neue Erfindung, für größern Fortschritt im Wissen hielten. So war also ein Repertorium der jährlichen Novitäten dem jetztlebenden Lesepublicum nöthwendig, und wird der künftigen Generation interessant genug seyn. Aber in der That kam auch unsere Zeit stolz seyn auf alles, was ihr Andenken mit hinüber begleitet, was sie künftiger Zeit zu überliefern hat. Freylich wird es wohl kaum in Eines Menschen Kraft stehn, dieß Wissenswürdige aller Disciplinen aufzufassen, so wenig als es für Eines Rec. Fassungs- und Urtheilskraft inöglich seyn wird, eine richtige Kritik über das Unternehmen selbst zu liefern. Genug, wenn der Herausg. nur nichts Wichtiges vergaß, und wir eine allgemeine Uebersicht der Fächer, welche bearbeitet worden sind, der Art, wie das geschehen ist, der Vorzüge und Mängel der Arbeit im Allgemeinen geben.

Der Herausg., bekannt durch ein Handbuch der Erfindungen, bildete seine Idee zur Ausführung dieses Werks nach einigen französischen Vorarbeiten. Er theilte das Ganze in 4 Abschnitte, Wissenschaften, Künste, Manufacturen, Handwerke. Im *ersten* Bande ist unter andern enthalten: in der Naturgeschichte eine neue Nachricht vom Daseyn des Einhorns, von *Gerbis Curculio odontalgicus*, mehrere neue Mineralien und Metalle, das Titantium, in der Physik Nachricht von *Rumfords* Photometer, *Crovs*'s Metallreiz, in der Chemie von vielen neuen Untersuchungen bekannter Mineralien und wohlfeilere und kürzere Vorrichtungen bey chemischen Präparationen, z. E. des Hahnemannschen Quecksilbers, in der Anatomie und Physiologie die Untersuchung über die Herznerven, die fibröse Structur der Krytall Linse, in der Medicin Untersuchungen der Ruhr, der Gasarten bey der Lungenschwindfucht, die Weigelsche Curart gegen Bandwurm, die Brücknersche Heilart der Klumpfüße, in der Oekonomie mannichfaltige Versuche, die Kartoffeln möglichst gut zu benutzen, den Brand in Weizen

zen zu verhüten, das Heu aufzubewahren, in den Künften das Meyerische Bogenklavier, Rölligs Orphika, Christs Wintercopulation, Notizen von der Stenographie, von der Bleiglasur.

Im 2ten Bande werden unter andern mehrere neue Thierarten, neue Pflanzen und Mineralien beschrieben, es werden Quatremere Disjonvals Beobachtungen über die Spinnen angeführt, Nachrichten von den Pariser Filtrirmaschinen und mehreren neuen physikalischen Instrumenten, in der Medicin von Sünnerings Untersuchungen über das Organ der Seele, über die Fortdauer des Bewußtseyns nach der Enthauptung (freilich bloße Hypothesen!), Humbolds Versuche über die Muskel- und Nervenform, Reils chemische Vorstellungsart der Vitalität, das Brownische System, Hufelands Makrobiotik, Spaths Schlagfähigkeit der Holzgattung, die Zerstörung des Borkenkäfers, Combe's Reformation der Geburtshülfe, Chladni's Entdeckungen in der Tonkunst, Wolke's Pasigraphie Nachricht gegeben.

Aus dem 3ten Bande machen wir besonders aufmerksam auf Cuviers und Vaillants Bereicherungen der Naturgeschichte, Klaproths neue Untersuchungen des Tellurium, Spinell, der Aufraterde, des Wibeirit und der Strotianerde, Guytons Gravimeter, Werners Theorie der Wärme und des Feuers, Schraders Theorie der Electricität, Wichmanns Zweifel gegen die Lehre von den Zähnen, Bertholds Oeleinreibungen, Perkins Metallnadeln, Hallenbergs horizontale Windmühlen, Herschels System über die Sonne und Fixsterne. (dieser Band ist besonders reich an astronomischen Entdeckungen, die wir nicht alle anführen können), Humbolds Entdeckungen über die Natur der Grubenwetter, Baiders Theorie der Saug- und Hebe-pumpen, die Vorschläge gegen die Waldinsekten und Raupen, Pefsters Dreschmaschine, Burdons eiserne Brücken, Hettlingers Federmosaik, Voglers Orchestrion, Diels Obstorangerie in Scherben, die Telegraphik, Vierheiligs vortreffliche Büchereinbände.

Der 4te Band zeigt unter mehreren Merkwürdigkeiten, die wir übergehen, noch folgende an: mehrere neue Arten von Thieren, sowohl Säugethiere, als Vögel, Fische und Insekten, von Arnims neue Theorie der electricischen Erscheinungen, Bohnenbergers Electricitätsverdoppler, Vauquelins Chromium (ein neues Metall) und Berillerde (eine neue Erdart), Brera's anatriptische Versuche, Pefsters Rettungsmethode scheinotdt begrabener Menschen, Jenners Versuche der Impfung mit Kuhpocken (ohne Zweifel die größte Entdeckung, unter allen bisher genannten!), Granges Theorie der analytischen Functionen, Pansners Pyrotelegraph, Schröters Bestimmung der Durchmesser der Jupiterstrabanten, die Einführung der reizenden Artillerie, das Trocknen der Salzsole an der Luft und Sonne, Somnerville's neuer Pflug, Achards Runkelrübenzucker.

Unter den Abhandlungen des 5ten Bandes zeichnen wir namentlich folgende aus: die Entdeckung eines neuen Fossils, des Siderits, ferner des Chryolith, der Yttererde, der Agulterde, des Reichischen

Fiebermittels, des Hahnemannschen Präservativs gegen Scharlach, die nähere Beschreibung der Radefyge, die Erfindung und Vervollkommung der Stereotypen.

Mit dem 6ten Bande schließt sich das erste Sexennium dieses Almanachs. In der Sammlung dieses Theiles verdienen vielleicht vorzugsweise folgende Entdeckungen in Erinnerung gebracht zu werden: Herschels Meynung von der Erwärmung der Sonnenstrahlen, Volta's Versuche mit dem Galvanischen Reizmittel, Hassenfratz Revolution in der Chemie, Lukas Entdeckung, saule Wasser trinkbar zu machen, Berthollet und Gmelins Bestätigung der Eigenthümlichkeit der zoonischen Säure, Vauquelins Entdeckung des schwefelichtsauren Schwefelnatrum, Hösch Zeugungstheorie, Matthieu's Mittel gegen Bandwurm, die verschiedenen Dampfmaschinen, die englischen Riegelwege, Piazzis Entdeckung des Planeten Hera (*Ceres Ferdinandea*), die Haselmeyerschen erhabenen Wachsignaturen, Fürers wasserdichte Tücher.

Am reichsten an neuen Entdeckungen sind die Fächer Naturgeschichte, Physik, Chemie, Astronomie und mechanische Künste. Oft sind die Entdeckungen freylich auch unbedeutend. Wir rechnen dahin mancherley neue Farben, Gartenkünste und Arzneymittel, mechanische und chirurgische Instrumente, die Nachricht, daß schon Hales die Ausdünstung der Pflanzen gekannt habe, daß Afant und Ochsen-galle gegen Säure im Magen helfe, das sympathetische Mittel mit einer Taube gegen Epilepsie, die Reichisch Thilowische Auspumpemaschine der Blähungen, Osianders Kunstsprache in der Geburtshülfe, die unnützen Mittel gegen Beschädigungen der Hasen an Bäumen, die Nachricht von den eingeschlossnen Kröten, vom Racknitzschen Baumkabinet, Heckers Theorie des Zahnens, Jawandts Mittel gegen Strangurie zahrender Kinder, Nolde's Versuch einer Volksarzneykunde, Arneumann's Versuch eine Arzneymittelkunde zu begründen, Richters Beobachtung über den Nutzen purgirendes Mittel bey dem Brande, die Hufnägeln in Scheidewasser aufgelöst und mit Baumöl vermischt, gegen Geschwüre, die Weintreiber als Brennmaterial angewandt, das Heizen der Wohnzimmer ohne Oefen, die weitläufige Nachricht von den Wigandschen Mutterkränzen, die Beddoes'sche Meynung vom Verdunnen des Blattereiters, die Tecamezrinde, der Adio-waenlame, die Vorschläge zur Verbesserung der Wundarzneykunst, eine Maschine ohne Feuer zu kochen, mehrere Auszüge unbedeutender Abhandlungen aus Hufelands, Roschlaubs u. a. Zeitschriften, manche gehurtshülffliche Instrumente, der weitläufige Auszug aus Heinekens Schrift vom Magnetismus, Sheldons phantastische Einbalsamirung feiner Maitresse, Pops figurliche Darstellung der Erregungstheorie, so überhaupt viele medicinische vermeyndliche Entdeckungen, die Reinekesschen neuen Arzneymittel, worunter ein Liniment von einer Unze Bisam und einem Loth Olivenöl circa 2 Carolins kostet, Eckartshaufens mancherley Systeme, Henslers Vorzüge des Dehnens und Reckens, die Nachricht von der Vollendung einiger Statuen, Kaiser Pauls Erfindung neuer Artillerie-

riestücke, das Verfahren Theriak für Zucker anwendbar zu machen, Stricke aus der Altheepflanze zu machen u. s. w. Auch wurde, noch während der Fortsetzung des Almanachs, manche Entdeckung durch die andere widerlegt, z. E. Lentin's Versuche durch Schmidt und Götting, die Sommerringschen Hypothesen, die Köllnerische von der Eustachischen Röhre, die Wirkung des Metallreizes. Endlich kommen auch manche Entdeckungen mehrmals, kürzer und weitläufiger vor; vom Tellurium, Humboldts Versuche, Reils chemische Theorie, Hufelands Quecksilberseife, Hargens Empfehlung des Vitrioläthers gegen schweres Gehör, Hahnemanns Präservativ. Bey alle dem bleibt aber dieser Almanach immer ein nützliches Un-

ternehmen, welchem wir viele Unterstützung und lange Dauer wünschen. Wir eröffnen dem Herausg. nur unsern Wunsch, die Auszüge nicht bloß wörtlich aus den Büchern und Journalen zu machen, sondern dem Geist derselben in gedrängter, kritischer Kürze zu geben; nicht alles durch einander, sondern nur das Bewährte und Wichtige aufzunehmen! Denn wozu hier Erfindungen müßiger Köpfe, welche gleich den lustigen Erscheinungen, heute erscheinen und morgen vergessen werden? Dadurch wird zwar das Werk weitläufig, aber gewiß weniger brauchbar und angenehm, als wenn der Herausg. unsern Rath befolgt, und strenger in der Auswahl, schärfer in der Kritik, kürzer in der Darstellung zu seyn sich beflüssigt.

### KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOGOIE. *Lippstadt*, gedr. b. Lange: *Einige Bemerkungen über die deutsche Sprache; und einige Worte an einen Theil der Aeltern Lippstadts, Schulprogramm, von Joh. Heinn. Phil. Seidenstücker, Rector des Gymnasiums zu Lippstadt. 1861. 22 S. 8.* Die Bemerkungen über die deutsche Sprache betreffen den richtigen und oft verwechselten Gebrauch des Perfects und Imperfects; einiger Casus, einiger Pronomina, Adverbien und Conjunctionen, namentlich *er war — er ist gewesen*; der Jüngling blüht wie eine Rose — als eine Rose; *dö — weil — als — indem*; *unverbesserlich*; — hierhin — umher — herum; *worin — worin*; mit Dero gütigster oder gütigsten Erlaubniß; *daher — also*; *wo — womit — mit welchem; der — welcher*; *er — derselbe; sich — ihnen — denselben*; *kosten — vorrechnen — kleiden — lehren — mich oder mir?* er tritt mich oder mir auf den Fuß?

Hr. S. hat alle diese Zweifel fast ohne Ausnahme richtig, wenigstens unserm Urtheil nach, entschieden, und wir müssen diese kleine Schrift als sehr lesenswerth empfehlen. Nur in nachfolgenden wenigen Stücken kann der Rec. ihm nicht bestimmen. Der Grund, warum man das Imperfectum (das in der That ganz mit Unrecht diesen Namen führt) oder Perfectum in Erzählungen brauchen müsse, liegt gewiß nicht in dem nähern oder entferntern Raum, wie Hr. S. allzu sinnreich behauptet, das *nah* und *ferne* mag nun buchstäblich oder verblümt zu verstehen seyn: er liegt in der mehreren oder mindern Gewisheit, welche Gewisheit freylich oft mit der Nähe oder Ferne des Orts, wo die Begebenheit geschah, in Verhältniß steht. Ueberhaupt denkt sich der Rec. drey Stufen der Gewisheit bey erzählten Begebenheiten; *der Fürst soll gestorben seyn — der Fürst ist gestorben — der Fürst starb*. Bey dem Perfectum kann immer noch jemand auftreten und sagen: „der Fürst ist nicht gestorben.“ Leugnet man aber die Sache die im Imperfectum erzählt ward: so trifft die Verneinung nur den Zusatz von einem Umstande; er mag nun ausgedrückt oder verschwiegen seyn, z. B. „der Fürst starb nicht“ nämlich: an diesem Unfall. Eben dieses Imperfectum heißt daher das historische, weil man nicht eher eine Begebenheit in die Geschichte aufnimmt, bis ihre Gewisheit möglichst durch Zeugnisse oder allgemeinen Glauben bestätigt ist: denn so sicher auch oft ein Factum ist oder scheint, das im Perfectum erzählt wird; so muß es doch erst durch Prüfung so qualifi-

cirt werden, daß die Geschichte es aufnehme und in ihrem Tempus erzähle. Nach unserm Bedünken kann daher der Nürnberger (S. 3.) seinem Leipziger Freunde wohl schreiben: „vor drey oder vier Wochen (freylich nicht vor 3 Tagen, binnen welcher Zeit der Nürnberger nicht wohl die Nachricht so weither haben konnte) fiel bey Rom eine blutige Schlacht vor,“ denn der Nürnberger kann einen sehr zuverlässigen Correspondenten dort haben, der ihm die sichere Nachricht von der Schlacht giebt. Die Phitae S. 10. „die Welt brachte sich nicht selbst hervor,“ würden wir nicht eben philosophische Sprache nennen, sondern sie gehört nur nicht in den Unterricht gegen Zöglinge, in welchem eine mehr populäre Sprache herrschen muß. Bey dieser Gelegenheit bemerken wir noch, daß die höhere, und zumal die poetische oder die ihr sich nähernde Schreibart mit dem Imperfect als etwas gewisses, erzählt, was entweder noch problematisch oder schlechthin Dichtung ist. — *Unverbesserlich (inmendabilis)* ein allerdings zweydeutiges Wort, gefällt dem Rec. eben so wenig, als das dafür vorgeschlagene *unbesserlich*. Wir wüßten aber dessen schlimmen Sinn vor der Hand auch durch kein einfaches Wort, ohne Umschreibung auszudrücken. — Was den Casus, den das Zeitwort *kosten* für das Subject fodert, betrifft: so stimmen wir mehr Aedlungen bey, der die Frage für unausgemacht, und daher eintheilen den Dativ und Aocufativ für gleich erlaubt hält. So viel scheint gewiß, der ältere Gebrauch war für den Accufativ. *Frisch* hat in seinem Wörterbuche: *mich* kostet das soviel. In der Gegend, wo Rec. am meisten gelebt hat, in der Mitte Deutschlands, und wo selbst der gemeine Bürger und Bauer *sie*; wie in dessen ganzen nördlichen Theil, das *mir* mit dem *mich* verwechselt, sagt man, *mich* kostet es. — Nun aber giebt die Erfahrung, daß die Umgangssprache in ihrem Felde wie durch Instinct geleitet, weniger irrt, als die Schriftsprache, die oft nur Autoritäten fröhnt und Copie vom Copie ist. (So muß im östlichen Deutschland selbst der gebildete Zögling die verschiedene Aussprache und richtige Schreibung des *ö* und *o*; *d* und *t*, erst durch Unterricht lernen, die längs dem Rhein und Neckar das Kind von selbst weiß). Der gleiche Fall ist bey „*mich* dünkt“ (oder *däucht*) und „*mir* dünkt“, das hier Hr. S. übergangen hat, wo es auch eine Stelle hätte finden können. In des Rec. Gegend braucht der gemeine Mann das *mich*, und *Frisch* ist gleicher Meynung.



# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 20. April 1803.

## O E K O N O M I E.

GIessen, b. Heyer: *Friedrich Pilgers, Hauptmanns und Thierarztes, Lehrbuch zum Unterrichts des Landmanns I. wie er gesundes Vieh anschaffen und erziehen, II. dasselbe gesund erhalten, und vor Krankheiten bewahren, III. sein krankes Vieh behandeln, und dessen schnell verlaufende Krankheiten selbst heilen müsse.* 1802. 468 S. 8. (20 gr.)

Was man in diesem Werke zu erwarten hat, ersieht man schon aus dem vorgesetzten ausführlichen Titel. Der Vf. richtet seine Belehrungen auf die Erziehung, Wartung und Behandlung der Pferde, des Rindviehs, der Schafe und Schweine. Erfahrungskenntnisse, Freymüthigkeit, und Eifer für das gemeine Beste sind dem Vf. nicht abzuspochen. Einzelne Materien sind besonders vollständig und lehrreich abgehandelt. Bekannte Gegenstände, wie z. B. die Wichtigkeit des Viehstandes für den Landmann, die Gründe, die ihn bewegen müssen, alle auf die Erhaltung des Viehs sich beziehende Pflichten zu erfüllen, hätte er kürzer vortragen können, auch das, was auf alle Thiere paßt, nicht bey jeder einzelnen Gattung, bey den Pferden, Kühen, Schafen, Schweinen von neuem wiederholen dürfen. Wir machen es uns zur Pflicht, dasjenige, was uns beyrn Lesen dieses Buchs der Bemerkung werth schien auszuzeichnen. Der Verf. schildert sehr eindringlich die Nachtheile, die aus dem frühen Zulassen junger Thiere zur Begattung entstehen. Bey der Geburt der Thiere wird die Beobachtung der möglichsten Vorsicht empfohlen. Selbst bey schweren Geburten soll man der Natur Freyheit lassen, indem durch vor-eilige, oder übel angewandte Hülfe grosser Schaden geschieht. Man erschrickt über die S. 83. und ff. befindliche Schilderung von der barbarischen Art, mit welcher unberufene Geburtshelfer im Hessischen zu Werke gehen; die Gräuelp, welche hier aufgestellt werden, sind empörend. Der Vf. war selbst Zeuge, daß in dem einzigen Oberamte Giessen, in einem Zeitraum von zwey Monaten, 38 Kühe bloß am Kalben ihr Leben einbüßen mußten. Eine eben so grausame Behandlung erlaubte man sich in der dortigen Gegend beyrn Castriren der Thiere. Der Vf. giebt, sowohl was diesen Gegenstand, als was die Geburtshülfe betrifft, eine brauchbare Anleitung zu einem zweckmäßigen Verfahren. Aus der S. 130. in der Anmerkung aufgeworfenen Frage: Warum man die Schafe im Sommer und nicht gegen den Herbst

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

zum Widder läßt? muß man schliessen, daß in der Gegend des Vfs. die mit unsern strengen Wintern unverträgliche Gewohnheit herrscht, die Begattung der Schafe im Sommer zu gestatten. Gegen die Vertheidigung der offenen und halb offenen Schafställe, wobey sich der Vf. auf einen großen Sachverständigen, nämlich Daubenton, bezieht, will Rec. nur bemerken, daß Daubenton seinen Katechismus der Schafzucht für ein weit wärmeres Klima schrieb, und daß in unsern nördlichen Gegenden nicht einmal Schafe, vielweniger Lämmer, in solchen strengen Wintern, als der Vf. nach S. 186 und 187 in den Jahren 1799 und 1800 erlebte, oder als der letzte war, in offenen oder halb offenen Ställen ohne Lebensgefahr ausdauern können. Von den Betrügereyen der Rosttäuscher, besonders der Juden beyrn Kauf und Verkauf des Viehs, macht der Vf. im 11. Kapitel des 1. Hauptstücks sehr viele bisher weniger bekannte namhaft. Dieser Abschnitt enthält viel belehrendes. Daß aber eine Polizeyaufsicht auf den Viehmärkten, unter Zuziehung eines Thierarztes, den großen Nutzen schaffen würde, welchen der Vf. sich verspricht, bezweifeln wir und besorgen vielmehr, daß durch solche Einmischung verwickeltere Prozesse veranlaßt werden können. In dem Kap. von der Stallfütterung, werden aus der Gegend des Vfs. einige auffallende Beyspiele von dem Leichtsinne und der Sorglosigkeit des Gefindes angeführt. Rattengift wird in den Ställen so vorfichtig hingelegt, daß Kühe es verschlucken und daran sterben. Der Vf. erlebte, nach seiner Behauptung, alle Monate Beyspiele, daß Rindvieh durch verschluckte Nadeln, welche das Gefinde im Futter verliert, getödtet wird. Sogar soll das Vieh Taschenmesser, welche die Mägde verlieren, verschlucken. Solche Erscheinungen kommen doch in der Gegend, in welcher Rec. lebt, nicht vor. Unter den Gründen zur Empfehlung der Stallfütterung S. 231 ff. hätte der Vortheil, daß das Vieh bey dem Weidengange die aufkeimenden Pflanzen durch Abfressen und Zertreten zerstört, daß bey der Stallfütterung ein reicherer Wuchs des Futters befördert wird, und von einem Morgen, der abgemähet wird, mehr Kühe im Stall gefüttert werden können, als wenn eben dieser Morgen beweidet wird, mit angeführt werden müssen. In Ansehung der Rindviehpest verdienen die Beobachtungen des Vfs. um so mehr Aufmerksamkeit, da er in den Jahren 1795—1799 von dieser fürchterlichen Seuche, welche damals auf den Rheinufern, in der Pfalz, in Schwaben, Franken, Bayern, bis an die Oesterreichischen und Böhmisches Gränzen wüthete, selbst Zeuge war. Der Vf. behauptet, daß von man-

T chen



chen Aerzten, die Anspruch auf Kenntniffe machen, unzerzeibliche Fehler, begangen werden. Sie haben in Oxfchaften Stallungen unterfucht, um krankes Vieh aufzufinden, und durch diese Unterfuchungen die Seuche von dem kranken Vieh zu dem gefunden hingebraht. Nach den Erfahrungen des Vfs. fiel von dem Vieh eher folches, das durch übermäßige Arbeit abgetrieben war, als folches, welches eine weniger barbarische Behandlung erfahren hatte. Wo die Aerzte durch Aderlassen, oder durch Laxanzen, oder durch Salz-Füttern vorgearbeitet hatten, da wüthete die Viehpest am mehresten. Der Vf. ist daher gegen den Gebrauch der Präservativmittel. Doch spricht er dem Hunholdtschen Mittel, mit Vitriolöl auf Salz gegossen, den Stall zu durchräuchern, den Nutzen nicht ab. Auch empfiehlt er eine große Butte in den Stall zu setzen, sie halb mit gehackter Eichenrinde, und dann mit Wasser zu füllen, dieses Gemische auf einander säuern zu lassen, und, nach öfterer Umrührung mit einem Besen, die Wände, die Streu und das Vieh damit zu bespritzen. Der Vf. bezieht sich an mehreren Stellen darauf, daß er die Rindviehpest und die übrigen Viehkrankheiten deshalb in diesem Buch nur kurz abgehandelt habe, weil eine weitläufige Auseinandersetzung derselben in einem andern Werk: über Epidemien und ansteckende Krankheiten der vierfüßigen Hausthiere folgen werde. Uebrigens war es Rec., was die Schreibart des vorliegenden Buchs betrifft, sehr auffallend, *dis* statt *dieses*; *selbst* statt *selbst*, und *das* Ort für *der* Ort, zu lesen.

**RIGA, b. Hartmann:** *Grundsätze zu einer theoretischen und praktischen Verbesserung der Landwirthschaft in Liefland.* Nach dem zweckmäßigsten ökonomischen Schriften entworfen und für Liefland bearbeitet von *W. Ch. Friebe*, beständigem Secretär und Ehrenmitgliede der liefländischen gemeinnützigen und ökonomischen Societät, wie auch der St. Petersburgischen freyen ökonomischen und der Jenaischen Naturforschenden Gesellschaft Mitglied. *Erstes Bändchen.* 1802. 138 S. 8. (12 gr.)

Diese Schrift ist der Anfang einer Abhandlung, welche bereits in einer Sammlung von Aufsätzen der liefländischen ökonomischen Societät vorkommt, ihrer Gemeinnützigkeit wegen aber besonders abgedruckt worden. Sie enthält eine Zusammenstellung von theoretischen und praktischen Versuchen und Erfahrungen, sowohl aus Thaers Einleitung zur Kenntniss der Englischen Landwirthschaft, als auch aus einigen andern neuern classischen ökonomischen Werken, mit steter Anwendung auf Lieflands Boden und Landwirthschaft. Das vorliegende erste Bändchen hat zwey Abschnitte, von welchen der erste die allgemeinen Grundsätze zur Kenntniss der Erdoberfläche, die Unterfuchung der Erdarten, und der verschiedenen Gattungen des Bodens, der zweyte aber die Lehre von der Düngung enthält. Die übrigen Gegenstände des Landbaues sollen auf gleiche Weise bear-

beitet, nachfolgen. Praktische und thätige Landwirthe sollen hierdurch veranlaßt werden, diese Grundsätze genau zu prüfen, eigne Versuche anzustellen, und ihre Erfahrungen der ökonomischen Societät einzusenden, damit aus diesen Resultaten ein Handbuch für die liefländische Landwirthschaft, zur allgemeinen Verbesserung derselben, entworfen werden könne. Zur Ausführung dieses wohlthätigen Plans trägt sich der Vf. das Seinige bey; und wenn er fortfährt, den folgenden Theilen den Fleiß und die Sorgfalt zu widmen, die aus der vorliegenden Arbeit hervorleuchten, und nur immer den Gesichtspunkt im Auge behält, die Hauptverbesserungen treu und falschlich darzustellen, und ihre Anwendbarkeit auf Lieflands Boden zu zeigen: so wird am sichersten Aufklärung unter den Landwirthen verbreitet, Nachahmung erweckt, und Verbesserung in allen Zweigen der Landwirthschaft bewirkt werden. Sehr zweckmäßig ist es daher, daß der Vf. am Schluss eines jeden abgehandelten Gegenstandes, eine Uebersicht der Versuche liefert, die nach dem vorgetragenen Abschnitt anzustellen sind, und hiebey auf die Seitenzahlen hinweist, wo die Theorie auseinandergesetzt ist. Diese Uebersichten dienen zur Wiederholung des Vorgetragenen, und erleichtern demjenigen, welcher wirklich Versuche machen will, die Auswahl zwischen dem wichtigern und minder wichtigen, zwischen dem, was nach dem eigenthümlichen Boden eines jeden mit weniger oder mehr Schwierigkeiten auszuführen ist. Auch ist Rec. von dem vielfachen Nutzen überzeugt, der zu erwarten seyn würde, wenn nach dem Wunsch des Vfs. S. 21 und 25 bey den Gütervermessungen die Höhe und Tiefe der Oberfläche gegen das nächste Gewässer, die Hauptabdachung gegen das nächste Niveau, die Abzugsfähigen Gegenden, die Hauptbestandtheile der Oberfläche nach chemischen Unterfuchungen, die Erdarten, welche der Cultur fähig und nicht fähig sind, die Wiesen nach den darauf wachsenden Pflanzen, und ob sie trocken oder nass sind, die nivellirten Moräfte und ihr Torfgehalt und die Gegenden, die mehr zur Waldcultur als zum Ackerbau geschickt sind, in den Karten bezeichnet und angegeben würden. Eine solche Karte würde dem Gutsbesitzer die anschaulichste Kenntniss von der Beschaffenheit seines Guts gewähren, ihn in den Stand setzen, auch in der Ferne die Landwirthschaftsverbesserungen in allen ihren Theilen anzugeben, und nachher die wirklich vollbrachten Meliorationen mit aller Genauigkeit zu controlliren: auch würde man bey Kauf- und Verkaufsgeschäften den Werth eines Guts aus einer solchen Karte weit sicherer, als bisher möglich war, beurtheilen können. Am Schluss des Buchs wird durch eine Zeichnung aus *Robert Somerville* vollständiger Uebersicht der Düngemittel dem Landwirth Anleitung gegeben, wie er, um sich von den zweckmäßigsten Düngemitteln, welche am besten für seinen Boden passen, und von dem Gedeihen der Gewächse auf einem solchen Boden bey verschiedenen Düngemitteln am leichtesten zu überzeugen, auf einem in kleine Quadrate eingetheilten Felde Versuche anstellen soll.

folll. Auch hier wird auf die vorausgeschickte Theorie durch Anführung der Seitenzahlen verwiesen. In dem Raiffonnement S. 10 nach welchem der Landbau, als die alleinige Haupterwerbsquelle von Liefland geschildert wird, kann man dem Vf. nicht ganz beytreten. Wenigstens ist Rec. überzeugt, daß ein freyer blühender Handel von Riga schneller und zuverlässiger auf das Emporkommen des Ackerbaues in Liefland wirken müsse, als umgekehrt alle auf den Ackerbau verwandte Industrie, den Handel von Riga zu heben im Stande ist. Endlich bemerkt Rec. noch, daß die vorliegende Schrift für den Ausländer um so belebender werden würde, wenn es dem Vf. gefällig wäre, in der nächsten Fortsetzung die Verhältnisse der in Liefland üblichen Feld- und Getraidemaasse, Gewichte und Münzforten, durch Vergleichung mit den bekanntesten deutschen Maassen, Gewichten und Münzen ein für allemal auseinander zu setzen.

**KÖNIGSBERG, b. Göbbels u. Unzer: Ueber die Krankheiten sämtlicher zur Oekonomie gehörigen Hausthiere.** Ein zum Behuf akademischer Vorlesungen bestimmtes Handbuch, entworfen von *J. D. Metzger, Sr. königl. Majestät von Preussen Geheimen Rath, Leibarzt u. Professor. 1802. XVI u. 184 S. 8. (12 gr.)*

Der Mangel eines Compendiums zu Vorlesungen über die Krankheiten der Hausthiere, und die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, die unter den Oekonomen herrschenden Vorurtheile in Ansehung der Viehkrankheiten auszurotten, und ihre Begriffe über diesen Gegenstand zu berichtigen, veranlaßten den Vf. zur Herausgabe dieses Handbuchs. Man findet hierin, wenn nicht alle, doch die gewöhnlichsten Krankheiten der Hausthiere abgehandelt. Voran gehen allgemeine Vorschriften und Mittel zur Erhaltung der Hausthiere bey ihrer Gesundheit, Belehrungen über Zucht und Lebensordnung der Hausthiere, nebst einer Darstellung der Vorbeugungs-Maafsregeln gegen drohende allgemeine Krankheiten, und der Grundsätze der Lebensordnung, welche bey eingerissenen Krankheiten zu befolgen sind. Hiernächst werden die Krankheiten, welche bey allen Arten der vierfüßigen Hausthiere vorkommen, der Reihe nach durchgegangen. Der Vf. rechnet hieher: entzündliche Krankheiten, den Miltzbrand, Pestilenzen, Wurmkrankheiten, Koliken und Trömmelfucht, Frühgebären nebst schweren Geburten, und äußerliche Gebrechen. Hierauf folgen in einem besondern Abschnitt die Krankheiten, welche nur bey gewissen Gattungen der vierfüßigen Hausthiere vorkommen. Alle speciellen Krankheiten des Rindviehs, der Pferde, der Schweine und der Hunde sind hier in besondern Kapiteln abgehandelt. Die nachfolgenden Abschnitte haben die Krankheiten des Federviehs, der Fische und der Bienen zum Gegenstande. Zum Schluss dieses Buchs wird ein Entwurf eines Arzney-Vorraths für den Thierarzt und eine Notiz von Schriften über Thierarzneykunde für den Oekonomen geliefert. Man er-

kennt in diesem Lehrbuche überall den gründlichen Denker, der nicht bloß andern nachschreibt, sondern die Grundsätze, welche er aufstellt, selbst vorher geprüft hat. Mit sichtbarem Fleiße hat sich der Vf. bemüht, in der Behandlung eines Gegenstandes Vollständigkeit und Kürze zu verbinden, auch so viel möglich Trockenheit, die sonst solchen Lehrvorträgen so sehr eigen ist, zu vermeiden. Bey jeder Krankheit werden die äufsern und innern Symptome die Krankheits-Ursachen, die Vorbeugungs- und Heilmittel angegeben. In den Abschnitten von den besondern Krankheiten einzelner Thiergattungen wird auch das Nöthige von dem Temperament und der jeder Thiergattung eignen Natur beygebracht. Von der Rindviehseuche sagt der Vf. S. 56. daß sie nie einzeln (sporadisch) vorkomme, nur allzu oft epizootisch herrliche, und mehrentheils nicht eher nachlasse bis ein fünfter oder wohl gar ein zehnter Theil der von der Krankheit betroffenen Thiere getödtet worden. Dieses in Ansehung der Mortalität angegebene Verhältniß ist unverständlich. Hr. M. wollte vermuthlich sagen, daß fünf bis zehn Theile von dem kranken Vieh durch den Tod verloren gehen, aber in diesem Fall hätte der richtige Darstellung des Verhältnisses der ganze Bestand des kranken Viehes in einer Zahl angegeben werden müssen. Sehr treffend ist S. 63 und 64 die Bemerkung, daß die Leichenöffnungen bey der Rindviehseuche noch nicht in allen Perioden der Krankheit hinlänglich wiederholt worden, und daß also über denjenigen Befund in den Leichnamen, der dieser Krankheit ganz eigenthümlich ist, bis jetzt noch nichts bestimmt werden kann. Mit Recht hat der Vf. in den §. 215—233 die gefährliche Krankheit der Hundswuth sehr ausführlich abgehandelt. Aber wäre es nicht auch gut gewesen, ein besonders Capitel den Krankheiten der Katzen zu widmen, da sie doch offenbar zu den nützlichen Hausthiere mit gehören, und das häufige Wegsterben derselben, welches sich vor einigen Jahren in mehreren Gegenden Deutschlands zeigte, mancherley Besorgnisse wegen der überhand nehmenden Ratten und Mäuse zu erregen anfangt? Der Vf. klagt über Leere in der Literatur über Krankheiten der Fische, und führt nur: *den vollkommenen Fischer* von *G. J. Wagner, Breslau 1758* als die einzige Schrift an, die ihm vorgekommen ist. In des geschätzten Hofr. *Beckmann's* Grundsätzen der deutschen Landwirthschaft sind aber mehrere angeführt. Auch in dem *Forst-, Fisch- und Jagd-Lexicon* finden sich unter dem Artikel Fische, einige Bemerkungen über die Krankheiten derselben. Schliesslich wünscht Rec. noch, daß Hr. M.'s Vorlesungen nicht bloß von angehenden Oekonomen, sondern auch von denjenigen, die sich zu Cameral-Bedienungen vorbereiten, fleißig besucht und benützt werden mögen. Letztere würden mit richtigen Begriffen von Viehkrankheiten, sie mögen zu höhern oder niedern Stellen gelangen, viel Gutes stiften können, und wir würden, wenn die Beauten nur erst allgemein aufgeklärt wären, zur Zeit der eintretenden Seuchen, selbst von den Landesbehörden, statt der bisher oft schwan-

schwankenden Verfügungen, zweckmäßigere Anordnungen zu erwarten haben.

### KINDERSCHRIFTEN.

- 1) LEIPZIG, b. Schladebach: *Kleines Fabelbuch für Kinder edler Erziehung. Oder Lehren der Tugend und sittlichen Klugheit in Unterhaltungen eines Lehrers mit seinen Zöglingen*, von H. A. Kerndörffer. 1802. XIV und 208 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)
- 2) NEUBURG u. AARNHEIM, im Reichscommissions- u. Industrie-Bureau: *Auserlesene Belehrungen und Unterhaltungen für die wissbegierige Jugend, zur Erweckung guter Gesinnungen und Entschliessungen in ihren Herzen, und zur Uebung im Declamiren*. (Ohne Jahr). 90 S. gr. 8.

No. 1. enthält Unterhaltungen eines Lehrers mit seinen Zöglingen über die vorzüglichsten Lehren der Tugend und Lebensklugheit, so weit sie für das jugendliche Alter passen, verinnlicht durch Fabeln in

der Manier der Aesopischen, welche allerdings eine angenehme und unvermerkt auch belehrende Lectüre gewähren werden. Denn wir erwarten mehr von diesen aus den Fabeln sich von selbst darbietenden und aufdringenden Winken, als von den unständlichen Nutzenwendungen, in welchen der Vf. nicht ausführlich genug seyn zu können meynte, da er das Büchlein für die eigne Lectüre der Kinder, ohne fremde Mitwirkung, bestimmte. Wenn der wohlmeynende Vf. solche junge Leser findet, welche diese Anwendungen nicht überschlagen: so hat er sich glücklich zu preisen. Die beygefügtten 8 Kupfer vertheuern das Buch und erstellen es vornehmlich durch die aufgeklebten grellen Farben.

Die in No. 2. als Dialogen eingekleideten Belehrungen haben ihr Gutes; doch ist der jugendliche Ton nicht recht getroffen, und die kleinen Männchen reden zum Theil wie Socrateffe und Platonen. Der Vf. wünscht, daß seine Dialogen in den mittlern Classen höherer Schulen oder auch in Bürgerschulen zum Auswendiglernen und zur Uebung im Declamiren gebraucht werden.

### KLEINE SCHRIFTEN.

KIRCHENGESCHICHTE. Nürnberg, b. Lechner: *Nachrichten von Gallus Korn*, eines Dominicaner-Mönchs zu Nürnberg und standhaften Vertheidigers der evangelischen Wahrheit, Leben und Schriften. Ein kleiner Beytrag zur Nürnbergischen Kirchen- und Reformations-Geschichte. Von Johann Georg Friedrich Held, Frühprediger an der Margarethen-Kirche. 1802. 55 S. 8. (4 kr.) Ungeachtet Hr. Held gar nichts, bisher unbekannt gebliebenes von diesem Gallus Korn, auch Gallus Galieus genannt, ehemaligen Dominicaner oder Prediger Mönch in Nürnberg, der zwar nicht unter die eigentlichen Nürnbergischen Reformatoren, doch aber unter die ersten standhaften Bekenner der evangelischen Wahrheit gezählt werden kann, mittheilen konnte: so verdiente doch auch das wenige, das man von demselben weiß, aufs neue in Erinnerung gebracht zu werden. Nach des Vfs. eigenen Geständnisse, ist von dieses Gallus Korn Geburtsjahr, Jugendgeschichte, Studien und Aufnahme in den Prediger-Orden gar nichts bekannt. Sein Vater Hans Korn, war Bürger und Genannter des größern Raths in Nürnberg. Bekanntermassen waren die Augustiner die ersten in Nürnberg, welche für die von Luther so herzhast angefangene Kirchenverbesserung und für die Einführung der reinen evangelischen Lehre stimmten. Allein desto eifrigere Widersacher derselben waren die Dominicaner. Daß Gallus Korn, der mit diesen Gesinnungen seiner Ordensbrüder nicht übereinstimmte, mit seiner Meynung im J. 1522 öffentlich hervortrat, wurde vermuthlich durch das in eben diesem Jahre ergangene Verbot des Magistrats veranlaßt, wodurch allen Predigern und Mönchen ernstlich untersagt wurde, etwas von Zwietracht in Religionsachen auf die Kanzel zu bringen. Gallus Korn, mit der Stimmung des Raths gar zu gut bekannt, liefs sich dadurch nicht abschrecken, seine Meynung in zwey Predigten öffentlich zu erklären: so wie er dieselbe auch in einer nachmals gedruckten Schrift bekannt

machte. Beide Predigten waren so beschaffen, daß sie seinen Conventbrüdern mißfallen mußten. Die Folge davon war diese, daß ihm das weitere Predigen von dem ganzen Convent ernstlich verboten wurde. Es blieb ihm also nichts übrig, als sich durch die Flucht aus dem Kloster zu retten, um den fernern Verfolgungen zu entgehen. Unterstützt durch seine Freunde, glückte es ihm auch wirklich, seinen gefassten Vorsatz auszuführen. Daß er nach Wittenberg gezogen sey, ist ungewiß; desto gewisser aber ist es, daß er sich zu dem bekannten Johann von Schwartzberg begeben habe, von welchem er auch aufs freundschaftlichste aufgenommen wurde. Dies ist alles, was uns von dem Schicksal dieses Mannes bekannt worden ist. Vermuthlich starb er bald nachher in dem Dienste dieses seines Gönners. Aus einer Schrift von ihm unter dem Titel: *Warum die Kirch vier Evangelisten hat angenommen, ein papistisch frag. Ein Christliche antwort darüber u. s. w.* datirt zu Schwartzberg. Anno tausent funffhundert vier und zwanzig am 26. tag des Aprilen ist zu ersehen, daß er wenigstens in diesem Jahre noch am Leben war. Ausführlich hat derselbe die Verfolgung, die er von den Dominicanern in Nürnberg auszusehen hatte, in einer eignen Schrift beschrieben, die Hr. H. am Schlusse abdrucken lassen. Sie hat den Titel: *Eyn Handlung wie es eynem Prediger Mönch zu Nürnberg mit seinen Ordensbrüdera von wegen der Evangelischen wahrheit gangen ist.* Anno M. D. XXXII, in 4. Rec. besitzt von derselben noch drey andere, von der erst angezeigten verschiedene Ausgaben. Am Ende derselben heist es: *Gegeben am XII. Junii in unser allenden Herberg Anno M. D. XXXII.* Ob unter der elenden Herberg sein Kloster zu verstehen sey, will Rec. nicht entscheiden. Doch ist es wahrscheinlicher, daß er diese Schrift, worin er die Ursache seiner Entweichung bekannt machen wollte, erst nach — als vor derselben entworfen habe.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 20. April 1803.

## GESCHICHTE.

**Präsenz u. Pest, b. Landerer: Josephi Koller, Cathedralis Ecclesiae Quinqueecclesiensis Lectoris et Canonici, Praepositi S. Joannis Baptistae de Castro Quinqueecclesiensi, historia Episcopatus Quinqueecclesiensis. Tomus V. complectitur Res gestas ab anno 1505. usque 1552. 1801. 358 S. 8.**

**B**ey diesem vortrefflichen Werke, welches nicht nur die Geschichte des Fünfkirchner Bissthuums, sondern die Ungerische Geschichte überhaupt durch mitgetheilte ungedruckte Urkunden und Denkmäler erläutert, ist nur der langsame Gang des Drucks zu beklagen. Die vorigen Bände — denn auf diese mit wenigen Worten zurückzugehen, sey dem Rec. erlaubt, da dieses Werks in der A. L. Z. bisher nicht erwähnt worden — erschienen in folgender Reihe bey demselben Verleger: B. I. vom J. 1000 bis 1219. 1782. 472 S. B. II. vom J. 1219 bis 1346. 1782. 493 S. B. III. vom J. 1346 bis 1459. 1784. 430 S. B. IV. vom J. 1459 bis 1505. 1796. 531 S. Also zwischen der Erscheinung des III. und IV. Bandes verfloßen 12 Jahre, und zwischen jener des IV. und V. fünf Jahre — nicht durch Schuld des Vfs. welcher z. B. B. IV. S. 521. versichert, er habe den vierten Band schon 1770 verfaßt, im J. 1782 zur Censur eingereicht, 1783 zurückerhalten und zum Druck abgegeben, sondern durch Saumseligkeit des Verlegers. Da nun allem Ansehen nach wenigstens drey oder vier Bände zur Vollständigkeit des Werks nachfolgen müssen: so haben die Käufer desselben eine sehr entfernte Hoffnung, es vollständig zu besitzen. In dem ersten Bande wurde, aufser den sparsamen Urkunden älterer Zeiten, auch noch in vier Anhängen verschiedenes mitgetheilt, was der Vf. über manche Gegenstände der Ungerischen Geschichte durch Forschen herausgebracht hatte; nämlich Appendix I. und IV. Untersuchung über die Glaubwürdigkeit der Urkunde Stephans I. für das Kloster zu Martinsberg vom J. 1001., welche vom Vf. eifrig verfochten wird, — App. II. Excerpte aus einem alten Missalcodex des Presburger Domkapitels, in welchem zugleich das älteste Denkmal der Ungerischen Sprache enthalten ist. App. III. Urkunden über die Familie Sztáray als Nachkommen des Palatins Rado. — Im zweyten Bande steht unter andern das Excerpt aus den Rechnungen der päpstlichen Zehend-Commissarien, vom J. 1332—1335. Dieses Excerpt betrifft nur die Fünfkirchner Diöcese. Es wäre aber für die alte Ungerische Geographie, Numismatik und Geschichte sehr zu wünschen, daß diese Stimmlichen

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

Rechnungen, welche Koller, Katona und Schönwiesner nur als Handschriften anführen, einmal ganz und authentisch richtig abgedruckt würden. Im dritten Bande befinden sich unter den mitgetheilten Urkunden sehr viele, welche der vormalige Bischof von Fünfkirchen Klimó aus der Vaticanischen Bibliothek (aus welcher auch obige Rechnungen sind) hat abschreiben lassen, und andere, welche der fleißige *Kerchelich* zur Geschichte des Fünfkirchner Bissthuums gesammelt hat. Diefs nämlich gilt vom vierten Bande, worin einige Urkunden aus dem Kanzleyformelbuch des Thomas de Nyirkálló zu Matthias I. Zeiten eingerückt sind, welches Formelbuch aber Hr. v. Kovátschik unlängst ganz herausgegeben zu haben, das Verdienst hat. (S. A. L. Z. 1800. Nr. 215.) Ferner benutzte der Vf. im vierten Bande einen doppelten handschriftlichen *Codex epistolarum Matthiae L.* und bemühte sich sehr rühmlich und glücklich, die Lebensumstände des berühmten Janus Pannonius aufzuklären. Im Anhange des vierten Bandes verbessert der Vf. 1796 vieles von dem, was er 1782 geschrieben hatte: ob schon er jeden seiner Bände vom Bischof und Kapitel zu Fünfkirchen durchsehen ließ, um durch deren Einsichten und Kenntnisse die seinigen zu ergänzen. Das *Registrum proventuum Regalium* von 1404 und 1495, woraus der Vf. S. 475—490. nur ein Excerpt zum Besten giebt, hat Hr. v. Engel (in I. Theil der Geschichte des Ungerischen Reichs) ganz abdrucken lassen. Von dem Vf. dieses *Registri*, dem Reichsschatzmeister Bischof Sigmund Ernst v. Fünfkirchen hat der Vf. die Lebensumstände lesenswürdig zusammengefelt.

Ein noch wichtigerer Mann, der vielgeltende Minister Vlad. des II. der Freund des Hauses Oesterreich, der Bischof von Fünfkirchen Georg Szakmári, tritt im vorliegenden fünften Bande auf, wird aber leider nur mit 48 S. abgefertigt. Dieser Mann verdient eine eigene Biographie, zu welcher hier der Vf. einige Materialien liefert. Den Vorrath derselben vermehrt die Abhandlung über Zápolya in des Hn. v. Schedius Zeitschrift von und für Ungern Th. I. Heft 2. und 3. Daß der Vf. auch neuere Werke, die ihm bekannt werden, benutze, hat er durch den Gebrauch der v. Retzerischen Ausgabe des Hieronymus Balbus im fünften Bande gezeigt. Zur Ausbeute aus dem Vatican gehört auch eine Anzahl officieller Briefe des päpstlichen Gesandten Anton Pulleo, Baro de Burgio. S. 80—96. und 101. 106—132. vom J. 1524. 1525. und 1526. Ueber die Art, wie Ludwig II. in der Schlacht bey Mohátsch geblieben sey? stellt der Vf. S. 67. und 157.

U

Un-

Untersuchungen an. Einer der merkwürdigern Bischöfe von Fünfkirchen war Anton Verantius vom J. 1553 bis 1557, wo er zum Erlauer Bisthum befördert wurde. Die Reisebeschreibung des Verantius von Ofen nach Adrianopel, woraus der Vf. S. 340. nur ein Bruchstück mittheilt, ist ebenfalls schon ganz gedruckt, herausgegeben von Fortis, Venedig 1774. 4. Viele Urkunden, die Hr. Pray aus dem Archiv der königlichen Kammer abschreiben durfte, hat er Hn. Koller mit edler Bereitwilligkeit mitgetheilt. Rec., der solche Bereicherungen der Ungerischen Geschichte mit neuen Urkunden sehr gern sieht, wünscht von Herzen die baldige schnellere Fortsetzung dieses Werkes.

KOPENHAGEN U. LEIPZIG, b. Schubotho: *Fabula de Psyche et Cupidine*. Disquisitio mythologica auctore Birgero Thorlacio, Prof. extraord. philol. gr. et rom. in universit. Havn. et seminar. paedagogico. 1802. 69 S. gr. 8. (6 gr.)

Der Vf., ein durch Studien und Reisen gebildeter Humanist, stellt von diesem Mythos, der Mysterien angehört haben soll, eine schätzbare Monographie auf.

Wir verdanken die Kenntniß desselben Mythos den Metamorphosen des Apulejus, der ihn ohne Zweifel einem Griechen nachzählte. [Diese Behauptung hat der Vf. gar nicht begründet.] Dieser Schriftsteller sowohl als Lucianus scheinen ihre Zaubergeschichte vom Esel aus einem Werke des Lucius von Patra entlehnt zu haben, dessen Photius gedenkt. Ob aber in diesem auch die Episode von der Psyche enthalten war, ist sehr zu bezweifeln, da sie wenigstens im Lucianus nicht steht, auch einen ganz andern, reinern und höhern Charakter als das Uebrige hat. Fulgentius, der die Geschichte der Psyche summarisch nach dem Apulejus erzählt, nennt einen Aristophontes von Athen, der sie mit einem großen Wortschwall vorgelesen habe. Wir wissen aber nicht, wann dieser geschrieben hat, und ob er älter oder jünger ist als Apulejus. Die Grundlage der Episode im Apulejus gehört einem andern Schriftsteller und zwar einem Griechen an, die Ausführung und Ausschmückung aber dem Apulejus, auf dessen Rechnung auch mehrere unzeitige und müßige Einschüßel und allegorische Wesen im Geschmack seiner Zeit zu setzen sind. Apulejus scheint im goldnen Esel überhaupt eine solche Menge schmutziger Geschichten aufgehäuft zu haben, um zu zeigen, welches Sittenverderbnis in den Familien seiner Zeit geherrscht habe, wie sehr Ehebruch, Blutschande und alle Art von Ausschweifungen im Schwange gegangen und selbst durch Zauberey und die Schlupfwinkel schmutziger Mysterien gehegt worden sey. Zu diesen Schmutzgemälden liefert er nun ein stark contrastirendes Gegenstück in der Geschichte der Psyche, deren Tendenz ist, die Hindernisse darzustellen, welche gemeinlich der ehelichen Treue gelegt werden.

Je weniger die Fabel der Psyche von den Schriftstellern berührt wird, desto häufiger kommt sie auf alten Werken der bildenden Kunst, in Statuen, Reliefs

und vornehmlich in Gemmen, vor, die sämmtlich unter drey Classen gebracht werden können, einige, deren Stil und Kunst dem Zeitalter der blühenden Künste Griechenlands anzugehören scheinen und daher beweisen, daß die Fabel weit älter als Apulejus ist, mehrere, welche das Ansehen von römischen Nachahmungen griechischer Werke haben, die meisten, welche das Zeitalter der sinkenden Kunst verrathen. Amor und Psyche kommen stets auf Kunstwerken geflügelt vor. Wann die Kunst zuerst den Amor beflügelt hat, ist kaum zu entscheiden. Ein Scholium zum Aristophanes nennt die Vorstellung der Nike und des Eros mit Schwingen eine Neuerung [vgl. Vofs mythologische Briefe Bd. 2. S. 30. 31.], und im Pausanias wird selten der Flügel des Eros gedacht. Die Seele ( $\Psi\upsilon\chi\eta$ ) stellte die älteste Kunst in menschlicher Gestalt dar, wenn als Schatten der Unterwelt, mit verhülltem Haupt. Um die Schnelligkeit der Gedanken, die Erhebung der Seele über das Irdische, ihren Flug in andere Welten zu bezeichnen, fing man an ihr Flügel beyzufügen, meist die eines Schmetterlings, oder sie selbst als Schmetterling abzubilden. Diese Vorstellungsarten der Seele wurden auf die Psyche übertragen. Der ganze Cyclus der Fabel von Amor und der Psyche nun, findet sich in einer Reihe von Werken der alten Kunst nach einzelnen Acten dargestellt; von ihrem ersten Entschlafen an in dem Thal, in welches sie von den Zephyrn war getragen worden, durch den Zustand ihrer Erniedrigung und der ihr auferlegten Arbeiten und Prüfungen bis zum Stand ihrer Erhöhung und der Hochzeit im Olympus, und zwar dies alles mit geringen Abweichungen vom Apulejus, jedoch mit der Einschränkung, daß in den alten Bildwerken keine Spur von den Schwestern und Aeltern der Psyche vorkommt, denen doch Apulejus eine wichtige Rolle beylegt, und eben so wenig von der Ceres, der Juno und dem krankliegenden Cupido, bey welchem Apulejus so lange verweilt.

Der Sinn der Fabel ist vorhin schon angedeutet worden. Er ist: geprüfte und belohnte eheliche Liebe und Treue. Es ist ein moralischer Mythos aus den Mysterien, durch dessen symbolische und dramatische Vorstellung die eingeweihten Frauen an die Gefahren der Schönheit, an die Pflichten der Gattin, an dem Werth der weiblichen Unschuld erinnert, und ihnen die Belohnungen der ehelichen Treue und Keuschheit vorgehalten wurden. So viel ist gewiß, daß in den Mysterien nicht bloß cosmogonische, physische, historische Mythen, sondern auch, vorzüglich in etwas spätern Zeiten, moralische Philosopheme durch Aufzüge anschaulicher gemacht wurden. Der Name Psyche kommt auch im Petronius als eine mythische Person vor. In Apulejus Fabel hat die so oft wiederkehrende Zahl Drey auch etwas mythisches. Drey mal wird Psyche von ihren Schwestern besucht; drey mal sieht sie vergeblich den Beystand der Götter an; drey mal wird sie gezüchtigt; drey Arbeiten muß sie auf der Oberwelt verrichten u. s. w. Nicht weniger haben ihre Irrfale, Prüfungen und Läuterungen ein mysti-

mythisches Ansehen und kommen mehr oder weniger mit denen überein, welche die Einzuweihenden auszustehen hatten. Ein anderer, bisher übersehener, Umstand spricht gleichfalls für den Antheil dieser Fabel an den Mysterien. Auf einem alten Gefäß liegt zu den Füßen der Psyche ein Spiegel, dergleichen häufig auf den griechischen Vasen vorkommen, deren Vorstellungen sich auf Weihungen beziehen. [Dies läßt sich aus dem Apulejus selbst bestätigen: denn in seiner Schilderung der Procession der Iſis-Myſterien (Bd. II. p. 261. Elmenhorſt. Ausgabe) kommen Frauen vor: *nitentibus speculis pone tergum reversis, venienti deae obvium commonstrabant obsequium: et quae pectines eburneos ferentes etc.* Sie trugen die Spiegel auf dem Rücken, als sollte die hinter ihnen folgende Statue der Iſis hineinführen. Der Gebrauch, Kamm und Spiegel den Göttern, vermuthlich in den Myſterien, vorzuhalten, wird auch vom Seneca im 95ten Briefe erwähnt: *Vetemus — frigidus Jovi ferre, et speculum tenere Junoni.* Der Spiegel zu den Füßen der Psyche wird wohl auf ihre Aufnahme in den Olympe oder auf ihre heilige Hochzeitsfeyer deuten. [Vgl. Böttiger gr. Vasengemälde Heft 3. S. 59.]

Dafs die Fabel vom Amor und der Psyche zu den Bacchus-Orgien übergegangen, beweisen mehrere Arbeiten der alten Kunst, in welchen theils Psyche in dionysischen Aufzügen, theils mit Attributen der Bacchanten vorkommen. Aber auch in die Priapeischen Myſterien schlich sich die Vorstellung dieser Fabel, wenigstens der Hochzeit der Psyche, ein, wie aus dem Petronius Kap. 26. erhellt.

Wahrscheinlich gehörte dieser lehrende Mythos eigentlich den Myſterien der Venus und der Amor, sey es zu Cnidus, zu Theſſia oder sonstwo, an. Da sich mehrere Umstände in Griechenland vereinigten, das weibliche Geschlecht herabzuwürdigen, und an die Stelle ehelicher Liebe den Umgang mit Hetären und Knaben zu setzen, und so Ausschweifungen aller Art immer mehr überhand nahmen, gegen welche die Gesetzgeber nur wenig vermochten: so suchte man wenigstens durch die Myſterien eine reinere Liebe zu dem himmlischen Amor und der himmlischen Venus zu wecken. Dafs es auch Myſterien für das weibliche Geschlecht gab, ist bekannt; in solchen Myſterien, die vermuthlich der ehelichen Venus gewidmet waren, konnte nun die Fabel von der Psyche die eingeweihten Weiber auf den Werth der rechtmäßigen Ehe und der ehelichen Treue aufmerksam machen. [Aber nach dem Obigen hätten ja noch mehr die Männer — denn diese wären in höherm Grade die Ausschweifenden, als ihre Ehefrauen — solcher Ermahnungen bedurft, auſſer ihnen vornehmlich die Hetären, die aber wohl ſchwerlich an den Myſterien Antheil nahmen, ausgenommen an den Myſterien der Venus Pandemos.]

In dem Umstand, dafs der Mythos zu den Myſterien gehörte, ist der Grund zu suchen, warum die Schriftsteller bis auf Apulejus Zeit davon geschwiegen. Erst gegen das Ende des ersten Jahrhunderts

und weiterhin machte die überhandnehmende Menge geheimer Verbindungen und der Geist der Zeit, dafs die Geheimnisse derselben nicht mehr so heilig bewahrt wurden. Die Kunstwerke eines ältern Zeitalters, die sich auf den Amor und die Psyche beziehen, waren vielleicht für die Myſterien gearbeitet, und waren in den Logen aufbewahrt.

Anfangs war die Fabel vermuthlich weit einfacher. Es war die Geschichte einer Gattin, die, durch ihre Neugierde ins Unglück gekürzt, in allen Widerwärtigkeiten ihrem Gatten zugethan blieb, und endlich glücklich wurde. Der erste Schriftsteller, der sie ins profane Publicum brachte, wer er auch gewesen seyn mag, oder selbst Apulejus, spann sie weiter aus, und setzte vermuthlich die Geschichte von ihren Aeltern und Schwestern und anders hinzu. Für die Kunstwerke entstanden nun drey Epochen, die erste, wo die Fabel den Myſterien der Venus oder des Amor angehörte, die zweyte, wo sie in die Bacchanalien übergegangen war, die dritte, wo sie sich unter die Priapeja und unter Myſterien von ähnlichem Schlag verloren hatte. Endlich gehören noch eine Anzahl von Bildwerken zu den bloſſen Spielen der Künstlerlaune und Phantasia.

Wir haben manche gute Bemerkungen des Vis. übergehen müssen, um nicht zu weitläufig zu werden, und um noch Raum für Einiges, was uns diese Abhandlung an die Hand gab, zu behalten. Als der älteste von den noch vorhandenen Schriftstellern, die der Fabel der Psyche wenigstens anspielend gedenken, ist Petronius in der angeführten Stelle anzusehen. Etwa zu Nero's Zeit wurde also schon der schöne Mythos von der Hochzeit der Psyche in den priapeischen Weihungen entweicht. In Lucius von Patra, der ein Zeitgenosse des Lucianus gewesen zu seyn scheint, kam die Fabel schwerlich vor, theils, weil sein Werk Geschichten verschiedner Verwandlungen enthielt, die Fabel der Psyche aber mit keinen eigentlichen Verwandlungen zu thun hat; theils, weil bey ihm nicht wohl Platz für diese Episode in der Geschichte des Esels seyn konnte, da letztere seiner breiten Erzählungsart ungeachtet, bey ihm nur zwey Bücher einnahm, so viel als beynahe Apulejus blofs für die Episode braucht; theils, weil Photius auch als denkbar annimmt, dafs Lucius seinen Esel aus dem des Lucianus, in welchem doch nichts von der Psyche vorkommt, ausgezogen habe. Was den Aristophontes betrifft: so ist sein Zeitalter freylich nicht bekannt; indess scheinen seine griechischen Erzählungen, welche den Titel *ὕστατα* führten, anzuzeigen, dafs er in ihnen die Schicksale der Psyche und ihrer Schwestern von der Seite der Unzufriedenheit derselben mit ihrer Lage aufgefaßt hatte. Bey aller übrigen Ungewissheit leuchtet so viel ein, Apulejus war nicht Erfinder seines kleinen Romans im Romane, der auch viel zu einfach, viel zu rein und zart ist, als dafs er aus dem Kopfe dieses Neuplatonischen Schwärmers so hätte kommen können. Sehr treffend urtheilt Hr. v. Ramdohr in der Venus Ura-



Urania 3. Th. 1. Abh. S. 282. über dieses Märchen, von dem er scharfsinnig vermuthet, daß eine ältere Pantomime aus den Mytherien zum Grunde gelegen (Rythmus und Tanz waren, nach Lucian. de saltat. 16, wesentliche Stücke der Weihungen), folgendes: „So wie die rednerische Composition da vorliegt, ist sie ein Meisterstück der Erfindung, das bey einer reinen Diction ein vollkommenes Werk der schönen Kunst seyn würde. Uns wird sie darum hauptsächlich wichtig, weil die zarte Weiblichkeit der Psyche, (wenn ich die Rache an den Schwestern ausnehme) so schön darin dargestellt wird, und weil die eheliche Liebe des Amors für seine Gattin die feinsten Empfindungen wahrer Zärtlichkeit verräth.“ Das Ganze würden wir am liebsten, wenigstens seinen Hauptbestandtheilen nach, für eines der zartesten Erzeugnisse morgenländischer Einbildungskraft halten, eine schöne Dichtung der Mytherien. Priester der Astarte in Phönicien und auf Cyprus, ähnlich dem dort einheimischen schönen Adonismythus, der die Qualen und Irrfale der liebenden Venus, die Trauer über Adonis Tod, die Freude über den wieder gefundenen ausdrückte. Die Adonispriester in Phönicien und die Isis- oder Osiris-Priester in Aegypten fraternisirten miteinander. Wie wenn nun Apulejus diesen Mythus in den Isis-Mytherien, in denen er alle drey Grade erhalten hatte, (s. Metamorph. L. II. Vgl. Diss. L. Apulejum Aegyptiis mysteriis ter initiatum praefide Oberlin exam. subjicit J. J. Jaegle, Argentor. 1786. 4.), kennen gelernt und etwa in einer solchen, weltlichen Umkleidung, wenn wir so sagen dürfen, vorgetragen hätte, daß man ihm deswegen nichts zur Last legen konnte? Denn er giebt sich wenigstens im 11ten Buche das Ansehen, als sey er nicht gemeint, was er bey der Einweihung in die Teletä gesehen, auszuclaudern. Auf jeden Fall hat in der Fabel der Psyche das Zauberschloß in der Menschenleeren Gegend, in welchem Psyche von unsichtbaren Händen bedient, von unbekanntem Stimmen umtönt, von einem nie gesehenen Bräutigam allnächtlich besucht wird, und manches andere, mehr das Gepräge des Morgenlandes als Griechenlandes.

Da wir die Fabel wahrscheinlich nicht mehr ganz in ihrer Urgehalt haben: so dürfte ihr geheimer Sinn auch wohl problematisch bleiben. Wahrscheinlich besteht sie in der Form, die ihr Apulejus gegeben, aus einem Gemisch von Pythagorisch-Platonischen Ideen, mit mehr als Einem Mythus aus den Mytherien amalgamirt. Hieher gehörige Ideen aus den Schulen der Philosophen, die vielleicht zuletzt auch wieder aus den geheimen Weihungen ihren Ursprung hatten, waren z. B. die Verirrungen und Leiden der mit einem Körper verbundenen Seele ( $\Psi\chi\eta$ ) in dem irdischen Leben. S. Wytenbach Plut. de ser. num. vind. p. 34 ff. die Vereinigung zweyer Naturen (Gott

and Mensch), in der Person eines Dämon (Eros) mit menschlichen Leidenschaften (Psyche). S. Hufschke Anal. crit. p. 41. ff. Ist noch eine Einheit der Lehre in dem Mythus, wie er im Apulejus ausgebildet worden, anzutreffen: so möchte man hier eine Theorie der Uebel in der Welt zu suchen haben, die durch Unzufriedenheit mit seinem Zustand, durch Neugier und Ungehorsam entstehen, vermindert durch das Beyspiel eines Weibes, durch welches Geschlecht das Alterthum überhaupt die Uebel in die Welt kommen läßt, weil es Schwachheit und Gebrechlichkeit als das Charakteristische derselben anerkennt. (Vgl. Butunanns Bemerkungen über die Fabel der Pandora in der Berl. Monatschrift.) Die Reinigung von der Verschuldung dachte man sich nun im Sinn der Aegyptisch-Pythagorischen Seelenwanderungslehre durch eine Reihe von harten Büßungen; Arbeiten und Prüfungen, durch welche die Seele hindurch gehen muß, ehe sie zu ihrer Unschuld und Reinheit zurückkehrt. (Daß Psyche noch nahe am Ziele ihrer Läuterung abermals durch Neugier fällt, und die Büchse mit dem mythischen Inhalt eröffnet, scheint nicht zu dem Ganzen zu passen und ein Einschleibsel des Apulejus zu seyn; sie würde ja durch dieses neue Vergehen die vorigen Büßungen unnütz gemacht haben. Wollte wohl der Interpolator der Fabel die unbezwingliche Neugierde des andern Geschlechts dadurch bezeichnen, wohauch Hr. Thorlacius winkt.) Nach vollendeter Läuterung folgt der Zustand der Belohnung und Seligkeit als eine heilige Hochzeit ( $\text{ισπὸς γάμος}$ ) oder Theogamie, wie die des Bacchus und der Ariadne, vorgestellt. Dieser Schluss ist ganz in der Weise der Repräsentationen in den Mytherien, und der Neuplatoniker Proclus nennt in Tim. I. I. p. 16. ausdrücklich  $\text{ὁὐς ἐν ἀπορήτοις λεγομένους ἰσπὸς γάμου}$ . Das Ganze hat also drey Acte; der Stand der Unschuld, der Stand der Büßungen und der Stand der Belohnung. Bemerken wir nur noch, daß die ganze Fabel keinesweges als ein müßiges Emblem im Apulejus anzusehen ist, sondern eine wesentliche Beziehung auf Apulejus eigne, durch Neugierde und Verschuldung herbeygeführte Schicksale, Büßungen und endliche Belohnungen hat, wie das ganze Werk und namentlich die Worte des Hierophanten der Isis an den Apulejus I. II. p. 263. deutlich genug verrathen: „*Multis et variis exantlatis laboribus magnisque Fortunae tempestatibus et maximis actus procellis, ad portum Quietis et aram Misericordiae tandem Luci venisti; nec tibi natales ac ne dignitas quidem, vel ipsa, qua flores, usquam doctrina profuit; sed lubrico florentis aetatae, ad serviles delapsus voluptates, curiositatis improsperas sinistrum praemium reportasti. Sed utrumque Fortunae caecitas, dum te pessimis periculis discriminat, ad religiosam istam beatitudinem improvida perduxit malitia.*“



# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 21. April 1803.

## GESCHICHTE.

OPEN, in d. Univ. Druckerey: *Notitia Hungaricae Rei numariae ab origine ad praesens tempus auctore Stephano Schönwiesner, Presb. Sac. R. Universitatis Pestanae Bibliothecario.* 1801. 576 S. 4. m. XX Kpft.

So ist denn glücklicher Weise auch in diesem Felde der ungrischen Geschichtsforschung die Bahn durch Hn. S. gebrochen. Seit zwey Jahrzehnden hat der Vf. dasselbe vorbereitet. Die erste Veranlassung zu demselben gab ihm der gelehrte Domherr zu Fünfkirchen *Jos. Koller*, durch das Geschenk einer schönen Sammlung von Münzen-Abbildungen. Als Bibliothekar der k. Universität konnte der Hr. Vf. auch das mit der Bibliothek der k. Univ. verbundene Münzkabinet benutzen, und ohne Zweifel stand dem Vf. auch der Zugang zu den berühmtesten Münzsammlungen des k. k. Hofes, der Grafen Festetics, Vitzai, Széchényi, des Hn. v. Semsey u. a. m. offen. Indessen giebt er eben so wenig Nachricht, ob er alle diese Sammlungen und welche er besucht habe, als er der Abbildungen erwähnt, die vom Gräfl. Festeticischen Münzcabinet erschienen und freylich schwer zu haben sind. Das vorliegende Werk sollte vor mehreren Jahren in der bischöfl. Druckerey zu Karlsburg in Siebenbürgen auf Veranstaltung des siebenbürgischen Bischofs Grafen Ignaz Batthyani erscheinen, dem der Vf. seine Handschrift verkauft hatte, und es waren schon 19 Kupfertafeln dazu von Mansfeld gestochen. Nach dem Tode dieses Bischofs veranstaltete sein gelehrter Nachfolger, der Bischof Joseph v. Mártonfy, daß dem Vf. sowohl die Handschrift als die Kupfertafeln unentgeltlich zurückgestellt wurden. Nun gab er seiner Handschrift die letzte Feile, und verkaufte sie abermals — ein Loos; das in solchen Fällen selten ungerschen Schriftstellern zu Theil wird — der k. Univ. Buchdruckerey nebst den 19 Kupfertafeln, zu welchen nun die 20ste hinzu kam.

Abichtlich sagte Rec. oben: der Vf. habe mit diesem Werke die Bahn gebrochen; [denn des Piristen *Simonich diff. de Numismatica Ung. Diplomaticae adcomodata* enthält eigentlich nur die Münz-Geschichte des Guldens (*Strenus*)] nicht aber, er habe alles damit geleistet. Bescheiden sagt eben dieses der Vf. selbst in der Vorrede: „*Intelligent lucubratione ista exhiberi specimen quoddam Operis Numismatici, suo in genere primi. atque ideo si numeris omnibus non sit absolutum, venia digni. Alioquin hoc argumenti genus est ejusmodi, quod supplementis augeri possit ac perfici.*“ — Rec. A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

hätte die Gelegenheit ergriffen, auch in dieser Anzeige mit Hülfe eines ihm zugänglichen reichen Münz-Cabinetes etwas zur künftigen Vervollkommenung dieses Werkes beyzutragen, wenn ihn nicht besonders die Betrachtung abgehalten hätte, daß des kaiserlichen Münzcabinetes zu Wien beträchtlicher Vorrath an ungrischen und siebenbürgischen Münzen dem Vernehmen nach durch Hn. Abbé *Neumann*, und eben so die gräfl. Széchényische sehr reichhaltige ungrisch-siebenbürgische Münzensammlung durch einen geschickten Mann, (vielleicht Hn. *Schönwiesner* selbst) bald beschrieben, und somit für die Erweiterung der Wissenschaft hinlänglich gesorgt werden soll.

Rec. beschränkt sich demnach auf folgende Inhaltsanzeige mit eingestreuten wenigen Bemerkungen. *Pars prior. Diss. prima. De re numaria priscorum Hungariae populorum* in 6 Kapiteln. Von den atlanischen, griechischen, altbarbarischen, römischen, byzantinischen und fränkischen Münzen, die vor der Ankunft der Ungern geprägt worden; endlich von zwey neuerlich in Ungern gefundenen Schätzen. Auch hier zeigt sich der Vf., so wie in den *Antiquitates Sabar*, und andern frühern Schriften als einen kritischen und belebten Alterthumsforscher; doch wird wegen sehr vieler Stücke, die er nicht gesehen, dieser Abschnitt die meiste Nachlese veranlassen. Von dem ersten Schatz, der 1797 im Krasnaer Comitatz zu Szilagy Soulyó gefunden worden, geben die Inschriften der Münzen chronologische Auskunft; aber räthselhaft ist die Kette von Gold, an welcher lauter Handwerks- und ökonomische Instrumente im verjüngten Maasstabe aus Gold angebracht sind: als Hämmer, Scheren, Zangen, Leitern, Ruder, ein Boot sogar mit einem rudern den Matrosen. Rec. kommt es am wahrscheinlichsten vor, daß von Valens und Gratianus ein barbarischer Fürst nicht nur einen Tribut, sondern auch Modelle von allerhand Werkzeugen der Cultur, die er unter seinem Volke einführen wollte, begehrt habe; und daß ihm durch diese Kette, in beiderley Rücksichten gewillfahrt worden. Von dem zweyten Schatz, der 1799 im Forontaler Comitatz entdeckt, und von unserm Vf. S. 81 ff. sehr unbefriedigend und sogar unrichtig beschrieben worden, ist das Urtheil ebenfalls sehr schwer. Er besteht in goldenen Krügen mit erhabenen Figuren in nicht allzu hohem Stil, in Schalen mit Gazellenköpfen, Bechern und Schalen mit Inschriften, die Hr. S. unrichtig angegeben hat; (So z. E. heist es nicht: EATATOC ANATATCON sondern UATATOC nicht BOVAA sondern BOUHAA) und die man vom Hn. Abbé *Neumann* richtiger verzeichnet erwarten dürfte. Die zwey

lesbaren Worte der einen Inschrift *ἑσάρτος αναπαύσας* sind offenbar griechisch: die Worte der andern Inschrift sind aber weder griechisch noch slavisch, obwohl darunter die Worte ZOANIAN (Shupan) TECH (Desse? s. v. Engel's Gesch. von Servien S. 147) vorkommen, einige andre Schriftcharaktere scheinen kopfisch zu seyn; eine Meynung, in der Rec. bekräftigt worden, seitdem er Akerblads Erklärung der Inschrift zu Rosette gesehen. Die Figuren der Krüge haben ein sehr afrikanisches Ansehen, und an einigen ist die Mohrenphysiognomie nicht zu verkennen; der Hauptschmuck einiger scheint aus emporstehenden Federn, der Halschmuck aus einer Schnur mit Korallen zu bestehen; auf mehreren Vorstellungen kämpfen Menschen in Schuppenpanzern mit geflügelten Ungeheuern, etlichmal ist die Wis abgebildet, auch haben die Pflanzen gleichsam ein afrikanisches Ansehen; nackte Weiber werden von großen Raubvögeln davon getragen, auch sieht man einen (mauritanischen?) Reuter in der einen Hand eine Stange mit 2 Zacken, in der andern einen abgehauenen Menschenkopf haltend, und einen Gefangenen mit sich schleppend. Ohne der Beschreibung und dem Urtheil des Hn. Abbé Neumann vorzugreifen, glaubt Rec., der Schatz möchte zwey türkischen Befehlshabern angehört haben, (und etwa von einem ungrischen Krieger abgenommen worden seyn) wovon einer ebendem in Aegypten commandirt und dort jene goldene Gefäße an sich gebracht haben kann, die eigentlich als ein caravanmäßiges Trinkgeräth betrachtet werden können, wovon ein paar Schalen auch mit Schnallen zum Anschnallen an das Kameel oder Pferd versehen sind, der andre aber in Griechenland und Servien goldne Schalen geraubt haben kann. Für den Zweck, die Wissbegierde der Sachverständigen auf diesen Gegenstand richten zu helfen, sey das Gesagte genug, so viel merkwürdige Umstände Rec. auch übergehen mußte.

*Part. altera. Dissertatio secunda. De re numaria Hungararum sub ducibus ac regibus periodi primae ab anno 900 - 1301.* Von den Herzogen hat man keine Münzen; das kriegerische Nomadenvolk Magyaren genannt, borgte seinen Ausdruck für Münze *penz*, vom slavischen *penjas* (mittelbar vom lateinischen *penza*). Von den Königen hat man aus diesem Zeitraum nur silberne, und zwar zuerst größere, hernach (seit Ladislaus I.) kleinere, hellerfarbige, später auch kupferne Münzen, (S. 87. das ungrische Wort *Füer* möchte Rec. nicht von *fel*, halb, sondern vom Deutschen Heller ableiten). Die dem K. Stephan I. zugeschriebene goldne Münze in Gorha ist auch nach Schläger's Urtheil nicht von ihm (S. 93.) Dafs man unter Pannonia eine Münzstadt oder Münzstätte zu verstehen habe, dürfte sehr zu bezweifeln seyn (S. 110. vergl. 108 u. 98. *Sándor Sokféle* VIII. 219.) so wie diese ältern ungrischen Münzen überhaupt noch eine kritische Revision bedürfen. *Geyfa*, *Gesfe*, *Geobitzes*, *Göbz* scheinen dem Rec. gleichbedeutend. (S. 110.) Die Behauptung, dafs die Münzen mit CEHANUS REX und LADLAUS REX von Stephan II. herrühren, hat Hr. S. S. 123. sehr wahrscheinlich gemacht. Bey S. 127.

hätte bemerkt werden können, dafs Bela's III. Aufenthalt an byzantinischen Hof auch an seinen Münzen zu kennen sey. Vielleicht rühret das ungrische Wappen mit dem Patriarchen-Kreuz zuerst von Bela III. und aus dem Oriente her, denn es findet sich zuerst am deutlichsten in einem Schildchen auf Bela's III. Münzen. Die dieses Kreuz darstellende Münze Tab. II. fig. 45 hat auf der Rückseite so offenbar byzantinische Verzierungen; dafs sie schwerlich dem K. Bela III. abgelaugnet werden könnte. *Pray (de veteri reginas Hung. coronandi more* S. 55) hat auch Siegel von den Zeisen vor Bela IV. mit dem Patriarchen-Kreuz gesehen; worüber uns Hr. S. aus der handschriftlichen Sphragistik derselben leicht bestimmtere Angaben hätte mittheilen können. S. 131. Die Münzen angeblich Andreas des II. mit dem Lamm verglichen mit dem Breslauer Grofsen Nro. 150. und mit dem ABC verdienen noch eine weitere Beleuchtung; so wie viel andres, welches Rec. übergehen muß. Von einem Cumanischen Löwen als einer heraldischen Figur auf den Münzen des Cumanischen Ladislaus kann (S. 145) die Rede nicht wohl seyn; denn Cumanien bedeutet heraldisch und diplomatisch die Wallachey und Moldau. Bey jeder Periode handelt der Vf. sehr zweckmäßig, auch die eigentliche Geschichte des Münzwesens während derselben ab. So hat auch hier das 4te Kapitel der 2ten Abhandlung die Ueberschrift: *De ratione totius rei monetariae Hungaricae in prima periodo regum.* Hier wird gehandelt von *libris* (welche in Stephanischen Urkunden und Denkmälern öfters in sehr freygebiger Zahl vorkommen, und wo bey der Vf. die Glaubwürdigkeit mancher sehr unglaubwürdigen Urkunden durch einen willkürlichen Unterschied zwischen einer *libra poenalis* und *communis* retten will.) *De marcis et fertionibus.* In Frankreich kamen die Marken oder halben Librae erst ums J. 1073. in Gebrauch; aber Diplome des heiligen Stephan I. vom J. 1036. die man als acht vertheidigen will, erwähnen sie schon. *Ferte* ist das deutsch-österreichische Viertling; eine Viertel-Mark 2 Unzen. *De pensis.* Ein *penza* hielt 45. seit Bela I. 40 Denarien von Silber, und war einem Byzantiner Ducaten gleich. *Pondus* hiefs 1. Mark. Ein *Denarius* vom heiligen Stephan ist 4½ Kreuzer werth (das Loth Silber zu 90 Kr. gerechnet) ein Ochs kostete damals 40 Denarius, 180 Kr. *Frisatici numi* wurden eigentlich zu Fritsch, einer Salzburgerischen Stadt in Karnthen geschlagen, und cursirten in Ungern zu den Zeiten Belas III. und Emerichs; 3 davon machten ein *Pondus* aus. *Bannales* war das für Slavonien (das heutige Croatia) von seinen besondern Herzogen, vielleicht seit Soliman geschlagene Geld durch das darauf abgebildeten Marder kennbar. Aus dem vom Vf. angezogenen, aber mißverstandenen und aus dem Zusammenhang gerissenen Urkunde Andreas II. vom J. 1217 folgt offenbar, dafs damals in Slavonien gar kein königl. ungrisches, sondern lauter Banalgeld im Course war. Der Marder ward zum Zeichen der Banal-Denarien, (deren 200 auf eine Mark von Hn. S. berechnet werden) deswegen genommen, weil der alte

Tribut von Slavonien in Natural-Mardern eingefordert wurde, (vergl. v. Engel's Geschichte des ungrischen Reichs II. S. 582 ff. und Hn. Schönau. weiter unten S. 197. Später erlöste das Banalgeld auch in Ungern und wurde z. E. auch zu Clausenburg gemünzt (S. 279) Köllner Denarien brachten die siebenbürgischen Sachsen mit, — eine neue Hindeutung auf ihre wahre Heimath. *Groß Pragenses* kommen in einer ungrischen Urkunde vom J. 1209 vor; eine Angabe, die von ungrischen und böhmischen Diplomaten noch kritisch zu prüfen wäre. (S. 168.) *Solidi, Byzanti, Romanati* etc. Der Ausdruck *Florenus auri* kommt zuerst in einer Urkunde des J. 1278 vor; die *floreni* waren zu Florenz selbst erst 1252 entstanden. Das *lucrum Camerae* wird schon in Andreas II. Freyheitsbrief für die siebenbürgischen Sachsen aufgeführt. Leider hat der Vf. die herrlichen Aufschlüsse *Schlüzer's* sowohl über diesen, als über den Ausdruck *cambiare* in der Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen S. 577. übersehen. Auch Rec. ist der Meynung, daß der jährliche Münzwechsel, und die damit verbundene Plackerey von Andreas II. herrühre. S. 580. Die *Moneta quintae combustionis* hat der Vf. für diejenige erklärt: „*cui pars quinta deterioris metalli ex regis praescripto permixta erat.*“ Allein dies reimt sich nicht mit dem Worte *finatio*, welches (S. 303) span. mit *combustio* gleichbedeutend ist. Hierauf folgen Bruchstücke einer kurzen Geschichte des königlichen Berg- und Münzrechts.

(Der Befehl folgt.)

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GLOZAU, in d. neuen Günth. Buchh.: *Die Sitten von Panage*. Ein Lesebuch für die erwachsene, im Denken geübte Jugend. Aus dem Französischen frey übersetzt, zum Theil umgearbeitet und nach den Bedürfnissen der gegenwärtigen Zeit eingerichtet, von Gottlieb Benjam. Lehner. 1801. XXII u. 402 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Das hier zum Theil übersetzte, zum Theil umgearbeitete Werk kam 1748 unter dem Titel: *Les mœurs* zu Amsterdam heraus, und machte damals als Versuch, die Moral von dem System der positiven Theologie unabhängig, und bloß auf Gründe der Vernunft gestützt darzustellen, unter einem Theile der Gelehrten, und als freymüthige Schilderung der Sitten, wie sie gewöhnlich sind, im Contrast mit den Sitten, wie sie seyn sollen, als treuer Sittenpiegel, in welchem der Aberglaube und der Despotismus der Geistlichen und Großen sich nicht geschmeichelt fanden, unter einem Theile der Nation solche Senfation, daß es in demselben Jahre zu Paris öffentlich durch den Henker verbrannt wurde. Das Buch enthält für die damalige Zeiten viel Wahres und Beherzigungwerthes, und obgleich wissenschaftliche Gründlichkeit

nicht sein Zweck war, doch in einem anmuthigen Gewande viele herrliche Gedanken, und treffende Sittengemälde, aus welchen ein reiner Geist der Humanität und Sittlichkeit hervorleuchtete, ungeachtet Selbstliebe als Grund und Princip der Sittlichkeit aufgestellt wurde; nur schade, daß diese mit andern weniger leutern, dem reinen Geiste der Sittlichkeit nicht entsprechenden, oft mystischen und schwärmerischen Gedanken vermischt waren, und zuletzt das Resultat erzeugten, daß beides aus einer einseitigen Ansicht der menschlichen Natur und inconsequenter Denkart hervorgegangen sey. Hr. L. wurde von dem Verleger aufgefordert, die Schrift auf eine den Bedürfnissen unserer Zeit angemessene Art zu übersetzen, und er fand bey näherer Durchsicht derselben keine Ursache, diese Arbeit nicht zu unternehmen. Indessen hielt er doch bey der localen und temporellen Bestimmung, welche sie hatte, für nöthig, manches wegzulassen, manches hinzuzusetzen, und ein Buch daraus zu machen, welches ohne die besondern Beziehungen auf Zeit und Ortverhältnisse „den Weg zur Geistes- und Lebensveredlung erhelte,“ und zeigte, wie man die richtigern Ideen der Moral gegen alles positive zu würdigen habe, was einzig und allein als wahrhaft vervollkommend zu betrachten und zu wählen sey und worin eigentlich das Ziel der höhern Natur des Menschen bestehe; und er fügte, damit nicht allein die männliche, sondern auch die weibliche Jugend moralische Belehrung fände, einen Auszug aus dem bekannten Briefe von Swift an ein Frauenzimmer bey ihrer Verheirathung hinzu. Ungeachtet nun gegen die Wahl dieses Originals und die Umarbeitung, wodurch gerade das wegblieb, was es für sein Zeitalter am interessantesten machte, mancher gegründete Einwurf stat fände; ungeachtet es uns an deutschen Werken der Art, die noch manchen Vorzug voraus haben, und für eine bestimmte Classe von Lesern noch zweckmäßiger eingerichtet sind, kein Mangel ist: so müssen wir doch auf der andern Seite, um gerecht zu seyn, gestehen, daß auch diese Arbeit ihr Gutes habe, daß es strenge Sittenregeln und gut gewählte Gemälde aus dem Leben zur Uebung des sittlichen Urtheils und zur Bildung des Charakters aufstelle. Da übrigens dies Buch nur für die gebildeteren Classen bestimmt seyn kann: so wäre zu wünschen gewesen, der Herausgeber hätte auf den Stil, auf die Vermeidung unedler oder unschicklicher Ausdrücke, noch mehr Sorgfalt gewendet. Ausdrücke wie S. 137. *es ist ungerecht, menschenfeindliche Bitterkeiten nach Lappenheit zu schelten*; S. 140. *mancher Pinfel* sich fangen laßt; S. 264. wären Donau und Lotzchen frey von jeder Verbindung; so wären *ihre geheimen Spiele* (es ist die Rede vom Ehebruche) auch dann nicht zu rechtfertigen; außer dem Ehrestande sind sie nie erlaubt, — und mehrere dergleichen sind Verstoffe gegen die Sprache, gegen den guten Ton und die Sittlichkeit, welche in einem Buche zu moralischen Zwecken für die Jugend aus den gebildeteren Classen desto mehr Rüge verdienen.

HANNOVER, b. Hahn: *Beiträge zur Kenntniß und Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens in den K. Braunsch. Lüneb. Kurlanden*, gesammelt und herausgegeben von D. J. C. Salfeld. Dritten Bandes, 4tes Heft. 1802. VIII. u. 377—504 S. Vierten Bandes, 1tes u. 2tes Heft. 1802. 256 S. 8. (18 gr.)

Im vierten Heft handelt zuerst der Prediger *Trefurt* zu Hannover von den Unterhaltungskosten des hannoverschen Schulseminariums, welche sich auf 2500 Rthlr. belaufen. Mit dieser mäßigen Summe werden die Befoldungen eines ordentlichen Inspectors der Anstalt und vier anderer Lehrer, die Speisung von 32 Seminaristen, ausser den Präparanden des 1799 errichteten Nebeninstituts in dem Quartal von Weihnachten bis Ostern, die Beneficirung der eigentlichen Seminaristen und mehrerer Landschulmeister mit barem Gelde in wöchentlichen Zahlungen, auch die Kosten der Unterhaltung der Gebäude, des Gartens, der auf diesem und jenen hastenden Lasten, der Feurung und des Lichts; des Honorars für Arzt und Wundarzt, der Medicinalrechnung und der Versorgung von etwa 400 Schulkindern mit den nöthigen Schulbüchern, Schreibmaterialien, Rechentafeln und andern Bedürfnissen, bestritten. Schon in der Geschichte des Schullehrer-Seminariums S. 140. wurde unumwunden erklärt, daß in der currenten Einnahme gegen die currente Ausgabe vorerst und bey den dermaligen hohen Preisen der Lebensbedürfnisse ein jährliches Minus von 400 Rthlr. unvermeidlich sey. Dieses Deficit liefs sich zwar durch Verkleinerung und Zurückführung der Anstalt auf ihre ursprüngliche Einrichtung decken, aber nicht ohne grossen Nachtheil derselben und des Landes selbst; daher dem Seminarium ausserordentliche Zuflüsse und Unterstützungen unentbehrlich bleiben. Die problematischen, auf die Beförderung der Aufnahme der Landschulen (insonderheit in den Braunsch. Lüneb. Kurlanden) abzielenden Ideen vom Past. *Beyer* in Hollenstedt enthalten Wahrheiten, die sehr beherrigt zu werden verdienen, können aber nicht ohne Weitläufigkeit ausgezogen werden. Unter der Rubrik historischer Notizen werden verschiedene Königl. Verordnungen, Conf. Ausschreiben und kirchliche Veränderungen mitgetheilt. Wir heben nur die neue Einrichtung aus, nach welcher man mehrere Superintendenturen verkleinert und ihre Anzahl vermehrt hat, mit glücklichem Erfolg für die vollkommeneren Verrichtung aller Ephoralgeschäfte überhaupt und insbesondere für die Aufnahme der Schulen. Ein Aufsatz von Past. *Krome* zu Rodewald entwickelt sehr gut den Unterschied zwischen Predigten und sonntäglichen Bibelvorlesungen. In den letztern soll zunächst der reine Sinn und Inhalt der biblischen Worte dargelegt und nur entfernt auf Beförde-

rung frommer Empfindungen und Entschlüsse, der vorzüglichen Abicht der Predigt, hingewirkt werden. Dies wird durch eine Probe erläutert. Die letzte Abhandlung dieses Stücks enthält sehr verständige Betrachtungen über zweckmäßige Einrichtung der Confirmations-Handlung vom Past. *Breiger* zu Harburg. Die kirchliche Prüfung der Kinder am Confirmationstage wünscht der Vf. aus Gründen, die geprüft zu werden verdienen, ganz abgestellt zu sehen.

Den vierten Band beginnt ein lesenswerther, durch zwey Stücke laufender, Aufsatz über Armenanstalten und deren Benützung für den Zweck der Beförderung mehrerer Religiosität und Moralität in den untern Volksclassen, vom Superintendent *Hoppenstedt* zu Stolzenau. Sie beschreibet die von ihm eingeleiteten musterhaften Armenanstalten zu Stolzenau so ausführlich und detaillirt, und webt so viele praktische Bemerkungen über die zweckmäßige Einrichtung und Verwaltung des Armenwesens überhaupt, so wie besonders über die dabey zu nehmende Richtung auf die Beförderung der Legalität, Moralität und Religiosität der Armen ein, daß sie gewiß dem Gedächtesten beygezählt werden kann, was wir über diesen Gegenstand besitzen. Der kleine Beytrag vom Pastor *Meyer* zu Neuenkirchen über Beförderung des bessern Singens der gewöhnlichen Gesangmelodien auf dem Lande; giebt an, wie die Gemeinden am leichtesten zu einer guten Melodienkenntniß durch fleißig mit der Schuljugend angestellte Singübungen gelangen können. Die fragmentarischen Nachrichten über einen am 9ten April 1799 zu Hannover hingerichteten Missethäter vom Hofcapellan *Reinhold* sind eben so sehr psychologisch merkwürdig, als insonderheit lehrreich für junge Prediger, welche Delinquenten beystehen sollen.

HANNOVER, in d. Ritscher. Buchh.: *Ueber den Umgang mit Menschen*. Von *Adolph Frhn. v. Knigge*. In drey Theilen. Siebente verbesserte Auflage. Mit dem Porträt des Vfs. 1801. 1 Th. XIV u. 220 S. 2 Th. XVI u. 269 S. 3 Th. 214 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. No. 260.)

SALZBURG, in d. Mayr. Buchh.: *Episteln und Evangelien auf alle Sonntage, Feste und auf andere Tage des Jahres*. Von Neuem aus dem Griechischen übersetzt zur Erbauung für Viele. 2te Auflage. 1802. XVI u. 256 S. 8. Mit 1 Kpf. (7 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. No. 15.)

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 22. April 1803.

## GESCHICHTE.

OPEN, in d. Univ. Dr.: *Notitia Hungaricarum Rei nummariae ab origine ad praesens tempus, auctore Stephano Schönwiesner, etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

**D**iffertatio Tertia de Re Nummaria Hungarorum sub Regibus periodi secundae ab anno Christi 1301—1526. Die Einleitung macht aufmerksam darauf, dass Karl Robert zuerst Groschen und florentinische Ducaten prägen liess, — Ludwig I. den Ducaten zumal durch das Bild des heiligen Ladislaus einen Nationalstempel gab, — Matthias Corvinus zuerst Denkmünzen(?) und Vlad. II. zuerst größere Münzen eine Unze schwer schlagen, auch die Jahre der christlichen Zeitrechnung darauf setzen liess. Was der Vf. S. 186. für eine Münze Otto's (Fig. 73.) hält, dürfte eher für eine Münze des Gubernators Szilágyi vor der Krönung des Matthias Corvinus gelten, dessen jugendlicher Kopf auf der Vorder- und dessen Raaben auf der Rückseite erscheinen. Nach S. 192. bedeutet das S. auf den Karolinischen Groschen Schemnitz, *Syrnium* oder *Strigonium*, und A. oder E. den Münzmeister, — eine Auslegung, die sich auf spätere Analogie gründet. S. 193. Auf den *Monetis Regis pro Sclavonia* ist freylich noch manches räthselhaft: jedoch scheint von den zwey gekrönten Köpfen einer den König von Ungern, der andere den *Regem juniorem*, oder den *Ducem Slavoniae* zu bedeuten. Diese alte Form behielt denn auch Karl Robert bey. — Ueber den Menschenkopf auf Ludwig'schen Münzen, S. 206. vermuthen einige, dass er eine gewisse Münzstätte bedeute, so wie die Krone auf den *denariis cordatis Ludovici I. et Mariae* anzeigt, dass diese Denarien in Presburg gemünzt worden (ein Umstand, der aus dem Presburger Archiv erweislich ist, aber vom Vf. nicht berührt wird, S. 207.). Andere glauben, es sey damit auf Bosnien und auf die aus Bosnien geholte Gemalin Ludwigs I. angespielt; noch andere halten es nach der Analogie des Robert'schen Straußens für ein Lieblingszeichen Ludwigs. S. 208. Der Vf. sah noch keine Münze, auf welcher *Maria Rex Hungariae* hiefs: auch S. 216. keine Groschen von Sigismund. S. 218. Das Emblem des Drachenordens war ein zirkelförmig gekrümmter Lindwurm (Drache), der seinen Schwanz bis, und über welchem ein strahlendes Kreuz lag. (*Diugoff ad a. 1429*). Es scheint daher die Anmerkung des Vfs. nicht ganz passend zu seyn. S. 213. Der erste österreichische Regent Albert liess seinen Silber-Münzen viel

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

Kupfer beymischen. Einige vermuthen, dass seine Wittwe Elisabeth jene etwas seltene Münze habe prägen lassen, auf deren Vorderseite ein ungekrönter Frauenkopf, auf der Rückseite aber die Inschrift (*Civita*) *S. BVDENSIS*. zu sehen ist. S. 222. bemerkt der Vf. den Ursprung des Namens Corvinus, nämlich vom Dorfe Hollós, (in *Corvino Viconatus*, sagt Bonf. und der Glossator setzt am Rande der Hanauer Ausgabe S. 423. Hollós). Allein wo liegt dieses Dorf Hollós? Ist es mit Holló mezo (Raabensfeld) im innern Szolnoker Comitath gleichbedeutend? Ist nicht der Name Corvinus, wie Ursinus, ein Wappen-Namen? S. 227. Unter Ladislaus Posthumus kommt zuerst das Patriarchalkreuz auf einen dreyfachen Hügel gestellt auf Münzen vor. Man vergleiche hier die nächsten anzudeutende zweyte Ausgabe von *Schwartz's* Diplomantik 1802. S. 179. (Die diplomatische Sprachistik und die Numismatik müssen sich einander wechselseitig erläutern.) — Die S. 229—230. beschriebenen Denkmünzen von Matthias Corvinus kann Rec. nicht für gleichzeitig mit denselben; noch die Ducaten 144 und 145 für nicht halten. Jene Denkmünze scheint aus einer und derselben Fabrik zu seyn mit jener Nr. 180. S. 236. Der nächste Grund, warum Matthias Corvinus die Abbildung der heiligen Jungfrau Maria auf die Münzen setzen liess, mag wohl Nagybánya (*Rivulus Dominarum*) gewesen seyn, deren Bergwerke unter Matthias Corvinus am ergiebigsten waren. (v. *Engel's* Geschichte des ungerischen Reichs III. S. 16.). Die Buchstaben und kleinen Wappen auf den Ducaten brauchen noch Erklärung, von den Münzen mit dem kleinen Wappen, in dessen Mitte die Binde sich befindet, glauben einige, sie seyen nach Oesterreichs Eroberung geprägt, und die Binde deute auf Oesterreich. S. 245. Die Münze mit der Jahreszahl 1503 der Inschrift: *Patrona Maltwiae* n. f. w. ferner mit dem Corvinischen Raaben ist, besonders in Rücksicht auf die plumpe Variante, welche Cornides gesehen hat, (S. 247.) allem Ansehen nach für unächt zu erklären. S. 263. und 264. hätte erianert werden sollen, dass der Einhorn Tharzonisch sey. (*Wagners Analecta Scepsti* IV. 60.). S. 270—344. enthalten wieder eine *Münzgeschichte der abgehandelten Periode*, in welcher die Münzreform Karl Roberts besonders ausführlich erläutert wird. Der Vf. theilt uns hier zuvörderst Bruchstücke mit, aus einer sehr merkwürdigen Handschrift, nämlich aus der *Rechnung* der päpstlichen Zehendeinnehmer von den Jahren 1317—1342, welche Georg Klimo Bischof von Fünfkirchen aus der Vatikanischen Bibliothek abschreiben liess. Die Zehend-Einnehmer dieser Zeit hießen Rufinus de Cunino, (alias Cibinio), Jacobus

Be-

Berengarius de Bonofato, et Petrus Gervasi. Es wäre gewiß dem gesammten literarischen Publicum angenehm gewesen, wenn der Vf. diese ganze Handschrift als Beylage seines Buchs und als Tomus 2. hätte abdrucken lassen, und hier nicht die Unart des sel. Pray befolgt hätte, von wichtigen Denkmalern nur einige Fragmente dem Publicum vorzulegen. Jos. Koller, Domherr von Fünfkirchen hat in *historia Episc. Quinqueeccl.* ebenfalls Bruchstücke davon geliefert. Die Verschiedenheit der damals cursirenden Münzen, und des Münzfusses selbst bey den verschiedenen Münzstätten (zu Gran, zu Raab, zu Stuhlweissenburg, zu Cheged (Szegeged?) zu Syrmium, zu Zagráb, zu Verótz, zu Clausenburg, zu Herrmanstadt, zu Bistritz, zu Caschau, und in Zips), die verschiedenen Bedeutungen des Wortes Marca setzen den Leser in Erstaunen, und erklären die Nothwendigkeit des Münzedikts vom J. 1342. Der Vf. hätte zur Erläuterung beysetzen können, daß die Presburger sogar noch 1323 sich vom K. Karl Robert die Freyheit geben ließen, *quolibet denariorum genere perfructu.* (Unter *crucatis banalibus* versteht Rec. Karolimische mit Vögeln und Vögelköpfen, welche die päpstlichen Einnehmer für Kraniche, *grues*, hielten. Die *banales Chulatii* könnten etwa die zu Gyula dem heutigen Karlsburg geprägten seyn?) Die päpstlichen Einnehmer ließen sich die Bezahlung in allerhand Münzen gefallen; sie setzten sie aber hernach alle in florentiner Ducaten, oder in Venezianische Zechinen um, und schleppten (S. 284.) 7612 Ducaten aus Ungern nach Rom. S. 287. stimmt Rec. dem Vf. nicht bey, wenn er unter 150 *penfis aureorum*, in einer Urkunde des J. 1320, 150 Unzen Ducaten versteht — vielmehr scheint es 150 Stück Ducaten zu bedeuten, denn soviel kann ungefähr für jene Zeiten der Pachtsehillung von drey Dörfern betragen haben, keineswegs aber 1350 Ducaten. Auch diese Urkunde hat Hr. Sch. nicht ganz geliefert. — Das Münzedikt Karl Roberts vom J. 1342, welches im *Corpus Juris*, wiewohl unrichtig, den Titel eines Decretums führt, ist zwar nur Erneuerung eines schon 1338 eingeführten Systems, und nur für die Münzkammer von Cremnitz, und die zu ihrem Bezirk gehörenden Comitae festgesetzt: Rec. glaubt aber mit dem Vf., es seyen ähnliche Edicte an alle damals im ungerischen Reiche bestehende Münzkammern und Münzstätten aufseher ergangen. Durch dieses Münzedikt wurde ein beständiger Fuß eingeführt, nach welchem aus der feinen Mark Silber 480 Denarien oder aus einer Mark Pagament-Silber 360 Denarien geprägt werden sollten; die schlechteren ungerischen Münzen von 5 Jahren zurück, die Wiener, die böhmischen Grossi, die Batscher Denarien, die in diesem District im Gang waren, sollten außer Cours gesetzt seyn. Um das neue Geld bald im Umlauf zu bringen, ward mit der neuen Ausprägung auch eine Anstalt zur Einwechslung, und eine Abgabe von jedem Haushor, die in der neuen Münze entrichtet werden mußte, angeordnet. Das Abgabensystem *juxta portas* besteht auch noch jetzt, hat aber einen ganz andern idealischen Sinn. Der Vf. berechnet aus den

Angaben, daß damals sich der Werth des Goldes zu jenem des Silbers verhielt wie 1 zu 114. Die Königl. privilegierten Freystädte waren von der Münzaustauschungs-Plakerey, und dem *Lucro Camerae* verschont, nur sechs andere (die der Vf. S. 303. ganz unrecht freye Städte nennt) der Comitatsgerichtsbarkeit unterworfenen Städte mußten sich die Einwechslung gefallen lassen, oder die Plakerey abkaufen. Das Wort *Pisetum* (S. 309.) kommt her von *pondus* (*peso*, *pezeto* Italiänisch). Daß ein Ban von Slavonien 1344 das Recht und die Pflicht Münze zu prägen verpachtete, davon hat Hr. Sch. eine leider! abermals verstümmelte Urkunde zum Beweis S. 314. angeführt. Unter Ludwig I. war *Arnoldus de Crucina* päpstlicher Zehendeinnehmer, aus dessen Rechnungen aber Hr. Sch. nur eine einzige Stelle beybringt. Ludwig I. behielt übrigens den Carolinischen Münzfuss, und die Rechnung von 1 Gulden zu 90 Denarien. Sigmund setzte die Rechnung fest von 1 Gulden zu 100 Denarien; eine Mark Münz- oder Pagament-Silber ward damals zu 400 Denarien ausgeprägt. S. 322. Der Betrag, wofür Sigmund die Zipser XVI. Städte verpachtete, habe 155.400 Ducaten ausgemacht. S. 325. Der Illosvaise Codex liest im Albertischen Decret *lega* (nicht *liga*, wie es gedruckt steht). Unter Elisabeth und Ladislaus Posthumus verschlimmerte sich das Münzwesen, auf einen Goldgulden gingen 1453, 200 Denarien. Matthias Corvinus stellte erst 1464 den Sigismundischen Münzfuss her. Bey Vlad. II. hat der Vf. von den in der Geschichte des ungerischen Reichs des Hn. v. Engel B. I. herausgegebenen zwey wichtigen Handschriften, dem Finanzregister des Reichs von den J. 1494 und 1495 und der Thurnschwambitischen Bergwerksgegeschichte gehörigen Gebrauch gemacht. Ein ähnliches Finanzregister ist auch von Ludwig II. Zeiten vorhanden, aber von Niemanden herausgegeben, daher auch der Vf. davon keinen Gebrauch hat machen können. Uebrigens hat der Vf. die Münzverschlimmerung unter Ludwig II. und deren betrübte Folgen, die niemals auszubleiben pflegen, warnend geschildert.

*Dissertatio Quarta de Re Numaria Hungarorum sub Regibus periodi tertiae ab anno 1527—1800.* Hier halt es Rec. nicht mehr für nöthig, dem Vf. genau zu folgen; denn um die Zeit wird es in der Münzkunde heller. Dennoch kann man dem Vf. hier an meisten Auslassungen und Fehler nachweisen, und zwar nicht allein aus Münzsammlungen, sondern auch aus Büchern und Abbildungen, die der Vf. nachzuschlagen versäumt, oder keine Gelegenheit gehabt hat. An einigen Orten will und darf der Vf. nicht alles erklären, wie z. B. S. 412. Die daselbst angeführte sehr merkwürdige Münze will so viel sagen; daß andächtige katholische Ungern, mit den Neuerungen Leopolds I. mißvergnügt, die heilige Jungfrau Maria anriefen, daß sie als die Schutzfrau des ungerischen Reichs die ungerische Constitution retten möge. Auf den ästhetischen Werth der verschiedenen österreichischen Denkmünzen, oder vielmehr der darauf vorgestellten Sinn-



bilder und abgedruckten Inschriften hat sich Hr. Sch. nicht eingelassen, und leider! hätte er auch in dieser Rücksicht wenige loben können.

*Dissertatio Quinta de numis Principum Transilvaniae et aliis variis argumentis ad Hungariam hujusque provincias spectantibus.* Bey den siebenbürgischen Münzen fehlt dem Vf. auch noch so manches zur Vollständigkeit; er hat sich meistens an *Seiverts* Ausgabe von *Köleséri* gehalten, und wie es scheint, selbst *Siebenbürgen* und die dafigen Cabinette nicht besucht. Hn. *Eders* Probe von Nachträgen zu *Seiverts* Angaben, die neulich in der Zeitschrift von und für *Ungern* zu lesen waren, wird dem Vf. von der Nothwendigkeit, hierin weiter zu forschen, überzeugen. Ein eignes *Caput quartum* handelt: *De Numis tempore bellorum Civilium signatis*; aber ohne Abbildungen. Zur Bekräftigung dessen, daß Frankreich bey den ungerischen Tumulten die Hand im Spiel hatte, führt der Vf. sehr zweckmäfsig die Anekdote aus *Toll* (S. 545.) an, nach welcher *Emrich Tokölyi* während seines kurzen Besitzes der Bergstädte wirklich Münzstempel hat stechen lassen mit der Inschrift *Ludov. XIV. Gall. et Nav. Rex Patronus et Protector Hungariae.* Das *Caput V. de aliis variis argumentis numis ad Hungariam hujusque provincias quoquo modo spectantibus* enthält größtentheils Denkmünzen auf ungerische und siebenbürgische Grose und auf einige wenige Gelehrte. Auch dieses Kapitel ist einer grossen Verächtung fähig und bedürftig. Auf der XX. Kupfertafel hätten allenfalls noch mehr Münzabbildungen Platz gehabt, und von der Münze 396, welche als eine Zugabe betrachtet werden kann, hat *Rec.* im Buche keine Erwähnung oder Erklärung bemerkt.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

TÜBINGEN, b. *Heerbrandt*: *Rhapsodien moralischen und religiösen Inhalts*, mit einem Anhang von Briefen über die Religion, als Beyträge zur Würdigung des Geistes unserer Zeit. 1801. 276 S. 8. (20 gr.)

Der Vf. dieser Schrift ist kein blinder Verehrer des Neuen, aber auch kein *querulus laudator temporis acti*, sondern ein prüfender freymüthiger Wahrheitsfreund. Die Rhapsodien heben mit der Anklage unsers Zeitalters, in Hinsicht des sittlichen Verfalls an, wohin ein überhand nehmender Egoismus, eine ausgebreitete herrschende Sinnlichkeit, üppige Weichlichkeit, und die damit verbundene Schläftheit, und endlich der Verfall der Religion gerechnet wird. Die Anklagen werden alle gehörig gewürdigt, und endigen sich mit Wünschen und Hoffnungen des Fortschreitens ins Bessere, welches zwar kein Gegenstand des Wissens, aber doch des Glaubens sey, indem sich aus der Erfahrung vieles für und dawider sagen ließe, und auf beiden Seiten sich Uebertreibungen fänden. Der Egoismus sey herrschender unter uns geworden, welches, unter andern, aus dem Mangel an Familien-

geiste, und aus der immer mehr einreißenden Ehescheu hergeleitet wird. Die Anklage hingegen größser Ueppigkeit treffe unser Zeitalter weniger ausschliessend, als der vorige Vorwurf. Man könne sogar sagen: die rohere Genusssucht habe abgenommen; allein die verfeinerte Sinnlichkeit, der zunehmende, raffinierte Luxus, in seinem Mißverhältniß zum Erwerb, sey es, was wir in unserm Zeitalter anzuklagen hätten; doch bemerkt er richtig und gut: soll Rohheit verdrängt werden, so muß der Sinn für das Schöne, Gefällige, Leichte, Zierliche im Bequemen angebaut, gepflegt werden; aber Sittlichkeit gehe voraus, die Grazie folge! Wir dürfen hier dem Vf. nicht weiter folgen, wenn wir noch etwas von seinen Briefen über die Religion anführen wollen. Immer von Jugend auf, sagt er, schien es mir: Religion sey mehr eine Art von Poesie des Herzens; oder die schönste reinste Poesie desselben; sie gehe vom Gefühl aus, und erleuchte von da die Vernunft, als daß sie vorzüglich von Vernunft aus dieses Geschäft betreibe. Diese Poesie wird nun erklärt durch tiefes Gefühl im Einklange mit Einbildungskraft und Verstand. (Ist dies eine befriedigende Erklärung? Und wie kann ein Gefühl erleuchten? Erwärmen kann es. Und wie kann ein Gefühl im Einklange mit Einbildungskraft und Verstand die Vernunft erleuchten? Beschäftigt die Religion den Verstand oder die Vernunft? Beschäftigt sie, wie der Vf. selbst hinzusetzt, den ganzen Menschen, so muß sie ja auch die Vernunft beschäftigen. Oder macht Einbildungskraft und Verstand den ganzen Menschen aus? Der Vf. müßte denn den Verstand in allgemeinerer Bedeutung nehmen, da er zugleich auch die Vernunft mit in sich begreift. Aber das ist doch mit philosophischer Schärfe nicht gesprochen. Und warum soll nun die Religion gerade Poesie seyn? Hier müßte sich der Vf. deutlicher und bestimmter erklärt haben. Wenn wir auch zugeben, daß Sittlichkeit und Religion vom Gefühl ausgehet, so ist doch Poesie und Gefühl nicht einerley. Zwar, sagt der Vf., das Gefühl, von dem ich rede, ist moralischer Art, ich möchte es eine Empfänglichkeit fürs Wahre nennen.) Eine Aeußerung dieses Gefühls ist das Gewissen — dies ist da vor der entwickelten Vernunft. (Daran zweifelt der *Rec.* und glaubt vielmehr, daß es sich mit der Vernunft entwickle; daher es sich auch in Kindern vor dem Gebrauche der Vernunft nicht regt. Und ist Empfänglichkeit fürs Wahre schon moralisches Gefühl selbst? Oder ist Empfänglichkeit für Sittlichkeit und Religion schon Sittlichkeit und Religion selbst? Das moralische Gefühl nennt der Vf. Form der Vernunft. Denken wir uns aber nun das moralische Gefühl, oder die Vernunft deutlicher? Und ist die Vernunft lauter sittliches Gefühl?) Dergleichen Paradoxien finden sich in diesen Briefen mehrere. Wir übergehen die übrigen Untersuchungen: kann Religion gelehrt werden? Giebt es eine Religionswissenschaft? Giebt es mehrere Religionen? Ist Religion perfectibel? etc. Wir empfehlen übrigens diese Schrift als eine interessante Lectüre. Die Sprache ist größtentheils körnig, an-



ziehend, hier und dort stark und hinreißend; aber auch zum Theil zu gesucht und schimmernd.

LEIPZIG. b. Gräff: *Helios der Titan, oder Rom und Neapel*. Eine Zeitschrift aus Italien, von dem Vf. des *Natalis*. *Erstes Heft*. 1802. 326 S. *Zweytes Heft*. 1803. 376 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Der Herausgeber dieses periodischen Werkes ist Hr. Benkowitz, der sich jetzt zur Wiederherstellung seiner Gesundheit in Neapel aufhält. Er hat uns eine sehr reichhaltige *Olla potrida* geliefert, worin das Gute und Schlechte, das Interessante und das Langweilige, bunt unter einander gemischt ist. Wir wollen zuerst von dem *Schlechten* sprechen, ohne jedoch das *Gute* mit Stillschweigen zu übergehen.

Unter die *schlechten* und *langweiligen* Aufsätze, rechnen wir zuvörderst alle die Artikel, in denen uns der Vf. bloß von seiner Krankheit, seiner Jugendgeschichte, seinen Empfindungen u. s. w. kurz von seinem lieben werthen Ich unterhält. Hierher gehören z. B. in dem *ersten Heft* gleich zu Anfange die Aufsätze: *Veranlassung meiner Reise*, *Sehnucht nach Welschlands mildem Himmel*, und weiterhin *Erinnerungen an die ehemaligen Freunde meines Lebens*, wo der Vf. fast drey Bogen mit den unbedeutenden Ereignissen seiner früheren Jahre anfüllt, und uns weder seine kindischen Spiele, noch seine Studentenbekanntschaften erläßt; ohne daß man begreift, wie ein solcher Aufsatz in diese Zeitschrift paßt. Hierher gehören endlich auch die unscientifischen Erzählungen seiner Krankheiten, wie z. B. im *zweyten Heft* S. 179. ff. eine zu finden ist. — Auch rechnen wir zu diesen Artikeln alle artistischen Aufsätze, z. B. im *ersten Heft*: die *Peterskirche in Rom*, und im *zweyten Heft*: die *Innere der Peterskirche*, wo Hr. B. ganz und gar nicht in seinem Fache ist. Eben das gilt von den *Niaiserien*, wie z. B. im *ersten Heft*: *Astrico al Cielo*. — *Wie die Italiäner mit Feuer umgehen*. — *Barbiere in Italien* u. s. w. wo Hr. B. sehr krank gewesen seyn muß. Noch müssen wir endlich die eingestreuten *Gedichte* hierher rechnen, die sehr gelind gesprochen, wenigstens mittelmäsig sind! — Wie viel interessantes hätte uns der Vf. statt alles dieses Wustes, von zwey so wichtigen Städten mittheilen können. — Daß es ihm dazu gar nicht an Stoffe, und gewissermaassen auch nicht an Talenten fehle, beweisen die vielen *guten*, und *unterhaltenden* Aufsätze, womit er die *grössere Hälfte* seiner Zeitschrift ausgestattet hat. So giebt er uns z. B. in beiden Heften eine Reihe sehr

angenehmer und brauchbarer Nachrichten über *Wohnungen*, *Lebensmittel*, *Preise der Dinge*, *Einrichtungen*, die *Fremde*, besonders *Kranke zu machen* haben, u. s. w. wofür ihm mancher künftige Reisende danken wird; so liefert er recht artige Notizen über die *Theater zu Neapel*, die viele Leser interessieren werden; so enthalten mehrere Aufsätze Bemerkungen über die *Gegenden* und die *Physiognomie von Neapel*, die man nicht ohne Vergnügen lesen wird. — Dasselbe läßt sich von den *Anekdoten aus der Geschichte des Tages*, von den *sorgfältigen meteorologischen Bemerkungen*, von der *Beschreibung des königlichen Einzuges in Neapel*, von der *Fahrt nach Ischia*, von dem wirklich sehr brav gruppirten Gemälde: *das Weihnachtsfest zu Neapel* sagen. Solche Aufsätze hätte Hr. B. durchgängig liefern sollen, und sein Werk würde noch einmal so interessant geworden seyn.

Zum Glück scheint Hr. B. das auch bereits selbst in der Mitte des *zweyten Heftes* gefühlt zu haben; was dem aufmerksamen Leser nicht entgehen kann. Wird Hr. B. bey diesem guten Gedanken bleiben; wird er uns mit seinen Jugend- und Krankheitsgeschichten, seinen artistischen Raisonnements, und besonders mit seinen *Versen* verschonen; wird er einsehen, daß man *weniger für sich*, als für das *Publicum* schreiben; und *nicht* von seinem *Gegenstande*, als von dem lieben *Ich* sprechen müsse: so wird es einer solchen Zeitschrift nie an Interesse und Mannigfaltigkeit, folglich auch nicht an Lesern fehlen; und so wird das *Publicum* mit dem Vf. und der Vf. mit dem *Publicum* völlig zufrieden seyn.

Noch hätten wir ein Wort über den *affectirten Titel*, und die *Niaiserien der Vorrede* zu sagen; wir wollen aber diesen Mißgriff nicht weiter rügen; sondern nur bloß noch die Versicherung geben, daß das *Außere* dieses *Journal*s sehr einladend und sehr geschmackvoll ist.

LOBENSTEIN, in d. Ilgenschen Hofbuchh.: *Das unglückliche Kind oder das Kind meines Vaters*, nach dem Französischen des A. J. Dumasiant, Verfasser der Schicksale eines Ausgewanderten, der offenen Fehde u. s. w. 1803. 1. Th. 244 S. 2. Th. 248 S. 8. (16 gr.) — Ein neuer Titel zu dem im Jahre 1800 erschienenen Buche: *Das Kind meines Vaters, oder Einfluß der Erziehung auf den Charakter* u. s. w. Die Rec. davon f. A. L. Z. 1801. Nr. 201.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 23. April 1803.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

RAAB, gedr. b. Streibig: *Sokféle. Ira's egybe szede Sándor Iván.* (Vielerley. Verfaßt und gesammelt von Stephan Sándor). *Erstes und zweytes Stück 1791. 167 u. 163 S. Drittes Stück 1793. 226 S. Viertes Stück 1796. 241 S. Fünftes Stück 1798. 249 S. Sechstes Stück 1799. 271 S. Siebentes bis achttes Stück 1801. 256 u. 263 S. 8.* nebst einem kurzen Inhalts-Verzeichnisse.

**H**r. v. Sándor, ein Neutraer Edelmann, von den Einkünften seiner Güter in einer glücklichen Unabhängigkeit meistens in Wien lebend, durch Reisen ins Ausland und emsiges Studiren gebildet, widmet seine Muse der Verbreitung verschiedener nützlicher Kenntnisse in ungarischer Sprache, vorzüglich aber solcher Kenntnisse, welche Ungarn selbst, dessen Literatur, und das Studium der ungarischen Sprache betreffen.

Rec. gedenkt der Kürze wegen aus den ältesten Heften nur das auch für Ausländer Interessantere auszuheben, zumal da der Vf. manches, was in frühern Heften steht, in den spätern berichtigt, oder weiter ausgeführt hat.

I. Stück. Kurze Nachrichten über die heutigen Nationen Europens, über einige Regenten Ungarns und über einige Religions-Stifter. Nicht alltäglich sind die biographischen Notizen von Franz Rákóczi, und die Nachricht vom Aufstande des Pero im J. 1735. S. 141—151. Statistische Angaben über die Macht des Hauses Oesterreich. Fürs J. 1788. schätzt der Vf. die Einkünfte desselben auf 100 Millionen. Der Vorschlag des Vfs. (S. 154.) zu neuen ungarischen Benennungen der Monate ist beyfallswerther, als der Vorschlag (S. 153. u. St. III. S. 138.) neuer ungarischer Zahlzeichen. S. 154. hätte der Vf. die Geschmacklosigkeit derer rügen sollen, welche sich damit abgeben, Hexameter zusammen zu setzen, in denen nur ein Vokal herrscht, als z. B.: *Hanyás ortalmas vala gyakran a' nyavalyásnak*, wobey jedoch nicht zu leugnen ist, daß die ungarische Sprache nach ihrem Bau zu solchen Kunststücken sich mehr bequemt, als jede andre. — Ein interessanter Abschnitt folgt unter der Aufschrift: *Zwünschende neue ungarische Bücher.* In einigen Punkten sind die Wünsche des Vfs. in Erfüllung gegangen. Z. B. in Betreff einer *Hungaria numismatica*; aber in mehreren andern noch nicht, z. B. in Betreff eines guten ungarischen Wörterbuchs, und einer guten Geschichte von Ungarn in ungarischer Sprache: denn

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

von der letzteren hat man außer *Szokhim Szekers* Werk, gar nichts. Tinodi, Valkai, Nagybatzai, Hlosvaj, Pajko, Balassa (der ungarische Amphion VII. S. 73.), Benitski, Rimai, Zrini, Liszti, Kohári und andre ältere ungarische Dichter warten noch bis diese Stunde auf einen Herausgeber.

Das II. Stück enthält meistens Anekdoten, darunter z. B. einige von Fontana Rosa, vom Grafen Ozobor. Ein Verzeichniß alter und gewissermaßen ein Vorschlag neuer ungarischer Benennungen für Länder, Städte und Flüsse S. 144. f., worunter z. B. Baráti für München, Korontály für Kärnthén, Luzony für Portugiesen, Nador Ország für die Pfalz. So etwas festzusetzen und einzuführen, scheint eigentlich das Werk einer ungarischen Sprachakademie zu seyn. Vgl. auch IV. S. 229. folg.

Im III. Stück findet man unter andern: Regierungsjahre der ungarischen Könige., der Kaiser, der Könige von England u. s. w. Wunsch einer ungarischen Literatur-Zeitung; eine kurze Nachricht von dem prächtigen Melsandachtsbuch Matthiens I. zu Brüssel, wohin es durch Ludwigs II. Wittwe, Anna gelangt ist, dessen auch Blainville erwähnt, und welches vielleicht mit dem Schiffe, das mit des Herzogs Albert Sachen beladen war, untergegangen seyn mag (VI. 169.). *Vom russischen Ungarn:* aus Coxe wird eine 1492 unter Joh. Wasiliewitsch auf ein Thor des Kreml's zu Moskau gesetzte Inschrift angeführt: worin Jvan unter andern auch *Dux Ongarie, Permie, Bulgarie* heisst. In dem Aufsatze von den alten Religionsgebräuchen der Ungarn, hätte der Vf. das Buch, aus dem er geschöpft hat, anzeigen sollen, nämlich *Cornedessii diff. de Religione veterum Hungarorum* (Viennae 1791. 8.). S. 80. *Von ungedruckten und gedruckten alten ungarischen Schriften.* Dies ist ein Lieblingsthema des Vfs., der manche seltne bibliographische Angaben gesammelt hat. Hier liefert er eine aus seiner Einsicht gemachte Beschreibung der ältesten ungarischen Uebersetzung von Aesops Fabeln (vom J. 1536.), und ein Verzeichniß der im XVI. Jahrhundert gedruckten ungarischen Bücher. Dieses Verzeichniß hat der Vf. seitdem mehr vervollständigt, und auch auf die folgenden Jahrhunderte ausgedehnt, so daß sich von ihm ein Generalverzeichniß der in ungarischer Sprache geschriebenen Bücher bis 1800 erwarten läßt. S. 108. Ein ausführlicher Wunsch, daß ein gelehrter Ungar eine Reise nach *Rusland* unternehme, um der *Ungarn* Sprachverwandte daselbst aufzusuchen. Ueber diese *Sprachverwandte* macht er Auszüge aus *Pallas, Fischer, aus Ihre's Lexicon Lapponicum*

Z

um 1780, aus Dobrowski (VI. S. 126. u. 171.). S. 128. Tabellen über die Bevölkerung von Ungarn nach Districten, Comitaten und Städten, so wie nach den Nationen aus dem politischen Journal übersetzt.

Das IV. Stück liefert einen Aufsatz von der Lage der pannonisch-römischen Colonien nach Schönwiesener, wobey Mannert nicht verglichen ist. Wenige Bemerkungen über das ungarische Münzwesen, die aber jetzt nach Erscheinung des Schönwiesenerischen Werks unbedeutend sind, vgl. VI. S. 190. folg. Wichtiger für ungarische Sprachforscher sind des Vfs. etymologisch-orthographische Untersuchungen über einzelne ungarische Wörter und seine Verbesserungen und Zusätze zum I. u. II. St. S. 202. fg. Ein Probestück von des Freyh. Ladisl. Amadé Gedichten, deren Herausgabe der Vf. wünscht.

Das V. Stück ist zur größern Hälfte der Naturgeschichte gewidmet. S. 134. giebt der Vf. aus eigener Einsicht die Beschreibung des für das älteste gehaltenen ungarischen Buchs des heil. Pauli Briefe 1533 zu Krakau. Mehrere alte Wörter und Redensarten werden aus demselben ausgehoben und erläutert. Eben dies geschieht mit Pestis und Sylvesters neuem Testament. — Bey dem Exemplar des letztern, welches der Vf. in die Hände bekam, hatte ein katholischer Geistlicher, weil es die Uebersetzung eines Lutheraners war, der unter des vortrefflichen Nádasdi Schutz lebte, die Bemerkung beygeschrieben: *Per versus interpres in uno nomine et Nebulo maximus una cum suo Domino et Patrono Nádasdi. Deus retribuat Vobis pro Vestris meritis hic et in futuro seculo rotas et ignem perpetuum.* — Adam Koller, k. k. Bibliothekar schrieb aber hierunter: *Modestia Vestra nota fit omnibus.* — Weiterhin folgen Auszüge aus der seltenen Chronik des Sebast. Tinódi. Clausenb. 1554. welche Istváni stark benutzt, ja hin und wieder wörtlich übersetzt hat, vgl. VIII. S. 50. fg.; so wie aus Vincenz Lyrinia vom ächten christlichen Glauben. Wien 1561, übersetzt vom Fünfkirchner Bischof Georg Draskovits, und Notizen von Károlyis Bibelübersetzung. Visóly 1599. Beygefügt ist eine nützliche Tabelle, welche die Orthographie aller beschriebenen sechs alten ungarischen Bücher vergleicht. S. 247. giebt der Vf. von einigen von ihm gebrauchten neuen ungarischen Ausdrücken Rechenschaft.

VI. Stück. Ueber die Bibliothek Matthias I. woraus aber nichts neues zu lernen ist. Von Svatoplugs Lustaufenthalte zu Theben, (einem heutigen Bergschloß an der Donau, zwischen Wien und Presburg.) So wie Vespém ganz richtig vom deutschen Weisbrunn abgeleitet wird: eben so kommt der Name Theben unstreitig vom Slavischen Worte Divina, Djevina (Mädchen) her, (Mädchenburg, Magdeburg); bloß Vermuthung aber ist es, daß hier die Slavische Venus verehrt worden sey. S. 63. hat der Vf. einen interessantesten Brief eines mit ungarischer Cavallerie nach Sicilien gekommenen Officiers Rudnai von 11. May 1724 eingerückt, worin er unter andern meldet, daß ein Geistlicher und eine Nonne kürzlich wegen Ketzerereyen zu Palermo lebendig verbrannt, und auf dieses Ant-

gabe 24000 Gulden verwendet, den ungarischen Soldaten aber nicht gehörig der Sold bezahlt worden. Man bedauert, daß man nicht mehr solcher Briefe zu lesen bekomme. — Ferner liefert er Auszüge aus der ungarischen Biographie der h. Margaretha, herausgegeben von Pray 1777; neugebrauchte ungarische Ausdrücke in einer phyllikalischen Abhandlung. *Verschiedene Bemerkungen* meistens über ungarische Ausdrücke. Daß Stephan I. bis an das alte Carnuntum geherrscht, hier, bey Deutsch-Altenburg eine Kirche auf der Gränze erbaut, und erst Aba die Strecke von Deutsch-Altenburg bis Wolfsthal an Oesterreich abgetreten habe? ist noch zu erweisen. S. 119. bedauert der Vf. mit Recht: daß Zriny's ungarisches Gedicht betitelt: die Syrene des adriatischen Meers, nicht mit diplomatischer Treue nach dem Original herausgegeben worden; und S. 132. daß bey dem Mangel an literarischen Akademien, Zeitungen u. s. w. manche ungarische Schriftsteller erst nach ihrem Tode bekannt und geschätzt werden. So sey Gyöngyösi bey Lebzeiten († 1704) kaum irgendwo erwähnt: so sey sein Name und sein Dichtertalent erst in der letzten Hälfte des XVIII. Jahrh. aus der Vergessenheit hervorgezogen worden. — Am Ende folgen eigene Gedichte des Vfs.

VII. Stück. Ueber die alten Bewohner Ungarns, und über das Alterthum der mit verschiedenen Namen, z. B. Biater bezeichneten Münzen; freylich mehr Fragen als Antworten. Ein Verzeichniß der Schriftsteller über die finnische Sprachverwandtschaft und Abkunft der Ungarn, auf Veranlassung der Schlözerischen Anmerkung zu *Gyarmathi Affinitas linguae Hung. cum linguis Fennicae Orig.* S. 53. *Geschichte des ungarischen Theaters* nach dem Intell. Bl. der A. L. Z. (1798. Nr. 149. denn der Vf. vergaß zu citiren), mit eigenen sehr schätzbaren Bemerkungen des Vfs.; z. B. ist nach ihm der Vf. des 1779 bekannt gemachten Entwurfs zu einem ungarischen Nationaltheater der Hauptmann Trendel; die Comödie vom Sündenfall der ersten Aeltern (Debretzin 1573 von Lorenz Szegedi) und die Clytemnestra von Peter Bornemiszfza (ums J. 1580 übersetzt) sollen die ältesten ungarischen Theaterstücke seyn. Es folgen zwey Aufsätze von den Gesängen und Tänzen der alten Ungern; von den Residenzen der ältern cumanischen und ungarischen Fürsten; und von dem Ursprung der Ungarn von den Hunnen. Der Vf. scheint den Glauben daran nicht ganz fahren zu lassen: trotz dem allen, was er über die finnische Verwandtschaft der Ungarn selbst vorgebracht hat. Rec. kann nicht umhin, dem Vf. hie und da mehr historische Kritik zu wünschen. Der Name Hunni und Cuni (letzteres für Cumanen genommen), wird von ihm unhistorisch verwechselt. Den Namen Magyaren leitet er vom Bruder des hunnischen Fürsten Gordas, Namens Muageres her, der zu den Zeiten Justinians I. lebte, und von welchem Theophanes spricht. S. 85. wird die wichtige Frage aufgeworfen: woher es komme, daß es jetzt unterthänige ungarische Bauern gebe, da unter Almas und Arpad kein Ungar im Stande der Unterthänigkeit sich befunden habe? aber nicht gehörig beantwortet. Sehr rich-

richtig bemerkt der Vf. selbst, daß Stephan der Heilige in der altungarischen Verfassung viel geändert habe. — Vom Haar und vom Barttragen bey den Cumanern und bey den Ungarn; und vom Pferdefleischessen; dieß hörte bey den Ungarn auf, so bald sie Christen wurden. S. 92—104 abermals allerhand Münzbemerkungen. Dann von den ungarischen Diminutiven. S. 108. ist eine Vorstellung der neuen Schriftzeichen auf einer Kupfertafel beygebunden, welche Gyarmathi und Révaj für einige der ungarischen Sprache eigene Laute vorgeschlagen haben. Rec. findet solche Vorschläge sehr unnöthig, und diese Schriftzeichen scheinen ihm so beschaffen, daß sie den Druck und die Schrift in ungarischer Sprache gar sehr entstellen würden. Auch kann Rec. den übertriebenen und ausschließlichen Magyarismus, der sich in solchen Vorschlägen gefällt, nicht loben. S. 110. Von der ungarischen Benennung Erdély für Siebenbürgen. Die Behauptung, daß *el, elvi, elvöl* vormals so viel bedeutet habe, als über oder jenseits, hat der Vf. VIII. S. 56. mit einem Beyspiel erwiesen. Von den Szeklern und Valachen (das Richtige sehr mit Unrichtigem vermischt). Die Eintheilung der Szekler nach Stämmen ist nicht alt, wohl aber jene nach Stämmen und Geschlechtern. Richtig ist es, daß die Wallachen als ein Gemisch von römischen Colonien und von Slaven angesehen werden können. Ueber die alte Stadt Ofen und deren Namen Etzelburg. Den Aufsatz über die Tataren und Bulgaren gilt die obige Erinnerung. Tsingis und Ogus soll ungarisch so viel bedeuten, als *tsengös* (klingend), und *okos* (verständlich). Die Bulgaren hält der Vf. von ihrem Ursprung an für eine slavische Nation, und es scheint ihm nicht möglich, daß irgend eine Nation ihre Sprache jemals verlasse oder vergeße, um eine fremde anzunehmen. Warum sprechen aber jetzt alle Nachkommen der Tataren, welche China erobert haben, chinesisch? Der Vf. vergißt auch die historische Erfahrung, wenn er die Möglichkeit leugnet, daß eine fremde wenig zahlreiche Nation, welche andre viel zahlreichere Eingeborne unterjocht und mit denselben einen Staat bildet, nicht zuletzt mit diesen Eingebornen vermischt werden, und ihre Sprache vergessen könne. War dieß nicht auch der Fall bey den Franken in Gallien? Rec. wünscht auch durch dieses Beyspiel den Vf. vor einer gewissen Einseitigkeit im Urtheil, welche an mehreren Orten sichtbar wird, zu warnen. S. 143. Den Namen *Geyssa* erklärt der Vf. für *Izsa* oder *Jesus*. Etwas Besseres hat *Cornedels* in den *Vindiciis Anonymi Belae Regis Not.* (1801. 4.) über diesen Namen gesagt. S. 146. Zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts im J. 1716 reiste ein gewisser *Sam. Turkolyi* aus *Szikszó* nach Rußland, und ward russischer Officier. In einem Briefe aus *Astrachan* v. 1725 beschrieb er die alten Sitze der Ungarn an der *Volga* und *Kuna*; an letzterem Flusse wäre die Residenz der Fürsten gewesen; in der *Krimm* gebe es 7 Dörfer, die ungarisch reden. Zuerst gab diesen Brief heraus *Joseph Turkos* in *Schediasmate geographico historico Hungaros intra et inprimis extra Hungarium degentis VIII. segmentis succincte repraesentans*.

*Journi* 1747.). Dann liefs ihn auch der Domherr in *Zips*, *Joh. Molnár* in seinem *Magyar Konjokáz* III. S. 284. drucken; aber seine Abschrift klingt oft anders, als die *Torkossische*. Der *Torkossische* Brief ist an *Turkolyis* Verwandte zu *Szikszó*, der *Molnár'sche* an einen Geistlichen gerichtet. Der Vf. setzt zu diesen zwey Ausgaben noch die dritte aus einer Copie einer alten Copie hinzu, und bemerkt in Noten die Varianten der zwey vorigen Ausgaben; auch fügt er S. 164. einige Data über die Lebensumstände des *Turkolyi* bey. Der Vf. erweist ziemlich deutlich, daß das *Molnár'sche* Exemplar von einem Geistlichen verfälscht worden seyn müsse. Der Brief ist für die ungarische Geschichte merkwürdig, und der Vf. hat sich um die kritische Berichtigung desselben verdient gemacht. Wir wünschten eine deutsche Uebersetzung in der Zeitschrift von und für Ungarn. — Durch die Bemerkungen über mehrere ungarische Wörter (S. 165—256.) zeigt der Vf. deutlich seinen competenten Beruf zu einem ungarischen Lexicographen. Möchte es ihm doch gefallen, seinen Vaterlande durch ein von ihm selbst bearbeitetes Wörterbuch nützlich zu werden! (vgl. VIII. 47.).

Das VIII. Stück eröffnet ein Aufsatz vom *Anonymus B. R. Not.* dessen Glaubwürdigkeit der Vf. weiter unten S. 47. mit Recht in Schutz nimmt. Hier hat der Vf. ein schätzbares, aber leider noch nicht vollständiges Verzeichniß der in diesem alten historischen Schriftsteller vorkommenden alten ungarischen Orts- Flufs- Personen-Namen, sammt ihren heutigen Parallelen eingerückt. Hier und da hat Rec. Unrichtigkeiten bemerkt, z. B. *Byssenorum terra* ist nicht das heutige *Bessarabien*, *Menemoront* ist richtiger *Meny-Máros*. Die *Comitate*, in denen jeder Ort liegt, hätten überall manhaft gemacht, und die Verweisung auf die *Görögischen* Karten geschehen sollen. Der Vf. sollte diesen Aufsatz mit Benutzung der *Cornedels'schen Vindictarum* neu bearbeiten. Ein gleich schätzbares Verzeichniß hat der Vf. auch aus dem *Judicio ferri candentis* herausgehoben. Der ungarische Ausdruck bey *Anonymus B. R. Not.* hat, nach dem Gefühl des Rec. eine ältere Form, als in dem ums Jahr 1214—1235 zusammengeschriebenen *Judicio ferri candentis*. Die Bemerkung des Vfs. über das Entstehen der ungarischen Personen-Namen (S. 30.) ist nicht zu übersehen. S. 40. folgt ein sehr nützlich und erwünschtes Verzeichniß der Grammatiken und Wörterbücher der ungarischen Sprache; ferner der Untersuchungen über die Sprache selbst, und über deren Verwandtschaft mit andern. Dann theilt der Vf. Excerpte mit aus *Heltai*, *Pétfi* und *Füfös*. *Heltai* wird zuerst als Historiker, dann in Rücklicht der Sprache gehörig gewürdigt. *Pétfi's* Buch vom J. 1598 ist ascensischen Inhalts; *Füfös* aber, Hofprediger des *Gabriel Bethlen*, dessen *Königspiegel* 1622 zu *Bartfeld* gedruckt ist, war ein gelehrter und belehener Mann. Weiterhin liefert der Vf. Excerpte aus *Strahlenberg*, *Schlözers* Nordlich. Geschichte und aus *Georgis* Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs über die finnische und ungarische Sprachverwandtschaft; und

und eine interessante Zusammenstellung aller derer, die in irgend einer Gattung von Schriftstellerey in der ungarischen Sprache die ersten waren. S. 89 bis 197. wieder lauter Bemerkungen über einzelne ungarische Wörter und Ausdrücke. Z. B. über den Ausdruck *Remek-munka* (Meisterwerk), welcher verworfen wird — über das Wort *Nádor Hány* u. s. w. Die Bemerkungen sind meistens sehr treffend und zweckmässig. Falsch ist der Satz, daß Alt-Cumanisch und Ungarisch *emierley fey*. Ein cumanisches Vater-Unser, f. in Alters Miscellaneen. Wien 1799. S. 166. f. S. 197 — 233. *Verschiedene historische Bemerkungen*, z. B. über die Avari (nach jetzt nennen die ungarischen Slovaken einen Riesen *Oborski Tschlowek*), über den Namen *Leel* (eines alten ungarischen Generals), über den unzuweckmässigen Krieg *Matthiens I.* wider *Podiebrad*, welcher dem päpstlichen Hofe zur Last fällt. — Auf die Frage: Wie kommt es, daß zu *Visóly* aufser einer Bibel sonst nichts gedruckt worden? antwortet der Vf.: Ein reicher und andächtiger Grundherr und Edelmann liefs eine Druckerey sammt dem Personale dahin blofs der Bibel wegen kommen, und schickte sie nach geendigtem Drucke wieder weg. Die Ungarn sollten doch aufhören, sich *Scythen* zu nennen. — Die unriten *Raitzen* an der *Brau* heißen *Schokotzen*. (Hier wäre *Hacquets Oryctographia Carniolica* zu vergleichen). — Daß das Wort *Cumanen*, von *Koma*, *Gevatter* herkommen sollte, wird der Vf. wohl selbst nicht mehr glauben (S. 209.), und mit der Zeit wird er sich auch endlich überzeugen,

daß *Hunni*, *Cuni* und *Ungrí* drey verschiedene Völker, dem *Klingklang* zu Trotz, sind (S. 219.). — *Peter Kisvitzai* muß einen persönlichen Haß wider die *Szekler* gehegt haben, weil er mehrere Sprichwörter auf eine denselben nachtheilige Weise falsch auslegt. — Unter der *Civitas Pannonis* versteht eine alte deutsche Heiligenlegende vom J. 1488, die Stadt *Stein am Anger*. Vgl. *Schönwiesner in re num.* 98. 108. 110. S. 248. hätte der Vf. zu den Gegenden, welche von den Waldungen und der Holzart ihren Namen haben; auch den *Tierhát* (im *Neograder* und einem Theil des *Pesther Comitats*) und mehrere andre hinzusetzen können. Die sogenannte *Szilagyósis* in *Siebenbürgen* hat ihren Namen von *Szilfa* oder *Szilajfa*. S. 244. Die Namen *Bela* (Slawisch), *Albertus* (Lateinisch), *Weiss*, *Vaic* (Deutsch) seyen gleichbedeutend. (Daß aber *Waizen* von *Weiss*, *Vaic* oder *Albert* den Namen habe, will dem *Rec.* nicht einleuchten.) Muthmaßungen von der *Reichsversammlung* unter *Coloman*, ob sie zu *Tartzal* oder zu *Ventselbó* gehalten worden. Zuletzt lieft man einige kleine Gedichte des Vfs.

Aus dieser Anzeige wird es den Lesern klar seyn, daß dieses Buch unter die nützlichern Arbeiten der neuern ungarischen Schriftsteller gehöre, und daß der innere Gehalt und das Interesse desselben mit jedem Hefen steige. Was dem *Rec.* bey einem solchen Mancherley am nöthigsten dünkt, ist ein brauchbares Realregister, zumal da von einerley Gegenstand in früheren und späteren Hefen die Rede ist, etwa beym zehnten Hefen.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**ARZNEYGELEHRTHEIT.** London, a. K. d. Vf.; *On the Phenomena, Causes, and Treatment of Sea-Sickness.* By *Edward Miller*, M. D. of New-York, 1802. 40 S. 8. 1 Schill. engl. St. (7 gr. Sächf.) Diese Schrift ist, ihrer Gemeinnützigkeit wegen für das Seewesen und alle die Seereisen unternehmen wollen, aus *The Medical Repository, and Review of American publications on Medicine, Surgery, and the auxiliary branches of Philosophy*, Vol. IV. (New-York 1802. 3.) von S. 34—74. besonders abgedruckt. Sie enthält eine Reihe interessanter Bemerkungen für die, welche Reisen zur See unternehmen. Wir wollen daher die wesentlichsten derselben ausheben.

Der Vf. sagt: die schwingenden Bewegungen des Schiffes, die in der englischen Seesprache *pitching* genannt werden, wobey bald der hintere, bald der vordere Theil des Schiffes abwechselnd auf- und niedergeht, so wie die von einer Seite zur andern, welche man *rolling* nennt, wären die unangenehmsten von allen (beide Ausdrücke und deren Erklärung, vermisst man in allen 3 Bänden des *Röding'schen allg. Wörterbuchs der Marine*). Je kleiner das Schiff sey, desto schneller wirke diese Bewegung auf den Menschen, und erzeuge, zumal bey denjenigen, die entweder nie, oder seit mehreren Jahren nicht zur See gefahren, eine gewisse Uebelkeit, die man *Seekrankheit* nennt, und die von jungen Leuten ungleich stärker, als von Personen des mittlern Alters empfunden würde. Alte bekamen sie gar nicht. (Angaben, die *Rec.* aus eigener Erfahrung als vollkommen richtig bekräftigen kann). Der Vf. sagt weiter: Bey Menschen von einer dunkeln Farbe, ist diese Krankheit weit weniger heftig, als bey denen, die eine weisse glatte Haut haben. Jetzt beschreibt der Vf. alle mit dieser Krankheit verbundenen Uebel und Unbequemlichkeiten, die auch schon andre längst erzählt haben. Ein Glück ist es, daß diese Krankheit nicht lange dauert, indem sie sogleich aufhört, wenn man sich an die Bewegung des Schiffes gewöhnt hat, wel-

ches selten länger als 3 Tage anhält. *Schiffs-Zwieback*, kaltes Fleisch mit Pfeffer und Salz, sind die passendsten Nahrungsmittel; und zum Getränke dienen *Limopade*, *Salzwasser*, *Cyder* (*Aepfelmoss*) und *Champagnerwein*, kurz Alles, was viel kohlenfaures Gas enthält. So viel als möglich muß man sich auf dem Verdecke aufhalten, und sich mit irgend einer Arbeit, etwa mit Pumpen, jedoch nicht übermäßig beschäftigen. Der Vf. empfiehlt, den Unterleib mit einem Gürtel oder Schnupftuch zusammen zu binden, auch einen Löffel voll Seewasser zu trinken. (Das erste ist bey jeder heftigen Bewegung, wie im Wettlaufen, oder schnellen an einander haltenden Reiten ebenfalls zu empfehlen, welches man bey *Läufern*, oder *Courier-Reitern* gewahr wird; das letzte aber dient dazu, das Erbrechen zu befördern und gelinde abzuführen, anderer Vorschriften, welche die Erfahrung bestätigt, nicht zu gedenken). Hr. Dr. M. versichert, daß er bey seiner ersten Seereise, wo er ganze 8 Tage hindurch, äußerst elend gewesen sey, versucht habe, aufser den so eben angeführten Mitteln, die ihm nichts geholfen, auch *Opium* in starken Dosen zu nehmen, welches aber eben so wenig von günstigem Erfolge gewesen. Das einzige Mittel, welches ihm Erleichterung verschaffte, hätte in dem Genuße eines starken Kaffees mit Zucker, aber ohne Milch bestanden. (Dieses half auch dem *Rec.* in diesem Zustande; und er kann aus häufiger Erfahrung versichern, daß einem jeden Seereisenden, der keine Schiffsarbeit zu verrichten, folglich keine heftige Bewegung hat, statt des häufigen Brantweintrinkens, das nur eine widernatürliche Wulstung im Blute verursacht, nichts besseres als starker Kaffee ohne Milch, mit etwas Zwieback, des Tages dreymal genommen, statt alles Essens und Trinkens, das beste Nahrungs- und Heilmittel für einen Seekranken ist, wodurch er bald genesen, und zu jeder andern gesunden Schiffsarbeit desto besser aufgelegt werden wird.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 23. April 1803.

## GOTTESGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Grätz: *Wahrheiten zum Nachdenken und zur Warnung für alle Christen dieser Zeit und jeder Parthey, in zehn Reden, welche in der Universitätskirche zu Leipzig gehalten, und auf Verlangen dem Drucke überlassen hat D. Johann Friedrich Burfcher, des hohen Stiffts Meissen Prälat u. s. w. 1802. 260 S. 8 (20 gr.)*

Von eines Professor Primatus und Seniors der theologischen Facultät in einer Universitätskirche vor Studenten und vielleicht auch vor Professoren gehaltenen und nun für alle Christen dieser Zeit und jeder Parthey gedruckten Predigten fodert man mit Recht, daß sie nicht nur in Absicht der Materien die Resultate des vom gelehrten Dogmatismus abgezogenen reinen Denkens über das Wesentliche der Religion seyn, und anstatt absprechender Kathedertheologie nur praktische Religionswahrheiten enthalten, sondern auch in Absicht der Form Muster eines bündigen, gemeinverständlichen erbauenden Vortrags, nicht Kathedervorlesungen, nicht polemischen Inhaltes seyn werden, damit die Studenten lernen, nicht nur was, sondern auch, wie sie künftig mit Nutzen predigen sollen. Nach dieser billigen Forderung wird Rec. die gegenwärtigen beurtheilen.

Ueberhaupt ist des Vfs. hohe Werthschätzung der christlichen Religion darin eben so sichtbar, als sein Eifer sie bey andern zu befördern, und das ist ihre gute Seite, wenn nur die Art und Weise, letztern zu äußern, der guten Sache nicht so sehr schadete. Es ist freylich nichts Ungewöhnliches, daß ein alter akademischer Lehrer, der sein erlerntes System nun seit so langen Jahren nach seinen ein für allemal fertig geschriebenen Heften vorgetragen hat, auf demselben als auf unumstößlichen und einzigen Wahrheiten ruhet, ohne je eine Revision desselben durch Vergleichung mit demjenigen, was an Jahren jüngere Gelehrte untersucht und geschrieben haben, der Mühe werth zu halten, daß er vielmehr diese Geschäfte unter seiner Würde hält; nur kommt es auf den Ton an, mit dem man diese der gelehrten Welt sagt. Die drey ersten Predigten über das Evangelium am Sonntage Jubilate lehren, daß die unter den Christen seit der Apostel Zeiten in allen christlichen Partheyen fortwährende Taufe, Abendmahls- und Sonntagsfeyer drey Denkmale sind, daß die von Jesu seinen Jüngern verheißene Auferstehung in Erfüllung gegangen ist, da widrigenfalls weder sie das Christenthum gestiftet, noch die Völker es angenommen haben wür-

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

den. Das ist zum Theil richtig; wenn er aber sagt, daß Jesus Marc. 16 seine Jünger, die auf Jesu Vorhersehung allerdings seine Auferstehung hätten erwarten können und sollen, darum gescholten habe, weil sie dieselbe nicht aus der Vergleichung der Weissagungen der Propheten erwartet hatten; so müßte Jesus ihnen eine so gelehrte Kenntniß und Deutung der prophetischen Schriften, als der Vf. besitzt, zugetrauet haben, wovon das Gegentheil aus Joh. 16, 12. Luc. 24. 44—46. Apostg. 1, 6. erhellet; denn des Petrus Deutung des 16ten Pf. Apostg. 2. war unstreitig eine später in ihm entstandene Idee. Daß nach S. 14. Jesus vom Paulus nach jener Vision auf dem Wege zu Damascus noch öfter sey gesehen worden, steht 1 Cor. 15 und 2 Cor. 12 nicht, und steht nirgends geschrieben. „Daß der geringste vernünftig nachdenkende Christ alles Vernünfteln über Geschichten und Sachen der christlichen Religion, man möge es Philosophie, oder Licht, oder Aufklärung, oder Stärke des Geistes nennen, durch das Daseyn der Taufe widerlegen und bejähern könne“ ist, wie der ganze 2te Theil der ersten Predigt, sehr unbestimmt gesagt. In der dritten Predigt über die Sonntagsfeyer werden alle Stellen aus den Schriften der apostolischen und Kirchenväter, sogar aus des Plinius Briefen angeführt, zu beweisen, daß der Sonntag seit der Apostel Zeiten zum Gedächtniß der Auferstehung Jesu gefeyert worden, welches unstreitig auf das Katheder und nicht auf die Kanzel gehört. S. 90 wird schlechtlin behauptet, daß die Apocalypse von keinem andern, als dem Apostel Johannes geschrieben worden, welches kritisch und historisch zu beweisen dem Vf. schwer werden möchte. Die 17te Predigt hat die Ueberschrift: „Die wahre Größe Jesu nach den Zeugnissen himmlischer Boten in Vergleichung mit dem Zusammenhange der heil. Schrift A. und N. T.“ über das Evangelium Matth. 2., wo er von dem Ausdruck „neugebörner König der Juden“ sogleich zu der Ankündigung Gabriels an Maria und Zacharias übergeht und behauptet, *χριστος* sey eben das, was Maschiach Jehovah heiße, welche beide letzten Worte er in appositione nimmt und übersetzt: „der Gesalbte, der von Natur und von Ewigkeit Jehovah selbst ist“ da doch Jehovah, nach den ähnlichen Ausdrücken Malach Jehovah, Ebed Jehovah, bene Elohim im Genetiv zu verstehen ist, „der Geweihte des Jehovah“ Pr. V. „Wie viel auf alles das ankomme, was in der heil. Schrift geschrieben steht“ über Matth. 4. 1 ff. wo er, ob er gleich den Unterschied zwischen Buchstabe und Sinn zugegeben hat, dennoch als religiöse Gewissenssache behauptet, alles nach dem ersten buchstäblichen Sinne zu verstehen, was

Aa



was in der Schrift vom Teufel steht, nicht nur als von einer redenden und handelnden Person, sondern als dem bösen Geiste (Ariman) und dessen Einwirkung auf Menschen, wobey er gleichwohl zugiebt, es sey nicht nöthig zu behaupten oder auch nur zu vermuthen, daß er Christo in körperlicher menschlicher Gestalt erschienen sey, so wenig wie die Jesum hernach bedienenden Engel: (so müßte hier also gar keine Wirkung auf die Sinne, sondern auf die Einbildungskraft Jesu statt gefunden haben, welches gerade die Meynung derer ist, wider die er so heftig streitet), „es komme aber gar nichts darauf an, ob wir diese Geschichte genug verstehen“ (??) Nun geht er zu dem allgemeinem Thema von Canon des A. und N. T. über, wozu er denn alle in vollständigen Ausgaben der Bibel befindliche Schriften rechnen zu müssen behauptet, „wenn man ihn für einen wahren und sichern Wegweiser und nicht für einen solchen halten solle, der sich selbst verirrt, und andern den Weg zeigen will“, S. 129 wobey denn wieder — nachdem er aufs neue zugestanden, „daß Christus und die App. Stellen des A. T. nicht buchstäblich, sondern nach dem Sinne und Inhalt anführen, daß nicht alles richtig übersetzt, nicht alles für alle Zeiten geschrieben, nicht für alle Menschen brauchbar und verständlich ist“ — biftre Ausfälle: „auf die Menschen von gestern her“, d. i. auf Gelehrte, die jünger als der VI. und; vorkommen, „die mit den Worten irgend einer Schriftstelle nach gelehrten oder ungelehrten Eigendünkel umgehen, die manche Geschichte, Geschlechtsregister, Zeitrechnungen und zu unsern Zeiten unverständliche Stellen nicht als Wort Gottes zur Seligkeit ansehen.“ Hier läßt er nun seiner bittern Laune; noch mehr als schon bisher hin und wieder, vollen Lauf, mit einer so absprechenden Anmaßung und einem so stolz verachtendem Herabschauen auf verdiente Gelehrte, weil sie jünger als er sind, dessen wirklich gelehrte Männer sich schämen, und mit Ausdrücken, die nur in der Sprache der sich infallibel dünkenden römischen Hierarchie vorzukommen pflegen. So etwas kann ein alter Professor wohl jungen Studenten vorfagen, die aber, wenn sie noch ungebildet genug sind, das Gesagte auf sein Wort zu glauben, dadurch gewiß nicht zu bescheidenen selbstprüfenden Religionslehrern, sondern zu eben so absprechenden, eigenes Schriftstudium für überflüssig, ja sündlich haltenden Eiferern gebildet werden. Sein Beweisgrund ist: „Christus beruft sich gegen den Teufel darauf: es steht geschrieben“ aber er gesteht selbst, daß auch der Teufel sich darauf beruft: es steht geschrieben. Also hat ja nicht jede Berufung auf Sprüche der h. Schrift Beweiskraft. Satan, meynt er, habe selbst mehr geglaubt und die h. Schrift mehr geachtet, als die jüngern gelehrten Schriftausleger — die er im Sinne hatte. — Solche Mißdeutungen von Schriftstellen, wie Satan macht, um zu verwegenen Unternehmungen, zur Volkstäuschung zu überreden, sollten also Beweise von Glauben und Achtung der Schrift seyn!! Wie weit kann blinder Eifer führen!!! Die *Vlte Predigt* behandelt die Frage, ob es eine gegrün-

dete Einwendung gegen die Wahrheit und Göttlichkeit des Evangeliums ist, daß es nicht allen Völkern und Menschen bekannt gemacht worden. (Eine Einwendung, die nicht leicht jemand wider die *Wahrheit* des Evangeliums gemacht hat. Der VI. verwechselt hier Wahrheit mit allgemeiner Unentbehrlichkeit zum Seligwerden bey denen, die es nicht kennen.) Nach einigen guten aber sehr bekannten Bemerkungen meynt der VI., es sey unter den wildesten Völkern keine unbekante Sache, daß in der Christen Händen eine h. Schrift sey (so wie andre von der Existenz eines Korans und Vedwas und anderer von andern Völkern für heilig gehaltenen Schriften historische Nachricht haben können, ohne von ihrem Inhalte zu wissen oder sie für ihnen merkwürdig zu erkennen) und die Reisen europäischer Kaufleute und Seefahrer scheinen ihm ein hinlängliches Mittel zur Bekanntmachung der christlichen Religion, (woran, nach der Geschichte, von Kaufleuten, Schiffscapitans und Matrosen wohl nicht gedacht wird, wenn man die einzelnen Missionarien in Ost- und Westindien, Grönland, Otaheite ausnimmt). S. 161 meynt er, „daß da, wo das Evangelium nicht gepredigt wird und werden darf, vielleicht Gottes Geist im Verborgenen desto mehr wirkt, und daß Gott den Willen, es anzunehmen, wenn sie es kennen, eben so viel gelten lasse, als unser Bekenntniß und unsern festen Glauben, an dieselbe“, welches gerade seine ganze Behauptung der Nothwendigkeit aufhebt. In der *VIIten Predigt* wird der Sinn der drey Matth. 2, 13—23 angeführten Weissagungen nach den im 17ten und im Anfange des 18ten Jahrhunderts gewöhnlichen hermeneutischen Maximen entwickelt. Von der 2ten, „er soll Nazarenus heißen“ gesteht er, sie sey in den Schriften des A. T. nicht befindlich, sondern eine mündliche Tradition (ein Umstand, den die Talmudisten und die römischen Theologen wohl zu benutzen verstehen!) die aber durch Matthäi Anführung den Werth einer schriftlichen Weissagung erhalten habe (!) Die *VIIIte Predigt* soll zeigen, „wie ein ungelehrter Christ leicht wissen könne, welche Bücher zur h. Schrift A. T. gehören, und wie ein Gelehrter den sichersten Weg geben kann, um sich nicht mit andern zu verirren.“ Den letztern giebt er die Belehrung, daß jetzt Rabbaniten und Karaiten übereinstimmig alle in unserm Canon des A. T. vorhandene Schriften aufgenommen haben und anerkennen; daß auf alles darin Geschriebene, man möge so wenig davon verstreben und zu gebrauchen wissen, als man wolle, doch sehr viel annehmen — (Also auch auf die israelitischen Annalen? auf die verwünschenden Psalmen?? — ihren historischen Werth, als Documente der Volksgeschichte und der jedesmaligen religiösen Denkungsart, als die älteste merkwürdige Urkunde der Menschengeschichte, wird niemand verkennen, hier ist aber vom religiösen Werthe die Rede. Gewiß hat Jesus selbst die historischen Schriften des A. T. nicht für inspirirt, nicht für Gottes Wort gehalten. In seinen aufgezeichneten Reden ist keine Spur davon). Die *IXte Predigt* soll beweisen, daß die zu



uns gesandte christliche Lehre ihrem Wesen nach vom Anfang her (schon im A. T.) die seligmachende göttliche Lehre gewesen sey. Gleich im Eingange kündigt er eine richtigere, christlichere Auslegungsart des A. T. an, als unter denen, jetzt gewöhnlich sey, die sich zu Auslegern desselben aufwerfen (!) Auf Matth. 5, 18 und Luc. 24, 44 gründet er den Satz: Bis ans Ende der Welt und bis in Ewigkeit müsse alles geschehen, was dem A. T. zu folge geschehen solle (vielleicht hatte er das 1000jährige Reich Christi auf Erden im Sinne) und keines von den Geboten desselben, sie mögen Glauben oder Thun betreffen, dürfe verworfen werden. Dennoch geizt er gleich darauf, das durch Jesum Heyden und Israeliten vom levitischen Gesetze entbunden worden. Er schließt so: „weil Christus und Paulus auf Mose und die Propheten hinweisen: so sind die wesentlichen Lehren des Christenthums, von Jesu als wahren Gott und Menschen und dem Erlöser aller Menschen, von der Vergebung der Sünden durch den Glauben an ihn schon im A. T. geoffenbaret“ — (welch ein Schluss!) „Moses, und die Propheten haben keine eigentliche Glaubenslehre oder Dogmatik gelehrt, sondern vorausgesetzt“. (Welche Glaubenslehren dann? die vorhin angeführten von Christo? woher weiß der Vf. das? in Mose und den Propheten finden diejenigen, die es nicht hineinragen, nichts davon. Wahr ist es, Moses hat keine Glaubenslehren gelehrt; die Wahrheit, das Gott nicht nur Weltchöpfer und Weltträger, sondern auch moralischer Oberherr, gerechter und barmherziger Schutzherr sey, war schon Glaube der Patriarchen, nur ein Gesetz nach des Volkes damaligen Bedürfnis, wider Abgötterey und Bilderdienst, wider abergläubigen Mißbrauch des Namens Gottes, von der Sabbathsfeyer und von den ersten Forderungen des Natur- und gesellschaftlichen Rechtes gab er dem rohen verwilderten Volke, und auf ihr Land berechnete Verordnungen. Da kommt freylich nichts von christlicher Glaubens- und feinerer moralischer Lehre vor. Simeons, der Hanna, des Zacharias Aeußerungen von Christo, auf die der Vf. sich beruft, drücken auch noch gar nicht unsre christlich-religiösen Begriffe und Erwartungen von Christo, sondern nur die Hoffnung einer politisch-religiösen Volksverbesserung aus. Der Brief an die Hebräer beweiset auch gar nicht, das man vor Christi Zeiten dergleichen Vorstellungen der Typologie gehabt habe, wie der Vf. des Briefes hinein deutet: so wie Jesu Weisung Matth. 22. auf Pl. 110. hin vielmehr beweiset, das man bisher unter dem Sohne Davids nur einen Monarchen auf seinem Throne verstanden, und V. 32. 33. bey der Benennung: „Gott, Abraham, Isaak und Jacob“ bisher nicht an deren unsterbliche Fortdauer, sondern nur an das unveränderte Verhältniß Gottes gegen sie, wie gegen jene Stammväter gedacht habe, weshalb Jesus ne unter dieser Ansicht auf sie ihnen neue Idee führt). S. 230 schiebt der Vf. bey dem Ausdruck Pauli „dem Abraham Glauben zur Gerechtigkeit anrechnen“ gleich den Zwischensatz, den Paulus nicht hat, ein „um des allgemeinen Erlösers

und Wektheylandes“ da doch nur von Abrahams Glauben, das Sara werde schwanger werden, dort Genes. 15. die Rede war, wovon P. nur überhaupt die Anwendung auf den Werth des Glaubens, an Gottes Zulagen macht. Ueberhaupt sieht man, das der Vf. die Historie von Jesu Leben, Thun und Leiden zum Hauptinhalt der christlichen Lehre macht, da sie doch nur das Fundament der Wahrheit und Göttlichkeit seiner göttlichen Sendung zum Lehren ist. Wäre die christliche Lehre, wie sie im N. T. geschrieben steht, vom Anfange des Menschengeschlechtes an schon ihren wesentlichen Stücken, Lehrsätzen und Geboten nach, die den Menschen bekannt gewesene seligmachende Lehre gewesen; wozu wurde denn Jesus noch von Gott gesandt? und was ist dann noch sein Verdienst als Lehrer? warum heißt er denn das Licht der Welt? In der Xten Predigt will der Vf. zeigen, das das Daseyn des jüdischen Volkes unter uns, und das ihre Sabbathsfeyer und ihre drey Festfeiern die ursprüngliche Göttlichkeit der mosaïschen Bücher und Geschichte beweisen — die doch nur ihr Alterthum und historische Wahrheit darthun, die gewis mit Inspiration und ursprünglicher Göttlichkeit nicht einerley ist.

Aus der in allen 10 Predigten herrschenden Art zu denken und abzusprechen, sieht man deutlich, das es dem Vf. nur darum zu thun war, gegen seine in der Jugend von seinen damaligen Lehrern angenommene Theorie der Theologie keine neueren Einsichten an Jahren jüngerer Gelehrten aufkommen zu lassen, zu deren unpartheyischen Prüfung es ihm an Lust, oder an freyen Wahrheitsfinne fehlt. Damit der Vf. nicht etwa einem solchen ihm verächtlichen Menschen von gestern her die Abfassung dieser Rezension zuschreibe: so sehe hier am Schlusse die Versicherung, das Rec. an Jahren älter als Hr. B. ist, und das nur reine Liebe zur Wahrheit seine Feder geführt hat.

## NATURGESCHICHTE.

FRANKFURT am M., b. Körner: *Handbuch des Zubereitens und Aufbewahrens der Thiere aller Classen, welche für Naturaliencabinette bestimmt sind; enthaltend die Methoden des Bürgers Nicolas, der Herren Schaumburg und Hoffmann.* Herausgegeben von Carl Phil. Christ. Stein. Mit (2) Kpf. 1802. XVI 159 u. 46 S. 8. (16 gr.)

Der erste und größte Theil dieses Werkes ist eine Uebersetzung von J. J. Nicolas *Méthode de préparer et conserver les animaux des toutes les classes etc.*, welche gut und fließend gerathen ist, und einige wenige Anmerkungen vom Uebers. erhalten hat; in dem zweyten hat derselbe eine Beschreibung der Methode des Hn. Hof-Intendanten Schaumburg und eine kurze Nachricht vom Verfaßten des Hn. Hoffmann beyn Austropten der Thiere geliefert.

Nicolas Verfahren hat untreitig in Anwendung der Mittel, die bey dem Ausstopfen angewendet werden, um die darnach zubereiteten Thierhäute vor Insecten zu sichern, große Vorzüge, und verdiente wenigstens zum Theil angewandt zu werden. Diese Sicherungsmittel bestehn in einer Flüssigkeit aus 1 ½ Pfund Gerberlobe, 4 Unzen Alaun und 20 Pfund Wasser zum Zubereiten der Haut; einer seifenartigen Salbe aus 1 Pfund weißer Seife, ½ Pfund Pottasche, 4 Unzen Alaun, 2 Pfund Wasser, 4 Unzen Naphta und 4 Unzen Kampfer zum Bestreichen der Haut, und nicht gänzlich gereinigten Theile; und einem Liquor aus 1 Unze weißer Seife, 2 Unzen Kampfer, eben so viel Coloquinten und 2 Pfund Weinstein, zum Bestreichen der Federn und Haare nach dem Ausstopfen. Dieser letzte Liquor muß untreitig der Schönheit und natürlichen Farbe oft nachtheilig seyn. Hr. Schaumburg wendet, wenn man anders auf dem Alaun, der bey dem Ausbleichen das Beschmutzen zu verhüten eingegeben werden soll, keine Rücksicht nimmt, kein Verwahrungsmittel als die dichten Kasten an, Hr. Hoffmann hingegen reibt die Haut mit einem Pulver aus Alaun, Salmiak, Tabacksasche und Aloe ein, und sichert freylich viel durch das Wegnehmen des Kopfes, bis auf die Kinn-

laden, und Ersetzen desselben durch Werg, wird aber dadurch gewiß viel an der natürlichen Bildung des Kopfes verlieren.

Die Methode des B. Nicolas ist wegen des Bindens und Verbindens der Dräthe sehr mühsam, die der Hn. Schaumburg und Hoffmann sind leichter; am bequemsten und besten hat es Rec. stets gefunden, wenn man bey kleinen Thieren den ganzen Rumpf, bey andern ein künstliches Rückgrath aus Kerkholz schneidet, in dem sich die Dräthe leicht befestigen lassen, und wodurch die Mühe des Ausstopfens, und das Geben einer natürlichen Stellung sehr erleichtert wird. Das Einsetzen der künstlichen Augen, ehe die Haut über den Kopf gezogen ist, wie der B. Nic. will, hat vor der Vorschrift des Hn. Sch., sie von außen einzusetzen, große Vorzüge.

Wir würden zu weitläufig seyn müssen, wenn wir uns mehr ins Detail der drey hier angegebenen Methoden einlassen, sie vergleichen und unsre Meynung darüber äußern wolten; wir begnügen uns daher, diese Schrift als lehrreich den Sammlern ausgestopfter Thiere zu empfehlen.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**RECHTSOZLAHRWEIT.** Ohne Druckort, (wahrscheinlich zu Regensburg:) Etwas von den Religionsverhältnissen katholischer Lande und Unterthanen gegen ihre neue evangelische Landesherrn; und den katholischen und evangelischen Reichs-Stimmen. 1803. 72 S. 8. (7 gr.) In dem Deputationshauptschluss ist die Gränzlinie der oft in einander fließenden religiösen und politischen Verfassung nicht genau bestimmt. Man hat §. 60 derselben in den säcularisirten Ländern die Landes-Verträge und reichsgesetzliche Normen in Ansehung der politischen Verfassung beständig; die Religionsübung aber §. 63 gegen Aufhebung und Kränkung aller Art geschützt, jedoch nur in Ansehung des Kirchenguts und Schulfonds den Besitzstand des Weltph. Friedens beybehalten, dagegen den neuen Landesherrn gestattet, auch andern Religions-Verwandten den vollen Genuss bürgerlicher Rechte zu ertheilen. Der Vf. fühlt die Gerechtigkeit und Billigkeit einer allgemeinen wechselseitigen Duldung aller drey Religionsverwandten in jedem deutschen Lande, behauptet aber nicht ohne Grund, dass es ungerecht seyn würde, dieses Princip nur auf die Entschädigungs-Länder zu erstrecken, (wie solches besonders mit Wirtemberg der Fall zu seyn scheint) in den alten Ländern hingegen den vorigen strengen Besitz beyzubehalten. Er zeigt das unbillige Missverhältnis, welches darin liegt, dass einerseits die Religions-Eigenschaft der Reichstags-Stimmen, nach dem neuern Grundsatz des evangelischen Körpers, (bey Kur-Sachsen, Wirtemberg, Hessen-Cassel, Nassau-Saarbrücken und Pappenheim) sich bisher nach der Landes-Religion ge-

richtet habe, und anderer Seits nunmehr bey säcularisirten katholischen Ländern, welche evangelischen Fürsten zugefallen, sich nach der Religion der letztern richten solle? — Nur eins von beiden könne gültig seyn: entweder müsse das reciprocum jenes Grundsatzes bey allen säcularisirten katholischen Ländern angenommen werden; oder man müsse durch einen Reichs-Schluss festsetzen, dass künftig die Stimmen nicht mehr nach der Religion des Landes, sondern des Landesherrn zu messen, dass daher die katholischen Fürsten evangelischer Staaten ihrer Revers zu entbinden, und das Normal-Jahr nur in Rücksicht der Kirchen- und Schul-Güter beyzubehalten sey. Da ferner der evangelische Reichs-Theil bisher (zuletzt noch bey der Introduction von Schwarzburg und Thurn und Taxis) behauptet habe: dass gegen eine neue katholische Stimme, wegen der gleichen Rechte, auch eine neue evangelische einzuführen sey: so könne der katholische Theil, bey dermaliger Einführung und Readmission neuer Stimmen, diesen Satz sich umgekehrt zueignen. Zuletzt werden die in der kaiserlichen Wahlcapitulation Art. I. §. 5. und dem bisherigen Reichs-Herkommen gegründete Erfordernisse erzählt, welche zur Qualifikation neuer kurfürstlicher und fürstlicher Stimmen gehören, und der Einführung derselben vorausgehen müssen. — Der innere Werth dieser Schrift wird übrigens dadurch erhöht, dass solche aus einer vorzüglichen Comital-Feder gassen ist, und größtentheils den Gesichtspunct darstellt, aus welchem der kaiserliche Hof den darin behandelten Gegenstand anzusehen scheint.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 26. April 1803.

## PHILOSOPHIE.

LEIPZIG, b. Martini: *Die Spatziergänge, oder die Kunst spazieren zu gehen.* Von Karl Gottlob Schelle. 1802. 283 S. 8. (1 Rthlr.)

In der Vorrede an die Kunsttrichter klagt der Vf., daß noch immer zu viel speculirt würde, und nur wenige Denker sich zu Gegenständen des Lebens herabließen. Die gegenwärtige Schrift soll daher ein Versuch seyn, die Philosophie in die Welt einzuführen, und einen nicht unwichtigen Gegenstand im Geiste der Philosophie zu behandeln. Dieser Gegenstand greift, in wiefern er philosophisch behandelt werden soll, in die Erfahrungsseelenlehre, die Diätetik und die Geschmacklehre ein. In diesen drey Rücksichten ist er auch hier abgehandelt, zwar so, daß nicht jede derselben einen eigenen Theil begründet, sondern alle drey, nach jedesmaliger Veranlassung, in einander laufen; doch hat der diätetische Theil noch ein besonderes Kapitel erhalten. Hr. Sch. hat seine Materie größtentheils erschöpft, und wahrscheinlich um der Vollständigkeit willen, und weil es doch, so viel wir wissen, das erste Mal ist, daß sie in einer besondern Schrift abgehandelt wird, freylich auch viele Bemerkungen und Erfahrungen aufgenommen, die schon von dem größten Theile seiner Leser gemacht worden sind. Auch ist der Gegenstand an sich schon von der Beschaffenheit, daß sein Inhalt eben nicht tief erforscht zu werden braucht, sondern für nur einigermaßen aufmerksame Denker so ziemlich offen daliegt; daher man von einem Schriftsteller, der sich einmal seiner Ausführung unterzogen hat, eine reiche Ausbeute ganz neuer Ideen und Ansichten nicht wohl verlangen kann. Hier und da hätte aber Hr. S. seine Bemerkungen wohl etwas weniger flach halten, und seine Darstellungen da, wo das Gefühl mit in das Interesse gezogen werden soll, oder wo der Geschmack über diesen oder jenen Gegenstand urtheilt, etwas ästhetischer fassen können. In 18 Kapiteln wird gehandelt: von der Nothwendigkeit der körperlichen Bewegung für Körper und Geist; Spatzierengehn ist mehr als bloße körperliche Bewegung; Natur und Menschheit, als Gegenstände des Luftwandels im Allgemeinen; Interesse des Geistes und Bedingungen bey dem Luftwandeln; Nothwendigkeit des gleichmäßigen Luftwandels in der Natur und auf öffentlichen Promenaden; Einfluß des einsamen Spatzierengehens im Freyen auf Entwicklung des eigenen Geistes; öffentliche Promenaden auf Alleyn, das schicklichste Local für sie, und Eindrücke, die sie gewähren; Lustgärten; Spatzieren.

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

gehn, Reiten und Fahren (warum nicht auch vom Schlittensfahren und Schlittschuhlaufen?); besondere Betrachtung der Spatziergänge im Freyen; Einfluß derselben auf das Herz; Berge; Thäler; Feld, Wiese und Wald; Tages- und Jahreszeiten; die Natur nach Maafgabe unserer Empfindungen; Charaktere einzelner Parthieen, Gegenstände der Natur; Bewegung und Ruhe in der Natur; einiges über die physischen Bedingungen des Spatzierengehens. Wir heben noch hie und da einen Gedanken aus, um die Manier des Vfs. kenntlicher zu machen, und begleiten ihn, wo wir es nöthig finden, mit unsern Bemerkungen. Luftwandeln soll für den Geist Erholung, für den Körper Beförderungsmittel der Gesundheit seyn. (Allerdings für solche, die viel sitzen und den Geist anstrengen müssen). Deshalb muß sich der Luftwandler alles methodischen, strengen Denkens, alles Schlauen, raffinirten und gespannten Beobachtens entschlagen. Die Aufmerksamkeit des Geistes muß mehr ein angenehmes Spiel als Ernst seyn. (Da es, ausser dem Spatzierengehn, noch mehrere Mittel giebt, den Geist zu erheitern, und den Körper zu stärken, z. B. Gartenbeschäftigungen, Billiard und andere gesellschaftliche mit Bewegung und Thätigkeit des Körpers und Geistes verknüpfte Spiele: so wäre vielleicht eine Parallele derselben mit dem Spatzierengehn hier nicht an der unrichtigen Stelle gewesen). Etwas zu hart und nicht modificirt genug ist das Urtheil, daß nur gemeine Menschen, ohne Geistescultur, das Bedürfnis des Luftwandels nicht fühlen, und daß, um dieses Geistesbedürfnis darnach zu gewinnen, ein Grad von Bildung, ein Kreis von Ideen nöthig sey, den nicht jedermann besitze. Es giebt sehr viele gemeine Menschen, die gern spazieren gehen und sehr cultivirte und ungemene, die dieses Bedürfnis weniger fühlen. Der Vf. bezieht sich zwar in den angehängten *Erklärungen* auf eine Stelle in *Kants Kritik der Urtheilskraft*, in welcher es heist, daß ein unmittelbares Interesse an der Schönheit der Natur zu nehmen, ein Kennzeichen einer guten Seele sey, und daß, wenn dieses Interesse habituell sey, es wenigstens eine dem moralischen Gefühl günstige Stimmung des Gemüths anzeige, wenn es sich mit der Beschauung der Natur gern verbinde. Aber das sagt doch im Grunde ganz etwas anderes; um dieses unmittelbare Interesse an der Natur zu nehmen, braucht man gerade nicht spazieren zu gehen, man kann auch die Gegenstände, eine Blumenflor, eine Vogelhecke u. dgl. in der Nähe haben; und auch gewöhnliche Menschen finden ein unmittelbares Interesse an der Schönheit der Natur, ohne den Grad der Bildung und den Kreis von Ideen zu haben.

Bb

ben, den der Vf. bey denen, die das Bedürfnis des Spazierengehens fühlen; voraussetzt. Uebrigens sagt der Vf. in der Folge selbst, daß das Interesse des Lustwandlers an der Natur nicht *intellectuell* seyn müsse, weil dieses über den bloßen Eindruck der Dinge hinausginge, und das freye Spiel der Vorstellkräfte in ein den Geist anstrengendes und den Körper ermattendes Geschäft verwandle; dieses würde also jenen Grad von Bildung und jenen Umfang von Kenntnissen notwendig eben nicht machen. Freylich wird es immer besser für den Lustwandler seyn, wenn er Naturkenntnisse, Einsichten und Ideen, die ihm schon geläufig sind, mitbringt; und wir können dem Vf. nicht bestimmen, wenn er meynt, es lasse sich zweifeln, ob ein Naturkundiger, der sich gewöhnet habe, die Naturdinge in ihre Bestandtheile zu zerlegen und in Classen zu ordnen, das reine Interesse des dem bloßen Anblick derselben hingegebenen unbefangenen Betrachters, an der Natur zu nehmen vermöge. Kenntniss der Natur schließt ja das reine Interesse an derselben nicht aus, und beides, der Total-Eindruck, den die gesammte vor ihm ausgebreitete Natur auf ihren Kenner macht, und seine auf einen besondern Gegenstand gerichtete Aufmerksamkeit, kann gar wohl mit einander bestehen. Wir dächten vielmehr, der Genuß eines solchen in der freyen Natur müßte noch mannigfaltiger und höher seyn, als der des bloßen Beschauers; und daß die Erforschung der Natur das Gefühl des Menschen gegen die Total-Eindrücke der freyen, offenen Natur abtumpfen sollte, liegt doch wahrhaftig in diesem Studium und in den darin erlangten Einsichten und Kenntnissen selbst nicht. — Mit dem Interesse des Lustwandlers an der Natur, das eigentlich das ästhetische seyn müsse; weil nur bey diesem ein freyes Spiel der Gemüthskräfte statt finde, müsse sich das ästhetische Interesse an der Menschheit verbinden. Es gäbe Menschen, welche das bunte Gewühl einer fröhlichen auf Spaziergänge sich ergießenden Menge nicht leicht betrachten könnten, ohne sogleich von dem fallenden Eindruck glänzender Gestalten sich in moralische und intellectuelle Betrachtungen über Luxus, Verfall der Sitten, Fortschritte der Cultur, zu verlieren. Zu den inneren Bedingungen des Spazierengehens rechnet der Vf. Unbefangtheit und Sorgenlosigkeit des Gemüths; zu den äußern, einen großen volkreichen Ort, wo die wenigsten sich begegnender Spaziergänger sich kennen, und daß diese durch nichts sowohl in Ansehung des Orts und der Zeit eingeschränkt werden. Man müsse zuweilen mit Bequemlichkeit Fußreisen in Gegenden machen, die große und erhabene Verhältnisse darbieten, um den Geist zu erweitern; zu den gewöhnlichen Spaziergängen ins Freye bedürfe es der großen Natur nicht; sie fodere den Geist zur Thätigkeit zu stark auf, als daß man sich ihr immer nähern möchte. (Man wird jedoch dieser, wenn man keine andere haben kann, so gut gewohnt, als der flachen, einförmigen Gegenden). Ueber den Einfluß des einsamen Lustwandels im Freyen ganz gute Ideen; nur hätte noch bemerkt werden sollen, daß bey einsamen Spaziergängen, die

uns keine neuen Gegenstände, sondern immer nur die alten uns schon längst bekannten darbieten, der Geist des Denkers immer noch unwillkürlich von den Gegenständen, die er aus seiner Studierstube mit sich nimmt, angezogen und in Betrachtungen verflochten werde, von denen es ihm Mühe kostet, sich loszureißen, und die ihm also die gefuchte Zerstreung und Erholung unnötig machen. Gewöhnliche oder solche Menschen, deren Lebensart keine solche Anstrengung des Geistes erfordert, sind dieser Gefahr nicht ausgesetzt, und für diese dürften einsame Spaziergänge heilsamer seyn. Wenn S. 84. geäußert wird, daß man sich an Orten, wo wirklich angenehme Spaziergänge wären, die man aber nur selten und wenig besuche, der Cultur eben nicht rühmen dürfe: so scheint es uns vielmehr einen hohen Grad von Cultur voraussetzen, wenn man an dem, was man schon so oft genossen hat, und täglich genießen kann, zuletzt keinen Gefallen mehr findet; daß das Gewöhnliche zuletzt seinen Reiz verliert, liegt auch in der Natur unseres Geistes. Warum das weibliche Geschlecht, nach S. 96. gefellige Promenaden mehr als einsame in der freyen Natur lieben soll, ist uns auch nicht einleuchtend. Die Damen gingen wohl eben so gern, als die Herren, im Freyen allein spazieren, wenn sie es für schicklich hielten, und ein Frauenzimmer, das auf besuchten Spaziergängen keinen Begleiter oder keine Begleiterin findet, wird eine solche Promenade bald verlassen und eher das Freye suchen, ohne sich von dem „Eindruck des geselligen Lustwandels anderer unter schönen Anlagen von Scenen und Parthien der Natur“ halten zu lassen. Folgende das Reiten betreffende Bemerkung dürfte unter den bekannten, die über das Spazierengehen, Reiten und Fahren gemacht werden, wohl die einzige seyn, die jeder Leser noch nicht selbst gemacht hätte; die Wahrheit derselben lassen wir dahin gestellt seyn. „Erwägt man, heißt es S. 113. dasjenige, was dem Spazierenreiten, in Absicht auf *geistigen Werth*, eigen ist: so theilt die rege Bewegung auf einem belebten Thiere den Gegenständen, die man erblickt, selbst Bewegung und Leben mit, und belebt dadurch den Geist.“ In folgender Stelle ist die Naturmalerey doch wohl etwas mehr als pathetisch: „Die Phaenomene des Tags beschreiben den großen Lichtraum und Lebenskreis der Natur. Aufgang und Untergang der Sonne sind die hervorstechendsten Punkte des doppelten Wendekreises, der Katastrophen des Tags. Morgen und Abend versetzen die Natur aus Dunkel, toder Ruhe und Einsamkeit in hellen Tag, reges Leben, allgemeine Thätigkeit und führen sie darein zurück. Bisweilen scheint der Mond, wann er bald nach Sonnenuntergang aufgeht, die kaum entschlummerte Welt zu einem Nachspiel des Lichts und Lebens einzuladen“ u. s. w. Den Beschluß des Buchs machen, von S. 208 — 283. *Erläuterungen* über in demselben vorkommende Stellen; sie enthalten nähere Bestimmungen, Bestätigungen, literarische und kritische Bemerkungen, und besonders eine Menge auf den Inhalt sich beziehender treffender Urtheile, Bemerkungen und interessanter schöner Naturschilderungen.

rungen aus Wieland, Rousseau, Kant, Roucher, Fr. Schulz, Dupati, Brydone u. a. die freylich gegen die in Buche selbst — etwas abstechen.

## GESCHICHTE.

LONDON, b. White: *The Sports and Pastimes of the People of England*; including the rural and domestic recreations, may-games, mummeries, pageants, processions and pompous spectacles, from the earliest period to the present time; illustrated by engravings selected from ancient paintings; in which are represented most of the popular diversions. By *Jos. Strutt*. 1801. L. u. 301 S. 4. mit 40 Kupfern. (21 Rthlr.)

Der Vf. bemerkt sehr richtig im Eingange, das, um ein Volk genau kennen zu lernen und seinen Charakter ganz zu beurtheilen, wir dem Menschen in sein bürgerliches und häusliches Leben folgen, und mit der ganzen Art, wie er seine Zeit hinbringt, mit seinen Belustigungen und Spielen uns bekannt machen müssen. Diesen Zweck für England zu befördern, werden hier 40 Kupfer geliefert, die nach alten Originalgemälden gezeichnet sind. Da die letztern aus einer Zeit herrühren, in welcher die Kunst entweder noch in ihrer Kindheit war, oder sehr wenig Fortschritte gemacht hatte: so tragen die Kupferstiche, in denen der Künstler genau das Original darzustellen suchte, das Gepräge der Zeit, aus der sie herstammen. Als Kunstwerke betrachtet, haben sie sehr wenig Verdienst, obgleich das Buch dadurch sehr theuer geworden ist. — Die 50 Seiten lange Einleitung enthält merkwürdige Nachrichten und interessante Bemerkungen über die Bewohner Großbritanniens in verschiedenen Zeitaltern, in Rücksicht auf ihre Belustigungen und Spiele. Der Liebhaber des Alterthums findet hier eine reiche Aernthe, die er weiter in den Quellen verfolgen kann, welche der Vf. sorgfältig angiebt. Dabey werden eine Menge Stellen aus alten Dichtern und andern Schriftstellern angeführt und zum Theil erläutert. Der Vf. fängt mit den alten Britten an, geht auf die Sachsen und Dänen über, kommt dann auf die Normänner, und nähert sich endlich mehr oder weniger seinen eigenen Zeiten. Das Werk selbst, welches auf 301 Seiten die Beschreibung der Spiele und Belustigungen enthält, ist in 4 Bücher getheilt. I. Ländliche Belustigungen der hölzernen Stände, als Gemeine-Jagd, Falkenjagd und Pferderennen. Hier findet man viel Interessantes über den Charakter der Großen und ihre Lebensart, über die Geillichkeit, das weibliche Geschlecht, Gesetze, die verschiedenen Thiere, die man jagte, und die mancherley Hunde, oder auch Falken, die man dazu gebrauchte. Nebenher etwas über Fischerey und verschiedene Arten des Vogelfanges. II. Allgemeine ländliche Spiele und Belustigungen. Hier findet man den Bogen, die Armbrust, das Werfen mit Steinen, Gewicht und dem Spieß; Ringen, Schrittschuhlaufen, Schwimmen,

Rudern, Segeln, mancherley Arten des Ballspieles, Beilken, Cricket. III. Spiele, Uebungen und Belustigungen in Städten oder nahe daran gelegenen Orten, Turniere, verschiedene Arten von Spiessgefechten, die Quintane, deren hier eine große Mannigfaltigkeit angegeben wird, und verschiedene merkwürdige Gesetze. Desgleichen mancherley Vorstellungen und Arten von Schauspielen, geistliche sowohl als weltliche; Vorstellungen in Kirchen, Marionetten, Pantomime, bewegliche Gemälde. Ueber brittische, nordische und angelsächsische Tonkünstler und Dichter; Taschenspieler, Seiltänzer, Quacksalber; mancherley Künste, die von abgerichteten Pferden, Affen, Bären, Hunden etc. gemacht werden, worunter besonders ein auf Taf. 23. abgebildeter Hahn, der auf Stelzen einher tritt, und ein Bär, der den Burzelbaum schlägt, belustigend ist. Menschen, die sich in mancherley Thiere verkleiden; Mummereyen und Maskeraden; vielerley Arten des Kegelschiebens; Ochsen- und Dachsetzen, Hahnengefechte, Kaninchen- und Eichhörnchenjagt. IV. Mancherley häusliche Belustigungen und Spiele, deren mehrere besondern Jahreszeiten eigen waren. Musik, Balladensingen, Musikhäuser, Ursprung von Vauxhall, Ranelagh, Sadler's Wells, Opern, Oratorios, Glockenläuten, Billiard, Schaukeln. Stubenspiele, als Würfeln, Schach, Dame, Backgammon, Domino, Karten; Mayspiele, Weyhnachts- Ostern- und Pfingstspiele; Kinderspiele; unbekante Spiele. Unter diesen letztern sind einige, welche Rec. nach dem Kupferstiche sehr wohl kennt, und die noch bisweilen in Deutschland und in der Schweiz auf Schulen, Dörfern und Jagdparthien gesehen werden. Sie laufen mehrentheils darauf hinaus, das Jemand ein Kunststück macht, wobey andere, die es nachmachen sollen und nicht die Uebung haben, in ein mit Wasser angefülltes Gefäße fallen.

Aus dieser Anzeige wird man leicht sehen, das dieses Werk nur für gewisse Leser ist. In Deutschland möchte es, theils wegen seines hohen Preises, theils wegen der Schwierigkeit, es zu lesen, wenig Glück machen. Ohne Unterlass köstet man auf Wörter, die sonst wenig oder gar nicht vorkommen, und die man in den Wörterbüchern vergebens sucht. Aber eben darum ist das Buch wichtig für den Liebhaber der englischen Sprache, welcher hier eine Menge ungewöhnlicher und seltener Ausdrücke und Wörter erklärt findet. Rec. hat von manchen dieser Ausdrücke, die ihm schon längst bekannt waren, erst durch dieses Werk einen umständlichen und deutlichen Begriff bekommen. In dieser Rücksicht wäre Manches daraus für die Wörterbücher zu gebrauchen.

Die Gemälde, wovon hier Kupferstiche geliefert werden, finden sich in Handschriften aus dem 8ten, 9ten, 10ten, 13ten und 14ten Jahrhundert, und gehören der königlichen Bodleyischen, Harleyischen, Sloanischen und andern Bibliotheken. An Ende des Werkes sind sie alle umständlich angegeben.

**NÜRNBERG, b. Lechner: Meister Frantzzen Nachrichten alhier in Nürnberg**, all sein Richten am Leben, sowohl seine Leibs Straffen; so Er ver Richt, alles hierin Ordentlich beschrieben, aus seinem selbst eigenen Buch abgeschrieben worden, Genau nach dem Manuscript abgedruckt und herausgegeben von *S. M. F. v. Endter*, Dr. u. Consulent. 1801. 184 Bl. 8.

Der indessen verstorbene Herausgeber dieser, in seiner Art vielleicht einzigen, Schrift konnte wohl bey der Bekanntmachung dieses *Blutregisters* keine andere Absicht haben, als die Leser desselben auf die ehemaligen finstern Zeiten aufmerksam zu machen, und dagegen die wohlthätigen Verbesserungen der Criminal-Justiz, die so sehr gegen die ehemalige absicht, sichtbar vor Augen zu legen. Dieser *Meister Frantz*, welcher eigentlich *Frantz Schmid* hieß, hing schon im J. 1573 zu *Bamberg* an, die Stelle seines Vaters daselbst zu vertreten, bis er in der Mitte des Jahrs 1578 sein schreckliches Geschäfte zu *Nürnberg* zu treiben anfang, welches er daselbst, bis zu Ende des J. 1615 ununterbrochen fortsetzte, wo er, wie er am Ende selbst meldet, seinen Dienst aufgegeben, und wieder redlich gemacht worden ist. Die Anzahl der Personen, die er während dieser Zeit, nach *Urtheil und Recht*, auf mancherley Weise vom Leben zum Tode gebracht, beläuft sich auf 361. Dazu kamen noch 345 andere Verbrecher, die, wie er selbst schreibt— „am Leibe gestraft und mit Ruden aufstreichen und Finger abschlagen worden.“ Bey jedem Missethäter wird der Name desselben, und sein Alter, dann das Verbrechen nebst der Art der Todesstrafe, die er deswegen zu erleiden hatte, ausführlich bemerkt. Hier nur etliche Beyspiele: „Im J. 1610 den 15. Mart. *Hans Kormmayer*, von Nürnberg, welcher das Zirkelschmidt Handwerk gelernet, bey einem Rinder 9 zinnerne Schüsselfn, einen alten Mantel, 7 Eln weissen Loden (Tuch) 2 Pf. Präsillingholz, 6 Pf. Hirschen Unschlitt, einen Schweinen Haumen, 2 baar Strümpf, gestohlen, das alles einem Juden zu Fürth um 7. und einen halben Gulden versetzt, zuvor bey einem Centner Weinstein gestolen, umb 7. und einen halben Gulden verkauft — aus Gnaden mit dem Schwerdt gericht. Im Jahr 1612 den 1. Oct. *Lorentz Stollman* von Culmbach, ein Kutschenknecht und ein Dieb, so einem 150 fl. gestolen, aus einer Kutschen, solch gelt ihne zu Staffelnstein wider gestolen worden, sonst auch viel gestolen, dieweil er seines Stelens nit viel genossen, allhie aus Gnaden mit dem Schwerdt gericht. *Barbara Wunderlin*, ein Kuplerin, allhie in die Backen

brandt worden. *Clara Lengn*, ein Kuplerin allhie die Finger abgeschlagen. Merkwürdig ist die S. 100. Nr. 236. vorkommende weitläufige Beschreibung der Verbrechen des *Nicolaus von Gilgen*, sammt der Bestrafung desselben. Einige Abcheulichkeiten, die Meister Franz von seinen Missethättern erzählt, hätte der Herausgeber billig weglassen sollen.

**NÜRNBERG, b. Schneider: Monatliche historisch-literarisch-artistische Anzeigen** zur ältern und neuern Geschichte Nürnbergs für das Jahr 1802. Herausgegeben von *Johann Carl Sigmund Kiefhaber*, Substitut des Amts St. Clara u. s. w. 1802. 204 S. 8.

Voran steht ein Verzeichniß der Kirchenhandlungen, welche 1801 in Nürnberg und in den Vorstädten auch in *Altdorf* vorgefallen sind. Der Gebornen und Getauften waren 1068. der Getrauten 358. der Verstorbenen 1215. In *Altdorf* der Gebornen 155. der Getrauten 30. der Verstorbenen 195. Bey jedem Monate stehen, wie gewöhnlich voran, die Decrete der kaiserl. Untersuchungs-Commission sowohl, als des Magistrats. S. 33. Die Summe der Brandschäden betrug in diesem Jahre 15222 fl. Die Einschätzungssumme aber 16,094,600 fl. S. 72. u. f. Ein Beytrag zur Geschichte der Gefangennahme des *Hieronimus Paumgärtner*, Senators zu Nürnberg, wodurch erwiesen wird, daß es *Albrecht von Rosenberg* war, der denselben auf seiner Heimreise vom Reichstag zu *Spreyer* 1544 gefangen nahm, und auf das Schloß Michelfeld brachte, wo derselbe über ein ganzes Jahr im Gefängniß schmachten mußte. Noch ausführlicher wird diese Geschichte S. 123. u. f. aus der eigenen Handschrift dieses *Hieronimus Paumgärtner* erzählt. S. 100. Das kostbare Bekleiden und eitle Schmücken, auch zur Schau ausstellen der todten Leichname wird bey Strafe von 25 fl. aufs neue verboten; ein Verbot, das bisher schon öfters, niewohl immer vergebens, wiederholt worden. S. 114. Die seit einigen Jahren in *Altdorf* gemachte Anstalt für arme Kranke hat noch immer den besten Fortgang. In diesem Jahre waren es 194 Kranke, die daran Antheil nahmen. Den Beschluß macht eine tabellarische Uebersicht der Preise der vorzüglichsten Lebensbedürfnisse in Nürnberg im J. 1801. In der Vorrede zeigt Hr. *Kiefhaber* an, daß er diese Anzeigen, mit dem gegenwärtigen sechsten Bändchen beschließen, dieselben aber, in vierteljährigen Heften unter dem veränderten Titel: *Nachrichten zur ältern und neuern Geschichte der freyen Reichsstadt Nürnberg* fortsetzen werde.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. Halle, b. Kunth. Dreyßig: *Strickmuster und Modellbuch für Frauenzimmer*. 6 Kupfert. 8. (8 gr.) das colorirte Titelblatt mit einbegriffen, wo ein Frauenzimmer am Tische sitzt und stickt, von einem Amor aber unter-

brochen wird, der mit einem Arbeitsbeutel aus der Luft fließt, oder eigentlich zu der Dame herabschweben sollte. Außer diesem verunglückten eleganten Gedanken findet sich in diesem Werkchen nichts neues und sehr wenig brauchbares.



# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 27. April 1803.

## PHILOSOPHIE.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Die Epochen der Vernunft nach der Idee einer Apodiktik*. Eine gemeinnützige Anmerkung zum Quodlibet der neuesten Philosophie. Von Friedr. Bouterwek. 1802. 64 S. gr. 8. (6 gr.)

In der Vorrede klagt Hr. B., daß seine im J. 1799 erschienenene *Idee einer Apodiktik*, die zwar auf neue Ansichten dringe, aber nichts weniger als eine neueste Philosophie, in der neuesten Bedeutung des Wortes, habe verkündigen sollen, mißverstanden worden. Selbst der billige Bericht, den Hr. Reinhold in seinen neuen *Beyträgen* davon abgestattet habe, verkehre das Wesen der Idee der Apodiktik von Grund aus. In diesen *Epochen der Vernunft* soll also das Wesen der philosophischen Denkart nach der Idee einer Apodiktik beschrieben werden, das auch Leser, die nur wissen wollen, was bey dieser oder jener Philosophie im Grunde herkomme, die *Resultate des Systems der Apodiktik* mit den Aussprüchen ihrer natürlichen Vernunft zusammen halten können. Diese Beschreibung ist auch, in der bekannten eleganten Schreibart des Vf., so abgefaßt, daß sie ihren Zweck nicht verfehlen wird. Sie richtet sich nicht nach dem in der Apodiktik befolgten Plan, sondern hebt nur den Geist, die Art und Weise, wie in derselben philosophirt wird, mit den aus derselben hervorgehenden Hauptresultaten hervor. Die Epochen oder Stufen der Vernunft, auf welchen die Menschheit unaufhörlich auf und absteigt, sind die der natürlichen, gelehrten und philosophischen Vernunft. Auf der Stufe der natürlichen Vernunft steht der Mensch überall, wo er denkt, ohne darnach zu fragen, wie es zugehe, daß er etwas denke und begreife. Auf dem Standpunkte der gelehrten Vernunft sieht der Mensch *Definitionen, Demonstrationen* und *systematische Einheit* des Wissens für das Wesen der Philosophie an, und glaubt über alle Zweifel zu triumphiren, wenn er einen Satz behauptet, den er aus andern Sätzen ableiten, d. h. demonstrieren kann. Aber die Befriedigung der Vernunft durch *Grundsätze* ist Selbsttäuschung. (Davon können wir uns schwerlich überzeugen, und wenn dieser Satz als Grundsatz angenommen würde, möchte er wohl selbst einer der täuschendsten seyn.) Wer demonstrieren will, verbindet *Vordersätze* mit einem *Schlusssatz* in einen *Syllogismus*. *Vordersätze* und *Voraussetzungen* sind eins und dasselbe (im grammatischen Sinne, wohl aber nicht im logischen; in diesem sind nur *problematische Urtheile*, die zu *Vorder-*

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

sätzen dienen, Voraussetzungen zu nehmen, die Wahrheit des Satzes ist *problematisch*, man setzt ihn aber einstweilen als wahr voraus.) Wenn diese bezweifelt werden, so ist man genöthiget, wieder *Lehrsätze* als anerkannte Wahrheiten *vorauszusetzen*, und diesen Proceß so oft zu wiederholen, so lange die vorgebrachten Vernunftschlüsse noch keine Ueberzeugung bewirkt haben. (Wie aber, wenn die bey den Schlüssen zum Grunde gelegten Sätze nicht bezweifelt werden, und, ohne Verletzung der natürlichen, gesunden Vernunft, nicht bezweifelt werden können?) Auf der Stufe der *philosophischen Vernunft* ist das Denken allerdings auch ein *Räsonniren*; aber durch bloßes *Räsonniren* läßt sich kein einziger neuer Begriff gewinnen. Ein *Syllogismus* ist nichts mehr als eine neue *Verbindung* von Begriffen. An Begriffen aber, d. h. an einfachen (<sup>h</sup>) Vorstellungen, hängt alles vernünftige Erkennen. Nur so fern meine Begriffe nicht auf *Einbildung* beruhen, ist in meinen Urtheilen mehr als *Einbildung*. Der letzte Probiektein der Wahrheit eines Urtheils kann also unmöglich ein *Syllogismus* seyn, (als *Syllogismus* freylich nicht; wir wüßten auch nicht, wer so etwas behauptete.) Nur im *unmittelbaren Bewusstseyn* kann ich philosophisch zweifeln und entscheiden. Im *unmittelbaren Bewusstseyn* giebt es aber schlechterdings noch keinen Grundsatz. (Das Bewusstseyn ist allerdings nichts, was eine Anschauung, einen Begriff, einen Grundsatz unmittelbar in sich faßte, und der unmittelbar aus ihm hervorging; es begleitet nur alle meine Vorstellungen. Sobald ich aber eine Anschauung, einen Begriff, einen Grundsatz habe und denke, ist er doch in meinem Bewusstseyn, und dieses läßt sich von diesen Vorstellungen in mir nicht trennen. Auch mein Zweifeln und Entscheiden geschieht mit und in meinem Bewusstseyn. Da ich aber nicht ohne Gründe, Principien, Grundsätze, zweifeln und entscheiden kann: so müssen auch diese in meinem Bewusstseyn vorkommen. Wir begreifen also nicht, wie der Vf. habe sagen können, daß man zwar im *unmittelbaren Bewusstseyn* philosophisch zweifeln und entscheiden, daß es aber in demselben keinen Grundsatz geben könne.) Alles Zweifeln und Entscheiden in Grundsätzen ist, da sie schon Begriffe voraussetzen, die als gültig anerkannt worden, nur ein *mittelbares* Zweifeln und Entscheiden. (Dem Zusammenhange gemäß, scheint das Zweifeln und Entscheiden in Grundsätzen soviel als nach Grundsätzen zu bedeuten; wir können uns aber keinen Begriff davon machen, wie man im Bewusstseyn *philosophisch* zweifeln oder entscheiden könne ohne Grundsätze; da jedes philosophische Zweifeln oder Entscheiden die-

C c



dieses Mittels nicht entbehren kann; so sehen wir auch nicht ein, worin der Grund des Unterschiedes zwischen mittelbarem und unmittelbarem Zweifeln oder Entscheiden liegen möge, es wäre denn, daß man ein *philosophisches* Zweifeln oder Entscheiden ohne Gründe annähme, welches aber widersprechend seyn würde.) Das unmittelbare Bewußtseyn meiner selbst und der Natur, fährt der Vf. nun fort, ist ein unergründlicher *Conflict* entgegengesetzter Kräfte. (Sollte wohl heißen: die *Wirkung* eines solchen *Conflicts*.) *Freyheit* und *Natur* bilden durch ihr unergründliches Zusammenreffen in einem Bewußtseyn mein ganzes *Erkennen*. *Freyheit* ist reine und einfache *Vernunft*. *Natur* ist das *Mannigfaltige* in und außer mir, dessen Daseyn ich *empfinde*. (Wenn es eine *reine einfache Vernunft* giebt, und darunter nichts anders verstanden werden kann, als das selbstthätige Vermögen reine Erkenntnisse *a priori*, unabhängig von allem, was außer diesem Vermögen seyn mag, aus sich selbst hervorzubringen — und in wie fern sie ein solches selbstthätiges, und von nichts anderm als von sich selbst abhängiges Vermögen ist, mag sie *Freyheit* heißen, wiewohl dieser Ausdruck die Natur der Vernunft in ihrem ganzen Umfange nicht satzhaft charakterisirt; — so bedürfte es ja nicht nothwendig des Mitwirkens und Zusammenreffens der Natur mit jenem Vermögen, um mein ganzes *Erkennen* zu bilden, da ja ein Theil des Erkennens ihr, der reinen einfachen selbstthätigen Vernunft, unmittelbar selbst und ausschließlich angehörte. Das scheint auch aus folgendem Satze zu fließen, wenn es heißt:) Die reine Vernunft entdeckt sich *selbst* theoretisch und praktisch durch *Abstraction*, wenn wir als *freye Wesen* unmittelbar erkennen, daß wir *schlechterdings an keine* Natur gebunden sind. (Alle diese Dinge lassen sich nicht recht zusammen passen. Eine nähere Betrachtung verflotten sie auch nicht, da sie der Vf. nicht näher und deutlicher bestimmt; einer nähern und bestimmtern Entwicklung und Darstellung hätten sie aber, nach dem Zwecke des Aufsatzes, allerdings bedurft, wenn sie derselben anders empfänglich gewesen wären. Das Uebrige dürfte auch dem aufmerksamsten denkenden Leser nicht klärer seyn; wir führen es bloß an, um nicht in den Wind zu kritisiren.) Der Grund aller Ueberzeugung ist die unvermittelte *Behauptung der Freyheit mit der Natur durch sich selbst*. Was das sey, werde wohl keiner, der wisse, was er sage, erklärt haben wollen. — Natur und Freyheit sind die beiden *Elemente des menschlichen Erkennens*, kein vernünftiger *Syllogismus* trägt uns höher. Da nun der *Conflict* der Freyheit mit der Natur durch das unmittelbare Bewußtseyn nicht aufgehoben wird, und durch Schlüsse nicht aufgehoben werden kann: so ist das *Bewußtseyn sich selbst ein ewiges Räthsel, und Befriedigung der Vernunft nach Wissensprincipien unmöglich*. Was uns im vollen Bewußtseyn unsers wirklichen Lebens durch Natur und Freyheit gegeben ist, das allein ist der Inhalt unsers möglichen Willens. Nur aus dem Gegebenen können wir etwas *mathem.* Nichts mehr und nichts weniger als *Analyse* des unendlichen Con-

licts (oben hieß derselbe *unergründlich*) der Freyheit und Natur in einem Bewußtseyn ist die *Philosophie*, so fern sie *Wissenschaft* ist. — Das Wesen der *philosophischen Denkart* ist weder *Wissenschaft* noch *guter Wille*, sondern das *immer rege Bewußtseyn des Anfangs der Möglichkeit des menschlichen Verstehens*. In diesem Bewußtseyn, wo die Freyheit die Natur gründet, und wo alle Ueberzeugung anfängt und endigt, sind *Wahrheit* und *Moralität* Zweige eines und desselben Stammes, dessen Wurzel sich im Unendlichen verliert. Aus diesem Bewußtseyn hebt der Verstand die Grundsätze hervor, nach denen wir fragen: was ist? und was soll seyn? — Wäre die Vernunft oder die Freyheit aus der Natur erklärbar: so entschlummerte die Philosophie im Schoosse des *Materialismus*. Wäre auch nur ein Strohhalm in der Natur, ohne Voraussetzung der Natur, erklärbar aus reiner Vernunft oder Freyheit, so bliebe uns keine Philosophie als ein *Freyheits-Idealismus*. Es gäbe vor der Vernunft kein Drittes, das weder Natur noch endliche Vernunft ist, und das eben das Ziel des rein vernünftigen Verlangens ist. Den Geist verlangt nach dem Geiste, sagt die Vernunft zum Anfange; der Geist findet den Geist, sagt sie zum Beschlusse, und die *philosophische Wissenschaftslehre* verwandelt sich — in eine Philosophie des rein vernünftigen *Glaubens*. Wo der reine vernünftige Glaube sich von aller Wissenschaft ablöst, da fängt auch die *moralische Ueberzeugung* an. Ich kann nicht an Pflichten und Rechte denken, ohne eine *Geisterwelt* vorauszusetzen, in der ich lebe und wirke. Alle Moralität wird zur Unvernunft, wenn alles, was im Grunde ist, nichts, als Natur, ist. Aber die Vernunft, die eben *darin sich* entdeckt, daß sie von der Natur in sich selbst zurückkehren kann, findet, indem sie in sich selbst zurückkehrt, die *moralische Welt*. Indem ich mich selbst denke, denke ich unvermeidlich auch *meines Gleichen* in der weitesten Bedeutung des Worts, d. h. denkende und fühlende Wesen außer mir, u. s. w. (Was hier wahr ist, ist nicht neu, oder nur in ein neues Gewand gekleidet, das Uebrige ist theils nicht bestimmt genug, theils nicht verständlich, theils mehr Werk der Phantasie als der bloßen Reflexion, und entzieht sich deswegen dem nüchternen urtheilenden Verstande.) Dieser Hauptschrift folgen noch *zwey* Zugaben: Die erste stellt die Theoreme der Apodiktik, als *Disputations-Thesen*, für diejenigen auf, die es interessieren möchte, sie im klaren Zusammenhange zu übersehen. (Auch hier ist uns die Uebersicht des Zusammenhanges nicht immer klar gewesen.) Die zweyte ist gegen *Fichte* und *Schelling* gerichtet, und besteht in einer perfidirenden Correspondenz eines denkenden Wesens oder *Subject-Objects* mit sich selbst, in zwey Sendeschreiben, in welchen der Witz nicht selten treffend ist, als manches Urtheil, das über die Meynungen beider Schriftsteller geradezu und unverhüllt gestillet wird. Doch gefährt uns diese Behandlungsart, in welcher der vergleichende Witz die Hauptrolle spielt, gegen solche in der That nicht verächtliche Gegner, die immer nur mit Gründen der Vernunft be-

kritten werden sollten, überhaupt gar nicht, am wenigsten von einem Philosophen, der dem Witze selbst so viele Blößen giebt.

### LITERATURGESCHICHTE.

1) Augsburg, a. K. d. Vf.: *Heinrich Bebel* nach seinem Leben und Schriften. Ein Beytrag zur ältern Literatur und zur gelehrten Geschichte Schwabens, vom Geheimenrath Zapf. 1802. 320 S. 8.

2) Nürnberg, b. Lechner: *Jacob Locher* genannt *Philomusus* in biographisch- und literarischer Hinsicht. Ein Beytrag zur Erläuterung der gelehrten Geschichte Bayerns und Schwabens, vom Geheimenrath Zapf. 1802. 171 S. 8.

Beide Gelehrte, *Heinrich Bebel* sowohl als *Jacob Locher* waren es allerdings werth, daß ihr Andenken, nachdem ihre Namen und Verdienste, so viele Jahre hindurch, hinter einem dicken Nebel versteckt geblieben waren, endlich einmal wieder erneuert wurde. Aber freylich wurde dazu ein Mann erfordert, der sich von mancherley Schwierigkeiten nicht abschrecken ließe, wie dies bey Hn. Z. der Fall war. Beide Biographien sind mit vielen Merkwürdigkeiten jenes Zeitalters reichlich ausgestattet; Rec. muß es aber bey einer kurzen Anzeige der Lebensgeschichte beider Männer bewenden lassen, in der Hoffnung, Freunde der ältern Literatur ermuntert zu haben, der Lectüre beider Schriften selbst einige Stunden zu widmen. Von *Heinrich Bebel's* Lebensgeschichte konnte der Vf. das wenigste mit voller Gewißheit anzeigen. Das Dorf Juttingen im Württembergischen war sein Geburtsort, wo sein Vater, *Heinrich Bebel*, zwar nur ein Bauer, aber doch ein ehrlicher und fleißiger, und vermuthlich nicht unbegüterter Mann war. Ausser unserm *Bebel*, hatte er noch einen Sohn, der *Wolfgang* hieß, 1506 Magister, und nachher Doctor der Arzneykunde, wurde, und 1518 Dekan der philosophischen Facultät zu Tübingen war. Das Jahr der Geburt unsers *Bebel's* ist unbekannt, doch mag das J. 1475 oder 1476 dafür gelten. Schelkingen, ein Städtchen zwey Meilen von Ulm, war der Ort, wo er in der dasigen, damals guten Schule, den ersten Grund seiner Gelehrsamkeit legte. Vermuthlich kam er um das J. 1499 nach Krakau, wo er sich zwar der Rechtsgelehrsamkeit widmete, aber sein Hauptaugenmerk immer auf die schöne Literatur gerichtet seyn ließ, wie er denn daselbst schon 1492 mehrere Gedichte verfertigte, die nachher in seinen Werken abgedruckt wurden. *Bebel's* Gelehrsamkeit blieb weder unbekannt, noch unbenützt. Er wurde im J. 1497 als Lelirer der Beredsamkeit und Dichtkunst nach Tübingen berufen. Was der berühmte *Rouchlin* daselbst für die hebräische und griechische Literatur war, das war *Bebel* für die lateinische, und überhaupt für die humanistischen Studien. Ehre für ihn ist es, daselbst das großen *Melanchthons* Lehrer gewesen zu seyn, der ihn hochschätzte, auch ein griechisches Gedicht auf seinen Tod schrieb. Als im J. 1502 die Pest in Tübingen zu wüthen an-

fieng, und die Universität an einem andern Ort verlegt wurde, machte *Bebel* während dieser Zeit gelehrte Reisen, unter andern auch nach *Innsbruck*, wo ihn Kaiser *Maximilian I.* zum Dichter krönte. Seine vielen Bekanntschaften mit den berühmtesten Männern damaliger Zeit — seine gelehrten Streitigkeiten müssen wir übergehen, weit auch eine kurze Erzählung derselben zu viel Raum erfordert würde. Schade, daß ihn der Tod so frühzeitig übereilte. Denn, obgleich sein Todesjahr verschieden angegeben wird: so ist es doch höchst wahrscheinlich, daß er nur ungefähr 40 oder 41 Jahr gelebt habe. Die zweyte Abtheilung enthält von S. 88—273. ein mit unbeschreiblichem Fleiß gefertigtes Verzeichniß seiner Schriften und deren verschiedenen, öfters wiederholten Ausgaben. Von S. 273—299. ein Verzeichniß seines Briefwechsels. Den Beschluß von S. 291—303. macht die aus einer Handschrift abgedruckte Rede desselben: *de necessitate linguas latinas*. Zuletzt steht ein brauchbares Register.

2) Zur Lebensgeschichte *Jacob Locher's* fand der Vf. in verschiedenen von ihm angeführten Schriften, besonders aber in *Finners Versuch einer bayerischen gelehrten Geschichte*, und in *Kobolts bayerischen gelehrten Lexicon*, zwar einige Materialien, die aber freylich nicht hinreichten, den Mann so genau, als es wünschenswerth war, kennen zu lernen. Daß Hr. Z. viel weiter gekommen sey, als alle seine Vorgänger, lehrt der Augenschein. *Jacob Locher*, der sich in der Folge den Namen *Philomusus* selbst beylegte, wurde zu Ehingen, einer Vorderösterreichischen Stadt an der Donau, geboren. Seine Aeltern sind bisher unbekannt geblieben. Eben so wenig kann das Jahr seiner Geburt mit Gewißheit bestimmt werden; doch ist es höchst wahrscheinlich das J. 1470 oder 1471. Vermuthlich erhielt er seine erste Bildung in der Schule seiner Vaterstadt Ehingen; desto gewisser ist es, daß er, nach der damaligen Gewohnheit, wo alles, was Gelehrter seyn, oder auch nur heißen wollte, nach *Italien* zog, die Lehranstalten zu Padua und Bologna besuchte, wo *Philipp Beroaldus* unter andern sein Lehrer war. Daß dieses zwischen 1484 und 1489 geschehen sey, ist daher wahrscheinlich, weil er in dem letztern Jahre nach Ingolstadt kam; wo er den 15. Junius in die Universitäts-Matrikel eingeschrieben wurde. Er hatte daselbst unter andern auch den berühmten *Conrad Celtis* zu seinem Lehrer. Da er noch einen andern Musensitz besuchen wollte, wählte er dazu Basel. Hier war unter andern auch der berühmte *Sedastian Brant* sein Lehrer. Dieses muß zwischen den J. 1491 und 1494 geschehen seyn, weil *Brant* in diesen Jahre *Basel* verließ, und in seine Vaterstadt *Strasbourg* zurück kehrte. Im J. 1495 wurde *Locher* zu Freyburg im Breisgau Lehrer der Rhetorik und Dichtkunst. Während seines Aufenthalts daselbst wiederfuhr ihm die Ehre, von dem Kaiser *Maximilian* die Dichterkrone zu erhalten. Im J. 1497 verließ *Locher* Freyburg, und begab sich nach Ingolstadt, wo er das Lehramt der Dichtkunst erhielt. Mit welchem

Beyfall er hier gelehrt habe, beweisen seine Zuhörer aus allen Ständen, deren Namen er in einer 1518 zu Nürnberg gedruckten Schrift anzeigt. Die Zwistigkeiten, die zwischen ihm und dem Theologen Georg Zingel entstanden, waren Ursache, daß er Ingolstadt abermals verließ, und 1505 nach Freyburg zurückkehrte, woselbst er des Ulrich Zasius, seines ehemaligen Freundes, mit welchem er aber ebenfalls Streitigkeiten bekam, Nachfolger im Lehramt der Dichtkunst wurde. Doch war sein Aufenthalt daselbst abermals von kurzer Dauer. Die Verdriesslichkeiten, die er sich daselbst zugezogen hatte, nöthigten ihn, Freyburg wieder zu verlassen, und gleich zu Anfang des J. 1506 nach Ingolstadt zurückzukehren. Anfangs setzte er sich daselbst abermals vielen Verdriesslichkeiten, besonders durch seine Hitze, aus; doch scheint er endlich ruhiger geworden zu seyn: Erst spät, nämlich 1515 verheyrathete er sich daselbst. Sein Sterbejahr

wird zwar verschiedentlich angegeben; am wahrscheinlichsten aber ist es, daß er 1528 gestorben sey. Durch die meistens umständliche und ausführliche Anzeige seiner vielen, freylich oft sehr kleinen Schriften, hat sich der Vf. kein geringes Verdienst erworben, indem sich der Leser, zu seinem Vergnügen, in jene ältern Zeiten, wo sich wahre Gelehrsamkeit wieder gegen die bisherige Finsterniß mit Gewalt und mit dem besten Fortgang zu erheben suchte, versetzt sehen wird. Unter Lochers Schriften ist, aufser seiner trefflichen Ausgabe des Horaz, die er 1408 zu Strasburg herausgab, besonders seine lateinische Uebersetzung von Seb. Brants Narrenschiff merkwürdig, von welcher im J. 1497, wo sie zum erstenmal gedruckt worden, fünf verschiedene Ausgaben mit Holzschnitten erschienen sind. Den Beschluß macht des Matthias Albertus Rede, bey der Hochzeit Lochers. Sie wurde ohne Ort und Jahr, doch sicher 1519 gedruckt.

### KLEINE SCHRIFTEN.

**PHILOSOPHIK.** Stendal, b. Franzen u. Grose: *Kleiner Katechismus der Leidenschaften*, angehenden Psychologen und Moralisten gewidmet, welche überhaupt selbst eine genauere moralische Erkenntniß der menschlichen Gemüther erlangen, besonders aber Andern einen vollständigen Unterricht in der Moral erteilen wollen. 1802. 6 Bog. gr. 8. (6 gr.) Diese Bogen enthalten eigentlich einen fortlaufenden, und wie der Vf. glaubt, erweiternden und berichtenden Commentar über das vierte Buch von Cicero's *Quaest. Tusc.* über die Leidenschaften, zum Besten angehender Studirenden, in Fragen und Antworten. Den Gang der Ciceronischen Untersuchungen über die Leidenschaften und die darin vorkommenden Definitionen von den einzelnen Arten derselben, hat der Vf. wie er sagt, beybehalten; aber dies gilt nur von der Eintheilung der Leidenschaften in ihre Gattungen und Arten, welche den ersten Abschnitt jenes vierten Buchs der *tuscul.* Untersuchungen ausmacht, nicht aber von den übrigen drey Abschnitten, aus welchen nur hier und da etwas vorkommt. An Zusätzen und Veränderungen hat es der Vf. freylich nicht fehlen lassen, und bis auf die Definitionen der besondern Arten der Leidenschaften, findet man nichts, worin diese Arbeit ihrem Originalen nur im geringsten ähnlich wäre. Aber für wirkliche Berichtigungen und Verbesserungen können wir das, was der Vf. von dem Seinigen hinzuthat, unmöglich halten, und das meiste ist vielmehr verschlimmert worden. Der Vf. hat selbst keine deutlichen Begriffe von der Natur der Leidenschaften; er vermischt sie durchgängig mit den Affecten und den natürlichen Anlagen und Trieben; daß sie dem Begehungsvermögen, die Affecten hingegen dem Gefühl angehören; daß der leidenschaftliche Mensch nach einem ihm von der Neigung vorgeschriebenen Zweck handelt u. s. w. davon weiß er nichts. Unter Affect in der weitern Bedeutung versteht er jede Bewegung in dem Menschen, diese zeige sich nun in dem Körper oder in der Seele, oder in beiden zugleich. Es giebt also nach ihm körperliche, geistliche und gemischte Affecten. Was Affect im engern Sinne seyn soll, erfährt man nicht. In diesem letzten Sinne ist ihm Heißhunger kein Affect, denn nicht jede starke sinnliche Begierde und Verabscheuung heißt so, gleichwohl nimmt der Vf. auch bloß körperliche Affecten an und sagt, daß die Affecten nach den Objecten, so wie diese entweder gut oder böse wären, entweder in Begierden oder Verabscheuungen beständen. Der Deutsche, heißt es

ferner, nennt die Affecten auch Leidenschaften, oft heißen sie auch vorzugsweise Gemüthsbewegungen, auch Gemüthsneigungen oder schlechtweg Begierden, u. s. w. Wenn Cicero, nach Zeno, mit Recht die Leidenschaften verpönt: so nimmt sie sein Commentator gerade aus denselben Gründen der Peripatetiker, die jener widerlegt, in Schutz. „Da alle Anlagen und Triebe der Natur an sich gut sind, so sind auch die Affecten (oder, welches hier einerley ist, Leidenschaften) an sich gut, oder, auf richtige Gegenstände gelehrt und im gehörigen Maasse, keine Hindernisse, sondern Beförderungsmittel der Tugend“ u. s. w. Auf so manche treffliche und wahre Stelle in diesem Buche Cicero's im 15. und 17. Kap. besonders auf diese: *Modum tu adhibes vitio? an vitium nullum est, ab ipso parere rationi? an ratio parum praecipit, nec bonum illud esse, quod tunc cupias ardentius, aut adeptus efferas te insolentius?* etc. ist gar kein Bedacht genommen. Wenn der Vf. gewußt hätte, was Leidenschaften sind, nämlich Neigungen, welche die praktische Vernunft verhindern, die Willkür durch ihre Gesetze zu lenken; so würde er sich wohl gehütet haben, die Vertheidigung ihrer Nothwendigkeit und Nützlichkeit zu übernehmen. Die Schilderungen des Vfs. von den verschiedenen Arten von Leidenschaften, zu welchen er eine Menge von Dingen rechnet, die gar nicht dazu gehören, sind eben so weitschweifig als geschmacklos. Unter einer Menge von Wollustarten nennt und beschreibt er auch eine *curiose*, eine *poetische* und eine *senesische*. Die Ungenügsamkeit soll sich unter andern auch durch das Studium der Arithmetik und der Brodwissenschaften kenntlich machen. Zu den Bereicherungen sollen ohne Zweifel auch wohl die Bemerkungen über die *Temperamente* gehören, z. B. „Der Mensch bekommt sein Temperament, sobald er seinen Körper empfängt, und diesen erlangt er gleich in seiner Empfängniß, wozu Vater und Mutter ihr Contingent liefern.“ Die Temperamente sind Mischungen des elementarischen Feuers und der elementarischen Luft, z. B. „das cholerische ist eine Mischung der edelsten Theile des elementarischen Feuers mit den unedelsten Theilen der elementarischen Luft, daß also jenes beständig die Oberhand hat und 40, 50, 60 Grad ungefähr ausmacht, diese hingegen auf 10, 20 und aufs höchste 30 Grad in ihrer Kraft steigt“ und dergleichen seltsames und einfältiges Zeug mehr, das wir der studirenden Jugend unmöglich empfehlen können.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwachs, den 27. April 1803.

## ÖKONOMIE.

LEIPZIG, in d. v. Klefeld. Buchh.: *Forstwirthschaftslehre oder Anleitung dem Mangel des Holzes zu steuern und dessen Vermehrung zu befördern.* Von Christian Gotilob Gübel. 1801. 198 S. 8. (16 gr.)

Diese Schrift soll nicht, wie etwa der Titel vermuthen läßt, für den Forstmann, sondern für den Staat bestimmt seyn. Das Forstwesen sagt der Vf. in der Vorr., habe er nicht als Forstwissenschaft, sondern als Forstwirthschaft betrachtet, und diese nicht mit dem Auge eines Forstmanns, sondern mit dem eines Patrioten statistisch angesehen; er habe nicht auf das Verhältniß Rücksicht genommen, in welchem der Förster mit seinem Forste steht, sondern auf jenes, in welchem das Vaterland mit seinen Fürsten sich befindet u. s. w.; das Manuscript habe er, da er nur ein praktischer Forstmann ist, durch einen Freund, der der Sprache gewachsen, ordnen und stilisiren lassen. Rec. muß alle diejenigen Länder, und besonders Kurfachsen, für das diese Schrift eigentlich bestimmt ist, aufmerksam auf dieselbe machen, weil sie von Staat-, Sach- und Menschenkenntniß zeugt, einen patriotisch denkenden, erfahren und scharfsinnigen Mann zum Vf. hat, und überdies noch in einem blühenden Stile abgefaßt ist. Es wird nöthig seyn, hier eine kurze Uebersicht derselben mitzuthellen.

Die erste Abtheilung handelt von den wahren Ursachen der Holzverminderung in Sachsen. Sie werden in unvermeidliche und vermeidliche eingetheilt. Zu jenen rechnet der Vf. 1) den siebenjährigen Krieg nach seinen Wirkungen und Folgen auf die Waldungen; 2) die übertriebene und anhaltende Nasse in den Jahren 1771 und 1772, wo so vieles Holz in tiefliegenden Gegenden erloß und verstockte, und nachher in verschiedenen spätern Jahren eingieng; 3) die großen Verwüstungen, welche in den größten und besten Waldungen die Kiefernraupe und der Botenkäfer anrichteten, die um so verderblicher waren, weil die durch die Insecten zu Grunde gerichteten Stämme so im Holze verdorben waren, daß sie das Füllen anderer zum Nutzen nöthiger Stämme nicht entbehrlich machten. Zu den vermeidlichen wird gezählt 1) ein gänzlicher Mangel einer statistischen Forstökonomie des ganzen Landes; 2) die uneingeschränkte Freyheit, wodurch den Waldungsbesitzern gestattet war, ihre Forste ganz nach ihrer Willkür zu behandeln; 3) Unkunde und Saumseligkeit so mancher Forstbedienten, die ihres Namens nicht würdig, son-

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

dern bloß Jäger waren, die für das Vergnügen ihres Fürsten sorgten; 4) die nicht forstmäßig begangenen Holzdeuben, z. B. wenn junges Holz, Gipfel, Laßreißer u. s. w. gestohlen wurden; 5) eine nicht haushälterisch eingerichtete Feuerung; 6) unnöthige Holzverschwendung für Särge (sie wird berechnet); 7) die Ausfuhr der rohen Holzproducte; 8) Waldliebhaberey, durch welche das Holz zu sehr geschont und dadurch überständig wurde; 9) der Luxus unserer Zeiten, wo alte Gebäude moderner, bequemer und größer gemacht, Gärten und Lusthäuser gebaut werden mußten u. s. w.

Die zweyte Abtheilung untersucht die zu einer Holzvermehrung in Sachsen anzuwendenden Mittel. Hier giebt es nach dem Vf. nur zwey durch richtige Anwendung zu befolgende Grundsätze, 1) die vermeidlichen Ursachen der Verminderung der Holzmasse zu schwächen oder gar zu vernichten, und 2) solche Mittel anzuwenden, wodurch die im Lande befindliche Holzmasse für die Zukunft wirklich vergrößert wird. Bey dem ersten werden alle oben angegebene Ursachen des Holz Mangels durchgegangen, und ihre zweckmäßige und mögliche Wegräumung durch Befehle oder Belehrung angedeutet. Vorzüglich ausführlich handelt es von Holzdeuben, und unterscheidet sehr richtig, ob der Dieb, er sey, wer er wolle, stiehlt, weil er will, oder weil er muß, wobey er bemerkt, daß man es dahin bringen sollte, daß er nicht müßte; dann würde er vielleicht auch gar nicht wollen. Er fängt hier bey den Forstbedienten selbst an, die Holz stehlen müßten, weil sie leben wollten, und von welchem sich dann das Uebel auf den Burfchen, die Holzhauer u. s. w. fortpflanzte. Alsdann folgen die Soldaten, darauf die Armen, die kein Holz kaufen können. Den Soldaten soll man den Sold erhöhen, und den Armen unentgeltlich Holz geben, weil, wenn man es ihnen nicht giebt, sie es doch stehlen, und der Wald demungeachtet sein Holz entbehren muß. Noch liegt ihm auch die Abschaffung und Vergütung der Huth, der Waldhutsberechtigten gar sehr am Herzen. Bey dem zweyten Grundsätze oder der zweyten Unterabtheilung ist der erste Punct, daß man wissen muß, wieviel und was für Holzgrund im Vaterlande angebauet werden muß; zweytens wie der nöthige Aufwand dabey zu bestreiten ist; drittens was zum Holzanbau für Holzarten, Pflanzschulen etc. gehören, und vierdens wie die Forstbedienten dabey zu verfahren haben, um dem Vaterlande durch ihre Industrie neue Waldungen zu verschaffen. Bey dem zweyten Puncte nimmt er nicht allein die Forstcasse, sondern auch die Strafgeelder der Forstverbrecher, die Holzverzeh-

Dd

renden Gewerbe, die unbefugten Holzhändler, wozu er besonders die in der Nähe der Stadt Leipzig wohnende Wische rechnet, in Anspruch. Um Holzanbauer zu bilden, schlägt er ein Forstseminarium vor, und einstweilen, ehe dieß seine Wirkungen äußere, müßten auf diejenigen Forsten, die die Cultur am nöthigsten hätten, Holzplanzer, die aber dem Förster, Oberförster u. s. w. nicht untergeordnet wären, ange stellt werden. Ein solcher Holzplanzer hätte dann die Geburts- und der Förster die Mortalitätslisten der Bäume zu führen.

Der *Anhang* beschreibt die Bewirthschaftung des Privatforstes, den der Vf. verwaltet, und enthält mancherley schöne Erfahrungen. So sagt er unter andern S. 179 von Cultivirung eines Forstorts, wo die Schlagholz-Bestände lichts, veraltet, und Grund und Boden schlecht ist: „Sobald im Spätherbst das Blatt vom Baume ist, lasse ich alles Moos und Streu auf dem ganzen Platze auf- und zusammenharken, auf Haufen bringen und weg schaffen, dann besäe ich, wenn anders das darauf gestandene Holz nicht selbst Samen gehabt hat, den ganzen Schlag verhältnißmäßig bey feuchter Witterung mit Birkenfasen, worunter ich dann im Frühjahr nach der Abholzung einzelne Kiefernfasen sprengte. Durch diese Behandlungsart habe ich seit einigen Jahren auf dergleichen schlechten Boden vortreflichen Wuchs erzeugt. Wie denn überhaupt einzelne Kiefern unter Birkenholz herrlichen Wuchs haben, und in fünfzig Jahren guten Nutzen geben: so wie dieß bey einzelnen Birken unter Kieferholze eben der Fall ist.“ Für diese Culturmethode werden gute Gründe beygefügt.

LEIPZIG, b. Barth: *Holzcultur durch Erfahrung erprobt nach Auswahl der vorzüglichsten Nutzhölzer*. Nebst Anhang einer kleinen Denkschrift über den *Safthieb der Laubbölzer* für alle Forstmänner und Waldbesitzer, von *Wilhelm Heinrich Käpler*, Herzogl. Sachsen-Weimar- u. Eisenachischen Wildmeister zu Ostheim etc. 1803. VIII u. 103 S. 8. (7 gr.)

Sowohl durch einige Schriften, als auch und vorzüglich durch Reisende, ist Hr. Käpler als ein geschickter und thätiger praktischer Forstmann bekannt, der natürlich auch in seinem Wirkungskreise manche Erfahrung gemacht haben muß, die das Forstpublicum interessieren. Seine auch hier wieder und fast in allen Forstjournalen schon abgedruckte Abhandlung über den *Safthieb* beweist dieß, obgleich mehrere Kenner seines Reviers behaupten wollen, daß der schnelle und gute Wuchs seiner Schlagbölzer vorzüglich dem guten Boden zuzuschreiben sey. Hier in dieser kleinen Schrift finden wir zwar meist die richtigen Erfahrungen anderer über Holzcultur nur bestätigt, allein dieß ist schon von einem solchen Forstwirth etwas werth; nur findet Rec. manches an der Methode auszusetzen. *Erflich* sollten die Vorschriften *genauer* seyn, so daß dem Unerfahrenen kein Zweifel bey der

Saat und Pflanzung übrig bleibe. So aber wird er oft nicht recht wissen, wie er saen und pflanzen soll. Z. B. bey der Weisstaune wird ihm gleich einfallen, ob wohl die Saat im Freyen, so nach Vorschrift gedeihen möchte; er wird nicht wissen, wie weit er die Fichtenpflanzlinge aus einander setzen soll, und wenn die beste Zeit zum Verpflanzen des Lerchenbaums sey, ob im Herbste oder Frühjahr. *Zweytens* zieht er in dieser populären Schrift so oft gegen die *neuen* und *gelehnten* Forstänner ohne Noth und Grund zu Feld, auch gegen die Kritiker. In der Vorrede sagt er, man würde ihm entgegen schreyen: „Grundsätze sind der Geist der Wahrheit, zurück mit dem Empiriker!“ Wer hat das gethan? und wer sollte das thun? Ueberhaupt kennt auch Rec. kein Forstbuch, in welchem man das Wort *Grundsätze* (ohne Erfahrung) so gebraucht wissen wolte, wie es Hr. K. hier braucht. *Drittens* sollte Hr. K's. Schrift, die er gemeinen Förkern bestimmt, auch wirklich so populär und verständlich seyn, wie er sie ausgiebt. Dieß ist sie aber in vielen Fällen nicht. Schon die Vorrede ist denselben nicht ganz verständlich. Doch dieß möchte seyn; allein auch in der Abhandlung selbst köstet man auf Stellen, woz. B. vom Idealismus die Rede ist. S. 12 führt er einen Satz, den ihm ein philosophischer Arzt gesagt hat, an: „Die Pflanze, der Baum sey der erste Versuch des allgemeinen Narwmagnets, von der Erde sich loszureißen, Wurzel und Gipfel seyn die beiden Pole; sey einer verletzt: so sey weiteres vollständiges Produciren gekennant.“ Manchmal giebt er den lateinischen Namen der Bäume, manchmal nicht. Von der Eiche sagt er, sie sey von zweyerley Art 1) die *Lohleiche*, *quercus cum longo pedicula* (!) und 2) die *Steineiche*, *quercus latifolia, foemina* (!), *quercus robur*. Wenn Rec. tadeln wolte: so würde er noch manches zu tadeln finden; so z. B. die Behauptung, daß das Pfahlwurzel-Ab schneiden der Eichenpflanzlinge am Schreibische geboren seyn soll; daß die Rothbuche ins Freye gefüet werden müsse; daß er die Weisbuche um des Geschlechts willen (?) auf die Rothbuche folgen lasse, daß er vor der Hand nicht glaube, daß die *weisse Erle* auf trocken Gebirgen wachse, weil zu zweifeln wäre, daß sie hierin von ihrer Schwester, der schwarzen Erle, von der Mutter Natur so unähnlich und vorzüglich ausgestattet seyn sollte u. s. w. Doch dieß alles soll nur so viel sagen, wir hätten gewünscht, Hr. K. hätte nur, als ein guter Forstwirth, seine Erfahrungen über Holzcultur in gehöriger Ordnung, vollständig, plan und deutlich vorgetragen ohne alle Abshweifungen. Ja wir fodern ihn sogar auf, uns von seinem berühmten Reviere die *ganze Bewirthschaftungsart* vollständig, *treu* und ohne alle Schminke zu beschreiben; besonders empfehlen wir ihm alles, was nicht zum Zweck gehört, so wie alle lateinische Floskeln und Tiraden, die ohnehin eine fremde Hand zu verrathen scheinen, die ihm vielleicht das Manuscript ausputzen wolte und es verputzt hat, gänzlich wegzulassen.

**BREIN, b. Quin:** *Naturgeschichte des Wildes.* Nebst einem Anhange. Ein Beytrag zur Geschichte der Jägerey. 1802. VIII u. 255 S. 8. (16 gr.)

Man kann doch wohl mit Recht verlangen, daß ein Schriftsteller wenigstens seinen Gegenstand kennen müsse, um mit Wahl über denselben compiliren zu können; oder wenn er auch nicht in die Literatur desselben eingeweiht ist, wie dieß der Fall noch bey vielen Jägern seyn kann, so kann man doch hoffen, etwas neues zu finden. Allein bey diesem Buche findet keins von beidem statt, und Rec. muß die Leser warnen, sich nicht durch den Titel täuschen zu lassen, wie er durch denselben und die Vorrede getäuscht worden ist. Er glaubt gar nicht, daß der Vf. eines von den hier beschriebenen Dübelschen Thieren kennt. Kann z. B. (Rec. schlägt das Buch auf ohne zu wählen) folgendes jetzt noch als ein Theil der Naturgeschichte des Wildes gelten?

„Vom Neun-Tödter.“

Diese sind ein wenig kleiner, als die Krick-Eiſter, in ihren Eigenschaften aber jenen völlig gleich. Ihre Farbe ist etwas grauer.

Sie rauben nur ganz kleine Vögel. Größere können sie nicht bezwingen. Wo Vogelheerde sind, fallen sie öfters auf die aufgelöseten oder angedundenen kleinen Lockvögel und machen sie todt. Da sie nicht entfliehen können: so werden sie freylich leicht von ihnen bezwungen. Die Fabel, die ihm auch den Namen gegeben hat, erzählt von ihm, daß er alle Tage neunterley todt machet, ehe er etwas genösse, und er spiesse das Gewödtete, es mögen Fliegen, Käfer u. dgl. seyn, auf spitziige Dornen.“

Sogar die alten eklen Späschen, worüber jetzt vielleicht bloß ein liederlicher reisender Jäger noch lachen mag, findet man wieder. S. 6. sagt der Vf.: „Die Schönen (nämlich die Hindinnen) nehmen es auch mit der Treue nicht so strenge als die Hörnerträger und sie lassen sich, wo sie unvermerkt zu seyn glauben, gerne so ein Späschen von einem andern Herrn gefallen u. s. w. Der Beytrag zur Geschichte der Jägerey (2) enthält die alten Beschreibungen von einem Hauptjäger, vom Geben des Weidmessers u. s. w.

Schade nun das schöne Papier und den guten Druck!

**KIEL, in d. akad. Buchfr.:** *Ueber die Eichen- und Holzsaat.* Von G. Sarauw. 1802. Ohne die Vorrede 108 S. 8. (8 gr.)

Dies soll nach der Vorrede eine Probe von einem Werke seyn, welches unter dem Titel: *Anleitung zur Holzsaat* erscheinen soll, wenn ihn gründliche Beurtheiler nicht davon abrathen. Rec. muß dem Vf. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er seinen Gegenstand nicht nur durchdacht, sondern auch dabey solche Erfahrungen gezeigt hat, daß er wohl im Stande ist, die bekannten Methoden der Art zu prüfen, und uns hier und da etwas neues zu sagen. *Erstlich* handelt er von der gewöhnlichen Eichen-Ansaat im Walde an Ort und Stelle und dann in den Eichenkämpfen. Bey der Abtheilung von schicklichen Bo-

den ist besonders das, was er von der Abwechslung desselben in den Küstenländern Deutschlands sagt, interessant, und stimmt so wie das, was über die ungegründete Aengstlichkeit wegen des bestimmten Eichbodens, der allerdings auf den Gebrauch des Holzes Einfluß hat, behauptet wird, ganz mit Rec. eigenen Erfahrungen überein. Rec. muß es also für einen Gewinn der Forstwissenschaft erklären, wenn uns der Vf. mit einem vollständigen Werke über die Holzsaat beschenken will, besonders wenn er die Herausgabe desselben noch so lange verschiebt, bis er in den Hauptfällen bey allen Holzarten sich auf seine eigenen Erfahrungen beziehen kann. Wenn ihm dabey noch etwas zu rathen wäre, so möchte es vielleicht dieses seyn, bey seinen Angaben allezeit die Verfasser und die Seitenzahl ihrer Schriften zu nennen, die mit ihm übereinstimmen oder nicht, und nicht bloß die anzuführen, welche von ihm abgehen. Nur hierdurch erhält man die gehörige Uebersicht in einer Wissenschaft, da es der Vf. nicht, wie etwa Hartig, darauf anlegt, uns die sicherste und kürzeste Methode zur Anwendung für Förster anzugeben. Denn er kann es uns nicht zumuthen, daß wir grade seinen Angaben schlechtweg glauben sollen; so wie wir es ihm auch gar nicht verdenken, wenn er mit den bekannten Methoden nicht zufrieden ist. Genug, wenn er nur sagt, dieß sind die Verfahrensarten, die man hat, und dieß sind unter denselben diejenigen, welche ich für meine Person bewährt und nicht bewährt finde. Bey einer Erfahrungswissenschaft kommt auch sehr viel darauf an, wer die Beobachtungen erzählt. Es liadet ein sehr großer Unterschied im Erfahren und Beobachten statt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

**BRAUNSCHWEIG, b. Reichard:** *Unterhaltendes und belehrendes Handbuch für Freunde edler Grundsätze.* von S. D. A. R.—e. 1802. 13 Bog. 8. (15 gr.)

Wieder eine Sammlung von moralischen und politischen Sentenzen und Maximen, dergleichen seit einigen Jahren schon mehrere erschienen sind. Wenn auch solche Sammlungen, wegen der steten Abwechslungen der Gedanken, unterhaltend seyn mögen, wiewohl auch das ewige Einerley des dogmatischen aphoristischen Vortrags jungen sowohl als erwachsenen Lesern sehr bald beschwerlich werden dürfte: so gewahren sie doch selten eine gründliche Belehrung, da in den meisten Sätzen, die sie aufstellen, die Imperativen der Weisheit und Klugheit ganz hohlt und ohne beygefügte moralische Gründe dastehen, und in dem Chaos von Aphorismen der eine über den andern immer wieder vergessen wird. Den Nutzen, den eine Moral oder Klugheitslehre im Zusammenhange, ihre Lehrart sey nun dialogisch oder dogmatisch, stiftet, leiten dergleichen Sammlungen, besonders solche, in welchen alles unter einander geworfen ist, bey



bey weitem nicht, und junge Leute diesen verworrenen Kram auswendig lernen zu lassen, würde sie zu bloßen moralischen Schwätzern machen, ohne die moralische Denkungsart in ihnen zu begründen. Die gegenwärtige Sammlung scheint aus mehreren Compilationen ihrer Art zusammen gelesen zu seyn; von einem großen Theile derselben erfährt man aber nicht, aus welchen Quellen es geflossen ist. Die Sätze, sagt der Herausg. im Vorberichte, folgen nicht ohne alle Ordnung auf einander; allein diese sogenannte Ordnung ist so gut als gar keine; denn obgleich eine Reihe von Sätzen unter gewissen Rubriken stehen; so beruhen doch diese selbst und ihre Folge auf keinem logischen Eintheilungsgrunde, und von vielen Aphorismen läßt sich ebenfalls kein Grund angeben, warum sie gerade da und nicht an einer andern Stelle stehen. Um sich von jener gerühmten Ordnung einen Begriff machen zu können, setzen wir noch die Ueberschriften, wie sie auf einander folgen, mit einigen darunter geordneten Aphorismen her. Mancherley Zustand der Menschen; (unter diese Aufschrift allein lassen sich schon sehr verschiedenartige Dinge bringen.) Schicksale und Unbestand. (Man liest hier unter andern die Warnung, man solle sich am meisten vor plötzlichem Glück hüten, weil es den Sonnenblicken im April gleiche, auf welche Sturm und Ungewitter folgten. Wir wollten es wohl auf diese Gefahr wagen, das große Loos in der Londner Lotterie zu gewinnen.) Liebe, Ehe, Erziehung. (Man solle sich, wird gerathen, eine Genossin nicht nach dem Ideal äußerer Schönheit wählen, denn sie habe manchen behört, und wäre fort gewesen, ehe man es sich versehen hätte. Uns geht es hier nicht anders,

als dort mit dem plötzlichen Glück.) Des Sommer des menschlichen Lebens, ächtres Streben nach Ehre und Würden; Pflichten der Kinder; von der Mäßigkeit; von Triebfinn und mancherley Widerwärtigkeiten des Lebens. (Hier kommen unter andern folgende Sätze vor: „Verschwende dein Geld nicht am Spielische und wage dein Vermögen nicht auf eine Karte“. Eben so auch dieser: „Halte nicht das längste Leben für das glücklichste, sondern nur das, was am besten angewendet worden“; oder: „jeder Tag ist das Ende eines Jahres und der Anfang eines neuen“, welchem an sich schon falschen Satze es ganz an moralischer Tendenz gebricht). Von der praktischen Religion; (was soll es heißen: wir haben oft Religion genug, einander zu haßen und zu verfolgen, aber nicht genug, einander zu lieben?) von den Fürsten und von dem Staate; religiöse und moralische Sentenzen; Lebensregeln und weise Aussprüche; ächte Grundsätze der praktischen Lebensweisheit; Aussprüche; Sprüche aus Philemon; kurze Sätze; einige Aussprüche des K. Mark Antonin über sich selbst; einige Lehrsätze über den Charakter der Menschheit; vermischte Sätze; Sätze aus der höhern Welt- und Menschenkunde; die vorzüglichsten Gedanken — aus *de la Rochefoucault*; auserlesene Lehren der 7 Weisen Griechenlands; Sentenzen des Demokrates und Demophilus; einige Gedanken und Maximen Friedrichs des großen, Königs von Preussen; Politisch-moralische Klugheitslehren; Beytrag zur Weisheit und Menschenkenntniß. — Wie viele sind nicht unter diesen speciellen Ueberschriften, die zugleich für die ganze Sammlung hätten gelten können.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**ERDBESCHREIBUNG.** Dresden, in d. Hülscher. Buchh.: *Reise von Dresden nach Töplitz und in die umliegende Gegend, zum Unterrichte für diejenigen, welche sich dieses Bades zu bedienen gesonnen sind.* In Briefen an einen Freund. 1802. 95 S. 8. (6 gr.) Eine genaue und umständliche Beschreibung von Töplitz und der Gegend umher, nebst Anzeige alles dessen, was den Fremden, der sich einige Zeit dort aufhält, interessieren kann, und Anweisung und Rath über das, was man zu beobachten, mitzunehmen, oder wie man sich über dieses und jenes vorzusehen hat. Insofern hat der Vf. gefeistet, was er auf dem Titel verspricht, und verdient unsern Dank. Ob er aber nicht Alles das weit kürzer hätte fassen können, ist eine andere Frage. Man ist nun einmal gewohnt, über alles ein Buch zu schreiben, und keine Reise ist so klein, kein Weg so kurz, daß man nicht einige Seiten darüber füllt, seine Reifegefellschafter beschreibt, einen Wirth auführt und so manches andere zu erzählen hat. So auch hier auf der kurzen Reise

von Dresden nach Töplitz. Eben so hätte der Vf. Manches andere unterdrücken können, was bloß ihn und seinen Freund angeht, und das große Publicum unmöglich interessieren kann. Daß übrigens mancher Badegast dieses und jenes zu Töplitz mit andern Augen sehen wird, als der Vf., ist wohl natürlich zu erwarten; wenigstens könnte Rec. über verschiedene Punkte eine andre Meynung und andre Gefühle, die dieses oder jenes ihm eingefloßt hat, angeben. Aber es wäre immer nur Sache der Meynung, und nichts darunter von solcher Erheblichkeit, daß Rec. es der Mühe werth achtete, etwas zu rügen, oder sich in das Umständliche einzulassen.

**SCHÖNE KUNST.** Halle, b. d. Kunsthändler Dreyßig: *Strickmuster für Franzoszimmer.* Mit 10 Kpft. den Titel mitgerechnet 8. (8 gr.) Meistens brauchbare Muster aus andern Strickbüchern zusammengetragen.



# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 28. April 1803.

## PHYSIK.

**GIessen u. Darmstadt, b. Heyer: Untersuchungen über den Ursprung und die Ausbildung der gegenwärtigen Anordnung des Weltgebäudes.** Von C. W. Marschall von Bieberstein, Margr. Bad. Vice-Reg. Präf. u. Kammerherrn, und Ernst Franz Ludwig Marschall von Bieberstein, Fürstl. Nass. geh. Rath. 1802. 266 S. 8. (16 gr.)

Die Vff. geben in dieser kleinen Schrift eine Ansicht von den Weltkörpern, nach welcher sie bloß durch Anziehungs- und Abstoßungskräfte, wovon sich die letztere, besonders in vorigen Zeiten auch durch excentrische Stöße nach gewissen Richtungen thätig zeigten, — verbunden mit laugen ruhigen Zwischenzuständen, ihre gegenwärtige Gestalt und Bewegung erhalten haben. Die Materie wird dabei als ursprünglich im Weltraume zerstreut vorausgesetzt. Es ist übrigens diese Darstellung ein bloßer Umriss, der nichts mehr als die Grundlinien, und eigentlich nicht einmal diese vollständig, enthält, indem vom Ursprung der organischen Einrichtung der Geschöpfe nichts aus einander gesetzt, sondern bloß das Mechanische in der leblosen Natur betrachtet wird. Das Werk zerfällt in zwey Theile, wovon sich der erste mit der Entstehung der Weltkörper und ihrem Naturbau überhaupt beschäftigt. Dieser Ursprung und Naturbau wird vorerst aus allgemeinen physisch-mechanischen Grundsätzen entwickelt. Es ist hier die Rede von der Bildung abgezonderter Körper im Weltraume; von der Naturbeschaffenheit und äußern Gestalt der durch die frühere Vereinigung der zerstreuten Materie entstandenen Körper; von der Vergrößerung der im Weltraum abgeondert schwebenden Körper durch Zusammenstürzungen und von den Wirkungen dieser Naturbegebenheiten sowohl auf äußere Gestalt als innern Bau. Es folgt dann ferner die Ausbildung der Weltkörper in den Zeiträumen zwischen ihren Zusammenstürzungen, wobey zugleich einige Rücksicht auf die Entstehung organischer Körper genommen wird, jedoch ohne sich auf eine weitere Erklärung darüber einzulassen. Ausführlicher von den Wirkungen der spätern großen Zusammenstürzungen der Weltkörper, besonders auf ihre organischen Producte. Nach diesen Entwicklungen vergleichen die Vff. die wirklichen Beobachtungen des Naturbaus der Weltkörper mit ihren Ansichten, wobey sie eine Menge interessanter Bemerkungen aus den besten geologischen und mineralogischen Schriftstellern benutzen. Die Theile der Materie, — sagen die Vff. — nähern

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

sich aus der Ferne wechselseitig, verbinden sich endlich zu Körpern, erhalten diese Verbindung durch gegenseitige Anziehung, und beweisen dadurch in der Erscheinung das Daseyn der Anziehungskraft. Durch den Widerstand, der sich zeigt, wenn ein Körper in den Raum eines andern zu dringen strebt, äufsert sich das Daseyn der Abstoßung. (Hieraus allein dürften sich wohl die in der Natur sichtbaren Repulsiv- und Expansivkräfte noch nicht begreifen lassen). In kleinern Abständen wirken materielle Verbindungen durch chemische Anziehungen auf einander, und hier zeigen sich mehrere verschiedene besondere Anziehungsgesetze, die von der besondern Natur dieser materiellen Verbindungen oder von gewissen Zuständen der Materien, deren Ursachen uns verborgen sind, abzuhängen scheinen. Der Bildung aller Weltkörper ging eine Zerstreung der Theile voraus, und in diesem Zustande wirkten alle materiellen Theile so auf einander, daß jeder von allen übrigen, nach einer kaum denkbaren Mannigfaltigkeit von Richtungen und Kräften endlich in einer gewissen *mittlern* angezogen wurde, wovon das Resultat die Bildung einer Menge von größern Körpern in verschiedenen Gegenden des Weltraums war. Viele von diesen vergrößerten sich allmählich durch Vereinigung ihrer Massen und erlangten, sowie sie heran wuchsen, auch stärkere Kräfte, die sie in Stand setzten, noch mehrere solche in ihrer Reihe liegenden Massen mit sich zu vereinigen. Jene kleinern Massen waren bey ihrer ersten Bildung vermuthlich in einem der Flüssigkeit nahe kommenden Zustande. Während die Massen weiter heran wuchsen, bemühten sich die besondern Anziehungs- und Abstoßungskräfte ihrer Bestandtheile, sich immer mehr zu ordnen und die verschiedenen Körperarten hervorzubringen, welche Producte der chemischen Einwirkungen sind. Da sich alle Flüssigkeiten durch die Wirkung ihrer wechselseitigen Anziehungen in kugelförmige Gestalten ordnen: so mußten auch die Weltkörper kugelförmig werden. Die innere Ausbildung dieser Weltkörper aber geschah durch Niederschläge, die sich besonders durch die Erdschichten zu erkennen geben. Die Flüssigkeiten, in welchen jene Niederschläge erfolgt waren, und die sich nicht selbst auch zu einer festen Masse gebildet hatten, bedeckten anfangs die feste Oberfläche und waren theils tropfbar, theils expansiv. Die letztern erhoben sich durch ihre größere specifische Leichtigkeit über die erstern, und bildeten Atmosphären. Bey dem immer weiter gehenden Anwachs der Massen verbanden sich auch immer mehrere Weltkörper mit einander, und diese Verbindungen geschahen durch mehr oder weniger starke

E e

Zu

Zusammenstürzungen, welche zuweilen mit sehr heftigen Stößen verbunden waren. So lange sich die Massen noch im flüssigen Zustande befanden, gaben diese Zusammenstürzungen keine besondern Phänomene; allein so bald sie zu festen Massen geworden waren, zeigten sich sehr auffallende Veränderungen und zwar bey den flüssigen Theilen durch Fluthen und bey den festen durch die mancherley Lagen und Winkel der Schichtenmassen, welche durch jene reißenden Ströme noch mehr unter einander genehgt, auch hier und da abgesetzt wurden. — Diese Ansicht gewinnt in der That viel Wahrscheinlichkeit, wenn man an die jetzt so viel Aufsehen erregenden Steine, die aus der Luft oder gar aus dem Monde gefallen seyn sollen, denkt; — wenn man sich vorstellt, daß die neuen planetarischen Körper *Ceres* und *Pallas*, welche *Herschel* wegen ihrer Kleinheit *Asteroiden* nennt, und welche im Raume und in ihren Bahnen einander so nahe sind, daß das sonst bekannte Plauetengesetz hier fast gänzlich aufhört, — vielleicht auch solche Brocken sind, die bald oder spät auf diesen oder jenen Weltkörper fallen, und ihn durch ihre Niederlassungen und Ansiedlungen so modificiren können, daß er sich kaum noch ähnlich sieht. — Und wer weiß, was Kometen angerichtet haben, wenn sie in ihren Bahnen auf planetarische Körper gestoßen sind! Die Verletzungen des Meerwassers auf vorher trockenen Boden werden sehr sinnreich, ebenfalls aus solchen Zusammenstürzungen, erklärt. Der zweyte Theil beschäftigt sich mit der Entstehung der systematischen Verbindung der Weltkörper, wobey ebenfalls die allgemeinen physikalisch-mechanischen Grundsätze zu Hülfe genommen werden. Stellt man sich vor, daß die Einwirkung der bisher betrachteten Stofskräfte von irgend einer Zeit an ganz hätte aufhören können: so würde der Weltkörper, gleich als ob er wäre geworfen worden, — in der nämlichen Richtung und mit der Schnelligkeit, welche der fortdauernde Eindruck aller jener vergangenen Kräfte ihm gab, — beständig im im Raume fortgegangen seyn. Sonach muß die Bewegung eines jeden der entstandenen Körper für jedes Moment in zwey Bewegungen zerfallen. Die eine, die sogenannte *Wurfbewegung*, rührt von den vorgegangenen Einwirkungen der übrigen Materien des Weltalls auf ihn her, die andere aber, die *gravitirende*, ist eine Folge der gegenwärtigen Einwirkung der äußern Materie, und sucht ihn nach der mittlern Richtung zu ziehen, die durch die mechanische Combination aller dieser Kräfte bestimmt wird. — Bey dieser Ansicht dringt sich aber die große Schwierigkeit auf, wie ein und dieselbe Grundkraft, die anziehende, sowohl jene Stofskräfte als auch die gravitirende in den Weltmassen zuwege gebracht haben soll. — Ferner da die Stofskräfte nach sehr verschiedenen Richtungen gewirkt haben müssen, wie man aus den so bunt durch einander liegenden Erd- und Steinschichten ersieht: so ist schwer zu begreifen, wie alle Planeten ohne Unterschied ihre drehende Bewegung gerade von Abend gegen Morgen haben bekommen können! Eine Erklärungsart, bey welcher die große Wirksam-

keit der Sonne vorzüglich in Anwendung käme, würde deshalb wohl befriedigender ausfallen können; es wäre dieses selbst nach gegenwärtiger Theorie zu erwarten gewesen, wo die Vff. der *Expansivkräfte* gedenken, ohne auf irgend eine Art Gebrauch davon zu machen. Es folgen nun noch weitere Betrachtungen über die Ungleichheiten der Weltkörpermassen, über deren Ursache und die Bildung der Systeme, wo auch mathematische Darstellungen zu Hülfe genommen werden, wovon sich aber hier in wenigen Zeilen nichts mittheilen läßt. Eben so wenig von den allgemeinen Gesetzen und Regelmäßigkeiten in der Ordnung der Weltsysteme, die hier aus der Theorie hergeleitet und mit der Erfahrung zusammengestellt werden. Was gegen das Ende folgt, zeigt von großer Bekanntschaft der Vff. mit dem neuern Zustande der Sternkunde und von einer blühenden Einbildungskraft bey der Ansicht des Weltalls.

### ERDBESCHREIBUNG.

GOtha, in d. Ettinger. Buchh.: *Friedrich August Weber's kleine Reisen*. Erster Theil, welcher die vaterländischen Reisen enthält. 1802. XVIII. und 324 S. Zweyter Theil, welcher die Fortsetzung der vaterländischen Reisen enthält. 1802. 40 S. 8. (3 Rthlr.)

Eine sonderbare Erscheinung von einem Schriftsteller! Im J. 1770 reiste der Vf. als ein 18jähriger Jüngling von der Schule seiner Vaterstadt, Heilbronn, auf die Universität Jena. Diese Reise, die er auf dem öffentlichen Postwagen machte, beschreibt er mit vieler Umständlichkeit, so wie Alles, was zwischen ihm und seinen Reisegefährten, einem Judennädchen und ihrem Hüter, einem Kaufmannsdiener und dem Schaffner vorgeht. Ehe er noch in Jena einzieht, trifft er in einer Schenke Studenten von dort, welche alte Bekannte von ihm sind, und ihn sogleich in die Geheimnisse der Musesöhne einweihen. Diese und andere Sächelchen, die 60 Seiten einnehmen, läßt der Vf. jetzt, 1802, drucken! — Drey Jahre nachher reiste er von Göttingen nach Heilbronn; und auch diese Reise wird auf ungefähr 80 Seiten beschrieben. Einige Jahre nachher besuchte ihn zu Heilbronn ein Freund. Mit diesem durchwandert er seine Vaterstadt und die Gegend umher. Auch das wird auf mehr als 100 Seiten sehr umständlich erzählt. Man lernt hier, wenn diese und jene Kirche ausgebessert, oder abgeputzt, diese oder jene Stiftung gemacht worden ist, kurz man kommt in eine sehr umständliche Bekanntschaft mit den beschriebenen Gegenständen, so wie mit den Freunden und Freundinnen des Vfs., deren ganze Geschichte mehrentheils zum Besten gegeben wird. Den Beschluß des ersten Bandes macht eine zweymalige Reise in den Kurort Löwenstein, den der Vf. auf das umständlichste beschreibt, und dessen Wasser gelehrt und genau untersucht wird.

Der zweyte Theil enthält auf 130 S. eine Reise nach Liebenzell, Deinach und Wildbad, nebst einer um-

umständlichen Beschreibung der Art, wie der Vf. reiste und einer eben so genauen Auskunft über die Gesellschaft, mit der er ging, über die Wirthshäuser, wo er einkehrte, und was da gesagt und gethan wurde. Die mineralischen Wasser analysirt er als Arzt, zeigt die Fälle an, in denen sie zu gebrauchen sind, und was man dabey zu beobachten hat. Die 2te Reise, die gegen 200 Seiten einnimmt, geht nach Marpach, in den Kurort Rietzenau, zurück nach Marpach, und Heilbronn. Hier lernt man mehrere Bekannte des Vfs. nebst ihren Frauen und ihrer Geschichte sehr umständlich kennen, und erfährt genau, wie sie den Vf. empfingen, und was sie sagten und thaten. Den Beschluß macht eine Reise aus Heilbronn in das kaiserl. Lager bey Heidelberg, nach Mannheim und Schwezingen und wieder zurück. Dafs sich hier eine Beschreibung von Mannheim etc. finde, wird der Leser von selbst erwarten. Der Vf. sucht alles sorgfältig auf, sieht auch die Gypsabgüsse zu Mannheim, und bey dieser Gelegenheit schreibt er eine gelehrte Abhandlung über Laokoon, den farnesischen Herkules und die Flora, den sogenannten Klopffechter etc. Bey Gelegenheit der 12 Cäsarn nennt er einen jeden besonders und liefert seine Geschichte aus Suetonius und andern Schriftstellern. Dann kommt die Reihe an Antinous; an die Sappho, an Biblis und Caunos, an die Niobe und ihre Töchter etc. Bey Antinous citirt er alte Autoren wie Dio Cassius u. s. w.; und eben so schreibt er auf ein paar Seiten ab, was Füssli über die Niobe und was Wieland über Pergolese geschrieben, nebst vielen andern Citaten.

Am Ende einer jeden dieser Reisen finden sich viele und lange Anmerkungen oder Excurse, die gewisse Theile des Textes erweitern und ausführlich erklären, oder auch die Lebensbeschreibungen der genannten Personen enthalten. So giebt er z. B. bey Gelegenheit seiner Tochter, die er im roten Jahre verlor, sehr umständlich ihren Charakter, ihre ganze Erziehung und ihre Krankheitsgeschichte. Endlich, damit ja nichts unkomme, erzählt er, dafs er schon als ein Knabe von 10 Jahren einmal nach Mannheim gereist sey, und dafs er schon damals sein Tagebuch gehalten habe, aus welchem denn mehrere Auszüge dem Leser mitgetheilt werden.

Aus dieser Anzeige möchten wohl unsere Leser schliessen, dafs diese zwey Bände von Reisebeschreibungen wenig Erbauliches enthalten; doch möchte Rec. diess nicht ohne Einschränkung sagen. Freylich hat er das Werk mehr als einmal mit Ungeduld auf die Seite gelegt, aber auch wieder zur Hand genommen, weil in der Schwatzhaftigkeit des Vfs. eine eigene Art von Gutnützigkeit, Jovialität, Herzlichkeit und Frohsinn herrscht. So unbedeutend oft seine Gegenstände sind und so langweilig seine Weitfchweifigkeit uns wird; so weifs er uns doch wieder zu verschönern, und durch die angeführten Eigenschaften für sich und die Seinigen zu interessiren. An seiner Sprache wäre vieles auszusetzen, und überdiess ist das Werk so fehlerhaft gedruckt, dafs es schwer feyn würde zu entscheiden, was Sprachfehler und was Druckfehler sind. Von sei-

ner Art scherzhaft zu schreiben, mag Folgendes zum Beyspiele dienen. B. II. S. 216. „Jupiter Pluvius war diesmal verborgen in seinem ehelichen Kämmerlein.“ S. 249. „Man liefs sich durch Jupiter Pluvius, welcher sich aus seinem Ebestandskämmerlein schon in der verfloffenen Nacht herausgefördert hatte, nicht abhalten“ etc. S. 300. „Jupiter Pluvius war noch immer mit seiner nasnmachenden Auntsverrichtung beschäftigt“ etc. Ueberhaupt ist er in den Jupiter Pluvius so verliebt, dafs man ihn, aufser den angeführten Stellen, noch öfter wieder findet.

BATH, b. Cruttwell: *A Tour through the northern counties of England and the borders of Scotland*. By the Rev. Rich. Warner. 1802. Vol. I. 316 S. Vol. II. 300 S. 8. (6 Rthlr.)

Unter den Reisebeschreibungen, die die Engländer über ihr eigenes Land geliefert haben, ist diese eine der reichhaltigsten und besten. Die Reise geht durch einen, höchst interessanten Strich von England, und der Vf. sucht überall das Merkwürdigste auf, beurtheilt es mit Verstand und Ruhe, und beschreibt es mit Simplicität. Gegen die Gewohnheit mehrerer seiner Vorgänger, die auch Geistliche waren, verhandelt er weder Theologie, noch Politik; seine moralischen Bemerkungen sind nicht gehäuft, und selbst über die Kirchen und ihre Denkmäler liefert er weniger, als Rec. in englischen Werken dieser Art zu finden gewohnt ist. Auch von statistischen Nachrichten, die die englischen Reisebeschreiber so gar sparsam über ihr eigenes Land geben, finden sich hier viele und interessante. Seine Beschreibungen von Gebäuden, Anlagen u. dgl. sind nicht zu umständlich, und also nicht ermüdend. Seine Verzeichnisse von Gemälden und andern Kunstfachen werden viele zu lang, andere zu kurz finden, und noch andere würden sie ihm vielleicht lieber ganz erlassen. Es ist immer eine kitzliche Sache, Nachrichten von solchen Sammlungen zu geben, die den Leser selten befriedigen, weil sie nicht anschaulich genug dargestellt werden können. Indessen darf der Reisebeschreiber sie nicht ganz übergeben, weil man sonst im Auslande keinen Begriff von den Schätzen erhielt, die dort aufgehäuft sind. Zwar kennen wir die hauptsächlichsten Sammlungen schon längst aus Volkmann; allein seit der Erscheinung seines Werkes hat sich manches geändert, und hin und wieder sind neue entstanden und alte vermehrt worden.

Theil I. (S. 22.) In dem sogenannten Klosterthale werden jährlich 7 bis 800 Tonnen Käse gemacht. Der Centner gibt 43. 44 bis 45 Schillinge. Die Geschäfte der Glosster-Nadelfabriken haben durch den letzten Krieg um  $\frac{1}{2}$  abgenommen. (S. 53.) In der Worcester Porcellan-Fabrike verdienen die Dreher wöchentl. 25 Sh. die Glasfirer 21, und die Maler von 20 bis 42. Man machte Tassen für den türkischen Kaiser, das Paar zu 10 Guineen. Die Porcellanfabrike zu Derby beschäftigt zwischen 2 und 300 Menschen. In Sheffield (S. 187.) zählt der Vf. 45,694 Einwohner. (S. 197.) Eiserne Brücken

Brücken haben jetzt einen entschiedenen Vortheil über die steinernen, indem sie nur  $\frac{1}{2}$  des Aufwandes und  $\frac{1}{15}$  der Zeit, sie zu errichten, fordern. (Dieser sehr große Unterschied fiel Rec. auf; allein die Untersuchungen, die er über die Anschläge angestellt hat, die bey Gelegenheit der neuen Londoner Brücke gemacht worden sind, zeigen, daß die Bemerkung so ziemlich richtig ist). Ueberdies sollen die eiserne Brücken eben so dauerhaft seyn, als die steinernen, wo nicht noch dauerhafter. Bis hierher hat sich Hr. Wilson am besten auf diese Brücken verstanden, und kürzlich eine von ungeheurer Größe nach Jamaica geschickt, die zu Kingston errichtet werden soll. — Newcastle beschäftigte im J. 1800 nicht weniger als 7840 Schiffe mit der Ausfuhr seiner Güter.

Theil II. S. 23. Umständliche und interessante Beschreibung von Banborough-castle und seinen Rettungsanstalten für Seeleute, die man einem Bischof's Crewe zu danken hat. (S. 41.) In Berwick werden jährlich für 20,000 Pfund Str. Eyer aufgekauft. Vom Oct. 1797 bis Octbr. 1798 wurden 5254 Kisten davon nach London verschickt. Das jährliche Einkommen des Zollhauses dieser Stadt ist in 16 Jahren von 1000 auf 6000 Pf. Str. gestiegen. (S. 117.) Die Eisenbergwerke in der Gegend von Uverstone sind so ergiebig, daß jährlich 20,000 Tonnen ausgeführt werden. Babey ist das Erz so reich, daß es 75 in 100 hält. (S. 145.) Die Musterkarten einiger Mancheker-Kaufleute enthalten mehr als 2000 Proben verschiedener Waaren. Die Herren Atkinson beschäftigen 1500 Menschen unter einem Dache. Man hat eine Maschine, die von 2 Personen besorgt wird, und die Arbeit von 580 Weibspersonen verrichtete. (S. 153.) Vor 17 Jahren legte der Herzog von Bridgewater 4 Fahrzeuge auf seinen Canalen an, und bot sie zu einem jährlichen Pachte von 200 Guineen aus, welchen niemand unternehmen wollte; jetzt bringen sie dem Herzoge, nach Abzug aller Kosten, jährlich 4000 Pf. Str. ein. Die Kohlenbergwerke dieses Herzogs liefern täglich 300 Tonnen, wovon der Centner zu  $\frac{3}{4}$  Penny auf der Stelle verkauft wird. (Also beynahe 100 Pf. Str. täglich). Die Zahl der dabey angestellten Menschen ist 1300. (S. 163.) Unter den Salzgruben von Northwich befindet sich eine, aus der man täglich gegen 50 Tonnen Bergsalz zieht. Der gesammte Ertrag des Berg- und Solensalzes dieser Gegend soll sich jährlich auf 50,000 Tonnen belaufen. (S. 190.) In der Gegend von Colbrookdale ist ein gegossenes eisernes Rad von 162 Fufs im Umfange. (S. 215.) Boulton zu Soho beschäftigt, aller seiner Maschinen ungeachtet, 600 Menschen. Jede seiner Münzmaschinen prägt in 1 Minute von 70 bis 84 Stücke, beide Seiten, sowohl als der Rand, werden auf einmal geschlagen, und die Münze kommt aus der Maschine in ihrer ganzen Vollkommenheit. Auf diesen Maschinen können 4 zwölfjährige Knaben im Verlaufe von 6 Stunden 200,000 Stück Münzen prägen. (S. 222.) 15,000 Einwohner der Stadt Birmingham sollen

im letzten Kriege ihr Handwerk gegen den Soldatenstand vertauscht haben. Doch setzt man die Bevölkerung dieser Stadt noch auf 70,000.

Th. I. S. 207. Ist statt Scagliuola, statt Cavacippi, Cavaceppi; S. 226. st. Carnialetti, und S. 230. st. Carmoletti Canaletti zu lesen.

LEIPZIG, b. Wolf u. C. Briefe über Italien geschrieben in den Jahren 1798 und 1799 vom Vf. der vertraulichen Briefe über Frankreich und Paris. Dritter Band. 1802. XIV. u. 426 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Rec. beruft sich auf das allgemeine Urtheil, das er in dieser Zeitung (1802. Nr. 165.) über die beiden ersten Bände dieses Werkes fällt, und das auch größtentheils auf den 3ten paßt. Der Vf. fährt fort, Italien zu behandeln, wie es von den mehesten seiner Vorgänger behandelt worden ist, d. h. er beschreibt die Orte und Gegenstände, die ihm vorkommen, und die von so vielen andern auch schon beschrieben worden sind. Rec. macht ihm dieses Recht nicht streitig, was sich auch übrigens darüber sagen ließe, sondern bleibt bloß bey dem Versprechen stehen, das der Vf. in der Vorrede zum ersten Bande that, und nach welchem der Leser gerade etwas ganz anderes zu erwarten berechtigt war. Uebrigens paßt dieser Vorwurf nicht auf den 3ten Bd., denn im J. 1799 tritt der Vf. in französische Kriegsdienste, und von der Zeit an beschreibt er die Begebenheiten des Tages, von denen er zum Theil Augenzeuge war. Dieser Zeitpunkt jedoch ist nur kurz, denn der Vf. wird sehr bald in Mantua eingeschlossen, wird mit der Festung übergeben, kommt in österreichische Gefangenschaft, und damit sind seine Reise und sein Werk geendigt.

Dieser Theil fängt mit der Abreise von Venedig an und geht über Padua, Vicenza, Verona (die Einwohner dieser letztern Stadt betrachtet er so ziemlich durch eine französische Brille, durch die sie sich freylich nicht auf das vortheilhafteste zeigten) bis Mailand, wo sich der Vf. eine geraume Zeit aufhält, und über deren Einwohner er mit derselben Härte urtheilt, die Rec. schon in den ersten Theilen bemerkte. Auch liefert er von hier aus mancherley aus der Geschichte des Tages, über den neapolitanischen Krieg und die erneuerten Feindseligkeiten zwischen Oesterreich und Frankreich. Ueber die Entwürfe dieses Feldzugs, Schlachten etc. nimmt er das Ansehen eines Kenners an, und beurtheilt, tadelt und verurtheilt die Fehler, welche die französischen sowohl als die kaiserl. Generale, nach ihm, gemacht haben. Von Mantua aus beschreibt er die Belagerung und liefert einige interessante Nachrichten. Manches über die französischen Armeen und den Soldaten insbesondere. Im Ganzen ist er, obschon in französischen Diensten, ziemlich unpartheyisch und billig, und gehört gewiß nicht unter die unbedingten Bewunderer, oder die Verblendeten und Hintergangenen.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 29. April, 1803.

## GESCHICHTE.

OFFEN, in d. Univ. Dr.: *Martini Schwartzner*, Bibliothecae R. Scient. Universitatis Pestanae Custodis primi et Professoris Diplomaticae, *Introductio in rem diplomatitiam Aevi intermedii praecipue Hungaricam. Cum Tabulis V. aeri incis. Editio 2. auctior et emendatior. 1802. 403 S. 8. (Prän. Pr. 2 Guld. 15 Kr.)*

Der Vf. erklärt diese seine neue Ausgabe für ein beynahe neues Werk. (*Praef. VIII. „ita prodit priore auctior et emendatior, ut novum quodammodo opus suo jure dici debeat.*) und in der That durfte er dies thun. Seit Erscheinung der ersten Ausgabe (Pest 1790. 8.) also in 12 Jahren, arbeitete er mit seiner gewohnten Thätigkeit an der Vervollkommnung desselben. Während in Deutschland in diesem Zeitraum wenig für diese Wissenschaft geschah, (außer Gatterer's und Schönemann's bekannten Schriften erhielt die Diplomatie in einer mit andern Gegenständen so sehr beschäftigten Zeitepoche keine sehr bedeutende Erweiterung) wühlte der Vf. in ungerischen Archiven, las die beträchtlichen Urkunden-Sammlungen der Jesuiten Hevenesi und Kaprinaj durch, (von deren Entstehung und Inhalt er uns in der Vorrede interessante Nachrichten ertheilt) und benutzte die seit 1790 erschienenen Bereicherungen der ungerischen Geschichte mit Urkunden. So entstand ein Werk, dem man das gerechte Zeugnis geben kann, daß es nicht nur an Seitenzahl und engem Druck, sondern auch an Sachreichtum und tieferem Eindringen ins Innere der Wissenschaft die erste Ausgabe weit hinter sich läßt. Schade daß (wie der Vf. S. 86. zu erkennen giebt) *Cornides Vindiciae Anonymi B. R. Not. ed. a Jo. Christ. Engel* (Budae 1802. 4.) erst während des Abdrucks seines Werks herauskamen. Der Vf. nennt übrigens S. 48. seine Einleitung nur einen Vorhof zur Specialdiplomatie von Ungern, und wünscht selbst ein ausführlicheres Werk darüber: (*donec filius patrias existat aliquis, qui ad modum Mabillonii, Besselii Heumannique Rem diplomaticam Hungariae illustret confirmetque*). Rec. wüßte niemanden, dem dieser Ruhm mit besserem Rechte vorbehalten seyn könnte, als den Vf. selbst. Wenn er indeß ein solches Werk, dem freylich mehrere Hindernisse im Wege stehen, nicht zu liefern wagen sollte: so wäre wenigstens zu wünschen, daß Hr. v. Schw. dazu Vorarbeiten liefern möge, die jetzt schon, und von Niemanden leichter als von ihm, geliefert werden können. So z. B. fehlt noch ein *Glossarium latinitatis mediae Aevi Hungaricae*.  
A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

*garicae*; — ein kritisch-chronologischer Real-Index aller schon aus Originalen oder Abschriften gedruckten Urkunden; — ein berichtigtes und vervollständigtes chronologisches vom Vf. selbst S. 264. gewünschtes Verzeichniß der Erzbischöfe, Bischöfe, Reichsbaronen, Kanzler, Vicekanzler und Obergespanne, die am Schlusse der ungerischen Urkunden angeführt zu werden pflegen, ein Abdruck des vom Vf. S. 26. fg. erwähnten *Registri de Thurloch* u. s. w.

Nach diesen Vorerinnerungen geht Rec. zu einzelnen Bemerkungen über, die sich ihm beyrn Durchlesen des Buches, und in Hinsicht auf ungerische Specialdiplomatie darbieten, und die hier nicht aus Tadel such, sondern aus Liebe zur Wissenschaft angebracht sind. S. 13. sagt der Vf. „*Commenta hujusmodi diplomatica in Hungaria non minori numero, quam alibi sunt obvia*. Et hätte zum Beyspiel die Urkunde von Andreas II. 1214 anführen sollen, nach welcher eine Familie von Atila abstammte. (*Pray diss. IV. p. 75.*) Niemals war die Königl. Kanzley so schlecht bestellt, als unter Andreas II. In einer Urkunde vom J. 1217 läßt sie K. Andreas II. selbst sagen: Er habe alle Privilegien der Zagraber Kirche, die man schon abgeschrieben aus alten und neuen Urkunden ihm vorgelegt habe, ohne weiters bestätigt, nach seinem Grundsatze: *ea, quae Deo data sunt, firma esse et irrevocabilia*. (Katona, beyrn J. 1217. S. 254.) Damals erhielt auch der Abt von Martinsberg (der dem K. Andreas früher, als er noch bloß Herzog war, wider den rechtmäßigen K. Heinrich oder Emericus, staatsverrätherisch beystand) sehr leicht die Bestätigung des berühmtesten Stephanischen Schenkungsbriefes, vom J. 1001., welchem aber sehr bald darauf ein geweihter Mann, der Bischof von Veszprim das *vitium falsitatis* eben so gut vorwarf, als unter K. Heinrich der Bischof von Fünfkirchen ein gleiches von einer Schenkungsurkunde für die Abtey von Földvár behauptete, (Kat. in Emerico p. 544.) und erwies (Schwartzn. p. 24.) S. 10. hätte bey Erwähnung der sogenannten *locorum creditibilium* über die Entstehung derselben die Auskunft aus *Kovachich Vestigia Comitiorum* S. 113. gegeben werden sollen. Bey S. 56. ist Rec. ganz mit der Meynung des Vfs. daß es nie ein eignes Magyarisches (oder wie man es verkehrt nennt, Hunnisch-Scythisches) Schrift-Alphabet gegeben, einverstanden. Die älteste ungerische Urkunde, welche Hr. v. S. gesehen, ist eine Quittung vom J. 1478. und die älteste Slavische ist ein Brief vom J. 1453. — Der Vf. macht S. 62. aufmerksam auf die noch zu bearbeitende Diplomatie der Nebenländer des ungerischen Reichs. Von der serbischen Diplomatie hat Hr. v. Engel die ersten Spuren in

in Volcans Briefen an den Papst vom J. 1198. und in Stephans I. (Sohns von Neeman) Siegel angeführt. (S. die zu Halle 1801. erschienene Geschichte von Serwien S. 210. 212.) Ein gelehrter Serwier sollte freylich die noch zerstreuten Data zu einer Serwischen Diplomatik (wovon einige auch in *Montfaucons Palaeogr. Graeca* p. 449. vorkommen.) zusammenstellen, und einige der merkwürdigern im Carlowitzer Archiv befindlichen Urkunden, welche zum Theil mit goldenen Bullen versehen sind, (S. 163.) abbilden lassen. Von wallachischen Urkunden sagt unser Vf. S. 62. „*De Instrumentis lingua Valachica conscriptis nihil habeo, quod pro certo adferam.*“ Rec. glaubt jedoch, daß der Vf. etwas von den Diplomen der wallachischen Fürsten seit 1372, auf denen noch heut zu Tage manche Rechte von Fogarascher Edelleuten beruhen (aus *Benkös Milcovia* II. 283. und dem ungerischen Magazin I. S. 365.) und der Moldauischen seit 1387 (vorzüglich aus *Dogiel* I. S. 597.) hätte verberühren sollen. Bey S. 75. und 255. wünschte Rec. einverständlich mit dem Vf. aber am liebsten von ihm selbst eine ordentliche und vollständige Tabelle über die Veränderungen der ungerischen Namen in den Diplomen, mit Anmerkungen, wie z. B. aus Gefer, Geysa, aus Benedictus, Bánk gemacht worden, und wie eine und dieselbe Person auch zweyerley Namen geführt habe, z. B. Bela und Adalbertus. S. 139. ist Rec. nicht der Meynung des Vfs. über die Auslegung des Monogramms in der vorgeblichen Urkunde Stephans I. vom J. 1001. Der Vf. findet darin die Worte: *Stefanus Rex Augustus*: Rec. aber folgende: *Stefanus Dei Gratia Rex* (vergl. S. 234.) S. 146. fg. wäre bey Gelegenheit der Siegelverfälschungen im Verfolg dessen, was über Andreas II. schlechtbestellte Kanzley schon oben gesagt worden, auch noch anzuführen: *quod* (wie er selbst S. 123. sagt) *de adulteratione duplisis sigilli nostri antiqui liquido nobis constiterit, propter quod illud in medium sequestrari fecimus etc.* Von dem Gebrauche des schwarzen Wachses zu Siegeln in Ungern hat der Vf. S. 156. eine deutliche Spur vom J. 1367 angeführt; von Oblaten-Siegeln hat er aber auch nach neuern Untersuchungen kein älteres als vom J. 1602 in Ungern gefunden, citirt aber Hn. Kindlinger, der in Westphalen dergleichen vom J. 1571. folg. entdeckt hat. Zufolge S. 175. nimmt der Vf. an, daß das viermal gebälkte ungerische Wapen von K. Emerich herrühre, der vier Königreiche in seinem Titel geführt, und eben so viele durch Balken im Wapen bezeichnet habe; eine sinnreiche Hypothese, welche eine weitere Prüfung verdient. Von Andreas II., der selbst ein Johanniter-Ritter gewesen, rühre das doppelte Kreuz her. (Hiermit stimmt aber Hr. Schönwiesner nach Anleitung einer Münze S. 128. in *Notitia Rei Num.* nicht überein.) Die drey Hügel bedeuten nach dem Vf. S. 179. nicht die Gebirge Tatra, Fatra, Mátra, sondern die drey Stände: Prälaten, Baronen, Adliche. Ludwig I. vereinigte zuerst das Kreuz und die Balken. — Nach S. 187. vergl. S. 284. hat der Vf. unter den aufgedruckten Siegeln der Urkunden von Karl I. an bis Albert folgende Formeln gefunden:

*Commissio Domini Regis relatio Henrici, Piponis etc.* S. 190. hätte nicht verschwiegen werden sollen, daß die *Corrigiae* vor dem XIII. Jahrhundert nach der Meynung und den Beweisen der vorzüglichsten Diplomaten nicht üblich gewesen, welches Hr. Gebhardi in der von Vf. citirten Stelle ganz richtig und zweckmäßsig in Anreugung bringt. S. 200. ist der Vf. mit Palma der Meynung, daß Sigmund zuerst Wapen an ungerische Familien verliehen habe. Der älteste Wapenbrief sey vom J. 1401. Der Vf. hätte jedoch auf den viel ältern Gebrauch der Turniere in Ungern und auf die Zeichen, die man schon damals auf dem Helme führte, zurücksehen sollen: So z. B. weiß man von Karl-Robert, daß er in Turnieren als sein Zeichen, einen Strauß auf dem Helme trug. Auch hätte sein Diplom vom J. 1326. in Erwägung gezogen werden sollen, wo es heißt: *Cristam inferius descriptam, quae vulgo Tzimer dicitur, in forma avis, scilicet Falconis aurei, habentis distensas blancas alas, . . . eidem M. Nicolao . . . in signum dilectionis specialis duximus conferendam.* (Vergl. die Münze Karl Roberts bey Schönwiesner Nr. 76. Tab. II.) Es wären auch wohl die schon im XIV. Jahrhundert vorkommenden Privatiegel mit den spätern Wapen derselben Familien zu vergleichen. Daß z. B. die Bubek's auch später das nuntliche Wapen brauchten, welches Detricus Bubek 1399. (S: *Batthyáni LL. eccl.*) in seinem Siegel führte, bestätigt *Bartholomaeides in Memorab. Csetnek* (Tab. I. Fig. 2.) und das Wapen des Nic. Konth vom J. 1363. bey *Wagner Collect. Geneal. I. Fig. 14.* vgl. 15. S. 202. Ein merkwürdiges Beyspiel einer auf drey Siegeln zerstückelten Inschrift geben die ständischen Siegel der drey Nationen in Siebenbürgen. S. 204. bey den Worten: *Cassovia prima fuit* — hätte auf die siebenbürgische Quartal-Schrift VII. S. 216. zurückgesehen werden sollen. S. 210. hat der Vf., der sonst die diplomatische Literatur vollständig am gehörigen Orte beybringt, bey dem päpstlichen Fischer-Ringe vergessen, auf folgende sehr brauchbare Abhandlung zu verweisen: *Specimen inaugurale sphaeragisticodiplomaticum de annulo Piscatoris. Quod sub praesidio . . . Georgii Andreae Willii . . . pro consequendis Magistrii honoribus die 19. Jun. 1787 publico examini subicit Joh. Gabr. Bezzel, Norimbergensis. (Altorfii 40 S. 8.)* — Bey S. 236. a) hätte nicht übergangen werden sollen, daß die älteren dalmatischen Diplomen, und besonders die angeblich von Colomann ausgestellten Urkunden für Spalatro und Trau von 1103 und 1108 sehr verdächtig sind, (v. Engels Geschichte des ungerischen Reichs II. S. 480.) Daß Rama S. 238.) eigentlich die Herzegovina, das südliche Bosnien bedeute, hat Raitsch (bey v. Engel III. 192.) bemerkt. Die eigentliche Bedeutung des Titels: *Regnum Cumaniar*, hat der Vf. nicht angegeben; auch hat Matthias Corvinus nicht nur Schlesien und die Lausitz; sondern auch Mähren besessen, (S. 236.) und in seinen Titeln geführt. Die Formeln, welcher sich die Könige von Ungern in ihren Verleihungen (zumal von Freyheiten an den Bürgerstand) im Eingange bedienten, drücken öfters sehr gesunde und sogar in unsern Zeiten hier und



und da verkannte Grundsätze einer guten Staatsverwaltung aus, und hätten vom Vf. S. 243. mehr Lob, als Ironie verdient. Man lese nur die Urkunden, wie sie in *Schlözer's* kritischen Sammlungen S. 280. fg. in einer schönen Reihe zusammengestellt sind. S. 248. hätten die Beyspiele von sonderbaren Urfachen der Schenkungen noch sehr vermehrt werden können, und (weil die Sache lehrreich und wichtig ist,) der compendiarischen Kürze ungeachtet, vermehrt werden sollen, zumal da man außer Hn. v. *Schwartners* Werke nichts befriedigendes in dieser Fache hat. S. 251. hat der Vf. das Beywort *gloriosus* oder *gloriosissimus*, vergessen, mittelst welchen die Könige von Ungern ihrer selbst, und ihrer Vorfahren und auch andere derselben (z. B. in *prologo Anonymus B. R. Not.*) gedacht. S. 254. hätte der Vf. bemerken sollen, daß einige Familien Namen in Ungern allerdings schon in dem XI. Jahrhundert gebräuchlich waren, allein daß diese eingewanderte Deutsche und Italiäner gewesen. Stoff zur Ausführung dieser Bemerkung giebt *Thurotz II. 10. seq.* So z. B. lebte zu Salomons Zeiten *Wyd von Gurkeled* (Gutgeld?) (ibid. Kap. XVI.) Die Formel: *N. de genere* (oder *de generatione*) *N. natus* hiebey nothwendig erläutert werden. Bey S. 259. hätte schicklicher als S. 274. wegen mehrerer Beyspiele von verschiedenen Namen und Zweigen einer Hauptstammfamilie auf die *Collectanea genealogica*, von *Wagner* (*Decades V.*) verwiesen werden sollen, die zu Pest 1802 früher, als das Buch des Vf. erschienen. — S. 260. wird mit Recht der Mißbrauch gerügt, der mit den sogenannten Prädicaten getrieben wird. Vorzüglich treiben denselben die siebenbürgischen Szekler, bey denen es fast allemal, statt z. B. *N. de Kézdi Szent Lélek*, welches gleichsam ein Grundeigenthum von diesem Orte anzeigt, heißen sollte: *ex Kézdi Szent Lélek*, weil sie daher stammen, ohne vielleicht einen Fußbreit Landes daselbst zu besitzen. S. 261. war dem Rec. sehr auffallend die Kürze, mit welcher der Vf. von den *Servientibus privatorum* spricht, und noch auffällender sein Stillschweigen über den Ausdruck *Jobbagyones* und dessen nach und nach so sehr veränderte Bedeutungen; der zur Erläuterung hierher nöthigen deutschen Literatur, z. B. *Estor de ministerialibus*, *Scheidt's* Nachrichten vom hohen und niedern Adel etc. hat der Vf. gar nicht gedacht. Dennoch ist es gerade hier, wo man dem Diplomatiker zurufen muß: *Hic Rhodus, hic salta!* Bey S. 262. glaubt Rec. daß das Wort: *Barones* — aus *Boerones*, oder *Bojarones* gebildet, und also Slavischen Ursprungs sey; (andere leiten es bekanntlich von Wahr, *Wahrea*, ab); auch hält er es mit *Szarke* in Absicht auf die Ableitung des Worts *Nador Ispány*, und glaubt das *Nagy Ur* habe in den alten Zeiten den Herzog, und dann den König von Ungern bedeutet. Das Thema von den Grafen in Ungern ist besser als sonst irgendwo, mit Beybringung einer merkwürdigen Urkunde S. 267., aber doch nicht erschöpfend genug abgehandelt. So z. B. ist die Formel: *Comes pro tempore constitutus* nicht erwähnt, noch weniger ist der Unterschied erklärt, der z. B. in Zipsen zwischen dem

*Comes pro tempore constitutus* und dem *Comes terrae Scepusiensis* (d. h. dem Präsidenten der XXIV. Königl. freyen Städte und Flecken) statt fand: vielmehr findet Rec. in dem Ausdruck des Vfs. S. 266. „*nee non Comes terrae Scepusiensis, Landgraf, qui anno demum 1465 perpetuus factus est*“ — eine Ideenverwechslung. (S. *Schlözer's* Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen S. 690.) S. 276. fg. läßt sich die ungeheure Summe von 1,280,000 Ducaten, die dem Uebertreter des Diploms vom heiligen Stephan für die Veszprimer Kirche zum heiligen Michael angedroht wird, durch nichts entschuldigen, und gehört mit zu den übrigen zahlreichern Kennzeichen der Unächtheit dieses Diploms. Im Gegensatz der Imprecationen und Verwünschungen, welche so manches Diplom schliessen, hätte der Vf. den päpstlichen am Ende der Bullen stehenden Wunsch: *Bene Valet*, erwähnen und aus „*Oelrichs de Siglo Pontificali Bene Valet*.“ 1773. fol. erläutern sollen. Eben dieser *Oelrichs* hat ein *Programm de stampilla diplomatica*. Palaeo — Stettini et Rostock 1762. fol. herausgegeben, dessen bey S. 287. zu erwähnen, der Mühe werth gewesen wäre. Von der Art, durch Handzüge Urkunden zu unterfertigen, hätte aus *Cosmans* (eigentlich *Peter Ant. Franks*) Abhandlung vom großen Namenshandzeichen Maximilians I. (Maynz 1786. 67 S. gr. 8.) ein Beyspiel angezogen werden können. S. 301. Das Herumreisen der Könige ward durch die überall zerstreuten *Udvarnicos* sehr begünstigt, von denen wir bey dem Vf. keine Auskunft erhalten haben. S. 329. Die im Diplom *Belas II.* für *Demes*, falsch angezogene Epakte ist auch nur einer der mehrern Beweise wider die Aechtheit desselben. — Das angehängte *Diplomatarium* besteht aus XXXV. Urkunden (bey der ersten Ausgabe bestand es nur aus XII.) Die Besitzer der vorigen Ausgabe werden wünschen, daß keine Urkunden derselben hier wieder abgedruckt, sondern ihre Stellen durch ganz neue und noch ungedruckte ersetzt wären. Rec. hingegen richtet seinen Wunsch dahin, daß der Vf. bey einer künftigen Auflage seines Werks, welche dasselbe wohl bald erleben dürfte, einen Band ganz einer vollständigen Ausführung der Diplomatik, und den zweyten einem reichhaltigen *Diplomatario* von Urkunden aller Art, mit erläuternden kritischen, auf die Vorschriften der Diplomatik hinweisenden Anmerkungen widmen möge. An Materialien kann es ihm (wie aus der Vorrede erhellt) nicht fehlen, noch weniger aber gebricht es ihm an Geschicklichkeit und Fleiß, um dem vollen Glanze des Ruhmes „ein *Mabillon* für Ungern zu seyn,“ immer näher zu kommen.

Ohne Druckort: *Die Revolutionsgeschichte der Venezianer im Jahr 1797.* In Briefen bearbeitet von *J. F. Fick.* Mir der Ansicht des Markusplatzes. 1802. 318 und XXIV S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Eine *Revolutionsgeschichte der Venezianer im J. 1802* herauszugeben, scheint etwas gewagt zu seyn; wenigstens werden viele die Frage aufwerfen, für welche Classe von deutschen Lesern das Werk eigentlich



lich bestimmt sey? Für das große Publicum, das bloß aus Neugierde liest, auch allenfalls zu seiner Zeit über die Begebenheiten sich oberflächlich zu unterrichten wünscht, ist es nicht; denn für dieses hat der Gegenstand den Reiz der Neuheit schon zu sehr verloren; auch ist es für diese Classe, die übrigens die Hauptbegebenheiten schon längst weiß, viel zu umständlich, kleinlich und weiterschweifig. Für den eigentlichen Gelehrten und künftigen Geschichtschreiber ist es nicht befriedigend und gründlich genug, indem der Vf. keine wichtigen Quellen hatte, aus denen er schöpfen konnte, ja nicht einmal alle die Werke benutzt hat, die wir über die Revolution von Venedig besitzen. Die *Lettera ingenua ad un amico* etc. die venezianische Zeitung „*il nuovo Postiglione*“ und die *Raccolta di carte pubbliche* (das wichtigste von den dreien) sind die Werke, die er am häufigsten citirt. Das Uebrige ist das, was er selbst gesehen, oder hin und wieder gehört hat, und wobey in Zeiten der Unruhen und der Staatsumwälzungen, sich so manche Irrung natürlich einschleicht. Aber von einer dritten Seite könnte das Werk dem Publicum willkommen seyn, nämlich durch eine neue, interessante und anziehende Darstellung des Ganzen. Hierzu aber ist der Vf. ganz und gar nicht geeignet. Seine Manier ist äußerst weiterschweifig und schwerfällig, und seine Sprache durchaus seltsam, gedehnt, hin und wieder abentheuerlich und nicht selten undeutsch. Um diesen Vorwurf zu rechtfertigen, will Rec. nicht hin und wieder Stellen aus dem ganzen Bande ausheben, sondern einen einzigen Bogen wählen; und das sey der erste. S. 15. „Für sie sank am Abendhimmel, ahnlich die Sonne der Hoffnung nieder, und eine dunkle Aussicht durch eine finstere Nacht schien allmählig sich zu nähern, welche den Horizont über dem festen Lande der Republik Venedig zu verdunkeln drohte. Eben-dasselbst. Mantua, welches seine treuen Adlersflügel mit Traurigkeit und Wehmuth, aber doch auch mit Ruhm und Ehre sinken ließ. S. 7. Da sie noch überdies befürchtete, als möchten die gutdenkenden Bewohner von Verona einen Aufruch erregen. S. 9. Zumal man aus dem Munde eben dieser Männer mit einer gewissen Bedauerniß vernehmen könnte.“ S. 16. „W. wollte nicht vor Venedig vorbeysgehen, ohne viele dessen Ein-

wohner mit seinem angenehmen Besuche in ihrer Stadt zu erfreuen.“ Der nämliche Bogen liefert noch mehrere Beyspiele laher Perioden und seltsamer Ausdrücke und Wendungen, wohin vorzüglich das Ende von S. 3. gehört, welche Periode aber zum Abschreiben zu lang ist. — „Das Vaterland des Livs und des jüngern Plins“ (S. 11.) klingt sehr widerlich und affectirt. — Dafs der Vf. höchst weiterschweifig und bisweilen langweilig ist, scheint er selbst zu fühlen, und vertheidigt sich gewissermaassen dagegen in der Vorrede. Gleichwohl verspricht er halb und halb einen zweyten Band. — Das Ganze ist in Briefform bearbeitet, und, um dieser Erdichtung ein Ansehen von Wahrheit zu geben, läßt der Vf. ohne Unterlass eine Anrede an seinen Freund und gewisse Formeln einfließen, die, wenn das Werk wirklich in Briefen geschrieben worden wäre, im Drucke hätten unterdrückt werden sollen. Wer mag in einer Revolutionsgeschichte Stellen wie folgende lesen! S. 188. „Hoffentlich hat Sie, mein Freund, der erquickende Schlaf in seine weichen Arme eingewiegt. Ich gönne Ihnen dieses schätzbare Glück des Lebens, und wünsche Ihnen dasselbe auch Zeit Ihres Lebens. Es ist spät, und ich fühle dieses Bedürfniß ganz. Nur noch einen Blick auf meinen Feuerzeug, und dann — gute Nacht.“ — Wie sehr dem Vf. daran lag, einen Band zusammen zu schreiben, zeigt er unter andern auch dadurch, daß er S. 268. und einige folgende mit dem Inhalte eines Gedichts anfüllt, „denn, sagt er, dieser schriftliche Aufsatz enthält zugleich so viele Wahrheiten, daß ich mich berede, als dürfte eine wesentliche Darstellung derselben meinen Lesern nicht ganz unwillkommen seyn.“

PIRNA, in d. Arnoldischen Buchh.: Beschreibung einer Maschine, die das Durchgehen der Reit- und Wagen-Pferde verhindert. Nebst einem ausführlichen Unterricht über den Gebrauch derselben von J. G. Herklotz. Mit 5 Kupfertafeln. Neue wohlfeilere Ausgabe. 1802. 54 S. 8. (14 gr.) (S. d. Rec. im 2ten Jahrg. d. Ergänz. Blätter. Nr. 127.)

### KLEINE SCHRIFTEN.

ÖKONOMIE. Cassel, in d. Hampschen Buchdruckeroy: Patriotischer Vorschlag zur Umschaffung aller öden und unfruchtbar gewordenen Waldreviere in nutzbaren Holzbestand. (Von J. C. Thomas.) 1801. 52 S. 8. (6 gr.) Bloß des Vfs. guter Wille ist zu loben, der ihn angetrieben hat, diese Blätter drucken zu lassen, noch mehr aber eigene Versuche der Holzcultur zu machen. Er holt etwas weit aus, ehe er uns sagt, was er

denn eigentlich für Holz auf solche Oeden bringen will, und dies sind denn nicht etwa Birken, nein, diese werden mit den andern Holzarten verworfen, sondern Fichten- und Kiefernpflanzen. Die Sache ist etwas zu einseitig behandelt. Passen denn in allen öden Boden Kiefern- und Fichtenzpflanzen? Uebrigens sind Vorschlag und Verfahren dabey bekannt genug.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 30. April 1803.

## GESCHICHTE.

LEUTSCHAD, gedr. b. Podhoranszky: *Supplementum Analectorum terrae scopusiensis notationibus ex veteri ac recentiore Hungarorum historia depromtis auctore Joanne Bardojy, R. majoris Gynnasii Leutschov. Directore ac Incl. Comitatus Scepusi Tabulae judic. Affessore illustratum, promotore et adjutore adm. rev. D. Michael Schmauk, Párocho Matthaeivill. excusum.* (P. I. Saeculum XI. XII. praecipue autem XIII.) 1802. 460 S. 4. Doppelter Index.

Wer es weiß, was des fleißigen und kritischen Jesuiten Karl Wagner *Analecta Scepusii* der ungrischen Geschichte für Dienste erwiesen haben, der freut sich über den Titel eines Buchs, das als *Supplementum Analectorum Scepusii* angekündigt wird. Es ist ganz richtig, daß so fleißig, sorgfältig und scharfblickend auch Wagner war, ihm doch manches alte Denkmal, manche schätzbare Urkunde entging; denn wo vermag Einer Alles zu leisten? — ganz richtig ferner, daß es sehr der Mühe werth wäre, in höchstens ein paar Quartbänden, das von Wagner übersehene nachzuholen.

Wenn man über dies Buch näher einsieht: so erstaunt man, bey dem großen Rufe, in dem Hr. B. als der jetzige Hauptschriftsteller in der Geschichte Ungerns bey gewissen Leuten steht, wie sich dieser Ergänzer zu Wagner selbst verhalte.

Das Gute, was an diesem Buche ist, besteht hauptsächlich in mehreren vom Vf. neu oder aus Originalien verbessert herausgegebenen Urkunden als z. B. a) S. 1. eine vom J. 1091, welche jedoch mehr die Familie des Grafen Gláki als Zipfen betrifft. b) Eine von Heinrich Herzog von Cracau und Schlesien vom J. 1204. über deutsche Ansiedler am Dunajec. c) Eine von Andreas II. (S. 7.) von J. 1209. vom Vf. aus dem Original richtiger, als von Wagner aus einer Abschrift herausgegeben. d) Eine vom Crakauer Bischof, Vislaus vom J. 1234, über eine neue Ansiedlung bey Ludemer. e) Eine vom Herzog Heinrich, über den Verkauf des Dorfs Rogoznik 1237. (Die Urkunden b. d. e. brachten die zur Gränzberichtigungs-Commission beorderten Gallizischen Commissare zum Erweis dessen mit, daß auch in den älteren Zeiten die Gränzen Polens mit Zipfen so wie jetzt, bestanden hätten) u. s. w. Um den Werth des Werks, so zu sagen, in Zahlverhältnissen zu bestimmen: so bemerkt Rec. nach angestellter sorgfältiger Uebersicht: es seyen hier überhaupt 118 Urkunden geliefert. Von A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

diesen sind 63 ganz neu, und stehen in Wagner nicht, der Vf. hat sie theils aus Originalen, theils aus authentischen Transsumten, theils aus Processen, oder officiellen gedruckten Schriften gesammelt, und mit einer Sorgfalt, an welcher nichts Erhebliches getadelt werden kann, ziemlich getreu abdrucken lassen. Allein nicht nur in diesen 63 Urkunden meistens aus dem XIII. Jahrhundert besteht die Bereicherung, die der Geschichte durch dieses Werk zu Theil wird: 13 andre Urkunden hat der Vf. richtiger und vollständiger herausgegeben, als Wagner; wo er nämlich Originalien oder authentische Transsumten vor sich hatte, während Wagner sich bloß mit Abschriften behelfen mußte. Auch für diese verdient Hr. B. den warmen Dank der Geschichtsforscher, welche sehr wohl wissen, wie viel es auf richtige Lesart bey Urkunden ankommt. Rec. will hievon bey Gelegenheit dieses Buchs ein merkwürdiges Beyspiel aufstellen: Wagner giebt in den *Analectis Scepusii* (I. S. 118) aus einer Abschrift eine Urkunde von Ladislaus dem Cumaner vom J. 1278, worin er dem Comes Elias das Dorf Garschenkt: „ita tamen, quod annuatim idem Elias Comes ratione ipsius terrae assumpsit solvere unum florenum, auri. Hierauf gründet ganz natürlich Hr. Schönwiesner in *notitia rei num.* S. 170. folgende Bemerkung: „Florensi auri, qui Florentias 1252 exorti sunt, in Hungaria memprantur jam ad a. 1278. Und dennoch ist diese Bemerkung falsch, weil die Wagnerische Lesart nicht richtig ist. Denn bey unserm Vf., der das Original vor sich hatte, heißt es: S. 120 *idem Comes Elias. . . assumpsit solvere unum fertonem Auri.*

So weit geht also bey unserm Vf. der wahre und reine Gewinn für die Wissenschaft. Denn 40 andre Urkunden, die er ebenfalls hat der Länge nach abdrucken lassen, sind schon bey Wagner, oder bey Pray, Katona u. s. w. zu finden: und hätten höchstens der chronologischen Reihe wegen, in einem kurzen Auszuge erwähnt werden sollen. Hierüber entschuldigt sich jedoch der Vf. in der Vorrede und S. 154. 155. Note 65. mit den Wünschen seiner Pränumeranten, deren mehrere kein Exemplar von Wagner besaßen. (Es sind aber noch gar viele Exemplare von Wagner zum Verkauf vorhanden). Wegen dieser wenigen Aelter-Literatur-Freunde, die nicht einmal ihren eigenen Wagner besitzen, muß das übrige respectable Publicum für mehrere Wagnerische Urkunden auf neue zahlen.

Gesetzt aber, man wolle auch dies noch mit Geduld tragen; so wird doch für jeden, der das Buch nicht gesehen, die Frage übrig bleiben: Wie kommt es, daß 118 Urkunden den Raum von 460 Quartseiten

ten (ziemlich sparlichen Druckes) fassen? Wie kommt es, dass man mit diesem Band nicht über das XIII. Jahrhundert rückt; und soll man sich also, indem man auf jedes Jahrhundert einen Band rechnet, noch auf fünf solche dicke Quartbände gefasst machen? Alles dieses beantwortet sich dadurch, dass der Vf. für gut gefunden hat, das wenige Gold in gar viele unnütze Schlacken zu hüllen, d. h. die Urkunden nur als Vehikel zu brauchen, um in hochtönenden und langen Noten die Fülle seiner historischen Weisheit auszuschütten. Zwar nimmt man von einem guten Diplomatiker und Historiker kurze pragmatische Sach- und Worterklärende Noten mit Dank an; zu einer solchen Classe gehören aber die allerwenigsten Noten des Vfs. Die überwiegend meisten Anmerkungen enthalten baaren historischen Unsinn, den wir uns kaum zu erklären wüßten, wenn aus der Vf. nicht den Schlüssel dazu in der Vorrede gegeben hätte.

Als nämlich das Zipfer Comitatus den Vf. zu der mit Gallizien abzuhaltenden Gränzberichtigungs-Commission zog; und der Vf. alles das, was er wünschte, mit Urkunden zu erweisen nicht im Stande war, versiel er auf die ungereimte Hypothese: man müsse die Gränzbestimmung des ungrischen Reichs noch von den milanischen Hunnen ableiten. Er theilte seine Arbeit dem Domherrn Pray mit; und dieser warnte ihn auf die ihm eigne beiläufige und seine Art, vor dem historischen Abgrund, in den er sich stürzen wollte, in einem Briefe, den der Vf. selbst in der Vorrede hat abdrucken lassen. Unser Vf. verstand solche seine Erinnerungen nicht: In der Vorrede beharrt er auf seiner obigen Hypothese, und hofft sogar, der kais. königl. Hof werde gegen sein System, nach welchem er die Gränzen Ungerns such über Oesterreich, Steyermark, Kärnthen, Krain und Mähren erstreckt, Böhmen aber und Schlesiens zu den ungrischen Nebenländern rechnet, gar nichts (in his rerum aevi nostri adjuvantiis) einzuwenden haben. (Der Vf. hat wirklich und im Ernst unternommen, dieses Unfactum S. 100 ff. zu erweisen). Da nun der Vf. keine Gelegenheit gefunden, sein diesfälliges System in einem eignen Werke chronologisch aufzustellen: so hat er dasselbe, laut der Vorrede, damit es mit ihm nicht zu Grabe gehe, wenigstens in die diesem Werke angehängten Noten zerstreut, und so dasselbe — wahrlich ein unsterbliches Meisterstück — vom Untergang gerettet. „*Ut adeo novitas operis hujus ad Hungaricam veterem Historiam — dignitati suae restituendam pertineat.* Den Hauptinhalt seiner Noten schildert der Vf. selbst mit folgenden Worten: „*Diplomatibus his, ubicunque se occasio obtulerat, Notas tam Asiaticae Europaeae Hunnorum vel Hungarorum (wie man sieht, nimmt der Vf. beides für gleichbedeutend) quam Periodi Arpadinae Historiam complexas, origines item variarum Hungaris annexarum Nationum et rituum, veterem denique limitum Hungariae, partiumque annexarum constitutionem secutasque institutiones exhibeo.*“

Wer die Vorrede gelesen hat, wird also schon auf den sonderbaren Inhalt der Noten gewissermaßen

gefasst seyn; jedoch übertreffen dieselben wirklich alle Erwartungen. Hier ein paar Beyspiele, durchaus mit den eignen Worten des Vfs. S. 30. Note 14. „*Scepusii nomen derivatur a Scyris, Atlas in famosa A. 451. expeditione Gallica (Sidon. Apollin. in Paneg. Carm. VII.) sociis, quos Procopius Caesariensis Nationem Gothicam fuisse, ac in septentrionalibus Istri regionibus habitasse, Plinius autem usque ad Vistulam diffusos fuisse, ap. Stritt. T. IV. Ind. geogr. p. 296) testatur, se ipsos Scyrses aut Scirpses (apud veteres enim lit. c. literae s. adjecta, fibillum literae s. duplicabat.) hodie loco c. utimur litera z.) Regionem sciam Scyrses vel etiam Zyrpses Land, et mox canina litera exmissa, Scyrses vel Syrses Land, ita Castrum quoque Scepsusense Scyrses hus vel Zyrpses haus vocabant, unde scilicet contractum illud Scyrses postea Scepusus, non raro in antiquis diplomatibus occurrens derivatur. Scyrorum memoriam Opidum quoque Scyrzye in Zatoriensis Ducatu existens, hodieque retinet. Ut adeo sub nomenclatione Scepusiensis terrae Comitatus quoque Ovariensis (der Vf. meynit damit den Altlander Bezirk) continetur.“ — Wo möglich noch einziger in ihrer Art ist die Stelle S. 22. Not. 13 b. „*Morum igitur Philosophia seu religio, qua unus Deus Opt. Max. universi conditor et rector adorabatur, per Lamam optimo successu propagata, quum Hunnita Pincusium Bonziorum, qui ridiculis quibusdam falsorum numinum simulacris sacrificabant, placitis abhorrent, Sinas quidem Gar — vel Gar — bona — s. hodierno quoque significatione nostro, veneficos aut superstitionibus deditos, se ipsos autem Mogoc — os vel Alagar — os (cf. Pray ep. resp. p. 160) hoc est gentes in Asia Magos, quorum nempe memoriam, Sinis intra canina carentibus Mongoli vel Mougali, etiam Mongolici dicti per boreales mundi regiones in moderna orientali Tartaria, nec non Mongoles, re ipsa Mogores per septentrionalem Indiam, ac demique Magyari per Hungariam hodieque retinent, appellare, novoque hoc jure, velut popularis, qui sapientia et religione reliquas gentes excelleret, nomine attributo, quod subinde ipsi quoque Hungorum Imperatores, nominis divini reverentia ducti, per autonomasiam assumere maluerunt, gloriari coeperant.“**

Einblicksvollere Leser werden glauben: dass dergleichen Stellen ihre Verwerflichkeit und Lächerlichkeit mit sich führen — allein Rec. hat leider die Erfahrung gemacht, dass es Leute giebt, die sie gleich einem Evangelio glauben, und den Urheber derselben für ein großes historisches Licht halten; dass ferner ein einziges antikritisches Buch wegen der Schwachheit der meisten Leser mehr Schaden anrichtet, als zehn kritische und gründliche Nutzen stiften können: zumal wenn es nicht gehörig gerügt wird.

Nicht alle Noten des Vfs. sind inzwischen von dieser Art. So z. E. ist die 2te Note über das Verhältniß der Flüsse Poprad und Donajetz geographisch, die 3te genealogisch brauchbar u. s. w. Aber auch von den Noten dieser Art sind einige nicht nöthig (wie z. E. das was in der 6ten Anmerkung gesagt wird, den

den Lesern aus Pray, Katóna u. s. w. längst bekannt seyn muß) andere zu lang: in mehreren ist das Wahre mit dem Falschen, das Brauchbare mit dem Unbrauchbaren ärgerlich vermischt. So z. E. war es wohl der Mühe werth, in der 8ten Note aufmerklich darauf zu machen, daß sich schon Andr. II. erlaubt habe, vom unveräußerlichen Grund und Boden der Zipfer Deutschen, einzelne Stücke abzuwacken, und als solches Eigenthum wegzugeben; allein die nachfolgende Behauptung, daß im Sároszer Comitát das Novum Castrum (Vjvár) zu suchen sey, dessen „Comites et Duces“ als zugleich *Comites et Duces Scepusti* in alten Urkunden, und in jener Andreanischen 1209 vorkommen, leidet viel Einschränkung.

Als vorzüglich merkwürdig und sehr brauchbar dagegen zeichnet Rec. folgende Noten: aus. S. 191. Not. 70. eine kurze Nachricht von dem berüchtigten Proceß zwischen dem Zipfer Adel, und dem Zipfer Clerus, über die Frage: ob letzterer auch von den sogenannten Allodialgründen des Zipfer Adels dem Zehnden zu nehmen habe? worin die königl. Tafel zweymal bejahend, die oberste Justizstelle aber, oder Septemviratsstelle zweymal und definitiv verneinend entschied. — S. 302. Not. 92. Ein Holzstück mit der Abbildung des alten Siegels der deutschen Zipfer Universität aus dem Siegel von einer Urkunde des J. 1295. Schade daß der Vf. dieses Siegel nicht in einer laubern Kupfertafel, nach einer genauen Zeichnung mittheilte. Das Original liegt in Donnersmarkt. Das ähnliche Siegel, welches Gottfr. Schwarz (*recensio critica Schmeizeliani de numis Transilvanicis commentarii Rinteln 1764. S. 13*) sah, hing an einer Urkunde des J. 1315. Schwarz sah auf dem feinen drey Hügel auf deren mittelsten das Kreuz stand; gegen Holzstück stellt nur einen einzigen Hügel, jedoch das doppelte Kreuz zwischen zwey Hügel (dem Zeichen eines durch Waldauwendung entstandenen Ländchens) vor. Die Umschrift heißt: *Sigillum Saxorum de Cip*, auf einem spätern Siegel aber las der Vf. die Umschrift (S. 399) folgendermaßen: *Sigillum Saxorum de Cip*. Hierüber faßelt freylich der Vf. in der Anmerkung) *Vetus Germanorum Zip vel Zipf hodiernum Zipfel laciniam significat etc.* das Factum aber, das er anführt, ist bedeutend, und einer nähern Untersuchung werth, wobey Schlözer's Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen S. 688 zu vergleichen wären. S. 406. Not. f. Ist ein officieller Bericht des Magistrats der Stadt Leutenau eingerückt, welcher zu erkennen giebt, warum diese alte Hauptstadt des Zipfer deutschen Bundes die wenigsten Urkunden zur Geschichte desselben liefern könne.

In einer Schlussnote will der Vf. sich über Pray erheben, und beweisen, daß der Anonymus Belae R. Notarius, Bela I. und nicht dem III. angehöre. Rec. hofft, der Vf. werde indessen *Comidessii Vindicias Anon. B. R. Notarii* (Budae 1801. 4.) geleiten, und von Corrides gelernt haben, wie ein guter Historiker eine solche Frage abzuhandeln habe? und wie sich ein im Winkel Ungerns bey eingeschränkten literarischen Hülfsmitteln arbeitender Mann billig hüten solle, ei-

nem mit Kenntnissen und Quellen umgebenen Erzbiographen, wie Pray, ins Blaue hinein zu widersprechen. Ein chronologisches Register aller aufgeführten Urkunden, und ein fleißig gearbeitetes Realregister erleichtert den Gebrauch des Werks, und das letztere gewährt eine concentrirte Uebersicht aller der Behauptungen, die in den verschiedenen Noten des Vfs. zerstreut sind. Eine Fortsetzung ist immer zu wünschen, nur müßte der Vf. dabey Hn. Pray's Rathschläge befolgen.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Zürich, b. Orell, Füssli u. Comp.: *Helvetischer Revolutions-Almanach* für das Jahr 1801. 56 u. 177 S. 12. (1 Rthlr. 18 gr.)

2) Ebendaf.: *Helvetischer Almanach* für das Jahr 1802. 214 S. 12. (1 Rthlr. 12 gr.)

3) Ebendaf.: *Helvetischer Almanach* für das Jahr 1803. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Die Bemühungen der Herausgeber und Verleger haben diesen Almanach immerfort, in dem schon von uns gerühmten Werthe erhalten.

Der Jahrgang von 1801 August 1801. 2) *Den Re- Chronik vom Nov. 1797ischen Republik*; nämlich das gierungsetas des gesetzgebenden Raths, des Volkziehungs- Personal des Consilium der auswärtigen Angelegenheiten, des Kriegswesens, der Justiz und Polizey, der Finanzen, der innern Angelegenheiten, der Künste und Wissenschaften, nebst den ihnen zugehörigen Bureaux, des obersten Gerichtshof, die Regierungstatthalter in den Cantonen. 3) *Die Geschichte des Appenzeller Kriegs* bis zur Schlacht am Stols (1400—1405.) 4) Fortgesetzte Skizze der helvetischen Revolution. Diese Abtheilung geht mit der nach dem Einzuge der französischen Truppen in das Waadtland erlassenen Botschaft des Directoriums v. 5. Febr. 1797 an, und endigt mit der Proclamation einer untheilbaren demokratisch-repräsentativen helvetischen Republik. Die Kupfer sind: der *Kirchgang zur Tausch*, ein niedliches Blättchen von König gezeichnet und von Lips gestochen; verschiedene baurische Schweizertrachten; dann Gegenden; auf dem Wege nach Betschlerum von Meyer, Unterseen, Rinkenbergr geätzt von König, Eglihu, geätzt von Bidermann; zwey ländliche Wohngebäude aus dem Canton Zürich; endlich eine Karte von Bisthum Basel, reducirt von Koller, gestochen von Lips.

Im Jahrgang 1802 sind enthalten die Alpenreise 1798 von Wyls, eine sentimentalische, durch praktische Digressionen häufig unterbrochne Beschreibung; das Buch, eine sehr rührende Erzählung von ebendenselben; geographischer Ueberblick des ehemaligen Cantons Bern; Holzenvergleichung der höchsten Gebirge in der bekannten Welt, mit denen in Helvetien.

tien. *Helvetische Chronik* vom Sept. 1800. bis Jul. 1801. Die Kupfer sind, eine Bauernhochzeit von König gezeichnet und von Lips gestochen; eben so schön, wie der Kirchgang zur Taufe im vorigen Jahr. Bauerntrachten, Ansichten von der Stadt Bern; der Herbstsonntag auf der Petersinsel, im Bielersee; bauerliche Wohnungen; Karte vom Bernergebiet nach Murdochs Entwerfungsart.

Im Jahrgang 1803. Kurze geographische Darstellung des Cantons Zürich. *Helvetische Chronik* vom Sept. 1801 bis Sept. 1802. Reise von Unterlaken nach Zürich und von da durch die kleinen Cantone zurück. Die Kupfer stellen vor die Weinlese am Zürichsee; Bauerntrachten; das Waisenhaus in Zürich; eine Ansicht von Zürich von der Nordseite; der Schützenplatz, eine öffentliche Promenade in Zürich; Gessners Denkmal, wozu noch eine Karte vom Zürcher Gebiet nach Murdochs Entwerfungsart nach dessen dormaligen Eintheilung in 15 Districte kommt.

Man ersieht aus dieser Anzeige, in der wir die Gedichte und kleinen Notizen haben übergehen müssen, daß dieser Almanach besonders dem Statistiker, auch noch nach Ablauf des Jahrs brauchbar bleibt.

**JERUSALEM: Leviathan oder Rabbinen und Juden,** als komischer Roman und doch Wahrheit,

voll der kurzweiligsten Erzählungen und doch Ernst. Vom Vf. des Behemoth. Erste, zweyte und dritte Parafcha. 1801. XVI u. 448 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Mit andern Worten: deamantirte Auszüge aus denen in Eisenmengers entdecktem Judenthum reichlich gesammelten Rabbinischen Thorheiten. Der angebliche Zweck, die Juden über die niedrige Rabbinenweisheit schamroth zu machen, hätte den Kitzel des Vfs., alles Scurrile und Obscöne vorzüglich auszuhellen, hemmen sollen. Komisch genug gebehret sich der hochgelehrte, neue Leviathan selbst, indem er überall die Rabbinenschriften mit Seitenzahl und Kapitel citirt, auch vor jeder seiner Parafchen von den excerptirten rabbinischen Schriften und ihren hier citirten Ausgaben ohne gelehrt scheinende Notiz giebt. Alle diese Gelehrsamkeit aber ist aus dem guten Eisenmenger abgeschrieben; und behält der Vf. gesunde Finger; so kann er noch so viele Parafcha's daraus in seiner Weise travestiren, daß sein jetzt noch kleiner Leviathan sich vor dem großen rabbinischen Leviathan nicht mehr zu schämen haben wird. Wahrscheinlich bleibt auch dieser Leviathan, wie jener der Rabbinen, unfruchtbar.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**GOTTESSLAHRWEISE.** *Frankfurt a. M., b. Jäger: Ueber Religion und Protestantismus. Oder: Rathschläge eines Weltbürgers zu einer zweckmäßigen und dauerhaften Vereinigung beider protestantischen Kirchen.* Mit einem Vorwort von D. F. W. H. Husnagel. Nebst Anwendung auf die versuchte und zum Theil bewirkte Vereinigung beider protestantischen Gemeinden über dem Rhein. 1803. 3 B. 8. geheftet (6 gr.) Als Rec. diese Bogen zu lesen anfang, drang sich ihm S. 3. 4. der Gedanke auf, daß er sie bereits gelesen hätte; er schlug nach, und fand in dem *siebenten Stücke der Augustischen theologischen Monatschrift* 1802. eine Stelle einer Abhandlung des Hn. Pfarrers *Pöschel* zu *Bubenheim*, die der Vf. vorliegender Schrift mit *völlig denselben Worten* sich eignet, ohne auch nur mit Einem Worte anzuzeigen, daß diese Ideen und selbst diese Ausdrücke Hn. *Pöschels* Eigentum seyn. Sollte man vielleicht, um diels zu erklären, annehmen müssen, daß Hr. P. auch der *Weltbürger sey*, der diese *Rathschläge* gegeben habe? Auf diese Hypothese führen den Rec. der übrige Inhalt dieser Bogen keineswegs, und er hält sie für ganz unwahrscheinlich. — Was übrigens die Sache selbst betrifft: so scheint zwar die Vereinigung beider protestantischen Kirchen sehr wünschenswerth, und da, wo beide Theile aufgeklärt genug sind, um sich einander zu verstehen, unter solchen beunruhigenden äußern Umständen, als jenseits des Rheins und anderswo eintreten mögen, auch sehr leicht zu seyn, aber sie ist mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden, wenn irgend ein *(nichts dogmatisches, sondern politisches, ökonomisches)* Interesse von dem einen oder dem andern Theile, oder von beiden Theilen dabey aufgeopfert werden mußte; denn alsdann kann man Bedenklichkeiten auf Bedenklichkeiten häufen, deren Hebung man sich sehr vornimmt

man umgeben, ob sie gleich alle leicht zu heben wären, wenn man *einmal* wirklich von beiden Seiten eine Vereinigung ernstlich wollte. Wirklich von beiden Seiten eine Vereinigung ernstlich auf Bremen, wo *gute* nicht doch gerade itzt nur seinen Blick müther noch vor weniger *einigen* Kosmopoliten und fromme Gemüther noch vor weniger *einigen* in der Entfernung glaubten, daß eine Vereinigung beider protestantischen Confessionen sehr leicht angehe, und wo doch, laut daher *einigen* zuverlässigen Nachrichten, im November des vorigen Jahres die angefehltesten Lutheraner in einer Supplik an den Senat schon *um* Voraus gegen eine *Amalgamation* beider Kirchenparteyen und gegen eine *Einverleibung* ihrer Prediger in das *reformirte Ministerium* protestirten, obgleich niemand sie dazu einlud. Auch der Vf. dieser Bogen giebt sich nur Mühe *dogmatische* Schwierigkeiten zu heben, als ob vorzüglich solche hier in Betrachtung kämen, da doch von dieser Seite die Vereinigung beider Partheyen gewiss am wenigsten aufgehoben wird. Hätte er dagegen gezeigt, wie das *politische* und *ökonomische* Interesse beider Partheyen gegen einander ausgeglichen, und wie der bevorteilte Theil vermocht werden könne, aus bloßer Liebe zur Vereinigung beider Kirchenpartheyen den zurückgesetzten Theil in völlig gleiche Rechte mit sich zu setzen, hätte er, um die Sache durch Beispiele zu erläutern, unter andern dargethan, wie sehr leicht (sic!) diels in der Stadt, wo der Vf. des Vorworts, Hr. D. *Husnagel*, das erste kirchliche Amt bekleidet, angehe, und wie bereitwillig die dortigen Lutheraner seyn, die bis dahin genossenen Vorrechte mit ihren reformirten Mitbrüdern zu theilen und sich mit ihnen zu amalgamiren: so verdiente seine Schrift größere Aufmerksamkeit; aber diels Problem hat er so wenig gelöst, daß er sich nicht einmal daran gewagt hat.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 2. May 1803.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, in d. Weidmann. Buchh. und LONDON, b. Payne u. Mackinlay: *Homeri Carmina cum brevi annotatione. Accedunt variae lectiones et observationes veterum Grammaticorum cum nostrae aetatis critica*; curante C. G. Heyne. Tom. I—VIII. 1802. gr. 8. (Druckpap. ohne Vignetten 20 Rthlr. Mit Vignetten auf Schreibpap. 30 Rthlr.; auf holländ. Papier 50 Rthlr.)

Dieser Haupttitel kündigt eine vollständige Ausgabe der homerischen Gedichte an, wovon aber die in voriger Michaelismesse ausgegebenen acht Bände erst die Ilias und den dazu gehörigen Apparat begreifen. Daher führen die einzelnen Bände noch folgende besondere Titel:

Der erste und zweyte: *Homeri Ilias cum brevi annotatione*, curante C. G. Heyne. Vol. primum. Lib. I—XII. LXX. u. 691 S. nebst 3 in Kupf. gestochenen Schriftproben verschiedener Codd. Vol. secundum. Lib. XIII—XXIV. 671 S.

Der dritte: *Versio Latina Iliadis, praemissa commentatione de subsidiis studii in Homericis occupati*, curante C. G. Heyne. CXVIII. u. 619 S.

Der vierte bis achte: *Variae lectiones et observationes in Iliadem*, curante C. G. Heyne. Vol. I. Pars I. Lib. I—IV. VI. u. 704 S. — Vol. I. Pars II. Lib. V—IX. 732 S. — Vol. II. Pars I. Lib. X—XIV. 656 S. — Vol. II. Pars II. Lib. XV—XIX. 808 S. — Vol. II. Pars III. Lib. XX—XXIV. 845 S.

Die Absicht des berühmten Herausgebers war (Tom. I. Praef. p. VIII) theils ein berichtiger Text, und, was er Interpretation nennt, in kurzen Anmerkungen darunter; theils eine Uebersicht dessen, was alte und neue Erklärer Homers brauchbares gesagt haben, des wichtigeren mit sorgfältiger Umständlichkeit, des minder wichtigen wenigstens mit Anführung. Den ersten Theil bezeichnet der Titel: *Homeri carmina, cum brevi annotatione*; den andern der Zusatz: *accedunt variae lectiones et observationes veterum Grammaticorum cum nostrae aetatis critica*. Für den letzten Theil sollte aus den alten Grammatikern alles, was den Homer anzugehen schien, in Scholien, Glossarien und Commentaren zusammengeführt werden; was die Neueren sowohl zur Berichtigung und Wortauslegung des homerischen Textes, als zur Erläuterung des mannigfaltigen Sachinhalts, beygetragen, das wollte der Herausgeber.

A. L. Z, 1803. Zweyter Band,

ausgeber seinem Hauptzwecke anpassen (*cum consilio summa conjungere*), mit Beyfügung seines eigenen unmaßgeblichen Urtheils.

Ob irgend eine Ausführung solches Entwurfs den Kennern Homers genug thun könnte, hätten wir fast bezweifelt. Wer, ehe er sich selbst allenfalls zu rathen weis, mit Abhörung der verschiedensten Rathgeber anfängt, der verwirrt sich leicht in den widerstrebenden Meynungen, und erhält, wie mancher Anwohner großer Bibliotheken, statt eigenes Lichts, prunkende Citate zur Ausbeute. Der Herausgeber hat sein Werk dem Genio Georgiae Augustae geheiligt, und in der Vorrede (Tom. I. p. XXXV) mit Rührung bekannt: „Dafs er dieser Georgia Augusta und ihrer „Bibliothek nicht nur einen Schatz von alten Ausgaben zur Beurtheilung der Lesarten, sondern überhaupt aller seiner Studien Nahrung und Zuwachs verdanke, und dafs ohne den königlichen Bücherschatz „seine ganze Bemühung um Homer nüchtern und dürftig gewesen seyn würde, oder ganz unterblieben. „Was also die altgriechische Literatur durch dieses „sein Werk etwa gewonnen habe, das sey nicht Ihm „anzurechnen: sondern theils seinem Amte auf dieser „Akademie, und dem überall verehrten Namen der „Georgia Augusta, der ihm herrliche Beyträge auch „von Ausländern verschaffte; theils dieser Bibliothek „der Georgia Augusta, der wohlthätigsten Pflegerin „der Wissenschaften, die für seinen vieljährigen Eifer, sie zu schmücken und zu versorgen, ihm den „Lohn gebe, dafs er einige seiner Berufswissenschaft „nützliche Unternehmungen leichter, als es anderen „vergönnt war, ausführen konnte.“ Das klingt prächtig genug. Indefs, bey aller Achtung für die Georgia Augusta und ihre Bibliothek und die Amtsgeschäftigkeit ihres Vorstehers, dürfte es manchem vorkommen, dafs, wenn gleich zu literarischen Nachrichten, oder wohl gar (welches wir nicht recht begreifen) zur Kritik des Textes ein Vorrath seltener Ausgaben gehören mag, dennoch der ansehnlichste Theil dieses Werks, der Auszug aus alten und neueren Erklärern auch anderswo leicht unter rüstigen Händen sich gemacht hätte.

Zu den auszuziehenden alten Erklärungen Homers, waren dem Herausgeber in neuerer Zeit, die nach Ernesti eine bessere Interpretation für Homer und dadurch für die Bibel entstehen sah (Praef. XXIII bis XXVIII), so viele andere und so denkwürdige, nicht ohne des Herausgebers Lehre und Mitwirkung (p. XXV—XXXI), hinzugekommen, dafs er über die Wahl der Auszüge und deren Anordnung lange in Verlegenheit war (p. XXVIII). Er blieb endlich bey dem ersten

Hh



ersten Entwurf, grammatische Interpretation mit Erklärung der Sachen und der Gedanken zu verbinden; in dem andern Theil aber (in jener gelehrten *Accessio*) die Schätze der Alten und der Neueren mit feinem bescheidenen Gutachten zusammenzufassen. Dem Ekel des Ueberflusses hoffte er durch eine höchst gedrängte Auswahl zu begegnen, indem er *fruchtlose Spitzfindigkeiten ganz verwürfe*, und vieles, was seit 10—20 Jahren die Neuheit verlor, kurz berührte, auch bey solchem Gemeingute (dessen er selbst vieles ohne Ansehen auf Dank in Umlauf gesetzt) keine Namen und Ausführungen häufte, und noch weniger mit geräuschvoller Widerlegung sich befaste; überzeugt, daß ihn, der nur auf *Nützlich* achte, wenn er vieles mit gutem Bedacht überginge, keiner der Sorglosigkeit oder des Stolzes anklagen würde (p. XXIX—XXXI).

Die *Heynische* Arbeit demnach, die sich selbst als Compilation ankündigt und bewährt, vereinigt unter einem Titel zwey ungleichartige Theile. Der erste Theil besteht aus zwey Tomen, die den Text mit nothdürftigen Anmerkungen für Ungeübte enthalten, und welchem im dritten Tome die lateinische Uebersetzung der Clarke-Ernestischen Ausgabe, hin und wieder etwas verändert, sich anschließt. Hr. H. macht uns auf die Kürze seines Vortrags, wie überhaupt, so besonders in diesen kurzen Erklärungen aufmerksam, und entschuldigt ihre unanmassende, nur auf Nutzen der Lehrlinge ab Zweckende Geringfügigkeit (p. XXXIX bis XLVII). Allerdings könnten die zwey ersten Tome, ohne die Uebersetzung besonders verkauft, dem Bedürfnis der Schulen dienen, wenn, bey sparsamem Vortrag, mehrere Erläuterungen, die man jetzt größtentheils in den Observationen zu suchen hat, und vor allen Dingen gründlichere, Raum gefunden, und zwischen Text und Anmerkungen mit kleinerer Schrift bescheidene Varianten, wie in Ernestis Ausgabe, die Stelle der großen äolisch hauchenden Worte gefüllt hätten. Die fünf letzten Tome sind eigentlich für Kritiker bestimmt, denen sie theils die abweichenden Lesarten der Handschriften und der Ausgaben mit Beurtheilung, theils Auszüge aus Scholien und Glossarien, nebst des Herausgebers Betrachtungen darüber, ferner seine eigenen Ansichten und Widerlegungen anderer Erklärer, und bey jedem Gesange noch weitläufige Excurse über Worte und Sachen, darbieten. Es wäre wiederum zu wünschen, daß man eine wirklich kritische Auswahl dieser Variantensammlung besonders, oder mit dem Texte zugleich, haben könnte. Die zufälligen Auszüge aus alten und neuen Erklärern sind nur demjenigen brauchbar, der die ausgezogenen Werke selber besitzt, und zu vergleichender Lust hat, was Hn. Heyne in einem geschäftlosen Augenblicke von Ungefahr wichtig oder unbedeutend oder verwerflich schien. Und dieses Vergnügen um wenigstens 20 Rthlr. zu erkaufen, möchte doch manchen unserer Sprachforscher belästigen; obgleich die ehrliche Verlagshandlung den Preis für Papier, Druck und Verzierung nicht übertheuert hat, und wir besonders der Prachtausgabe von 50 Rthlr. vie-

le Liebhaber in dem reichen England wünschen und weiffagen.

Ein Werk, mit welchem eine lange Geschäftigkeit in der alten Literatur sich zu krönen verhieß, eine schon im Jahr 1783 (Hr. Heyne wundert sich selbst über den Zeitraum, Tom. I. Praef. p. IX.) angekündigte Ausgabe Homers, die endlich einmal den Altvater der Poesie und der Gelehrsamkeit getreu darstellen und vollständig erklären sollte, berechnete zu ganz andern Erwartungen. Mancher Schülér sogar und Liebhaber, wenn einer die acht dicken Bände der Ilias sich anschaffte, wird bey dem Genuß seines Antheils in den drey ersten Bänden aufseufzen: Warum für Leser Homers, die gediegene Kost bedürfen, noch immer jene vorkauende Interpretation, mit jener vorfallenden Wortübersetzung? Ist die verrostete Brücke des Unfleisses durch Hn. Heyne's dem Verleger geleistete Ausflickung so rühmlich und fest geworden, daß sie vor Schimpf und Beinbruch sichert? Was soll ferner uns das Schauspiel der aufgeblasenen Hauchbuchstaben, und die kränkende Einladung, zu den citatenreichen Excerpten? welche auch nur zu verstehen, wir Armen uns erst den Eustathius, die sämmtlichen Scholien und Glossare, sammt allen Erklärern homerischer Gegenstände anschaffen müßten! Vullends wird der strengere Gelehrte antworten: Wozu sogar uns die drey Bände Vorübung? Und in den letzten fünf Bänden, wozu, statt eigener Untersuchungen, wieder nur Vorspiel zu Untersuchungen, nur eilfertige Zettel mit Auszügen und Citaten, dergleichen ein heiterer Forscher bey Hunderten beschreibet, und nach der Entscheidung als ausgepresste Citronen hinwirft? Konnte der allzu beschäftigte Mann nicht wenigstens für Homer einmal seine eignen Schatzkammern vieljähriger Betrachtungen öffnen, und dadurch die zerstreuten Auszüge aus fremden, vielleicht größtentheils, ersparen? Und welche Auszüge! Wie mangelhaft; wie ohne Absicht, oder mit Absicht, ausgegriffen; wie dem Hauptzwecke, dies durchzusetzen, jenes zurückzuhalten, mit leiser Hand angepaßt!

Die Sache verdient von einsichtsvollen und gerechten Männern ernsthaft erwogen zu werden, *ne quid res publica detrimenti capiat*. Es gilt nichts geringeres, als Homers Gedichte, die Urquellen des altgriechischen Geistes, der durch unzählige Ableitungen, lauterer und trüber, bis in unsere Zeiten sich ergoß, und die Wüsten der Ritter- und Mönchsbarbarey mit Anbau erfrischte, mit Menschlichkeit neu belebte. Es gilt eine von großen und Aufsehen erregenden Anstalten begleitete, und durch eine ausführliche Selbstrecension empfohlene Unternehmung eines durch vieljährige Thätigkeit berühmt gewordenen Schulhauptes, die dem Einflusse jenes Geistes auf das nächste Zeitalter einen andern Lauf von der Quelle herab zu schaffen sich bemüht. Ohne einen etwas umständlichen Bericht laßt sich der Rechtsgang nicht eudieiten. Wir geben ihn mit gewissenhafter Treue; und bescheiden uns, daß, weit entfernt, abspreechen zu dürfen,



fen, wir selbst unter dem Abspruche der Urtheilfähigen stehen.

### A. KRITIK.

Die *kritische Arbeit* des Herausgebers, welche sich theils auf *Anordnung des Textes*, theils auf *Beurtheilung der Gesänge überhaupt*, besonders in Rücksicht der *Aechtheit und Unächtheit* bezieht, wird billig zuerst erwogen. In Ansehung jener zwar nennt sie gewöhnlich die *niedere Kritik*, liess Hr. Heyne uns ehemals, aus Bescheidenheit entweder, oder aus überwiegender Achtung für fruchtbarere Studien, nicht mehr erwarten, als dass er sie wie ein *nebenher gehend Ding* (s. *Wolfs Briefe an Heyne* p. 145) bloß beyläufig, mehr dem Zufuterkommen gemäß als mit eigener Gründlichkeit, behandeln würde. Allein sobald die *Wolfsche Ilias* ans Licht trat (1795), konnte der Wahrheitsliebende sich nicht länger zurückhalten, auch öffentlich zu erklären: „dass „er schon seit mehreren zwanzig Jahren, besonders „seit der Erscheinung von Villosions Homer, sich „ernstlich mit einer *neuen Recension Homers* beschäftigt habe.“ Vorzüglich liess er uns, in vorläufiger Ankündigung einer Societätsvorlesung (Götting. Anz. 1795 N. 132), für die Textesconstitution einen neuen und sicherern Wegweiser an dem äolischen Hauche erwarten, und bald darauf, nach veränderter Aufschrift jener Vorlesung (s. *Wolfs Briefe* p. 66. 83), und im Abdrucke selbst, auch wieder nicht erwarten, bis wir nunmehr endlich überzeugt werden, dass es ihm mit der *antiqua Homeri lectio indaganda, dijudicanda ac restituenda, etiam per digamma aeolicum* voller Ernst gewesen sey. Ja, er war es ihm schon vor vierzig Jahren, als noch seiner Berufung nach Göttingen (woher T. VIII. p. 722 erzählt), „sein „Aunt ihm die gepauere Lectüre und Interpretation „des Homer (*accuratiorem Homeri lectionem et interpretationem*), und der Verleger die Ausgabe Virgils „ausferlegten.“ Schon damals thaten die Hiatus in den homerischen Versen seinem Ohre weh (vgl. die Selbstrecension in *Wolfs Briefen* p. 77); späterhin ward durch die Einführung der Hauchbuchstaben in Dawes Bücher, die mit seinen eigenen Bemerkungen übereinstimmte, sein Gemüth ausgerichtet (*erigebatur animus*); und da er mithin beynah ein halbes Jahrhundert lang auf jenen kritischen Wegweiser harrete: so sollte man hoffen, dass Phöbus Apollon ihm in dem äolischen Hauche einen recht günstigen (*ἰσχυρὸν ὀψων*) verleihe habe. — Ob seine Beschäftigung mit der *höheren Kritik* der homerischen Gesänge durch eine gleiche respectable Reihe von Jahren auf Achtung und Aufmerksamkeit Ansprüche mache, wissen wir nicht genau: seit 1795 indess, wo eine von dem gemeinen Glauben abweichende Vorstellung über diesen Gegenstand, schon ihrer Neuheit halber, Aufsehen erregte, versicherte uns Hr. Heyne (s. *Wolfs Briefe* p. 30. 82), „dass er die Sache immer so vorgetragen habe.“ Bey den widerstrebenden Zeugnissen seiner Schriften, musste man annehmen, dass er jene Lehre, als eine esoterische, nur bey sich und etwa in dem

Zirkel weniger Erkohrener gehegt, um sie nunmehr erst, die völlig gereifte Frucht vieljähriger Prüfungen, mit den reichlichsten Ueberzeugungsgründen dem Publicum darzulegen. Wahrscheinlich deutete auch hierauf die schon im J. 1783 gegebene Versicherung hin, dass alle seitherige Ausgaben Homers weit von dem Ideal entfernt seyen, welches Er im Geiste mit sich umher trage (*longe absunt ab eo, quod ad recensionem Homeri — desideres, talem certe, qualem nos quidem animo tanquam imagine et exemplo expressum circumferimus, Epist. ad Tychsen* vor dessen *Com. de Q. Smyrnaei Paralip. Hom.* p. VIII). Denn selbst auf die niedere Kritik hat die höhere hier einen entscheidenden Einfluss; und da Hr. H., zum Behufe jener, sich mit dem grossen Apparat wichtiger und unwichtiger Hülfsmittel ausgerüstet: so wäre wohl die Voraussetzung verzeihlich, dass gegenseitig auch die höhere Kritik wieder dadurch gewonnen habe. Alle diese Betrachtungen fodern zu einer ernsthaften und verweilenden Untersuchung dessen auf, was von Hn. Heyne in beiderley Hinsicht geleistet worden ist.

#### I. Anordnung des Textes, auch durch den äolischen Hauch.

Setze die Menge kritischer Subsidia, welche ein Herausgeber benutzen kann, ihn schon allein in den Stand, das Geschäft der Kritik mit Glück zu betreiben: so dürfte man nur auf die Vorreden zum ersten und dritten Bande verweisen, um für Hn. Heynes kritische Bemühungen das günstigste Vorurtheil zu erwecken. In beiden Vorreden macht uns Hr. Heyne, nicht ohne Wiederholungen, mit einem so reichen Apparat für die homerische Kritik bekannt, als vor ihm wohl die wenigsten Herausgeber dieses Dichters besaßen, und überhaupt unter den Editoren griechischer Schriftsteller in unseren Tagen vielleicht nur Wytienbach zu seinem Plutarch sich rühmen dürfte. Wir verdanken es dem Hn. Heyne keinesweges, dass er sich, bey Benutzung so vielfältiger Materialien, eine solche Erleichterung zu verschaffen suchte, wie sie der holländische Kritiker, nach einer merkwürdigen und beziehungsreichen Aeußerung in seiner Vorrede zum Plutarch (p. 33. 34) verschmähet; und mit Bewunderung sehen wir, dass die behende Thätigkeit des deutschen Herausgebers auch dann noch von unermüddlicher Geduld begleitet blieb, als die erkohrenen Gehülfen ihn allnächst verlassen hatten (Praefat. Tom. I. p. X. XI). Ausser einem sehr ansehnlichen Vorrathe alter und neuer Ausgaben, worunter wir bloß die neueste Oxforder (s. A. L. Z. 1802. Nr. 130) ungerne verniffen, und ausser den bekannten Grammatikern, deren Bemerkungen in neueren Zeiten durch die Scholien der Villosionschen Ilias den bedeutendsten Zuwachs erhielten, benutzte Hr. H. sechs Breslauer Handschriften, vier von Hn. Matthäi aus Russland zu uns gebrachte, den ganzen homerischen Apparat, welchen sich Herrm. Tollius in Paris gesammelt, Verbesserungen von Wasse und mehrere andere Beyträge, die ihm aus England mitgetheilt wurden. Auf zwey davon legt er einen vorzüglich hohen Werth; zuerst auf

auf eine der wichtigsten und ältesten Handschriften der Ilias mit Scholien, die ihr Besitzer *Townley* ihm zuschickte; sodann mehr als alles auf den von ihm sogenannten *Codex Bentlejanus*. Von jener Handschrift entdeckte er, daß es der längst für verloren gehaltene Florentinische Codex des *Salviati* sey, woraus die Victorianischen Scholien in München copirt sind, die er sich ebenfalls zu verschaffen wußte. Der Codex Bentlejanus aber besteht aus Noten, welche der berühmte Kritiker der Stephanischen Ausgabe beygeschrieben hatte, theils um die Varianten einiger von ihm verglichenen Handschriften aufzubewahren, theils um eine Textesänderung nach dem *Digamma aeolicum* zu versuchen. Weniger jener Varianten halber (einen von Bentley benutzten Codex in dem *Colleg. Eton.* konnte Hr. H. sogar selbst gebrauchen), als wegen dieses Versuches mit dem äolischen Hauche, betrachtete der Herausgeber den Bentleyischen Nachlaß, nicht ohne Bewegungen des Gemüths (*animi motu et affectu* T. VII. p. 724.), als einen der homerischen Kritik höchst erspriesslichen Schatz, den laut zu preisen er keine Gelegenheit versäumt (vgl. T. I. p. XV. T. III. p. XCIII. T. VII. p. 724.).

Wir wiederholen es, daß wir das Glück sowohl als die Geduld bewundern, womit Hr. *Heyne* dies alles herbeygeschafft hat. Aufrichtig danken wir ihm für die Kenntniß einiger *Scholien*, die an verschiedenen Stellen zur Ergänzung der vorigen Sammlungen dienen; aber unbegrenzter würde unser Dank dafür seyn, wenn es ihm gefallen hätte, statt seiner Auszüge uns die noch ungedruckten Scholien selbst zu geben. Auch wollen wir dankbar die Mühe erkennen, welche auf Vergleichung jener *Handschriften* gewandt ist. In der That mögen an einigen Stellen neue Lesarten daraus gewonnen seyn, die man nicht für bloße Schreibfehler achten darf; sollte man auch nirgends aus diesen Collationen eine zugleich wichtige und wahre Veränderung im Texte erbeutet haben: was derjenige freylich sehr bezweifeln wird, welcher den Apparat der homerischen *Varr. Lectt.* genauer kennt. Ueberhaupt haben die Codices des Homer ohne Scholien wenigen Werth. Wie viel läßt sich nicht in der alten Sängersprache anders und anders stellen, selbst mit Glück, so daß man dadurch zwar Schwierigkeiten der Erklärung hebt, aber dem Texte, wie die Alten ihn hatten, keinen Schritt näher kommt! Welchen Werth behaupten demnach Lesarten der Handschriften, auch die scheinbarsten, wenn sie der Autorität alter Scholien ermangeln? — Desto rühmlicher würde der Fleiß seyn, mit welchem Hr. *Heyne* das große Etymologikum und den *Hesychius* zu Rathe zog, um die Bemerkungen dieser Grammatiker in seinen Annotationen niederzulegen, wenn nur nicht so manche

Beispiele einer unzuverlässigen und partheyischen Mittheilung, die wir unten anführen werden, auch gegen die übrigen Excerpte ein gerechtes Mißtrauen erweckten. Gern hätten wir ihm für eine grössere Genauigkeit die zwecklose Citation älter Autoren bey solchen Stellen erlassen, wo die Angeführten kein Jota von dem jetzt gemeinen Texte abweichen; und überhaupt möchten wir Beurtheilung lieber als Fleiß, Hebet eine vorsichtig gezogene Grenze der Anführungen; als breite Allgemeinheit und planlosen Umfang loben. Zwar bewundern wir auch noch in dem Auffammeln und Herbeytragen späterer Zeugnisse Hr. *Heynes* Geduld, jedoch nicht mehr mit dem Wunsche grösserer Zuverlässigkeit, sondern mit dem bescheidenern, daß er weit öfter, wenigstens nach den ersten Gefängen, durch Stillschweigen verdammt haben möchte, was weder der Kritik, noch der Erklärung irgend einen Vortheil gewährt. Was sollen uns die Citationen aus *Plutarchus*, *Diogenes Laertius*, *Dio Chrysostomus* u. a. als Zeugnisse für eine Lesart? Kann ihr Ansehen hier das geringste mehr gelten, als das einer *Anna Comnena* oder jedes byzantinischen Historikers? Selbst *Apollonius*, der von Hr. H. so treuflüssig angeführte *Apollonius*, dessen *Lexicon Homericum* wir im Auszuge haben, was thut er in den meisten Fällen anders, als daß er den aristarchischen Text bestätigt? Wie kann also sein Zeugniß, wenn es mit unsern zuletzt erhaltenen Scholien zusammentrifft, auf irgend eine ernsthafte Erwägung Anspruch machen? Ruhiger Ernst des Nachdenkens würde selbst den angehenden Kritiker vor Anhäufung solcherley Citate, so wie vor der Unüberlegtheit geschützt haben, sich sogar bey schwankenden Schreibarten auf die Autorität des *Enstathius*, des *Hesychius* u. s. w. zu berufen. Vollends von den Lesarten der *Ausgaben*, auch der unbedeutenden, zu reden; oder bey der Textesconstitution wohl gar davon auszugehen, welchem unzerstreuten Mann konnte das einfallen! Immerhin mag auch die Geschichte der am Homer ausgeübten Kritik nicht ganz ohne Interesse seyn. Allein da man von wenigen Editoren weiß, aus welchen Quellen sie geschöpft, hingegen der in neueren Zeiten mit Sorgfalt verglichenen Handschriften fast mehr als der Haupteditionen sind, und durch diese Handschriften jede brauchbare Lesart weit sicherer bewahrt werden kann: so liefs sich eine völlig befriedigende Geschichte der Kritik geben, wenn man auch Tausende von Fehlern der alten Ausgaben nicht weiter berührte, und an demjenigen, was *Barnes* *οἰκονομῶν*, und andere Träumer anderswoher beygebracht, die in solchen Fällen nicht unübliche Kunst zu Schweigen ausübte.

(Die Fortsetzung folgt.)

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 2. May 1803.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG u. LONDON: Homeri Ilias. Edidit C. G. Heyne. T. I—VIII. etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die mühevoll aufgefaßte Sammlung aller irgendwo erwähnten Lesarten und Irrungen der Abschreiber, sollte man glauben, mußte Hr. Heyne so oft auf dieselben Textesworte zurückgeführt haben, daß da, wo das Bessere nur nachgeahmt werden durfte (einen weiteren Fortschritt erwarteten wir von Ihm, dem Befehligten, nicht) die Sorgfalt in Kleinigkeiten schwerer zu vernachlässigen, als zu beobachten war. Hr. H. widerlegt jenen Glauben. Er läßt I, 56 ὅρα noch immer mit dem Accent; 158 hingegen, wo die Opposition das ὁρθοτονοῦμενον fodert, ἀλλὰ σοὶ noch immer ohne Accent drucken. V. 142 ἐπιτηδῆς, wenn es, wie Hr. H. annimmt, Adverbium seyn soll, mußte ἐπιτηδῆς geschrieben werden. Allein jenes ist das richtigere. Ἄκλες (VII, 100), καλιμπετές (XVI, 303, Od. V, 27) und ἐπιτηδῆς (hier und Od. XV, 28) sind, als alte unregelmäßige Contractionen, nach Einer Analogie zu beurtheilen. Ἄκλες erwähnt auch Hr. H., und leitet es von ἀκλῆς, ἑὸς ab. Wozu aber eine Form vom Nominativ, die selbst nirgends vorkommt, erdichten, um eine Anomalie zu erklären, die vor Augen liegt? Soll etwa auch κλέος (κλέονες) seyn von κλῆς? — V. 524 trennt Hr. H. ἄγε τοι durch ein Comma. Das Comma sagt Halt! Das unaccentuirte τοι, als die Enclitica zu ἄγε, sagt Fort! und Hr. H., wie es scheint, weiß beides zu vereinigen. V. 530 giebt er κρατὸς ἅπ' ἀθανάτοιο, statt ἅπ' ἀθανάτοιο: den Grund läßt er errathen. Meynte er etwa, jede apocopirte Präposition ziehe den Accent zurück? Dann durfte er ja auch II, 39 nicht ῥῆσειν γὰρ ἔτ' ἔμελλεν ἔπ' ἄλγεα schreiben, wo sich ἔπ' eher noch, aus einer andern Ursache, die wir auch errathen lassen, gerechtfertigt hätte. Oder glaubt er Aristarchs einzig wahre Lehre von der Anastrophe, welcher, obgleich nicht mit völliger Billigung, Hr. Wolf dennoch folgte, auch auf solche Fälle ausdehnen zu müssen, wo die Anastrophe auf Pronunciation gar keinen Einfluß hat? Oder spricht er ἅπ' ἀθανάτοιο und ἅπ' ἀθανάτοιο verschieden aus? Oder dachte er sich Anastrophe und Pronunciation überhaupt nicht in Verbindung? — Der Fortgang der Observationen zeigt, daß Hr. Heyne eigentlich an gar nichts gedacht hat. Denn anderwärts (X, 304. XI, 520 u. s. w.) tadelt er den ehrlichen Barnes, daß dieser die zwischen einem Substantiv und Adjectiv stehende Präposition anastrophirte, und nennt

zunehmend das, was er selbst vorher, nur ohne Grund, that, *contra morem et usum*. Warum? Es folgt, sagt er, ein Epitheton. Aber folgte denn nach κρατὸς ἅπ' keines? — Nimmt man zu diesem Allen die Observation III, 240, wo dasjenige, was Hr. H. als *sexcenties inculcatum* hinwirft, gerade das Gegenheil von dem ist, was als Aristarchs Meynung hier angeführt wird: so gehet nur allzudeutlich hervor, daß Hr. H., von der Lehre Aristarchs, so wie von dem Gebrauche der Anastrophe überhaupt, noch gar keinen Begriff habe. Doch hierüber werden sich Lehrlinge, zeitig gewarnt, aus andern Büchern die nöthigen Belehrungen verschaffen: aber wer wird ihnen sagen, wie Hr. H. in δι' ἅπ' κριτα, das er noch T. VII, p. 34 in Schutz nimmt, das — — als sanft gehauchte Erhebung eines nicht lautenden Lautes wohl aussprechen mag?

Diese und Vielesley dieser Art, was wir noch beybringen könnten, sind Kleinigkeiten, wir bekennen es: aber Kleinigkeiten, auf die Hr. H., noch neuerlich gegen den grammatischen Stolz eifernd, mit der vornehmen Miene des Kenners herablickt, und deren gehörige Beachtung freylich keinem Herausgeber griechischer Autoren in unsern Tagen zu besonderem Verdienst angerechnet werden sollte.

Von ganz andern Prämissen ist dasjenige abhängig, was eigentlich die Kritik des homerischen Textes ausmacht. In Ansehung derselben giebt es, wie die Sache noch steht, zwey von einander wesentlich verschiedene Systeme. Nach dem gewöhnlichen, das noch vor kurzem an den Hn. St. Croix und Huck sehr männliche Vertheidiger fand, ist die Ilias, wie jedes spätere Werk der Dichtkunst, aus den Händen des Verfassers durch Abschrift unter die Griechen gekommen, und so auf die Nachwelt erhalten worden. Ist diese Vorstellung die richtige: so treten bey der Kritik des Textes, ungeachtet des höheren Alters derselben, ganz dieselben Regeln ein, die wir bey andern Schriften des Alterthums befolgen; und, wenn nicht vielleicht die seltsamsten Veränderungen mit einem der Original-Exemplare vorgegangen sind, von denen Niemand etwas berichtet: so wird, bey der großen Harmonie so vieler Handschriften, die Herstellung des ursprünglichen Textes für uns nichts weniger, als ein zu vermessenes und unausführbares Unternehmen seyn. So dachte ohne Zweifel noch Bentley, dessen Spiel mit dem Digamma, das wir nachher genauer prüfen werden, ohne eine solche Voraussetzung kaum möglich gewesen wäre. Denn welcher einigermaßen nüchterns Beobachter möchte sich erdreissen, wenn dieser Buchstab schon in den ersten

späterhin gemachten Abschriften gefehlt, durch Einrücken desselben den ächten alten Text darzustellen, und nicht vielmehr glauben, daß viele andere, größere und kleinere, Abweichungen von der ersten Gestalt der Gesänge, welche jetzt aufs innigste in das Ganze verwebt sind, die gewöhnliche Art von Kritik hier anzuwenden verböten? Dieses Verbot nun schien eine neuerlich angestellte ernsthafte Untersuchung gerade zu geltend zu machen. Hr. Wolf suchte bekanntlich nicht allein zu beweisen, daß die Gesänge Homers und, wie er hinzufügte, anderer, die jenen fortgesetzt, Jahrhunderte lang bloß durch Recitiren oder Abhängen verbreitet und erhalten worden, sondern auch, daß sie seit der Schriftverzeichnung noch eine Zeit lang der heutigen genauen Verbindung ihrer Theile und der jetzigen Totalform entbehrt hätten; daß man daher bey unserer Kritik des homerischen Textes schlechterdings nur auf die Norm des alexandrinschen Zeitalters und auf die wahrscheinlichsten Lesarten der besten alten Grammatiker sich beschränken müsse, wenn man nicht allen Abhandlungen und Träumen ein freyes Feld eröffnen wolle.

Welche von beiden Meynungen Hr. Heyne jetzt eigentlich hege, ist schwer zu sagen; wenn er gleich hin und wieder, und im achten Bande in besondern Excursen, sich wortreich über dergleichen Fragen vernehmen läßt. Auf der einen Seite bezeugt er, daß er, nicht geschreckt durch die *effrenata diviniandi libido*, vor welcher Hr. Wolf (Proleg. p. VII) warnte, sich in Bestimmung des homerischen Textes weit über die Alexandriner zurück zu gehen getraue, und sucht dies Wagestück vorzüglich durch die Aufnahme und Ausbildung der Bentleyischen Ideen von Digamma auszuführen: auf der andern Seite giebt er häufig zu verstehen, daß Homer noch nicht geschrieben habe, und daß insofern über seinen Text keine kritische Sicherheit vorhanden sey. Bald hört er die Zeugnisse der Handschriften, ja selbst der Ausgaben mit einer Folgsamkeit an, welche man etwa bey einem Editor des Platon lobenswerth finden würde (Vgl. T. VIII. p. 227), hier die Bescheidenheit und Liberalität seiner Kritik anerkennend, die ihm nichts gegen die Codd. zu ändern erlaubte (p. 351), dort seine Unbeständigkeit in — Kleinigkeiten sich selber mit sanfter Ironie verweisend; bald fällt ihm ein, daß die Autorität der Codd., auch der ältesten, in den homerischen Gesängen doch vop gar keinem Belange sey: *nam ex rhapsodorum recitationibus calamo. exceptos codices admodum variare, necesse erat; ita, ut ad acumen potius iudicis, quam ad librorum fidem, recurrere necesse esset* (T. VII. p. 510. Vgl. T. V. ad IX, 57); bald bedauert er wieder, daß die Grammatiker, statt ihrer leeren Disputationen; uns nicht vielmehr Bericht abgestattet, ob diese und jene Varietät sich auf das Ansehen der Handschriften (das er eben erst verworfen), und auf die Vergleichung mehrerer Exemplare gründe, oder nicht gründe (T. VII. p. 568). Ueberall aber ängstigt ihn der Zweifel, ob die Verschiedenheit der Lesarten wirkliche *variae lectiones*, oder *emendationes* seyen (T. VIII. ad XXI, 363): woraus für den Leser die neue Ungewißheit entspringt, was Hr. H.

sich unter den letzten wohl dachte, und ob denn, seiner Meynung nach, nicht auch die Rhapsoden emendirt haben.

Bey so unausgebildeten Begriffen von der homerischen Kritik und bey so schwankenden Grundsätzen, als Hr. Heyne in seinem ganzen Werke an den Tag legt, befremdet es weniger, daß er nicht bloß jede noch so unbedeutende Veränderung der Abschreiber, jeden noch so albernen Einfall der Grammatiker seinen Tönen einzuverleihen bedacht war, vertrauend der auswählenden Beurtheilung einsichtsvollerer Leser; sondern daß er auch mit einer sehr mangelhaften Kenntniß der homerischen Profodie und der altionischen Sprache; einer eben so große Willkürlichkeit im Beurtheilen und Aendern des Textes, als unerwogene Anhänglichkeit an Bentleys kritische Versuche, besonders mit dem Digamma, vereinte. Wir wollen die einzelnen Punkte dieser Anklage erhärten.

1) Die unnütze Anhäufung der armseligsten Varianten fällt fast auf jedem Blatte der Observationen ins Auge. Wer wird III, 51 bey den Worten *δυσμενέειν μὲν χάσμα*, die Schreibfehler *δυσμενέεσσι μὲν, δυσμενέεσσιν μὲν* auch nur einer flüchtigen Erwähnung werth halten, oder sie gar zu einer Conjectur (*δυσμενέεσσιν χάσμα*), der rhythmischen Bewegung zum Trotz, mißbrauchen? — Wer wird bey III, 272 *ἢ οἱ παρ' ἕξίφρος μέγα κούρεον ἀλέν ἄωρο*, die Zeugnisse dexter, welche das verschriebene *μέγαν* haben, mit Verwunderung der Reihe nach aufzählen? Ja, ob Abschreiber *ἔλαβε* oder *δέ λάβε*, ob sie *μετὰ δ' ἐτραπέτ'* oder *μετὰ δὲ τράπετ'* gesetzt, auch dieß beschäufiget unseren Observator: er verschmähet es nicht, sogar für Schreibarten, wie *γίνεσθαι* st. *γίνεσθαι*, *γινώκειν* st. *γινώσκειν* u. s. w. (T. IV. p. 281. T. V. 34) Citationen des Eustathius und Hesychius, als kritische Zeugnisse, anzuführen; und bey Wörtern zumal, deren Erklärung ihn in Verlegenheit bringt, sind ihm selbst Druckfehler der Barnesischen Ausgabe willkommen. So bey XI, 390 *κωφὸν βέλος*, wo er ohne Zweifel den Begriff von *surdum* ganz entfernt, und Widersprüche mit sich selbst (vgl. XIV, 16. T. VI. p. 522) verniedert, aber auch das Barnesische *κωφὸν* mit Schweigen übergangen haben würde, wenn er sich den Grundbegriff des Wortes *κωφὸν* (unempfindlich in activer und passiver Bedeutung) aus Valckenar's Note zu Ammonius S. 133, die er doch selber anführt, gehörig bekannt gemacht, wenn er die Bemerkung, daß Homer, wie Herodot, und die ältesten Schriftsteller überhaupt, das Wort nie für *taub*, immer für *stum* brauchen (s. Reiz Praef. ad Herodot. p. XXIII. Voss Mythol. Briefe I. S. 101. etc.) mit Aufmerksamkeit erwogen, und die Analogie der Sprache, welche die Schärfe des Pfeiles auch durch *στόμα* oder *στόμωμα* bezeichnet, und ähnliche Metaphern erlaubt (s. Porson. ad Eurip. Orest. 1279), bey der Erklärung zu Rathe gezogen hätte. — Ein wenig scheinbarer ist der Druckfehler *κόμην ἐν ὄρσσι λέλοιπεν*, st. *τομήν* I, 235. Wenn aber Hr. H. seinen Vorgängern nachschreibt: *nimirum ex loco Virgilii Aen.*

XII, 209. *posuitque comas* —; so führen wir gegen ihn seine eigene Autorität an ad Virgil. l. c., wo er richtiger erklärte.

2) Die mangelhafte Kenntniß der homerischen Prosodie leuchtet nicht nur aus einer Menge zerstreuter Observationen, sondern noch deutlicher aus einem besondern Excurs (T. VII. p. 400—416) hervor, worin Hr. H. die Resultate seiner Untersuchungen erwartend läßt. Anstatt aber hier die Bemerkungen, welche Clarken entfielen, mit bloßem Sammlerfleiß an einander zu reihen, und durch eigene *Scilicet* bald zu bestätigen, bald scheinbar zu berichtigen, hätte uns Hr. H. doch zuvörderst die Art, wie die Prosodie sich in Homers Zeitalter bildete, lichtvoll und bündig entwickeln sollen. Allein an das, was die Grundlage des Einzelnen ausmacht, scheint Hr. H. nicht gedacht zu haben: das nämlich die Sylbenmessung sich vorzüglich unter dem Einflusse des allgemein herrschenden Hexameters bildete, und das selbst die meisten Wortformen, aus deren Verschiedenheit allein Hr. H. die verschiedene Quantität der Sylben ableitet, anders seyn würden, wenn z. B. der Janbus, nicht der Hexameter, das älteste künstliche Maass in der Sprache gewesen wäre, welches die begeisterten Laute der Sänger aufnahm. Ferner bildete sich die Prosodie noch vor der Schrift in einer Menge von Grundsätzen aus; und es war hernach dem Urtheile der Griechen überlassen, wie sie das schreiben wollten; was einmal eingeführt war. Sie richteten aber ihre Scriptur nicht, wie Hr. H. meynt, und wie er oftmals *pro explorato festgesetzt* zu haben versichert (T. VII. p. 413.), gegen die Aussprache, sondern wie natürlich, nach der richtigen Aussprache ein, die seit den alten Zeiten keine Veränderung in Abicht der Quantitäten erleiden konnten, ausser in einigen Fällen, wie sie bey den Dramatikern erscheinen. So verdoppelten sie zwar oftmals ε und ο durch Verwandlung in η und ω, aber nur dann, wann der Vocal Naturlänge hatte: war das nicht, so wurde eher der folgende Mitlauter verdoppelt, oder man behalf sich mit einer Incorrectheit, die man dem höheren Alterthum verzieh. So in εως ὁ ταύτ' ὄρμαινε — ἐπειδὴ zu Anfange des Verses — ἀπονεόντο am Schlusse u. s. w. Dergleichen Incorrectheiten wurden allgemach fester *Usus*, jedoch nur in gewissen Wörtern: wiewohl die zierlichen Alexandriner sie auch in diesen Wörtern vermieden. Aus diesem Bedürfnisse nun, oder aus der Bequemlichkeit des hexametrischen Rhythmus, der frühzeitig auf die Quantität wirkte, ist fürs erste zu erklären, wie die älteste Poesie Selbstlauter, die an sich mittelzeitig waren, α, ι, υ, in denselben Wörtern bald lang, bald kurz gebrauchte. So finden wir ανω und ανω, ανηρ und ανηρ, αγορη und αγοραασθαι (II, 337), Ιλιου προπαροισε und Ιλιου εξαλαπαξεν, Ιφίτου (II, 517) und Ιφίτου (XVII, 305), Ασκληπιου (II, 731) und Ασκληπιου (IV, 194), ροομαι und ροομαι u. s. w. Hr. Heyne sucht solcherley zwar auch aus seinen Grundsätzen

zu erklären, aber so schwankend und ungewiß, das man gar bald nicht etwa die Festigkeit der Grundsätze, sondern überhaupt das Daseyn, bezweifeln muß. Die erste Sylbe in ανωτο z. B. kommt bald lang, bald kurz vor. Diesen Wechsel duldet Hr. H. ungern (*malè habet* T. VII. p. 515), und schlägt, als Ausweg, das Doppelte vor: entweder νυξ ανηραι zu schreiben, wenigstens zu sprechen, oder eine zwiefache Form

ανω und ανω anzunehmen. *Anderwärts* ruft er den Dämon Digammos zu Hülfe: ανω hat die erste Sylbe kurz; soll sie lang seyn, flugs umgewandelt in ανω! (T. VII. p. 50). *Anderwärts* vergift er den Dämon (T. VII. p. 409); wo er auch aus der prosodischen Noth retten konnte. \*Αγω, φάγω, φράγο (behauptet Hr. H. T. IV. p. 398) hat die erste Sylbe lang, άγω, ago, hingegen kurz. Demnach ist IV, 214 του δ' εξαλομένου παλιν άγεν ὄξεις ὄγκοι, entweder das άγεν zu erklären *retroacti, retroflexi sunt hami;* oder zu lesen του δ' εξαλομένου άγεν (φάγεν) παλιν ὄξεις ὄγκοι (so wie er auch p. 527 an mehreren Stellen

das εαγη in αγη (φαγη) und das σαγη in εσαγη unzuändern befiehlt), oder — was am bequemsten ist — der widerstrebende Vers ist als unächt zu streichen. Dies heisst Gründlichkeit der Forschung, und weil dem Leser dabey die Wahl frey bleibt, Humanität zugleich. Jedoch nichts geht leicht über die Recherchen, welche Hr. Heyne an 30 bis 35 Stellen seiner Observationen, und T. IV. p. 177 — 180 in einem eigenen Excurs über ερωω und ροομαι verhängt. Das das υ auch hier mittelzeitig war, und der Dichter die Wörter nach dem Bedürfnisse des Rhythmus, bald kurz, bald lang gebrauchte, konnte, dünkt uns, ohne besondern Scharfblick wahrgenommen werden. Hr. H. dagegen lehrt: ερωω, traho, kürze die mittlere Sylbe, und sey immer φερωω gesprochen worden; ροομαι, tueor, verlängere sie, und ermangele des Hauches am Anfang, obgleich das alte Stammwort ρωω ihm in der Mitte ρωω gehabt zu haben scheine. Um diese Lehre geltend zu machen, werden nun wenigstens vierzig Stellen verändert, und die wenigen, welche sich ohne Aenderung fügen, mit Wohlgefallen betrachtet. Zur Probe führen wir nur die Veränderungen dreyer an, in Bezug auf die dreifache Lehre. Die erste wegen des digammirten ερωω; I, 141. Νυν δ' άγε νηα μέλαιναν ερωσομεν εις αλα διαν. *Entweder*, meynt Hr. H., sey hier μέλαιναν von einem Interpolator an den Platz eines ausgefallenen Beywörteres gerückt worden, so das es etwa ursprünglich hiefs: Νυν δε σοην, άγε, νηα φερωσομεν; oder man könne lesen: Νυν δε μέλαιναν νηα φερωσομεν, obgleich dieser Vers ihm selbst nicht wohlklingend scheint; oder — was wieder am bequemsten — die ganze Stelle V. 140—147 sey unächt, und um die Erzählung auszufüllen, von Rhapsoden eingeflickt worden. Mit unbefugbaren Gründen (*inviectis argumentis*), fügt er bescheiden hinzu, lasse sich solcherley nicht beweisen. Die unbefugbaren wollten wir ihm erlassen, wenn wir nur überhaupt Gründe sahen! — Die zweyte Stelle wegen der angenommenen Kürze in ερωω, so oft es traho bedeutet: XIV, 75 νηες ὄσαι

ὄσαι πρώται εἰρύαται. Nichts leichter, sagt Hr. H., als εἰρύνται zu ändern, und wenn dieselbe Aenderung in denselben Verse auch XV, 654 gemacht werden muß, was schadet das? — Die dritte Stelle, wegen der angenommenen Länge in ῥύομαι, ταοῖ: IX, 396. οἱ τε πτολίεθρα ῥύονται. Entweder οἱ τε πτόλιος ῥύονται, oder οἱ ῥύονται πτολίεθρα, oder — der

Vers ist unächt (T. V. p. 614); wie denn viele andere, auch im Hesiodus (T. IV. p. 178) deshalb für unächt erklärt werden. — Hr. H. will, wie er oftmals versichert, nur einen Grund legen, doch einen dauerhafteren (*fundum solidiorem* T. I. Praef. p. L). worauf andere, weniger Beschäftigtere, ein Gebäude aufzuführen können; nur sichere Fußstapfen (*vestigia certa*) will er uns zurück lassen, in die wir treten mögen. Wahrscheinlich hat er uns deshalb folgende Stellen, die er nicht berührt, zu eigener Berichtigung nach dem aufgestellten Muster überlassen: Od. XXII, 90.

εἰρῦτο δὲ φάογονον ὄξυ. Od. XIV, 107. φυλάσσω τε ρύομαι τε. Od. XV, 35. φυλάσσει τε ρύεται τε. Sonderbar, das auch alte vorzügliche Zeugen hier und da εἰρῦσασθαι schrieben, wie Cod. Venet. in VIII, 143. X, 44. Bey Anwendung der Heynischen Lehre konnten sie sich die Verdoppelung ersparen; und der Lehrer hat Recht, ihnen T. V. p. 440 die *ignoratio prosodica* zu verweisen.

Ueber die Quantität von ἴλαος I, 583 findet sich eine, durch des Hn. Vofs allzu einseitige Behauptung bey dem homeridischen Hymnus an Demeter 204 (*ed. Mitsch.*) veranlaßte Observation, die wiederum keinen Ausgang giebt; oben V. 147 hatte Hr. H., weil er sich nirgends herausfinden konnte, in der Verzwieselung nach dem kritischen Messer gelangt. Ein Ausgang scheint sich zu öffnen, wenn man die Stammsylbe ἴλ für mittelzeitig nimmt, die aber in Adjectiven durchaus lang, in einigen Verben auch kurz gebraucht wurde. Vom Adjectiv auf αος hatte schon Homer, wie Theokrit, eine zweyfache Form, mit langem und mit kurzem α: denn die letzte, die auch Moschus hat, nach Vofsens Vorschläge durch Zusammenziehung zu tilgen, verbeut schon die Eurythmie, noch mehr der Gebrauch bey Pindar, wo keine Zusammenziehung gestattet wird. Die attische Endung εως floß manchmal in eine Sylbe: so beginnt bey Euripides ein Trimeter ἴλεως μὲν εἶη, Hel. 1013. Lang allein finden wir, vielleicht zufällig, die Stammsylbe in ἰλήκω. Aber lang oder kurz in ἴλημι: wovon außer Homers ἴλησι, auch ἴλασι als Daktyl mehrmal, und ἴλαμαι als Anapaßt in dem kleineren H. in Apoll. 5. gebraucht wird; ferner, in ἴλαομαι und ἴλασομαι; wovon verlängert bey Homer ἴλασομεθα II. I, 444, ἴλασομαι Odyss. III, 419, ἴλασομαι II. I, 386, die selbigen auch bey Späteren vorkommen; und verkürzt bey Homer ἴλαονται II. II, 550, ἴλασσαι H. I, 147, ἴλασαμενοι II., 100, bey den Späteren ἴλασαι Apol-

lon. II, 847, ἴλαονται Dionys. P. 853, ἴλασο Theocr. Ep. XIII, 2. — Eine andere Regel der Quantität, welche Hr. Vofs in der gedachten Ausgabe des Hymnus an Demeter V. 117, nachdem Clarke von großen Kritikern überhört worden war, auffrischte und zur Heilung mehrerer Stellen anwandte, die nämlich, das in Φίλω die Stammsylbe lang, in Φιλέω kurz sey, wird

von Hr. H. zur Erklärung des lang gebrauchten Φίλας κασιγνητε IV, 155 in der Observation versucht. Er nennt hier seine Vormänner nicht, aber er macht auch wirklich ihre Bemerkung zu der seinigen, die ihm kein Besonener wieder abnehmen wird. „Da wahrscheinlich, sagt er, eine doppelte Form dieses Wortes war, die eine mit langer Anfangs Sylbe, Φίλω, Φιλομαι, Φιλημι, die andere mit kurzer, Φιλέω; „so könne man vermuthen, das es auch ein doppeltes Φίλος und Φίλος gegeben habe.“ Die Vermuthung, der er gleich wieder entsagt, sey ihm und dem Grammatiker Ptolemäus geschenkt. Aber wie? auch Φιλημι hat die Anfangs Sylbe lang, und zwar weil es von Φίλω ausgeht? Beides wird kein Grammatiker gut heißen; denn Φιλημι kömmt von Φιλέω und wird

deshalb nicht anders als kurz, wie in καὶ σὲ Φιλήμεναι II. XXII, 265 gebraucht. „Ja hier ist es allerdings „kurz, sagt Hr. H., in der dortigen Observation, aber „da es anderswo lang ist, so muß offenbar ein doppelter Stamm gewesen seyn, mit langer Anfangs Sylbe, und mit kurzer, wovon Φιλέω und andere hervorgingen; und man kann nicht mit Clarke die Verkürzung aus der Natur des zweyten Futuri erklären.“ Wie nun? Erstlich ein doppelter Stamm, wovon der eine das angeblich lange Φιλημι trägt; und dann von Φιλημι wieder ein doppelter Stamm, worauf langes und kurzes wächst? Oder auf dem Doppelstamm wächst an einer Seite ein langes Φιλημι, und gegenüber ein kurzes? Dabey geht einem der Kopf um, das man, weswegen Clarke getadelt werde, nicht einmal fassen kann. Nur das anderswo lange Φιλημι erbitten wir uns. Hr. H. rückt mit II. XX, 304 hervor; dann sollen wir, was er bey II. V, 117 und X, 280 gesagt, vergleichen, und einsehen, das Homers Φιλημι die Anfangs Sylbe bald lang bald kurz habe. Man fälle ein Herz, durch alle die dicken Bände sich durchzuschlagen! Zuerst II. XX, 304 kömmt ein Φίλατα zum Vorschein, welches Hr. H. ganz richtig von Φίλω (nicht also von Φιλημι) herleitet, mit einem Clarke bene monuit; er weist hierbey auf II. XVII, Exc. p. 405, wo er dasselbige sagt, und wieder auf II. V, 61 und 117 zurückweist. Bey II. V, 61 wird ἐφίλατο von Φίλω, Φιλομαι, und dem gleichfalls langen Φιλημι (wahrscheinlich dem letzten allein) abgeleitet, und Clarke getadelt; bey V. 117 hingegen erklärt er Φίλαι, nach Clarke und der Wahrheit, wiederum deutlich für einen Sproß von Φιλομαι, mit Verweisung auf V. 61, wo er Φιλημι zu begünstigen scheint. Wir haben noch II. X, 280 zu vergleichen, und erfahren zu unserer Beruhigung, das Φίλαι, wie Φίλατο XX, 304, in der That von Φιλομαι mit langer Anfangs Sylbe herkomme; quod recte docuit Clarke.

(Die Fortsetzung folgt.)



# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 3. May 1803.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG u. LONDON: *Homeri Ilias*. Edidit C. G. Heyne. T. I—VIII. etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Welch ein Chaos von hin und her wogendem Schutt! Wie doch konnte ein Veteran im Vortrage der Grammatik etwas so ungrammatisches dem Eustathius abnehmen, als: *ἔφιλατο* kömmt von *φιλημι*, wie *ἴστατο* von *ἴστημι* (also das Imperfect des Medii); und hievon der Imperativ *Φίλαι*, wie *τύψαι* von *ἐτυψάμην* (also der erste Aorist)? Wie konnte er nur sich einbilden lassen, daß *φιλημι* der Form *ἴστημι* von *στάω* folge; da es kein *φιλῶ* gab, und folglich das Medium nicht *φιλαμαι*, sondern *φιλεμαι*, und im Aeolischen *φιλεμμαι* von *φιλεμμι* heißen mußte? Aber so gehts, wenn man hastig bald dem Eustathius, bald dem Clarke nachdenkt, und dabey noch den belehrenden Vorleser machen will!

Nach denselben Grundsätzen, die wir oben angeben, muß ferner die Sylbenmessung in *σχέρλιος*, *ἄφνειότατος*, *Ἀπόλλων*, *Ἄρης* u. s. w. beurtheilt werden. Wie hilft sich hier Hr. Heyne? *Σχέρλιος* Hl. 410 scheint er mit Wasse zweysylbig zu lesen. Entscheidender sagt er bey *ὅς δὲ ἄφνειότατος* XX, 220, man müsse *ὅς δὲ ἄφνειότατος* aussprechen; wo doch das richtigere schon von Ernesti erinnert ward. Was

endlich über *Ἀπολλων*, *Ἄρης* (wo auch der Acoent etwas zeigt z. B. *Ἄρης*, *Ἄρης* V, 31) und Aehnliches von Hn. Heyne T. VII. p. 413 und anderwärts gesagt worden, müssen wir dem Leser, der diese Lehre der Profodie noch lehrreich genug findet, und neue Widersprüche auszuföhnen Lust trägt (vgl. *Observat.* ad H, 572. 828), zu eigenem Nachlesen empfehlen.

3) Die eben so beschränkte Kenntniß der altionischen Sprache ausführlicher zu erweisen, bleibt dem Theile dieser Recension, welcher die grammatische Wortklärung prüft, vorbehalten. Ein sehr unangenehmes Geschäft, das hier nur insofern eingeleitet werden muß, als jede Unkunde des Herausgebers auf die Anordnung des Textes mehr oder weniger nachtheilig gewirkt hat. Vergebens erwarteten wir in dem Excurse *de dialecto Homeri ionica* (T. VIII. p. 226—237) dasjenige mit gewählten Beyspielen erläutert, was sich auf das Charakteristische des Alt-Ionischen und auf den Unterschied desselben von dem neueren Ionismus, der Sprache Herodots, bezieht. Nicht einmal das hat Hr. H. bemerkt, was sich dem nach seinem Ohre so oft entscheidenden Kunstrichter doch zuerst darbioten muß-

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

te; wie die bömerische Mundart zwischen Weichheit und Härte (neuer Ionismus und Atticismus) in einer schönen Mitte steht; noch weniger, wie es denkbar sey, daß die homerischen Gesänge, wenn sie nicht frühzeitig in Schrift verzeichnet worden, in einem so eigenthümlichen Dialect auf uns gekommen sind. Desto häufiger wiederholt Hr. H. seine durchaus unbefriedigenden Bemerkungen über die Auslassung des (einen) Augments, die er für ionisch erklärt: *ἄλγεα ἴηνε* statt *ἄλγε' ἴσηνε*; *καὶ λίσασετο* statt *καὶ ἐλίσσασετο*; *ἄρνε κέλευε* III, 119 statt *ἄρν' ἐκέλευε* (was der Vergessliche kurz vorher V. 103 für *ἄρνα* nahm) u. s. w. Selbst unter dem Texte wird den Tironen dies eingeschärft, mit dem versichernden Zusätze: *Ionismum sinit*, oder gar, *debit esse*. Für dieses *debit* wird nun in den Observationen der Beweis theils aus alten Grammatikern geführt, theils aus dem *αἶσος* Herodotus. Wie das letzte, verstehen wir nicht; da wir nirgends Belehrung über die Fälle finden, wo Herodot, den besten Handschriften zufolge, ohne Augment schreiben soll: denn daß dies nicht der gewöhnliche Fall bey ihm sey, lehrt jeden der erste flüchtige Anblick. Daß aber die Grammatiker, welche in manchen Stellen auf die verkürzten Formen leiten, anderwärts die verlängerten einführen (I, 611), überhaupt bey Zusatz und Weglassung des Augments das Ohr befragen, ist aus vielen Beyspielen höchst wahrscheinlich. Ihnen nachzuhören, getraute sich Hr. H. in einem ähnlichen Falle (T. VII. p. 239 ad XVI, 583) nicht; in dem gegenwärtigen hört er noch feiner, als sie; ja, er nimmt sogar die Miene eines philosophirenden Hörers an. Allein hätte er es auch nur bey dieser Kleinigkeit mit Ernst versucht, Abhandlungen und Wünsche auf feste Gründe zurück zu führen: so mußte er bemerkt haben, daß nichts thun hier gerathener war, als eine Gloriele aus solchen Aenderungen zu suchen. Denn wenn die Auslassung des Augments ionisch ist, was ist denn *ἠπίμησεν* I, 11. 25. 46. 64 u. s. w.? Oder ist es nur da ionisch, wo das Metrum durch die Weglassung nicht gestört wird: warum nicht auch *ὄρσε*, *ἔλθε* I, 10. 12, und anderwärts noch wunderlichere Formen, die ja dem Sylbenmaße keinen Eintrag thun?

Doch das *augmentum syllabicum* ist es vorzüglich, was Hn. Heynes Ohr nicht vertragen kann; und doch auch wieder verträgt. *Ἔόν*, lehrt er T. VIII. p. 229, nicht aber *ῶν*, sey homerisch. Warum? weil jenes am häufigsten vorkommt. Also sey Od. XIX, 230 *χρῦσοι ἑόντες* zu schreiben; also der ganze Vers VII, 94, da er keine Aenderung zuläßt, ohne Mitleid zu tilgen. Wie es dem XIX, 489 *οὐδὲ τροφῶν οὐ-*  
Kk  
οἷς



σῆς — ergeben soll, welchen das Gedächtniß ihm jetzt nicht darbot, werden wir vermuthlich dereinst bey der Odysee erfahren. Wir kehren zur Ilias zurück. I, 199 änderte er *ἰάμβησε δ' Ἀχχάεω, μετὰ δὲ τράπετ' (H. δ' ἐτράπετ')*, und beiehlt gleichwohl *αὐτίκα δ' ἔγνω* bey. Warum nicht *αὐτίκα δὲ γνῶ*? Und vielleicht auch I, 64 *ὅτι τόσσου χύσατο?* — I, 464 corrigirt er *σπλάγγνα πάσαντο*. Aber das Ohr würde sich noch mehr ergötzen, wenn es hiesse: *αὐτὰρ ἐπεὶ κατὰ μῆρα καὶ σπλάγγνα πάσαντο*. Eben so II, 308 *ἐνθα φάνη μέγα σῆμα*, und anderwärts. Dieß giebt Operngriechisch; das hier den alten Grammatikern freylich nicht an der rechten Stelle zu seyn schien. — Wer mit Besonnenheit eine kleine Kühnheit begehen will, der kann VIII, 73 und Od. XXI, 413 schreiben oder vorschlagen *μεγάλα κτύπε* (wie *μεγάλα βρέμει* IV, 425), wo doch dieß Ausdrucksvollere Niemand hat, und gegen das schwächer tönende *μέγαλ' ἐκτύπε* sich auch Hn. Heyne's Ohr nicht bewegt. Dagegen meynt er, *δὲ λάβε* (XX, 418) klinge dem Ohr besser als *δ' ἔλαβε*, wo wir seither des Glaubens wären, das, nach richtiger Aussprache, solcherley Fälle nur das Auge, keinesweges das Ohr afficiren. Uebrigens wundert sich Hr. H. selbst an mehreren Stellen, das die zusammengesetzten Verba bloß nach den Forderungen der rhythmischen Verhältnisse, bald mit bald ohne Augment vorkommen; wie *ἐκφερον* und *ἐξέφερον*, *ἐκφυγεν* und *ἐξέφυγεν* und viele ähnliche. Der Lehrling wunderte sich einen Augenblick mit ihm; aber der verständige Lehrer wecke das Selbstprüfen durch das warnende Beyspiel, das Verwendung nicht immer der Weisheit Anfang sey! — Eben so wenig war Hr. H., wie es scheint, über den homerischen Artikel im Klaren. Gleich zu Anfange bey dem bekannten *οὐνεκα τὸν Χρύσην* hebt er mit der falschen Bemerkung an, das Homer den Gebrauch des *articulus praepositivus* gar nicht gekannt habe: doch schwankt er auch wieder, und verbeut uns, in einem so alten Dichter, wo der Artikel nach dem gewöhnlichen Gebrauche doch zuweilen vorkommt, grammatische Subtilität zu suchen. Subtil wird freylich Niemand das finden, was Hr. H. über *τὸν Χρύσην* vorbringt. Er führt allerley Umwandlungen und Deutungen von Aelteren und Neuere an, denen er die seinige hinzufügt: nur die wahre Bemerkung, das Homer den Artikel bloß zur Erhebung oder Auszeichnung des Begriffes gebrauchte (s. *Reiz de prosod. graec. accent. inclin.* p. 74), wie ihn späterhin noch die Tragiker bloß berühmten Eigennamen mit Nachdruck vorsetzten (s. *Porson. ad Eurip. Phoen.* 145), werden die Lehrlinge auch hier aus anderen Büchern auf die angefochtene Stelle müssen anwenden lernen. Noch in derselben Rhapsodie verfiel Hr. H. das Gesagte, und erinnert sich wieder derselben, so wie es der Zufall fügt. Denn I, 185 nimmt er an *τὸ σὺν γέρας* keinen Anstoß, und damit er den Artikel hier nicht übersehen zu haben scheine, wiederholt er treulich, ohne berichtigenden Wink, Plutarch's Bemerkung, das dieser Vers. alle *partes orationis*,

mithin auch den Artikel, befaße. Hingegen I, 207 schärft er von neuem ein, das der Dichter den Artikel nicht habe; die gewöhnliche Lesart *τὸ σὺν μένος* wird deshalb mit einem *Mate* verdammt, und *τεῖον μένος* an ihre Stelle gesetzt. Ganz anders wiederum bey anderen Stellen. *Τὸν ἐμὲν γόλον* IV, 42 wagt er nicht zu ändern; ja bey VI, 41 *ἦπερ οἱ ἄλλοι* und vielen anderen noch merkwürdigeren Versen, wo bald der im Homer noch nicht gefonderte Sprachgebrauch von *ἄλλοι* und *οἱ ἄλλοι* erklärt (I, 300. III, 73), bald der homerische Artikel als Vorläufer des bestimmteren Sprachgebrauchs beachtet werden mußte (I, 167. IX, 11), winkt Hr. H. nicht einmal, oder bringt wieder etwas Falsches vor (I, 465): so wie denn auch II, 1 die ganz schiefe Interpunction (vor *θεοῖ*) und Erklärung, welche er aufstellt, aus jener Unkunde geschlossen ist. Die Worte *ἄλλοι* (hier *caeteri, oi ἄλλοι*) *θεοῖ* müssen eng verbunden, und auf sie muß das folgende *Δία* bezogen werden; also nicht, wie Hr. H. will: *alii, scilicet dii hominesque*, sondern vielmehr: *caeteri dii dormiebant, ut et homines, heroes ad Trojam: Jupiter unus erat insomnis*. Glücklicher Weise vergaß Hr. H. auch hier, wie gewöhnlich, die lateinische Version nach seiner Erklärung zu ändern. Diese Inconsequenz, welche er schon allein in der Beurtheilung des homerischen Artikels beging, zu vergüten, hat er endlich T. VII. p. 427 in einem grammatischen Excurs über mehrere Anmerkungen, „welche Clarke nach seiner Sitte sechshundertmal wiederholte“, sich an dasjenige, was Er eben so oft vergaß, erinnert; sodann die „*scitis decantata observatio*, das Homer den Artikel nicht kenne“, durch Verweisung auf Köppens und Wolfs Observationen (die der letzte schon längst durch gehörige Einschränkung selbst zurück nahm, *ad Reiz. l. c. p. 74*) gerechtfertiget, und am Ende noch einige Verse, welche sich jener Observation hartnäckig widersetzten, entweder durch kritische Umwandlungen zurecht gestellt, oder als unächte verworfen. Die noch übrigen, sehr zahlreichen Verse werden wahrscheinlich bey der Odysee ihre Würdigung empfangen, und Hn. Heyne's Geneigtheit, „sich auch bey Kleinigkeiten von erwogener Regeln leiten zu lassen, weil der Mangel eines festen Urtheils überall beschwerlich sey“ (*molustum est in omni re, certum iudicium si videas tibi haud adesse* T. VII. p. 443), in ein desto glänzenderes Licht stellen.

4) Die große Willkührlichkeit im Beurtheilen und Aendern des Textes geht aus dem Gesagten von selbst hervor, und ergiebt sich aus vielen andern Beyspielen. Ein Glück ist es — oder sollen wir es Verdienst nennen? — das Hr. Heyne gewöhnlich dem Muth nicht hatte, seine Muthmaßungen und Wünsche in den Text zu erheben, sondern die Wolf'sche Recension viel häufiger, als sich erwarten ließe, befolgte. Denn ein Text nach Heynischen Lesarten zugerichtet, und zugleich mit Andeutungen der Verse, die er für unächt hält, versehen, mußte Erstaunen erregen. Auch jetzt noch werden nicht wenige der neu aufgenommenen Lesarten künftig in die Noten zurückkeh-

ren müssen. So durfte gleich I, 260 in Nestors Rede ἤδη γὰρ ποτ' ἐγὼ καὶ ἀρείοισιν ἢ περ ἢ μὲν ἀνδράσιν ὠμίλησα, das ἡμῖν nicht in das unbescheidenere ὑμῖν verwandelt werden. Unbescheiden? *Scilicet ex nobis decori sensu*, sagt Hr. H. zweifelnd, und vergafs, dafs Homer jene Art von bescheidener Communication auch anderwärts (II, 194.) liebt, dafs die ganze Rede Nestors eine *ächte Humanität* nach alter Weise athmet, und dafs die folgenden Worte, worin sich Nestor den Helden der Vorzeit mit Bescheidenheit nachsetzt (καὶ οὐ ποτέ μ' οἶγ' ἀδρίζου), mit diesem ὑμῖν, wodurch er sich stolz über seine Zeitgenossen erhebt, den widrigsten Contrast bilden würde. — III, 193. hat Hr. H. μείων μὲν κ' ἔφαλεν Ἀγαμέμνονος gesetzt, mit Befremdung, dafs diese aristarchische Lesart der gemeinen καὶ ἄλλῃ so lange habe nachstehen müssen. *Offendit in hac*, sagt er, *eum fuisse minorem capite Agamemnonis: immo vero, minor Agamemnone erat, capite; altero non nisi humeros hujus attingente.* Und doch folgt sogleich ὠμοῖσιν, στέροισιν, was ihn nicht besremdete. In einem eigenen Excurs (T. V. p. 180) sucht Hr. H. die Frage zu beantworten, ob man εὐκτιμενον, εὐναϊόμενον u. s. w. schreiben müsse, oder εὐκτιμενον, εὐναϊόμενον. Er meynt das letzte, und führt es, wie mehreres Aehnliche, durch die ganze Ilias ein. Allein das Gegentheil wird ihm hoffentlich selbst klar werden, wenn er an das pindarische ἀγακτιμενος denkt. Denn ein Wort ἄγα war vermuthlich den alten Griechen unbekannt. Auch will der Grund nichts sagen, dessen sich Hr. H. für seine Schreibart bedient: dafs die Sprache kein Verbum εὐκτιμι, noch εὐκτιζω, darbiete. Ein Verbum πασιμέλειν gab es gewifs eben so wenig; und wer zweifelt, dafs Aristarch, der besonders dergleichen Verbindungen einführte, πασιμέλουσα Od. XII, 70 richtig schrieb? Aehnlich ist der Fall mit κάρη κομόωντες, εὐ ποιήτος, wie dem Hn. H. ft. κ κερηκομόωντες, εὐποιήτος beliebt. Aber, sagt er, von κερηκομόωντες giebt es ja kein Verbum κερηκομᾶν, auch nicht κερηκομῆς. Soll das heissen, diese Wörter seyen der griechischen Sprache überhaupt fremd: so bescheiden wir uns, dafs Hn. H., um die Entdeckung zu machen, mehr Bücher, als uns, zu Gebote stehen; soll es aber heissen, die Wörter kommen nur in den homerischen Gefängen nicht vor: so sieht man das freylich den Formen an, wenn man sich erinnert, dafs man im Homer nur Hexameter liest. Gleichwohl begreifen wir durchaus nicht, warum Homer, wenn er je sagen wollte, Zeus habe dem Apollo verliehen κερηκομᾶν, in der Analogie seiner Sprache Schwierigkeiten gefunden haben sollte. Nur würden wir, bey dergleichen Argumentationen, natürlich über den Infinitiv nicht mehr ins Helle kommen, als über das Particp. Εὐρυκρείειν lesen wir ja auch nicht; nicht einmal κρείειν oder κρέειν, und dennoch εἰρυκρείων. Wird uns etwa Hr. Heyne dereinst in der Odyssee einen εὐρὸν κρείων Ἀγαμέμνων, eine εὐρὸν ἀγυῖα πόλις geben? — Wie glücklich ist man da noch bey der deutschen Sprache! Nur selten fragt einmal da ein Schriftsetzer, ob er eine *wohlverstandene* Subtilität, wie eine *mifsverstandene*, setzen soll. Eine *übel ange-*

wandte aber dürfte es wenigstens nicht genannt werden, wenn Hr. Heyne, anstatt im Texte solche Neuerungen zu versuchen, die wichtigere Frage erwogen hätte, wo der Sinn die Unterscheidung des ὅδε von ὁ δέ, des τόνδε von τὸν δέ u. s. w. erfodere. Diese kleinsten Partikeln machen ihm zwar oft zu schaffen, aber das Rechte verfehlt er gewöhnlich; wie z. B. I, 82, wo er die richtige Lesart des Cod. Venet. and Fragm. Eton. ἀλλά τε, welche Homer in dieser Verbindung immer beobachtet (II, 754. X, 226. XIX, 165. Odysf. XII, 64. 67), verwirft, ohne die andere Lesart ἀλλά γε auch nur durch Ein Beyspiel zu rechtfertigen. Auch schon bey v. 14 führte ihn das τε irre. Er giebt hier der Stephanischen Lesart στέμμα τ' ἔχων *unbezweifelt (sine dubio)* den Vorzug. Gleichwohl ist die richtige Verbindung: ἤλαθεν ἔχων στέμματα (unten freylich στέμμα v. 28, nach bekannter Dichterfütte, welche ἄρμα und ἄρματα, τόξον und τόξα vertauscht), λυσόμενος τε καὶ Φέρων ἄπωνα. Die letzten beiden Participien bezeichnen die Zwecke des Weges: und es kann keine ähnliche Stelle geben, wo so ein τε oder καὶ nachhinkte, wie nach Hn. H's. Meynung hier folgen würde. Oder wollte man etwa v. 45 τόξα τ' ἔχων ὠμοῖσιν, in einer ähnlichen Verbindung, auch ertragen? — Nicht weniger grundlos ist v. 259 die Verbindung zweyer Wörter ἄ τιν' in Eines ἄτιν': die Erklärung der Alten, welche Hr. H. mit einem *quam indocte!* stempelt, ist die einzig wahre: in quo (ἄ für eis ἄ, ἐν οἷς) non credo *quemquam ei obediturum esse.* Der Grund ist doppelt. Einmal setzt Homer *allzeit*, wie einem Herausgeber, der mit *indocte!* abfertigt, nicht fremd seyn sollte, für ἄτινα im Plural ἄσσα, was auch hier das Sylbenmafs nicht hinderte. Sodann wäre diefs gar kein consequenter Gedanke: *omnibus, quid faciant, imperare cupit — in quibus rebus ego tecum constitui, ei non parere, vielmehr: in quibus rebus erunt, opinor, qui ei non parebunt.* Τινὰ bezeichnet *Manchen* (den Sprechenden mit eingeschlossen), oder, was Eins ist, ἄτιν' οὐ steht hier für ἄ οὐτινα, *neminem.* Denn οὐτις, nach dem homerischen Sprachgebrauch, ist *nemo; οὐδεὶς* ist *ne unus, ne ullus quidem.* — I, 454 τιμήσας μὲν ἐμῆ. *Poterat*, sagt Hr. H., *esse quoque ἔκλυες τιμήσας.* Wie willkürlich! folgt denn nicht ἄφαο und das auf μὲν bezogene δέ? Und wie verstand er denn ἔκλυες τιμήσας? — III, 429 billigt er wiederum einen Schreibfehler des Eustathius ὃς ἐπὶς πρότερου πῶσος ἦεν (statt πρότερος), den kein Kritiker des Homer für etwas anderes erkennen, oder höher, als das ὁ μὲν Μενέλαος III, 213, das τοῖσιν III, 16, und unzähllich andere Druck- oder Schreibfehler des compilirenden Bischoffs, achten wird. — Oft aber versteht Hr. H. nicht einmal den Sinn der alten Grammatiker, wenn er, ihren Aussagen zufolge, eine Lesart beurtheilen oder wählen will. Ἐχθρόποπος, lehrt er zu I, 518, sey *invisus.* Keinesweges: eher *infectus* (Sollhoel. Philoctet. 1137) und ἐχθρόποπος wird gewöhnlich *absolute*, ohne Casus, gebraucht. So nahin es Aristarch auch hier (*inimice tumultuari*), indem er im folgenden Verse den Nominativ Ἠγῆ setzte. Hr. H.

läßt ihn dagegen αὐτῆ ergänzen, und differirt nun über eine Construction, an welche jener gar nicht gedacht hat; ohne den wahren Grund zu ahnden, weshalb die Aenderung des Grammatikers nicht Statt haben kann. Was Apollonius (Lex. p. 515 ed. Toll.) mit seinem Excerpt aus Apion sagen wollte über οὐλοχύτας ἀνέλονται, und παραβλόντο I, 449. 458 ahndete Hr. H. noch weniger, da ein Schreibfehler den Sinn des Grammatikers verdunkelt. Er läßt es daher wiederum in dem, was er nicht versteht, beyın Verwundern bewenden.

5) Die unerwogene Anhänglichkeit an Bentley's kritische Versuche, besonders mit dem Digamma, ist es aber ganz vorzüglich, wodurch Hr. Heyne seine Willkührlichkeit in Anordnung des Textes krönt. Dafs Bentley überhaupt für die Kritik des Homer das hervorragende Talent nicht besafs, welches bey seiner Behandlung der Komiker und des römischen Lyrikers unsere Bewunderung erregt: dies vermuthete Hr. Wolf schon in den Prolegom. zum Homer S. 116. jetzt wird die Vermuthung durch so viele Beweise bestätigt, das man in den meisten Emendations-Vorschlägen, welche Hr. H. aus dem sogenannten *Codex Bentlejanus* mittheilt, nichts von Bentley, aufser seiner Kühnheit, entdeckt. Um sich von dieser wunderlichen Keckheit, womit Bentley gegen alle im Homer nothwendig geltende παράδοσις κριτικὴ zu Werke ging, einen vorläufigen Begriff zu machen, darf man nur einige seiner Verbesserungen, so wie sie sich beyın flüchtigen Durchblättern darbieten, ohne Rücksicht auf das von Hn. H. beygefügte *Sagaxiter, acute u. s. w.* erwägen. Z. B. Ἰλιόφω oftmals für Ἰλίου, vles Ἰφιτόφω, II, 518. ἀρσιον ὀρῶν für ἰδών, II, 269. εἰσορῶν statt εἰσασιῶν, XVI, 232. (ὄραν und ἰδῆν ist ihm also Eins!). Νῦν αὐτῶν, ὄσοι κἀτ' αὐτοῦς, II, 681. πολλὰ μάλ' οὐκ ἔθελουσαν ὁ μὲν δὲ, statt ἐθελουσα, XVIII, 434. (eine Conjectur, die dem Hn. Heyne sehr glücklich, *admodum felix*, scheint: eine glücklichere macht der Lobredner gleich selbst, indem er den 433 Vers austreicht!!) Εἰσορῶν πόλεμόν τε ἰωκὴν τε κρούεσσαν, statt εἰσορ. πόνον αἰπὺν, ἰώκα τε δακρῶεσσαν XI, 690. Um einem Hiatus zu entgehen, scheut sich Bentley sogar nicht, μεὸς aus dem Lateinischen aufzunehmen, IX, 57. XVI, 847. XIX, 194 u. s. w. In der That suchen wir noch immer in allen fünf Tomen der Heynischen Observationen nur nach Einer wirklich glücklichen oder recht scheinbaren Conjectur, welche wir, als würdig eines Bentley, dem Leser aufführen könnten. Eine scharfsinnige ἀθήσις von III, 144, auf die wir uns zur Zeit beschränken müssen, gehört in das Gebiet der höheren Kritik. Möge den Hn. H. dies trösten, wenn mehrere Leser mit uns zu der Ueberzeugung gelangen sollten, das das ganze Glück seiner homerischen Kritik ebenfalls auf — Ein gut gesetztes Comma (II, 395 ὅτε κινήσει Νότος ἔλαθ' αὖ, προβλήτι σκ.); und auf Eine gut

angebrachte ἀθήσις (II, 488 — 492 von welchen Versen wenigstens einige verwerflich scheinen) sich zurück bringen lasse!

Unwahrscheinlich wird das freylich besonders denen vorkommen, die dem äolischen Hauche, vor welchem nicht blofs viele hundert gangbare Lesarten, sondern eben so viel seither für ächt gehaltene Verse dahin sinken, die verheißene Wunderkraft vertrauten. Leider hat Hr. H. dies Vertrauen zu wenig belohnt, das er die *doctrinam de Digamma accurate tradere* sogar für unnöthig oder planwidrig erklärt (T. VII. p. 708), und dadurch seine ganze sogenannte Kritik in ein mysteriöses Dunkel hüllt. Den Nebel zu zerstreuen, folgt der lehrbegierige Leser den Verweisungen von einem Bande zum anderen; vergebens sängt er beyın fünften oder sechsten Bande an, die an so vielen Stellen zerstreueten Bemerkungen über diesen Gegenstand und die verwandten vom Hiatus und dem paragogischen N sich allmählich zusammen zu stellen, um die Consequenz der neuen Belehrungen mit Einem Blicke zu übersehen: mit jedem neuen Ansatze der Feder heisst ihn der Observator das Vorige berichtigen, und das Berichtigte wieder anders fassen; und im siebenten Bande endlich, wo Hr. H. sich schreibend des Stoffes bemächtigt haben konnte, verwickelt er den Ermüdeten auf der einen Seite in neue Schwierigkeiten, auf der anderen überrascht er ihn mit dem nach so langer Beobachtung (*multa observatio* p. 708), und bey so weit ausgeflossenen Discussionen (p. 704-772) kaum glaublichen Geständnisse, das er selbst, der neue Lehrer des Digamma, welcher den nicht genugsam überlegten Bemerkungen der ersten Bände (*non dum satis caute appositis, Praefat. T. I. p. XLV*) Verzeihung erbat, doch am Ende, nach allen Ueberlegungen, auf nichts weiter, als von leeren Träumereyen (der Engländer) auf Einiges Zuverlässige und Gewisse gerathen sey (*ab opinionum et ariolationum commentis ad certiora nonnulla et veriora delatus esse mihi videor* p. 709); ja, noch im letzten Bande wird die ganze Sache wiederum blofs eine *ariolatio*, aber *probabilis*, genannt (T. VIII. p. 791). Selbst diese Art der Behandlung, so wenig sie dem ruhigen Ernst einer abgeschlossenen Forschung geziemt, oder dem Unterricht unvorbereiteter Leser zusagt, kann gewissermassen die Aufmerksamkeit schärfen auf eine Lehre, welche der Ilias eine so grosse kritische Reform gebracht hat, und eine noch grössere den übrigen Werken des alten Sängers, auch dem Hesiodus (T. VII. p. 136. 717), droht. Wir achten es daher für zwiefache Pflicht, wo nicht selbst die Sache durch abgewogene Gründe zur Entscheidung zu bringen, doch die Entscheidung den Einsichtsvolleren durch Ordnen und Zusammenfügen der Heynischen Meynungen zu erleichtern.

(Die Fortsetzung folgt.)

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 3. May 1803.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG u. LONDON: *Homeri Ilias.* Edidit C. G. Heyne. T. I—VIII. etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

**D**afs die älteste Sprache der Ionier (noch vor Homer) oft Hiatus hatte, worunter wir überhaupt den Zusammenstoß zweyer Vocale ohne Elision verstehen; das erhellet theils daraus, weil das paragogische N, welches noch späterhin zuweilen da wegfällt, wo es sonst zu stehen pflegt, nicht gleich Anfangs in der Sprache vorhanden seyn konnte, theils aus so vielen Wortformen im Homer, welche die Anhäufung der Vocale im alten Ionismus bezeugen (*δηϊώων, αοιδιάων οϊέρσαι* u. s. w.), theils aus dem vocalenreichen Dialekte des Herodot, welcher des N *ἑφελκυστικόν* fast gänzlich ermangelt. Dafs aber im Zeitalter Homers der Endbuchstabe N bereits da war, ist wahrscheinlich aus dem Gebrauche desselben in der Thasis so vieler Verse, wo es noch Niemand eingefallen ist, aus Spondeen Trochäen zu machen: z. B. *Ἐὺρε δ' ἐβρύπα Κρονίδην* u. s. w. Was die Attis anfangt; so hatte Hr. Wolf in der ersten Ausgabe des Homer, nach dem Vorgange Brunks im Apollonius Rhodius; eine Neuerung verführt, wodurch der Endbuchstabe N verdrängt wurde; aber die Neuerung war unrichtig: ein *laboriosus error*, wie Hr. W. selbst, ihn mit neuer Arbeit verbessernd, schon in der Vorrede zur zweyten Ausgabe der Odyssee p. XXX bekannte. Den Irrthum hat jetzt gleichwohl Hr. H. wiederholt, dessen Ohr also sein so vielen Jahren Verse von der Art: *Ἄτταρ ἐπεὶ ἄμοσ τε τελευτήσ τε* — ertrug. Nach richtigeren Grundsätzen findet selbst am Ende der Verse, wenn gleich ein Mitlauter den folgenden Vers anfangt, das N seine Stelle: denn jeder Vers macht für sich eine rhythmische Periode aus, die am Schlusse ihre Vollständigkeit fodert; und überdies hat das kurze s, wenn es den Vers endiget, etwas hinaufhängendes und dem Ohr unbehagliches. Es ist daher nicht genug, wenn Hr. H. (T. IV. p. 444) sagt: *Ultima jam per se pro longa habetur*; wo er von dieser Anfügung des N am Ende des Verses noch hinzusetzt: *Hunc quidem usum prorsus esse rejiciendum, in aperto est.* Bey solchen Aeußerungen, die durch keinen Grund unterstützt werden, wundert man sich billig über den entscheidenden Ton des sonst so bescheidenen, d. h. ohne Euphemismus, des uns fast hin und her schwankenden Interpreten. Ja, ein seltsameres Beyspiel von Bescheidenheit: er fragt am Ende dieses Aufsatzes (p. 447), wie wir es mit solchen Fällen halten mögen, wo der kurze Vocal in der Attis vor einem andern Vocal tritt: *ἄψ ἀνεχώρησε, ὄψρος* — *Ὀγγιον ἐλαύνοισι ἀνδρός.* — Doch dünkt es ihm selbst hart, das *σε ω, σι αν* ohne N als einen Spondeus auszusprechen. Könnte indeß (was sich Hr. H. p. 445 sogar gefallen läßt) im Griechischen ein Buchstabe ausgesprochen werden, der nicht geschrieben wird: so wäre es ja wohl besser, das N überall auszumerzen; und nicht bloß *ὄστέαφι* *Sis*, sondern auch *ὄφάλλωσι τέ ἐ τιμῆ* und *τιμῆσι ἐ ἀνακτες* zu schreiben. Die Pronunciation wird den Hiatus schon ausfüllen! — Bey aller Unregelmäßigkeit, womit in den meisten Codd. die N bald gesetzt, bald nicht gesetzt werden, hat doch, wie die Vergleichung weniger Handschriften und der alten Scholien lehrt, die in den besten Ausgaben bisher übliche Schreibart die größte Autorität des Alterthums für sich.

Jedoch wir brechen ab von dem N zu reden, zumal da Hr. H., ob er gleich (T. IV. p. 443) *de vero ac certo usu* des Buchstabens zu handeln versprach, in den Addendis p. 694 wie unwillig beyfügt: *De vultu ἑφελκυστικῶ pro suo quisque statuet sensu: quae in antiquioribus veriora sunt, adhuc latent*; mit welcher Aeußerung er auch seinen Excurs über den homerischen Dialekt beschließt: *de quibus pro suo quisque statuet seu libitu seu iudicio.* Entweder also sind dieß so nichtswürdige Armseligkeiten, als etwa hie und da ein Comma mehr oder weniger; nun, warum denn Seitenlang darüber sprechen? oder es kommt etwas darauf an; dann, dächten wir, müßte sich die Willkür verlieren, wenn richtige Grundsätze (*certiora nonnulla et veriora* T. VII. p. 709) aufgestellt werden, und der humane Verfasser dürfte diejenigen, die etwa noch gegründete Grundsätze von ihm fodernten, nicht mit dem abwehrenden *cum quopiam contendere non lubet* (T. VII. p. 708) zurückweisen.

Wir kehren zu dem Hiatus bey dem Homer zurück. *De hiatu in Homericis* ist glücklicher Weise ein eigener Excurs (T. VII. p. 130) überschrieben, woraus wir zuvörderst sehen, was Hr. H. sonst gewöhnlich *hiatus in Homero* (statt *a p u & Hom.*) *obvius* nenne: ein Ausdruck, der eben-so, wie ehemals die *naevi in Virgilio*, dem Unkundigen des Deutschlateins die Vermuthung erwecken könnte, Hr. H. habe an den Körpern seiner Dichter gewisse Oeffnungen und Flecken entdeckt. In jenem Excurs geht Hr. H. von dem Satze aus: es sey unleugbar, daß Homer in seinen Versen den Hiatus auf sorgfältige Vermeidung habe.

Auf der anderen Seite jedoch seyen viele Hiatus übrig und unverfügbare: auch das lasse sich nicht leugnen. Dieß aber seyen in vielen Versen nur Fehler, die entweder schon gehoben wären, oder sich noch heben ließen; ein großer Theil der Verse habe auch damals, als sie gemacht wurden, die Hiatus noch nicht gehabt. (Ein Räthsel, das sich nachher löst.) Nachdem ihm nun schon 30 Jahre und darüber die schwierige Materie im Kopfe gelegen, gebe er endlich jetzt Einiges, was ausgemacht zu seyn scheine (*nonnulla, quae liquere viderentur*). Ausgemacht aber dünkt ihm zuerst, daß man einen Hiatus nur dann anerkenne, wann einfache, kurze Vocale vor anderen Vocalen vorgehen: καὶ ἄριστο ἐμῷ — καὶ ἄριστο ἐπιγνάμψασα (p. 132). Hier hat uns Hr. H. zu sagen vergessen, was dieser ganz willkürlichen Bestimmung zum Grunde liege: ob bloß sein Ohr, das wir aus den obigen Bemerkungen über das Augment und Schluß — N, und früher noch aus dem Rhythmus seiner lateinischen Prosa kennen lernten, oder auch Zeugnisse der Quintiliane und griechischer Redekünstler, der *vetustum Graecorum γνησίω*n (wie er sich ausdrückt), die uns allenfalls statt eigener Ohren dienen können. Anstatt dessen bemerkt er (wonach Niemand fragte), daß im Homer kurze Vocale elidirt werden, und giebt davon mehrere Beispiele. (Wer zweifelt daran? Höchstens hätte er den Zweifel hier auflösen sollen, ob im Homer ὄτι und τι seinen Vocal verlieren könne: zu welcher Auflösung sich schon in den *Supplend. ad Lib. I, 244. To. IV. p. 676.* Gelegenheit bot.) Vom *v* erinnert er sich so wenig, als irgend jemand von uns, einer Elision: auch, setzt er hinzu, *mache dieser Vocal keinen Hiatus*; wie die *Composita εὐρύαλος, εὐρύαγυια* bewiesen. *Da her*, folgert er weiter, lasse sich mit Recht zweifeln, ob Homer gesagt habe *τις δὲ οὐ ἴσσοι*; und nicht vielmehr *τις δὲ οὐ γ' ἴσσοι*; wie Hr. H. wirklich den Vers XIV, 247 theils auf derselben Seite noch (p. 133), theils in den *Observat. T. VII. p. 49* verändert. (Entweder wir verstehen hier Hn. H's. Latein gar nicht, oder er hat seine Schlußfolge in drey unmittelbar auf einander folgenden Zeilen durch einen schreyenden Widerspruch zerstört. Daß ein anderer Widerspruch in einer weiteren Entfernung T. VI. p. 72 vorkommt, wo *v* zwar nicht elidirt werden, aber doch einen Hiatus verursachen soll; dieß befremdet bey Hn. H. weniger.) Daß die Hiatus, fährt er fort, schon den alten Ionern mißfielen, bekräftigt der Gebrauch des N vor einem Vocal. Das Gegenheil lasse sich zwar aus dem Herodot schliessen, durch dessen Nichtgebrauch das N wirklich ein Zweifel entstehe, ob dieser Endbuchstab ursprünglich im Homer beygefügt worden sey: allein man dürfe Homers Ionismus nicht (*hier nicht*, meynt er: oben bey seiner Lehre vom Augment that er's, sogar mit willkürlicher und unerwiesener Voraussetzung,) aus dem Herodot bestimmen wollen. Das oft vorkommende *τι δὲ* müsse daher in *τι ἄδὲ* verwandelt werden.

Dieß letzte macht den Uebergang zu einigen Proben von Emendationen, um den Hiatus des *v* zu til-

gen: Z. B. V, 462. müsse man lesen *ἔς τι τ' ἔτι* für *ἔς τι ἔτι* (womit bisher die meisten Ohren zufrieden wären); anderwärts müsse man ein *γ'* einschieben (*πρὸς βύρεςος δὲ οὐ γ' ἴσσοι*, XI, 786); über anderes die Observationen befragen.

Noch fehle aber ein Hauptmittel gegen die sonst unheilbaren Hiatus. Nämlich die wichtigste Ursache, daß so viele Hiatus entstehen konnten, sey darin zu suchen, weil man die wahre homerische Aussprache eines Digamma (*Terentianus Maurus*, u. s. sagen, *digamma os litera*, Hr. H. aber declinirt das Wort gewöhnlich *digammium*, als *Neutrum*: was Priscian verwarf, und die besten Kritiker mißbilligen, s. *Burm. ad Quintil. I, 4. p. 40*) vor den mit Vocalen anfangenden Wörtern nicht kannte (T. VII. p. 136. coll. p. 716. ff.). Diese Unkunde habe schon die gelehrtesten Alexandriner, ja lange vor ihnen einen Aeschylus, Pindarus u. s. w. gedrückt: in Attika scheine der Hauch, oder vielmehr Buchstab, (dem Hr. H. vergleicht ihn selbst p. 710. mit dem W der Engländer, und führt, allem Mißverständnisse vorzubeugen, das Wort *one* zur Erläuterung an,) schon zur Zeit der ersten Schriftverzeichnung des Homer unbekannt gewesen zu seyn; auch die späteren (!) Rhapsoden hätten ihn nicht gekannt, wohl aber die früheren, wie aus ihren Interpolationen erhelle. Wie? verstehen wir noch nicht; aber nur weiter! — Es fügt sich zuweilen, daß das in den alten Scholien so häufige *ἀρετῆραι* auch solche Verse trifft, in denen Hr. H. ein vernachlässigtes Digamma argwohnte. Dadurch bestätigt sich ihm seine Theorie vom Digamma. *Da durch*? — nach welcher Logik? Die Alten bis Xenophanes, Aeschylus u. s. w. zurück, hatten ja, wie er eben sagte, keinen Gedanken an ein Digamma! Aber was geht auch den Kritiker die Logik an!

Hr. Heyne wiederholt sein Raisonnement — wir enthalten uns eines andern Wortes — an vielen Stellen der Observationen, ganz wie ers schon ehemals in den *Göttingischen Anzeigen 1795. Nr. 203* anhub. Schon in dieser Selbstreueion sagte er gerade zu: „der uns unbekante Hauch diene statt eines Mitlauters, und durch denselben fallen alle die Hiatus weg, und wir erhalten zugleich für die Kritik eine Charakteristik, einen neuen Bestimmungsgrund von dem, „was ächt und unächt, älter oder später Machwerk „ist.“ Jetzt verweist er sich von Neuem, durch diesen Wind geleitet, sogar Interpolationen der früheren und späteren Rhapsoden im Homer auszuwittern: nur daß er nunmehr bescheidener zu verstehen giebt, *alte* Hiatus ließen sich doch durch jene Suppositionen noch immer nicht heben. Aber eines Theils wären sie unbedeutend, und würden durch Absätze oder Pausen in der Aussprache der Verse zulässig (p. 136): anderen Theils wäre auch nicht aller Tage Abend; noch könnte man nicht im Schatten seiner Pflanzungen ruhen; aber die späteren Enkel, hofft er, würden es. *Utentur iis* (so schließt er T. VII. p. 726.) *pro suo quisque consilio aut pro libitu ac voluntate; eruntque, qui ea, quae a me post a l i o s inchoata sunt.*

*sunt, perficient. Non enim nobis — ista scriimus, sed seris factura nepotibus umbram.* Bejammern wird hier Mancher sein Loos, daß er um ein halbes Säculum zu früh in die Welt gesetzt ward; und sich kaum mit uns durch Hemsterhuys und Valckenärs Beyspiel trösten, welche auch dahin starben, ohne die Wirkungen des belebenden und zerstörenden Hauches, wiewohl er damals schon in Dawes *Miscellan.* zu wehen begann, mit eigenen Augen erblickt zu haben.

Die *Anderen* aber, nach welchen Hr. H., dem Obigen zufolge, die Sache in Anregung bringt, sind einige Engländer, unter denen Bentley unglücklicher Weise oben an steht. Zwar hatte Bentley bey seinen Lebzeiten der neuen Erfindung nur einmal (Hr. H. sagt selten; doch kann er selbst nur ein Citat zum Milton anführen, T. VII. p. 721), und hier nur beyläufig gedacht; doch jetzt, meynt Hr. H., werde sein Scharfsinn durch das Digamma, *summi ingenii acumen* (p. 772), desto glänzender bewährt, und er spreche desto lauter in den Anmerkungen, die er der oben gedachten Stephanischen Ausgabe Homers beygeschrieben hatte. Dawes stimmt bekanntlich in der Hauptsache mit Bentley überein; Foster spricht zu wenig davon, und ist verblendet von der Bentleyischen Erfindung; Payne Knight endlich bringt durch seine Schwärmereyen keinen Schritt weiter. In der That nimmt auch Hr. H., wiewohl er die Grundsätze über das Digamma mit einer unerwarteten Keckheit weiter verfolgt, doch die Grundsätze selbst sämmtlich aus dem Bentleyischen Nachlass, auch den z. B., daß dieser Hauch eine Position machen helfe (vgl. *Bentl. ad II*, 751.), und selbst die Art der Bezeichnung durch F oder f, nicht durch W, wie Dawes versuchte; mit welchem übrigens Hr. H., auch bey verschiedener Bezeichnung, in der Aussprache einig zu seyn versichert (T. VII. p. 715). Daß übrigens Bentley's Erfindung von Dope und anderen seiner Landsleute mit spöttischem Lächeln empfangen würde, befremdet uns eben so wenig, als daß der bescheidene Clarke ihrer nur selten (Hr. H. p. 722 sagt hier, nur einmal; aber es kommen, ausser XVI, 172 auch bey I, 51. III, 151. und noch bey XXII und XXIV Beziehungen darauf vor) in seinen Noten zum Homer gedachte. Ja hätte Bentley entweder selbst seinen Einfall mittelst einer vollständigen Induction durch Beyspiele zu prüfen versucht, oder auch nur den Mißbrauch, den sein ohne Prüfung verarbeiteter Nachlass verursacht hat, ahnden können; hätte ihn überdies unser Apparat von homerischen Hülfsmitteln zu Gebote gestanden; wir hegen das gute Vertrauen zu seinem mit Wahrheitsliebe verbundenen Scharfsinn, daß er das Digamma-Spiel selbst, und zuerst, würde aufgegeben haben. Ob dennach *Dorville* (z. *Chariton* p. 202 oder p. 323 der Leipziger Ausgabe) und *Ernesti* (z. II. XVI, 172-371) zu hart davon urtheilten, wollen wir jetzt untersuchen.

Die erste und natürlichste Frage ist: Wann muß man annehmen, daß ein mit einem Vocal anhebendes

Wort das Digamma, oder, wie Dawes das Ding nannte, das *Vau ionicum*, vorne gehabt habe? und wie wird überhaupt die neue Lehre, in Bezug auf den Anfang der Wörter, am leichtesten durch den homerischen Text durchgeführt? Aus Hn. *Heynens* zerstreuten Bemerkungen gehen folgende Antworten hervor, die am bequemsten, wie in der *Logica Probabilium*, auf Zahlen zurück gebracht werden: 1) Man schreibt vorn ein Wort mit dem Digamma, wenn in allen oder in den meisten Versen, worin es vorkommt, ohne diese Supposition ein Hiatus entstehen würde, z. B. οἶκος (ἡμετέριον ἐνὶ οἴκῳ), ἰσος (δαίμων ἰσος), οἶνος (αἰθρα οἶνον) u. s. w. Nur muß 2) das Wort, dem wir das Digamma anheften wollen, nicht bloß zu Anfang des Verses vorkommen; weß in diesem Falle nichts für und nichts gegen das Digamma entschieden werden kann. 3) Man führt überhaupt diese neue Lehre am leichtesten durch, wenn man sich gefallen läßt, drey bis vier zufällig nach Wunsch fallende Beyspiele, wovon gerade entgegengesetzte Exempel nicht im Homer vorkommen, für eine zur Entscheidung hinreichende Zahl zu achten; 4) wenn man geneigt ist, zu glauben, daß ein oder zwey Beyspiele, die sich dreyen oder vierten entgegenstellen, das Machwerk jüngerer Rhapsoden sind; 5) Wenn man so billig ist, mit einer scheinbaren Aenderung der nicht nach Wunsch fallenden Beyspiele vorlieb zu nehmen.

Sind auf diese Art die Wörter bestimmt, welche digaminiert werden dürfen: so werden sich verschiedene Fälle darbieten, worin sie vorkommen, oder verschiedene Verhältnisse, in denen sie zu dem unmittelbar vorhergehenden Worte stehen. Die Uebersicht dieser Fälle, welche zum Theil die Behandlung des nächst vorhergehenden Wortes, oder auch wohl die Beurtheilung des ganzen Verses bestimmen, wird vielleicht durch folgende aus Hn. *Heynens* Verfahrensart abgezogene Formeln dem Leser erleichtert werden: 1) Gehet dem Worte, welches mit einem Vocal anhebt, ein Mißlauter vorher, zu Ende einer langen Sylbe: so schadet diess der Anwendung des Digamma nicht. (Ein häufig vorkommender Fall.) 2) Gehet ein paragogisches N vorher, zu Ende einer kurzen Sylbe: so schadet es auch nicht; man wirft das N weg. (Auch häufig.) 3) Gehet ein langer Vocal oder ein Diphthong vorher: so kanns auch nicht schaden. (Sehr häufig.) 4) Gehet ein kurzer Vocal vorher: so hilft es. (Noch häufiger.) 5) Gehet ein anderer Mißlauter, als das paragogische N, zu Ende einer kurzen Sylbe vorher: dann schadet es, und man muß corrigiren. Will der Vers sich nicht corrigiren lassen: so verwirft man ihn, als Machwerk eines Rhapsoden. (Der letzte Fall ist einer der selteneren.) 6) Gehet ein apostrophirter Mißlauter vorher, wie τὸν δ' ἰδέναι: dann muß auch geändert werden.

Doch um die Schneidekritik nicht zu oft auszuüben, wird der Bedachtsame, der jede Willkürlichkeit



keit scheut, immer wieder zu der Beunruhigenden Frage zurückkehren: durch wie viel keinem Anstoss unterworfenen Verse muß das Digamma zu Anfang eines Wortes autorisirt werden, um sich auch in den übrigen Stellen behaupten zu können? Zwey Verse, meynt Hr. H. p. 764, seyen zu wenig. Wir sollten es auch meynen. Denn vor allen Dingen sind die Möglichkeiten in den Endungen der ionischen Wörter zu berechnen und zugleich das Bedürfnis des hexametrischen Rhythmus. Erst durch eine solche Gegenrechnung, die uns aber hier in ein zu weitläufiges Detail führen würde, möchte klar werden, von welcher Seite die Hypothese für einen Bentley eine Zeit lang täuschend seyn könnte. Kurz; es könnten zehn und mehrere Fälle vorkommen, wo sich gegen die Annahme des Digamma nichts einwenden ließe; und die Ursache des für den Digammisten glücklichen Zufalls läge doch ganz wo anders. Indefs, die eben genannte Zahl angenommen, versuche doch Jemand, wie viel Wörter er in zehn Versen auffindet, denen sich kein entgegengesetztes Beyspiel bieten lasse!

Beyspiele werden überhaupt die neue Lehre glücklicher aufhellen. Ἄστυ kommt vor im Anfange des Verses; wodurch der Digammist nichts gewinnt: wiederum nach einer langen Sylbe, die den vorhergehenden Fuß endet; wodurch er wieder nichts gewinnt; aber auch nach zwey Kürzen, wie ποτὶ ἄστυ. Aus dem letzten Falle wird nun geschlossen, ἄστυ habe überall (*ubique* p. 734) das Digamma. Setzt man einen Fall von der Art entgegen: τὸν δ' ἄστυ; nun, dann muß corrigirt werden. Dem ἄστυ ähnlich sind Wörter, wie εἶνον, εἶμα u. s. w. Käme ἔγεν εἶματα vor; nur getroffen das ν getilgt! Ἄρρα hingegen kann nach so vielen Stellen, wo ἀγκύλον, εὐζοον, ἔτροχον, καμπύλον, παγχρούσον, χρυσόφυγον vorangeht, kein Digamma gehabt haben. Was man aber aus V. 237 ἔλαυε τὴ ἄρματα machen sollte, davon haben wir noch keinen Unterricht; oder Rec. hat den irgendwo versteckten Wink übersehen. Vielleicht gilt hier der Apostroph für einen Mitlauter. Man liest, nach Hu. H's. Theorie, auch was nicht da steht! — Ob Ὀδυσσεύς ein Digamma habe? Man wird, nach obigen Grundsätzen, Nein sagen müssen, da der Name bey nahe nicht anders vorkommt; als wie in Ἄνταρ Ὀδυσσεύς, Ἐνθ' Ὀδυσσεύς, Ἰος Ὀδυσσεύς, Φαίδιμ' Ὀδυσσεύ, und diese Fälle sehr zahlreich sind. Käme hingegen der Name nur drey bis viermal vor, wie so manches andere Wort dieser Art, und ein paarmal vorn, oder sonst an einer nichts entscheidenden Stelle: was würde man dann anzunehmen haben? Antwort: Noch wissen wir es nicht; die Würfel müssen

entscheiden! Aber wie nun, wenn ἠῶτο Ὀδυσσεύς Φίλος υἱός erscheint? Dann ist ein leidiger Hiatus zu heilen: man probiere also an den drey Stellen, Odyss. I, 129. III, 64. XVI, 48. Gefetzt nun endlich, ein so mit O anfangender Name würde nur an drey dergleichen Stellen auf diese Art gefunden; nun, dann würde nicht das vorhergehende Wort von dem Hiatus geheilt; sondern dem Namen selbst das Digamma vorgeheftet. Jetzt ist, durch den ersten glücklichen Fall Ὀδυσσεύς sicher; und mag auch seinetwegen das Schneidegeräth die vorhergehenden Wörter, oder ganze Verse bedrohen: wir erhalten doch keine *Wodyssea*, wie Dawes immer die *Willias* citirte. Ἴλιος nämlich ist *Wilios* nach Dawes, *Filios* nach Hu. Heyne (T. VIII. p. 728), *quum saepe et ubique occurrat cum digamma*. Doch eine Stelle, heißt es sofort, sündige gegen den Hauch VI, 386: „sie werde daher von Rechts wegen für interpolirt gehalten“ (*merito pro interpolato habetur*). Von wem denn? Von Hu. Heyne selbst, der eigentlich sagen will: für unächt habe Er (T. V. p. 268) den 386 und 387 Vers, und weil er einmal dabey war, den Sinn der Rede zu verstümmeln, die drey folgenden noch obendrein erklärt. Jenes *ubique* leidet indess noch mehr Einschränkung. Einige Seiten nachher (T. VII. p. 759) werden, mit Uebergang des ersten Beyspieles, noch drey andere angeführt, welche gegen den Hauch sich hartnäckig sträuben (II, 230. V, 204. XIII, 349), und über alle drey ebenfalls das *Interpolationum* ausgesprochen. Weiter in den *Supplendis* (p. 808) kommt ein noch schlimmerer Vers VII, 345, der nicht allein weichen will, und daher einen ganzen Haufen anderer Verse in seinen Ruin zieht. Nun hätte man nach den *Supplendis* endlich von der Humanität des Hu. H. *Poenitenda* erwarten sollen, worin ein neues Licht über *Filios* verbreitet würde; aber man findet nichts, aufser noch einmal (T. VIII. p. 138) ein heilloßes Gegenbeyspiel (XXI, 128), das denn auch durch eine zweyfache Cur (für *κίχσιω* *Filios*) zum Schweigen gebracht wird. — Schlimm steht es um *Ilios*. Schlimmer, wenigstens nicht besser, um die πότνια Ἥρη, die so oft auch *λευκώλενος Ἥρη*, *χρυσόστροφος Ἥρη* ist: wo im ersten Fall ein böser Hiatus, und wenn man ihn heben will, im letzten Falle, durch das *f*, weil es ganz als Mitlauter wirken soll, eine lästige Position sich zeigt. Allein die Hoheitsblickende Here, ob sie gleich unser Digammist in mehreren Excursen (T. I. p. 173. T. VII. p. 728. 756) zu fassen sucht, hat ihn doch zu einem bescheidenen Verstummen gebracht.

(Die Fortsetzung folgt.)



# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 4. May 1803.

## SCHÖNE KÜNSTE.

WIEN, b. Geistlinger: *Kallidion*. Ein episches Gedicht in sieben Gefängen, von *Fridberg*. 1802. 157 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Inhalt dieses Gedichts ist folgender. Kallidion, ein junges korinthisches Mädchen von vorzüglicher Schönheit, aber arm und älternlos, wird von einem Greise aufgenommen, der Künstler ist. Früher schon hatte sie, als Zuschauerin eines Wettrugens, den sich darin auszeichnenden jungen Lyfias lieb gewonnen. Eine Alte, die ihr zur Aufseherin gegeben ist, beredet sie einft, in einer Nacht ihren vorgeblichen Zauberbefchwörungen beyzuwohnen, raft den Schatten ihres Vaters hervor, und läßt dann, auf ihren Wunsch, den Lyfias erscheinen, von dessen zärtlichen Zumuthungen sie sich jedoch losreißt. Der alte Bildhauer beredet sie, in seiner Werkstatt zum Modell einer Venus zu dienen. Sie entkleidet sich; schnell springen die Thüren auf; vor Entsetzen, von mehreren Zeugen gesehen zu werden, sinkt sie in Ohnmacht. Während derselben wird sie entführt, und erfährt hernach, daß ein reicher ägyptischer Kaufmann sie erhandelt habe, um sie dem Könige, einem wollüftigen, aber von der Sicht entkräfteten, Tyrannen, zu überliefern. Ein Verschnittner, der ihr zum Wächter gegeben wird, geräth mit ihr in ein Liebesverständnis; dieß wird entdeckt, und Beide werden von dem Könige zur grausamsten Todesstrafe verurtheilt. Durch einen plötzlichen Ueberfall der Feinde werden sie indess gerettet und nehmen die Flucht. Auf derselben thut Kallidion Wunder des Maths und der Entschlossenheit. Ein Löwe, dem sie einen Pfeil aus der Wunde zieht, wird zur Dankbarkeit ihr Begleiter. Ueberall, wohin sie kommt, wird sie bewundert. In Memphis soll sie Königin werden; aber sie entsagt dem Throne, überläßt dieß Glück einer Andern, flieht abermals in Gesellschaft ihres Mohren, des Löwen, und eines scythischen Weisen, der ihr Führer und Rathgeber ward. Sie gehn zu Schiffe nach Athen, leiden aber Schiffbruch; und Kallidion verliert dadurch ihre Gefährten. Sie allein rettet sich auf einer Trümmer, und wird von einem Delphin ans Land getragen. Hier findet sie den König mit seinem Heere im Kampfe gegen die Amazonen begriffen. Ihre Erscheinung und große Schönheit erregt allgemeines Erstaunen; man hält sie für eine vom Neptun dem Könige zu Hülfe gesandte Meeressättin. Auf ihren Antrag gehen die Amazonen den Vergleich ein, daß ihr Wiß durch den Preis der Schönheit entschieden, und

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

dieser von einem mit Weiberreizen noch völlig unbekanntem Knaben der Schönsten zuerkannt werden soll. Die Preiswerberinnen versammeln sich unbekleidet im Bade; und der Knabe entscheidet für Kallidion, die ihnen erklärt, daß Grazie mehr als Schönheit vermöge, und daß in jener ihr Zauber liege. Durch Liebe vereinen sich die beiden feindlichen Partheyen. Aus Sehnsucht nach ihrem Vaterlande eilt Kallidion hinweg. Sie wird aber auf ihrem Wege von wilden Bachantinnen überfallen, und aus deren Händen durch einen Jüngling gerettet, eben denjenigen, welcher ihr den Preis der Schönheit zuerkannte, und nun dafür den Minnefold verlangt. Indess entkommt sie ihm durch den Vorwand, sich vorher zu baden, löset sein fernhin angebundenes Ross, und eilt auf diesem davon. Unterweges wird sie durch die Erscheinung ihres Vaters angehalten, der noch lebt, und dem die Perfer in die Gefangenschaft zu führen im Begriff sind. Sie sucht ihn zu befreuen; aber umsonst; und nun folgt sie mit nach Babylon. Hier findet sie ihre ehemalige vertraute Freundin Leucippe wieder, als Geliebte und Beherrscherin des Königs. Diesem letztern wird Kallidion vorgeführt; und sie bietet sich ganz zu seinem Dienste an, wenn er ihren Vater frey lassen will. Dieß geschieht; und nun zieht sie an der Spitze der Perfer wider die Griechen aus, deren Anführer Lyfias ist. Die Perfer werden geschlagen; und Kallidion findet in dem griechischen Heerführer ihren Geliebten wieder, dem sie aber den Wunsch seiner Liebe versagt, und den sie mit Fragen und Erzählungen hinzuhalten weiß. Jetzt kommt sie nach Athen, und dann nach Korinth, wo sie den Bildhauer aufsucht, und sich gefallen läßt, ihm als Modell zu dienen, nach welchem er die Statue der Venus vollendet, die nach Cythere gebracht wird. Die junge Aspasia wird ihre Schülerin in der Kunst zu gefallen. In einem dramatischen Tanze wird das Urtheil des Paris gespielt; sie übernimmt die Rolle der Juno, und erhält vom Alexis den Preis. Bald hernach entdeckt sie die Untreue des Lyfias, der in einer Vertraulichkeit mit der Aspasia überfallen wird, zu dessen Rettung sie aber dennoch behüllich ist. Ein sophistischer Redner wiegelt die Athener wider den Lyfias auf, indem er ihm und der Kallidion Verrätherey und Einverständnis mit den Perfern Schuld giebt. Lyfias wird ins Gefängniß geworfen. Er soll den Giftbecher trinken; indem aber erscheint Kallidion, und trinkt ebenfalls von dem vermeynten Gifte, um ihm im Tode zu folgen. Lyfias versinkt in einen tiefen Schlaf. Jener Redner bewirbt sich um Kallidions Liebe, und, da sie ihn verschmäht, schreit er sie in Athen für eine Zauberin aus. Kallidion

Man

dion erscheint in der Volksversammlung, ihr zur Seiten ein Greis, und viele Sklavinnen in ihrem Gefolge. Jener ist ihr Vater, und erzählt ihre edle Unternehmung für die Bewirkung seiner Freyheit. Das Volk erklärt sich nun zu ihrem Vortheil, und ist bereit, sie an ihren Feinden und Verläumdern zu rächen; auch bereut es, durch ihre Anrede noch mehr gerührt, den Tod des Lysias. Auf einmal erscheint der Löwe, legt sich zu ihren Füßen, und mit ihm zeigt sich ihr treuer Mohr. Sie eilt in den Kerker des Lysias, der wieder erwacht und auflebt. Beide gehen nach Elis, und erhalten im Wettlaufe den Preis. Lysias reicht seinen Lorbeerkrantz der Kallidion. Im Wettstreite der Dichter singt ihr Alexis einen Lobgesang; und, dringend vom Volk und ihrem Herzen aufgefodert, gewährt sie sich dem Lysias.

Der Vf. dieses Gedichts hat sich nicht darüber erklärt, ob, oder in wiefern, der Stoff desselben von ihm selbst erfunden und angeordnet sey; aber Beides, Erfindung und Anordnung wird man schon aus dem hier gegebenen Auszuge des Inhalts und Plans beurtheilen können. Man sieht, daß der Charakter derselben, im Ganzen genommen, mehr romanhaft, als eigentlich historisch ist; und solch einer freyern Dichtung müssen denn wohl einige Unwahrscheinlichkeiten und Lücken in Hinsicht auf genauen Zusammenhang und natürliche Entwicklung der Begebenheiten aus einander, übersehen werden. Indefs würde diese Nachsicht unserm Vf. ohne Zweifel mehr zu Statte kommen, wenn er die Scene seiner Handlung mehr in eine romantische als historische Welt verlegt hätte; obgleich der eigentliche Zeitpunkt der Vorfälle nirgend bestimmt genug angegeben, sondern nur aus einigen einzelnen Umständen der Personen und Oerter ungefähr zu erröthen ist. Eine ähnliche Unbestimmtheit findet sich in den Charakteren der handelnden Personen, selbst dem Charakter der Hauptperson nicht ausgenommen, der sich schwerlich in ein Bild von festen und durchaus zu Einem Ganzen harmonirenden Zügen dürfte vereinigen lassen. Die Tendenz des Gedichts wird in der ersten Stauze so angekündigt:

Sing, Muse! was ein Weib vermag,  
Geschmückt mit Schönheit, Witz und Jugend;  
Sing, wie sie oft mit Einem Zauber Schlag  
Zertrümmerte die Fesseln rauher Tugend.  
Führ' uns die goldne Zeit zurück,  
Wo Schönheit nur, zu Griechenlandes Glück,  
Die Gottheit war, der Alles Weihrauch streute,  
Zu deren Dienst sich Held und Sklave weihte.

Hiernach also scheint die Allgewalt und der Triumph weiblicher Schönheit das Hauptaugenmerk des Dichters gewesen zu seyn; und dadurch hätten denn auch alle Vorfälle, wenigstens alle wesentliche Theile der Haupthandlung und alle Aeufserungen des Hauptcharakters, motivirt werden müssen; welches jedoch schwerlich der Fall ist. Und dieser Mangel an Einheit

und Consistenz bringt, wenigstens nach des Rec. Gefühl, bey dem Lesen dieses Gedichts eine gewisse Unbehaglichkeit hervor, die dem vollen, unabhaltenden Interesse nicht wenig im Wege steht, und nicht etwa bloß eine Wirkung der eingewebten wundervollen Umstände seyn möchte. Der Wunsch, den der Vf. in der dritten Stauze an die Göttin der Schönheit richtet:

Wenn im Gesang, den, von dir aufgefodert,  
Mein Mund beginnt, der kleinste Strahl  
Von deiner goldnen Flamme lodert,  
So sing' ich dir und mir ein unvergänglich Mahl.  
Bey seinem Anblick soll der Männer Wange glühen,  
Soll Jugendglanz der Greise Stirn' umziehen;  
Des Mädchens Auge schwimm' Entzückens voll,  
Es schmelze jedes Herz, das nie von Sehnsucht schwor!

möchte wohl nicht ganz in Erfüllung gehen; wenigstens wird dies Dichterwerk dem Gebildeten und durch Meisterwerke dieser Art verwöhnten Leser keinen ungestörten und völlig befriedigenden Genuß gewähren. Bey dem Allen verdient jedoch der Vf. recht viel Erinnerung; er verräth eine glückliche poetische Anlage, eine ergiebige, wenn gleich noch nicht hinlänglich gezügelte Phantasie, und ein wahrlich nicht gemeines Talent der Darstellung. Der gewifs nicht leichte Bau der achtzeiligen Stauzen ist ihm hier und da sehr gelungen, und die in dieser Hinsicht noch fehlende Vollkommenheit ist ihm bey dem, was er hier schon geleistet hat, gewifs nicht unerreichbar. Auf Sprache und Schreibart hat er zwar im Ganzen sichtbare Sorgfalt verwendet, nur nicht in dem Grade, den ein vollendetes Gedicht erfordert. Nicht selten wird sein Ausdruck zu prosaisch und niedrig; z. B. Ges. 1. St. 18.

Doch ging dabey das Mindeste nicht vor,  
Dafs sich Diane selbst zu schämen hätte.

Oder Ges. 3. St. 44.:

Da spotteten die Waller bitterlich  
Des blinden Glücks, das heut' uns offenkündig lobet,  
Und morgen selbst den Wütherich  
Vom Thron auf Fokerbänke schiebet.

Unter vielen glücklichen und leichten Versen giebt es doch auch noch manche, die dem Ohre beschwerlich fallen. Einer der unleidlichsten steht S. 146., wo gewünscht wird, alle Welt müsse einst den höchsten Ruhm und Preis

Dem Schönsten, der schön fühlt, schön spricht, schön handelt, geben.

Und wer kann die Reime: *betrüffelt — bezweifelt, Aegypten — liebten, Fackel — Orakel*, ertragen? — Ungleich sind endlich auch die Gemälde und Beschreibungen in diesen Gedichte; unter die misslungensten möchte wohl die von den Amazonen, S. 77. St. 25. bis 27. gehören.

**MÜNSTER, b. Theiffing:** *Abhandlung über die wichtigsten Redefiguren*, zum Gebrauche der Gymnasien Münsterlands; von *Joseph Steiner*, Prof. der Philologie und Kanonikus in Münster. 1802. XVI. und 230 S. 8. (16 gr.)

Ueber einen von alten älttern und neuern Rhetorikern so oft, und zum Theil so ausführlich behandelten Gegenstand, läßt sich freylich nicht viel Neues in Hinsicht auf die Theorie erwarten; wohl aber läßt sich demselben durch die Behandlungsart und praktische Anwendung manche neue Ansicht abgewinnen. Dies ist denn auch das Hauptverdienst des gegenwärtigen Lehrbuchs, dessen Vf. ohnehin nicht die Absicht hatte, eine vollständige Theorie aller Redefiguren aufzustellen, sondern nur der Jugend das Wichtigste aus dieser Lehre als Mittel zur Bildung des Stils und Geschmacks vorzutragen. Man weiß, mit wie vielen unnützen Dingen die Lehre von den Redefiguren überhäuft, und wie viel Ueberzähliges in die Musterung derselben hineingebracht ist; und selbst unsere bessern Stil-Anweisungen sind von dieser Ueberzähligkeit nicht frey. Zu loben ist es daher, daß unser Vf. nur die wichtigsten und fruchtbarsten aus hob, und lieber den Begriffen von einigen derselben eine weitere Ausdehnung gab, als die Menge der Kunstwörter häufte. Desto weniger aber hat er die Beyspiele gepart, die mit Einsicht und Geschmack gewählt sind, und dies Lehrbuch für den Unterricht vorzüglich brauchbar machen. Zugleich aber hat der Vf. auch den Ursprung, die Wirkung der von ihm ausgehobenen vornehmsten Redefiguren, und die Regeln bey ihrer Anwendung, psychologisch zu entwickeln gesucht; und die Schönheiten in den Beyspielen nicht unbemerkt, folglich Urtheilskraft und Gefühl seiner Lehrlinge nicht unbeschäftigt gelassen. Dafs er die gewöhnlichen, immer doch unvollständigen oder unrichtigen Eintheilungen der Figuren verließ, und sie nur nach einander durchging, wird man ihm so wenig zum Fehler anrechnen dürfen, als seine Befolgung der vom *Quintilian* gegebenen Erklärung der Figuren überhaupt; obgleich *Adeleung* und *Andre* von derselben abgingen, und die Redefiguren durch solche Modificationen des Ausdrucks erklärten, wodurch die untern Seelenkräfte in Bewegung gesetzt werden. Denn hierin liegt nicht sowohl ihr Wesen, als ihre Wirkung; auch ist dieser Charakter nicht ausschließend, noch für die Jugend faßlich genug.

**HAMBURG, b. Nestler:** *Reden über die Malerey* von *Josua Reynolds*, Ritter und Präsidenten der kön. Akademie der Künste in London. Mit biographischen Nachrichten über ihn. Aus dem Englischen von *Kosmelli*. 1802. 241 S. 8. (1 Rthlr. 3 gr.)

Wohl schwerlich vermöchte der Uebersetzer mit haltbaren Gründen darzuthun, daß eine Uebersetzung dieser Reden in unsere Sprache Bedürfnis gewesen sey, und Kunst oder Geschmack Nutzen davon zu erwarten haben; hingegen kann man sich für das Ge-

gentheil auf Mengs berufen, der von *Reynolds* Schriften geurtheilt hat: „Junge Künstler würden dadurch zu Irrthum und Oberflächlichkeit verleitet.“ Die Richtigkeit dieses Ausspruchs könnten wir allenfalls mit einer Menge Stellen belegen. Mit welcher beschränkten Ansicht und Unbill spricht *Reynolds* z. B. an verschiedenen Stellen vom *Paul Veronese* und *Tintoretto*! Ja in der ersten Rede erkühnt er sich gar zu sagen: „*Rafael* sey nach dem Anblick der Gemälde in der *Sixtinischen Capelle* auf einmal von einer *trocknen, gothischen, sogar nüchternen Manier* zum großen Stil in der Malerey übergegangen.“ Nächsther aber widerpricht er sich selbst in der fünften Rede, wo behauptet wird: „*Rafael* habe jene *Trockenheit, beynahe Kleinlichkeit* der Manier nie ganz überwinden können, die er von seinem Lehrmeister her angenommen.“ Warum sollen aber nun gerade die Gemälde der *Sixtinischen Capelle* bey *Rafael* den Uebergang zum großen Stil bewirkt haben? War er denn vorher zur Zeit, da ihm *Reynolds* noch *Trockenheit* und *gothische Manier* Schuld giebt, mit den Werken des *Michel Angelo* völlig unbekannt? Und mit welchem Recht kann die *Transfiguration*, die *Madonne* zu *Dresden*, das Bildnis von *Leo X.* oder irgend eine von *Rafaels* spätern Arbeiten der *Trockenheit, beynahe Kleinlichkeit*, beschuldigt werden? Doch es sey genug, wir befürchten unsere Leser mit Widerlegung dergleichen Geschwätzes zu ermüden.

Den Ruhm also, welchen diese Reden erlangt haben, muß man nicht ihrem Gehalt beymessen, sondern dem rhetorischen Schmucke, den wir ihnen nicht abstreiten wollen. Es ist behauptet worden, und die Behauptung wird selbst von innern Wahrscheinlichkeitsgründen unterstützt, daß *Burke* sie abgefaßt und *Reynolds* diesem bloß den Stoff dazu gegeben habe. Ueberhaupt hat *Reynolds* 15 Reden gehalten. Dieses Bändchen enthält 6 derselben, nebst Nachrichten von seinem Leben. Die Uebersetzung mag im Ganzen befriedigend seyn; nur sind die vielen Druckfehler, welche besonders die Namen der Maler enthalten, äußerst beschwerlich.

## RÖMISCHE LITERATUR.

**WITTENBERG u. ZERBST, b. Zimmermann:** *L. Annæus Seneca*. Herausgegeben von *Johann Georg Karl Klotzsch*. Erster Theil. 1799. XLVI. und 431 S. Zweyter Theil. 1802. XXXVI. u. 474 S. gr. 8. (2 Rthlr. 14 gr.)

Eine Bearbeitung von des Philosophen *Seneca* Leben, so wie sie von dem Vf. angelegt worden und nach den Rubriken, die vor beiden Theilen verzeichnet sind, hat etwas ungemein Anziehendes. Es konnte ein treues und lebendiges Gemälde der Geschichte jener merkwürdigen Zeitläufe, eine psychologische Entwicklung und Schilderung von *Senecas* Charakter und innerer Geschichte, eine Einleitung in die Lehre und den Geist der stoischen Philosophie, wie sie durch den *Seneca* modificirt wurde, hier erwartet werden. Diese Erwartung

Erwartungen findet man nicht ganz in diesem Werke befriedigt, und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil sich der Vf. so viel Künsteleyen, willkürliche Ergänzungen und Phantasienspiele in der Zusammensetzung von Seneca's Leben, erlaubt, am auffallendsten im ersten Theile. Zwar bezeugt er selbst ganz richtig: „Es bedarf keiner romanhaften Einleitung und beliebiger Zusätze bey dem großen Reichthum an Materialien, den die Geschichtschreiber und Seneca selbst liefern.“ „Nur die geschickte Zusammenstellung der einzeln zerstreuten Umstände, die er mit aller ihm angedingten Sorgfalt aufgesammelt hat, muß, auch ohne literarischen Schmuck, die Einheit des Ganzen hervorbringen.“ Aber was er hier tadelt, hat er selbst nicht vermieden, was er als Norm aufstellt, hat er nicht befolgt. Sein Werk ist, was einen großen Theil der aus Seneca's Leben angegebenen Thatfachen und Züge betrifft, im buchstäblichen Sinne Roman, welches wir beweisen würden, wenn es nicht schon von andern Recensenten geschehen wäre, und wenn wir nicht darauf rechnen könnten, daß dies Jeder, der sich nur

ein wenig in dieses Buch hineingelesen hat, selbst finden würde. Dagegen verkennen wir das Gute und Verdienstliche dieses Werkes, insonderheit in der Darstellung der stoischen Philosophie, in den Auszügen aus den philosophischen und physischen Schriften Seneca's, selbst aus den Tragödien, und in der Einfreuung lehrreicher Bemerkungen aus dem Gebiet der Psychologie und der Lebensweisheit, ganz und gar nicht. Für eine eigentlich gelehrte Bearbeitung will er sein Werk um so weniger angesehen wissen, als er (der Professor der Dichtkunst auf einer Universität — Wittenberg!) gesteht, in einer von literarischen Hilfsmitteln und Verbindungen gänzlich entblößten Lage zu seyn. Doch läßt sich der Vf. bisweilen, z. B. in den beygegebenen Anmerkungen, auf einzelne gelehrte Fragen, wie über die Aechtheit der *Apokalypsis* ein, die er des Weisen der Stoa eigentlich unwürdig hält, und höchstens als ein Kind der muthwilligen Laune gelten läßt. Er stellt die sonderbare Meynung auf: Seneca habe es etwa an den Saturnalien improvisirt, ein Schnellschreiber so gleich aufgefaßt, und so habe es sich erhalten können,

## KLEINE SCHRIFTEN.

**GÖTTESGEBÄHRHEIT.** London, b. Johnson: *An Inquiry into the Knowledge of the ancient Hebrews concerning a future State.* By Joseph Priestley, L. L. D., F. R. S. etc. 1801. 67 S. 8. (2 Sh.)

London, b. Lakington: *A few plain reasons, why we should believe in Christ and adhere to his religion, address'd to the Patrons and Professors of the new Philosophy.* By Rich. Cumberland Esq. 1801. 46 S. 8. (1 Sh. 6 d.)

Einem Deutschen ist es unmöglich, dergleichen Schriften zu beurtheilen, ohne sich bey denen, welche an Namen hängen, den Verdacht hartnäckiger Ungerechtigkeit gegen die Theologen jenseits des Canals auszusetzen. Priestley! welcher ein vielfach gelehrter und nach seiner localen Wirksamkeit sehr schätzbarer Mann; überdiß in England das verehrte Oberhaupt und Muster derer, welche sich über Religion und Christenthum zu denken erlauben. Dieser achtungswerthe Gelehrte, gerade da er (S. V.) Macht, Willen und Muth (in America) zu haben bekennet, um in Theologie und Philosophie etwas zu leisten, schreibt, während er einem unitarischen Institut von 14 Wissbegierigen über altes und neues Testament Vorlesungen hält, ein Pamphlet, worin er alle Psalmenstellen, die Gott einen gerechten Richter der Welt nennen (1. 5. 9. 7. etc.) für Anspielungen auf das jüngste Gericht erklärt. Andere Stellen, daß die Milde die Erde besitzen sollen, Ps. 5. 10. wie Matth. 5. 28. gehen ihm auf die Zeit nach der Todtenauferstehung. Daß er Jes. 26. 19. 46. 17. 49. 16. ohne alle Ahnung von poetischer Sprache, von der Körperauferstehung deutet, darüber kann man sich nach dem vorigen gar nicht wundern. Auch fällt ihm nicht ein, zu fragen, um welche Zeit Dan. 12. verfaßt seyn möchte. Nur Ein Punkt fiel ihm doch in die Augen, daß nämlich im A. T. der nächste Zustand nach dem Tode als ein schattenartiger beschrieben sey. Dies sieht er bey David, Salomo und Hiob. Er geht aber zu weit,

wenn er eine völlige Empfindungslosigkeit angedeutet findet, und wenn ererner Hiob 21. 30. Ps. 5. 5. davon erklärt, daß nach dem A. T. die Gottlosen bey der Todtenauferstehung zernichtet werden sollten. Gutmüthig aber nimmt er an, daß ungeachtet dieser Drohung in einer entfernten Zeitperiode ihnen Gnade wiederfahren werde. — In einem Anhang erklärt P. Jes. 18. um zu zeigen, daß er „nicht, wie einige neue Schriftklärer, die Prophezeiung auf Frankreich beziehe, auch Frankreich nicht für den Antichrist halte, welcher übrigens jetzt bald am Ende seiner Gewalt sey, worauf die zweyte Zukunft Christi folge!“

Die neue Philosophie, welche Hr. Cumberland in Beweisung setzt, ist *Payne's Age of reason* u. dgl. Dinge, die in Deutschland fast keine Feder beunruhigt haben. Aber Hr. C. hat auch starke Steine des Anstoßes (*Stumblingbloks in the way of his faith*) zu vertheidigen. Sein erstes Mysterium ist, daß (S. 30.) die Maria, weil einmal ein Prophet von einer jungfräulichen Geburt gesprochen hatte, nicht nur vor der Geburt Jesu eine reine Jungfrau war, sondern auch ungeachtet der Entbindung völlig Jungfrau blieb. „Wenn einmal, sagt C. ein „Mysterium vorging in der Natur und Construction des Leibs „Jesu, warum sollte nicht auch in der Art seiner Geburt ein „solches Statt gefunden haben?“ Und wer vermöchte hier Hr. C. einer Inconsequenz zu beschuldigen? Mit Rührung, als ein Mann von Jahren, schließt er in einer patriotischen Homilie, deren Thema (S. 42.) ist: *Vertheidiget eurem Gott, meine Freunde: so wird er auch vertheidigen.* Fasset Glauben in eure Seele, um eure Altäre zu schützen, so wird Gott Muth in eure Herzen geben, um eure Küsten zu beschützen! Der gute Mann hat auch ein Poema in 8 Büchern gemacht: *Calvary, or the Death of Christ.* 2 Voll. dessen „Tendenzen“ aus den bisherigen leicht zu bestimmen sind. Beides verkauft Mr. Lakington, in „*the temple of the Muses*“ *Finchbury Square.*

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 5. May 1803.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG u. LONDON: Homeri Ilias. Edidit C. G. Heyne. T. I—VIII. etc.

(Fortsetzung der Nro. 126. abgebrochenen Recension.)

Die "H $\eta$  nämlich ist dem Hn. Heyne auf seinem kritischen Streifzuge, den er mit dem Dämon Digammos anstellt, die *una vox, de qua quid statuumendum sit, nondum habet* (das *nondum* scheint indess noch ein *Supplendum* zu versprechen). *Qui paullo audacior fuerit* (das ist Er nicht!) *potest utique pronuntiare, posteriorum usum* (λευκώλενος "H $\eta$ ) *prodere seniore auctorem, seu ut ille interpolaverit versus, seu ut ipse versus arguat auctorem diversum a ceteris.* — Kaum war die "H $\eta$  vorüber, so begegnet dem Hn. Heyne die πότνια "H $\beta$  (IV, 2), die wieder sonst καλλιόπηος "H $\beta$  genannt wird. Wer erzäh, was Hr. H. thut? (To. IV, p. 553 denn der Hauptexcurs über die digammierten Wörter T. VII. hat auch dieses, wie andere, vergessen.) Er schickt der Armen die selbst hilflose "H $\eta$  zu Hülfe. Man soll lesen πότνια "H $\eta$  (*dicendum erit, locum hunc esse interpolatum*). In Apollonius Lexicon nämlich ist ein verschriebenes Citat, μετὰ δὲ σφίσι πότνια "H $\eta$ . Aus diesem folgert Hr. H., seu casu seu consilio sey "H $\beta$  statt "H $\eta$  in den Text, ursprünglich aber der 3te und 4te Vers von einem späteren Rhapsoden eingerückt worden. Der Verdacht werde begründet, weil Hebe nirgends (*nusquam* d. h. im Heynischen Latein nirgends aufser dieser Stelle) im Homer den Nectar mische. Leider (*Caeterum*, fügt der scharf abwägende Kritikus hinzu) finde sich aber die Hebe hier überall vor, bey Hesychius, bey dem Etymologen, bey Athenäus, und selbst (welch ein Zeuge!) bey Apollonius anderwärts: denn jener Schreibfehler kommt nur unter dem Worte μετὰ bey ihm vor. — "I $\rho$ is wird natürlich *fi $\rho$ is*: denn immer erscheint ja ποδήμενος ἰκέα "I $\rho$ is, und glücklicher Weise nie ποδήμενος "I $\rho$ is. Hr. H. thut indess (T. VIII, p. 760), als ob XI, 27 die einzige widerstrebende Stelle sey. Er weist deshalb in die Observationen zurück, wo (T. VI, p. 122) τρεῖς ἐνάτερ $\rho$ , "I $\rho$ ισσιν ἐκκότες bescheiden in τρεῖς δεκάθεν *fi $\rho$ ισι δεκακότες* ungewandelt wird. Wie aber V, 353 τὴν μὲν ἄρ' "I $\rho$ is ἐλοῦσα — ? Hier und an andern Stellen hat uns Hr. H. vermuthlich die kleine Cur zu eigener Uebung überlassen. — Der Bettler "I $\rho$ os, der sich offenbar gleiches Stammen rühmt, wird, sollte man glauben, mit der "I $\rho$ is wenigstens das glückliche Loos des Digamma theilen. Nicht so! ruft Hr. H. dazwischen, d. L. Z. 1803. Zweyter Band,

respuit digamma (T. VII, p. 760): *nam ductum nomen ab εἶπω, idem quod ἔρεω, dico, nuntio.* Aber von demselben Worte leitete ja Hr. H. oben T. VI, p. 122 auch "I $\rho$ is ab; ja εἶπω selbst, in dieser Bedeutung, (in der anderen, *interrogo*, nicht!!) wird T. VII, p. 751 zu den digammierten Wörtern gezählt. Wie also erklären wir uns jenes *Nam*? Vielleicht, daß der arme Iru, was er in der Iliade verlor, in der Odyssee wieder empfängt: ἢ τὰχα *fi $\rho$ os ἀ $\rho$ ι $\rho$ os*, XVIII, 72 ἢ ἄλυσ, ὅτι *fi $\rho$ ον ἐνίκησας*, 332 μὴ τις τοι τὰχα *fi $\rho$ ου ἀμεινών* u. s. w. Dagegen ist freylich Od. XVIII, 38 ὁ ζείνός τε καὶ "I $\rho$ os. Aber nur τε weg, und die Digamminenlehre siegt. — Die Wörter ἔπος, εἶπω haben nach dem bekannten Register bey Dawes (*Miscell. crit.* p. 156), der, um die Ruhe der Leser beforgt, die Ausnahmen übergeht, ein unleugbares Digamma. Gleichwohl kehrt die Formel ἔπος εἶπω, nach Hn. H. eigener Rechthung (T. VII, p. 625) auf zwanzig mal im Homer wieder. Was also hiermit zu thun? Bentley interpolirte ἔπος αὐδῶ: Aber, sagt Hr. H., dies kommt *nusquam* vor. — Was liegt daran? Der Conjecturen, die etwas nirgends vorkommendes darbieten, sind ja bis zu dieser Stelle der Ilias (XIX, 102) genug dagewesen. *Videtur itaque esse versus a rhapsodis memoriter interjectus.* — *Memoriter?* Freylich: aber auch gemacht müssen sie ihn haben; die jüngeren Rhapsoden. Wie mögen nun von den älteren alle die Anfänge der Reden eingeleitet worden seyn, welche der Vers ankündigt: ἔπος εἶπω, τὰ με θυμὸς ἐνι στήθεσσι κελεύει? — Aber, wird der Digammist hinzufügen, oft sind doch vor εἶπω, ἔπος, Kürzen lang gebraucht (z. B. ἄλιου ἔπος, XVIII, 324 ἀπόβλητον ἔπος, II, 361 u. s. w.) welche also durch das *f* oder *w* die Position leiden. Nur nicht zu rasch mit dem *Also!* Der Schluss möchte lächerlich erscheinen bey Erwägung so vieler Fälle, wo Kürzen in der *Ar $\rho$ is* auch vor anderen Wörtern verlängert werden, die kein Digamma annehmen wollen, und denen Niemand, auch Hr. H. sogar nicht, eins zuspricht; z. B. βέλος ἐχέπευκτες I, 51 ὄσ. ἔτλης, XXII, 236. Sind wohl diese Beispiele von dem ἐποιοῦμενος ἐπέεσσι XVII, 215 verschieden, wo Hr. H. (T. VII, p. 324) dem Eustathius das Spitzfindeln aus Unkunde des Digamma vorrückt? Und tritt am Ende derselbe Fall nicht in *παρσιπων* und ähnlichen ein?

Jedoch über die *Composita*, so wie über die *Derivata*, hat Hr. Heyne noch eine besondere Theorie, der man wenigstens das Spitzfindeln (*argutari*) nicht vorwerfen wird: es geht darin alles so ziemlich ohne *acumen* von Statten. Wer von bescheidenen und

consequenten Muthmaßungen ausgeht, — der dürfte voraussetzen, daß in beiden Gattungen von Worten die Digaminnen sich, trotz aller veränderten Aussprüche, noch am ersten erhalten hätten: Nein! sagt Hr. H., und bald auch wieder Ja! *Solent composita variare*, T. VII. p. 756. Hier einige Beyspiele! *Hq* soll das Digamma nicht haben (T. VII. p. 753), wiewohl es aus dem digammirten *ἦαρ* zusammengezogen ist, und auch vom *Terentianus*, mittelst des Hauchs, zur Ableitung des lat. *Ver* gebraucht wird; *εἰαγνός* hingegen hat den Blasehauch wieder (T. VII. p. 247), auch das bisher unbekannt *ἡαρνός*, welches Hr. H. in der Obs. III. 7, wahrscheinlich aus den Schätzen der Göttingischen Bibliothek, mittheilt, soll *ἦαρνός* gehaucht werden. *Ἄδειν* sey ohne Digamma, wegen III. 173. *ἦρδαν* aber, oder vielmehr *ἄρδαν* habe eins (p. 755) und daher (p. 767) müsse man *ἔρισφάδαν* schreiben, und ohne Zweifel *ἀφάνδαν* st. *ἀφαιδάν*, Od. XVI. 387. *Ἰδῆν* giebt *ἰδῆν*; aber bey *ἰσανιδῶν*, *ἐπιδῆν* u. s. w. verkschwinde der Hauch, der ja hier keine Position hervorbringen dürfe. Das Digamma sey herrschend in *ἔπειν*, *ἔπος* u. s. w. (p. 749); aber nicht in *ἔξειπεν* (es müßte dann werden *ἐκείπεν*!); auch nicht in *ἐπηγῆς* (außer vielleicht Odysse XXI, 306); gleichfalls nicht in *ἔπω* statt *ἔπω*; sine controversia aber *ἔπειν* und doch zuweilen auch *ἔφειπον*. *Ἐίμα* habe das Digamma; daher *κακοσίμων*; aber nicht *ἀνφεσίμων*. Auch *ἔ* sey unbezweifelt digammirt, aber wunderbar, daß zwischen *ἔ* und *αὐτόν* (wie Hr. H. nach Reizens Vorgange, zu Wolfs Theogonie des Hesiodus p. 106 mit häufig wiederholter Erinnerung trennt) den Alten ein Hiatus heliebte (*mirum, placuisse in hoc ipso hiatus* T. VII. p. 307). Wunderbar freylich, wenn das *ἔ* wahr wäre! Aber noch wunderbarer, was nur allzu wahr ist, daß Hr. H. nicht einsah, es gebe ganz denselben Hiatus, wenn das Wort auch ungetrennt *ἔαυτόν* geschrieben würde! — *Ἐπιπέτω* ist in der Ordnung: man sollte nun auch *ἀποφαμιζέω* erwarten, *atamen*, sagt Hr. H. (p. 766). Od. XII, 155. *νήσου ἀπώκιστος*! *Ἄγω*, *frango*, soll *ἄγω* seyn; aber mit dem abgekürzten *ἀγῆ* will es schon wieder nicht gehen (p. 730). *Ἄναξ* unbezweifelt *ἄναξ*; aber *ἦνασσι*? Nun, das muß *ἔφάνασσι* werden (p. 755). Doch was Hr. H. von *ἔφην* und *ἔταιρος* (p. 752), von *ἦφι* und *ἰφθίμος*, nicht *ἦφθίμος* (p. 761), wiewohl auch das erste wieder Schwierigkeiten macht (T. IV. p. 610. T. V. p. 284), und unschuldige *ἀετῆρος* herhey führt, was er ferner von *ἔς*, *ἔφς*, *ἔφς* mit endlicher Beruhigung über so viele Ausnahmen, die sich doch nun durch drey Formen bezwingen ließen (T. VII. p. 748), von *ἔφαινα*, *ἔφαικα*, *ἔφαικα* (p. 736: 740), von *ἔφωπα*, *ἔφωπα*, *ἔφωπα* (p. 745), und so vielen anderen *Derivatis* beybringt, die er bald zu hauchen, bald nicht zu hauchen gebent, und mit welcher Geschicklichkeit oder Ungeschicklichkeit er den Hauch nach dem homerischen Verse, und den Vers wieder nach dem Hauche beurtheilt: das müssen wir, von dem ewigen Hauchen und Anblasen betäubt, dem Leser zu eigener Beherzigung überlassen. Auch Schweigen wir hier von dem schon oben bey der Prosodie berührten

Mißbrauch, den Hr. H., nach dem Vorgange einiger Engländer, von seinem Digamma macht (T. VII. p. 771); um die Länge mancher Vöcble zu erklären. *Ἄω*, z. B. ist kurz, ohne Digamma; lang, mit dem Digamma. Das Spiel ist bequem und kurzweilig zugleich: doch vergißt Hr. H. selbst wieder, die Anwendung davon auf *ω* und *ω* zu machen (T. VII. p. 460). Wo ihn das mittelzeitige *ε* in einen kraufen Handel verwickelt. Auf *ῥίσω* aber und *ῥίσω* wendet er es an (vgl. p. 408); und wahrscheinlich erhalten wir auch bald von einem neuen Herausgeber des Hesiodus *ῥίση*: so wie Dawes ebendem mit *πολλὰ Ὠλισσομένη — παρά Ὠρηγγίῳ Σαλασῆς — κίκω* *ῶσεν* δὲ μάλα *ῶμέγα* u. s. w. Auge und Ohr erfreute. Mit unter zwar nennt Hr. Heyne diess Possen (*lusus* T. VII. p. 768); doch ist wenigstens Consequenz darin. Allein wenn Hr. H. das Digamma in der Mitte der Wörter bald setzt, bald nicht setzt; wenn er *Ἰλαφκιοσίων* oder *Ὠλαῶσιων* (st. *γλαυκισίων*), aber zugleich auch *ἴσος* oder *ἴσως* verschwächt, wovon doch die Lateiner ihr *divus* herleiten, wie *Achivi* von *Ἀχαιοί*; wenn er gleichwohl *δάσιος* (p. 768) anerkennt, und *ἀφιδι* nicht geschriebe zu haben bedauert (p. 732): wie nennen wir das? Bey dem letzten Worte ist das Bedauern um so auffällender, da es scheint, als habe Hr. H., der philosophischen Etymologie zu gefallen, *αἰδῆς* für das ursprüngliche Wort, als hingegen für das *Contractum* gehalten.

Das Digamma führt uns auf den Hiatus zurück, dessen Bekämpfung es erleichtern sollte. Daß der Sieg, so muthig er begann, von Hu. Heyne nicht vollständig erlangt worden sey, scheint er selbst gefühlt, und sich daher, wo das Digamma hernachig den Dienst versagte, ein paar andere Nothknechte bestellt zu haben. Außer der *Caesur*, lehrt er T. V. p. 581, wenn der Ton ruhe, sey der Hiatus erträglich: *πίσυνος Διῶ, | οὐδὲ τι τίει*, IX, 238. Hier also am Ende des vierten Fußes. Aber auch am Ende des ersten (T. VII. p. 136): *ἀλλ' ἄνα, | εἰ I, 247. Φαίνοπι | Ἀσιόη, XVII, 583.* (Eine gute Aussicht für Odysse XVII, 443!) Auch im dritten Fuß: *ἀλλ' ἀκρόσσα καὶ ἄγχο | εἰμῶ I, 165 κενῶ | δὲ τρυφάλα | ἄμ' ἔσπετο V, 270.* Dergleichen vergißt er zuweilen wieder: wie IV, 295, wo er ein *τ'* hineinsetzt, des Sylbenmaaßes wegen (T. IV. p. 711); auch III, 376, wo an dem T. VII. p. 136 für fehlerfrey erkannten Verse doch T. IV. p. 529 geschnitzelt wird.

Heißt das nicht Unkunde mit Leichtsinne und Willkürlichkeit paaren? Oder soll die Unkunde der homerischen Kritik der Muth des rüftigen Kritikers ersetzen, und den Leichtsinne die Betrachtung beschönigen, daß doch in manchen Stellen das Corrigiren mit scheinbarer Leichtigkeit von Statten gehe, daß selbst der Schreibfehler eines unbedeutenden Codex manchmal (wie VII, 467) mit der Conjectur harmonire? Leicht ist es freylich, *τὸ κρήνων ἔπας I, 106* in *τὸ κρήνια ἔπας*, und umgekehrt *ὄρνια ἔσσεται XXII, 206* in *ὄρμιον ἔσσεται*, zu verwandeln; leicht die Worte umzustellen zur Erreichung des Zwecks; leicht



leicht endlich, ein  $\gamma\epsilon$ ,  $\rho\alpha$ ,  $\tau\epsilon$  und dergleichen einzuschleichen, wenn nicht etwa unglücklicher Weise ein anderes  $\gamma\epsilon$  in der Nähe steht (IV, 96. XXI, 112), oder wenn nicht dem eingeschobenen  $\tau\epsilon$ , gegen den Sprachgebrauch, den Hr. H. nicht kennt, bloß Wörter folgen, nicht Satze mit *Verbis* (IX, 374. Vgl. Od. IV, 87). Aber ist das Leichte auch immer erlaubt, zumal nach den Grundsätzen der Kritik, die bey Homer gelten, um dessen Text eine Maßora (wie Hr. H. T. VII. p. 47 selbst einmal abndet) feste Schranken gezogen hat? Und dann, sind Uinwandlungen von der Art:  $\Lambda\lambda\alpha\varsigma$ ,  $\delta\varsigma$   $\epsilon\iota\delta\omicron\varsigma$   $\tau\eta\delta\epsilon$   $\pi\epsilon\pi\epsilon\iota$   $\epsilon\rho\gamma\alpha$   $\tau\epsilon\tau\upsilon\kappa\tau\omicron$ , statt  $\delta\varsigma$   $\pi\epsilon\pi\epsilon\iota$   $\mu\epsilon\upsilon$   $\epsilon\iota\delta\omicron\varsigma$ ,  $\pi\epsilon\pi\epsilon\iota$   $\delta\epsilon$   $\epsilon\rho\gamma\alpha$  t. XVII, 279:  $\beta\lambda\alpha\psi\alpha\varsigma$   $\mu\epsilon$   $\tau\epsilon\kappa\alpha\tau\epsilon\rho\gamma\alpha$ , st.  $\epsilon\beta\lambda\alpha\psi\alpha\varsigma$   $\mu\epsilon$   $\epsilon\upsilon\alpha\delta\epsilon\rho\gamma\epsilon$  XXII, 15, so wie sie zu hunderten vorkommen; sind Ausinerzungen anderer Hunderte von Versen, die sich der neuen Lehre nicht fügen wollen, und nicht bloß mit einem At sich bedauern lassen, auch leicht, auch verzeihlich? Vergl. III, 224. VI, 150. 151. coll. XX, 214. VI, 477. X, 497. XV, 505. XVI, 735. XVII, 739. XX, 67 u. s. w. Otmals hat Hr. H., und nur ganz neuerlich noch, die Conjecturalkritik, zu welcher er nie Fähigkeit zeigte, als „eine Art Combinationskunst verrufen, welche viele Geduld erfordere, ja als eine mühselige Arbeit, die Buchstaben anders zusammenzustellen und die alten Schriftzüge auszudenken, die der Abschreiber mag verkannt oder verwechselt haben, um nun in den Vers passende Worte daraus zu errathen.“ Was er im Homer thut, um sich als Kritiker zu zeigen, erfordert weder Kunst, noch Geduld, noch Denken: es ist das leichteste und leichtsinnigste Spiel, das man treiben kann, um ohne kritischen Scharfsinn und ohne alle Divinationsgabe den Text seines Autors durch Neuerungen auszuzeichnen.

Dafs es mithin besser war, wenn Hr. H., wenigstens in Ansehung des Digamma, frühzeitig den Entschluß faßte, die ganze Mühe aufzugeben (*operæ se abdicare*, hat der sonst scharfsichtige Corrector Praef. Vol. I. p. XI, wie *proficuum*, und noch manches Andere übersehen), scheint aus dem Angeführten genugsam zu erhellen. Dafs aber künftigen Herausgebern der ältesten Dichter, den äolischen Hauch einzuführen oder beyzubehalten, nicht weiter gelüste; diels wird, hoffen wir, schon die Beachtung der Analogie in den *Derivatis* und *Compositis*, und mehr als alles, die Erwägung der gerügten Willkürlichkeit bewirken. Sollte gleichwohl noch Jemand das Vertrauen hegen, dafs man mit nüchternem Sinne die Willkürlichkeit auf sichere Grundsätze zurückbringen könne: so bitten wir ihn, folgende Punkte mit uns im Zusammenhang zu überdenken:

a) Der Hiatus, den der Zusammenstoß offener Töne bewirkt, ist und bleibt, auch nach Hn. Heyns's Geständnis, sehr öft im Homer, man mag noch so gewaltsame Mittel zu dessen Wegschaffung anwenden.

b) Nicht aber bloß in Fällen, welche dem  $\delta\omega\rho\alpha$   $\epsilon\delta\omega\kappa\epsilon\upsilon$  ähnlich sind, erkennen wir einen Hiatus, sondern auch in  $\kappa\eta\delta\epsilon$   $\tau\epsilon$   $\epsilon\phi\eta\kappa\epsilon\upsilon$  I, 445, in  $\pi\rho\upsilon$   $\mu\upsilon\eta$   $\sigma\iota$   $\epsilon\delta\eta\sigma\alpha\upsilon$ , 436 und vielen dieser Art, welche Hr. H. gar nicht beachtet, endlich auch dann, wann ein lan-

ger Vokal oder ein Diphthong dem folgenden Vocale vorbergeht. Denn es hiesse, dünkt uns, sich auf eine sonderbare Weise selbst täuschen, wenn man ohne alle Autorität, und gegen das Urtheil des Ohres, (wir sollten meynen, jedes Ohrs,) diese letzten Fälle nicht als Hiatus wollte gelten lassen, weil man etwa die neuen Schwierigkeiten zu überwinden verzweifelte. Man nehme eine alte Aussprache der Diphthongen an, welche man will; sie unterscheidet sich so wenig von der eines langen Vocals, dafs der Unterschied kaum in Betrachting kommen kann; der lange Vocal selbst aber wird, eben so wie der Diphthong, in der Thesis eines Fusses oft kurz; und wie können lange u. Doppel-Vocale dann vollends anders als kurze Vocale gehört werden? Dennoch soll, nach der neuen Lehre, zwar in  $\delta\epsilon$   $\epsilon\pi\epsilon\iota\tau\alpha$ , nicht aber in  $\delta\epsilon$   $\epsilon\pi\epsilon\iota\tau\alpha$ , zwar in  $\tau\iota$   $\epsilon\gamma\omega$ , nicht aber in  $\tau\iota$   $\epsilon\gamma\omega$  (IV, 54), nicht in  $\chi\rho\upsilon\sigma\epsilon\upsilon$   $\alpha\lambda\alpha$   $\alpha\upsilon\eta\pi\tau\omega$ , nicht in  $\epsilon\iota\upsilon\alpha\iota$   $\alpha\rho\iota\sigma\tau\omicron\varsigma$  u. s. w. ein Hiatus seyn. Ja, Hr. H. wirft sogar in  $\epsilon\gamma\omega\upsilon$  das  $\upsilon$ , wenn ein Vocal folgt, weg; und erinnert hundertmal, ohne es auch nur einmal zu beweisen, dafs das  $\upsilon$  (z. B. in  $\delta\upsilon$   $\delta\epsilon$   $\alpha'$   $\epsilon\gamma\omega\upsilon$   $\alpha\pi\alpha\upsilon\sigma\upsilon\varsigma$  II, 391) von den Grammatikern herrühre (*Grammaticis debere*, T. IV. p. 268). Heißt das etwas anders, als  $s$  |  $s$  mache einen Hiatus,  $ss$  mache ihn nicht u. s. w.? und wo ist hier ein auch nur scheinbarer Grund der Hypothese zu entdecken?

c) Der neuere Ionismus (des Herodotus) liebt, wie wir schon oben bemerkten, die ununterbrochene Folge der Vocale, so offenbar, dafs darin ein Hauptcharakter dieses Dialekts liegt. Was hieraus für den Homer folge, fällt in die Augen. Bey ihm nämlich werden eher mehr Hiatus seyn, als weniger; man wird eher annehmen müssen, dafs die alten Grammatiker, an die attische Mundart gewöhnt, uns die Hiatus durch ihre  $\rho$ ,  $\gamma$ ,  $\tau$ , vermindert, als dafs sie ein irgend brauchbares Mittel zu deren Tilgung verschmähet haben. In der That läßt sich erweisen, dafs dergleichen Partikeln öft von den Grammatikern eingerückt worden. Wenn dagegen Hr. Heyns behauptet, dafs Homer sonst (*alias*) den Hiatus sorgfältig vermeide (T. VII. p. 716): so sind es eigentlich jene eingerückten Partikeln, welche ihm das *alias* darbieten; allein wir begreifen nun nicht, wodurch er die Prämissen des ganzen Schlußes begründe.

d) Im attischen Dialect sind, wie aus den dramatischen Dichtern am deutlichsten erhellt, alle Hiatus unerlaubt; und es ist Gesetz, vor einem Vocal eben so den unelidirten Diphthong und langen Vocal, als den kurzen, zu vermeiden. (Beyläufig sieht man daraus, was einem attischen Ohr, dem man doch nicht manches deutsche entgegen stellen wird, ein Hiatus zu seyn schien.)

e) Da die attischen Dichter sich selbst zu weilen jenes Gesetz durch kleine Expletivpartikeln erleichtern: so war es natürlich, dafs ein Gleiches öft im Homer geschah, um leicht zu vermeidende Hiatus zu entfernen. Allein wiewohl wir die jetzige Gestalt der homerischen Gesänge vorzüglich den Attikern danken, ehe die Grammatiker im alexandrinischen Zeitalter die letzte Hand daran legten: so hat man sich in Athen doch



doch nicht erdreißter, auf gewaltsame Art dabey zu Werke zu gehn, und noch späterhin die sogenannte Chasmodie bald der Unvollkommenheit, der älteren Sprache, bald einem Schöneren und volleren Numerus zu Gute gehalten; oft aber auch der hohen Wirkung halber, die sie hervorbrachte, bewundert. Selbst die Lateiner, deren Sprache unser Ohr verstimmt zu haben scheint, wagten im letzten Falle den Zusammenstoß offener Töne mit Glück: *ter sunt conati imponere Pelio Ossan.* Oder: *femineo ululau,* Aen. IV, 663.

f) Was das Digamma insonderheit anlangt, welches jenen gewaltsamen Operationen des neuen Herausgebers vorzüglich zu statten kommt: so muß er, um die Einführung desselben in seinem Homer zu beschönigen, zuvörderst einige Geschichtsdata verstellen oder undeuten. Was kein Alter anders als *aetioicum digamma* nennt (vgl. Quintilian. I, 4, 7, 7, 26. Apollon. Dyscol. Exc. Gram. b. Maistair. de Dial. p. 425. u. a.), das soll, nach seiner Lehre, oder vielmehr nach der, welche er wahrscheinlich *Fischer* (Anwadv. ad Veller. Gram. I. p. 240) nachschrieb, auch ein *prisco-ionicum hellenicum* überhaupt, ja *pelasgicum* seyn (T. VII. p. 711). Denn wenn Dionysius von Halikarnass die Aussprache des Hauches in gewissen Wörtern den alten Hellenen zuschreibt: so soll er darunter auch die Ioner verstehen (p. 714); natürlich nicht die neueren, sondern die homerischen. Gleichwohl giebt Hr. Heyne selbst zu, daß kein alter Grammatiker in Alexandrien von Homers *ionischem Digamma* etwas gewußt: mithin scheint Dionysius die Ioner zu verstehen, ohne es selber zu wissen; und jetzt erst wird ihm, zugleich mit dem Leser, von dem neuen Interpreten das Verständniß eröffnet. Noch mehr! Dionysius führt ausdrücklich *Ἑλένη, ἄνηρ, ἦρ, ἔλος* als Wörter an, welche die Aeoler (oder Alt-Griechen) mit dem Digamma ausgesprochen haben. Aber gerade in diesen Wörtern will es bey Homer nicht vorkommen; d. h. diese Wörter wollen sich der Willkür des Kritikers nicht fügen. Doch auch dies macht ihn in seiner Hypothese nicht wankend; nicht einmal *Helena*, welche gegen alle bekannte Erfahrung, das Eigenmannen sich am längsten ohne Aenderung halten, doch gleichwohl ihr *F* verloren haben soll! Hätten Ioner, wie Aeoler, eine *Ἑλένα* gekannt: so hätte höchst wahrscheinlich alle spätere Gracität auch *Βελένα* oder etwas ähnliches. Allein noch die Lateiner haben *Helena*; sie, die uns so manches äolische Digamma in *vinum*, *ver*, *Velia* u. s. w. verrathen.

g) Es ist überhaupt unmöglich, daß, wenn Homer einen solchen Buchstaben, wie das *W* der Engländer ist (Dionysius vergleicht bekanntlich das Digamma mit dem vor Vocalen hergehenden *Ou*), in seiner Sprache fand oder gebrauchte, derselbe späterhin deshalb wieder herausfallen konnte, weil er im neueren Ionismus so wenig, wie im Attischen war. Dazu befaß der Buchstabe zu viel Körper. Wer ihn wieder vertilgte, der durfte ja mit gleichem Recht es wagen, *vaξ* für *avaξ*, oder sonst etwas, in der Sprache einzuführen. Ueberdies, hat man nicht auch in anderen Stücken so vieles Nicht-

Attische des homerischen Textes in Athen beyhalten? Und wie höchst unwahrscheinlich istes, daß bey Verfeinerung der Sprache (*cultu sermonis politiore succedente* T. VII. p. 716), dieser Buchstabe sich heimlich weggeschlichen, und den rauheren Hiaten Platz gemacht habe? Denn als rauhe, ja schändliche (*turpis hiatus* T. VII. p. 346) stellt sie Hr. Heyne überall dar, obgleich er anderwärts selbst wieder einschreibt, daß das Ältere immer rauher gewesen (*statuendum enim est, antiquiora esse horridiora*, T. IV. p. 281), und daß Er deshalb das Rauhere anderwärts, soweit es seine liberale und bescheidene Kritik erlaubte; dem Sanfteren vorgezogen habe (*asperiora praetuli iis, quae seriores molliorunt: neque dubitarem recipere passim plura, si novandi studio tenerer; modestius et liberalius mihi videbatur factum, si, quae seculum, in observatis reponerem, quam si pro exploratis habita in contextum inferrem*, T. VIII. p. 551). Hier also Beybehaltung des Sanfteren, wo das Rauhere seyn sollte, aus Bescheidenheit; dort Entfernung des Rauheren, wo das Sanftere nicht war, auch aus Liberalität — gegen das Ohr: und dieses, wie Jones, soll man *pro explorato* annehmen. Wer permag in diesen Widersprüchen einen Zusammenhang zu ergründen!

h) Wer mit der Doctrin der alten Grammatiker nur einigermaßen bekannt ist, der wird nimmermehr annehmen, daß solche Veränderungen in der älteren Sprache, ohne Fortpflanzung irgend einer dunkeln Sage darüber, hätten vorgehen können. Daß aber keine solche Sage ihnen zugekommen, und daß der Gebrauch des Digamma nicht etwa *bloß für uns*, wie so manche andere Lehre der Grammatiker, verloren gegangen; davon überzeugt uns unwidersprechlich die Art, wie, von Zenodot an, alle Kritiker mit dem homerischen Texte verfahren sind. Hr. Heyne räumt dies selbst ein.

i) Auch andere Schriftsteller schweigen davon, daß je die Ioner, oder namentlich Homer, ein Digamma in der Sprache hatten; und was sie vom äolischen Digamma in gewissen Wörtern sagen, läßt sich wiederum auf dieselben Wörter, wenn sie im Homer vorkommen, nicht anwenden. Auch dies erkennt Hr. Heyne an.

k) Aufser England würde es nie einem Gelehrten in den Sinn gekommen seyn, einen solchen Buchstaben zur Ausfüllung der Hiaten zu gebrauchen. Wer in Italien ein *d'Woid:WäWet* lieblicher fürs Ohr gefunden hätte, als *αοιδιάει*, den würde man gewis nicht minder belacht haben; als wenn Jemand, nach Entfernung der leidigen Digamma, noch auf den Einfall gerathen sollte, den knackenden Laut der Hotentotten, wobey man *mit de tong soetelyk tegens't verhemelt van den mond most klappen* (S. Leibniz. Collect. Etymol. p. 377), in die homerische Sprache einzuführen. Hr. H. selbst bekennt (T. VII. p. 709), daß der empfohlene Hauch seinem Ohre nicht allzu lieblich klinge; und welches Ohr wird ihm hier seinen herzlichen Beyfall versagen?

(Die Fortsetzung folgt.)

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 5. May 1803.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG u. LONDON: *Homeri Ilias*. Edidit C. G. Heyne. T. I—VIII. etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

II. Die sogenannte *höhere Kritik*, welche theils die Aechtheit oder Unächtheit bald einzelner, bald mehrerer Stellen, theils die Entstehungsart und Authenticität des ganzen Gedichts untersucht, historisch einzuleiten, konnte eine Würdigung dessen, was die Alten für ihren Homer gethan, oder eine pragmatische Geschichte der homerischen Kritik, in einem Werke, das als Grundlage sich ankündigt, nicht süglich mit Schweigen übergangen werden. Hr. Heyne, wo er von der Geschichte der alten Recensionen sprechen sollte (Praefat. T. III), findet uns mit bibliographischen Nachrichten ab; oder wenn er von jener spricht, so läßt er uns zweifelhaft, ob nach Erscheinung der Wolfischen Prolegomenen, die gleichwohl dem Forscher noch manches übrig ließen, das Schweigen nicht rathsamer gewesen wäre. An einen Text des Anthonachus z. B. glaubt Hr. Heyne so wenig, daß er die Meynung von der ἐνδοξία Ἀντιμάχου Κολοφωνίου (vgl. *Wolf Prolegom.* p. XL) wie einen gelehrten Irrthum behandelt (T. V. p. 636. T. VIII. p. 232. 311. 532. 534. 568 und zuletzt noch p. 822).

Doch eine ernsthaftere Rüge gebührt dem Leichtsinne, womit Hr. Heyne die Kritik des Aechten oder Unächten an kürzeren oder längeren Stellen ausübt. Man sollte meynen, er müßte oft, wenn er über den Zenodot und andere ausmerzende Grammatiker weit hinaus ging, vor den neuen Versuchen selbst erschrocken seyn: so viel innere Unwahrscheinlichkeit haben die meisten unter ihnen; auf so grundlosem Boden stehen sie. Allein da Hr. H. einmal nicht bey dem Text Homers, wie ihn das gebildete Griechenland las, stehen bleiben, sondern den Gesang selbst, wie er aus dem Munde des ionischen Bardens floss, oder von den Rhapsoden, aber (wie er zuweilen zu verstehen giebt) den *älteren*, wiederholt war, durch seine Muthmaßungen darzustellen suchte: so mußte er nothwendig den Abweg der Kritik betreten, auf welchen sich das anderwärts (Praefat. Virgil. T. I. p. XLII) von ihm angewandte *Here, quae res in se noque consilium* u. s. w. mit größerem Recht anwenden läßt. Zu wünschen wäre hierbey, daß er die Regeln dieser Kritik (die vorzüglich wohl die *Critica nostrae aetatis* auf dem Titel seyn mag), in einigen Excursen auf bestimmte Grundsätze zurückgeführt hätte, oder daß er noch jetzo einen kleinen *Homerus in usum*  
A. L. Z. 1803. Zweyter Band,

*scholarum*, wie weiland Lamotte seine Ilias und er selbst den virgilischen *Culex* zurichtete, nach seinen kritischen Grundsätzen herausgeben möchte. Einen Text würden wir erhalten, der nicht bloß durch eine Menge grundloser Änderungen in einzelnen Worten, nicht bloß durch Klammern zu vielen hundert und vielfach abwechselnde Schrift, sondern durch Klammern in Klammern und neu erfundene Zeichen für neue Zweifel an den Zweifelsgründen des Bezweifelten, die Aufmerksamkeit an sich zöge. Denn wie verfährt im Ganzen Hr. Heyne? Will ein Wort den prosodischen Regeln, welche er jetzt für Regeln erkennt, späterhin widerruft, und die, auch nicht widerrufen, doch keine Regeln sind, sich nicht durch Aenderung fügen: der Vers ist unächt! Widerstrebt ein anderes dem äolischen Hauche, den Hr. Heyne selbst kaum noch im vorletzten Bande mit festerer Hand ergriffen zu haben sich schmeichelt: der Vers ist von späteren Rhapsoden eingeschaltet! Herausgeworfen, zerreiht er den Sinn und den Zusammenhang der Stelle: die ganze Stelle werde getilgt! Ein Grammatiker fügt zufällig seinen Obelus bey: desto besser! Der Obelus wird durch das Digamma geschärft, dessen magische Kraft das Verdammungs-Urtheil des Grammatikers, ihn selbst unbewußt, leitete. — Ein paar Verse haben grammatische Schwierigkeiten (XVII, 368, 369), und *Sinn* und *Worte* kommen bald darauf wieder vor. Weg also mit ihnen! an dieser Stelle sind sie frostig und schlecht gemacht (*versus h. l. sunt jejuni et male cusi*, T. VII. p. 347). — Hier versammeln sich an der Pforte des Königs auch *Jünglinge*, so wie die Greise (II, 789), um über des Staates Wohl zu rathschlagen: das ist ungewöhnlich, sagt unser Kritiker (der von der βουλή Ἀχαιῶν vermuthlich den Achill, Diomedes u. a. ausschließt, um für die Greise Platz zu behalten): also ist der Vers von Rhapsoden eingeflickt! Dort, wo im Zweykampf der Held den blühenden Leib des Andern verletzte, durch die Waffen das Fleisch und das dunkle Blut ihm berührend (XXIII, 806), nimmt unser Interpret τὰ ἔνδρα für *Eingeweide*, und urtheilt, der Vers sey unbezweifelt das Product eines etwas grausamern Rhapsoden (*haud dubie versus est fetus rhapsodi paullo truculentioris*). In Baines Ausgabe steht der Druckfehler διὰ τὲν τερα. Das sey noch *grausamer* (*atrocius etiam!*) urtheilt er, und am Ende will er die ganze Stelle vom Zweykampf für Interpolation mehrerer — grausamer oder nicht grausamer? — Rhapsoden erklären.

Nicht immer indefs führt die Kritik des Hn. Heyne eine so drohende Sprache. Bescheiden scheint er zuweilen die ungerechten ἀρετήεις der Grammatiker, welche

welche er anführt, durch Stillschweigen zu — billigen. So z. B. I, 110. Ob hier nach Weglassung des Verfes, die Verbindung ἀγθέουσας οὐνεκα (st. ὄτι) griechisch sey; ob, bey der σύντομος ἐπιμήνεια, welche den Grammatikern gefällt, der Seher etwas anders den Danaern sage, als was sie ohne ihn auch vorher wußten; diese Fragen läßt Hr. H. unberührt. Anderwärts stellt er bey Erzählungen, die nach unserm Gefühl entbehrlich sind, dem künftigen Urtheiler anheim, die noch zurückgehaltene Sentenz mit Festigkeit auszusprechen (*narratio — ad sensum nostrum profus aliena a re et consilio et tempore. — Pronuntiat i t a q u e aliquis me audientior, totum locum serius esse interpositum ex aliqua Heraclea!* T. VII. p. 625. vgl. p. 728 u. a. St.) Zuweilen legt er's auch auf skeptische Betrachtungen an, dem Leser die Entscheidung überlassend. I, 365: *Mutter, sagt Achilles, du weißt das Alles; was soll ich es dir noch erzählen?* „Also, erinnert Hr. H. T. IV. p. 99. verweigert Achill, „das was genugsam bekannt ist, zu wiederholen. *Dadurch wird offenbar (manifestum sit),* das die 27 folgenden Verse fremd sind (*esse alienos*). *Daher haben* „die Verse vom 366 bis zum 392 einen Obelus; und „sie würden demnach (*adco*) herausgeworfen werden „müssen, wenn wir nur über die wahren Gründe „dieser Kritik gewiß wären, ob das bloß nach dem „Urtheil eines Grammatikers geschehe, oder nach einer „ältern Beglaubigung. Ja, wir können nicht einmal „das entscheiden, ob es wahrscheinlicher sey, das „der Dichter nach Kürze, oder vielmehr nach Weitläufigkeit gestrebt habe. Kürze scheint zwar dem „einfachen Zeitalter mehr zu geziemen; und wahrscheinlicher ist, das Rhapsoden etwas angeflückt haben, als was ihnen müßig schien, abgeschnitten; „auf der anderen Seite aber wird nicht übel in den „Scholien bemerkt, das ohne die Verse wir nicht einmal erfahren, woher Chryseis erbeutet worden sey. — „Die Verse 372 — 376 haben außer dem Obelus noch „ein anderes kritisches Zeichen: ohne Zweifel, weil „sie bereits oben gelesen wurden. Die Sache würde „gut seyn (*bene se haberet res*), wenn man nur gewiß „wüßte, ob diese Stelle nebst ähnlichen auf das Ansehen der Handschriften, die sie nicht hatten, oder „aus anderen kritischen Gründen bezeichnet wurde, „oder bloß nach dem Urtheile des Grammatikers, der „diese Wiederholung misbilligte. An sich ist es bedenklich, ein Urtheil zu fällen: man kann selbst aus „der Einfachheit des Alterthums das vertheidigen, das „dieselben Worte zweymal wiederholt werden; nicht „weniger aber kann eben das von den Rhapsoden aus „dem Gedächtnisse (*memoriter*) eingeschaltet worden „sey. In meinem Gemüth ist das Urtheil fest, es „sey wahrscheinlicher, das dieses hinzugefügt worden, als weggeschnitten.“ Wir haben diese bündige Schlußfolgerung des Hn. H. mit bedenklchen Fragen über das, was nach seiner Meynung dem Alterthum Kürze heiße (wovon allenfalls auch Herodot Bcspiele liefert), oder über die Art, wie er nach jener ἀέτησις den 365 Vers mit dem 393 verbinde, zu unterbrechen gesehet; noch weniger wollen wir

jetzt, durch unzeitige Vergleichung der homerischen Wiederholungen mit der Kürze des Interpreten, das Bedauern stören, das bey Versen, die auch, wenn sie nicht wären, doch hoffentlich ein wenig stark über die Alexandriner zurückgehen müßten, uns wiederum die *Autorität alter Handschriften* verlässe, und *dadurch* die feste Entscheidung des Kritikers geheimnt werde! — Gleiches Bedauern fühlt Hr. H. bey I, 474, obgleich er sich auch da gefallen läßt, einen Vers zu tilgen, nach dessen Ausmerzung wir vom dem Erfolge der heiligen Gefandtschaft kein Wort erfahren. Kurz vorher will er den 473 zugleich mit austreichen, als eine Ergänzung späterer Rhapsoden (T. IV. p. 130.); und hätte er gewußt, das ein neuerer Aesthetiker die ganze Stelle 470 — 492, „als auffallend durch einen harten Uebergang und bedenklche „Einzigkeit der Worte oder der Sachen, des dialektischen Ursprungs verdächtig“ hielt: wahrscheinlich würde sein kritisches Messer mit einem Schnitt ihn der ganzen Stelle entübrigen haben.

Als Hauptprobe, wie umfassend und eindringend Hn. H. Kritik sey, verdient vorzüglich seine Hypothese vom Schilde des Achilles (T. VII. p. 581 — 595) erwähnt zu werden. Diese Beschreibung des Schildes war ursprünglich — was denkt der Leser wohl? — eine für sich bestehende Schilderung des Menschenlebens, von einem alten Dichter zu der Zeit entworfen, als man in Ionien und Italien über Himmel und Erde und über das menschliche Leben dichtend philosophirte, auch die Philosopheme sinnbildlich durch Kunst darzustellen versuchte. Weislich habe der alte Dichter seine Schilderung als Kopie eines diskusförmigen Kunstwerks gegeben, weil diese Gestalt sich zur Vorstellung des Himmels und der vom Ocean eingeschlossenen Erde am besten schicke. Von Homer könne die Beschreibung nicht seyn, aus mehreren Ursachen. Denn, um das Wichtigere zuerst anzuführen, „in homerischen Zeitalter habe die bildende Kunst noch nicht „den Grad von Vollkommenheit erreicht, welchen „das beschriebene Kunstwerk voraussetze.“ — Ein künstliches Werk wollen wir nennen, was den Namen eines Kunstwerks noch nicht verdienen soll, und bescheiden aus so vielen Stellen der Alten, auch des Homer, uns belehren, zu welcher Lebhaftigkeit und zu welchem Reichthum die künstliche Nachahmung schon in jenen frühen Zeiten emporstieg. Doch Hr. H. macht uns sogar diese Belehrung unnöthig. An eine künstlerische Composition soll hier überhaupt gar nicht gedacht werden, sondern bloß an eine poetische Dichtung, an ein *phantasma mere poeticum* p. 589, und er schärft uns p. 691 von Neuem ein, *disputationem de arte, qua res expressae sint aut exprimi potuerint, disputationem esse vanam; poeticum esse ingenii lusum; ab arte nunquam opere aliquo expressum.* Wozu also jene Erinnerung an die ältesten Kunstepochen? Es war ja genug, das *phantasma poeticum* zu würdigen. Genug für uns, die wir den Schild noch nicht aufgeben wollen, und gut für Hn. H., der uns nun nicht zu sagen braucht, was denn für ein diskusförmiges Werk der nach-

nachbildende Dichter vor Augen haben mochte! Gut und auch nicht gut! Denn derselbe Hr. H. sagte kurz vorher p. 582, *hoc commentum ad artis normam et a d e x e m p l u m, quod animo sibi proposuerat, effinxisse poetam necesse est.* — *Verbo clipeus Achillis a poeta fingi nequit, nisi jam tum similis artificii opera extarent, quaecumque tandem illa essent.* Was nun das für ein Diskus gewesen seyn könne, dessen künstlich verzierte Fläche die Darstellung eines ganzen Menschenlebens enthielt, und zu welchem Behuf er gebildet worden, erfahren wir zwar von Hr. H. nicht; aber der Widerspruch führt uns auf das Erste, auf die Unvollkommenheit der Kunst in Homers Zeitalter zurück, um Hr. H. Zweifel, welche er daher gegen das Alterthum dieser Schilderung erhebt, durch einen neuen Widerspruch zu lösen. Homer also vermochte so etwas noch nicht zu schildern; wohl aber konnte nach Hr. H. Meynung, „entweder ein Rhapsode, oder einer der Diaskenasten kurz vor den Zeiten der Pisistratiden, jenes alte Gedicht (*carmen illud antiquum*), oder einen Theil desselben, obgleich an einem höchst unschicklichen Orte, der Ilias einweben.“ Ein sonderbares entweder — oder, das tiefe Einsicht in die Geschichte der homerischen Kritik verräth! Doch um die Diaskenasten aus dem Spiel zu lassen, wie alt schätzt Hr. H. wohl ein Gedicht, das ein Rhapsode einschaltete? und wenn es der Rhapsode vielleicht gar auch verfertigte, wie alt wohl dieser Rhapsoden, den Kunstkenntniß so weit über den Homer erhob? über den Homer, der ein Kunstwerk dieser Art nicht einmal dichterisch constituiren, der nicht einmal einfachere Kunstwerke seiner Zeit, welche er selbst beschreißt, zur Darstellung eines göttlichen Werkes durch seine feurige Phantasie idealisiren konnte! Dafs Hr. H. uns mit den Jahreszahlen, welche p. 590 die Zeit der Diaskenase bestimmen sollen, hier nicht abfinden könne, begreift er hoffentlich nun selbst. — „Aber, fährt er fort, „auch das beschriebene Süjet ziemt nicht dem kriegerischen Schilde eines Helden. Denn was haben Himmel, Erde und Meer, Städte und Feste, Ackerbau, Viehzucht und Weinlese auf dem Schilde eines Kriegers zu thun, worauf man vielmehr furchtbare Figuren und Schreckensscenen erwartet?“ Ein bedachtsamer Forscher würde, dünkt uns, von dem, was da ist, auf das, was seyn könnte, schließen, und alsdann erst das Warum mit Scheu gegen das Alterthum auffuchen. Hr. H. verfährt umgekehrt: „Das konnte nicht seyn, weil es mir nicht gefalle. Gleichwohl ist es da: *mihi* ist es unmächtig!“ Bequemer ist das freylich, als den Ursachen nachzuspähen, warum der alte Dichter so dichtete. Fänden wir nun gleichwohl, dafs der weise Homer sehr oft die Schrecken des Krieges durch den Contrast des friedlichen Lebensgenusses erhöhe; dafs auch der Sänger des heukulischen Schicksals friedliche Scenen mit kriegerischen zu paaren nicht verschämehete; dafs überhaupt, wo ein Schild nur mit wenigen und einfachen Figuren verziert war, diese natürlich furchtbar seyn mußten; da hingegen durch die Mannichfaltigkeit der Gruppen

jene Wirkung des Contrastes herworgebracht werden konnte; dafs höchst wahrscheinlich auch der älteste Cyklicher Arktinus, den Quintus von Smyrna nachahmte, in seiner Aethiopsis den Schild des Achilles mit gleichen Vorstellungen zu versehen kein Bedenken trug: fänden wir das Alles bey ruhiger Ueberlegung; würden wir dann von der unüberlegten Schneiderkritik noch Gefahr fürchten? Oder wollten wir einer ernsthaften Beantwortung die naiven Fragen würdigen: ob der Dichter wohl glauben mochte, dafs die Menge der Bilder den Feind schrecken, oder dafs dieser Muse genug haben würde, die Figuren der Reihe nach anzuschauen? (*An putare potuit auctor, hostem contra quem clipeus tolleretur, aut perterritum figuris tam operosae artis, aut in iis occupandis occupatum fore?* p. 588). — „Die Handlung der Ilias, meynt endlich Hr. H., (p. 591 — 595) „werde durch die lange, obwohl anmuthige Episode vom Schilde zu sehr unterbrochen, ohne dafs die Beschreibung der auf demselben angebrachten Figuren und Gruppen dem Ganzen durch eine notwendige Beziehung zu Statzen komme.“ Welche Handlung? welches Ganze? Hr. H. glaubte hier wieder bey den *Episodiis* des hochepischen Homer zu seyn, und vergafs, dafs er den Fund von einer späteren Anordnung der Ilias auch einmal gefunden hatte. Doch sprach er kurz vorher noch von denen, *qui rhapsodias in corpus aliquod redegerant.* — Wir übergehen das Uebrige, welches theilweise betrachtet, nichts als *petitiones principii* enthält, und im Ganzen übersehen, ein Labyrinth von Widersprüchen zeigt, das mit gläubigem Muthe zu durchwandeln, die nüchterne Muse der Kritik verbietet.

Freue sich demnach, wenn diese Proben ergötzen, des bescheidenen Gründers und Bahnbrechers, der festes Trittes ihm zu folgen uns beredet, wenn wir in der Kritik Homers nach Liebe streben; denn zuerst wir das vorzüglich verdanken, „dafs jenes ungewisse und schwankende Urtheil über unächte und eingeschobene Stellen im Homer, welches seither bald den Schein einer seltenen Gelehrsamkeit, bald das Merkmal von Leichtsin und Verwegenheit trug, nunmehr innerhalb festbestimmter Gränzen sich halten werde!“ (*Habebunt quoque illi, qui in critica Homeri laudem sibi quaerent, vestigia certa, quibus insistendum sit; imprimis autem vaga illa et fluctuans dijudicatio de subditiis et interpolatis Homeri locis, quae modo rarae doctrinae speciem, modo levitatis et audaciae notam habuit, certos limites sibi abstractos habebit!* Praefat. T. I. p. L.)

Schon diese Kritik des Achten und Unächtens, womit sich Hr. Heyne an einzelnen Stellen versucht, läfst ungefähr absehen, welches Licht von seinen Rebershen über die Entstehung, Um- und Ausbildung der homerischen Gesänge überhaupt ausgehen werde. Diese Untersuchung erforderte vorzüglich eine bedächtige, tief eindringende Kritik, und da Hr. H. sich dieselbe bis zum Schlusse des Werkes (T. VIII. p. 760 — 838) aufgespart hatte: so sollte man mit Recht erwarten, dafs er sich endlich zu bestimmten Ideen würde verhalten.

verholfen haben. *Endlich*, sagen wir: denn auf Hn. Heynens ehemalige Vorspiegelung, als habe er dieselben oder ähnliche Ideen schon lange vor Erscheinung der Wolffischen Prolegomenen gehabt, und immer in seinem Zirkel verbreitet, lassen wir uns hier nicht ein, da diesen Punkt der höheren Kritik, der nicht die homerischen, sondern die heynischen Recitationen und Schriften betrifft, bereits eine andere Recension (*Ergänzungsblätter* 1803. N. 43. 44) umständlich beleuchtet hat.

Er habe sich oft gewundert — so beginnt Hr. H. seine Unterfuchung S. 760, — daß die Kritik über das ganze homerische Gedicht von der letzten Rhapsodie ausgegangen sey. Was man diesem Gefange vorgeworfen, lasse sich mit gleichem Rechte gegen die meisten anderen auch sagen. Denn was die Mattigkeit (*langnor*) desselben anlangt: so gebe es keine der homerischen Rhapsodien, worin nicht manches Matte sich finde, *saltem ad sensum nostrum*. Ueberdies sey in einem Werke einiges *matte visio legentis* (das ist also auch im Werke?); *anderes vitio scriptoris*; noch anderes, weil es mit dem Hauptinhalt nicht in nothwendiger Verbindung stehe. So scheine Alles matte, was auf Hektors Tod folge, matte die Leichenspiele, matte verschiedene *certamina ex iis*, aber auf andere Weise (*alio modo*, als wie?), matte endlich *waren* (*languebant*), doch wieder nicht auf gleiche Weise, die Gefechte der Götter im 21 Buch. — Aber selbst in den ersten Büchern wie vieles könne man nicht mit gleichem Fuge matte scholten, sogar den größten Theil (*plexaque!*) des dritten u. s. w. Ueberhaupt seyen im Homer unzählige Stellen (*innumera loca*); worin Schmuckloses nicht nur schmucklos, sondern oft frohlig und bis zum Ekel (*ad fastidium*) des klügeren Lesers erzählt werde. In jenem letzten Gefange sey am Ende so wenig zu loben, als zu tadeln. Es sey nicht wahr, was *Sensus* von der Disharmonie des Schlusses mit dem Anfange des Werks sage: auch falsch, daß der hiftere Theil eines Palaßes dem Beschauer noch Bewunderung erregen müsse (!) u. s. w. Er selbst, der bescheidene Kritiker, werde sich hüten, über alle dergleichen Fragen etwas vorzutragen, *tanquam satis exploratum*; er behaupte vielmehr, *dubitandi rationes esse satis multas, in alterutram autem partem statuendi, causas iustas haud suppetere*, p. 765.

Daß Hr. Heyne in Ansehung des *tanquam satis exploratum*, wie er's auch in seinem Latein verstand, redlich Wort gehalten habe, wird der Fortgang unserer Relation bewähren. Er habe sich, fährt Hr. H. S. 768 fort, nach einer *älteren* Autorität über die letzte Rhapsodie ungesehen; und siehe! es werde wirklich ein Vers daraus mit dem Asitoteles. (Was freudige *Ecce!* erfreuet uns nicht: denn daß das Buch nicht jünger, als Aristoteles sey, verstand sich, unseres Bedünkens, von selbst. Allein Hr. H. nimmt zuweilen, wie T. VIII. p. 322, gar aus *Vergils* Nach-

abmung einen Beweis für das Alterthum einzelner Stellen her!!!) Der Dichter Antimachus (zu Sokrates Zeit) scheine die Rhapsodie auch gelesen zu haben. (Auch? Freylich; und gewiß und wahrhaftig auch Herodot, wenn er gleich kein Wort davon spricht.) Das alles aber sey noch nicht genug; man wolle wissen, ob das Buch von demjenigen Verfasser sey, der die übrige Iliade gemacht hat (*qui reliquam Iliada condidit*). Dies also wird Hr. H. ausmitteln oder zur Sprache bringen!

Die scharfen Distinctionen des folgenden Excurfes (p. 773) lassen anfangs noch mehr, als das Verbeitsene erwarten; am Ende aber bewähren sie von Neuem die Kunst des Hn. Heyne, bey Sachen, worüber der Leser eine bündige und lichtvolle Belehrung erwartet, die Aufmerksamkeit durch seine Abtheilungen und Unterabtheilungen zu zerstreuen. „Vom Gewissen und „Ausgemachtem (was hat er denn ausgemacht?) gehe „sieh zu Ungewissem fort, mit Nachsetzung jeder müßigen Frage blafs die Hauptmomente auffallend, und „zwar so, daß das Uebrige sich mit Wahrscheinlichkeit „darauf gründen lasse.“ Die ganze Frage demnach über Homer und homerische Werke, müsse schärfer, als bisher gesehah (*subtilius, quam adhuc factum esse vidi*), theils aus den Principien der historischen Kritik, theils aus grammatischen Gründen, theils, wie er noch zu verstehen giebt, aus einem gewissen Geruche (den ein Compiler nie erhalten kann) beurtheilt werden. Zuerst müsse man untersuchen, was auf Glaubwürdigkeit der Zeugen beruhe, und zwar zuvörderst der älteren, dann der nächsten. Nun gebe es hier leider keine *fidem testium antiquiorum*, überhaupt keine *fidem historicam*, und deshalb könne man vom Homer, als Verfasser der Ilias (p. 819), nichts historisch Sicheres bestimmen. Ueberhaupt aber lassen sich drey Arten (*modi tres* p. 802) denken, wie die Ilias könne erwachsen seyn. Der erste *modus*, (die gewöhnliche Meynung) daß gleich vom Anfange an, aus den Händen des ersten Verfassers dieses Epos vollendet hervorgegangen, sey nicht wahrscheinlich: denn Homer falle in eine Zeit, wo die Griechen noch keinen *cultus ingeniorum* besaßen (außer *scilicet*, den diese Werke beweisen); der Peloponnes (was gehet dem Homer der Peloponnes an?) habe noch in dorischer Barbarey gelegen: Attika selbst (selbst!) sey arm, ohne Städte gewesen (freylich ohne Städte, außer Athen, wie immer noch nachher; und doch solche Hexameter! Daß doch auch Thucydides, der im Eingange seiner Geschichte der Armuth Griechenlands erwähnt, so etwas nicht aufsaunt!). Die Ionier hätten kaum eben den Grund zu ihrem politischen Flor gelegt. (Was kümmern uns die *res florentes* bey den schönen Versen? Und, was die Hauptsache ausmacht, warum streicht denn Hr. H. alle die Verse im Homer aus, worin uns die Civilisation der Griechen als gar nicht unbedeutend vorgestellt wird?)

(Die Fortsetzung folgt.)

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 6. May 1803.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG U. LONDON: Homeri Ilias. Edidit C. G. Heyne. T. I—VIII. etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Unwahrscheinlich sey es, fährt Hr. Heyne fort, daß in einem solchen Zeitalter mit einem Male (*repente*) ein Mann entstanden sey, *qui conciperet animo epos. ingenio et arte mirabili adumbratum et inventum, regulis subtilibus circumscriptum, vasti tamen argumenti; in quo simul omnia essent elaboratissima, sermonis elegantia, modorum suavitas, tum sententiarum, morum, orationis simplicitas; uno verbo, summa ars cum iis ipsis, quae non nisi ante artem, simplicitate nativa se commendantia, adesse possunt.* Aber warum nimmt denn Hr. H. das so unwahrscheinliche *repente* an? Warum bleibt er nicht bey dem, was er bald darauf p. 824, des Vorigen uneingedenk, selbst behauptet: *non modo famam belli Trojani usque ad octavam vel nonam actatam fuisse servatam, verum et carmina antiquiora, quibus ea fama jam condita fuerat: neq enim, quicquid Vellejus contra contendit ad assequendum facile esset, unde tam politus et suavis sermo Ionicus carminis procedere potuisset, nisi jam multa carmina antecesserant.* Per ea itaque heroicae vitae mores et instituta jam ita multorum poetarum studiis informata esse poterant, ut eorum imaginem reddere tam vividam facile possent. Durch dieses Nach und Nach wird ja das Unwahrscheinliche wahrscheinlich. Auch stimmt damit, nicht aber mit der ersten Behauptung, dasjenige überein, was Hr. Heyne uns, zu unserm Befremden, p. 829 kund thut: er pflege aus vorhomerischen Mythen zu schliessen, *multa jam tum aliorum Poetarum carmina, quibus Ionicus sermo tantopere expositus esse potuit, de rebus quoque Troicis, extitisse, e quibus facile erat, deligere ea, quae inter se argumentis convescissent, et tandem in compagem aliquam convenirent.* Hier also erscheint das wieder leicht und begreiflich, was oben schwer und unwahrscheinlich war! — Wir würden noch einen Augenblick bey den sonderbaren Mythen verweilen, welche sich endlich in eine — schlichte Erwähnung von etwas früherem auflösen (wie VII, 132. VIII, 230. IX, 448, 328), wenn uns nicht Hn. H's. rasche Untersuchung zu dem zweyten Modus, wie die Ilias entstanden seyn könne, hinzöge. Jedoch auch diesen Modus, welcher p. 804 mit dem *Scilicet fingat* erläutert wird, billiget er nicht: und in der That ist ein wenig sehr unwahrscheinlich *fingit*, daß Anfangs einer entweder die Niederlagen

A. L. Z. 1803, Zweyter Band.

nach der Abwesenheit Achills, oder Achills Zorn für sich allein (*Achillis iram per se solam*, wie mag Hr. H. sich das vorstellen?) in einem Gedicht erzählt habe, und daß das Uebrige so nach und nach, beynahe zwiebelartig, an- und zugewachsen sey. Der dritte Modus endlich, den Hr. H. hier annimmt, ist der, daß ein einziger, durch Genie hervorragender Mann viele einzelne, über die verwandten Theile des trojanischen Krieges herumgehende Bardengesänge in ein Ganzes zusammengeordnet, oder, wie Hr. H. sich anderwärts ausdrückte, aus denselben ein solches Ganzes, als die Iliade ist, entworfen habe (Vgl. Götting. Anzeig. 1795. Nr. 203). *Jam ingenium illud praeclarum* (fährt Hr. H. p. 806 mit Begeisterung fort), *cui compagem hanc tam mirae artis debemus, nobis Homerus esto: το εὐσεῖον commune esse dicam ei cum dorodois illis antiquis, qui idem rerum, mythorum, phantasmatum, artis, vitae, exemplum animis suis impressum habuerant, eodemque sermone antiquo, numero, eadem cum simplicitate, suavitate, pari habitu et ornatu mythico, istius exempli tanquam imaginem in tabula carmine redhibuerant.*

Diese Hypothese zu erläutern oder zu bestätigen, was bringt denn Hr. H. nun vor? In der That nichts, was auch nur einen scheinbaren Zusammenhang hätte. Denn wozu das oft wiederholte Bedauern, daß es uns an historischen Zeugnissen fehle? Soll dieß die Freyheit jener Hypothese beschönigen; so stehet so mancher Schriftsteller, selbst hellerer Zeiten, wie z. B. *Mausilius*, entgegen, über den man auch nichts historisch Gewisses weiß, und *darum* doch nicht gegen die Authenticität seiner Schriften streitet. Oder soll das Bedauern zur Bescheidenheit und Vorsicht uns stimmen: warum denn selbst gemuthmaßt, und dabey zu verstehen gegeben, daß das Alterthum wirklich einen gewissen Glauben beybehielt (*antiquitas hanc vulgo fidem retinuit, esse Homerum aliquem poetam, auctorem Iliados et Odyssaeae* p. 820), daß aber der Glaube des Alterthums oft gar keinen Glauben verdiene (*posse haberi aliquid inter ea, quae antiquitatis auctoritate nisi creduntur, quod tamen ab unius hominis opinione, forte levitate ac temeritate, profectum, ab iis, qui primi rerum notitias collegerunt et scripto tradiderunt, temere arreptum, mox inter antiquas memorias locum obtinuerit, nuncque vetustatis auctoritate se tueatur*, p. 770). — Die hier sehr wichtige Frage über das spätere Zeitalter der Bücherschrift (s. *Wolf. Prolegom.* §. XI—XXV) schiebt Hr. Heyne bald als überflüssig auf die Seite (p. 796), bald setzt er sie als zur Befriedigung jedes Kenners beantwortet voraus (p. 812). Allein wie wenig Hr. H. selbst



noch vor kurzem (Götting. Anz. 1801. Nr. 175) mit Hn. Wolfs Antwort zufrieden war, ist in Erinnerung. Dafür nimmt er einen Beweis seiner Hypothese von der bekannten Nachricht her, daß die homerischen Gedichte Theilweise gefungen worden (p. 774). Was also in Theile aufgelöst wird, ist ursprünglich kein Ganzes, noch weniger ein ächtes Ganzes gewesen!! Ueberhaupt, fügt er hinzu, hat man schon gezweifelt vor Alters, und von jeher waren scharfsinnige Männer (*virī acuti*), welche über die homerischen Gedichte anders, als der gemeine Haufen, dachten (*qui — non cum vulgo statuerent* p. 773). Gehört Aristoteles ihm auch zu dem *Vulgus*? Denn dessen Meynung vom Homer wird ja p. 821 als die *gemeine Vorstellung* (*opinio communis*) angeführt. Ueberdies, wer waren denn jene scharfsichtigen Zweifler? Und vor allem, woran zweifelten sie? Aus dem Zusammenhange sollte man vermuthen, daß ihre Zweifel sich auf den Urheber und auf die Anordnung der Ilias bezogen; daß mithin ihr Scharfsinn gefunden habe, die Ilias sey ursprünglich kein Epos, sondern nur mehrere Theile verschiedener Verfasser gewesen, und erst einige Säcula nach Homer zu einem wohlgeordneten Ganzen gebildet worden: Aber wer weiß von solchen Zweifeln? Hr. H. selbst weiß davon nichts: denn er sagt kurz vorher, daß man erst spät auf diese Frage gekommen (*quod tam sero in hanc quaestionem devotum est etc.* p. 773), und daß man die Verspätung theils der großen Religiosität gegen die homerischen Gefänge, theils dem verabsäumten Ernst beym Studium dieses Dichters zu Gute halten müsse. Und genau besehen, waren auch jene Zweifel nur bloße Verwunderung (*dubitatioes utique exortae sunt saepe et a pluribus, verum eae fere se intra mirationem continuerunt!!* p. 772). Bis jetzt also noch immer keinen Beweis für die oben aufgestellte Hypothese; aber desto mehr Widersprüche! Die Verbindung der einzelnen Theile zu einem Ganzen, die *compages* (singt Hr. H. p. 783 weitläufig zu zeigen an) ist zu wenig vollkommen. — Desto besser, werden die Vertheidiger der gewöhnlichen Vorstellung sagen. Um so eher dürfen wir glauben, daß die *compages* den alten Zeiten, worin Homer gelebt haben soll, angehöre; und wer weiß denn, wie vielfache Schicksale das Werk erleiden mußte? Hr. H. selbst wagt es nicht, *de antiquiore Homericorum carminum conditione aliquid pro explorato statueret* (p. 790). Nur das ist ihm gewiß, daß wir noch denselben Homer, und diesen ganz so haben, welchen und wie ihn die alexandrinischen Grammatiker lasen; und wenn er ehemals (*Praefat. ad Pindarum* T. I. p. 25) die *Aechtheit* des Homer noch über die *Aechtheit* des Herodotus, des Pindarus, des Virgilius, der ältesten Schriftsteller, auch der hebräischen, von deren Verfälschung sogar eine religiöse Furcht abhielt, weit hinaus rückte: so versichert er jetzt (p. 791), mit jener unschuldigen Aeußerung nichts weiter gemeint zu haben, als daß der *unächte* (der von den Alexandrinern erst *constituirte*) Homer noch jetzt in seiner ganzen *Aechtheit* uns übrig geblieben sey. *Ψεύδομαί η̄ ἔτυμον ἔστω; Λύγ' ἴσθι, oder ist Wahrheit*

*mein Wort?* ist der folgende Abschnitt (p. 792) überschrieben, in welchem Hr. H., die Hypothese von jenem dritten *Modus* zu begründen, uns als unleugbar aufstellt: daß die homerischen Gefänge durch Recitiren aus dem Gedächtnisse fortgepflanzt worden. Da er die Untersuchung über die Schreibekunst übergehet, so kann er auch das nicht beweisen. Denn wodurch? daß es Rhapsoden gab? Wir erinnern an die Gefänge eines Phemius und Demodokus, durch deren Beispiel Hr. Wolf (*Briefe an Heyne* p. 112) sinnreich den deutlichsten Gegenbeweis führte, daß Hr. H. mit dem seinigen ein wenig zu viel bewiesen habe. Und wo hat sich denn Hr. H. erklärt, wie wohl das Memoriren gewesen seyn möge?

Doch auf diese Frage, wo denn Hr. H. dasjenige, was er als erklärt voraussetzt, jemals erklärt habe, würden uns die letzten Excurse noch oftmals zurückführen, wenn wir eine weitere Betrachtung derselben fortsetzen, oder sie gar mit den tief eindringenden Prolegomenen des Hn. Wolf in Vergleichung bringen wollten. Natürlich müßte dann auch untersucht werden, ob und wo Hr. H. Cominaturen und sichtbar fremde Uebergänge in den Gefängen entdeckt; und wenn dann das Resultat hervorginge, daß er diese Entdeckungen nirgends gemacht habe: so würde sich deutlicher noch, als aus dem angeführten Raisonnement ergeben, daß er den Beweis seiner Hypothese uns schuldig geblieben sey.

Oder sollen wir, zu Hn. Hs. Ehre, das nicht seine Hypothese nennen, was nach der Bemerkung des Recensenten, welcher unlängst die *Wolfschen Briefe* beurtheilte (Ergänzungsblätter III. J. S. 349), eigentlich die Meynung eines Franzosen war, die als leere Träumerey schon längst vergessen zu seyn schien? Desto merkwürdiger wäre dann, auch für unsere Zeit, das freymüthige Urtheil, welches ein achtungswerther Forscher des Alterthums, *Moses du Souf* (z. *Lucian*. T. IV. p. 574. Bip.), über jene Meynung seines Landsmanns, *Hedelin d'Aubignac*, aussprach: *E nostris quidam imperiti et barbari prorsus homines, Rhapsodiarum quum audiunt antiquis dicta Homeri poemata, nec quid ea vox sit, nisi ex vernaculo idiomate assequi valentes, varia sibi fingunt et dissoluta carmina, nullo consilio judiciove a caeco mendicabulo temere effusa, in unum tandem corpus confarcinata — Poëma heroicum nunc audire. Qui si cum Luciano haec hudentes effutirent, venia forsitan digni putandi sint. At serio id agunt. — Horum ego temeritatem audaciamque, et pulcherrimarum rerum ignorationem summam, cum sui saeculi suarumque rerum admiratione conjunctam, Boilaeis compefcendam exagitantamque relinquo.*

Wenn auch nicht Furcht vor der strafenden Satire eines Boileau, doch partheylose Erwägung der Wolfschen Prolegomenen, hätte unferes Bedünkens den Hn. H. auf eine ganz andere Ansicht der Sache leiten sollen. Fand er es aus Gründen unmöglich, oder wegen der Zeitumstände nicht rätlich, die gemeine Vorstellung von dem homerischen Epos länger zu schü-



schützen: so mußte ihm doch leichter, als die Ausschmückung der Hypothese von Aubignac, die Annahme der Wolfischen Meynung seyn: daß die Anordnung der Gefänge im Ganzen sehr auffallende Spuren einer abthätlichen Fortsetzung durch die ursprünglichen Verfasser selbst an sich trage. Diese Meynung zu begründen, hätte Hr. H. nothwendig folgende Fragen erörtern müssen: Warum kann Homer nicht der Anordner der Theile zu seinem Ganzen seyn? Und aus welchen inneren Spuren ist erweisbar, daß mehr als ein Menschenalter, daß drey oder vier Dichter diese Theile, als Fortsetzungen des wohlbekannten Cyklus der troischen Begebenheiten, hervorgebracht haben? Wenn Hr. H. diese Fragen mit Schärfe und Gründlichkeit beantwortet hätte: so gebührte ihm, obgleich nicht die Glorie der Erfindung, doch das unverächtliche Lob, daß durch ihn eine nur erst begonnene Untersuchung weiter fortgeführt (vgl. *Wolfs Briefe* p. 17. *Prolegom.* §. XXVI—XXXV), und mit festeren Gründen unterstützt worden wäre. Jetzt, da Hr. H. nicht nur diese Fragen unbeantwortet gelassen, sondern die Antwort sogar erschwert; da er gerade die Verse im Homer, welche den ungleichen Ton verrätherisch zu zeigen scheinen (wie XX, 67. 75. 177. 180 und schon früher viele andere Stellen) als unächt gestrichen, wetteifernd mit den alten, aber unmündigen Kritikern, welche durch dasselbe gewaltsame Mittel Gleichförmigkeit in das Werk zu bringen strebten; da er nirgends von der Rhapsodik, nirgends von der homerischen Kritik richtige Begriffe an den Tag gelegt, und wichtige Untersuchungen als unwichtig oder überflüssig ausgeschloffen; da er sogar die von ihm angenommene, aber nicht erwiesene Hypothese Aubignac's (den er nicht nennt) zuweilen wieder vergessen, und oftmals noch; wie wir oben zeigten, von Homer als dem einzigen Verfasser des ganzen Epos, und von dessen Werke als von einer schriftstellerischen Composition geurtheilt hat; da er endlich noch in den letzten Excursen, nach langem Hin- und Herwanken und mannigfaltigen Widersprüchen, dem unüberzeugten Leser wie verzweifelnd anzunehmen überläßt, was ihm beliebt (p. 822), und dadurch die Unzulänglichkeit seiner Gründe selbst eingesteht: jetzt müssen wir leider urtheilen, daß Vater Zeus ihm auch die letzte Bitte (p. 819):

Ποίησον δ' αὖθις, δὲς δόφ' αὐμοῖσιν ἰδίοθις,

Schaff' uns Heitre des Tags, und gib mit den Augen zu schauen!

nicht mit gewährendem Wink erwiedert habe, sondern vielmehr jene überall vom Anfang bis zum Ende ausgebreitete Nacht voll düsterer Phantome (die Strafe des entweichenden Uebermuths!) einem von Homers Gottheit erleuchteten Seher den Ausruf abnöthigen werde:

Εἰδάλων γὰρ πλέον πρόφρων, κλειῆ δὲ καὶ αὐτοῦ  
 Τεμέντων Ἑρβόσδε ὑπο ζόφορ' ἦλιος δὲ  
 Οὐρανοῦ ἔξ ἀπόλας, κακῆ δ' ἐπιδηρομεῖ ἀχλὺς,

Voll ja der Schattengebilde ist die Flur, und voll auch  
 der Vorhof,  
 Die zum Erbeben eilen in Finsterniß! Aber die Sonn' ist  
 Ausgelöscht am Himmel, und rings herrscht gräßliches Dunkel!

B. WORTERKLÄRUNG.

I. *Weitläufiger Vortrag.* Es ist schon oben bemerkt worden, daß Hr. H. das Lob eines kurzen, gediegeneu Ausdrucks, seinen Erläuterungen überhaupt, vorzüglich aber den kurzen gemeinnützigen Noten unter dem Texte, nicht versagen kann; und unfehlbar wird seine gegebene Lobung: *Wis kurz und bündig!* von fröhlichem Nachhallen erwiedert umber tönen. Sollen wir gestehen, daß uns bey der lockeren Weitläufigkeit, worin ein dürftiger Inhalt sich ausdehnet, oft die Geduld verging, und ein unwilliges Wort auf der Zunge schwebte? Wir halten es zurück, und wollen dem Leser ein paar Proben aus dem Anfange der Noten ins Deutsche übersetzt vorlegen. — Unter II. 1, 14, mit langer Wiederholung der homerischen Worte, welche die Zahl allein oben nachweisen konnte, steht dieses: „*Στέμμα τ' ἔχων ἐν χερσίν — ἀνὰ σκήπτρῳ* bald nachher 28 ist *σκήπτρον καὶ στέμμα ἴσθιο*. Es war folglich (*ἀδελφ*) die *Insula* gefügt an den Stecken oder Stab, den Spiels, „des Ansehenden Tracht; anderswo sind die Hände selbst mit *Vittis* angebunden (*religatae*) oder umwickelt. — Es ist ferner *στέμμα Ἀπόλλωνος*, die *Insula des Apollo*, d. i. die jener als Apollo's Priester zu tragen pflegte; nun aber trägt er sie an den Zepfen, zer gebunden vor sich her.“ Aus dieser nachlässig hingegossenen Wortfülle, was hat sich der Jüngling von *στέμμα*, *insula* und *vittis* für eine Vorstellung geschöpft? — I, 38. „*Τενέδοιό τε Ἴφι ἀνάσσεις*.“ (Oben mit den äolischen Hauchern: „*τε Φίφι Φαυασσεῖς*.“) „Eben derselbe Gott; der eine vorzügliche Verehrung empfangt, schützt die Stadt (*tuetur*), und eben derselbe sagt man regiert (*regnat*), weil er der Stadt vorsteht (*praest*). Daß Apollo aber einen alten Tempel auf der Insel Tenedos gehabt habe, erzählt schon aus dieser Stelle. *Ἴφι*, *Potenter*.“ Das Letzte ist kurz genug; nur sieht man nicht, ob der Gott nach Vermögen schütze, regiere und vorstehe, oder mit Macht. Das vorhergehende wäre in der Manier eines Minellius oder Farnabius ründer und verständlicher interpretirt: Er waltet über Tenedos als Schutzgott. — Der Vers I, 70 vom Vogelleuter Kalchas:

Der erkannte, was war, was seyn wird, oder zwey war:

wird grammatisch und philosophisch entwickelt, wie folgt: „Da die Stelle für diese Materie klassisch ist, so wollen wir mit einem Worte erinnern, daß hieraus der wahre Begriff der Weissager der alten Zeit festgesetzt werde: die, mit Weltkenntniß und Erfahrung,

„fahung und Klugheit ausgerüflet, Rathschläge gaben und Erinnerung. Also  $\delta\varsigma \eta\delta\eta$  (der erkann- te) fürs erste  $\tau\acute{\alpha} \acute{\alpha}\nu\tau\alpha$  (was ist), daß er einfieht, „welches der Dinge und Ausgänge wahre Beschaffenheit und Natur sey; er vergleicht mit dieser  $\tau\acute{\alpha} \pi\rho\theta \acute{\epsilon}\nu\tau\alpha$  (was zuvor war), d. i.  $\tau\acute{\alpha} \pi\rho\upsilon\gamma\epsilon\gamma\eta\mu\acute{\epsilon}\nu\alpha$  (was zuvor geschehen war); und hieraus folgert er  $\tau\acute{\alpha} \acute{\iota}\sigma\theta\acute{\iota}\sigma\mu\epsilon\nu\alpha$  (was seyn wird), und sieht mithin (adeo) die künftigen Ausgänge der Dinge vorher. Besonders, wenn sie in zweifelhaften, ungewissen oder dunklen Dingen um Rath gefragt wurden, gaben sie Antwort, wie an dieser Stelle Kalchas wegen der Ursache des Zornes Apollo's. . . . Frühe fing diese Klugheit an von göttlichem Anhauche der Begeisterung hergeleitet zu werden (*repeti c o e p i t*, für *coepta est*), und folglich glaubte man, daß Weissager  $\acute{\epsilon}\nu\theta\epsilon\omicron\iota$  (durch göttliche Kraft) künftige Dinge voraus sagten; dann gaben sie selber auch vor, daß sie, von einem Gott angehaucht, künftige Dinge voraus sagten.“ So breit dieser Wortstrom flutet, so leicht ist er. Kluge Erwägung der Verhältnisse war dem Wahrsager allerdings nöthig; aber von rathgebender Klugheit zu gottbegeisterter Wahrsagung, welch ein Uebergang! „Man leitete frühe die Klugheit von Begeisterung her, und folglich glaubte man es, und dann gaben die Klugen sich selbst für Begeisterte!“ Wurden denn Nestor und Odysseus, weil sie, nach Homers Ausdrucke, zugleich vorwärts sahen und rückwärts, darum als Begeisterte, als Wahrsager, verehrt? Einen ganz andern Ursprung hatte der Begriff der Wahrsagung: welchen zu ergründen, Hr. Heyne den Wahrsager Apollon, aus der täuschenden Verblendung eines Sonnensymbols enthüllt, in seinem eigenen Lichte erkannt haben mußte. Von den Genien der drey Grundwesen, Erde, Wasser und Luft, woraus alles entsteht, und ihren Dolmetscher Apollon, glaubte man Anzeigen des werdenden und des gewordenen, zuerst in der Natur, und hiernächst in Schicksalen, zu erforschen; diesen Volksglauben lenkten die Klügern, und bewährten ihre Aussprüche durch angebliche Verkündigung vorahdender Thiere (*oiwvoi*) und andere Botschaften aus dem innersten Orakel des Himmels, der Erde und des Meers. Auf solche Art wufste Apollons Priester Kalchas, der *Vogelschaar* (welchen Begriff Hr. Heyne unerklärt läßt), sowohl was damals geschah, und geschehen wollte, als was vormals geschehen war, zu eröffnen. So durch Eingebung der Mufen, welche prophetischen Quellen vorstanden, rühmte sich Homer das Einzelne der Ilias bis auf Namen und Zahlen des Schiffsverzeichnisses im Geiste zu sehn; Phemius aber und Demodokus auf ihren Eelanden ferne Begebenheiten des Krieges

und der Meerfahrt. — Wir haben an diesen Proben einer nicht fruchtbaren Kürze ja wohl genug? Sonst bietet sich ganz in der Nähe V. 71 und 74 noch mehreres zum Genus. Auch die erweiternde Redensart, *um es Einmal, mit einem Worte zu sagen*, dient schon wieder beym nächsten Vers 71, und sonst häufig, unbedeutende Noten (V. 4. 18. 39. 176) und Observationen (V. 9. 44. 45. 47. 68. 73. 101. 133) anzuschwellen. Sogar wird über diese Anschwellung bey V. 39 eine anschwellende Erklärung gegeben: „Weil wir nicht nur Worte und Gedanken (*sensus*), sondern sogar die Begriffe (*notiones*) Homers beleuchten und in die Gemüther einprägen wollen: so werden diese Dinge angemerkt, aber *Einmal* und *an dem ersten Orte*, wo sie aufstossen.“ Wir werden bald erfahren, daß uns der Erklärer nicht so wohlfeil davon kommen läßt.

Die überschwänglich langen *Argumente*, durch welche wiederum kleinere Argumente den Weg zeigen müßten, erschreckten uns schon durch den Anblick. Indes haben wir einige gelesen, die uns vor anderen durch Kürze einluden. Sind die übrigen den zu III und IV gleich: so vermißt man sogar hier, bey aller Weitschweifigkeit, die nöthige Sorgfalt. Denn in dem ersten sind uns wenigstens zwey Irrthümer aufgefallen, und im Eingange zu dem vierten möchten wir doch niemand rathen, dem Hn. Heyne, welcher nach *Eustath.* bemerkt, daß der Sieg im Zweykampfe mit Menelaus ungewiß geblieben, mehr zu glauben, als dem Agamemnon (Ende des III Buchs), und selbst dem Zeus (IV, 13).

II. Durch *verwirrte Anordnung* wird der Gebrauch der *diffusen* Wortinterpretationen noch schwieriger gemacht, oft unmöglich. Ja, wäre nur alles in den Noten unter dem Texte gedolmetscht; dann könnte man es wohlgemuth in einem Ansatz mit den Jünglingen durchwaten, oder auf Stelzen überhüpfen. Aber kaum ist man hindurch: so verweist ein ominöses *v. Obsf.* in einen anderen Tom, wo man auf dem jenseitigen Trocknen wiederum vorwärts und rückwärts verwiesen wird. Daß ja der Leser den Nachweisungen nicht zu leichtsinnig folge, sondern bey Zeiten umkehre! Viel besser, mit Sokrates wissen, man wisse nichts, als einem nachlaufen, der sich zu wissen einbildet, was er am Ende auch nicht weiß! Vertieft man sich einmal in die acht dicken Tome:

*Hec! male tum Libyae solis erratur in agris!*

(Die Fortsetzung folgt.)

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 6. May 1803.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG u. LONDON: *Homeri Ilias*. Edidit C. G. Heyne. T. I—VIII. etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

**E**in Unglück, das den Recensenten, welcher Hr. Heynens Nachweisungen traute, gewitzigt hat, wird andere abschrecken. Bey sorglosem Umherschweiften gerieth er im 2 Tom auf den breiten Hellespontos, ἐπὶ πλατὺν Ἑλλήσποντον II. XVII, 432, und blickte von Oangefahr auf die Note hinab: „ἐπὶ πλατὺν Ἑλλήσποντον. Es ist schon erinnert worden, das bey „Homer der Name des Hellesponts sich weiter erstrecke, sogar bis zum Meer vor der Enge; und das „er also mit Recht breit heisse, in Rücksicht der Enge „selbst und der schmalern Mündung. v. O. h. f. f.“ „Gesucht ward hartig das befremdende Meer im 7 Tom., „wo p. 355 dieses zum Vorschein kam: „Ueber das „Beywort des Hellespontos πλατὺς, breit, s. oben „bey VII, 86. Es ist nämlich bey Homer das Meer vor „der Enge Hellespont. v. Apollon. Lex. h. v.“ Statt „des am angewiesenen Orte gehofften Schlüssels, zwey „neue Nachweisungen, wo er vielleicht stecken könnte! „Mit Verdruss über den Umweg ward T. I. Iiad. VII, „86 aufgeschlagen, und die befragte Note antwortete: „ἐπὶ πλατῆϊ Ἑλλήσποντῳ breit, sintemal bey Homer „der Hellespont genannt wird für jenes ganze Meer vor „dem Hellespont, und für den oberen oder nördlichen „Theil des ägäischen Meers an dem Ufer Asiens.“ Die „rednerische Erweiterung fiel ins Ohr; aber noch kein „Aufschluss über das Meer, und — keine weitere Nach- „weisung. Auch ohne sie wagte sich der Trostbegierige an den V. Tom voll Observationen, und fand in „der That über den breiten Hellespont ein Langes und „Breites observirt: „Es observire auch der Venedische „Grammatiker, das ihn Homer breit nenne, und ein „Zweyter füge hinzu, er sey breiter als sonst un den „Ausfluss des Skamandros; etwas ähnliches sage Eu- „stathius, und unten bey VII, 432 der Schol. B. „Freyllich könne der Hellespont sowohl breit als eng „(er gehe nicht über 7 Stadien hinaus) genannt wer- „den, in Vergleichung: wie Ernesti sehr gut auf Clar- „kes und anderer Spitzfindigkeiten erwiedere.“ Wirk- „lich? Ernesti spricht ja vom Meere, welches longum „et latum, lang und breit, heißen könne; er selber „will hier die Küste des Hellesponts verstehn, quae sane „latissime patet, die sich weit, nämlich in die Länge, „ausdehnt. Das Meer und die Küste faßte Hr. Heyne „auf, und fuhr also fort: „Da bey Homer der Name „A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

„des Hellesponts auf des ägäischen Meers angrenzende „Nordseite, und selbst auf das Gestade von Troas, sich „bezieht; so sollte man das Beywort breit noch viel „weniger anfechten. Das Lexikon des Apollonius „lehrt: der Dichter nenne breit nicht den Hellespont „im Ganzen, sondern den Theil desselben um Troja; „denn bey Sestos und Abydos sey er nicht breit. Bey „welcher Stelle Villoison und Tollius nachzusehn sind. „Den Apollonius schrieb Hesychius aus, Beygetreten „ist neulich Jac. Bryant. Anders versteht Dalhaway „von der langen Ausficht des Hellesponts bey der Pro- „pontis.“ „Noch kein Beweis für das Meer, oder die „Nordseite des ägäischen Meers draussen am Hellespont, „sondern umgekehrt für die Südseite des dem Meere „angrenzenden Hellesponts. Jener Beweis wird in den „Noten zum Apollonius stehen, dachte der Getäuschte, „der keinen Apollonius zur Hand hatte. Warum aber, „sagte er, war Hr. Heyne seiner Strafprädigt gegen „die April schickenden Wegweiser nicht eingedenk, „welche in der Vorrede zur Ilias p. XXX so kräftig „schliesst: *Quis tu, inquires, appone ea, quae aliunde „si repetere voluissim, tuam operam haud desiderabam!*

Jene vie. so erschwerten Noten und Observatio- „nen sind mit ihrem Schwalle von Worten und Nach- „weisungen durchaus unnütz. Auch Villoison und Tol- „lias bey dem Apollonius liessen es sich nicht träumen, „das der Name Hellespont die angrenzende Nordseite „des ägäischen Meeres umfaßt haben könnte; diesen „Einfall bekam jediglich Hr. Heyne, als er bey dem Com- „piliren über Ernestis Anmerkung hinweghuschte. Strabo „und die bekannten Geographen benennen Hellespont „die ganze Meerenge zwischen dem thracischen Cher- „sonesus und Asien, welche, von Kallipolis und Lam- „psakus an der Propontis südwärts bis zum thracischen „Vorgebirge Mastusia mit dem Denkmale des Protefi- „laos, und zum troischen Sigeon, sich erstreckte, und „dort in das ägäische Meer ausströmte. Im Innern zwi- „schen Sestos und Abydos war die Enge nur 7 Stadien „breit, oben bey Lampsakus gegen 40 Stadien, unge- „fähr eine Meile; am weitesten dehnte sich der Busen „unterwärts gegen das ägäische Meer. Nur die südli- „che Ausdehnung, unter welcher das troische Ufer mit „der Spitze Sigeon vorsprang, war der breite Helles- „pontos genannt, im Gegensatz des bey Abydos zu- „sammengeengten; eben dieselbige, als die Nordgränze „des priamischen Gebietes, nannte Achilles II. XXIV, „645 den unendlichen Hellespontos, d. i. dessen Ende „das Auge nicht absehen konnte. Besser demnach als „alle erklärt der, welchen der vollständige Auszug des „Hr. Heyne kaum anführt, Eustathius bey II. VII, 86:

Breit sey der Hellespont nicht überaß, denn er enge sich häufig, am meisten dort (zwischen Sestos und Abydos), wo er nicht über 7 Stadien sich ausbreite; sondern den Theil desselben gegen den Ausfluß ins ägäische Meer bis zum Sigeon, den habe Homer den breiten Hellespontos genant. Diesen Theil auch nennt der Erdbeschreiber Dionysius 821 den großen Hellespontos: das ist, den breiten, sagt Eustathius, oder den südlichen Theil des Hellesponts. — Nun überblicke man noch einmal die vier Haufen Schutt, und bedaure den, der Perlen darunter fucht! Mehreres der Art werden wir im Folgenden, zur Beurkundung anderer Dinge, aufwählen müssen.

III. Mängel und Fehler. Etwas Weisläufigkeit und Verwirrung würde man dem beschäftigten Interpreten zu Gute halten, wäre nur alles durchaus Nöthige, und dieses größeren Theils richtig, erklärt worden. Ohne Auswahl bleiben wir bey dem Auf fallenden der Worterklärung im ersten Gefange stehn; nur was gelegentlich von Glossen der folgenden Gefänge oder von anhaftenden Sachkenntnissen sich zu drängt, werden wir mitnehmen. Gleich I, 5 wird *σιῶναι*, höchstliegende Raubvögel, ein feyerliches Wort der Weissagung, gar nicht erklärt; und V. 13 *στέρμα* mit *insula* abgefertigt; dagegen aber V. 20 der befehlende Infinitiv; und V. 22—25, man sieht nicht einmal welche Dunkelheit, sorgfältig beleuchtet. — Wie V. 39 der Weissager Apollon den Beynamen *Smintheus* von der Maus, und ähnliche von anderen erdhöhlenden Thieren, erhalten konnte, enträthelt nicht leicht einer, der von dem Begriff eines Sonnensymbols ausgeht; deswegen sey die nichtige Observation ihm geschenkt. Aber das er eben daselbst über *ἔρπετα* in den Noten schweigt; dann in den Observationen die ältere Bedeutung des Deckens, das ist, des vollendeten Baus, anerkennt, und doch die spätere des Kränzens vorzieht, und Platons Urtheil, es werde gebaut, wunderlich findet: dies darf ihm nicht hingehen. — Bey V. 40 fehlt eine erklärende Note über die gemisdeteten *πίνα μῆρια*, daß man mit Fett umwickelte Schenkelknochen verstehen müsse. Erst V. 460—464 wird in den Noten erklärt: *μηροὶ* oder *μῆρα* seyn die ausgeschnittenen Oberschenkel, als die fetteren Theile des Opfers, die man mit der Netzhaut (*omentum*) zwiefach umwickelt, dann mit anderen Schnitzeln von fetterem Fleische überlegt und verbrant habe. Hingegen in der Observation V. 464 wird den alten Grammatikern als wahrscheinlich eingeräumt, daß *μηρία* etwas Ausgeschnittenes aus den Schenkeln (also nicht die ganzen *μηροὶ* oder Schenkel) seyn können; nur daß sie das Ausgeschnittene für Knochen ausgeben, heißt sonderbar, das ist, ohne Beweisführung verwerflich. Mit dem sonderbaren Knochenopfer, welches Hr. Heyne bey Hesiodus angestaut und hinweggewünscht hatte, fuchten ihn drey Mythologische Briefe des Hn. Voss (II, 38—40) bekannt zu machen. Unleugbar ist, wie schon ein Register beweist: Homer nennt die Schenkel an Menschen und Thieren durchaus *μηροὶ*, niemals *μῆρα* oder *μηρία*.

Eben so unleugbar: Was zum Opfer verbrant wird, nennt Homer durchaus *μῆρα* oder *μηρία*, und niemals *μηροὶ*. Wer diesen beständigen, auch in der Folge fortdauernden Unterschied nicht bemerkt hat, der kann freylich die vorliegende Stelle so auslegen: Sie schnitten die Schenkel aus, oder sie lösten sie aus ihren Gelenken, unwickelten sie dann mit Fett, und legten Stücke darauf; dies zusammen verbrante der Greis, nämlich die eingewickelten und belegten *μηρούς*, die nachher verbrant *μῆρα* in einer anderen Form heißen. Ein Kundiger versteht hier *auszuschneiden*, durch einen Schnitt ausnehmen, in der Bedeutung, wie man einen Baum, ein Kalb ausschneidet, einen Fisch ausnimmt, und wie *ἐκτέμνειν*, verschneiden: Durch Schnitte wurden die *μηροὶ* der inwendigen Theile entledigt, und diese nachher unter dem Namen *μῆρα* verbrant. Ausgeschnitten im gewöhnlicheren Sinne werden die inneren *μῆρα* oder *μηρία* selbst: Odyss. III, 456, *ἐκ μῆρια τάρμων*, und Apollon. I, 433, *ἱέρα μῆρ' ἐτάροντο*. In der ersten Bedeutung sind auch bey Pausanias (I. p. 42) die ausgeschnittenen *μηροὶ* des Widders zu verstehen, wo Hr. Voss mit Unrecht eine Neuerung sat. Und wenn Sophokles (Antig. 1006) die verbranten *μηρία* nachher *μηροὶ* nennt, so ist es die bekannte Figur, die den Namen des Ganzen auf den Haupttheil überträgt: so wie II, V, 305 der Schenkel in der Hüfte, d. i. der Schenkelknochen im Hüftknochen, sich dreht. Jene ausgeschnittenen *μηρία* nun, die Hr. Heyne zugiebt, was können sie, was dürfen sie seyn, als Schenkelknochen; nachdem einmal der Gebrauch, sie mit anderem Gebein zu opfern, durch einstimmige Zeugnisse des Hesiodus, mehrerer attischen Komiker, und aller alten Grammatiker, welche zum Theil die hesiodische Fabel vom Ursprunge des Knochenopfers mit späteren Abweichungen erzählen, bewährt worden ist?

Gegen die Vossische Abhandlung erhob sich neuerlich, seinen Freund zu vertreten, Hr. Schneider im Griechisch-deutschen Handwörterbuch unter *Μηρίον*; obgleich sonst Bestimmungen des homerischen Sprachgebrauchs nicht zu den Hauptverdiensten des gelehrten Werks gehören, und aus den *myth. Briefen* nichts weiter, nicht einmal die unbestreitbare Bedeutung von *πολύτροπος*, angeführt wurde. Hr. Schneider, des herrschenden Unterschieds von *μηρός* und *μηρίον* uneingedenk, will aus II, I, 460—464, nach obiger Weise, beiden denselben Sinn geben; indess sein Vertheidigter den Unterschied einsäumt. Auch den geringeren Umstand, als auf die mit Fett umwickelten *μηρία* die Abschnitzel gelegt worden seyn, erkennt Hr. Heyne; der Sachwalter verlangt sie unter das Fett *hineingesteckt*, weil der Saubirt Odyss. XIV, 427 *ἐς πίνα δημόν* sie gelegt habe. Was soll das? *Hinzulegen* er sie: welches allgemeine *hinzulegen* durch das übri gens gewöhnliche *ἐπι*, darauf, näher bestimmt werden muß. Für *hinein* hätte Homer das bestimmtere *εν* gewählt, wie Odyss. II, 354 vom Einschütten des Mehls, und XI, 3, 4 vom Einbringen in das Schiff; auch hätte er die Unordnung gescheut, das zwiefach herum-

herumgewickelte Fett wieder aufwickeln zu lassen, damit noch etwas *hineingelegt* würde. Ferner hatte Hr. Heyne das allgemeine Wort des umhüllenden Fettes auf *omentum*, oder die fette Netzhaut des römischen Opfers, eingeschränkt; dieß tadelte Hr. Vofs, und bewies, daß vorzüglich das Nierenfett (anderes nicht ausgeschloffen) zu verstehen sey. Hr. Schneider erkennt die Allgemeinheit des Ausdrucks, aber zum Einwickeln, meynt er, sey die Netzhaut am bequemsten. Allerdings; aber allein war sie zum Verbrennen der gewaltigen Knochen nicht hinreichend; deshalb ward zu jedem Knochen unten und oben noch gediegenes Fett gefügt, und mit der Haut umwickelt. Für die umwickelnde Netzhaut übrigens zeugt der Scholiast des Apollonius I, 434, der *καλύψαντες πύκα ἡμῶν*, dicit mit Fett umhüllend, die Anmerkung macht: In die Netzhaut wickeln sie die Opfer, damit sie schnell brennen. „Es sey also, schließt Hr. Schneider, aus Homer allein nicht zu erweisen, daß *μηρία* fleischlose Knochen seyn.“ Richtig; nur als ausgehobene Theile der *μηροί* erscheinen sie dort, als Knochen bey allen Folgenden, die davon reden; ob und wie viel Fleisch daran hing, erforsche ein anderer. „Ja, meynt Hr. Schneider, wenn die Stelle des Hesiodus ächt wäre!“ Niemand zweifelte daran vor Hr. Heyne, dessen kahles Befremden doch ein Mann, wie Schneider, nicht für Kritik annimmt? „Auch bey den nachfolgenden Dichtern finde sich kein deutlicher Beweis, daß *μηρία* allein die Knochen seyn; welche zum Opfer verbrannt worden.“ Nicht allein, wie bey Homer, wurden nachmals die *μηρία* oder Schenkelknochen verbrannt (Myth. Br. II, p. 321), aber zugleich mit den später hinzugefügten; das bezeugen Dichter und Grammatiker. Oder wollte Hr. Schn. sagen, *μηρία* seyn nicht bloß Knochen ohne Fleisch? Davon konnte doch, aufser Hesiods weissem Gebeine, Menanders *ameßbares* und fleischloses ihn überzeugen. Daß Aeschylus (Prom. 496) die Schenkelknochen mit dem Namen des ganzen Glieds *κνήλα* (wie oben Sophokles *μηροί*, Schenkel), genannt habe, will Hr. Schn. den Scholiasten nicht glauben; warum, sagt er nicht. „Pherekrates bey Clemens Strom. 7. p. 847, welchem Vofs unvollständig anführe, nenne *πῶ μηρῶ* und *ὄσφον*, beide Schenkel und Kreuz, „übertreibe aber den Scherz, daß geizige Opferer den „Göttern nur die abgenagten Knochen darböten; und „eben so könne man die übrigen Beweisstellen des „Knochenopfers erklären.“ Die Stelle des Pherekrates hat Hr. Vofs aus p. 716 der Ausgabe von 1688 vollständig angeführt; in der Potterfchen von 1715 wird *ὄσφον*, ein Kreuzbein, dazu gegeben, welches den Beweis der geopfertn Knochen sogar verstärkt. Wie? nur Geizige hätten fleischlose Knochen gebracht, und die Priester das empörende Opfer nicht abgewiesen? So freylich läßt sich alles übrige erklären! Ungerne bemerken wir noch, daß Hüfte oder Lende und Hüftknochen, für Schenkel und Schenkelknochen, in einem Griechisch-deutschen Wörterbuche nicht wohl stehn. *Ἰσχίον* soll Hüfte, Lende seyn, und *μηρός* dasselbige; also dreht sich H.

V, 305 Hüfte in Hüfte, oder Lende in Lende. Aber wie konnte Hr. Schneider einer mühsam gefundenen Kenntniß so begegnen? wie seine Partheystrift in ein Schullexikon einrücken? Er, der des lauteren, *Magis amica veritas*, so würdig ist!

H. I, 45 schreitet der erzürnte Apollon vom Olympos daher, *τόξ ὤμοισιν ἔχων, ἀμφιφορέα τε φάρετρον*, den Bogen auf der Schulter habend, und den ringsverschlossenen Köcher. Es kann hier scheinen, sagt Hr. Heyne, daß der Gott auch den Bogen auf der Schulter habe, und zwar auf der linken, wie den Köcher auf der rechten. Da er aber in den berühmtesten Kunstwerken den Bogen in der Hand trägt, und es hier auch schicklicher ist, daß er mit schulfertigem Bogen daher wandle, um sogleich Pfeile von der Senne zu schnellen; so muß also erklärt werden: *τόξ ἔχων* (sich *χερσίν*), den Bogen in den Händen habend (in beiden Händen); *ὤμοισι τε ἀμφιφορέα φάρετρον*, und auf der Schulter den verschlossenen Köcher. Welcher Sinn kann einer so durchgreifenden Interpretation widerstehen? Der Köcher hing häufig an der rechten Schulter; aber auch an der linken, Ovid. Met. VIII, 320; f. Spanh. Callim. in Dian. 212. — Bey V. 54. werden zwey verschriebene Zahlen in einem Scholion durch acht weitläufige Zeiten berichtigt, mit dem Zusatz, dieß habe auch Wassenberg gesehen. — V. 56, wird *κῆδετο γὰρ* erklärt: besorgt war, entweder Juno (woran jeder denkt), oder auch Achilles (der weit zurück steht); doch jenes sey besser. — V. 57. *οἱ δ' ἔπει οὖν ἤγεθον, ὀμηγερέες τ' ἐγένοντο* (oder nach Hr. H. Grille, der ein Schreibfehler beykümmt, *τε γένοντο*): dem sorglosen Leser Tautologie, dem aufmerkamen fortschreitenden Handlung vom Entfehr bis zur Vollendung. In der ersten Hälfte des Verses drängt sich, wie II, 91—98, die Volksmenge mit Getümmel heran; in der andern, wie II, 99, harret ruhig auf den Sitzen die vollständige Versammlung, und der Redner beginnt. Ein ähnliches Fortschreiten wird anderswo verkannt: z. B. II. VII, 482 *κοιμήσαντ' ἄρ' ἔπειτα, καὶ ὕπνου δῶροσ' ἔλοντο*. IX, 212 *αὐτὰρ ἔπειτ' ἀπὸ πύρ' ἐκῆν, καὶ φλόξ ἐμαράνθη*. Od. II, 378 *αὐτὰρ ἔπει ῥ' ὄμοσέν τε, τελευτησέν τε τὸν ἔρκου*. Hr. H. ist geneigt, zur Verhütung der Tautologie, mit Tollius *ἤγεθον* von *ἐγείρειν* abzuleiten; gesteht aber, daß vom Versammeln des Volks *ἐγείρειν*, niemals *ἐγείρειν*, gesagt werde; und kommt dahin, die letzte Hälfte, als erklärenden Zusatz, aus alter Sprache zu entschuldigen. Uns deucht, in dem zierlichsten Modedeutsch könnte man die Sitzung einer gelehrten Societät so beschreiben: Als die Herren sich eingestellt, und die Gesellschaft bey einander war, nahm der Vorleser das Wort. — V. 78 bey *ὄδομαι ἄνδρα χολώσει* tadelt Hr. H. mit Recht die lateinische Uebersetzung *iratum fore*, die er gleichwohl zu ändern vergaß; nicht *erbittert* werden heiße *χολοῦν*, sondern *erbittern*, wie der Scholiast es deutet; und dieß habe Wassenberg auch schon bemerkt. Nun aber deutet er selbst mit einem tüchtigen — Sprachfehler: *ὄδομαι* (*ἐμὲ*) *χολώσειν ἄνδρα*. Verständige Schullehrer werden

den diesen bey Hn. H. nicht seltenen Verfalls unschädlich machen, und die Regel von neuem einschärfen: Wenn im Griechischen nach den Wörtern des Sagens, Meynens, Empfindens, das Subject wiederholt wird, so fügt sich zum folgenden Infinitiv entweder ein ausdrücklicher Nominativ, oder er wird als fortherrschend hinzugedacht; bey verändertem Subject aber der Accusativ: z. B. *ich denke, daß ich erbittern werde, οἶμαι (scil. ἐγὼ) χολώσων; aber ich denke, daß du erbittern werdest, οἶμαι, σὺ χολώσων.* Schon der vorhergehende Vers, *ὄμοσον πρόφρων ἀρήξειν,* hätte den Hn. Heyne, wenn er nicht überhin geschlüpft wäre, zurecht weisen können. Beide Fügungen finden sich verajnt bey Thucydides VIII, 47: *τοῖς τε γὰρ ἐπιχειρήμασιν ἔφρων οὐ κατορθοῦντες, καὶ παύσονται ἀχθόμενοι τῷ μόνῳ.* Wir haben in einigen Fällen etwas ähnliches: *ich meyne zu berichtigen, statt, daß ich berichtige; und ich meyne, daß er irre, wo uns die Fügung mit einem Infinitiv fehlt.* Der Lateiner hat, bey fortherrschendem und bey verändertem Subject, den Accusativ mit dem Infinitiv, auch wo der Deutschlateiner den Nominativ hinschüttet: z. B. *bonum me esse malo, quam literatum.* Aber die Dichter wagten den Nominativ nach griechischem Gebrauch: z. B. Horaz Epist. I, 7, 21, *Vir bonus et sapiens dignis ait esse paratus,* für *se esse paratum:* wobey Bentley Virgils (Aen. II, 377) *sensit medius delapsus in hostes,* und Catulls (IV, 2) *Phaselus ille ait fuisse navium celesterrimus,* zur Befestigung anführt. Mehrere Beyspiele giebt Sancti Minerva (ed. Periz. p. 480-732) wo aber der Gracismus unrichtig bestimmt wird; denn *ait rex (sc. ipse) hoc fecisse* wäre ein Gracismus, aber *ajunt rex hoc fecisse* keineswegs. Virgils *sensit delapsus* erklärt sogar Hr. Heyne, durch Ruäus erinnert, für einen bekannten Gracismus; den er bald darauf wieder vergißt.

Nach mehreren ausgesponnenen Kleinigkeiten kömmt I, 98 der Erklärer auf *ελικώπιδα κόρη* oder *Φελικώπιδα.* „Daß das Beywort was Ichönes bedeutet, sagt er, sey klar; aber der eigentliche Sinn sey schon den Alten unbekannt. Viele verstehen (wie seine Uebersetzung) *schwarze Augen,* unter diesen selbst Kallimachus, Fragm. CCXC, wo man nachsehen könne. Vergleiche man *ελικώπας Ἀχαιοῦς* (I, 389), so werde die Sache nicht deutlicher. Mit einem Worte, es könne ein Mädchen mit schwarzen Augen seyn, mit beweglichen, auch mit grossen, wenn es mit *ἑλικωβλέφαρος* zusammenflume, welches „kreisförmige und grosse Wimpern, und folglich (adeoque) Augen, anzeige.“ Ein bescheidener Ausdruck! Ihr kömmt alle drey Recht haben; ich weiß es nicht. Mit welcher Bescheidenheit brüßte sich, wer, wo Scharfsinn und Fleiß erfordert wird, nur Erkundigung, was der und der meyne, anwendet! Die alten Ausleger wußten zum Theil sehr bestimmt, was *ελικώπ* und

*ελικώπης* bedeute; nur einige hatten besondere Erscheinungen. Einer verstand schwarzzügige Mädchen und Jünglinge, ein anderer rundaugige oder grossaugige (wozu also der Cyklop sich mit rechnen durfte) ein dritter solche, die zum Drehsterne des Bären blickten, oder die Ruder drehten, oder die alle Augen auf sich zogen, oder die Blicke verschämt wandten. Für schwarzzügig gab man gerade den armseligsten Beweis: Hömier, sagt ein Scholiast, nenne des Aesopus Gewässer *μαύαν*, ein dunkles, und Kallimachus nenne dasselbige *ελικώτατον*, also müsse *ελικός* dunkel heißen; — oder auch *hell,* sagt ein anderer bey Sophokles, denn *ελικός*, Arm und Ohrringe, sind blank. Dies finden wir bey Kallimachus Fragm. CCXC, wo uns Hr. H. schwarzzügige Mädchen nachweist. Ohne so thörichte Scholien hätte jeder *ελικώτατον ἕδωρ* für *heftig gerolltes, wirbelvolles Gewässer* verstanden, und kaum auf Homers *δινηεις*, oder Hesychs Glosse bey *ελικός*, daß es *συσστραμμένως, περιφερῆς* heiße, sich zu berufen gewürdigt. Von *ελίσσειν, ἄρῃον, ῥόλλον*, wovon *ελικός*, stammt auch *ελικόκερος* und *ελικόκερατος*, mit gedrehten, gebogenen Hörnern, und *ελικόψ* oder *ελικώπης*, mit leicht gewendetem, rasch umherfliegender Blick; so erklären es die verständigen Alten, *ὁ τὴν ὄψιν γοργός, καὶ συχνὰ τοῦ ὤπας ἐλίσσων, ὅποι δέον ἐστὶ, καὶ μὴ νειθερός, wer, lebhaft von Blick, schnell die Augen umherwendet, wohin er muß, nicht träg oder schlüfrig.* Diesen Begriff, den auch Ofsian häufig bezeichnet, z. B. *her blue-rolling eyes*, vertheidigte Hr. Voss im deutschen Museum 1779 II, p. 168, und suchte ihn in seiner Uebersetzung, von unsern Nebenbegriffen des Rollens und Drehens gereinigt, zu veredeln: *das freudigblickende Mägdlein, frohblickende Söhne Achais.* Aber unrichtig erklärte Hr. Voss *ἑλικωβλέφαρος*, mit gebogenen schöngerründeten Wimpern; es ist ein völlig gleicher Naturausdruck eines lebhaften, feurigen Blickes: wobey man keinesweges an *kreisförmige*, noch weniger an *grosse Wimpern*, denken muß, sondern an *rege Wimpern* mit raschem Wurfe der Augen. Entschäidend ist bey Euripides Or. 1266. *ἐλίσσεται νειθεράρον, umher nun die Wimper gedreht!* wo keiner Lust haben wird zu dolmetschen: *Wölbt nun die Wimper in die Ründe, oder macht grosse Augen!* — Zu V. 100 giebt Hr. H. ein *Addendum*, worin *τοῦ κέν μιν ἱλασσάμενοι πεπιθοίμεν* einen doppelten Sinn enthält: *entweder den gewöhnlichen, tum placatum flexerimus*, wie Hr. H. auch IX, 112 *πεπιθοίμεν* richtig versteht; oder, was ihm hier durch den Kopf stürzte, *confidamus nos eum placatum esse.* In unruhigen Augenblicken, sieht man, entfallt dem Hn. H. sogar der bekannte Unterschied des Activi und des Medii, daß *πειθεῖν*, *überreden, glauben machen*, und *πειθοῦσθαι* *sich überreden, glauben, vertrauen*, ihm einerley dünkt. Vielleicht, weil er, wessen er sich überredet, auch andere leicht zu überreden hofft.

(Die Fortsetzung folgt.)



# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 7. May 1803.

## PHILOGOLOGIE.

PARIS, b. d. Verfasser: *Polygraphie ou l'art de correspondre, à l'aide d'un dictionnaire, dans toutes les langues, même dans celles dont on ne possède pas seulement les lettres alphabétiques.* Par Zalkind Hourwitz, ancien Interprète de la Bibliothèque Nationale. An 9. VIII u. 114 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Mehrmalen hat Rec. dieses Werkchen ganz und theilweise durchgelesen, und immer konnte er nicht eigentlich die rechte Seite finden, von der er es anzufassen hätte, um den Lesern den Inhalt desselben und sein Resultat zweckmäßig, mit Beweisgründen, bündig, und ohne zu große Weitichweifigkeit vorzulegen. Endlich glaubte er, am besten zu thun, wenn er bey einer Probe der polygraphischen Schrift selbst ansetzte. Und dazu soll denn folgende Stelle aus dem von dem Vf. S. 95 in unserer Muttersprache gegebenen Beispiele dienen:

Blut Edles a — edèles ab. I farbe; — wie è. g. j — g. tod — bette k ù nd E' adel.

Das heist auf Deutsch: Edles und unedles Blut ist von einer Farbe; nicht die Wiege, sondern das Sterbebette, macht unsern Adel kund.

Meistentheils werden die Leser schon hierdurch in den Stand gesetzt seyn, die Verfahrensart des Vfs. zu beurtheilen. Rec. fügt nur folgendes zur Erläuterung hinzu. Es werden, nach vorheriger Uebereinkunft aller Akademien (!) in Europa, die einfachen Wörter (d. h. der Nominativus singularis eines jeden Substantivum, der Infinitivus eines jeden Verbum, die Adjectiva und Adverbia im Positiv, und die Indclinabilia) jeder einzelnen Sprache nach dem, allgemein zum Grunde liegenden besten lateinischen (??) Lexicon gleich beziffert. Die übrigen Casus werden durch g. d. a ab. bezeichnet; der Pluralis durch einen Acutus in verschiedener Stellung; das Adjectivum durch einen Circumflex über dem Substantivum oder dessen Zahl; die Augmentativa und Diminutiva durch die profodischen Zeichen; die Gradus comparationis durch die algebraischen Zeichen der Mehrheit, Verminderung, oder Gleichheit; die Pronomina durch die lateinischen grossen Buchstaben A bis M mit mancherley Nebenzeichen und Verzierungen; die verschiedenen Genera, Tempora, Modi und Personen der Verborum durch eine Menge willkürlicher Charaktere, u. l. w., wie Alles dieses umständlich genug

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

in der polygraphischen Grammatik und Syntaxis von S. 16 — 80 zu lernen ist und durch Beyspiele aus dem Lateinischen, Italiänischen, Spanischen, Portugiesischen, Englischen, Deutschen sogar aus dem Arabischen, Hebräischen und Rabbinischen erläutert wird.

Die Leser wissen gewiß schon hinreichend, woran sie mit dem Vf. sind. Wer von ihnen sich die undankbare Mühe geben will, (das Buch selbst zu durchblättern, dem wird wahrscheinlich sehrmalen dabey (z. B. S. 36. 60 ff.) das bekannte Schulrathsel einfallen, wie man die Worte: *J'ai grand appetit*, mit zwey Buchstaben schreibe.

Bescheiden genug ist übrigens bey dem Allen noch der Titel der Schrift, die vermuthlich von der verunglückten Pariser Polygraphie eine noch verunglücktere Nachahmung und auf keinen Fall geeignet ist, die Martern des Tantalus, wie der Vf. S. 1. die Verschwiegenheit der Sprachen nennt, zu lindern, geschweige denn zu endigen. Wir würden höchstens dadurch nur jene Martern mit der Arbeit des Sisyphus vertauschen. Noch ungläublicher ist es, daß, wie er S. 100 sagt, Männer von „esprit“ sein Werk einer davon zu besorgenden Vernachlässigung des Studium der Sprachen je folgten im Ernste schuldig erkannt haben können; sie verdienten sonst in der That das Urtheil, welches er voll Eifers über sie ausspricht: „*Que les gens d'esprit sont bêtes!*“

Zuverlässig ist, nach diesem Prodromus, das Publicum auf das S. 100 versprochene und auf lauter nomina propria gegründete System einer allgemeinen Sprache, das er Nomographie nennt, eben so wenig begierig; als Rec. es auf die etwaige Ehre ist, den Vf. durch portofreye Briefe von der Unzulänglichkeit seiner Vorschläge und der Unanwendbarkeit des Horazischen: — *his utere mecum*, womit er die Vorrede schließt, zu überzeugen. Mag der Anfang derselben, worauf das eben Geäußerte zielt, den Beschluß dieser Anzeige machen. „*Si vous n'êtes pas, sagt er, du nombre de ces amateurs bizarres qui estiment moins les bons tableaux que les tableaux des bons maîtres, vous lirez cet Ouvrage avec toute l'attention que mérite l'importance du sujet, et si après l'avoir lu, vous trouvez quelques objections à me faire, vous voudrez bien m'en adresser, franc de port: je m'empresserai d'y répondre, si je le puis, ou de convenir de mon erreur; mais à condition que vous ne me combattiez point avec des argumens métaphysiques.* — *D'ailleurs, vous ne gagnerez rien à cette victoire facile, si ce n'est la fièvre glorieuse d'avoir parlé le dernier, c'est à dire, de n'avoir vaincu, sans m'avoir convaincu de mon erreur, u. l. w.*



KÜSTRIN, b. Neumann: *Neue Beyträge zur Verbesserung der deutschen Sprache, von einer Gesellschaft verbundener Sprachfreunde.* Herausgegeben von Johann Friedrich Heynatz. Erstes Stück. 1801. XIV u. 176 S. 8.

Man hat diese Beyträge als eine Fortsetzung derjenigen anzusehen, die Hr. Campe seit 1795 herausgab, und die mit dem neunten Stücke aufhörten. Nur in wenig Stücken wird ihre Einrichtung verschieden; und das vornehmste Augenmerk auf die deutsche Sprachkritik gerichtet seyn. Das erste Stück enthält: 1) *Vermischte Bemerkungen über den Gebrauch bildlicher Wörter und Redensarten.* Sehr nützlich, wahr und befolgenswerth; denn die nöthige Genauigkeit und Congruität der bildlichen Sprache, besonders bey der fortgesetzten Allegorie, fehlt selbst bey den besten deutschen Schriftstellern noch gar zu oft. Unstreitig ist es zur Vermeidung dieses Fehlers der beste Rath, daß man sich das gebrauchte Bild zu versinnlichen suche, oder sich das Ganze als ein wirkliches Gemälde denke; und dabey bemerke, ob die Theile gehörig zusammenstimmen, und was es in der Darstellung des Malers für ein Bild geben würde. An einigen Wörtern wird hier das Richtige und Falsche ihrer Verbindung mit andern sehr gut gezeigt. 2) *Ueber die Sucht, die deutsche Sprache mit neuen Wörtern zu bereichern.* Das Recht zu dieser Bereicherung wird dem Schriftsteller gern zugestanden; aber sehr gegründet ist die Rüge des damit getriebenen Mißbrauchs und des eiteln Flitterstaats mit nie erhörten Ausdrücken, wo die gewöhnlichen nicht nur hinreichend, sondern auch natürlicher und schicklicher seyn würden. Auch hier ist die Nachäffungslust nur allzu geschäftig. 3) *Verzeichniß neugemachter Wörter, nach dem Alphabet.* Es wird hier erit angetanzen, und ist mit S. unterzeichnet, aber von dem Herausgeber mit einigen Zusätzen begleitet. 4) *Eine der grössten orthographischen Seltenheiten: Rosa's Rückschreibung.* Ein Buch, wovon im J. 1753 der Abdruck zu Potsdam aufgefangen wurde, aber bey der 70ten Quartseite unvollendet blieb. Der Verfasser, Philipp Samuel Rosa, war Anhalt-Köthenscher Confessorialrath und Hofprediger, der seine Stelle niedergelegt, und nachher in Potsdam, oder wenigstens in dortiger Gegend privatirirt haben soll. Sein Buch gehört wirklich zu den abentheuerlichsten Verirrungen des menschlichen Gehirns. 5) *Erinnerungen zum Heynatzischen Antibarbarus, mit Anmerkungen des Vfs., dem sie von einem sehr schätzenswerthen Gelehrten in Sachsen mitgetheilt wurden, der zugleich mit der niederländischen Mundart genau bekannt ist.* Hier wird nur das daraus gegeben, was auch ohne den Antibarbarus zur Hand zu haben verständlich ist. 6) *Von Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Deutsche.* Man hat allerdings Ursache zu wünschen, daß die ältesten Ueberreste der gothischen, angelsächsischen und altfränkischen Mundart nicht blois; wie zum Theil schon geschehen ist, ins Lateinische, sondern in neuem Deutsch überfetzt würden; und mit

Recht wird hier des verstorbenen Rectors *Willembacher* zu Brandenburg praktische Anweisung als Muster des dabey zu wählenden Verfahrens empfohlen. Aber auch manche Schritten der spätern Jahrhunderte bedürften einer solchen Dolmetschung; selbst z. B. der deutsche Text der goldenen Bulle aus dem vierzehnten Jahrhunderte. Manchen würde man in der Sprache blois hier und da nachhelfen dürfen. Mit den Mundarten ist, wie bekannt, solch eine Umformung schon mehrmals geschehen. Und leider wären manche neuere Schriften einer ähnlichen Nachhülfe sehr bedürftig, um lesbar und verständlicher zu werden. 7) *Ueber das Sammeln der Idiotismen oder landschaftlichen Eigenheiten,* von dem Herausgeber. Eine lehrwerthe Abhandlung über die bey Sammlungen dieser Art zu befolgenden Grundsätze. Sehr wahr ist es unter andern, daß ein Landwörterbuch kein Wörterbuch der Pöbelsprache seyn sollte; indess wäre ein besondres Werk der letztern Art keine ganz unnütze Arbeit. So haben die Engländer ein *Dictionary of the Vulgar Tongue*, und sogar ein *Scoundrel's Dictionary*, beide von *Große*, und selbst für den Ausländer nicht ohne Brauchbarkeit. Bezirkswörterbücher sollten den Landwörterbüchern vorausgehen. Für die einzige Mark Brandenburg verlangt daher der Vf. in Rücksicht auf die merklich verschiednen Mundarten ihrer Bezirke nicht weniger als ein und zwanzig Idiotiken. 8) *Vermischte Anmerkungen über deutsch-grammatische Sachen,* von einem schon verstorbenen Verfasser in Schlessien. Sie betreffen eigentlich den sechsten Theil der Heynatzischen Briete, die deutsche Sprache betreffend. 9) *Vergleichung zweyer Ausgaben der Spaldingischen Schrift, die Bestimmung des Menschen,* vom J. 1768 und 1794, in Betracht der Sprache. Eine Reihe von Beweisen, wie bemüht und sorgfältig der ehrwürdige Verfasser dieser schon dreyzehnmahl aufgelegten trefflichen Schrift darauf bedacht gewesen ist, auch ihrer Schreibart immer grössere Richtigkeit, Schönheit und Vollendung zu geben. 11) *Beantwortung einiger Anfragen.*

PRAT, b. Trattner: *Lelius, vagis M. T. Cicerónak beszélgetése a' barátiságról etc.* (Laelius, oder M. T. Cicero's Abhandlung von der Freundschaft. Ins Ungrißche überfetzt) von *Benedikt Virág.* 1802. 138 S. 8.

Zu dieser meisterhaften Uebersetzung eines classischen Originals, womit die ungrische Literatur, welche auch Cicero's Bücher von den Pflichten von *Kovassnai* überfetzt, besitzt, abermals bereichert worden, leitet eine vorangesetzte Zueignung an den Freund der ungrischen Literatur, *Benedict Pyber*, (den man auch aus den Gedichten des David Szabó von *Barot* kennt) ein. Mit Wärme, ja mit Feuereifer wird hier für die Cultur der ungrischen Sprache gesprochen. Rec. stimmt dem Vf. von Herzen bey, mag aber doch nicht mit ihm alle jene Ungern, die nicht gleicher Meynung sind, für Feinde des Vaterlandes erklären. Es kennt mehrere sonst schätzbare Ungern, welche eine

eine andre Sprache, die deutsche, zum Vereinigungspunkte aller Nationen im ungrischen Reiche erhoben wissen wollen — nicht aus Mangel an Patriotismus, sondern weil sie sich nicht zu einem höhern Standpunkte hinauffchwängen können, und über der Gegenwart, (wovon der Vf. selbst warnt) der Zukunft vergessen. Nach der Uebersetzung folgen gute erläuternde Anmerkungen; doch S. 103 und S. 132 bringt der Vf. bey Gelegenheit wieder Ermunterungen zur Vervollkommnung der ungrischen Sprache an; möge er denn auch selbst auf dem betretenen ruhmvollen Wege unermüdet fortfahren!

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HERBORN U. HADAMAR, in d. neuen Gelehrten-Buchh.: *Journal für die Neueste Holländische Medicinische und Naturhistorische Literatur.* Herausgegeben von Seb. Joh. Ludw. Döring und Gottlieb Salomon. Ersten Bandes Zweytes Stück. 1802. 128 S. 8. (16 gr.)

Den wesentlichen Inhalt der, in diesem Stücke überetzten oder recentirten Abhandlungen) und Aufsätze aus der *Nieuwe Scheikundige Bibliothek* und den *Antwerpischen Verhandlungen* kennen die Leser bereits aus der A. L. Z. Der wichtigste von den, in deutschen kritischen Blättern noch nicht angezeigten Aufsätzen ist der von *Thomassen a Thuessink über die unächten Kuhpocken*, von der man hier keinen Ausgang erwarten wird. Die in der Anzeige des ersten Stückes (1802. Nro. 362.) gerügten Fehler sind in dieser Fortsetzung, nicht nur nicht vermieden, sondern sogar durch neue vermehrt. Hier sind die Beweise. Wirkliche Auslassungen und Fehler oder Nachlässigkeiten, welche die Sachen betreffen, sind folgende: S. 165 sollte zwischen *schwächten* und *Der Kranke* stehen: Dabey verschlimmerte sich die Krankheit von Tage zu Tage immer mehr. S. 172. Z. 6. v. u. fehlt nach dem schleppenden *gewesen ist*: es war der gewöhnliche rauchende Salpetergeist. S. 175 sollte statt zehn, zwölf stehen, und nach *verursachte es aber*, folgen: außer den genannten Zufällen, auch — — S. 182 Z. 11 sollte es st. Das mit Sauerstoff überfättigte *Laugensalz* heißen: Die übersaure Salzsäure. Aus der zahlreichen Menge unrichtiger Worte und Wortfügungen heben wir nur folgende aus. S. 142 versicherte wir, S. 147 beschwängerte Lanzetten. S. 151 unfaßbar st. unempfindlich. S. 153 — dem *Luftseuchen-Stoffe* entgegenwirken und solchen tilgen, st. das venerische Gift bekämpfen und zerstören. (Ueberhaupt wird das widrig klingende *solchen*, häufig gebraucht.) S. 155 *Verdienste der Heilmittel*, st. Vorzüge der Heilmittel. S. 159 *beständige Heilung*, st. dauerhafte Heilung. S. 162 *welche ich zur Bewirkung einer gründlichen Heilung gesehen hatte*, st. wo man eine gründliche Heilung davon erwartete. So liest man auch: Inaerhalb der Ausdünungs - *Athmosphäre* des Kranken kommen; sich zur Heilung anschicken, st. anlassen; während

vollen acht Tagen, st. acht Tage älter einander; (von einem Arzneymittel) Einfluss auf die Krankheit haben, st. seine Wirkung äußern. sich wirksam beweisen, welches oft vorkommt; eben so oft: langamerhand, oder nach der Hand, st. nach und nach, oder nachher; ingleichen: obgleich man, obgleich er, wenn gleich also. Endlich bekrönen, st. krönen; geburthelterlich; st. geburthülfflich; einen Kranken wegschicken, wegsenden, st. entlassen. Die Krone von allen sind: S. 189 *jedes allgemein kränbliche Uebelbefinden* (im Originale: jede allgemeine kränbliche Beschaffenheit des Körpers), und S. 191 *indem man unterstellt*, st. annimmt. An die Beobachtung der *Consecutio temporum*, und an den richtigen Gebrauch des *Indicativs* und *Conjunctivs* ist vollends gar nicht zu denken. Ungefährliche und den Sinn entstellende Perioden findet man z. B. S. 152. 53: „Dafs jedoch, in einigen, obwohl auch vielleicht nur in sehr seltenen Fällen (,) bey Menschen, welche die Kinder-Blastern schon gehabt haben, nach der Impfung mit Kuhpocken-Stoff falsche Kuhpocken entstehen können, welche von den wahren nicht unterschieden werden können, und aus welchen, bey den aus ihnen (G) gesampften, eine Art von Kuhpocken erzeugt wird, welche keinesweges vor der Ansteckung der Menschenpocken sichern, hat uns vor kurzem Herr de Carro gelehrt.“ S. 153 ist der Anfang der Abhandlung nicht nur verworren, sondern auch falsch, indem in der 4ten Zeile statt uns, *war* steht. S. 182 sollten die Worte: „Die mit Sauerstoff überfättigte Salzsäure, sieht man, erfordert eine vierdoppelte Menge des mit Salzsäure überfättigten Laugensalzes“ so lauten: Von der überfaulen Salzsäure wird, wie man sieht, viermal mehr, als von dem überfaulen Laugensalze, erfordert. — Mehrere zum Theil sehr erhebliche Druckfehler gehören insofern hieher, als die Herausgeber am Ende des 1sten Stückes versprochen hatten, künftig für richtigeren Druck zu sorgen. Statt *Nieuwe*, steht bald *Nieuwe*, bald *Nieuwe*; st. *Zierikzee*, *Züricksee*; st. *Woolwich*, *Wolwich*; st. *Geneeskundig Magazijn*, *Geneeskundig Magazin*; st. *Roelofs waert*, *Rodols waert*. S. 209 st. *Bevordering*, *Bevoordering*; st. *Aetiologie* und *Amnosphäre*. *Aethiologie* und *Athmosphäre*; st. *Vrolik*, bald *Vrolyk*, bald *Wrolyk*; S. 272 st. *Tieboel*, *Gieboel*, und st. *Vitringa Coulon*, *V. Goulon* etc.

HAMBURG, b. Meyn u. Mahncke: *Die Posaune des neunzehnten Jahrhunderts.* Herausgegeben vom Verfaller der dreyerley Wirkungen. 1801. I—VI Stück. 192 S. 8. (18 gr.)

Der Herausgeber ist zwar bescheiden genug, sich nicht in dem Besitz derjenigen Posaune zu glauben, die von den ältesten Zeiten her, wo man Musik und Harmonie kannte, als das feyerlichste, durchdringendste und wirksamste auf *Groß* gehalten wurde; indess verliert er doch, sich einer kleineren Posaune bemächtigt zu haben, mit welcher er ins Leben rufen will, was schläft, was ätlich schläft, was menschenfeind-

feindlich schläft. Er will zu wecken suchen alle Gefühle der Güte und Menschenliebe, die anhängig schlummern: will wecken durch Beyspiele und Darstellung von Träumen zu Bösem, die so oft das vollkommenste Geschöpf der Erde verleiten, das es sich im Kothe der Unvollkommenheit wälzt: will rufen die Finsterniß zum Licht, das Laster zur Tugend, die Verirrung auf den rechten Weg: will — doch wir glauben, diese treulich abgeschrieben Bruchstücke der Ankündigung des Vfs. in seinen selbsteigenen Worten werde hinreichen, einen deutlichen Begriff von dem zu geben, was diese Schrift erwarten läßt. Und diese Erwartung wird sicherlich nicht getäuscht werden. Müßige, zum Theil elende Gedichte — unbedeutende prosaische Aufsätze, schlecht geschrieben, und durch nichts ausgezeichnet, als durch eine sich immer gleiche Geringfügigkeit — verunglückte Charaden und Sticheleyen — das sind die Töne, die durch das Posaßnachen erschallen. Wie diese Produkte mit des Vfs. Verheißungen übereinstimmen, mag er vielleicht selbst nicht besser wissen als seine Leser. Aber zum Glück ist sein Instrument bald genug verstummt; denn so viel wir wissen, sind von diesem elenden Journal nicht mehr als sechs Stücke jedes von zwey Bogen erschienen, für den April bis Junius, ob man uns gleich mit einer regelmäßigen Folge von zwey Stücken in jedem Monat bedroht hatte.

Augsburg, b. Stäge: *Die gute Christine, die Zweyte*. Eine Geschichte für bürgerliche Mädchen, welche gute Weiber werden wollen; und ihre Mütter, die gute Weiber seyn sollen. Vom Verf. der *erstem*, des Philotaphs und des Paraklets. (Ohne Jahr.) XIV u. 520 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf., J. G. Effich, Pestilenziar in Augsburg und durch mehrere medicinische und andre populäre Schriften bekannt, schrieb schon vor acht Jahren ein Buch unter dem Titel: „*Die gute Christine, oder eine Geschichte für Dienstboten*“, an welche sich die gegenwärtige anschließt, die als eine Fortsetzung, aber

auch als ein für sich bestehendes Werk angesehen werden kann. Es fängt da an, wo Christine, eine redliche Dienstmagd, bald in den Brautstand übergeht, und schildert sie in den verschiedenen Verhältnissen der Braut, der Gattin eines rechtschaffenen Handwerksmannes, der Hausfrau, der Mutter und Erzieherin, der Wittve, der Gattin eines zweyten Mannes, der sich dem Trunk und der Ausschweifung ergiebt, und der Stiefmutter. Sie erscheint in jeder Lage als ein schlichtes, verständiges, häusliches und frommes Weib, als eine treue Gattin, eine zärtliche Mutter, als eine thätige und sparsame Verwalterin des Hauswesens und zufrieden mit jedem Geschick. Das Buch ist zunächst für Töchter und Weiber aus dem gemeinen Bürgerstand und zwar in einem für diese Classe berechneten allgemein verständlichen, einfachen, doch edlen und anständigen Vortrag, geschrieben. Wiewohl die Geschichte nur Nebensache, nur Vehikel, die mancherley Wahrheiten, die speciellsten Betrachtungen über die Pflichten des Weibes in den mannichfaltigsten Lagen und Verhältnissen Zweck und Hauptfache waren: so werden doch nirgends die Leserinnen veranlaßt werden, über Trockenheit, Mangel an Interesse oder über weitschweifige Moralien zu klagen; sie werden vielmehr gestehen müssen, das das Buch vom Anfang bis zu Ende die gesundeste und gedeihlichste Nahrung enthalte und das es in jedem Hause gut stehen müsse, wo es Weiber giebt, die sich nach solchen Mustern bilden. Was für die höhern Stände Ewalds Kunst, ein gutes Mädchen, eine gute Gattin, u. s. w. zu werden, ist, das ist die Essliche Schrift für Mädchen und Frauen der niedern Bürgerclassen. Um unter diesen diese nützliche Buch möglichst zu verbreiten, hätte der Verleger einen niedrigen Preis machen sollen.

Freyberg, in d. Crazisch. Buchh.: *Abendmahlsreden an Familien aus den gebildeten Ständen*, von M. Joh. Geo. Aug. Hacker. 2tes Bändchen. 1802. 118 S. 8. (8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1801. N. 195).

## KLEINE SCHRIFTEN.

Görschmann. Berlin, b. Lagarde: *Geschichte der Deutschen* mit besonderer Rücksicht auf die Preussischen Staaten. Tabellarisch bearbeitet für Schulen von Friedrich Straß, Professor am königlichen Cadetten-corps. 1802. 98 S. 8. (8 gr.) Dieses Werk enthält eine chronologische Darstellung der Geschichte der Deutschen, und der fremden Begebenheiten, die darauf Einfluß gehabt haben. Es dient zu

einem sehr guten Leitfaden, für Lehrer der Geschichte, oder zum Nachschlagen für Lernende, um das was sie gehört, gehörig zu ordnen, und durch Anschauung der Haupt-Epochen ihrem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen. Des Vfs. vorzüglicher Fleiß ist nicht zu verkennen, und mit Vergnügen vernimmt Rec., das dieses Werk in sämtliche preussische Cadetten-Anstalten einzuführen verordnet worden.

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 9. May 1803.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG U. LONDON: Homeri *Ilias*. Edidit C. G. Heyne. T. I—VIII. etc.

(Fortsetzung der Nro. 131. abgebrochener Recension.)

**B**ey V. 115. οὐ δέμας, οὐδὲ Φυήν, οὐτ' ἀφ' ὀρένας, οὐτ' ἐν ἔργα tadelt Hr. Heyne die lateinische Uebersetzung von Φυή, *oris habitus*; er selbst erklärt es *corporis habitus* (Wuchs) und ändert die Uebersetzung in *neque corpore, neque statura, neque mente, neque opere multibri*. Was ist denn *statura* anders als *corpus*, der ganze Bau des Körpers? Die wahre Uebersetzung wäre: *neque staturā (δέμας), neque formā (Φυήν)*, weder an *Leibeswuchs*, wozu der Grieche eine stattliche Länge und wohlgewachsene Völligkeit verlangte, noch an *Bildung* und schönem Verhältnisse dieses Wuchses. So selbst die kleineren Scholien. Hr. Voss fand am angeführten Orte den besten Commentar dieses Verses in Odyss. XV, 417, καλή τε μεγάλη τε, καὶ ἀγλαὰ ἔργ' εἰδυῖα, wo die letzte Hälfte ὀρένας καὶ ἔργα, die kluge Erfindung (nicht *mens*) und die geschickte Ausführung weiblicher Handarbeiten bezeichnet. Für *δέμας*, Statur, spricht Il. V, 801 δέμας μικρός; für Φυή, Bildung, Odyss. VIII, 134 und 168. Manchmal (welches Hr. Voss übergieng) wird εἶδος, *species*, Gestalt, als allgemeiner Begriff jenen besondern zugestellt, Il. II, 58 εἶδος τε, μέγεθος τε, Φυήν τε; oft vertritt es, wie im Deutschen, Φυήν, die Bildung, Il. XXIV, 376, δέμας καὶ εἶδος ἀγυτός. V. 120 glaubt Hr. Heyne in λευσοσσε γὰρ τόγε πάντες, ὁ μοι γέρας ἔρχεται ἄλλη, könne τόγε γέρας, ὁ verbunden und, *videtis quale munus a me auferatur* (doch wohl *auferatur*?) überfetzt werden; V. 131 nimmt er ἀγαθός mit einigen Scholiasen für *klug*; und V. 146 soll ἐκπαγλότατε *du Schrecklichster*, welches allenthalben XVIII, 170. XX, 389 ein Vorwurf, und hier ein erbitternder ist, nichts weiter sagen, als *du ehrwürdigster, angesehenster*: woran er gleichwohl in der Observation zweifelt. Das heist homerische Sprachkunde! — Dafs V. 155 ἐριβύλαξ, ein fetter Boden sey, der grosse, nicht zerkrümelnde Schollen aufwerfe, verschwieg der Erklärer, dem ländliche Gegenstände, als bäurischer Schmutz, widerlich sind; dafür hielt er das leichte *wäunerernährend* einer Observation aus den Scholiasten und Apollonius werth.

Wer lernen möchte, in welchem Sinn I. 159 Achilleus den Agamemnon κυνώπα, *du hundsäugiger*, angeredet, und III, 180 Helena voll Wehmuth sich A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

selbst κυνώπιδα, *eine hundsäugige*, genannt habe, der sieht sich hier in Noten und Observationen vergebens um. Erst bey XVIII, 396, wo Hephästos über seine *hundsäugige* Mutter klagt, steht zwar nicht in den Noten, aber hinten in den gelehrten Observationen die Nachweisung: *De tali co n u i t i o (convicio) v. dicta ad Γ, 180 A, 225*. Man blättert zurück, und findet bey Γ, 180 wieder nichts; endlich aber A, 225 werden die Vorwürfe, *Trunkenbold, mit dem Blicke des Hunds, und dem Muth des Hirsches*, durch die Anmerkung erklärt, es seyn Schimpfwörter aus der heroischen Sprache des Alterthums. Welche Bemerkung! Dafs ein händischer Blick nicht ehrenhaft sey, und dafs Homers Helden nicht wie artige Bürger Athens und Roms, noch weniger wie seine Höflinge unserer Zeit, mit einander ungehen: das bemerkte wohl jeder Anfänger. Aber die Frage ist: war, *du Hund*, bey Homers Helden eben so ehrenrührig, als bey uns Deutschen? Dachte man nicht, wie in Aesops Fabeln, blofs eine unrühmliche Eigenschaft des Hundes, ohne die Niedrigkeit, die dem *dienstbaren* Thiere die spätere Rangfucht ertheilte; da ja noch der Türke blofs Mangel der Reinlichkeit, die ihm sein Prophet vorschrieb, dem ungläubigen Hunde vorrückt? Selbst bey uns wird durch Benennungen der Thiere, die keine Rangordnung erniedrigte, z. B. *scheues Reh, wilde Hummel, schamlose Fliege, geschwätzige Efler*, ein lustiges Mädchen sich getadelt, nicht beschimpft fühlen. Gleich derbe und gleich unbeleidigend, wird Il. XXIII, 394 Athene eine Stechfliege voll stürmischer Dreistigkeit, und 481 Artemis eine schamlose Hündin, genannt; auch soll in Aides Wohnungen dem Dichter kein Injurienproceß gemacht worden seyn, dafs er den Heerführer Agamemnon mit einem Stiere, oder kräftiger mit einem Ochsen, den Odysseus mit einem Widder, das ist, einem Schafbock oder Schöps, und den Ajäs sogar mit einem Esel verglichen hatte. Ueberhaupt war die alte Humanität ein ganz anderes Ding, als die neuere Schleicherin, welche, dem unwissenden Praler, dem Ränkenmacher, dem Verdäumer, wenn er ein Mann von Stande ist, sein Unrecht mit gemessenen, sogar mit schonenden Worten zu beweisen, für Grobheit auszischelt. Jene freymüthige nannte vor den feinsten Ohren Athens und Roms die Sache, wie sie war, ohne sich um die Person zu bekümmern, auch mit entsprechenden Thiernamen des niedrigsten Rangs: eine Sau gegen Minerva, ein Esel zur Lyra, waren sprichwörtlich; und dem Piso, der ein poetisches Bild gemißdeutet, dröhnte aus dem urbanen Munde des Cicero (Pis. 30) ius Gehör ein Esel, der nicht Worte bedürfte, sondern Prügel. Für κυνώ-

πῖς also gilt die alte, zur Sache stimmende Tonleiter des Groben und des Feinen, nach welcher bey dem attischen Euripides die Erinnyen Qr. 260. und El. 1252 κυνώπιδες, hündisch oder schamlos blickende, (wie El. 1342 sogar Hündinnen), nicht mit einem Schimpfworte, sondern mit einer graunvollen Benennung, in feyerlichem Zusammenhange genannt werden. Schon der gründliche und verständige Damm bewies aus dem Zusammenhang bey Homer und Euripides, daß κυνώπις nach alter Einfachheit bloß tadle, nicht schmähe. Da βοῦπις Ἡρῆ V. 531 die farrenäugige Here, worüber Hr. Voss bey Virgils Georg. III, 54 geredet hat, dem Hn. Heyne als heroisches Schimpfwort doch etwas zu barsch lautete, so schwieg er weislich in Noten und Observationen.

V. 170, οὐδέ σ' οἶω, ἐνθάδ' ἄτιμος εἶναι, ἄφενος καὶ πλοῦτον ἀφύξειν, verstehen wir mit den Alten: Und nicht vermuthete ich, der ich hier ungeehrt bin (und deshalb hinwegziehe), daß du hinfort (ohne mich, der dir bisher Beute gewann, II. IX, 323—333) Schätze und Reichthümer aufhäufen werdest. In Vermuthung gefaßt, die zu eigener Erwägung auffodert, wird der Vorwurf ohnmächtiger Habsucht noch bitterer. Auf des einen Scholiasten Mißdeutung, ἐμοῦ ἄτιμου εἶναι, nimmt man keine Rücksicht. Aber der Vorschlag, in σ' οἶω ein σοι zu denken, gewann Ansehen durch eines scharfsinnigen Gelehrten Beyfall und Auslegung: Nicht meyne ich, der ich hier ungeehrt bin, dir hinfort Schätze und Reichthümer aufzuhäufen. Derselbige Sinn, aber geschwächt. Auch hätte Homer, wenn er σοι wollte, es schwerlich der Gefahr, für σὸ verkannt zu werden, durch die ungewöhnlichere Verschmelzung ausgesetzt, da ihm οὐδὲ σοι οἶω zu Gebote stand. Hr. Heyne findet, daß dein schärferen Blicke leicht das verschmelzte σοι, und noch leichter οὐδὲ σοι οἶω, begegnen könne. Doch will er lieber noch anders ausbessern. — V. 270 wird den Lehrlingen in der Note gesagt: Ἀπὴν γῆ sey der Peloponnes, nach andern ein entferntes Land; und den Gelehrten wird in der Observation anvertraut, wahrscheinlicher, oder vielmehr offenbar (Odyss. XVI, 18), sey ἀπὴν γῆ ein entferntes Land, und nicht der Peloponnes. Die letzte richtige Bemerkung machte schon Damm. — V. 295 soll ταῦτα ἐπιτέλλω nicht hæc impera (wie die Uebersetzung es giebt), sondern τὰ ταῦτα, οὕτως, also, seyn. Wie gelehrt, und wie falsch! Denn gleich darauf I, 325 wird μῦθον ἔτελλε anerkannt, und durch 25 und 379 bestätigt; bey 379 noch einmal. V. 25 suchte er dem ἐπιτέλλειν durch ἐπιλέγειν simpliciter beyzukommen. — Ob man V. 306 über νῆες εἶσαι, und I, 468 über δαῖς εἶση, aus den Vorlauter Bescheidenheit hin und her blinzenden Observationen klug werden könne, muß einer an sich selbst erfahren. — V. 361 wird κατέρεξεν gar nicht erklärt, und von der lebhaftesten rhythmischen Erweiterung, ἔπος τ' ἐφάτ', ἐκ τ' ονόμαζε, nicht allzu tief-sinnig bemerkt, sie komme sexcenties vor, und bedeute simpliciter φάτο, obgleich Alte darüber gesprizfindelt. Οὐλοχύτας ἀνέλοντο, V. 449 wird so unschrie-

ben, molam salsam elevarunt manu supra caput victimæ, sie erhuben das getalzene Schrot mit der Hand über das Haupt des Opfers. Wir andern meynten, ἀνέλασαι hiesse bey Homer aufnehmen, und hier würde das Voropfer von Gerste aus einem Korbe (Odyss. IV, 761) mit der Hand genommen. Nein, hören wir, ein Scholiast bey Wassenberg erklärt ἐβάστασαν. Wohl, auch der Scholiast bey II. II, 410 erklärt ἐβάστασαν, ἀνέλαβον, sie huben auf, sie nahmen auf, nämlich aus dem Korbe. Woher denn die Neuigkeit, daß man über das Haupt des Thieres die Hände erhoben habe? Viel wichtiger ist das zweyte Versehen, οὐλοχύτας, die ganze Gerste des altgriechischen Opfers, für mola salsa, oder gesalzenes Dinkelschrot des römischen, zu halten; welches nach Vossens Anmerkung bey Virg. Ecl. VIII, 82 kaum möglich schien. Gleich darauf vergißt der Erklärer sein Salz; aber Schrot möchte er doch gern mitnehmen, wenigstens etwas schrotähnliches: weil sein ehrlicher Feith Homers οὐλας oder οὐλοχύτας für Gerste, die mit Stein oder Mühle zerquetscht worden, ansieht, und wenigstens mit dem Stein Recht haben könnte. „Die οὐλοχύται κρηταί,“ sagt Hr. H., sind nicht gemahlen, sondern ganz, „wenigstens mit nur zerkörsenen und zerquetschten,“ Körnern.“ Also ganz, oder wenigstens unganzt! Hätte er doch seinem Feith die Zerquetschung, und den Scholiasten ihr Salz gelassen, und dafür ihnen die Lehre aus Theophrast abgelernt, daß die Griechen vor Erfindung des Mahlens die Gerstenkörner, ihre älteste Feldfrucht, σῖσας, οὐλας, ganz und unverletzt, assen! — Je flüchtiger dieses, desto umständlicher wird im nächsten Verse 450 das unbezweifelte μεγάλ' εὐχετο interpretirt: Er stehete laut, magna, alta voce, (wie längst die Uebersetzung); das ergebe der Zusammenhang, und der Gebrauch an vielen Stellen, z. B. 482 μεγάλ' ἰαχε, die Woge hallete laut (wo er gleichwohl μέγα φιαχε für unbezweifelt erklärt, und sein beweisendes μεγάλω tilgt); aber aus dem Scholiasten könne man nichts gewinnen, at e Scholiaste nil proficias. Das Scholion μεγάλως sagt alles: nicht Großes stehete er, sondern mit Macht erhub er die Stimme. Fürchtete der Erklärer vielleicht, daß einer bey μεγάλ' εὐχεσθαι an Groß pralen denken möchte?

V. 471 Νώμῃσιν δ' ἄρα πᾶσιν, ἐπαρξάμενοι δεπάσοσι, heißt wörtlich: Sie reichen allen umher, von neuem anfangend mit den Beckern. Die Schenken hatten schon während der Mahlzeit (469) Getränk rechts herum in der gewöhnlichen Richtung (II. I, 597. Odyss. XXI, 141) vertheilt; jetzt da zu des Gottes Ehre von neuem sollte getrunken werden, wiederholten sie ihr Geschäft, wie IX, 174. Odyss. III, 338. XXI, 270, und trugen wieder herum, von dem gewöhnlichen Ende beginnend, zur Rechten hin. Auch in ἐπιπρῆται Odyss. VII, 164 erkannten die Alten den Begriff der Wiederholung. Und eben weil diese Wiederholung Odyss. I, 147—149 nicht Statt findet, darf man dort den Vers nicht einschleichen. Dieses als bekannt vorausgesetzt, was soll uns die Uebersetzung: Distribuerunt omnibus, auf πῖσαν δό, praebitis poculis? Was die

die Note: *Distribuitur vinum poculis deinceps omnibus convivis, initio facto a dextra, unde ἐπιδήξια?* Und was die Observation, wo, nach der Versicherung *et Schol. et Eustathio non multum proficias*, glücklich heraus interpretirt wird, der Schenke habe zuerst dem rechts-sitzenden und so weiter gereicht, und dieß heiße ἐπιδήξια. Zur Rechten hin, wäre demnach von der Rechten zu! Zwar bey I, 597 schwankt der Interpret, ob ἐνδήξια und das gleich bedeutende ἐπιδήξια von der Rechten zur Linken sey, oder in der That rechtshin, von der Linken zur Rechten; denn er kenne darüber noch nichts entscheidendes; indess scheint ihm, *der guten Vorbedeutung wegen*, der Gang von der Rechten zur Linken glaublicher. Das fällt ins Lustige: ἐπιδήξια, *linkshin*, und folglich ἐκ ἀριστερά, *rechtshin!* Gegen eine so befremdende Interpretation hat er doch eine entscheidende Stelle selbst unter den Händen gehabt, II. XII, 239, wo Hector der Vögel nicht achtet will:

Εἶτ' ἐπὶ δεξιᾷ ἔωσι πρὸς ἧῶ τ' ἠελίου τε,  
Εἶτ' ἐκ ἀριστερᾶ τοίγῃ ποτὶ ζόφου ἠερόεσσα.

Ob sie rechts hinfliegen, zum Tagesglanz und der Sonne,  
Oder auch links dorthin, zum nächtlichen Dunkel gewendet.

Auch übersetzt hier Hr. H. im Ganzen, wie er mußte: *sive ad dextram (nicht a dextra) vadant, ad auroram solemque, sive ad sinistram isti (soll heißen illuc), ad occasum obscurum*; nur seine geographische Erklärung ist falsch. Dem griechischen Vogelschauer, der nordwärts blickte, war zur Rechten der Morgen, zur Linken der Abend; jener war glücklich, als der Anfang der Lichtseite πρὸς ἧῶ τ' ἠελίου τε, dieser unglücklich, als der Anfang der Nachtseite, ποτὶ ζόφου: worüber *Vossens* homerische Welttafel und die *Myth. Br.* II, 8 das Nöthige enthalten. Wir sagen rechts und links, lehrt Aristoteles (*de coelo* II, 2), in Beziehung auf uns: entweder nach unserer Rechten, wie die Wahrsager; oder nach Aehnlichkeit mit der unfrigen, wie die rechte Seite der Bildsäule; oder auch das entgegenstehende, rechts zu unserer Linken, und links das Gegentheil. Rechtshin also flog dem Wahrsager in seiner bestimmten Stellung ein Vogel, der ihm nach der rechten Seite, nämlich ostwärts, den Flug richtete; in Beziehung auf ihn gedacht, wäre die Sonne ihn linkshin gegangen, indem sie für sich nach ihrer rechten Seite sich umdrehte: wie unsere Feder die Zeilen von ihrer Linken rechtshin zöge, auch wenn wir rückwärts gestellt schrieben. Die Griechen, sagt Herodot (II, 36), schreiben und rechnen, die Hand von der linken Seite zur rechten (ἐπὶ τὰ δεξιά) führend; die Aegypter von der rechten zur linken; und dabey behaupten sie, daß sie selbst es rechtshin thun, und die Griechen linkshin. Durch willkürlich angenommene Beziehung, wie sich versteht. Die Wendung rechtshin oder rechts herum, da die bewegte Sache, wie der scheinbare Sonnenlauf, von ihrer linken zur rechten geht, war dem Griechen heilig und von günstiger Vorbedeutung. Rechtshin wandte er sich im Gebet, δεξιὸς ἀθανάτοις θεοῖσιν ἐκευχόμενος (*Theogn.* V. 922

*Brunch*); auch von *Namas* Anordnung der Römer im Adiren (*Plin.* XXVIII, 2. f. 5. *Plaut. Curc.* I, 1, 70); rechtshin trug der Herold die Loose herum, II. VII, 184; rechtshin ging Odysseus bettelnd zu den Freyern im Saal Odyss. XVII, 365; und so standen die Freyer nach einander zum Versuche des Bogens auf XXI, 141:

Rechtshin nun in der Ordnung erhebt euch, alle Genossen,  
Dort von dem End' anfangend, woher ungehet der Weinschenk.

Es kommt hier einzig auf die Linie der Bewegung an, welche, rechtshin gewandt, die selbige blieb, wenn auch bey dem Weinschenken die empfangenden Gäste in verschiedenen Stellungen saßen, sogar wenn der Schenk ihnen die Becher zum Spas rücklings, oder seitwärts mit dem linken Fusse voran, hätte zutragen dürfen. Aber die Scholiaften behaupten doch, daß ἐνδήξια und ἐπιδήξια von der rechten Seite sey, und daß Odyss. XXI, 142 der Mischkrug, dem der Vossische Grundriß die linke Vorderecke des Saals anweist, dem Eingehenden zur Rechten stehe. Hier war einmal jener Spruch anwendbar, *ex istis nil proficias*; eigener Fleiß muß vorleuchten, den Nachschlenderer verleiten sie gern. Die Sache ist diese. Homers Sprache konnte ἐπιδήξια auch für rechts gebrauchen, so wie die unfrige, *das Haus liegt rechtshin*, das ruhende in Bewegung gedacht; so hat (Odyss. V, 276) Odysseus das Birengestirn ἐκ ἀριστερά, *linkshin*, d. i. zur Linken, und so wird II. II, 525 ἐκ ἀριστερά durch das Scholion ἐκ τοῦ ἀριστεροῦ μέρους erklärt. Weil nun bey den Späteren diese Bedeutung von ἐπιδήξια, *rechts*, die herrschende ward (Pind. P. VI, 19. Theocr. XXV, 18. Apollon. I, 930 etc.), und das darunter verstandene ἐκ τοῦ δεξιου μέρους, wie das lateinische *a dextra parte*, nicht nur an der rechten Seite, sondern zugleich von der rechten, bedeutete; so kam es, daß sie in den Irrthum, zur Rechten hin sey von der Rechten her, abglitten, und ihre Fußfolger mit sich zogen. Andere verirrten sich in die neuere Bedeutung geschickt, und hatten auch Nachtreter.

Von der purpurnen Woge V. 482, wie von dem weinfarbenen und violefarbigen Meer, hat Hr. Voss bey Virg. Lb. IV, 873 gehandelt; Hr. *Hayne* giebt nur, was die Scholiaften ihm von Dunkelheit vorsagten, da doch schon Stephanus πορφύρεον κύμα richtiger verstand. — V. 497, ἡερίη δ' ἀνέβη, übersetzt Hr. *Heyne* frühmorgens, mit der Note aus dem Scholiaften, ἑωθινή; ἑσθρινή. Aber III, 7 ἡερίαι... ἐπίδα πορφύρεον, soll das selbige Wort aus der Luft heißen: *ex aere pugnam inferunt græc.* Dabey aber die Observation: „die Alten deuten es nicht, in der Luft, aus der Luft, sondern, worüber man sich wundern dürfte, ἑσθρινή, im Frühlinge: man müsse ἡερίαι (oder ἁλιεῖς ἡερίαι) gelesen haben, von ἑαρ. ἡρ; aber ἡερίος von ἄηρ gebe den Begriff, in der Frühe, πρῶται, ἑωθινά, und nicht anders lehre das Etymol.“ Die Erklärung, in und aus der Luft, wird also zurückgenommen? oder soll das bescheidene entweder oder gelten: entweder, was gewiß ist, frühe, oder, was keinen Beweis hat, aus der Luft? Ferner das vor-



vornehmte *Συμπνοα*, das der Scholiast im Homer sohl gelesen haben; ist weder homerisch, noch selbst einmal griechisch; im *Frühlinge* heisst bey Homer *σιανός* aus *σιανός*, welches ein Scholiast zu deuten verschmäht hätte, bey den Späteren *ήριός*. Endlich leiten die Alten, auch im *Etymologicum*, *ήριός* fröhe, nicht von *ήρι* ab, sondern von *ήρ*, *ήρι*, *Morgendämmerung*. Wir werden dem flüchtigen Interpreten noch mehr Anlass, sich zu wunnern, durch die folgende Bemerkung darbieten: Bey Homer und Hesiodus heisst *ήρι* und *ήρις*, sowohl männlich als weiblich gebraucht, niemals Luft, in unserem Sinne, sondern *Dunst*, oder *feiner Nebel*, d. i. jener bläuliche Dufft in Bergländern; und weil dieser nach ihrer Vorstellung bis zu den Wolken, und dem darüber gebreiteten Aether oder der Heitere, sich erstreckte, die untere *Dunflufft* selbst, hiernächst auch *Dunkelheit* überhaupt. Für Homer zeugt das Register, woraus Hr. Heyne ersehen wird, das Il. V, 770 *ήροειδός* nicht *simpliciter* durch Luft zu erklären sey. Hier genüge Il. XIV, 288, wo die idäische Tanne *δι ήρος αιθέρ* *ήρανα*, durch trübes Gedüft zum Aether emporfielg. Hesiodus warnt den Landmann, sich gegen die Morgenkälte der kürzeren Tage zu verwarren, Lb. 548.

‘Ηώς δ’ άπ’ έπ’ γαίαν άπ’ ούραυού άπτερόεντος

‘Αήρ πυφόςος έπτεράται μυκάρον έπ’ έγχεϊς.

Früh ist über die Erde vom Sterngehölbe des Himmels.

Wiczenenährender Dunst auf der Mächtigen Aecker gebreitet.

Noch bey Hippokrates (*de aëribus, aquis et locis*) ist *ήρι* in dieser Bedeutung häufig; z. B. c. VIII. In den Abendländern sind die Wasser nicht klar, *ότι ό ήρι το έωθρινόν κατέχει ως έπ’ το πολύ*, weil der *neblichte Dufft* die Morgenzeit grosentheils einnimmt. Vergleiche Coray’s treffliche Noten T. II, p. 71. 127. Demnach wäre das homerische *ήριός* eigentlich im *Morgennebel*, ehe die aufgehende Sonne ihn zerstreut: *ήριός*, in *neblichter Frühe*, überfielen (Odyss. IX, 32) den Odysseus die Kikonen, und (Il. III, 7) die Kraniche das Pygmäenvolk; wahrscheinlich ist auch das wunderliche Scholion *ήραναί*, das den Hn. Heyne bis ins Ungriechische hinein täufchte, nur aus *ήραναί* verschrieben. Für *fröhe* braucht *ήριός* noch Apollonius III, 417. 915; übrigens für *unnebelt* I, 580. IV, 267. 1239. Ein Beyispiel, wo *ήριός* für *aërius*, in der Luft, steht, kennen wir nicht; aber *ήριός* heisst bey den Orphikern und denen, die Stephanus anführt, in der *Dunflufft* schwebend: welche *Dunflufft* der späteren Weltkunde, zugleich mit dem Aether erhöht, unserm Begriffe von Luft entsprach. — Bey I, 528 — 530 bewunderten wir bisher die erhabene Vorstellung, dass ein gewährender Wink des Göttervaters durch geheim schaffende Kraft den grossen Olympos erschütterte; und diese erläuterte Hr. Vofs bey Virgils *Ecl. IV, 50* und Lb. IV, 493 durch ähnliche Vorstellungen.

Hr. Heyne fodert zur ästhetischen Bewunderung auf, das von einer sanfter Bewegung des Hauptes, und folglich des Körpers (*ad eoque corporis*), nicht nur der Thron, sondern der ganze Berg erbebe. Wie gross wohl der Gott seyn müsse, und wie gewaltig, wenn er sich ganz aufraste! Aber, möchte man denken, ein so grosser und dickleibiger Gott fässe sich fest, und wiperte nicht auf dem Thron. Die *schwärzlichen Brauen* des Gottes träumte sich ein Engländer *Whitaker* — wer sollte, es gläuben? — mit *Indigo* gefärbt, unwissend das *κίανός* *bläuliche Schwärze*, im Gegensatzo der rulsichten, ins Röthliche spielenden, bedeute. Hr. Heyne giebt ihm zu erwägen, warum denn die Aken, die doch der gemennigten Götterbilder erwähnten, vom blaugefärbten Haare nichts gesagt hätten; wenigstens müsste gezeigt werden, man habe schon zu Homers Zeiten Farben aus Indien, Aegypten oder Arabien eingeführt. Auf einen rothangefrichenen Zeus mit blauen Haaren sich ernsthaft einzulassen! Bey V. 183 erwarteten wir die schon einigemal vermifste Erklärung, das *ήραος* mit dem Abkömmlingen jeden *erhelterten* oder *begütigten*, und weil man den Göttern Zorn und Hals zutraute, gleich dem lat. *pacatus*, auch den *versöhnten Gott* bezeichne. Dafür finden sich die profodischen Irrthümer, die wir oben rügteu.

Wir eilen zu dem Schluffe des ersten Gesanges. In der Observation zu V. 567 wird mit wichtiger Miene eine ganz neue Bemerkung (*aliquid nondum animadvertum!*) uns mitgetheilt: *άσσον ίέναι*, *herannah*, werde *allenthalben* von feindlichem Angriffe gebraucht, nie von friedlicher oder hülfreicher Annäherung. Woher das? hätte ein vorsichtiger Forscher gedacht, und schwerlich auf vier zufällige Beweisstellen, wovon Il. VI, 143 nicht einmal beweist, eine so befreundende Regel gebaut. Auch verschwindet sie wie Dufft. Denn oben V. 335 ruft Achilles den Herolden nach einem freundlichen Grusse, *άσσον ίτε*, *nahet euch!* IX, 508 (504) werden *άσσον ίούσαι*, *nahende* Töchter Kronions, die hülfreichen Bitten genannt; und XXIII, 8 sollen die Myrmidonen mit ihren Wagen *sich nahend*, *άσσον ίόντες*, um den Patroklos wehklagen. — V. 587 lernen wir in der Note, *έν όφθαλμοίαιν ίδούσαι* sey entwedeg, *im Anblick*, d. i. *vor Augen sein*, oder so viel als *συνόφθαλμοίς*. In der Observation aber wird die erste wahre Erklärung verworfen; vielmehr stehe *έν σίγ σίν*. Der Observator dachte *συν όφθαλμοίς* sich deutsch, *mit den Augen*, und vergafs vor Eilfertigkeit, das es *cum oculis* sich *samt den Augen*, wäre, wenn je ein Grieche sich so wunderbar ausgedrückt hätte. Auch im Pindar. Ol. I, 140 läfst Hr. Heyne die *έν πτεροίαι*, in *Befflügelung* laufenden Rosse, *σύν πτεροίαι*, in *Gesellschaft* der Flügel, laufen. Den Gebrauch des *έν όφθαλμοίαι* bey den Tragikern erläuterte Porfon, Eurip. Or. 1018.

(Die Fortsetzung folgt.)



# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 9. May 1803.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG U. LONDON: Homeri Ilias. Edidit G. C. Heyne. T. I—VIII. etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Im 598. V. wird durch Interpretation ein ganz neuer Sinn den Worten entlockt:

Ἄρβειρος δ' ἄρ' ἐπὶ τῷ γέλωι κραίεσσι θεῶν,  
ὣς ἴδων Ἥφαιστος διὰ δάμακτα κοινύοντα.

Doch ungemessenes Lachen erschallt den seligen Göttern.

Als sie sahn, wie Hephästos in ämfiger Eil umherging.

Hr. H. wiederholt die alte Bemerkung, Homer beobachte den Anstand des heroischen Zeitalters, wovon weit entfernt die neuodische Artigkeit sey, und heist uns nachsehn, oder nicht nachsehn, was der weiland ästhetische Klotz (*lais traictester, si pot' hyn γε!*) und andere darüber gesagt haben. Hierauf deutet er gleichwohl die seligen Götter zu seinen Höflingen um. Lachen, sagt er, und sich freuen und vergnügt seyn, habe im Alterthum völlig dieselbige Bedeutung, und hier heisse lachen nichts anders als lächeln, μειδιῶν. Da also Hephästos das ihm neue Amt eines Schenken gutmüthig übernahm, betrachteten ihn die erheiterten Götter mit anhaltendem Lächeln, ἀσβεστον γέλωτι, das nämlich die ganze Zeit über anhielt, während er einem nach dem andern den Becher zutrug. Auch bey dem erheiterten Netzfange des Hephästos Odyss. VIII, 326 hätte billig für Hr. Heynens Schönheitsgefühl übersetzt werden müssen:

Und anhaltendes Lächeln entstand bey den seligen Göttern.

Selbst wo die muthigen Freyer Odyss. XVIII, 100 sich zu Tode lachen, selbst wo ihnen XX, 346 Pallas Athene ein unmaßiges Gelächter (ἀσβεστον γέλωι) des Wahnsinns erregt, wird nur simpliciter ein anhaltendes satyrisches Lächeln, nihil amplius, zu verstehen seyn. „Einige, fährt unser Aesthetiker fort, legen noch den Begriff des hinkenden Hephästos in κοινύειν, welches doch eigentlich vom Aufwarten bey Tische gesagt wird, ohne das man „an einen hinkenden Aufwärter denken darf“. So entstellt der Mann seine Vorgänger! Man höre, wie verständig hier Eustathius, und mit wie richtigem Gefühl er urtheilt: „Würdevoller als alle erscheint Zeus, da er auf des A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

„Hephästos Rede und lächerliche Geschäftigkeit in 'gar nicht einläßt; nächst ihm Here, da sie nur lächelt; aber die übrigen Götter sinken zu unmaßigen Lachen herab. Mit bedachtigamer Thätigkeit arbeitet“ heißt κοινύειν in der Poësie. Auch das Lachen der Götter behandelt Homers Muse mit Würde; denn das über den hinkenden Gang gelacht wurde, verschweigt sie, damit sie nicht scheine unzeitigen Spafs zu treiben.“ In eben dem Sinne versteht Clarke κοινύοντα, *pinxeram agentem, sed et claudere*. Die Götter lachten, das, statt der blühenden Schenkin Hebe (Il. IV, 2), das Ungeheuer mit zottiger Brust (Il. XVI, 410 ff.), um den Unmuth durch Lustigkeit zu zerstreuen, die Becher umherzutragen sich anstrenge; weil dabey (läßt der Dichter hinzudenken) sein hinkender Gang sich noch lächerlicher ausnahm. Wer soll nun gesagt haben, das dem Worte κοινύειν der Begriff des Hinkens beywohne? Welchen Namen wagt Hr. H. dem Strohmanne zu geben, den zu erlegen er sich beieifert? Statt solcher ästhetischen Mißdeutung und Verungümpfung, hätte er anmerken müssen, das Homer die unzeitig erregte Leidenschaft gewöhnlich, wie in der Geschichte des Thersites Il. II, 212—270 (wo Hr. H. die aus einem fremden Auszuge ausgezogenen Urtheile der Selbstforscher auf seinem bekannten Richtscheitel aburtheilt), und bey dem Bogenverfuch Odyss. XXI, 360—376, in ein Lachen auflöset. Gegen des guten Clarke richtige Bemerkung, der hinzugedachte Nebenbegriff des Hinkens werde durch den rhythmischen Nebenausdruck des schwerfälligen Ausgangs διὰ δάμακτα κοινύοντα, in ämfiger Eil umherging, noch gehoben, nimmt sich Hr. H. selbst ein satyrisches Lächeln heraus: *At mira sagacitate Clarke elaudicationem in ipso metro sibi videbatur deprehendere. Adeo casere opus est, ne sensum nostrum in postas inferamus*. Aber Hr. H. läßt eher ἀπὸ δρυὸς ἢ ἀπὸ πέτρης, vom Eichbaum oder vom Felsen, mit sich kosen, als vom Vershaq. Nicht einmal in dem berühmten τριχῶς τε καὶ περαχῶς Il. III, 363, noch in dem langsaamen und wehmüthigen Gange ψυχῆν κινησικῶν Πατροκλῆος δειλά Il. XXIII, 221, vermag er irgend eine absichtliche Anordnung zu erkennen. Oder damit wir bey dem Mechanischen stehn bleiben: selbst der Vers Il. XV, 18, der einzige in Homér, der gegen die Cäsur verstößt, macht Hr. H. nicht aufmerksam; und Bentleys Aenderung ὅτε τε κρέμων giebt ihm nichts weiter zu denken, als, was er selbst bis zum Ekel wiederholt, das im Ionischen das Augment wegbleiben könne. Für ἔτε, τε, quando niquè, welches wir nicht kennen, möchte vielleicht ὄττε, sicherer ὄτε παρ, wie Il. XX, 188, zu lesen seyn, um eine stüchtige

tige Verweilung, die der Regel schon genügt, zu erlangen: Η οὐ μέμνη, δὲ περὶ ἢ κρέμα ὑπέδρα.

Endlich bey II. I. 601—604 lehrt die Note, daß die Götter des Olympos ein Leben führen, wie die Heroen. Dann, ἀμειβόμενα ὅτι seyn die Mufen, weil sie entweder sich selbst im Wechselgesang antworten, oder dem vorspielenden Apollon. Die viel wortreicher vorgetragene Doppelerklärung gehört dem Eustathius, der nicht daran dachte, daß Odyss. XXIV. 60, wo kein Apollon dem Reigen vorspielt, nur Wechselgesang gegen einander gesungen kann. In der Observation, dem unverkennbaren Eigenthume des Hn. Heyne, zeigt sich ein ganzes Raupennest, welches wir, ehe die Brut zum Schaden unher kriecht, ausschneiden und zerkleinern wollen. „Die Götter halten „den ganzen Tag unaufhörliche Mahlzeiten“. Falsch! Selbst hier war ein Theil des Morgens vor dem Frühstück vergangen, während die Götter von den Aethiopen heimkehrten, und Zeus mit der Thetis sich besprach; jetzo den ganzen übrigen Tag hindurch (wie V. 472) feyerten sie in Zeus Saale die Auslösung mit verlängertem Schmause, das ist, mit Nectarnippen und erfreuem Reigenesänge. In Anfang des vierten Gesangs, da seit dem Morgenschon alles im dritten besungene geschehn war; finden wir die Götter in Zeus Halle vor dem Palaste, wo sie nach Akinen genossenem Ambrosiamahl, bey Nectar rathschlagten, und auf Trost herabschaute. „Eben „so schmausen in der Odyssee die Freyer und Alkinoos „den Tag hindurch“. Falsch! was kein Kenner der Odyssee bewiesen verlangt. „Wie bey diesen zum „Festmahle Gesang und Cyther sich gesellt, so ist bey „den Göttern Apollon der ἀοιδός“. Der arme Apollon, der, während die anderen Götter schmausen, am Pfeisertische vorspielen soll! Nicht bey den Freyern einmal, noch bey Alkinoos, hatte der ἀοιδός, das ist verdolmetst der Sänger, ein so trauriges Loos. Erst, nachdem die Begierde des Tranks und der Speise gestillt war, spielten Phemios und Demodokos zu Gesang und Reigentanz, Odyss. I, 150—422. VIII, 72—262—485; obgleich die üppigen Freyer (XVII, 127—358) auch nach gestilltem Hunger bey der Musik noch fortschwelgten, und erst gegen Abend (XVII, 605) zu Reigentanz und Gesang aufstanden. „Neu ist, und „dem homerischen Gedichte so fremd, als dem Leben „der Heroen, daß die Mufen mitlingen, denn bey „den Heroen wird bloß ein ἀοιδός ohne singende „Weiber aufgestellt“. Der Observator denke sich mitlingende Weiber nicht als Sängerninnen im Concert, sondern nach griechischer Sitte im Reigen, der, wie bekannt seyn sollte, Gesang mit Tanz oder lebhaft nachahmenden Gebärden, vereinigte. (Wiss man Odyss. XXIII, 143—147 nach der Harfe Männer und Weiber, und II. XVIII, 567—572 Jünglinge und Jungfrauen mit Gesang tanzend: eben so hier die Mufen um den anführenden Apollon mit der Harfe, die, nach Pindars erster pythischer Ode, dem Apollon zugleich, und den Mufen zum Tanzschritt und Gesange den Tact befehmt. Wegen des Zirkelbeweises: Je-

ne Stellen Homers sind verdächtig, weil sie neuere Begriffe enthalten; und die Begriffe sind neu, weil sie in verdächtigen Stellen vorkommen: erkundige er sich bey den Logikern. „Neu ist auch, daß die Mufen Wechselgesang anheben.“ Wiederum der Zirkel! Und woher nun bestimmt ein Wechselgesang, nach jenem abgeschriebenen Entweder — oder? „Bey „Hesiodus und andern führen die Mufen Chortänze „auf, und Apollon ist der Chorag“. Chortänze mit Gesang sind Reigen; die haben wir auch hier, sammt dem Anführer Apollon. Bey Hesiodus (Theog. I—70) halten die Mufen ihre Reigen, wie im letzten Gesange der Odyssee, ohne Apollons Anführung; im Schilde (V. 202) begleitet Apollon den Chortanz der Unterbliehen mit Saitenspiel, indem die Mufen den Gesang anheben. Auch in dem homerischen Hymnus 188—209, singen im Festreigen die Mufen, mit schöner Stimme sich antwortend, indem die Chariten und Horen, auch Harmonia, Hebe und Aphrodite sammt Artemis, und die Jünglinge Ares und Hermes, zum rhythmischen Geberdenspiele des Tanzes sich gesellen, und Apollon, schön und erhaben einher schreitend, mit rege geschwungenem Fufe und Leibrock, die Gitarre erklingen läßt. Dagegen in dem Hymnus an Artemis führt sie, die Schwester Apollons, den Tanz der Mufen und der Chariten an: wie sie in der Odyssee VI, 102 nach der Jagd mit ihren begleitenden Nymphen tanzt; ein Bild der Nausikaa, die eben daselbst nach vollendeter Arbeit sich mit ihren Mägden im Balltanz beflüßiget. Das παίζειν und ludere von der vereinigten Lust der Musik, des Gesanges und Tanzes, wie unser spielen von der Musik allein, gebraucht wurde, diess zu beinerken, dürfte für manchen nicht überflüssig seyn; vergl. Odyss. VIII, 251. 372. Athen. I, II, p. 14. Voss bey Virg. Ecl. I, 10. „Der XXIV Gesang der Odyssee, wo V. 60 die „Mufen gut einander singen, ist eines spätern Rhapsoden Werk.“ Das haben spätere Grammatiker dem Hn. H. mit wunderlichen Trugschlüssen eingebildet. „Merkwürdig ist auch im Olymp, daß bey den „Schmäusern Göttinnen sitzen (deae feminae sagt „Hr. Heyne, welchem auch das maree bekannt seyn „mögen); da bey den Mahlzeiten der Heroen nirgends Weiber vorkommen.“ Wir erinnern Hn. H. an Arete Odyss. VI, 141. XI, 335. XIII, 57; an Klytemnestra XI, 422; an Helena XV, 122—170; woraus sich ergibt, daß die Hausfrau gewöhnlich mit am Gastmahle saß. Helena hatte IV, 120 den zur Nachhochzeit geladenen Weibern in ihrem Gemach einen Schmaus gegeben; für Penelope war Theilnahme am Schwelgen der Freyer unthunlich und unverbeyrathete Töchter, wie Nausikaa, durften nicht in Männergesellschaft kommen, Odyss. VI, 288. Jungfräuliche und vermählte Göttinnen aber erschienen als Beamtete am rathschlagenden Mahl. „Vides, „ruft Hr. H. am Schluß, quam multa in his sint, quae „scrupulum injiciant“. In einen schlollernden Schuh liegen leicht Steinchen. — Noch eine ästhetische Bemerkung bey I, 606 zu guter Letzt; „Wir behalten, heißt es, die herrschende Lesart μακροτέρως, ob-

„obgleich sie unferen Ohren nicht sehr lieblich klingt, „*est sane parum sanis ad aures nostras*“. Welche Kakophonie klingt denn so unlieblich, wenn nicht für Homers Ohren, doch für die Unstigen? Homer lachte ja Wohlthun, indem er κακισφαιής in κακισφαλής, wie κάβαλεν in κάββαλεν, abglättete. Und zway mit  $\kappa$  anfangende Sylben nach einander, wie κακός, κόσμος, Kokos, was haben sie aufzöseliges? Wird wohl einer so kindisch seyn, bey κάββαλεν an kabbeln zu denken, und bey κακιστώ an etwas, das die Nostri mit den griechischen Kindern gemein haben? Weg damit! Aus Athen ruft: Ἀπὸ κάκῆς τῆν φῆν ἀπείχου!

IV. *Leerer Schein der Excursus über Partikeln.* — Nach so vielen gleich im Eingange des Werks aufklopfenden Proben von mangelhafter Sprachkenntnis, wozunter einige sehr süßig sind, wird wohl kein Kundiger erwarten, das die langen, den fortlaufenden Observationen nachtrabenden Worterklärungen, jene so genannten Excursus, κενόωντες πεδείοιο, in Räubern der Flucht durch die Felder, der Damaersprache einsonderliches Licht schaffen. Wer Lust an Getümmel hat, der kann sie schon hinter dem ersten Gesange büßen, wo die Auslässe über die Hauche in λευκὸν λευός Ἠῆ und κόρνια φηῆ, über den Gebrauch von αἰ κε, εἰ κε, εἰ ἄν, εἰ ἄν, über Quantität und Hauch in ἐρῶ, über die Orthographie von εὐναίοντων und ähnliche, über ἀτμός und πύξ, über εἰ, φε, οἰ, σου, οἰ, φοι, εἰ, φε, ὄς, φος, ὄος, φεος und εἶφός, (welchen Excursus Hr. H. im VII. Tom. p. 748 selbst widerruft) hin und zurück fahren, oder, nach dem Kunstausdruck, schwadroniren. Ihnen nachsetzen mögen wir desto weniger, da ihre Fahrlässigkeit, besonders über die homerischen Partikeln, durch sichtbare Unlust bey dem ersten Ausritte von E. 66 sich also ankündigt: „Ueberhaupt ist bey der Lehre von den Partikeln, „altenthalben genommen worden. Da aber die Partikeln in einer gelehrteren Bearbeitung eine besondere Sorgfalt verlangen: so darf man der, obgleich beschwerlichen Mühe einer fleißigeren Erforschung, nicht ausweichen“. Dieser ekel thuedenden Aeußerung folgt der Excursus, mit der Lehre, das αἰ und εἰ, κε und ἄν, nicht verschieden sey, und bey ihnen der Coniunctiv oft die Form des Indicativs habe, auch bey ὡς ἄν, ἴνα, ὄφρα. Dann noch bey I. 81 eine besondere Observation von εἰ und εἰ κε. Dann wieder ein besonderer Excursus von ὄφρα, mit dem Subiunctiv und Optativ, auch von εἴως κε und εἴως, IV. 300. Wieder ein besonderer von εἰ κε, V. 212: worin er, nach zwey weitflüchtigen Abhandlungen bey I. 66 und 81, dasselbige noch einmal omnino pauca, wie er sagt, abhandelt, und dortige Verwirrungen durch angezeigte Druckfehler, berichtigen will; obgleich sein gelehrter und wackerer Corrector, viele seiner eifertigen Schreibfehler verbessert zu haben, in der Vorrede (Tom. I. p. XLIX) gelobt wird. Dann wieder ein besonderer Excursus von ἴνα, μή, ἴνα μή, μήπως, ὅπως μή, VII. 335: womit ὡς, ὡστε, ὅπως,

ὄφρα meist einstimmten. Wieder ein besonderer von ὡς, ὡς ἄν, ὡς κε, ὡσεῖ, ὡς ὅτε, ὡς τε, IX. III. Noch ein besonderer von ὅπως; IX. 251, mit einer vornehmen Schlußrede über die Kleinigkeiten. Und wieder ein besonderer von ὅποτε mit und ohne ἄν oder κε, IX. 698, welches ὅποτε mit ὅτε ungefähr gleich sey. Und zuletzt noch ein besonderer von ὅτε, ὅταν, ὅτις κε, εἴτε, εἴτ' ἄν, εἴτε κε, XII. 41. Welch ein Schatz von Partikelgelehrsamkeit: denkt der Unkundige; und er hat auf 25 Seiten in 7 Rotten zerstreut, nur verwirrte Collectaneen für eine einzige Art von Partikeln, deren Gebrauch ein anderer etwa auf Einer bis zwey Seiten bestimmt hätte. Noch unrichtig gezählt; aber ein anderer übernehme es! In vielen einzelnen Observationen, und dann noch in den Supplementen erhalten wir zu jenen Abhandlungen noch verbessernde Nachträge Tom. IV. p. 673. 683. 704. Tom. V. p. 707; und sogar p. 714 für den verbessernden Excurs bey II. V. 212 einen wieder verbessernden Nachtrag; und damit wir zur Ruhe eilen, endlich und zu allerletzt, in einem Excurs für II. XXIII, von p. 545 bis 550. noch einen ganzen Gufs derselbigen Partikelgelehrsamkeit, mit Rückweisungen auf die vorigen verbesserten und unverbesserten Ergüsse, *Dutius forte*, fügt er hinzu, *quam pro rei gravitate, immeratus sum his subtilitatibus grammaticis*.

Uebrigens giebt Hr. Heyne über die von ihm selbst für wichtig erkannten Partikeln in den 7 dicken Bänden voll Noten und Observationen gerade so viel, das man wohl merkt, er sey etwas weiter gekommen, als sein Wood, der sie alle für Flickwörter zum Versbau hält (*Originalgenie des Homer* p. 301), aber nicht weiter, als der von ihm aufgetrischelte lateinische Wortübersetzer, der alles mit *omnino, utique, quidem* gathut, oder als er selbst in Bestimmung der Virgilischen Partikeln, *nam, enim, deinde, scilicet, nempe*. Ein paar Beyspiele. II. VII. 328 beginnt die Rede: *Πολλοὶ γὰρ τεθνήσκουσιν, viele ja sind gestorben, worauf folgt, drum laßt den Krieg ruhen, bis wir sie verbrannt haben*. Jeder sieht, das γὰρ den Begriff der Ursache, den unser denn, weil, und das nachstehende ja hat, nicht verleugnet. Hr. H. spottet über Clarke, der eine solche *Observationcula* ihm sechshundertmal (und doch nicht oft genug!), einschärft; und verliert seinen Gebrauch bey Seite gestellt, hier sey γὰρ völlig was *μεν, διηγοί, ἀρα* zusammenge setzt aus *γε ἀρα, γὰρ, sane*. Zu verspotten, was man zu kugeln nicht wagt, und dann durch solches Gewirr sich zu bestrafen! Unständig hat diese und andere Bedeutungen von γὰρ auch Voss bey Virgils Landbau und im *Neuen Schulmagazin* I. I. S. 159 ff. dargekhan. Noch umständlicher am letzten Orte die ganz unmerkliche Regel, das der Griechen dieser und jener sagt, wo die neueren Sprachen hier und dort haben; zu *Βε. ἡμῶς οἶδος πάντες, wir alle hier; Νηὺς δὲ μοι ἔδ' ἕσπερ, mein Schiff steht dort*; woraus sich die wahre Erklärung von Odyss. XII. 73 ergibt, *οἶδος δὲ ὄσω ἀπέσλοισι, dorthin (gegenüber) sind zwey Felsen*. Für die Ilias erläuterte die Bemerkung *XI. 611, ὄντινα τοῦτον ἀγεί, welchen er dort herführt*;

XII, 240. εἴτ' ἐπ' ἐπιπέδῳ τοίχῃ, oder auch links dort-  
hin; XIX, 344. καίνοσ ὄψε. . . ἦσται, jener sitzt dort,  
Hr. H. bedarf keiner Erläuterung; er schweigt.

Dagegen ist er bey III, 180. εἴ ποτ' ἔην γε, in  
Noten und Observationen weder stumm noch karg-  
laut, obgleich er dem εἴ außerdem in drey mühseli-  
gen Streifzügen nachgestellt hat. Helena, von bitter-  
rer Reue und Sehnsucht nach dem verlassenen Gemahl  
überwältigt, nennt dem Priamos auf der Mauer den  
Agamemnon, und schließt mit bekränkten Worten: Δα-  
ῦψ αὐτ' ἐμὸς ἔσκε κρυπτόδος, εἴ ποτ' ἔην γε. Der Zu-  
sammenhang beweist hier, und wo es sonst vorkommt,  
dafs das letzte ein Ausdruck schmerzhafter Erinnerung  
sey; Helena sagt gleichsam, wie Eustathius sie ver-  
steht: *Er ist es nicht mehr, aber vordem war er!* Es  
wird also ποτ' ἔην mit dem verstärkenden γε in eben  
dem Tone gesprochen, wie das wehmüthige *fuius*  
Troes bey Virgil. Die Frage ist, wie sich εἴ hiermit  
füge? In der gewöhnlichen Bedeutung wenn gewifs  
nicht; wohl aber als elliptischer Ausruf, wenn doch!  
für wenn ers doch jetzo noch wäre! Eine Partikel des  
Wunsches, wie *ut, utinam, si, o si*, ist nicht nur εἴ  
γάρ und εἴθε, wenn doch! sondern auch εἴ, z. B. Eurip.  
Hec. 836. εἴ μοι γένοιτο, wenn mir doch würde! Eine  
andere Form εἴδε kommt elliptisch in εἴδ' ἄγρ, auf!  
als ermunternder Ausruf für das spätere εἴα, bey Ho-  
mer und in der orphischen Argonautik vor. Bedenkt  
man nun die nebensiehenden Formen αἴ γάρ und αἴ-  
θε, und das veraktete εἴ, wovon εἴα und ἔην stammen;  
so kann man kaum zweifeln, dafs selbst die Ausrufun-  
gen αἴ und εἴ elliptisches Ursprungs sind, und dafs ein  
dazwischen gehörendes εἴ, als Ausruf der Sehnsucht  
und der Ermunterung in εἴ ποτ' ἔην γε, εἴθ' ὄφελος  
und εἴδ' ἄγρ sich erhalten habe. Treu ist also und poe-  
tisch die Vossische Uebersetzung von II, III, 180:

*Schwager mir war er vordem, der schändlichen; ach er  
war es!*

ob sie nun durch solcherley Rechnungen gefunden,  
oder durch Gefühl des Nothwendigen getroffen sey.  
Bestimmt wissen wir, dafs ein anderer schon längst  
dieses εἴ als elliptischen Ausdruck des Wunsches: wenn  
ers noch wäre! ach dafs ons wäre! aber vordem war  
ers! — mündlich und schriftlich mehreren Freunden  
entwickelt hat. Ja, selbst Hr. Heyne in den *Supplendis*  
zu II, I, 415, wo er die Erklärung von εἴθ' ὄφελος ἦσται  
nachholt, macht die verständige Bemerkung: *Videtur*  
*αἴ, εἴ, αἴθε, εἴθε, absolute acceptum fuisse, ah! heu!*  
*debebas desiderare.* Hätte er so bey II, III, 180 ge-  
dacht: so sünden wir auch hier, was wir loben könn-  
ten. Jetzt wollen wir seine Interpretation von εἴ ποτ'  
ἔην γε anhören, deren *studium immane loquendi* zwar  
bis zum Erträglichem gedämpft werden muß. In der  
Note heist es: vielleicht stehe εἴποτε für ὄποτε, *quan-*  
*do ille erat fessus meus; tum cum.* Zu deutlich; er

war mein Schwager, damals als er mein Schwager war,  
oder (wie Hr. H. in Gedanken sagt), als er mein Schwie-  
gerwator war. In der Observation wird mit der Er-  
klärung eines Scholiasten, wenn er je Schwager war,  
so war er der meinige, die obige des Eustathius für wi-  
derlich (*putida*) erklärt; des kleineren Scholiasten εἴα  
ποτε ἔην enthalte einen Solöcismus. (Wie das? Er  
weist also nicht, dafs auch ἔην durch αἴ Ungewifsheit  
empfangt: Wenn er etwa es jemals war.) „Er habe die  
„Neueren befragt, aber wenig gelernt; weil sie ent-  
„weder auslassen, oder auf mancherley Art übersetzen.  
„Eigentlich sey es: *si unquam, si modo fuit, oder, si*  
„*quidem fuit*“. Deutch, wenn er anders je, oder,  
falls er je es gewesen ist. Das letzte *siquidem* ist aus  
der lateinischen Uebersetzung. „Clarke sammt andern  
„greife fehl, auch der Scholiast bey II, XXIV, 426  
„mit seinem εἴος γε“, Falsch angeführt. Der Scho-  
liast sagt εἴος περ ἔην, *dum erat in vivis*: welcher Sinn,  
wenn εἴ das überhaupt bedeuten könnte, und wenn  
dann ein lobendes Wort, der geliebteste, der herrli-  
che; voranginge, keine Abweilung verdiente. „Als  
„Wunsch, heist es weiter, könne εἴποτ' ἔην nicht ge-  
„nommen werden, dann müsse εἴθε für εἴποτε stehn.“  
Und dann käme der alberne Sinn: *Wäre ers doch ge-*  
*wesen!* „Besser als die übrigen sey Damms Ueberfet-  
„zung: *quam olim essem (esset) quidem*“. (Welches  
Damm also) verdeutlicht: da er ehemals lebete.)  
„Ihm selbst schein, nach Vergleichung ähnlicher Stel-  
len im Homer, nichts passender, als festzuset-  
zen, dafs, εἴ ποτε in der alten Sprache für ὄποτε,  
„ὄτε, εἴπειδῃ, gesagt worden sey.“ So wäre denn aus  
der alten Sprache, die den Sonntagkindern im Trau-  
me vorsummt, für εἴ die Bedeutung *als* oder *wann*,  
und nebenher *nachdem* oder *weil*, festgesetzt; wel-  
cher schwankenden Festsetzung die beybehaltene Dol-  
metschung, *Levir utique meus erat inaevacuandae, siqui-*  
*dum fuit* (wo blofs *fuit* in *erat* verwandelt ward), ei-  
nen noch weiteren Spielraum giebt. Wenn wir nun  
an die obige Lehre des Hn. H. zurückdenken, dafs  
κρυπτός ein grobes Schimpfwort des heroischen Zeit-  
alters sey; so haben wir an diesem Verse ein ausbün-  
diges Beyspiel von der neumodischen, mit Kritik und  
Aesthetik sanft gewürzten Interpretation. Den rühm-  
lichen, in der Vorrede (T. I. p. XXIII) angekündig-  
ten Voratz des Hn. Heyne, weiter als die Philologen  
vor ihm zu gehn, die Sachen und Vorstellungen bes-  
ser zu entwickeln, und besonders das Gefühl des  
Wahren und des Schönen zu schärfen, befördere eine  
in seinem Geiste versuchte Uebersetzung des Muster-  
verses mit Variationen:

*Schwager gewiss war er Mir handsüßigen, {als  
falls), er  
{wollt  
es einst war.*

(Die Fortsetzung folgt.)

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 10. May 1803.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG u. LONDON: -*Homeri Ilias*. Edidit C. G. Heyne. T. I—VIII. etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Möchte doch einer mit geschärftem Gefühle des Wahren und des Schönen den ganzen Homer, so rein aus der Seele dieses Erklärers aufgefaßt, in deutschen Hexametern darstellen! Hr. Heyne klagt (T. I. Praef. p. XXIV. T. III. p. CKIV), daß unsere metrischen Uebersetzungen Homers (denn durch Virgils Verdeutschung scheint ihm manchmal sogar der feinere Wortsinne eröffnet zu seyn, Praef. 3 ed. Virg. p. VIII), aber daß Homers Uebersetzungen, unter welchen übrigens die Vossische in ihrer Art wohl zu den vorzüglichsten gehöre, dem richtigen Verständnisse Homers aus mancherley Ursachen durchaus nicht förderlich gewesen seyn; daß sie vielmehr, was noch schlimmer ist, den Eifer für die akademischen Vorlesungen über Homers Werke, nachdem solcher durch die Ausgaben Ernestis, Hagers, des Baselers, des Wernigeroders, Niemeyers, des gelehrten und tiefdringenden Wolf, der größtentheils die Glasgower Ausgabe sehr genau abdrucken lassen, (und, wir können errathen, wodurch noch weiter) entflammt worden war, plötzlich durch erregte Anmaßung wieder abgekühlt haben. Eine wörtliche Uebersetzung hingegen, wie etwa die von ihm aufgenommene alte lateinische, welche er selbst ehemals (Ep. ad Tychsen. p. IX) *omnium ineptissima* nannte, und deren Verwerfung er für *nützlich* erklärte, eine solche Uebersetzung, meynt er jetzt (T. III. p. CXV), sey zwar als schönes Kunstwerk nicht sehr zu empfehlen, aber *desto nützlicher* durch buchstäbliche Treue. Wer treuen Abdruck des Heynischen Sinnes in Worten, die er zugleich schön finden kann, mit erträglichen Hexametern zu vereinigen weiß, den erwartet am palmtragenden Ziele der Ruf:

*Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci!*

### C. SACHKENNTNISS.

Homers Werke nicht bloß nothdürftig nach den Worten zu dolmetschen, welches in der älteren Schule *exponere*, in der neueren *interpretare* heißt, sondern mit Verstand und Gefühl, wie ein gleichzeitiges Kunstwerk, zu erklären: dazu wird geübte Einsicht, sowohl in den allgemeinen Fortgang der Sittlichkeit und der Sprachbildung, als in die besonde-

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

ren Sitten, Künste, Vorstellungen und Ausdrücke des homerischen Zeitalters, erfordert. Mit Recht lehrt auch der neue Herausgeber (Tom. I. p. XXIII), man müsse nicht, wie vor 40 Jahren, da Ernesti obwaltete, bey bloßer Kritik und Philologie, das ist, bey scharfsinnig angewandten Sprachkenntnissen, stillstehn sondern in den *Sachheit* selbst eindringen, und des Dichters Meynungen in ihrem ganzen Umfange sorgfältig fassen und entwickeln, damit durch klares Verständniß das Hetz des Wahren und des Schönen empfänglich werde. Vortrefflich; und ganz in dem Sinne des philosophischen Sprachkenners Reimarus, dem Hr. Heyne bey seinem Virgil und Pindar noch nicht völlig beypflichtete. Schon vor 50 Jahren, und lange vor der Epoche der modernen Interpretation, zog dieser gründliche Mann die Erklärungskunst in die Vernunftlehre, deren Regeln sie auf Sprache und Alterthümer anwende. Eine davon, die Hr. H. nunmehr anerkennt, wiederholten wir, um uns und andere zu ermuntern. „Da auch Begriffe von den Sachen erfordert werden, wenn einer einen zusammenhängenden Verstand aus den Worten herausbringen will; so muß man so viel historische Erkenntniß von der Natur, von Personen, Oertern, Geschichten, Gebräuchen, Meynungen, und so viel Wissenschaften, als möglich ist, mitbringen, oder dieselbe in den gehörigen Hülfsmitteln suchen.“ So Reimarus, oder die gesunde Vernunft.

Zwar in den eben gemauerteten Worterklärungen des ersten Gesangs kamen auch einige, nicht unbedeutende Mängel der *Sachkenntniß* zum Vorschein: als vom Begriffe der Wahrsagung, von den altgriechischen Opfergebräuchen, von der unhöflichen, aber darum nicht rohen Denkart der Achaier, und der nachhomerischen Hellenen, von vorbedeutender Wendung bey heiligen und andern Geschäften, von Sitten der Gastmähler, vom Reigentanz, vom Weiberverkehr. Schlimm! doch auch diese für milddenkende verzeihlich, weil der thätige Mann die Augenblicke zum Nachdenken und Schreiben aufwaschen mußte, und nicht immer ein willkommenener Vorgänger ihm leuchtete. Habe der *Sachkennner* nur die durch den ganzen Homer herrschenden Vorstellungen, ohne welche man allenthalben stockt oder strauchelt, immer in Gedächtniß gehabt. Habe er nur die allgemeinsten Begriffe des homerischen Zeitalters, in welchem die *Ilias* und die *Odysee* entweder als vollendete Werke, oder, wenn man will, in zerstreuten Theilen für spätere Zusammenfügung, entstanden sind, den Lehrlingen unter dem Text in verständliche Ausprüche gefaßt,

U

und

ist eine kritische Kleinigkeit. Bald darauf (observ. I. 425), nach der Klage, daß man hier nichts aufs Reine bringen, und leichter andere widerlegen, als selbst etwas unwiderlegliches aufstellen könne, fügt er hinzu: „Jene Erklärung sey freylich gemacht worden, und lasse sich anhören; wenn man indess die Worte „strenge nach der Grammatik nehme, so könne auch „dieser Sinn herauskommen: Zeus ging zum Vater „Okeanos, um indessen, bey den Aethiopen gelegenen, „Wohnung ein Gastmahl zu geniessen.“ Nach welcher Grammatik ist μετ' Αἰθιοπίας etwas anderes, als zu den Aethiopen, unter die Aethiopen? Oben I, 222, wo Athene nach dem Olympos geht, δαίματ' ἐς αἰγυόχοιο Διὸς μετὰ δαιμόνας ἄλλους, in die Wohnung des Zeus zu den anderen Göttern, wird völlig wie hier es dem Orte, μετὰ den Anwesenden, zugefügt. Diese Kleinigkeit trifft nur den Grammatiker, den wir schon im Vorigen erkannt haben. Jetzt an den Erklärer der Geographie; wenn einer so heißen darf, der bloß erklärt, daß sie nicht zu erklären sey. „Man hat (fährt er fort) „die Stelle Odyss. I, 23 verglichen, wo „Poseidon zu den Aethiopen, den äußersten Menschen „gegen Aufgang und Untergang, um ihr festliches „Opfer zu empfangen, gewandert war; und offenbar „hat der Verfasser jener Verse unsere Stelle in dem „obigen Sinne (von einem Feste der Aethiopen am Okeanos) „verstanden, und weitläufiger ausgeführt.“ Nach vielen Hin- und Herreden besinnt er sich noch, das in der Ilias XXIV, 205 Iris ebenfalls ein Fest der Aethiopen an den Fluten des Okeanos besuchen will; und antwortet dasselbig, indem er bloß willkürliche Dichtung jedes besonderen Verfassers, keine stehende Volksfage, ahndet. Er spricht weiter: „Auf „die Lage der östlichen und westlichen Aethiopen haben die Gelehrten viel Mühe gewandt, um sie geographisch, bald nach unserer, bald nach der alten „Kenntniß des Erdkreises zu bestimmen.“ Jenes thaten die Preiskämpfer, dieses Hr. Vofs. „Wie aber „das Aethiopenland zu Homers Zeit beschaffen war, „und wie weit es sich erstreckte, weiß man nicht. „Wenigstens daß willen wir, daß es sich weit erstreckte, und den Alten wenig bekannt war.“ Wenigstens ist dem Hn. Heyne die Vorstellung der Alten von den Aethiopen so wenig bekannt, als von den Hyperboreern, die er in der ältesten Zeit den Griechen gegen Norden setzt (II. XVI Exc. II. p. 283). „Vielleicht (meynt er) „kamen von den über Aegypten wohnenden „Aethiopen einige dunkle Gerüchte durch Handelsgesellschaften zu den Aegyptern, und durch diese zu „den Griechen; muthmassen kann man so etwas, aber „bestimmen nichts. Daher darf man auch nicht für „gewiß behaupten, daß ähnliche Fabeln in andern „alten Gedichten mit dieser Stelle etwas gemein ha-

ben; wenigstens bieten die Worte nichts dar. Die herrschende Meynung ist, hier werde ein Fest in Thebe oder Diospolis angedeutet, wo jährlich eine Kapelle des Zeus auf dem Nil nach Libya oder Aethiopia fuhr, und am zwölften Tage zurückkehrte; denn Okeanos heiße der Nil bey den Aegyptern. So urtheilten Diodor und mehrere Grammatiker. Andere, wie Gattererus meyster, gaben astronomische Erklärungen, u. s. w.“ Treffliche Auszüge, die aus den Alten das Wichtigste vollständig umfassen sollen! Wie Homers Zeitgenossen, und lange nachher Mimmermus, Pindar, die Tragiker, und die von Apollodor, Hygin, Quintus, Nonnus, auch von seinem Diodor anderswo ausgeschriebenen, sich östliche und westliche Aethiopen gedacht; und wie die verständigsten Ausleger bey Strabo, und andere, vorzüglich der Astronom Geminus, dieses Fabelvolk, vom östlichen Gestade des Okeanos hinter Kolchis bis zum westlichen am Atlas gestreckt, als die älteste Vorstellung, gegen undeutende Alexandriner vertheidigt haben: davon meldet er kein Wort, um nicht uns und sich selber durch ungehörige Dinge zu verwirren. Aber von den undeutenden Alexandrinern hebt er Eine Meynung, als herrschende, heraus; und sein Auszug ist vollständig. Unbekümmert um den äthiopischen Memnon, den Sohn der Eos, und um den Aufgang der Sonne bey den Aethiopen, läßt der Bescheidene, der nichts Besseres zu wissen sich unterfährt, sich die Aethiopen am Obernil für die homerischen aufbinden; und wir selbst mögen nachdenken, wie Poseidon Odyss. V, 282. 380 auf dem Wege vom Ober-Nil nach Aegä so weit ostwärts zu den Solymerbergen ausweichen konnte. Ehmals fühlte er doch bey Virgils Aen. VII, 286 diese Unschicklichkeit, und liefs, sie zu heben, den Gott von den südlichen Aethiopen über die Elymerberge oder den sicilischen Er. zurückkehren. Als aber in den Myth. Briefen I. p. 177 seine Unkunde der östlichen Aethiopen und des homerischen Siciliens, wie im deutsch. Museum 1780, 2 St. p. 241, von neuem gerügt worden war; gab er in der letzten Ausgabe die Elymer auf, und wollte nun selbst schon lange bey Strabo die weit verbreiteten Aethiopen, die hier im östlichen Asien jenseits der Solymerberge wohnen, bemerkt haben. Was bewog ihn denn, seine schon längst gemachte richtige Bemerkung jetzt dem vollständigen Auszuge aus Homers alten Erklärern zu misgönnen, und dafür die jüngsten astronomischen Grillen, die er selber verwirft, aufzutischen? Warum bey dem Homer einen wichtigen Satz der homerischen Geographie verhehlt, den er beyläufig bey dem Virgil ἐκὼν ἀκίνοντι γὰρ Συμῶ als wahr einräumte?

(Die Fortsetzung folgt.)



# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 10. May 1803.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG U. LONDON: *Homeri Ilias*. Edidit C. G. Heyne. T. I—VIII. etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wir sagten, die astronomischen Grillen verwirft Hr. Heyne jetzt selbst. Dafs er sie vormals nicht verwarf, wollen wir aus den *Myth. Briefen* I, 4. p. 27 in Erinnerung bringen. „Homer, heifst es dort, läfst die Götter zwölf Tage bey den Aethiopen ostwärts am Oceanus schmaufen. Hr. H. (*comm. de fab. Hom.* p. 53), über die *commenta* der Grammatiker handschlagend, vermuthet ein *altes Philosophem der zwölf Monate*, da die Götter, d. i. die Sonne, über den zwischen uns und dem südlichen Erdkreise geglaubten Ocean, zur *anderen Hemisphäre*, nicht eben auf zwölf Monate, aber doch für den Winter gingen. *Zwölf Monate*, und eine *Erdkugel*, schon vor Homer! Und dieses so wichtig angekündigte Philosophem ist gleichwohl dem Macrobius (*Sat.* I, 23) entwandt worden.“ Man erwartet gewifs von Hr. Heyne das aufrichtige Bekenntniß, er selbst habe sich einst mit astronomischem Grillenfange beschäftigt, aber jetzt das Spiel aufgegeben. Er hütet sich wohl. Sein College Gatterer und Costard mögen zur Schau stehen, und die Stoiker mit ihren *subtilioribus argutis*, die er bey Macrobius (*Sat.* I, 23) nachweilet: das ist, in derselbigen Rülkammer, aus welcher Hr. Heyne selbst sein spitzfindiges Fanggeräth mit verschwiegenem Dank abholte.

Hr. Heynens ungrammatische Erklärung von II, I, 423, dafs Zeus den Vater Okeanos in seiner Wohnung bey den Aethiopen besucht habe, führt die Frage herbey: Wo denkt sich Hr. Heyne die Wohnung des Okeanos? Wenn der Herrscher des Weltstroms, wie andere Stromgötter, in seiner felsigen Quellgrotte wohnte (Aeschyl. *Prom.* 300); an welchem Ende schienen den Alten des Okeanos Quellen zu entspringen? Bey II, XIV, 200, wo in der That von einem Besuche des Urvaters geredet wird, antwortet Hr. Heyne in der Note: „Der Dichter bestimmt nicht, in welcher Weltgegend der Palaß des Okeanos besucht werde. Nicht im Westen; denn dort ist der Palaß der Nacht und des Sonnengottes. Es bleibt die Südgegend übrig: wohin vielleicht die Aethiopen II, I, 423 gehören.“ An dieser Erklärung mögen die Jünglinge ihren Verstand üben. Der Dichter bestimmt nichts über die Wohnung des Okeanos: sie bleibt also, er  
A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

warten wir, unbestimmt, ob im Westen oder Osten oder wo sonst. Nein, hören wir, nicht im Westen; das weiß er bestimmt! Woher denn? Aus Homer gewifs nicht; aber vielleicht, wofern er nicht Eingebungen hat, aus den nächstfolgenden Alten, bey denen Homers geographische Fabeln noch fort dauerten. Ein solches Zeugniß, wenn es gestellt werden kann, wird uns göltig seyn; nur müßte Hr. Heyne es nicht stellen wollen, der eine gemeinfaus und fort dauernde Geographie des homerischen Zeitalters eben ableugnete. Was sagten ihm denn die nächstfolgenden Alten, warum Okeanos nicht dürfe im Westlande wohnen? Sie sagten ihm, meynt er, die Nacht wohne dort und der Sonnengott. Nun? und deshalb bliebe für den alten Urvater nicht Raum oder Bequemlichkeit? weil etwa die Nachbarin Nacht ihm die Wohnung zu dumpf machte, oder der Nachbar Sonnengott zu schwül? Eher begreifen wir, wie wenig für die Nacht, die allerdings am Westrande haufen muß, der Sonnengott ein Nachbar seyn könne. Das war er aber auch nicht. Schon die *Myth. Briefe* (II, 19. p. 155—160) führen Beweis: dafs dem Helios der ältesten Dichter nach Homer einhellig am *Ostgestade* des umkreisenden Weltstroms hinter Kolchis eine anständige Wohnung für sich und die Seinigen gaben, woraus er des Morgens zur täglichen Sonnenfahrt sich aufmachte; und dafs erst die späteren auch am Westgestade ein Haus, nicht zum Wohnen, sondern zur Einkehr, bis er von der Schifffahrt um den nördlichen Rand sich ein wenig erholt hätte, ihm einrichteten. Zuverlässig ward Okeanos, am Westgestade zu wohnen, von dem bloß vorbeiziehenden Helios nicht gekört, und eben so wenig von der anwohnenden stillen Matrone Nacht. Und würde er dort gestört, was dann? Dann bliebe, sagt Hr. Heyne, die *Südgegend* übrig: wo er ihn gar zu gerne, zum Behuf seiner unglücklichen Worterklärung von II, I, 423, bey den Aethiopen seiner Alexandriner ansiedeln möchte. Wenn das nicht wäre, so könnten wir ihm auch im Norden und Osten noch übrigen Raum zeigen; und obgleich im Norden nicht mehr, als im Süden, ein Haus für den Okeanos zu finden ist, so liesse doch vielleicht am Ostrand sich eines bey Herodots pontischen Griechen (IV, 8) ausfragen. Aber Hr. Heyne bezwinde seine Abneigung vor einer westlichen Wohnung des Okeanos. Nicht Hr. Voss in den *Myth. Briefen* und bey Virgils *Landbau* hat sie dorthin gefabelt, sondern die ältesten Dichter nach Homer und die spätesten. In Westen, sagt Hesiodus (*Theog.* 282), ward Pegasos *nahe den Quellen des Okeanos* geboren. Dort aus einem silberbelen und himmelsstützenden Felsberge (*Theog.* 775 bis  
Xx  
791)



791) entspringt der Weltstrom, der neun Theile seines Gewässers um die Erdscheibe rollt, und nahe bey seiner Quelle in das vertiefte Mittelmeer stürzt, in des der zehnte Theil durch das untere Geklüft in das Schattenreich als umzingelnde Styx hinabrieselt. Nach der Meynung der Alten wird dieser Silberfels von Homer Odyss. XXIV, 11 *Λευκιάς*, *der schimmernde*, genannt, durch welchen, wie Hesychius meldet, der Okeanos stürzen soll. Bey der westlichen Himmelspforte, wovon in den Myth. Br. I, 27 geredet wird, erkennt Pindar (Fr. LXIX. Schn.) die Quellen des Okeanos, und mit ihm *Lucian in Tragop.* 91. Dort dachte auch Aeschylus (*Prom.* 300) Okeanos Quellgrotte am westlichen Gestade des Greifenlandes (*Myth. Br. II, 16—19*). Nach dem westlichen Kampfe gegen die Titanen oder späteren Giganten (*Myth. Br. II, 32*) in dem Lande Tartessus, spülte dort Pallas Athene, wie Kallimachus (*Lav. Pall.* 10) singt, ihre Streitrosse in den Quellen des Okeanos. Auch bey Quintus X; 195 erlegt Perseus die Medusa an dem Ende der Welt, wo die Sterne sinken, und die Quellen des tiefströmenden Okeanos sind. Bey demselben III, 745 führt zur elyrischen Insel am Westrande der Weg über des Okeanos Fluten und die Felsgrotte seiner Gemahlin Tethys; wo also auch Zeus XII, 156 die Urältern besueht. Bey Statius (*Theb.* III, 409) wäscht der Sonnengott an dem hesperischen Gestade sein goldenes Haar in der Quelle des Okeanos. Und Silius XIII, 554 setzt, wie Quintus, die elyrischen Gefilde jenfeit dem Okeanos, *dem heiligen Quelle benachbart*.

Kürzer werden wir mit anderen geographischen Entscheidungen uns abfinden dürfen. Im Excurs bey II. XVIII, 478, wo jene launige Geschichte, wie die Beschreibung des Schildes in die Ilias gerathen seyn könne, erzählt wird, äußert sich Hr. Heyne (p. 593. 590) auch über die *Ründe der Erde und des einschließenden Stroms Okeanos*; ohne gleichwohl zu sagen, woran er diese Meynung der Alten als älteste oder homerische erkannt habe. Wahrscheinlich versteht er die *Scheiberründe*, ungeachtet er sich etwas dunkel ausdrückt: „Die *Hemisphäre* war so vorgestellt, daß „auf derselbigen Fläche zugleich Tag und Nacht, Sonne und Mond vorkamen.“ Denn bey II. XVIII, 481 Obs. wundert er sich, wie man auf der Fläche des Schildes eine bereits von Homer gekannte Erdkugel mit Zonen geahndet habe; auch scheint ers bey II. VIII, 13 Obs. nicht zu billigen, daß dort Spätere den Tartaros auf die entgegengesetzte Hemisphäre deuteten, und den Begriff einer kugelförmigen Erde hineinbrugen. Sehr wohl; hätte er nur angezeigt, wer vor der Vossischen Abhandlung im deutschen Museum 1790 Homers Erdscheibe sammt dem ringförmigen Strom Okeanos aufser Zweifel gesetzt, oder wo im Homer diese Vorstellung am Wege liegt. Er selbst in seiner gepriesenen Abhandlung *de fabulis Homericis* von 1777, die er auch jetzt nicht zu bereuen im Excurs zu II. VIII, 18 bekennt, fand ja, wie wir gesehen haben, bey Homer schon eine *Erdkugel* mit zwey durch

ein *Oceanmeer* geschiedenen *Erdkreisen*, sammt den *zweyf Monaten* der späteren Sternkunde, und alles dieses schon in symbolischer Sprache des grauesten Alterthums angedeutet. Auch sein Kampflieger in der homerischen Geographie wufste noch im Jahr 1788, da seine Geographie der Argonauten gekrönt, und von Hr. Heyne den Forschern des alten Okeanos zum Leitstern empfohlen ward, über die Gestalt der Erde nichts, und über den umringenden Okeanos viel wunderliches, womit schwerlich die Scheibengestalt zu vereinigen war. Denn ründe uns einer das folgende Bild des Hn. *Schönemann* (p. 22 etc.): Oceanus heist im Osten der Euxinische Pontus, der nordwärts über Kleinasien und das geschnälerte Thracien bis an die Westseite von Epirus und Peloponnesus (p. 63) reicht; dann folgt der westliche Oceanus, oder das tyrrenische Meer am Circeß, welchem der südliche Oceanus außerhalb Libyen sich anschliesst, und ostwärts in der Gegend des kaspischen Meers mit dem Pontischen zusammenläuft! Es versteht sich bey jener Preiskämpfern, daß die Länder wie auf unseren Karten aussehen, und nur an den Enden so gestümpft werden, wie etwa auf der homerischen Karte bey Blackwell. Ja auch dieser nach Gutdünken hingegossene Oceanus, der ein utopisches Meer, durchaus kein homerischer Weltstrom ist, entsprang aus Hn. H. eigenem Kopfe, dem geheimnißvollen Urquell aller alterthümlichen Wissenschaft. Denn im Excurs I zu Virgils Aen. VII zieht er seinen Oceanus, dessen Begriff aber schon vor Homer geschwankt haben soll, von Circe's Insel hinter Sicilien bis zum Norden herum, und bringt die Argonauten von Kólchis in diesen seinen Okeanos entweder durch den Tanais oder den Ister: beide dem Houer unbekannte Ströme, wovon der letzte in den wahren Oceanus nicht einmal führen konnte. Stolz auf eine solche Erfindung wendet er sich in der neuesten Ausgabe an den Leser: „Erinnere dich, daß dieses von mir schon in der ersten „Ausgabe, und folglich vor dem Jahr 1775, geschrieben worden ist; damit du erkennest, daß ich mir „gleich bleibe.“ Gleich bleibt er sich allerdings im Wechsel der ungleichsten Behauptungen, die ohne Zwist in demselbigen Gehirn aus und eingehen, oder wie unbekannte Hausgenossen neben einander wohnen. — Bey II. VIII, 479, in der Note zu *περὶ τὰς ἁλῆς καὶ πόντου*, *Grenzen des Landes und des Meers*, steht er unschlüssig zwischen beiderley Ansichten: ob *πόντος* das *äußere Meer* sey, welches gewöhnlich mit dem Namen *Okeanos* bezeichnet werde (*plerumque per Oceanum declaratum!*), oder das innere Meer, wie anderswo; beides lasse sich, meynt er, verteidigen. Bey II. XXIII, 71—74 ist ihm in der Note der Okeanos zwar wieder ein *Strom*; aber nun vollends — man denke! ein *Strom der Unterwelt*, über welchen die Todten erst nach der Bestattung kommen. In der Observation V. 74 betrachtet er diesen hemmenden Strom *vor dem Hause des Aides (ante domum)*, und macht aus, der Strom werde zwar nicht genannt, doch sey er ohne Zweifel (*nec tamen dubito*) — der *Okeanos*; wenn auch die Stellen der Odysee X und XXIV nicht

einstimmen, und ihm kein ganz deutliches Bild der Gegend darbieten. Wie konnte er, gegen seinen Grundsatz, hier andere Homere zu Rathe ziehen? Wie, bey vorschwebender Unähnlichkeit oder Undeutlichkeit, für den hiesigen Homer aus den dortigen so zuversichtlich den Namen Okeanos herausgreifen? Die Undeutlichkeit wird, hoffen wir, durch unsere Erklärung ihm verschwinden, und mit ihr die Unähnlichkeit. Odyseus fuhr (Odyss. X, 508 ff.) durch die Einkrümmung des Okeanos nach der kimmerischen Nachtseite so weit, als die Vossische Welttafel zeigt; am niedrigen Gestade des Okeanos gieng er in die Todtenkluft hinab, bis wo die bekannten Höllenströme sich mischen; (S. Voss bey Virg. Lb. IV, 480); dort schweifte diesseits der noch unbestattete Elpenor; und eben daselbst Il. XXIII, 71 die Seele des Patroklos.

Zwischen zwey ungleichen Schlüssen so in der Mitte zu stehen, das man im Nothfall nach dem einen oder dem andern hinlangen kann, mag behaglich genug seyn; noch behaglicher, zwischen zwey verschiedenen Arten des Schliessens sich hin und her zu wiegen. Bald ist Hn. Heynes Grundsatz: So viel Kopfe der homerischen und nächstfolgenden Zeit, so viel besondere Meynungen von der Welt; daher sich über Homers fabelhafte Geographie allerley vernunthen, nichts ausmachen läßt. Bald nimmt er mit uns durchgehende Vorstellungen jedes Zeitalters an, nach welchen er, bey Homer eine westliche Wohnung des Okeanos oder eine östliche des Helios zu vermuthen, eben so bestimmt unterfragt, als er bestimmt die spätere Kugelgestalt der Erde, und alle Neuerungen des Weltstroms Okeanos, abweist. Glaubt man, nun halte er festen Fufs, schnell flattert er wie ein Zephyr zu seiner wankenden Blume zurück. So schwebt er wieder bey Il. VIII, 13 und 478, wo er in den Noten die Erklärung des Tartaros mit gefälliger Leichtigkeit umspielt. An der ersten Stelle sollen wir bloß denken, was daheißt, das der dortige Homer im Westen sich den Eingang zum Schattenreich und zu dem unter sich erstreckenden Tartaros gedacht habe; und an der zweyten wiederum nur, was der dortige Homer denkt, das im Tartaros, wohin ein Weg im Westen aus dem Okeanos (Wo steht das?) hinabführe, die eingekerkerten Titanen weder Sonne noch Luft haben. Jener Tartaros bleibe für sich, und dieser für sich. „Denn, sagt Hr. Heyne, aus einer Stelle in die „andere etwas hineinragen, ist mißlich: weil ja die „Poeten kein durchgehendes und mit sich selbst be- „stehendes Fabelsystem haben, und die homerischen „Lieder mit anderen Erdichtungen späterer Rhapsoden „untermengt sind; vollends aus dem Hesiodus ande- „res“ (vernunthlich, das es im Tartaros stürmt) „dem „Homer beymischen, ist noch mißlicher und willkür- „licher. Daher kommts, das jeder Ausleger nach sei- „nem Belieben andere und verschiedene Dinge hin- „stellt, aber nichts beybringt, wobey sich alle beru- „higen.“ O der erwünschten Ruhe, wenn keiner hinfort mit dem Unerklärbaren sich und andere beun-

ruhigen will, sondern alle dem Ausspruch eines Untrüglichen sich gläubig vertraun! Möchte doch bald ein neuer Hermann (der vorige soll dem Hn. Heyne entronnen seyn) den Wink auffassen, und uns, statt der vormals zusammengewinkten Fabeln Homers und Hesiods, dieselbigen in Fabeln der älteren und jüngeren Homere und Hesiode aus einander gewinkt wiedergeben! Dann eben so vereinzelt die folgenden Fabeln bis zu den spätesten herab, die ja nicht als Volksmeynungen ihrer Zeitalter im Zusammenhang, nein als besondere Erfindungen jedes müßigen Kopfes, und als durchaus widerwärtige, alle mit allen streitende, zu behandeln sind! Welch ein System von unverträglichen Hirngespinnsten wird hervorgehen, welche organisirte Anarchie, welche sichtbare Finsterniß, indem der erhabene Wink, wie ein elektrischer Blitz, das Chaos zugleich aufrüttet und erleuchtet! Natürlich wars, das bey solcher Einsicht Hr. Heyne in der Observation Il. VIII, 13 seine vom Hn. Voss (Virg. Lb. IV, 357) sanft berührte Einmischung des platonischen Tartaros zurücknahm. Weniger natürlich, das seine Observation bey Il. VIII, 480 Homers Tartaros ohne Sonne und Wind (der allein mit dem stürmischen des Hesiodus zu vergleichen war) mit Pindars ewig besonntem Sitze der Frommen in der Unterwelt (κατὰ γᾶς, Ol. H. 107), und diesen unterirdischen Sitz wieder mit Pindars Seligeneiland im wehenden Okeanos (V. 129) verglich, ja noch Virgils ungleichartigen Tartarus (Lb. I, 36. S. Voss), hineinmengte.

Solche Beweise von Wankelmuth lassen voraus ahnden, wie der Sacherklärer mit dem homerischen Olympos umgehen, oder vielmehr umspringen werde. Denn wirklich macht sein Excurs darüber bey Il. I, 494 des Hin- und Herpringens so viel, das ihn zu lassen kein geringes Stück Arbeit ist. Etwas geordnet und in Kürze gedrängt, enthalten die Collectaneen dies. Zuerst verheißt Hr. Heyne, von dem Olympos uns einmal für allemal zu unterrichten. Er thut es in der Folge noch oft; und wir werden sehen, ob er den ersten Unterricht immer befestige. Indem er darauf über die Lage und Gestalt des Berges Olympos, und über die Volksmeynung, das die Götter auf hohen Bergen entweder wohnen oder verehrt seyn wollen, Volborths Disputatio a. 1776 a p u d N o s habita, die doch nicht lauter wesentliches enthalte, und seine eigene Commentatio von dem Pierischen Mufendienst auf dem Pindus, in Erinnerung bringt, streuet er folgende Lehren aus: „Der Berg Olympos, höher als alle benachbarten, und stets mit Nebel und Gewölk umzogen, ward von den Pieriern dem Zeus, dessen Altar auf der Spitze stand, und zugleich den Göttern als Wohnort geheiligt und besungen. Von diesen Berge entlehnten die homerischen Lieder, manchen Ausdruck, um die Wohnungen der Götter“ (die also bey Homer nicht immer auf dem Berge sind) „zu bezeichnen: als der vielhauptige Olympos, der vielgewundene, der beserneite. Die Sage, das auf dem Gipfel kein Wind wehet, scheint die Beschreibung des windstillen Olympos O. J. VI, 42—46 ver-

„anlast zu haben.“ Wir setzen sie her, weil sie nicht Windstille allein beweiset:

*Zu dem Olympos empor, dem ewigen Sitze der Götter,  
Sagen sie: den kein Sturm noch erschütterte, nie auch  
der Regen*

*Feuchtete, oder der Schnee umstöberte; Heitre beständig  
Breitet sich wolkenlos, und hell umfließt ihn der Schimmer.*

Dafs die Heiterkeit der Berggipfel über der Wolkenhöhe den Schnee der unteren Strecke gar wohl zuläfst, und daher der beschneite Olympos nicht, wie Hr. H. bey II. I. 420 meynt, dieser Schilderung widerspricht: bedarf kaum einer Erinnerung. Weiter lehrt der Excurs: „des Berges Haupt (oder Obertheil, II. XX, 5) hat mehrere Gipfel. „Auf dem höchsten „der Gipfel sitzt manchmal Zeus, II. I, 498.“ (Bald darauf wird auch im Vorbeygehen eingeräumt, er wohne daselbst.) „Aber die übrigen Götter wohnen in verschiedenen Theilen des Gebirgs, II. XVIII, 186. „XX, 4. Da nun der Berg einmal für den Wohnort „der Götter gehalten ward, so schmückten ihn die ältesten Dichter auch mit einer Regia der Götter.“ Was will Hr. Heyne? Auf dem Berg Olympos wohnte ja Zeus, und umher seine Mitgötter: er selbst als König auf der höchsten Kuppe, weiter hinab die andern. Was soll nun bey diesem Königspalaste noch ein besonderer? Diefs begreift keiner ohne Literaturgeschichte. In den Mythol. Briefen I, 21 p. 133 ward die Heynische Lehre, an einigen Stellen Homers wohne Zeus sammt den oberen Göttern in einem gemeinschaftlichen Palaste, gerade mit ihrer Beweisstelle II. XI, 76 widerlegt, und dagegen gezeigt, dafs die beständig in verschiedenen Häusern des Olympos umher wohnenden Götter nur zu Rath und Schmaus in des Königes Palast auf dem höchsten Gipfel sich versammelten. Hr. Heyne läst die gesonderten Wohnungen der olympischen Götter stehen; zaubert sich aber dazu noch eine ganz wunderbare, in der bestrittenen Stelle II. XI, 76 ihm allein erschienene Regia deorum, οὐρανία oder Gemeinwohnung: in welcher, damit jene gesonderten Wohnungen unbewohnt bleiben, er die sämtlichen Olympier mit einander Tag und Nacht zu herbergen beschliesst.

Weil Zaubergestalten sich am natürlichsten im Dünst ausnehmen; so benebelt uns Hr. Heyne, bevor seine homerische Regia sich darstellt, mit einer geheimnisvollen Vorkehrung, wobey er die namlosen Geister der ältesten Dichter anruft. Wir müssen die grauliche Weihe unabgekürzt wiederholen. „Ausgeschmückt haben die Geister der ältesten Poeten den „Berg Olympos, da er einmal für den Sitz der Götter war gehalten worden, und eine Regia (einen Her-

scherpalast) auf demselben angelegt: und zwar im Anfang so, dafs sie die Regia auf dem Berg, oder einem Theile des Bergs, oder über dem Berge in den „Wolken, im Himmel, anlegten; bald aber, ohne auf „den Berg einige Rücksicht zu nehmen, die in den „Wolken und im Himmel angelegte Regia der Götter „mit dem Namen Olympos benannten. Im Anfang, „sagte ich, haben sie die Regia der Götter auf dem „Berge angelegt, zuweilen auch über dem Berge in „den Wolken und im Himmel; und hierin sind sie „mannigfaltigen Phantasmen (phantasmata) und Vorstellungen der Dinge und der Oerter gefolgt. Aber „jetzt handeln wir vom Homer.“ Indem uns die Sinne vergehen, entfällt dem Hn. Heyne selbst, was er abhandeln wollte: dafs bey Homer, ausser den vorher nachgewiesenen Wohnungen der einzelnen Götterfamilien, noch ein gemeinsamer Palast für alle zu finden sey. Er meldet uns treuherzig II. XI, 76 heisse es, auf dem Berge und dessen Höhen und Thälern seyn Wohnungen für die Götter gemacht worden. Einzelwohnungen also, die er im Vorigen schon abhandelte! Oder soll aedes ein Palast seyn, dessen Wohnzimmer durch mehrere Höhen und Thäler sich ausbreiteten; weil etwa Hr. Heyne nicht blofs für die zwölf großen Götter, wie ehemals (Virg. Aen. X, 1. ed. 3), sondern für hohe und niedrige sich Raum schaffen mus. So habe er denn einen Widerspruch mit sich selbst weniger, und in dem räthselhaften Ausdrucke sey nur eine ungeheure, durch mehrere Höhen und Thäler bergauf und bergab gehende Gemeinwohnung zu verstehen! Denn wirklich in der Note zu II. XI, 76 erklärt sich Hr. Heyne bestimmt für eine Gemeinwohnung: „Wie in der Könige Häusern mehrere Häuser „oder Hütten (casae) innerhalb desselbigen Hofes waren; so waren auf dem Olympos (worüber dieser Excurs nachzulesen ist) ausser dem grösseren Hause „des Zeus, noch Nebenhäuser für die übrigen Götter.“ Auch bey II. I, 535 und 606 giebt er seine Vorstellung, dafs die Götter aus dem Saale des grösseren Hauses in die Schlafkammern ihrer um den Vorhof stehenden Häuserchen zur Ruhe gehen. Selbst Hephästos bewohnt ihm II. XVIII, 376 ein Nebenhauschen innerhalb der Ringmauer, und, was wir für sein Besuchzimmer hielten, das ist der große Saal im Herrenhause des Zeus. Aber wenn Hr. Heyne in diesen drey Stellen eine Gemeinwohnung der Götter zu finden wufste: so begreifen wir kaum, warum er nicht jene doch leer stehenden Einzelwohnungen ganz schleifte, und II. XVIII, 186. XX, 5, die den Olympos umwohnenden, oder auf dem Haupte des Olympos wohnenden Götter ebenfalls in einer gemeinsamen über Höhen und Thäler sich ausdehnenden Regia zusammenfaste.

(Die Fortsetzung folgt.)

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den II. May 1803.

## ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

KOPENHAGEN, b. Brummer; *Einige Lehren und Warnungen für unser Zeitalter*, in Predigten von D. Joh. Gottl. Marezoll. 1801. Erste und zweyte Hälfte. VIII u. 619 S. 8. (2 Rthl.)

**D**afs der Verfasser dieser Predigten zu den geistvollsten und beredtesten Kanzelrednern gehöre, auf welche unser Vaterland stolz seyn darf, ist schon längst anerkannt, und diese Sammlung bewährt es von Neuem. Ueberall ist eine zweckmäßige, den Zeitbedürfnissen angepasste Auswahl der Materien mit lichtvoller Anordnung, welche nicht durch viele Unterabtheilungen zerstreut; überall Bestimmtheit und Klarheit der Begriffe mit Falschheit und herzeindringender Wärme, ernstvolle Würde des Ausdrucks mit edler Einfachheit gepaart; überall der in vielen Predigten, auch sonst vorzüglicher Redner, so häufige Fehler lästiger Wiederholung und ermüdender Weitschweifigkeit mit glücklicher Sorgfalt vermieden worden. Schon dieser seltene Verein homiletischer Vollkommenheiten bringt dem kundigen Leser die in ihrer Art einzigen Predigten des verewigten *Zollikofer* ins Andenken zurück, nach dessen Muster sich *Marezoll* in früheren Jahren bildete; noch mehr aber zeigt die helle, von dogmatischen Vorurtheilen entseelte Denkungsart, der ächte, überall sichtbare Sinn des wahren Protestantismus und die belebenden Aeusserungen des sittlichen und religiösen Gefühls, das der Geist jenes weisen Lehrers der Religion ganz auf diesem Lieblingsjünger ruhe. Der Stoff der Predigten ist durchaus entweder aus dem Gebiete der christlichen Moral, oder zugleich aus dem Felde der Erfahrungen hergenommen, welche Zeitumstände und Localverhältnisse darboten. Dafs man hier nicht auf alltägliche Themata stofse, verkehrt sich bey einem solchen Redner von selbst, und die Anführung weniger Hauptsätze wird es bestätigen. Gleich die erste Predigt behandelt, nach Pf. 95, 6—8, das für Kopenhagen damals gewifs höchst interessante Thema: *Die Stimme der Religion an unser glückliches, vom Sturme der Zeit verschontes Vaterland*. Aus Luc. 22, 25—36 werden *einige Betrachtungen über Landplagen* hergeleitet. Dafs das Loos der Menschheit nicht so traurig ist, als es bey dem ersten Anblicke zu seyn scheint, wird nach Phil. 2, 8—11 gezeigt. *Wie wir die jetzige grosse Gährung in der Religion zu beurtheilen haben, wenn sie uns nicht zum Anstosse gereichen soll*, nach Matth. 16, 13—16. *Die Tugend der Häuslichkeit*, nach 1 Theff. 4, 11. *Wahr es komme, das man in unseren Tagen die of-*  
A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

*fentliche Gottesverehrung immer mehr vernachlässigt*, nach Apostelgesch. 24, 24—25. Ueberhaupt hatte der würdige Vf., wie er selbst in der Vorrede sagt, bey allen diesen in einem Zeitraum von vier Jahren gehaltenen Predigten den Zweck, seine Zuhörer auf das Eine Nothwendige, auf das, was in dieser unserer Zeit zu unserem Frieden dienet, nachdrücklich hinzuweisen; und dies suchte er besonders dadurch zu bewirken, das er sie zum ernsthaften Nachdenken über gewisse Pflichten und Fehler, über gewisse moralische Wahrheiten und Erscheinungen ernunterte, welche in unseren Tagen eine vorzügliche Wichtigkeit behaupten. In unseren Tagen; und in dieser Hinsicht verdient vorzüglich die 14te Predigt: *Warum so viele Menschen das Böse gut und das Gute böß nennen, aus Finsternis Licht and aus Licht Finsternis machen*, die 16te über die *Selbstsucht*, die 17te über die *auschweifende Begierde nach neuen Dingen* und mehrere des zweyten Hefes ausgezeichnet zu werden, welche in gleichem Grad einem psychologischen Scharfblick, als einen Reichthum von Weltkenntnis und Erfahrungen an den Tag legen. Vor allen zogen uns drey Predigten an, welche gewissermassen ein Ganzes bilden, und deren Vergleichung mit ähnlichen Predigten, welche den in verschiedenen Ländern so verschiedenen Zeitgenius verriethen, sehr lehrreich werden könnte: die 21ste, *Buchstabe und Geist in Beziehung auf Religion*, 2 Cor. 3, 6. die 22ste, *der Geist des Protestantismus*, 2 Cor. 3, 6 und die 23ste, *wie wir die Wohlthat der Reformation beurtheilen und benutzen müssen, wann uns der ächt protestantische Geist beselen soll*, 2 Cor. 3, 6. Welcher Geist in diesen Predigten wehe, und wie sehr der Vf. Energie und Nachdruck der Sprache in seiner Gewalt habe, ohne zu dem zweydeutigen Mittel so mancher neueren Predigtsammlungen, den sogenannten Kraftausdrücken, seine Zuflucht zu nehmen; das wird man schon aus Einer, obwohl kurzen, Stelle beurtheilen können, womit wir diese Anzeige endigen: „Wem diese Einsichten zu Theil werden sollen, der muß sich vor allem blinden; ihm auf irgend eine Art bloß aufgedrungenen „Glauben hüten, und eben darum nach der Vorschrift „des Apostels richten: Prüfet alles und das Gute behaltet! Dasselbe thaten auch die Reformatoren. Sie „bedienten sich ihrer menschlichen und christlichen „Rechte, und waren daher befugt, alles selbst zu prüfen. Sie prüften nach ihrem besten Wissen und Gewissen, behielten bey, was sie als wahr, als gut, „nützlich erkannten, und verwarfen freymüthig, was „sie mit dem Zwecke und Inhalt der Religion nicht „zu vereinigen wußten. Sie gingen von dem Grv  
Y y

„satz aus, wo der Geist des Herren, der Geist des Christenthums ist, da ist Freyheit, Denkfreyheit, Glaubensfreyheit, Gewissensfreyheit; und wo diese Freyheit nicht nur den Worten, sondern der Wirklichkeit nach Statt finden soll, da müssen Vernunft und Schrift die einzigen Quellen unserer Erkenntniß und Ueberzeugung, da muß man nicht an willkürliche Deutungen, nicht an kirchliche Gebote, nicht an die Machtprüche herrlichfichtiger Menschen gebunden seyn. — Sie hatten dem Geiste der Wahrheit gehuldigt, und mußten folglich auch den Geist, der allein zur Wahrheit führen kann, den Geist der Prüfung haben. Und diesem Geiste sollten auch wir huldgen, die wir die Wohlthat der Reformation zu benutzen wünschen; wir alle ohne Unterschied, wels Standes wir auch seyn, und welchen Beruf wir immer streiben mögen“ u. f. w.

CASSEL, in d. Griesbach. Hofbuchh.: *Leichenpredigten*, großentheils bey besondern Veranlassungen gehalten, von Herrmann Friedrich Rehm, Metropolitan der Classen und Prediger zu Waldkappel, Friemen und Rechtebach. 1801. 172 S. 8. (12' gr.).

Eine gute Wahl der Texte und Themen, eine leichte, natürliche Eintheilung und Anordnung der Materialien, eine faßliche, ziemlich fließende Sprache sind bey geläuterten Religionsbegriffen und einer reinen Sittenlehre, die Vorzüge dieser kleinen Sammlung von Gelegenheitspredigten; denen aber ein tieferes Eindringen in die behandelten Materien, eine lebhaftere Darstellung der Veranlassungen, die Erweckung eines stärkern Interesse an den vorgetragenen Wahrheiten fast gänzlich fehlt. Wir wollen nur das Lob der zweckmäßigen Wahl der Texte und Themen mit einigen Beyspielen belegen, da wir die übrigen Vorzüge und die Mängel nicht ohne zu große Weitläufigkeit beweisen können. Bey dem Begräbnis zweyer Personen, welche kurz hinter einander an einer herrschenden Seuche starben, redet der Vf. einmal über Sirach. 7. 39. *Von dem christlichen Verhalten bey Todtkranken*; das andermal über Hebr. 6. 11. *von dem christlichen Verhalten bey anhaltenden Schrecken des Todes*. Bey dem Tode zweyer sehr wohlhabenden Personen, welche lachende Erben hinterließen, finden wir das erstmal einen Vortrag über Ps. 40. 17. 18. *Was wir zu thun und zu lassen haben, wenn durch den Tod eines Begüterten Jemand in Wohlstand erhoben wird*; das zweytemal über Ps. 16. 6. *von christlichen Verhalten froher Erben einer ansehnlichen Erbschaft*. — Am wenigsten zufrieden kann man mit der ersten Predigt seyn, welche über einen Text gehalten ist, der bey nahe das Gegentheil des Hauptsatzes ausdrückt. Ueber Philipp. 1. 23. 24. soll nämlich gezeigt werden: *Es ist eine Gott nicht missfällig seyn, daß selbst der Redliche sterben stirbt*. Paulus wünschet ja aber in dieser andern Stelle zu sterben, und erklärt, daß er nur aus Pflichtgefühl ein längeres Leben mit Zufriedenheit ertrage. Ueberdies aber bleibt nicht nur

durch die ganze Predigt der Begriff: *ungern sterben* sehr schwankend, sondern es sind auch die Ursachen, warum der Redliche den Tod nicht gerne sehen soll, nach des Vfs. Angabe keine andern, als warum der Sinnliche den Tod scheuet, weil er 1) das Leben, 2) die Welt, 3) seine bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse liebet. Und wenn der Vf. mehrmals geradezu behauptet, es sterbe niemand gern, und es folle niemand gerne sterben, wie verträgt es sich denn damit, daß er in der zweyten Predigt meynet: Man solle einem Redlichen bey seinem frühzeitigen Tode Glück wünschen?

ALTONA, in Comm. b. Hammerich: *Christliches Andachtsbuch für die Neujahrsfeyer und die Confirmationshandlung*, zum häuslichen Gebrauch achter Religionstreunde aus der gebildeten Volkscasse, bearbeitet von Franz Adolph Schröder, Stadtprediger in Oldenburg in Holstein. 1802. XVI, VI u. 214 S. 8. (20 gr.)

Der Vf. dieses Andachtsbuchs, der schon durch andere katecherische und ascetische Schriften seinen Eifer für reine Religionserkenntniß, und lautere religiöse Gesinnung und Thätigkeit bewährt hat, sucht hier der mittlern und gebildeten Volkscasse gesunde Lebensphilosophie und achtchristliche Rechthchaffenheit, durch Anknüpfung ihrer Grundätze an besondere Verhältnisse und Zeitumstände, zu empfehlen, und liefert daher hier Betrachtungen für die *Neujahrsfeyer* und *Confirmationsfeyer*, denen ähnliche für das *Hochzeitsfest*, die *Abendmahlsfeyer*, des *Todes Gedächtnis*, und *vermischte Andachten* (warum nicht auch für die *Feyer der Taufe* und der *Beichte*?) nachfolgen sollen, wenn der Abtatz dieser Probe ihn dazu ermuntern wird. Rec. darf nach dem Eindruck, welchen die Lesung dieser Betrachtungen auf ihn gemacht hat, überzeugt seyn, daß der Vf. seinen Zweck nicht verfehlen werde, und wünscht daher auch die Erscheinung der angekündigten Fortsetzung, die auch Predigern, deren so manche um Stoff und Einkleidung ihrer Vorträge bey solchen Veranlassungen verlegen sind, zur Benutzung empfohlen werden kann. Die religiösen Grundätze des Vfs. sind richtig und geläutert, seine Gefühle warm und edel, und sein Ausdruck, etwas Weisheitsweisigkeit und emige nicht ganz angemessene Bilder abgerechnet, herzlich und würdig. Die hier zu ersten Abchnitt: die *Neujahrsfeyer*, enthaltenen Betrachtungen betreffen; ausser einer Einleitung über die Würde des Menschen und Christen, und über die Wichtigkeit des ersten Jahrsages, welche unter den übrigen gerade die am wenigsten gehaltreiche, aber desto weitreichere ist, folgende Gegenstände: *Der hohe Ursprung eines jeden wohlangeordneten Tages: die Klage mancher Menschen über schlechter werdende Zeiten ist hocht ungegründet, und zugleich ist sie eine wahre Verjüngung: Gedächtnis des ersten Tages im neunzehnten Jahrhundert*, (worn auch die Form der Predigt am meisten beybehalten ist, und für ein Andachtsbuch von allgemeinerer Bestimmung zu viel Individual-

Quelles über die Verhältnisse der Gemeinde des Vfs. vor-  
kommt:) Erhebung des Herzens zu Gott in Lobprei-  
sungen und Wünschen am 1. Januar 1801 (ein herz-  
liches Seculargebet, dem anhangsweise noch aus der  
deutschen Nationalzeitung die Nachricht von der Se-  
cularfeyer zu Waltershausen beygefügt ist.) Die im  
folgenden Abschnitt über die *Confirmationsfeyer* mit-  
getheilten Betrachtungen sind vom Vf. zur Belehrung  
von verschiedenen durch ihn in der Religion unter-  
richteten Jünglingen des Mittelstandes am Tage vor  
ihrer Confirmation vorgetragen, und seinen Zögling-  
en zum Andenken schriftlich mitgetheilt worden, und  
sind als Uebersichten der Resultate des ertheilten Un-  
terrichtes, und als Ermahnungen zur weitem Beher-  
zigung und Anwendung desselben, ganz zweckmäßig.  
Dafs nicht mehr von dem reichhaltigem Stoff zu Be-  
trachtungen, welchen Religions- und Sittenlehre, Ge-  
schichte, Erfahrung, und Lebensklugheit für die Feyer  
solcher Tage darbietet, hier benutzt worden ist, ent-  
schuldigt der Vf. damit, dafs er hier nur erst eine Pro-  
be liefere, und sein vollständiger Plan noch vier Ab-  
theilungen umfasse, in welchen das, was man etwa  
in diesen beiden ersten vergeblich suchen möchte, viel-  
leicht gefunden werden dürfte. Die eingekreuzten Lie-  
derverse sind nicht immer gut gewählt.

KÜSTRIN u. LEIPZIG, b. Neumann: Für Deutsch-  
lands Völker und Volkslehrer. Reden und Abhand-  
lungen zur Förderung der Ruhe, Ordnung und  
Sittlichkeit im Staate. Von den vorzüglichsten Kan-  
zelrednern Deutschlands. Erster Theil. 1802. 317  
Bog. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Auf einem andern Blatte hat dies Buch schlecht-  
weg den Titel: *Revolutionspredigten*. Von Ammon,  
Grot, Hahn, Hahnstein, Herzlieb, Löffler, Parisius,  
Reinhard, Ribbeck, Zollikofer etc. Erster Theil. Die  
Schrift ist also nur eine Compilation, worüber der Her-  
ausgeber in der Vorrede folgende Auskunft giebt: man  
habe zwar Sammlungen von Kanzelreden für jede Art  
von Gegenständen, Festen, Feyerlichkeiten und Ver-  
anlassungen; nur habe man die Arbeiten der beliebte-  
sten Redner, welche unmittelbaren Bezug auf Beför-  
derung der Ruhe, Ordnung und Sittlichkeit der Staats-  
bürger haben, noch nicht bey einander; er wolle sie  
sammeln, und wenn dieser erste Theil Käufer genug  
finde, so wolle er eine Fortsetzung liefern; in guter  
Absicht (um dieser Waare Debit zu verschaffen?) habe  
er der Sammlung den Titel: *Revolutionspredigten*, ge-  
geben. Allein dieser Titel ist nicht ganz passend, und  
ebe man weifs, wer die Verfasser der vorliegenden  
Predigten sind, wird man etwas ganz anders in die-  
ser Schrift erwarten, als man findet. Es sind keine  
Reden, die in einem revolutionirten Lande gehalten  
worden wären; der Herausgeber wird indessen sagen,  
dafs ihre Tendenz sey, vor Revolutionen zu warnen,  
denselben vorzubeugen, und die Menschen auf dem  
Wege vernünftiger Belehrung zur Zufriedenheit mit  
der Verfassung, in der sie leben, und zum Gehorsam  
gegen die Geetze und deren Vollzieher zu ermahnen.

tern; und damit kann man auch zufrieden seyn. Wer  
also diese Schrift kaufen will, weifs nun, was er da-  
rin findet, und Rec. vereint gern seinen Wunsch mit  
dem des Herausgebers, dafs diese Reden hier und da  
als ein fruchtbares Saamenhorn Wurzel fassen und zum  
Heil der Fürsten und Völker gedeihen und Früchte  
bringen mögen. — Die Worte: für Volkslehrer, auf  
dem Titel, sollen wohl ein Wink für einfältige  
Pfarrherren seyn, sich diese Schrift bey Zeiten anzu-  
schaffen, um sich in der Noth daraus Rath zu er-  
holen, wenn sie etwa von der Obrigkeit einen Auf-  
trag bekommen sollten, die Leute zur Ruhe und Ord-  
nung zu ermahnen.

AUGSBURG b. Rieger: Sammlung geistlicher Lieder  
bey der h. Messe, an heiligen Zeiten, Festtagen  
des Herrn, der Jungfrau Maria, und mehrerer  
Heiligen Gottes. Von P. Augustin Violland, des  
V. Oester. Benedictinerstifts St. Trupert Kapitu-  
larn (Capitular) und wirklichen (wirklichem) Pfar-  
rer in Thunser. 1801. 212 S. 8.

Eine der mislungensten Sammlungen von geistli-  
chen Liedern, die Rec. im gegenwärtigen Zeitalter  
nicht erwartet. Hatte doch der Vf. überlegt, mit  
welchen Sach- und Sprachkenntnissen derjenige aus-  
gerüthet seyn mus, der durch das Vehikel geistlicher  
Lieder religiöse Tugend befördern will; und unpar-  
theyisch untersucht, ob er im Besitze dieser Kennt-  
nisse sey! Dann würde er es gewifs nicht gewagt  
haben, Lieder für das Landvolk drucken zu lassen,  
die weiter nichts als eine gereimte, noch obendrein  
erbärmlich gereimte Scholastik, auch eine gute Dosis  
von Un- und Nichtsinn enthalten. — In den Liedern  
für die Festtage der Mutter Jesu ist die Litaney von  
Loretto mit allen ihren grotesken Prädicaten zum  
Grunde gelegt. Die Lieder von den Heiligen sind in  
Reimen gebrachte Legenden. Die Legende von der  
h. Agatha gefiel dem Vf. sowohl, dafs er derselben  
zwey Gefänge widmete, auf deren Kraft, Sinn für  
Tugend zu erwecken, man aus folgender Stanze  
schliessen mag:

Verfälschter Prüfung ausgestellt,  
der Keuschheit Kleinod zu verlieren,  
ward ihr ein Schandweib, zugefellt,  
durch Kuplerey sie zu verführen.

RIGA b. Hartmann: *Formulare, Reden und Ansich-  
ten bey Amtshandlungen* von Karl Gottlob Sonn-  
tag. 1802. Erster Theil 237 S. Zweyter Theil 280  
S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Nach Rec. Urtheil ist diese Schrift eine der gehalt-  
reichsten, die seit solchen Jahren auf dem für deut-  
sche Schriftstellerey jetzt so fruchtbaren Gebiete der  
Liturgie erschienen ist, und ganz des durch seine  
übrigen ascetischen Schriften schon rühmlich bekann-  
ten Vfs. würdig. Zur wörtlichen Benutzung sind frey-  
lich die hier mitgetheilten Formulare desto weniger ge-



geeignet, jemebr sie der individuellen Lage des Vf. und der Geistesbildung seiner Zuhörer, ganz den richtigen Forderungen an den Casualredner gemäß, angepaßt sind, und eine Gemeine voraussetzen, deren Mitglieder mehr für das moralische als das historische Christenthum Sinn haben, bey welcher die Taufen gewöhnlich erst einige Wochen nach der Geburt vor einer zahlreichen Versammlung von Taufzeugen, und im Beyseyn der Mütter in der Wohnung der Aeltern, die Confirmationen erst nach dem 14 Jahre, die Leichenreden im Hause des Verstorbenen und vor dessen versammelten Verwandten und Freunden, zuweilen auch in der geräumigen und lustigen Gemeindegruft, die Trauungen ebenfalls in den Häusern gehalten werden. Der Vf. hat auch bey seinen Reden theils dieser Umstände willen, theils aus Neigung und Grundsätzen, mehr auf das allgemein Einleuchtende und Eindringliche der moralisch-humanen, als auf die Feyerlichkeit der biblisch-religiösen Ansichten und Darstellungen Bedacht genommen, und dadurch gewiss auch, besonders wenn man sich Wahrheit und Herzlichkeit des Tons bey mündlichen Vortrage dazu denkt, auf manchen gebildeten Weltmann vortheilhaft gewirkt, um ihm die Religion als Freundin und Führerin im täglichen Leben, und bey den wichtigeren Veränderungen desselben, ehrwürdig und liebenswerth darzustellen. Einige Blätter zum Andenken an Verstorbene, welchen die Form des Amtsvortrags fehlt, haben in diesen beiden Bänden ihren Platz, theils um der Mannichfaltigkeit willen, theils als Denkmale der Freundschaft erhalten. Ein drittes Bändchen wird mit Beyträgen für Beichte und Abend-

mahl diese Sammlung schliessen. Zur Liturgie bey der Taufhandlung liefert der Vf. im ersten Bändchen, Gebete vor der Taufe, zum Theil rhythmische Nachahmungen von Bürde und Lavater, theils Umschreibungen des Vaterunsers, deren auch in den folgenden Taufreden noch mehrere treffliche eingewebt sind, Darstellungen des Taufformulars, und zugleich des moralischen Werthes der Kindertaufe für Aeltern, Paten, und Kind; das Glaubensbekenntniß; nicht das apostolisch-dogmatische, sondern ein moralisch-christliches; Anreden und Herzenserhebungen nach der Taufhandlung; kurz und herzlich; dann auch längere Taufreden, welche sich durch einen Reichthum mannichfaltiger, zum Theil origineller und bey Taufhandlungen nur selten berücksichtigter Ideen, und den sehr herzlichen, auf Zeitumstände wohl berechneten Vortrag empfehlen. Eben dieses Urtheil gilt von dem Trauungsformular bey Gebildeteren, von den Trauungsreden und von den Leichenreden, welche sowohl in diesem als in den folgenden Bändchen enthalten sind.

LEIPZIG, im Magazin f. Literatur: D. Edmund Goodwyn's erfahrungsmässige Untersuchung der Wirkungen des Ertrinkens, Erdrosselns und durch schädliche Luftarten erfolgter Erstickens nebst den wirksamsten Mitteln Scheintodte wieder herzustellen. Eine Preisschrift. Aus dem Engl. übersetzt von D. Christ. Friedr. Michaelis. Neue Ausgabe. 96 S. 8. mit Kupf. (9 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. No. 377.)

## KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Cassel, b. Estienne: *Der Arrestant, oder Zwang in Einer Person.* Eine komische Oper in Einem Aufzuge; aus dem Französischen. Nach der Musik von *della Moria*. 1801. 72 S. 8. Das Original dieser kleinen Oper gehört zu den besten und angenehmsten Stücken der neuern französischen Bühne; und die treffliche Composition hat den Reiz desselben nicht wenig erhöht. In der Uebersetzung hingegen ist von diesen Annehmlichkeiten wenig zurückgeblieben; der leichte französische Dialog ist hier fast durchgehends steif und unbehüßlich geworden, und die Arien sind zwar der Musik untergelegt, aber so, daß eine Menge von Härten und von schalen, niedrigen Ausdrücken durch diesen Zwang hineingebracht ist. Wer erkennt z. B. noch in den Versen:

*Ja, den Roman soll Hymen enden,  
Ich geh' nun in die große Zunft:  
Lang kann die Thorheit zwar uns blenden,  
Doch endlich reget die Vernunft!*

den leichten Gang der französischen?

*Oui, c'en est fait, je me marie,  
Je veux vivre comme Caton;  
S'il est un tems pour la folie,  
Il en est un pour la raison.*

Oder das Refrain der schönen Romanze: *Lorsque dans une tour obscure etc.*

*Maman, ne soit pas mécontente;  
La pitié n'est pas de l'amour!*

in dem Deutschen:

*Ach Mutter, sey nicht unzufrieden:  
Das Mitleid ist ja Menschenpflicht.*

Es ließen sich Stellen anführen, worin Gefühl und Ausdruck in dieser Dolmetschung noch weit ärger gemißhandelt sind.



# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 12. May 1803.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG U. LONDON: *Homeri Ilias*. Edidit C. G. Heyne. T. I—VIII. etc.

(Fortsetzung der Nro. 136. abgebrochenen Recension.)

Die Verwirrung steigt. Hr. Heyne will im Excurs weiter zeigen, daß seine Gemeinwohnung der Götter bey Homer manchmal über dem Olympos in den Wolken schwebte, und wählt zu Beweisstellen II. V, 748 ff. XIII, 523, die er unter dem Text auch seiner Absicht gemäß deutet. Hier aber glaubt er noch immer bey den zerstreuten Einzelwohnungen auf den Berghöhen des Olympos, oder, wie wir aus Gefälligkeit sie erklärt haben, bey der ungeheuern Gemeinwohnung auf dem Berge, zu verweilen, und läßt als Beweise dafür seine Citate II. V und XIII getrost mitlaufen. „An der Stelle II. V, 748 (sagt er) scheint der „Himmel über dem Olympos zu seyn, oder ihn zu umgeben.“ Als ob der Himmel auch unter dem Berge seyn könnte! „Durch die geöffnete Himmelspforte steigen Athene und Here herab, und sehn den Zeus „auf dem obersten Gipfel sitzen.“ Wer vorher die Note bey II. V, 758 und die Observation II. V, 750 gelesen hat, der merkt wohl ungefähr, daß dem Excursor hier in dem Himmel über dem Berge etwas von einem himmlischen Götterpalast vorschimmerte; ein anderer nichts. „An der Stelle II. XIII, 523, (fährt er fort) „sitzt Ares unter goldenem Gewölk, welches folglich sein Haupt umgiebt.“ Allerdings, wenn er darunter sitzt. Dieß auch angenommen; so säße er auf dem Berge so tief, daß ihm die Wolken über dem Haupte schwebten. Denn über dem Berg Olympos, dessen Gipfel nach Odyss. IV, 45 beständig heiter und wolkenlos ist, ein beständiges Gewölk anzunehmen, und einen von dem Gewölk unten und oben umwölkten Götterpalast: wird uns erst in der Note bey II. XIII, 523 zugemuthet. Indem wir dem Excurs wie betäubt nachsinnen, schließt plötzlich der Absatz noch betäubender: „Es ist also nicht zu verwundern, daß „Himmel und Olympos bald verbunden, bald beides „verrenget, und eines für das andere gesetzt wird.“ Und dann folgt, nach der bisherigen Abhandlung einer homerischen Berg-Regia, ein neuer Absatz mit *Regia deorum in nubibus constituta est*: der eine in den Wolken angelegte Regia beweisen soll — ohne Beweis; weil Hr. Heyne die angeblichen Beweise im vorigen Absatze verschüttet hat. Er erzählt nur mit wiederholender Weitläufigkeit, was sein Luftschloß alles mit einem Heroenpalaste gemein habe, als Thü-

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

ren, Schwellen, Hof und Gehege, auch Hallen, besonders einen gewaltigen Saal, wo Zeus mit den Göttern schmauft und rathschlägt, und kleine Häuferchen auf dem Hofe für die übrigen Götter: eine wahre *synonia* oder Gemeinwohnung; der Saal sey von Erz, wovon der eherne, auch wohl eiserne Himmel genannt werde, und dergleichen mehr. Noch einmal geräth er auf den späteren Götterpalast im Sternhimmel (bisher war also der Wolkenhimmel gemeint), und auf Ovids Milchstraße; aber noch einmal besinnt er sich, daß dieses den Homer nichts anzugehen scheine. „Was den angeht, sagt er, das habe ich nur im „Ganzen erinnert; welche Gestalt das Einzelne nach „der Vorstellung des Poeten könne gehabt haben, darüber sey jedem frey die Freyheit des Erdichtens, „*libera esto cuique fingendi libertas*.“ Das nehme sich der, der bey Virgils Landbau III, 261 einen ganz anders eingerichteten Olympos Homers und der Späteren zu sehen glaubte. — Nun, liebe Leser, wenn unter euch ist eine unholdseligere Verwirrung bekannt? Und auf diesen unberschwandelnden Excurs, welchen Hr. Heyne, wie seine ersten Ausläufe über die Partikel *si* (S. im Vorigen), für gedruckt hätte ausgeben müssen, weist er uns durch die ganze Ilias zurück.

Jetzt noch die Noten und Observationen zu den beiden Beweisstellen eines ehernen Wolkenpalastes über dem Olympos; weil Hr. Heyne sich dort doch wenigstens erinnert, was er beweisen will. Bey II. V, 750—753 meynt er: Die Göttinnen kommen aus dem Wolkenthore des Himmels herab, und finden den Zeus auf dem obersten Gipfel des Olympos sitzen; folglich muß hier der gemeinfame Götterpalast über dem Olympos in den Wolken gedacht werden. Aber in demselben Palast mit dem Wolkenthor (II. VIII, 393) waren Here und Zeus, als sie durch heftige Bewegung den Berg Olympos erschütterten (199. 443), welches aus frey schwebendem Gewölke nicht geschehen konnte; und selbst jenes Thor wird (411) auf dem viel gebogenen Berg Olympos gezeigt. Versuche es Hr. H. einmal mit der Vossischen Anordnung. Der Berg Olympos erhebt sich aus wolkiger Dunstluft (330) mit der Kuppe in die nimmer bewölkte Heitere, welche bis zu dem metallenen Himmelsgewölbe hinauf *Aether*, und, oft mit der unten angrenzenden Luft, auch Himmel genannt wird; auf dieser heiteren Kuppe steht oben der Palast des Zeus, dessen Thor eine gediegene Wolke schließt; außer dem Thore finden die Göttinnen den Zeus, wie er auf derselben Kuppe von einem vorragenden Hange nach Troja

ja schaut; worauf sie, das Ende des dünnen Aethers erreichend, von dem Berge über die tragende Dunstluft zwischen Himmel und Erde dahinfahren. Wo bleibt nun die seltsame Erscheinung des Lustpalastes über dem Olympos? Sie verschwindet mit ihrem Truggewölk. Denn II. XIII, 523 *Wolken über dem olympischen Lustpalaste*, oder, wenn Hr. Heyne den aufgeben will, *über dem Berggipfel des Olympos*, schweben zu sehen, ist Mißverständnis. Dem Ares und den übrigen Göttern sollte der Anblick der Schlacht durch vorgezogene Wolken geheimnt werden. Dazu dienten nicht Wolken über dem Haupte, sondern unterhalb an der Seite des Bergs, wo der Wolkenbezirk über der Dunstluft anfing; und durch den Glanz des herabstrahlenden Aethers wurden sie vergoldet. Wer also dem Homer einen begreiflichen Sinn zutraut, der streiche das Komma nach *ἤστο*, und verstehe: *Er saß auf dem Gipfel, ὑπὸ χρυσοῖσι νεφέεσσιν ἐκλόμενος, von goldenen Wolken beschränkt.*

Seht da die Zeugnisse für den olympischen Wolkenpalast, den, ohne weiteren Beweis, Hr. H. fogar in II. XV, 193 hineinragen will. Bey der Theilung der Welt, sagt der Dichter, erhielt Poseidon das innere Meer, Aides das unterirdische Todtenreich, Zeus den Himmel in Aether und Wolken, d. i. das Gewölbe mit beiden Luftschichten, Heitere und Dunst:

*Aber die Erd' ist allen gemein, und der hohe Olympos.*

Hr. Heyne macht in den Noten aufmerksam, daß *Himmel und Olympos* verschieden sey, und heist uns jenen leidigen Excurs nachsehen, wo nur Verbindung, ja Verwechslung beider behauptet wird. In der Observation dagegen straft er die alten Ausleger, die eine Verschiedenheit erkannten, und den Olympos als Berg zur Erde rechneten. „Diese Verwirrung“ (sagt er) „könnten sie ersparen: denn der Olympos, *der über Wolken und Himmel ist*, ist die gemeinschaftliche Wohnung der Götter, obgleich er oft mit diesem (nämlich dem Berge) denselbigen Namen führt (*εἰσι σαεπε, c u m h o c eodem nomine appellatur*, auf Deutsch „latein“); die Erde ist es gleichfalls“ (nämlich Gemeinwohnung, wie der himmlische Olympos), „weil die „Götter gemeinschaftlich für die Menschen sorgen, und „gemeinschaftlich von ihnen verehrt werden (*quatenus communi cura h o m i n u m provident dii*“ wahrscheinlich ein Druckfehler!) Wir erwarteten einen vorzüglichen Gebrauch des Wolkenpalastes bey II. VIII, 18—26, woraus die goldene Kette auf den Berg Olympos könnte herabgesenkt werden. Nein; bey V. 19 stellt die Note den Zeus in den *Himmel*, ohne Anzeige; ob das Gewölbe, oder der Wolkenpalast, oder dem Excurs zufolge, die Höhe des Bergs Olympos gemeint sey; bald aber bey V. 25 stellt ihn die Note auf eine *vor springende Spitze des Bergs Olympos*; wo man auf die Erde sehen, und eine Kette hinabsenken und anbinden konnte. Denn der Berg, sagt Hr. Heyne, müsse es hier seyn, weil auf den Berg V. 3 die Götter sich versammelt hatten: welchen Vers er in dem in der Observation für verdächtig hält. Eine

vom Olympos herabgelassene Kette behauptete Hr. H. schon in seiner Abhandlung von den *homerischen Fabeln*; und ungeachtet die *Myth. Briefe* II, 41, p. 330 ihm die Unschicklichkeit vorstellten, bleibt er dabey. An einer vom Berg Olympos herabgelassenen Kette muß ihm Zeus die ganze Erdscheibe mit dem eingeschlossenen Meer in die Höhe ziehen: so wie der Wundermann Münchhausen zur Sicherheit sein Haus auf den obersten Boden zog, und die Leiter nachholte.

II. Ueber die *Einrichtung der Häuser*, worin Homers Helden und Götter wohnen, belehrt uns zwiefach ein zwiefacher Hr. Heyne. Als Erklärer Virgils meldet er bey Aen. X, 1: Im homerischen Palaste sey ein großes *Atrium*, ein Zimmer für Geschäft und Besuch; zu beiden Seiten daran seyn Gemächer, oder kleinere Schlafkammern für die Hausleute, und auf dem Olympos für die zwölf großen Götter: wohl zu verstehen, in der olympischen Gemeinwohnung, denn an einigen Stellen Homers habe jeder Gott sein eigenes Haus. Was das *Atrium* sey, wird bey Aen. VIII, 467 erklärt: Man trete sogleich in ein Zimmer, wofür die Römer ein *Atrium* gehabt; dieses erstrecke sich durch das ganze Haus, ungefähr wie bey unseren Landsteuten die *Dehle*, und habe im innersten Winkel den Feuerheerd. Völlig ein Bild der Hannöverschen Bauernhäuser: die lange *Dehle*, im Hochdeutschen *Diele* genannt, mit dem Tortheerd am oberen Ende, macht das Gastzimmer der Heroen und der Götter; in den Seitenverschlägen, wo der Bauer sein Vieh und Geflügel hält, sind die Schlafkammern der Familie, und, an Jupiters *Dehle* entlang, der zwölf großen Götter. Diese Belehrung wiederholt Hr. H. in der letzten Ausgabe Virgils vom 1800, damit (wie er bey Aen. VII Exc. 1 verlaugt) der Leser einsehe, er bleibe sich gleich.

Zu derselben Zeit aber, als Erklärer Homers, dessen 8 Tome von 1799 an gedruckt wurden, bemerkte Hr. H. in der Observation bey II. VI, 242 einen ungeheuren Raum: darin zuerst einen Vorhof mit gesonderten Hütten an jeder Seite; dann das Haupthaus, welches ein gewaltiger Saal sey, mit einer Säulenhalle davor; die auch, vielleicht vor die Hütten des Hofes sich erstreckte; und hinten hinaus wieder einzelne Häuserchen. In dem Haupthause oder Saale werde den Tag über gewirthschaftet und geschmault; in den Hütten vorn und hinten schlafe und wohne die Familie und das Gesinde; nur die Hausfrau mit ihren Mägden und Töchtern wohne in einer oberen Kammer, wahrscheinlich über der Halle des Saals. Beyläufig erfahren wir noch II. VIII, 435, daß das Haupthaus oder *Atrium* (hier der Saal, wo man speiset und Gesellschaft annimmt) kein anderes Licht habe, als durch die offene Thüre, weswegen man Feuer anzünden, oder draussen die Geschäfte abmachen müße; und II. XX, 11, daß das Haupthaus, nämlich der Saal, auch Halle oder Säulengang heiße, weil seine Decke auf Säulen ruhe. Am Schluffe der ersten Observation sagt Hr. Heyne: er habe die Mühe nicht gescheut, die Wohnung des heroischen Lebens zu be-

schrei-

Schreiben; denn — *man könnte nicht mit vollkommenem Nutzen lesen. wenn man nicht von der Sache eine deutliche Vorstellung habe.* Doch wenigstens am Schluss eine richtige Bemerkung!

III. Die *homerische Mythologie* hat den Hn. Heyne seit längerer Zeit beschäftigt; und er versichert (Exc. N. VIII, 8), daß seine schon im Jahr 1777 der Göttingischen Societät vorgelesene Abhandlung *de origine et caussis fabularum Homeriarum*, der eine noch viel frühere vorherging, ihm noch jetzt im Wesentlichen nichts zu bereuen darbiete. Ein ähnlicher Aufsatz *de Theogonia ab Hesiodo condita* folgte im Jahr 1779; und bald verbreiteten sich seine Lehren und Redensarten durch eigene und fremde Recensionen, durch immer erneuerten Vortrag im Hörsaal, in Episteln, Vorreden, Anmerkungen, und zuletzt durch das *Hermannische Lehrbuch der Mythologie* 1787 und 1790, das aus einem nachgeschriebenen Collegium des Hn. Heyne entstanden war, und mit zwey anpreisenden Vorreden des Hn. Heyne, und eben so viel anpreisenden Recensionen desselbigen, den frohesten Bewillkommungen entgegen trat.

In der Abhandlung von 1777 wird der Ursprung der homerischen Fabeln also erklärt (p. 37). „Nachdem die altväterischen Landesreligionen der zerstreuten Horden Griechenlands durch Danaus und Cekrops mit ägyptischen Begriffen, durch Pelops mit phrygischen, durch Kadmus mit phöniciſchen, vermischt worden; entstanden bald philosophische Mysterien und Tempeldienste, aus deren Schoofs eine Art von Naturphilosophie über den Ursprung der Dinge und der Elemente Entwicklung, wegen der Armuth der Sprache in symbolische Bilder von Göttheiten gefaßt, hervorging, und Dichter erst zu Kosmogonien, dann zu Theogonien begeisterte. Diese Sinnbilder der Urphilosophie“ (die Hr. Heyne durchaus nicht Allegorie, denn die sey später, genannt wissen will), „entlehnte Homer aus den Kosmogonien, und verwandelte sie in wahre Personen von übermenschlicher Kraft, die in den Handlungen seiner Heroen Theil nahmen.“ (Oder die vielmehr nur so thaten, in Grunde aber physische und moralische Sätze ausdrückten. Hiervon werden Beyspiele gegeben.) „Die uralte Kosmogonie liefs vor der Erschaffung ein allgemeines Gewirr herrschen: das bedeutet Eris, die Homer zu einer handelnden Person machte. Die Zeit der Verwirrung mit Entwicklung wird durch Kronus, der seine Kinder verzehrt, und durch die verstorbenen Titanen bezeichnet. Darauf die Anordnung der Elemente durch Jupiter, Neptunus, Pluto. Das erste Element schien Wasser; daher Oceanus der Götter Vater. Anderen schien es die Luft; daher Jupiter die obere, und Juno die untere Luft; Bruder und Schwester, Mann und Weib; daher die Begattung auf Ida, eigentlich befruchtender Regen und Thau; daher der ewige Zank, eigentlich Ungewitter; daher die Ambosse an Juno's Füßen, Erd- und Meerdünste, daher auch die vom Olym-

pus herabgelassene Kette, die vom Aether abstufen den Elemente; daher ferner die Fesselung Jupiters durch Juno, Neptunus und Minerva, oder richtiger Apollo, ein Bild, wie der Aether durch Luft, Wasser und Feuer (denn Feuer sey Apollo als Sonnengott) gehemmt worden; u. f. w. Dann (p. 52) da Apollo für dem Urheber der Pest gehalten ward, nach dem alten Symbol der Sonne, die Pfeile als Strahlen ausschickt; so hat Homer die Pest im Lager der Achaer mit Recht vom Apollo abgeleitet.“ (Vergl. *Myth. Br. II, 41.*)

Durch diese Vorstellung glaubte Hr. Heyne dem von Clarke bey II. I, 399 hingeworfenen, und von Ernesti vernachlässigten Gedanken, daß Homers Fabeln aus alten philosophischen Gedichten über die Entwicklung der Elemente entlehnt worden seyn, Licht und Ansehen zu verschaffen. Zur Ausführung des Clarkischen Gedankens nahm er den Stoff aus Blackwells Schrift über Homer! wo in 10. Abschnitte die sinnbildliche Mythologie dem Homer aus dem hieroglyphischen Aegypten durch Danaus, Orpheus und ähnliche, durch Phöniciere und Kreter, durch Orakel und Mysterien, zuströmen soll. Wenn wir Hn. Heynes zusammengelesene Gedanken richtig gefaßt haben: so war in den vorhomerischen Cosmogonien z. B. der ferntreffende Apollo nichts weiter als ein symbolisches Bild, um bey der Armuth der Sprache die noch namlose Sonne gleichsam hieroglyphisch zu bezeichnen; die Pfeile bedeuteten Strahlen, das Schwert Strahlen, das ungeschorene Haar Strahlen. In den folgenden Theogonien ward das Sonnenymbol ein Gott, mit anderen vergötterten Naturkräften verwandt, aber noch nicht außer den Wirkungen der Sonne thätig. Homer zuerst machte den Apollo zu einer wahren, auch außer dem Sonnenamte mithandelnden Person, die aber auch so noch *verpestende Sonnenhitze*, oder was sonst von der Sonne sich anbringen liefs, symbolisch zu bedeuten fortfuhr. Eben so waren die Ambosse an den Füßen der Here dem kosmogonischen Dichter ein Sinnbild der unteren Dünste, die goldene Kette des Zeus ein Sinnbild der Elemente; bey Homer wurden sie wirkliche Ambosse, eine wahrhaftige Kette; doch behielten sie für den Verständigen unter dem eigentlichen Sinn noch den geheimen der Kosmogonie.

Wir anderen, deren abtönder Blick nicht in die vorhomerischen Theogonien, in die noch älteren Kosmogonien, und in die uraltesten Mysterien cekropischer und kadmeischer Naturphilosophie hinaufreicht, wir wissen nur historisch: daß nicht vor dem bekannten, lange nach Homer aufblühenden Zeitalter der Philosophie den alterthümlichen Götterfabeln anständigere Begriffe, wie Pindar bekennt, untergelegt wurden. Wir wissen, daß Anaxagoras zuerst in Homers Fabeln Sinnbilder der Tugend, sein Freund Metrodorus zuerst Sinnbilder der Naturwissenschaft finden wollte; und daß, nach einigen Sträuben, die Priester selbst es der Weltklugheit gemäß achteten, die gefalligen

Hgen Sinnbilder gehn zu lassen, und durch eigene zu vermehren. Solcherley Umdeutung ward in den Schulen der Grammatiker gewöhnlich *Allegorie* genannt, die vorzüglich Krates begünstigte, Aristarch aber verwarf. Man stritt, ob die Worte *Apollon, Ambros, Kette* etwas *anderes sagten*, einen verdeckten Sinn durch ein Bild ausdrückten: das heißt nicht, ob man einen anderen Sinn hineinlegen könnte, und zur Erbauung des Volks dürfte und müßte; nein, ob Homer selbst mit den Vorfahren dadurch etwas natürliches und der Gottheit würdiges hätte anzeigen wollen. Heraklides eifert gegen die, welche die homerische Allegorie und den philosophischen Sinn nicht verstehen, und sich bloß an die mythische Hülle halten. Die selbige Art des Sinnbilderns hieß auch *symbolische Deutung*, von *σύμβολον*, *Anzeige*: wie eben der Heraklides (Gal. p. 442) bey Homer Philosophie in *symbolischen* Worte gehüllt behauptete; ingleichen *φιλοσοφείν*, *philosophisch* in tieferem Sinne verstehen, und was für andere Benennungen eines Sinnbildes, verblühten Ausdrucks, Räthsels oder Gleichnisses im Griechischen sind. Hr. Heyne zuerst machte einen willkürlichen Unterschied: *symbolische Vorstellung* und *Philosophem* sollte für die uralte Bedeutung seiner kosmogonischen Sinnbilder gelten, und *Allegorie* für die später hineingelegte. „Von der äußersten Verschiedenheit“ (sagt er wiederum bey II. I, 396) „sind *Allegorie* der Philosophen und *symbolische Sprache* der ältesten Menschen: die, da sie nur sinnlich dachten, und keinen Ausdruck für philosophische Begriffe hatten, zu *symbolischen Zeichnungen* ihre Zuflucht zu nehmen genöthigt wurden; ohne Kunst freylich, und ohne den Witz, der Spätere zur Allegorie verleitete. Bekannt ist ferner, daß die ältesten Köpfe, bevor sie die einzelnen Gegenstände der Natur erforschten, sich mit dem Ursprung des Ganzen eitel beschäftigten; und daß hieraus in den ältesten Zeiten der Griechen, vielleicht auch durch Einführung aus der Fremde, *kosmogonische* und *theogonische Mythen* entstanden, worin die Natur und ihre Veränderungen, der Streit der Elemente, und die folgende Ordnung, durch Personen und Handlungen vorgestellt wurden. Bekannt ist, daß aus diesen älteren Fabeln der grössere Theil in die Poesie (Homers und anderer) überging, aber jeener kosmogonischen Tracht enthüllt, und in angenehme Erzählung verwandelt; obgleich von Zeit zu Zeit bald Dichter bald Philosophen die selbigen zur Würze nützlicher Lehren brauchten“. (Nämlich, im alten kosmogonischen Sinne). „Nachmals verirren sich Philosophen und Grammatiker, daß sie in den Ursprüngen der Mythen ihre eigene philosophische Subtilität suchten, und den Urhebern derselben andichteten. Diese wollten, daß die Mythen, die vormals *symbolische* gewesen waren, jetzt *allegorische* seyn sollten. Daß beide Gattungen außerst verschie-

den von einander seyn, habe ich schon vor 30 Jahren „bekannt gemacht.“

Ueber Worte verträgt man sich leicht, wenn erst die Sache geschieden ist. Wir wollen die Vermuthung als möglich, als wahrscheinlich annehmen, daß unter den ältesten Pelasgerhorden eingedrungene Missionare ihre fremdartigen, für des Völkchens Sprache und Gemein Sinn zu hohen Begriffe, oder die klügsten der Waldmenschen selbst, was sie eher denken als aussprechen konnten, nicht bloß in kräftige Metaphern, sondern in vieldeutige, mehr als räthselhafte Symbole gehüllt, und anderen, wir begreifen nicht wie, zu enträtheln gewußt haben; wir wollen die vorhomerischen Kosmogonien mit ihrem Theogoniengfolge, worin Symbole der entwickelten und geordneten Natur, als Gottheiten gestaltet, zu handeln schienen, bevor sie im Homer zu wirklichen Handlungen belebt wurden, dem vermuthenden ohne Beweis zugeben: der harmlose Traum wird mit dem gelassenen: *Kann seyn!* in die Nacht der unerklärbaren Urzeit zum beliebigen Herumschwärmen entsandt. Sobald aber der vermuthende selbst den geheimen Sinn jener phantastischen Bildersprache zu enthüllen, und dadurch ein neues Licht, Er zuerst! über Homer und die folgenden Dichter zu verbreiten sich rühmt; dann darf man wohl fragen: Woher die neue Offenbarung? und welche Gewährschaft des Verkündigers? Bis zum zweyten Bande des Hermannischen Lehrbuchs würdigte Hr. Heyne, auf die späteren Mythen, besonders auf gewisse, ihm deutliche Spuren des höheren Alterthums in den Hymnen der Orphiker, sich zu berufen. Aber seitdem diese Prachtnamen ihm geraubt wurden, hat er nichts, außer seinen nachhomerischen Philosophen, und seinen Grammatikern, die er als Wahr Männer nicht einmal zu nennen sich getraut. Was unter den witzigen Enträthelungen, vorzüglich bey den spätesten Grammatikern, ihm gefällt, das hebt er hervor mit den Ehrentiteln, *symbolischer Ausdruck* und *Philosophem*; das andere läßt er verächtlich als spätere *Allegorie* im Staube liegen: öfter sogar giebt er die leibhafte Allegorie, bestäubt wie sie ist, für ein altes Symbol. Daß er auch selbst mitunter ein Symbol ausgeheckt habe, wer wird ihm die Ehre mißgönnen? Gern habe er zuerst (T. VIII. p. 367) den Pelops uns gedeutet: die spracharmen Halbwilden Griechenlands nannten des Fremdlings weisglänzende Schulter eine *elfenbeinene*, natürlich weil Elfenbein ihnen bekannter und nennbarer war als weißer Glanz; die folgenden verstanden das Bild eigentlich, dichteten ein rohes Märchen hinzu, und siehe, der Mythos war fertig; nun kam Pindar, der, wie Hr. H. naïv sagt, den wahren Ursprung der Fabel nicht kannte, und einen allegorischen Sinn unterstob,

(Die Fortsetzung folgt.)

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 12. May 1803.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG u. LONDON: *Homeri Ilias*. Edidit C. G. Heyne. T. I—VIII. etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Mr. Heyne dringt oft von neuem, und zuletzt bey II. XXIII (Excurs. III) auf jenen ihm allerdings wichtigen Unterschied, wovon er schon ehnmals hinlänglich geredet habe: so dafs allegorische Sprache mit symbolischer (die hinfort auch mythische heissen dürfe) nicht anders als boshaft (*maligne*) vermengt werden könne. Wer einen so harten Vorwurf verdienet, wissen wir nicht; gegen den Verfasser der *Mythologischen Briefe* wäre er ungerecht. Jener nicht eben als boshaft bekannte Mann hat nicht nur in der obigen, aus den *Myth. Br.* (II, 41. p. 328) entlehnten Darstellung der Clarke-Blackwell-Heynischen Hypothese, sondern gleich im Eingange des Werks (I, 3—5); den angeblichen Unterschied ehrlich angezeigt, und den beweislosen mit ehrlichen Beweisen widerlegt. Er hat (I, 5. II, 35) den Symbolen der Kosmotheogonien die erschlichene Quelle der orphischen Mystik verstopft, und das ganze symbolische Gewinnel des Heyne-Hermannischen Lehrbuchs in den Sümpfen der Allegorie bey den Grammatikern, woraus Natalis Comes und Benjamin Hederich schöpften, den Neugierigen entdeckt (I. p. 28. II. p. 330—332). Und mit den umständlichsten Erörterungen hat er alle vom Hn. Heyne selbst für uralte Symbole gegebenen Verunstaltungen der Götter, als Flügel, Schwänze und Hörner, Fischglieder und Zwittergeschlecht, in die nachhomerischen Jahrhunderte, zum Theil in die spätesten, herabgesetzt. Ueber diesen ernsthaften; und wie im Bewußtseyn des Rechts handelnden Versuch der *Myth. Briefe*; ob die gläubige Trägheit zum Selbstforschen erweckt werden könnte, verschob die *A. L. Zeitung* neun Jahre lang, sich anders als durch beyläufige Achtungsbezeugungen zu erklären. Man wollte, bey den Bewegungen der Partheyen, theils ein ruhiges Wort der allrichtenden Zeit abwarten, theils, was Hr. Heyne sowohl seinem Ruhme, als dem Gewichte der Anklage schuldig zu seyn glaubte. Hr. H. hat, sich zu rechtfertigen, über die Mythologie im Allgemeinen eine Folge von vier Abhandlungen in den Commentationen der Göttingischen Societät 1797, und hier wieder zwey lange Excurse bey II. VIII. u. XXIII, sammt mehreren langen Observationen bey II. I, 396. 590. VIII, 18. XV, 18. XVIII, 395 u. p. 589, dabey über einzelne Mythen noch viele zerstreute Anmerkungen entgegen gestellt; aber auf den *A. L. Z.* 1803. Zweyter Band.

gefoderten und zugleich erschwerten Beweis seiner von der Allegorie unterschiedenen Symbole sich im geringsten nicht eingelassen. „Meinem eigenen Urtheile, sagt er Exc. II. VIII, 18, zu wenig trauend, sing ich an die Urtheile anderer zu vergleichen, sogar ihre *Erdichtungen*; hierüber zu klopfpechten, oder für das Meinige zu kämpfen, achtete ich meiner Person, meinem *Stand*e und Alter nicht genähs. (Aber das hielt er seiner nicht für unwürdig, auch noch in dieser Ausgabe z. B. S. VIII. p. 536 einer gelehrten *Widerlegung* persönliche schon mehr als einmal abgefertigte Beschuldigungen von *Undank* entgegenzusetzen; ein Verfahren, das wir anderen zu rügen überlassen, da uns hier der Raum dazu fehlt). „Wie sollte ich auch jeden einzelnen Satz zu vertheidigen wagen, da das Mehrste auf *Meynung* und *Vernehmung* beruht? Doch dünke ich mir die Ursachen, aus welchen die ganze Beurtheilung und Auslegung der Mythen, besonders der homerischen, herzuleiten ist, richtig bemerkt zu haben.“ Das heißt, er dünkt sich die Richtigkeit seiner Vermuthungen richtig zu vermuthen! „Denn (sagt er in Folgenden) leugnen zu wollen, dafs vor Homer über die Natur in Bildersprache gedichtet worden sey, wäre Hartnäckigkeit und muthwilliger *Widerspruch* gegen Dinge, die durch sich selbst schon *evidentissima* sind, in einer Gattung, die nicht über *Wahrscheinlichkeit* sich erheben kann.“ Vertheidigen also und widerlegen ist nicht seine Sache. Nur weil die böse Welt ihm die Grundsätze verwirrt (II. XXIII. Exc. III), wiederholt er von neuem und wieder von neuem, in allerley Abtheilungen und Unterabtheilungen geordnet, seine vermutheten und des Beweises unfähigen Symbole der uralten Kosmogonien, bis durch die epische Umwandlung zu der Ausartung in spätere Allegorie herab; dafs man beynah an das immer wiederholte *Credo* des Kosmogonischen Weisen im *Vicar of Wakefield* zu denken verleitet wird: *The world is in its dotage, and yet the cosmogony or creation of the world has puzzled philosophers of all ages.*

Ohne Scheu nun giebt sich II, VIII, 18 (obf. et Exc.) die *goldene Kette* für ein kosmogonisches Symbol der aufgeschichteten Elemente, woraus Homer, der Tausendkünstler, eine wirkliche Kette zum Ziehn, mit eingeschlossener kosmogonischer Kraft zum Bedeuten, gemacht habe. Denn blofs eine Kette, sagt Hr. Heyne, woran die Götter und Zeus ihre Macht gegen einander prüfen, wäre so ungereimt, so von aller vernünftigen Vorstellung entfernt, dafs schwerlich ein Mensch darauf fallen könnte. Aber

gefällig und sinnreich (*suave et argutum*) wird das Bild, wenn wir annehmen, die jetzt wirkliche Kette sey aus ehemals sinnbildlichen Goldringen zusammen gefügt worden. Nun laß die Götter daran ziehen, wie sie wollen; wir sehen nichts so ganz ungereimtes, denn wir denken das Unfrige dabey. Die gutmüthigen Götter führen mit dem Erbstücke der mythischen Kosmogonie ein sinnreiches Schauspiel auf, um den uralten Lehrsatz, daß der obere Aether durch Luft und Wasser mit der unteren Erde gleichsam verkettet sey, durch ihr gewaltsames Herabziehen und Hinaufziehen, uns noch einmal recht anschaulich zu machen. Selbst ja, wenn sie schlafen, thun sie es metaphorisch, wie Hr. H. II. II, 2 aus Aristoteles gelernt haben will; kurz, was sie auch vornehmen, die homerischen Götter, ihr Essen und Trinken, ihr Zank und ihre Liebchaft, ihr Sitz, ihre Ausfahrt, ihr grad und hinkender Gang, alles ist Eine große Metapher voll Urphilosophie! Aber wie? Annehmen dürften wir schon in grauen Jahrhunderten vor Homer dergleichen Sinnbilder, wovon erst Jahrhunderte nach Homer die Urheber nennen? Wir dürfen! denn ihre vorhomerische Herkunft ist durch sich selbst evident! Aber die nachhomerischen Enträthseler, die zuerst alle Sinnbilder im Homer annehmen, deuteten sie auf so mancherley Art. Selbst bey unserer Kette wünschten die ersten uns bekannten Deuter derselben, nämlich Plato die Sonne, wovon alles abhänge, und, welchen Hr. Heyne nicht anführt, des undeutenden Anaxagoras Bekenner Euripides (Or. 980) die zwischen Himmel und Erde schwebende Sonne, sich zu denken; weit spätere Grammatiker, die Eufathius ausschrieb, brachten durch ahndenden Witz unter mehreren sinnreichen Verkettungen auch eine vierringige Elementenkette heraus. Woran wird die letzte als das ächte Symbol der uralten Kosmogonie erkannt? Weil sie, antwortet Hr. Heyne, den ältesten Einfalt gemäße ist, die ja nothwendig die Folge von Erde, Wasser und Luft bis zum Himmel bemerkt haben muß. Doch will er nicht zürnen, wenn einer bey den Späteren auch eine andere Erklärung des kosmogonischen Sinnbildes (denn davon geht er nicht ab) noch einfacher und natürlicher finden möchte. Genug, was in dem Schwarme der Deutungen bey Philosophen und Grammatikern die alterthümlichste Einfalt zu haben scheint, das heiße uraltes Symbol, oder kosmotheogonisches Philosophem in mythische Bildersprache gehüllt; das übrige, wenn auch die Ueberlieferer weit an Alter und Ansehn vorragen, sey spätere Allegorie, ein Spiel des ausschweifenden Witzes, eine träumerische Spitzfindigkeit, womit ein Geweihter der alten symbolischen Naturphilosophie nichts zu schaffen hat.

Nicht weniger stolz als die Kette, wollen II. XV, 18 die Ambosse an den Füßen der gezüchtigten Here für alte kosmologische oder kosmogonische Symbole der unter der Duustluft liegenden Erde und des Meers angesehen werden, obzwar sie für Homers oder eines Vorgängers Epos den Adel des kosmogonischen Sinns

verhehlt, und zu gemeinen Ambossen sich erniedrigt. Ihre Ansprüche vertheidigt Hr. Heyne so: „Wenn man nur etwas genauer nachdenke, so werde es wahrscheinlicher, daß ein Dichter der Vorzeit eine kosmologische Vorstellung durch das Bild der Ambosse ausgedrückt, als daß ein folgender Homer, welches an sich ungereimt sey, dieses Bild auf einen philosophischen Satz angewandt habe.“ Wir finden bey genauerem Nachdenken das eine so — undenkbar, als das andere; aber sehr denkbar, daß Spätere, um ihren Homer wegen unwürdiger Religionsbegriffe zu rechtfertigen, die gezüchtigte Here sammt den anhängenden Ambossen zu einem alten Sinnbilde der Natur undeuten konnten. „Etwas anderes, meynt er, und ganz vom symbolischen Ausdruck verschiedenes sey die allegorische Deutung der Späteren.“ Wenn jene Späteren Homers anstößige Fabeln für alte Sinnbilder, auf Griechisch für Allegorien oder Symbole, ausgeben, und Hr. H. dasselbige thut; so ist keine Verschiedenheit. „Einen allegorischen Sinn habe das Bild der Ambosse im Anfang nicht gehabt, aber wohl einen symbolischen. Denn wie sonst ein Sterblicher auf den Einfall gekommen wäre, von zwey an den Füßen der Here hangenden Ambossen zu erzählen?“ Und doch besinnt sich Hr. H. bald nachher, daß die gewöhnliche Marter des Aufhängens zum Geißeln durch angehängte Gewichte verstärkt worden sey. „Aber wenn wir nach alten Ueberlieferungen annehmen, daß schon vor Alters kosmogonische Dichter gewesen, welche (in der Annuth der Sprache) die Atmosphäre oder die untere Luft durch Here, wie den Aether durch Zeus, vorgestellt (*per Jovem declaraverant*); so konnten diese, da sie sagen wollten, Erde und Meer sey unten, aber der Luft, wie die Luft dem Aether, gleichsam verknüpft, leicht dahin kommen, daß sie sich unter dem Aether eine Here, (weil zwar für den Aether, aber nicht für die Luft, ein eigener Name war!) eine über Erde und Meer herabschwebende Here, im Geiste bildeten, und daß sie Erde und Meer (für welche die armselige Sprache auch keine Benennungen hatte!) durch zwey an den Füßen der Here hangende Gewichte anzeigten.“ — Wie finden wir da heraus? Das Bild der angebundenen Ambosse wäre für sich ungereimt; wenn es nicht etwas bedeutete; bey Homer aber verlor sich die Bedeutung; und gleichwohl sind sie jetzo nicht ungereimt, sondern, so gut wie die Kette, ein gefälliges, ein sinnreiches Bild. Sie bedeuten nicht mehr, aber sie haben bedeutet; ein Nachglanz der alten Bedeutung verherlicht sie dem denkenden Gelehrten. Und woher weiß dieser die vormalige Bedeutung? Durch Nachdenken über innere Evidenz! Durch Annahme alter Ueberlieferungen! Man scherzt mit uns. Denn die ganze kosmogonische Weisheit von den Ambossen hat Hr. Heyne aus den spätern Allegorien des Heraklides, Phurnutus und ähnlicher Ueberlieferer genommen. Völlig dasselbige, was er unter dem Namen Allegorie zu verachten scheint, wird uns mit der Benennung Symbol als etwas gar Köstliches in die Hand gedrückt. Gute Kinder werden ehrbar



ehrer den Zahlpfennig für Gold annehmen; wer in den Spafs eingeht, ist boshaft.

Mit seinem altpelasgischen *Sonnensymbol Apollon* thut gleichwohl Hr. Heyne im Anfang etwas verschämt. Nachdem er auf seinen langen Spatziergängen durch die Mythologie den Apollon immer und beständig (S. *Myth. Br. II, 41*) als Gott der Sonne und sogar des Feuers, der mit seinen Strahlen die Pest vor Troja entzündet habe, ja als Nachfolger des abgesetzten Titanen Helios, und als das wahre Urbild des rhodischen, fälschlich Helios genannten Kolosses, betrachtet und den Seinigen verkündigt hatte; so waren unsere Erwartungen gespannt, wie er in einer gemeinnützigen Note bey II. I, 44 jenem vom Berg Olympos mit Todesgeschloß daherschreitenden Apollon die symbolische (oder allegorische) Hülle vorsichtig entziehn, und den Lehrlingen die liebe Sonne, die vom Himmel herab hitzige Krankheiten verursache, in klarer Gestalt zeigen würde! Umsonst! Die Note zu 48 sagt nur, die Pest vor Troja habe aus mancherley Ursachen entstehen können, am wahrscheinlichsten aus der verdorbenen Sumpflust des Simois, der im Winter anschwelle, und den Sommer hindurch (wir dächten im Frühlinge, wie andere Bergströme) zurücktrete; hier aber werde sie, nach damaligen Religionsbegriffen, als Strafe des beleidigten Apollon angesehen: denn das Apollon und Artemis mit Pfeilschüssen Pest, und anderswo hitzige Fieber und Tod, zufügen, sey bekannt, und jetzt auch in *Büchlein über die Geschichte der Arzneykunde* zur Schau gestellt. Welcher Leser erräth, das die natürliche Ursache, die Hr. Heyne in den Sommerdünsten der schon verdünsteten Ueberflchwemmung sucht, unter der übernatürlichen versteckt liegen soll; weil ein symbolischer Apollon eigentlich Sonnenstrahlen, und eine symbolische Artemis eigentlich Mondstrahlen abschiesse, und jener an schwülen Sommertagen die Männer durch hitzige Fieber, diese vermuthlich in thauigen Nächten, die Weiberchen durch kalte, hinwegraffe? Uebrigens wissen wir nicht, in welchen *Büchlein über die Geschichte der Arzneykunde* Hr. Heyne die Geschosse der beiden Gottheiten bemerkte. Das bekannteste Werk dieses Namens von dem gelehrten Kurt Sprengel zählt keineswegs das Todtschießen unter die Heilmittel der heroischen Zeit. Aber es enthält, aufer dem Beweise, das Homers Apollon erst von Späteren zu einem Sinnbilde der Sonne gedeutet worden sey, noch dieses merkwürdige Gutachten, das ihm die Benennung *Büchlein* wohl nicht im zärtlichen Sinne zuzog: „Es verräth in der That eine seltsame „Unkunde, oft sogar eine unwürdige Scharlatanerie, „wenn man den Sängern der Ilias und Odysee Philo- „sopheme in den Mund legt, wovon sie nichts wissen „konnten.“

Eadlich, am Schlufs einer Observation über die Maulesel V. 50, wagt sich Hr. Heyne allmählich mit dem Sonnensymbol hervor. „*Scilicet*, obgleich von „Apollon als Sonnengott keine deutliche und ausdrückliche Erwähnung vorkommt, so wird doch offenbar

„durch viele Zeichen, das Apollon schon vor Homer „mit Helios vermischt worden ist: wie selbst hier aus „der Pest, aus den Pfeilen, womit in der älteren „Sprache die Sonnenstrahlen verglichen werden; fer- „ner weil er *λυκηγενης*, frühe geboren, heißt; weil „Leto seine Mutter ist, und seine Schwester auch Pfeile „führt, et alia. Dafs vieles in den Mythen aus sym- „bolischen Andeutungen der Älteren genommen sey, „bezwweifelt niemand. Von diesen sind weit verschie- „den die allzu subtilen Spitzfindigkeiten der Späteren, „z. B. bey Maximus Tyr. XXVIII. p. 68 R; f. Davis.“ O des glücklichen Forschers, dem aus dem Alterthum etwas, wovon nach seinem eigenen Geständnis keiner der Alten spricht, offenbar wird durch solche Zeichen! Er sinnt auf Beweis, die Pest wirke ein symbolischer Sonnengott, die Pfeile seyn symbolische Sonnenstrahlen; und er beweiset das Symbol — mit dem Symbol. Denn wie natürlich ist es, wie evident durch sich selbst, wenn man nur etwas genau nachdenkt! Von Danaus her, da die Pelasger Horden Sonne und Mond noch anstarrten, noch nicht Helios und Selene lallen konnten, war in philosophischen Mytherien, und bald darauf in philosophischen Kosmogonien, der Pfeilschütz Apollon ein hieroglyphisches Symbol der hochstrahlenden Sonne, die Pfeilschützin Artemis ein Symbol des Mondes. Als die Halbwilden so ungefähr gefasst hatten, das aus den leuchtenden Himmelskugeln sinnbildliche Wesen, Apollon und Artemis, gleichsam Pfeile herabschössen; philosophirte man weiter in Theogonien; aber ganz einfache, nicht künstliche Philosopheme. Das Sonnensymbol Apollon ward feyerlich ein Gott, das Mondsymbol Artemis eine Göttin; Beide, als Zwillinge, von dem Aethergott Zeus mit Leto, der noch chaotischen und verbergenden Erde, trotz der widerstrebenden Dunstluft Here, gezeugt; der Bruder Apollon schoss heisse Strahlen aus dem Aether, die Schwester Artemis kalte aus der niederen Luft. Niemand zweifelte daran! Denn aus Ueberlieferungen der Urwelt, obgleich die ältesten Zeugen darüber kumm sind, nahmen spätere Philosophen diese göttlichen Symbole, die wiederum dem Hn. Heyne, zwar unter dem Namen Allegorie, ein Macrobius (Sat. I, 17), ein Heraklides, ein Pharnutus, überlieferten. Von denselbigen weiß auch Hr. Heyne, wie dem symbolischen Sonnengotte der Theogonie neben der Bogenkunde noch Musik und Weissagung verliehn werden konnte; vielleicht gar schon eine Vorübung zum späteren Amte eines Arztes, obgleich Paeon der eigentliche Arzneygott war. Nun erschien Homer, und mit ihm eine neue Gestalt der Mythen, die, nicht mehr auf ihren kosmotheogonischen Sinn eingeschränkt, nach Willkür des Dichters an der epischen Handlung Theil nahmen. Dem Sonnengott und der Mondgöttin ward ihr mühsames Amt erleichtert; sie bedeuteten nur, wo etwas zu bedeuten vorfiel; übrigens konnten sie frey herumschalten. Aber wie? Homers Sonnengott heißt ja beständig Helios vom alten Stamme der Titanen, ein Sohn des Hyperion und der Theia, und Bruder der Mondgöttin Selene und der Lichtgöttin Eos. Hat viel-



vielleicht Helios nach des Danaus Zeit sich neben dem syrakusischen Apollon in die Sprache als Sonne, in die Theogonie als Sonnengott, eingeschlichen? Haters; so hat Apollon, dies weiß Hr. Heyne für gewiß (*Myth. Br. II. p. 333*), den alten Titan Helios verdrängt: der uralte, und doch jüngere Apollon, den später eingedrungenen, und doch älteren Helios. Oder, wie nun bey Il. VIII, 480. XIX, 398 aus Heraklides gedeutet wird, der vermischte Apollon = Helios hieß nur *ὑπερίων*, der hochwandelnde; und spätere fabelten ihm einen Vater *Hyperion*: vernünftlich auch die übrigen Angehörigen bey Homer und Hesiodus. Aber der verdrängte Titan Helios lenkt noch immer allein und ungemischt den Sonnenwagen, oft sogar im Angesichte des Apollon, z. B. Il. I, 603 — 605. XXIII, 188 — 191. Od. VIII, 202 — 223; und so bis zu den spätesten Dichtern herab. Vielleicht, könnte man antworten, thut er es als Stellvertreter, als Diener des vornehm herumschweifenden Apollon. Aber Apollon fährt nie auf dem Sonnenwagen, weder bey Homer, noch bey den folgenden; nur die listigen Umdeuter vertraun uns manchmal das Geheimniß, daß in dem scheinbaren Helios ein Apollon oder Dionysos, oder was für andere Sonnensymbole bey Macrobius vorkommen, verborgen sey.

Man muß lächeln, wie solche Köpfe selbst die Beynamen, der *Delier*, der *Lykier Apollon*, zu Beweisen des Sonnensymbols zu verdrehn wissen: *Ἠέλιος*, sagt Macrobius (*Sat. I, 17*) mit Phurnutus, wird Apollon genannt, weil er alles mit Sonnenlicht offenbart; und *Λυκηνεύης*, sagt ebendasselbst Macrobius mit Heraklides, wird er genannt, weil er, wie Eos *ἠριγένεια*. Morgendämmerung zeugt. Lächelt doch selbst Hr. Heyne bey Il. V, 422 über die philosophirenden Grammatiker, welche die *kyprische* Göttin, *Κύπρις* oder *Κυπρογένεια*, zu einer fruchtbaren thöricht und ungeschickt, wie er sagt, umdeuteten. Den umgedeuteten *Λυκηνεύης* indeß, nicht den *Ἠέλιος*, würdigt Hr. H. anzunehmen; nur, weil er bemerkt, daß seine Vorgrübler gegen die Grammatik verstossen, erklärt er ihn *mane ortus*, oder *geboren* in der Morgendämmerung. Bey Il. IV, 101 wiederholt er, *Λυκηνεύης* stamme ohne Zweifel von *λύκη*, *Anbruch des Lichts*; wie VII, 433 *ἀμφιλύκη ὕξ*, der *grauende Morgen*, von Pollux auch *λυκογενής* (Pollux sagt *λυκαυγής* oder *Lichtschimmer*) genannt werde; und nun glaubt er in Apollon offenbar die aufdämmernde Sonne zu sehn. Als ob, auch dieses vorausgesetzt, alles in der Morgendämmerung geborne gleich eine Sonne seyn müßte, wie alle Katzen grau in der Dunkelheit sind! Selbst die deutungsfüchtigen Erklärer Homers, bis auf einen Villoisonischen Scholiasten, der den Heraklides abschrieb, verschmäheten diesen in der Frühe gebore-

nen Apollon; einige suchten ein Sonnensymbol im Wolf, mehrere verstanden buchstäblich einen in Lykia geborenen, *Λυκηνεύης* als zusammengezogenes *Λυκηνεύης* betrachtend. Aber umsonst wird es seyn, den H. an die mannichfaltigen, in Lykia, in Delos, in Tegyra, im artischen Zoster, einheimischen Apollonen, und wie sie alle in Einen Delischen sich vereinigten, zu erinnern; umsonst, daß jener in Lykia geborene nur von dem Lykier Pandaros, sonst nirgends bey Homer und anderen, genannt wird. Er verliehte sich nun einmal in die schöne Entrüthselung bis zur Eiferfucht. Heraklides und Macrobius, sagt er bey Il. IV, 101, fanden sie als spätere *Allegorie*; so wie Er Hand anlegte, ward die selbige ein ächtes Symbol der alten Kosmogonie: *durchaus verschieden*. heißt es bey Il. I, 50, von jenen *allzu subtilen Spitzfindigkeiten der Spätern!* die er gleichwohl nur den Bchitzern der Reiskischen Ausgabe bey Maximus Tyrius (*diff. XXVIII* (Heinf. XIII), und in der dortigen Note bey Davius nachweist: Auch Maximus sagt grade, was Hr. Heyne sagt, daß Apollons pestbringende Pfeile dem Homer *Sonnenstrahlen* bedeuteten; und in der Note werden die einstimmenden Zeugen, die Hr. Heyne nicht nennen mag, Heraklides p. 418, Macrobius *Sat. I, 17*, Ammian. *Marc. XIX, 4*, Schol. Il. I, 50, namentlich aufgeführt. Natürlich fühlt man sich in solcher Gesellschaft nicht allzu wohl. Aus Ehrliche versucht Hr. Heyne, den besonnenern Alexandriner, der nach Eustathins Il. I, 48 alles Sinnbildern verwarf, und auf eigentlichen Wortinn bestand, bey Il. XV, 365 zu sich hinüber zu ziehn: „*Aristarch*“, meldet er aus den Scholien, „*schrieb ἦε*, und erklärte es vom „*Absenden der Pfeile oder Strahlen*; denn schon da, „*mals ward der Sonnengott und Apollon für Eins gehalten*“. Die Worte nach *Pfeile* hat Hr. H. den Scholiasten — geliehen; so daß wir durch ihn neben *mangelhaften Auszügen* auch *bericherte* besitzen! Von Krates hingegen, dem berühmten Erzsinbildner, drängt er sich weg; dessen Erklärung, daß *ἦε* den heilenden Apollon anrede, sey *inepta*; denn der Arzt Apollon werde bey Homer bezweifelt, da noch Pæon dafür gelte. Als ob nicht aus eben der Ursache seyn pseudoaristarchischer Apollon = Helios wegfiel! Ja, bey Il. XVIII, 239, wo Krates den unwilligen Apollon = Helios untergehn sieht, sagt er sich förmlich von dem Sinnbildner und sogar von dem Sinnbildlos: *Crates nodum solvebat, quia, quod perperam statuebat, sol est Apollo, isque fauebat Troianis*. Verständige doch der letzte Hr. Heyne den vorhergehenden über das allegorische oder symbolische Unwesen, wodurch der Anbau der griechischen Mythologie gehemmt wird!

(Die Fortsetzung folgt.)

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 13. May 1803.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG u. LONDON: *Homeri Ilias*. Edidit C. G. Heyne. T. I—VIII. etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Noch ein Wort von *τριτογένεια*, der am Triton geborenen Athene! Dem Hn. Heyne dünkt bey II. IV, 515 die Vorstellung einer aus Zeus Haupte geborenen (vom veralteten *τριτω*, Haupt) die älteste zu seyn, welches schon die Gestalt der Fabel anzeigen soll. Ihre Geburt am Triton, einem ausströmenden See in Libya, könne Homer durchaus nicht gedacht haben, da ihm die argonautischen Fabeln und die Herakleen unbekant waren, von welchen diese Sage Aeschylus (Eum. 287) und Herodot zu gefällig annahmen. Bey II. V, 880 wird angemerkt, das von der Geburt aus Zeus Haupte nichts im Homer vorkomme, wo nicht etwa das dunkle *τριτογένεια* darauf ziele. Die Umdeutung der *Tritogeneia* zu einer Hauptgeborenen ist der von *Αυχηγένης* und *Κυρρογένεια* vollkommen würdig. Homer und Hesiodus wußten nicht anders, als das sie Zeus aus seinem Leibe am Triton geboren habe; und *Stesichorus* zuerst, wie der Scholiast des Apollonius IV, 1310 meldet, die sie gewaffnet aus Zeus Haupte hervorspringen; es sey am libyschen Triton, welche Fabel die herrschende blieb; oder in der böotischen Stadt gleiches Namens, die sich nach der Gewohnheit die alte Sage zueignete (Schol. Apollon. IV, 1310); oder auf dem Olympos, wie in dem homerischen Hymnus XXVI; oder, dem Scholiasten Pindars (Ol. VII, 66) zufolge, in Kreta, welche Sage indess durch die Umdeutung des Hauptes in ein Gewölk als die neueste erscheint. Aber die Geburt aus dem Haupte auch höher, auch bis über Homer hinauf gesetzt; woraus folgt, das der Name *Tritogeneia* sie einzig anzeigen könne, und mit Ausschließung des Tritons, müsse? Er kann es, ruft man, weil die Alten das Haupt *τριτω* nannten! Welche? die Kreter, heist es bey Eustathius; die Athamanen, sagt Nikander bey Hesychius; die Aeolier, sagt der Scholiast des Aristophanes! Alle aus dem Zeitalter der späteren Umdeutung; und unter diesen die wahrhaften Kreter: die, wenn ihr verschimmeltes *τριτω* nicht Glauben fand, zugleich für den angeblichen Geburtsort Gnosfos (Solin. XI) einen veralteten Namen *Tritta*, oder vielmehr *Trita*, welchen Hesychius erhielt, und, verlangte man durchaus den strömenden Triton der Volksfabel, einen gleichnamigen Quellbach (Diodor. V, 72).

A. L. Z. —. Zweyter Band.

woran Zeus die Athene geboren habe, so geschickt, wie die Tegyraer einen Berg Delos, und die Epheser einen Hain Ortygia, ausmittelten; der übrigen Entschelungen durch die heilige Drey, durch den Gipfel des Dreyecks, durch Erregung des Zitternus, und was anan sonst witzelte, nicht zu gedenken. Schwerlich demnach, wenn auch die Geburt aus dem Haupte zur homerischen Sage gehören sollte, ließe der Name *Tritogeneia* sich dahin deuten; uns bliebe doch eine am Triton, aus dem Haupte oder anders, geborene Athene. „Nein,“ ruft Hr. Heyne, „das vor Alter freylich „verdunkelte *τριτω* muß für ein Haupt, und *τριτογένεια* für eine Hauptgeborene gelten, welche Mythe als eine der ältesten sich schon durch sich selber „verräth; den Namen vom tritonischen See abzuleiten, ist dem Homer schlechterdings fremd (*alienum*, „*witque*), der die Fabeln der Argonautiker und der „Herakleendichter nicht kannte“. Was? die Fabeln des Argonautenzugs waren dem Homer, oder falls der hinter die Homere sich verstecken soll, dem homerischen Zeitalter unbekant? Erwäge doch Hr. Heyne, was in den *Myth. Briefen* (II, 23) bewiesen wird: „Homer fand den in die libysche Syrtenbucht ausströmenden See *Triton*, an dessen Berguern geboren, „Pallas Athene den Beynamen *Tritogeneia* führte, besonders zu nennen nicht Anlaß“. So wenig, fügen wir hinzu, als den kolchischen Phasis, und andere Namen der damaligen Weltkunde. „Indess aus der „beyläufigen Erwähnung der *abbesungenen Argo* hinter *Thinakia* (Odyss. XII, 70) erhellt deutlich, das „ihm die ältere, von Hesiodus (Sch. Apoll. IV, 259, „283), von Pindar (Pyth. IV), von Menekles (Sch. „Lycophr. 887), von Antimachus und anderen berührte Sage aus vorlebenden Volksdichtern bekant gewesen: wie die Argonauten den Phasis hinauf in den „Weltstrom Okeanos, und darauf südwärts bis über „Libya fuhren, dann zu Lande das Schiff in den Triton trugen, und von dessen Ausflusse zu der schrecklichen Inselgruppe hinter *Thinakia* sich verirreten . . .“ Was? die Fabeln älterer Dichter von Herakles kannte Homer nicht? Bey genauerem Nachdenken wird Hr. Heyne einem anderen Hn. Heyne Recht geben, der bey II. I, 587. XIV, 249. XV, 18 ältere Herakleen ausdrücklich behauptet, und bey II. VIII, 18 im Excurs p. 520 eine Menge aus Herakleen und mehreren alten Liedern genommener Volksfagen aufzählt.

Sollen wir des Bedachtlosen noch mehreres ausheben? Wie Hr. Heyne, dem die *Mythol. Briefe* (II, 32. p. 258—261) Verwechslung der späteren Giganten mit den alten Titanen vorwarfen, nun selbst bey II.

Bbb

VIII,

VIII, 479 diese Verwechslung an den Scholiasten tadeln, aber im Excurs zu II, 494. p. 187 von neuem den nachhomerischen Gigantenkampf dem vorhomerischen Alterthum zueignet? Oder wie er im Excurs zu II. XVI, 150 seine mißkannten *Harpyen* gegen die *Myth. Briefe* (I. 31) zugleich rechtütert und aufgiebt? „Sie hatte doch Rofsgehalt, sagt er, die homerische Harpye Podarge, weil sie weidete und Füllen gebar.“ Wer leugnet das? Aber es war angenommene Gestalt, wie in anderen Geschichten, die Hr. H. in dem bestrittenen Buche nicht zu bemerken scheint. Demeter ward als Stute vom hengstähnlichen Poseidon überwältigt, und gebar das Rofs Arion; Kronos wieherte um die Philyre: war deshalb diesen Gottheiten eigen die Rofsgehalt? „Ob die Stute Podarge, heist es weiter, Flügel gehabt, erhelle zwar nicht aus Homer, aber aus Hesiodus (Theog. 269), „wo die Harpyen stiegen mit schnellen Fittigen; denn „Solen ihr (der Stute!) anzulegen, fiel den guten „Leuten nicht ein.“ Dafs mit Fittigen fliegen bey den ältesten Dichtern, ehe Bildner die Beflügelung einführten, wie mit Fittigen laufen, bedeute, nach der Figur, von Oel schimmern, wie von Oel (Odyss. III, 408), von Feuer strahlen, wie von Feuer (II. XV, 623); dafs noch bey Pindar (Ol. I, 140) die geflügelten Rosse des Pelops nicht eigentliche Flügel, sondern nur übernatürliche Schnelle und Leichtigkeit göttlicher Rosse hatten: von dieser Bemerkung der *Myth. Briefe* (I. p. 204. Vergl. p. 193) machte Hr. Heyne hier keinen Gebrauch. Aber Hr. Heyne hat bey II. XXIII, 340 aus den Briefen den Sinn der (zuerst metaphorischen, dann gebildeten) Götterflügel ziemlich gefalst, dafs sie blofs *Schnelligkeit des Laufes* anzeigen: *visum et phantasiam celeritatis tantum significatione movent.* Der Excurs fährt fort: „Da die Harpyen bey dem selbigen Hesiodus *ἡρμομοι* heissen: so darf man glauben, dafs sie „weibliche Bildung, *feminarum speciem*, gehabt: bey „Homer ist dieses nicht so klar; aber *κόρυραι*, Mädchen, heissen sie Odyss. XX, 77 und vorher 66; „doch ist dort ihre Gestalt anders als hier; sie weiden „nicht, sondern sie fliegen, und rauben des Pandareos Töchter.“ Hr. H. kann nicht sagen wollen, dafs die harpyischen Stuten bey Hesiodus Weibchen sind, welches alle Stuten zu seyn pflegen. Ist also unter weiblicher Bildung Mädchengestalt zu verstehen; wie kann er die vorgeblichen Flügel dieser Göttinnen seiner Stute Podarge anfügen? Aber Homer hat auch Harpyen, die Mädchen sind, und Mädchen genannt werden. Wo genannt? Sehe Hr. H. die beiden Verse noch einmal an; er wird wahrscheinlich mit uns herauslesen: Die Harpyen raubten *τὰς κόρυρας*, jene Mädchen, die Töchter des Pandareos. Diese Harpyen gehn allerdings nicht auf der Weide, ausser wenn sie, wie ihre Schwester Podarge, einen Roman spielen; aber eben so wenig stiegen sie mit Fittigen, welches Hr. H. hier verlangt, sondern als Göttinnen machen sie die gewöhnlichen Luftschritte, durch die hebende Kraft der Sohlen, worüber Hr. Heyne sich ein Lächeln abzwingt. In der letzten Ausgabe Virgils, wo bey Aen. III, 209 der Excurs über die *Harpyen* durch die

*Myth. Briefe* allerley Zusätze erhalten hat, wird ebenfalls die Stutengestalt, wenigstens der Podarge, aus Homer; und die zugefügte Beflügelung aus Hesiodus bewiesen; aber die Mädchengestalt bey Hesiodus, die der obige Excursor einräumte, scheint dem Excursor hier zweifelhaft. „Wenn die Harpyen, sagt er *ἡρμομοι*, schönlockig, sind: so möchte man sie für Mädchen „halten; sie können aber auch mit schönen Männern „gezierte Stuten seyn.“ Nach der neuesten Interpretation vielleicht. Wir ungeweihten denken uns bey *κόμη* schöngeordnetes, lockiges Menschenhaar, welches die Bedeutung des buschichten Wuchses manchmal den Gewächsen mittheilt; und bey *ἡρμομος*, welches Beywort Homer, die Homeriden, Hesiodus, Pindar, nur Göttinnen und Weibern geben, beständig eine schönlockige Frau. Wenn Hr. Heyne so einen, selbst für Männer zu üppigen Lockenschmuck seinen harpyischen Stuten nicht zueignen kann oder will: so lasse er sie an den homerischen Beywörtern schönmähniger Rosse, *εὐτρυχες* und *καλλιτρυχες*, sich begnügen. Das vornehme *Jecimus fundamenta fabulae*, brüster sich auch in diesem Excurs. So dreht sich Hr. Heyne aus einer Unbesonnenheit in die andere, um nur nicht zu gestehn: Mir widerfuhr etwas menschliches, als ich Homers Harpyen meinem Hermann für geflügelte Pferde gab.

Freylich war die Erhaltung thierisch gebildeter Gottheiten dem Hr. Heyne viel wichtiger, als sie bey dem ersten Anblick scheinen mag. Da er einmal die Religion der Griechen aus ägyptischen, phöniciſchen und anderen morgenländischen Sinnbildern, die dem eicheleßenden Pelasger zuerst in Myſterien zum Anstarren, dann allnählich in Kosmogonien und Theogonien zum Enträthseln, gezeigt worden, mit Clarke und Blackwell abzuleiten sich entschloß: so war er, in Ermangelung altpelasgischer Urkunden, durchaus genöthiget, scheinbare Spuren von Ueberlieferung auszuspähn und nicht nur spätere Allegorien als Symbole der Vorzeit, sondern auch einzelne Mißgestalten der nachhomerischen Fabel als hieroglyphische Sinnbilder aus den ältesten Myſterien, zu betrachten. Er fand die edle Menschengestalt der Götter häufig durch thierische Glieder und Auswüchse, durch Flügel, Schwänze und Gehörn, durch Bockfüße, Pferdeleiber und Stierhäupter; durch hervoringelnde Schlangen und Meerscheufale, durch ein gräßliches Doppelgeschlecht, entstellt. Froh des räthselhaften Gewimmels, traf er auch hier muthige Vordeuter, die zu noch kühneren Abndungen ihn begeisterten. Auf Winkelmanns Ansehn, dem durch Flügel die *schnellwirkende Kraft* der Götter bezeichnet schien, lehrte nunmehr Hr. Heyne: „Bey den alten Pelasgern waren „die Gottheiten alle mit Flügeln versehen; aber schon „Homers geläuterter Geschmack entledigte die meisten „der entstellenden Auswüchse; welche die Künstler „mit der Zeit ganz verwarfen, und bloß einigen symbolischen Wesen, als dem Amor, der Victoria, der „Nemesis zurückließen.“ Sein Hermann faßte die Lehre so, dafs Homers geläuterter Geschmack nur noch dem Götterherold Merkur die Pelasgischen Flügel oder

oder *τάλαρα* (aus *talavia* verhört), den übrigen Gottheiten schlichte Sohlen oder *πέδιλα* verliehn habe. S. *Myth. Br. I, 12—14*. Auf Baxters, selbst auf Baxters Ansehen lehrte Hr. Heyne: „Die Menschen des „höchsten Alterthums hüllten sich in rohe Thierfelle, „an denen die Hörner und die Schwänze blieben. „Aehnlich verhüllt dachten sie sich ihre Götter, und „liesen unvermerkt Hörner und Schwanz mit dem Leibe „zusammenwachsen; vielleicht auch absichtlich, um die „zusammengesetzten Begriffe der Gottheiten zu bezeichnen. Selbst die Ziegenfüsse der Pane entstanden aus „dem täuschenden Anblick umgeworfener Ziegenfelle. „Später behielten Hörner und Schwänze nur solche „Götter, womit man den Begriff des Alterthums verband, „als Pan, die Satyrn, Herkules.“ S. *Myth. Br. II, 30*. Auf Gesners Ansehen lehrte Hr. Heyne: „In den ältesten Büchern ist die Vorstellung, das die Götter beiderley Geschlecht haben. Diels war ein Satz der orphischen Philosophie, um die Wirksamkeit der Natur „in der allgemeinen Zeugung zu bezeichnen. . . . „Dahin gehört auch bey vielen ein tüchtiger Phallus, „der nachmals nur einigen blieb, vorzüglich dem Priapus.“ S. *Myth. Br. II, 35—37*. Für sich selbst lehrte Hr. Heyne: „Die Verbindung der thierischen Gestalt „mit der menschlichen, wie man an den Centauren, „Tritonen, Nereiden, Giganten, abnehmen kann, war „für die alten Menschen das einfachste Hülfsmittel, „eine zusammengesetzte Idee auszudrücken.“ S. *Myth. Br. II, 26. p. 220. II, 31. p. 254*.

Kein geringfügiger Nebenumstand in Wahrheit ist hier zu entscheiden, sondern eine das innerste Wesen der mythischen Darstellung in Poesie und bildender Kunst angehende Frage, deren Bejahung oder Verneinung der ganzen Geschichte der Kunst und der Religion eine andere Richtung giebt. Sind, wie Hr. Heyne annimmt, des rohen Alterthums halbthierische Göttergestalten von dem feineren Waldjäger Homer größtentheils, von dem noch feineren Künstlern fast sämtlich, ihrer entstehenden Flügel und anderer Auswüchse entledigt worden? Oder ward, umgekehrt den menschlich gestalteten Göttern Homers und der Vorzeit erst in späterer Zeit von dem Künstler anfangs als Nothbehelf, zum Theil auch von dem Mystiker als Symbol, Bestügelung und andere Mißbildung verliehn? Das letzte behauptete Hr. Voss in den *Myth. Briefen*, so das sein durchgeführter Beweis kaum Ausflüchte verstattete. Weshalb zwey wohlwollende Männer, Hr. Schlichtegroll und sein Rec. in der *A. L. Z. 1796. N. 105*, über die Bestügelung diesen Vergleich vorschlugen: „Hr. Voss giebt zu, das die Künstler die allegorische Benennung bestügelte früh schon durch wirkliche Flügel ausdrückten. . . . Er beweist durch „eine zahlreiche, gelehrte Induction, das wirklich „die ältesten Dichter den Gottheiten keine Flügel anlegten. Wer also zunächst an die Dichter denkt, „kann mit Recht sagen, die Bestügelung der Götter ist „von späterer Erfindung. Die ältesten Bildner hingegen“ (wie Hr. Voss zugiebt) „fügten den Gottheiten wirkliche Flügel an. Wer daher zunächst an die

„bildende Kunst denkt, sagt mit Recht: die ältesten „Götterbilder waren beflügelt.“ Hätte Hr. Heyne nach diesem Vorschlage sich erklärt; wahrscheinlich hätte Hr. Voss fünf gerade seyn lassen, und, damit die Wahrheit in die Mitte zu liegen käme, gutnützig zugegeben, was seine eigene Behauptung war.

Hr. Heyne hat zwar bey der Ilias seine Symbole halbthierischer Gottheiten größtentheils in aller Stille verabschiedet. Keine Spur weiter von Schwanz und Gehörn, selbst an den wilden Dämonen, die Homer aus älteren Volksliedern nahm; keine Spur von zwiefachem Geschlecht, wo nicht etwa die *deae feminae* II. I, 603, etwas von Manggöttinnen, gleich der bärtigen Aphroditis, hinter sich versteckt halten; durchaus nichts bestimmtes von blauschuppigen und fischschwänzigen Nereiden, obgleich II. XVIII, 39 ein Glauke darunter ist, deren Namen sammt den übrigen Hr. Heyne aus Kosmogonien herleiten will; ja die Centauren II. I, 268 werden gradezu *homines ferii*, wilde Menschen, wie in den *Myth. Briefen*, genannt, ohne einige Andeutung symbolischer Rosglieder. Aber, nach so empfindlichen Aufopferungen, nun auch alles, sogar die Bestügelung, aus dem kosmotheognischen Uralterthum in die aufblühende Zeit der Kunstabilder herabzusetzen: ein solches Anmuthen schien ihm zu hart; wiewohl nicht abzusehn ist, wozu der armfelige Rest ihm sonderlich helfen kann. Genau als Religion, als wehmüthiges Andenken seiner altpelasgischen Thiersymbole, muß und will er die theuren Fittige festhalten! Dennoch ist sein Eifer so ungleich, und, wo nicht grade ein Widerspruch ihn erregt, so hinlänglich, so thö, das innere Wärme der Ueberzeugung zu fehlen scheint. Statt jener Excursen, worin den homerischen Harpyen die streitigen Flügel geschützt werden sollen, warum nicht ein erschöpfender Aufsatz über die gesammte Bestügelung? Wer, die Sturmgöttinnen zu beflügeln, so freygebig war, der mußte bey den Windgöttern II. XXIII, 214 nicht karg mit einem paar Schwungfedern seyn. Hier aber wird *incessus Ventorum*, ein Gang der Winde über die Meerfläche, wie Hr. Voss ihn bewies, auch von Hr. Heyne erkannt, der doch in der jüngsten Ausgabe Virgils (Aen. I. Exc. III) Windgötter mit brausenden Schwingen uns abbilden liefs. Zum allerwenigsten hätte über die goldgeflegelte Iris (II. VIII, 908. XI, 185) gegen die Erklärung der *Myth. Briefe* (I, 22. p. 143, vergl. I, 24 p. 153—155), das ihr Gang von Goldsohlen geflügelt werde, ein Wort gesagt werden müssen; da sie die einzige Gottheit Homers ist, der man, vor genauerer Untersuchung, einen Flug auf goldschimmernden Flügeln zutrauen darf. Aber in *Notis und Observationibus*, auch in *Supplendis*, beobachtet Hr. Heyne ein düsteres Stillschweigen. Ja, die Erklärung bey Eustathius (II. XI, 185), das Gold bedente nur Glanz, der Flügel nur Schnelligkeit der windfüßigen Göttin, ward in den versprochenen vollständigen Auszug, weil sie der Bestügelung ungenüßig war, nicht aufgenommen. Laßt uns sehn, was bey

bey solcher Muthlosigkeit, Hr. Heyne den *Myth. Briefen* entgegenstellte.

Weder Homers Götter, behauptet Hr. Voss, sind mit Fittigen versehen, noch die Rosse, womit sie in schwebenden Wagen durch die Luft eilen. Sie fliegen nicht, wie die Vögel; mit ruhig gestreckten Füßen; sie gehn und rennen, wie ihre sterblichen Vorbilder, mit wechselndem Schritt: nicht allein über die Erdoberfläche, sondern, als ätherische Wesen von erhöhter Stärke und Leichtigkeit, auch über Wasser und Luft hinweg; nur der dünnere Aether trägt sie nicht. Den Gang der Götter in behenden und weit geschwungenen Schritten auf Wasser und Luft beschleunigen *goldene*, von Hephästos mit Schnellkraft besetzte *Sohlen*, χρυσία πέδιλα (*Myth. Br. I, 20—25*); ihre luftwandelnden Rosse (*I, 28—29*) werden χαλκώποδες, ἠκρωπῆται, mit *ehernen Hufen schnellfliegende*, genannt, wobey man, weil nie ein sterbliches Ross solche Beywörter führt (p. 190), an beschleunigten Erdbeschlag denken darf; auch ihre Luftwagen mit *ehernen Rädern* sind aus behenden Metallen des Hephästos zusammengefügt (p. 186), und werden von dem vorzüglichsten Metalle bey den folgenden Dichtern, schon im homeridischen Hymnus an Demeter v. 375, durch den Ausdruck, *goldene Wagen*, als schwebende bezeichnet (p. 189). Diese umständlich erwiesenen, und zur Aufhellung mancher Dunkelheit angewandten Behauptungen werden von Hn. Heyne nicht im Ganzen durch tapfern Gegenbeweis überwältigt, sondern im Einzelnen mit Spott, mit verdrehtem Sinn, mit leichtfertiger Interpretation, angezwackt. In der Observation zu II. V, 768 sagt er: „Homers Rosse fliegen, welches von jeder schnellen Bewegung gilt, und laufen durch die Luft: was sie schwebend erhält,“ (nämlich ob Beflügelung oder hephästisches Erz), „das bleibt der Phantasie überlassen.“ Also die behenden Erzhufe nur keck gezeugnet, so tritt Phantasie mit ihrer Beflügelung ein! „An Sohlen, es sey der Menschen“ (Götter wollte er sagen) „oder der Pferde, denkt kein Sterblicher, so oft vom Gange durch die Luft die Rede ist, adeoque nec Homerus, und folglich auch nicht Homer.“ Das folgt allerdings, und ist dabey witzig. Als ächtes Latein übersetzt: *Kein Sterblicher, und sogar nicht einmal Homer: wäre es noch witziger.* Ebendasselbst bey V. 777, wo der Göttinnen leichter, kaum auftretender Gang am Boden mit dem leisen Gange der Tauben verglichen wird, bemerkt Hr. Heyne, „dass Homer von den Sohlen schwelgt, und dass die verglichenen Tauben auch ohne Sohlen zu gehn pflegen.“ Mehreres spitzfindeln zu wollen“ (schließt er), „ist nicht meine Sache.“ Auch ist dies wenige nicht sehr spitz. Hermes, der offenbar Sohlen anhatte (*Odyss. V, 44*), wandelt über die unendlichen Wogen hinweg, und gleicht, indem er die elastischen Schritte mit Macht aufschwingt und niedererschwingt, einem fliehenden Meervogel, der häufig die Fittige in die Fluten

taucht; auch der verglichene Meervogel, meynen wir, legt keine Sohlen an. Bey II. XIII. 20, wo der zürnende Poseidon vor der Höhe in Samos mit hurtigen Schritten, wovon Berge und Waldungen erbeben, nach Aegä eilt, und in drey Schwüngen es erhebt, bewundert Hr. Heyne die Erhabenheit des Bildes. „Nur soll man weder die Schritte, noch den Abstand der Füße, noch die Sohlen ausmessen wollen; wodurch das Erhabene ins Kindische fällt.“ Hr. Voss hat sich dieser kindischen Ausmessung nicht schuldig gemacht, *Myth. Br. I, 22. p. 140.* Er hat, nach dem Beweise p. 121, dass jeder Gott zu einer Fußreise sich hebende Sohlen anlegt, für die weit geschwungenen Schritte als Beispiele den Poseidon und die von Berg zu Berg schreitende Here (*II. XIV, 225*) angeführt, ohne das Maas, wie weit jeder fortschnellende Schwung reichte, oder (nach Hn. Heynens Verdrehung) wie weit der Gott die Beine auseinander sperrte, oder sogar die Länge und Breite der Schwungsohlen, zu bestimmen. Eben so wenig hat Hr. V. Harpyen in Stentgeltalt, welches der Exc. zu II. XVI, 150 ihm aufbürdet, mit Sohlen begabt, noch an den wirklichen Götterrosen die Erzhufe jemals Sohlen genannt.

Indem Hr. Heyne die mythischen Hülfsmittel, wodurch jener schreitende Gang über Wasser und Luft gehoben und beschleunigt wird, mit dergleichen Scherzworten abzufertigen meynt; enthält er sich gleichwohl, den schreitenden Gang selbst grade heraus zu leugnen. Vielmehr nennt er ihn durchaus *incessus*, sogar wo die beiden Windgötter II. XXIII, 214 über das Meer wandeln; er erkennt II. V, 772, dass die Götterrosse in gewaltigen Sprüngen durch Luft und Meer fliegen; er bewundert II. XXIII, 20, Poseidons Schritte, wovon schon der vierte das Ziel erreicht, er bemerkt II. I, 46, dem meerwandelnden Apollon raffele der Köcher von der heftigen Bewegung des Gangs. Aber die scheinbare Nachgiebigkeit läuft wieder auf einen Scherz hinaus; denn bey II. XIV, 228 wird dieser *incessus deorum* für eine Nachbildung des *Vogelflugs*, ja des ziehenden Gewölks, erklärt, und denen, die etwas anderes zu sehn vorgeben, Unkunde der alten Sprache und Denkart zur Last gelegt. „Wie der Gang der Götter dem Fluge ähnlich erscheint, dass sie die Erdoberfläche kaum berühren: eben so wandelt hier Here mit leichtem Schritt über die Berghöhe, und V. 285 über die Waldwipfel, die von dem schwebenden Gange“ (die erschütternden Fußstritte der Götter sollen wir vergessen!) „nur sanft anschauern; eben so auch V. 229 über das Meer.“ Wie das Geschehe, erzählt der Dichter nicht: es ist sinnliche Vorstellung der Alten, die nach dem Fluge der Vögel sich der Götter Bewegung und Gang bildeten; und die, da sie Wolken schnell durch die Luft schweben sahn, leicht auf den selbigen Wolken mitschwebende Götter sich denken konnten.“

(Der Beschluss folgt.)

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 13. May 1803.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG u. LONDON: *Homeri Ilias*. Edidit C. G. Heyne. T. I—VIII. etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

**E**in schreitender Gang also, wo Arme und Beine in Bewegung sind; ähnlich dem hinschlüpfenden Vogelfuge, da die Füße gestreckt ruhn; und zugleich ähnlich dem ganz ruhigen Schweben auf Gewölk, ungeachtet Hr. Heyne bey II. XIII, 72 mit dem ehemals begünstigten schrittlosen Schweben Heliadors nichts weiter zu thun haben will: dies Meiliterstück der sinnlichen Vorstellung, wozu aber Kenntniß der alten Sprache und Denkart gehört, müßte für die Unkundigen gezeichnet werden. Hr. Heyne wufte noch eine dritte Aehnlichkeit zu verbinden, indem er unter II. XIII, 20 an der Thetis des Statius (Achill. I, 99), die gleich dem Poseidon mit drey mächtig geschwungenen Schritten das Meer durchwandelt, die Bewegung einer Schwimmenden bemerkte. Wahrscheinlich, weil ihm die späteren Meerfahrten auf schwimmenden Ungeheuern, oder sogar seine symbolischen Nereiden mit Fischschwänzen (*Myth. Br. II, 26*), im Gedächtniß schwebten. Vier so ungleiche Bewegungen zu vereinen, ist mehr, als was die Hexe leistete, die, um weder reitend, noch fahrend, noch zu Fuß anzukommen, halb auf einem gefahrenen Bocke ritt, und halb nebenher trippelte.

Erst bey II. XXIV, 340 folgt ein ernsthaftes Wort über die goldenen Schwungsohlen, die Hermes, wie in den *Myth. Briefen I, 20. p. 120—123* gezeigt wird, für die weite Fufsreise anlegt. Hr. H. stimmt völlig bey: „Er legt sie zur Reise an, nicht aus anderer Ursache; wie so viel andere an anderen Orten, wenn sie abreifen wollen, sich Schuhe anziehen.“ Damit nämlich, wie uns Erdbewohnern die Schuhe den gewöhnlichen Gang, ihm jene den Gang über Wasser und Luft erleichterten. „Auch sind keine Flügel daran, welche man sonst, die Schnelligkeit des Laufs, zu bezeichnen, anfügt: denn für sich sind sie zum Laufe der Götter nicht nothwendig; sie geben dem Blick und der Phantasie nur Andeutung der Schnelligkeit. Vergl. Virg. Aen. IV, 238.“ Ganz den *Myth. Briefen* gemäß. Homer und die ältesten Dichter beflügelten keine Gottheit; die Worte, fliegen und geflügelt, deuten bloß Schnelle und Leichtigkeit an. Gegen die Zeit der Tragiker wurden allmählich von Künstlern die metaphorischen Flügel dem Blick und der

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

Phantasie dargestellt; wodurch sie als neues Hebungsmittel, bald an die Sohlen, deren Kraft sie bezeichneten, bald an Haupt und Schultern gefügt, in die Poesie übergingen, und mit sinnbildlichen Flügeln der zu gleicher Zeit sich enthüllenden Mysterien vermehrt wurden. Aber auch zu den hebenden Flügeln gefellten nur spätere Kunstbildner und Dichter den eigentlichen *Vogelflug*; die älteren, sammt ihren besseren Nachfolgern, behielten dabey den geschwungenen Lauf, und die goldenen *Schwungsohlen*, bald flügellos nach älterer Sitte, bald nach neuerer geflügelt. Unter den letzten ist Virgil, welchen Hr. H. anführt. „Ein Scholion des Victorianischen Codex sagt: Aristoteles halte die Sohlen des Hermes für geflügelte; „mit Unrecht. Ich sehe nicht, was er damit meyne.“ Die Erklärung ist leicht. Aristoteles erkannte *gefällte*, das ist, nach älterem Sprachgebrauch, *hebende Sohlen*, die, wie Eustathius bey Odyss. I, 97 sagt, *gleichsam als geflügelte* den Gott fortzuschwangen; so hatte Aristoteles Recht. Der Scholiast aber dachte, nach späterem Sprachgebrauch, *wirklich geflügelte*; und so gab er ihm Unrecht, weil angeheftete Flügel erst lange nach Homer aufkamen. Beygelegt also wäre der ganze Streit, und von beiden wahrheitsliebenden Männern die Beflügelung griechischer Gottheiten aus dem vorhomerischen Alterthum bis in das vierte nachhomerische Jahrhundert herabgesetzt.

Keineswegs! Schon bey dem folgenden Vers 341 wandelt den Hn. H. die vorige Laune wieder an. Die goldenen Sohlen, die den Gott über Wasser und Land tragen; mit der Schnelle des Windes, erklärt er in der Note: *quibus indutus ille incedit, iter facere solet mari terraque, summa celeritate*; der Gott, meynt er, hat mit Sohlen sich nur geschmückt, wenn er über Meer und Land eine Fufsreise macht, zur Schnelligkeit helfen sie ihm nichts. Dieses heraus zu dölmetzen, lehrt die Observation. „Der Sprachgebrauch ist bekannt, nach welchem dasjenige uns trägt, worauf gestellt wir vom Orte bewegt werden.“ Wahr, wenn es Beförderungsmittel ist. Den fahrenden trägt von Orte zu Ort ein Wagen oder Schiff, den Reiter sein Thier, den Eisläufer sein Schlittschuh, den Vogel sein Fittig, den Gehenden sein Fuß, sein bequemer und sicherer Schuh, oder was sonst ihm den Weg erleichtert; - auch wohl sichtlich ein an sich müßiger Theil dessen, was fortträgt, der Verdeckstuhl, der Sattel, die Kajüte. Aber wer sagt, daß den Reiter sein Stiefel forttrage, den Fahrenden sein Fufsack, die Tänzerin ihr festlicher Strumpf? „Schuhe und Sohlen können eigentlich niemand tragen, oder auf-

Ccc  
„heben,



„heben, oder gehen machen; sondern man wandelt „auf Füßen, die durch die Sohle geschützt werden.“ Dies ward vom Menschen auf den Gott angewandt.“ Wie sinnreich! Ein Erleichterungsmittel des Gangs ist Schuh und Sohle, aber nicht für den Stillstehenden; nur bey rechtem Gebrauch, wie andere Mittel, zeigt es die Kraft, den Fußgänger rüstiger zu heben und fortzutragen. „Offenbar wird also, das, ihn *tragen* „die Sohlen, nicht anzeige, der Gott werde getragen „und geschwungen und in die Luft erhöht durch Kraft „und Wirkung der Sohlen: welches den Regeln der „Interpretation widerspricht. Sondern *tragen, getra-* „*gen werden*, sagt man *simpliciter* vom Gange, wie je- „der weiß: so *tragen die Füße* z. E. die Thetis zum „Olymp, XVIII, 148; wer wird hier spitzfindeln, „auf welche Art die Füße sic in die Höhe gerast ha- „ben? *so tragen die Winde* den Fliegenden,“ u. s. w. Durch die Luft tragen oder befördern den Gang die *Füße*; bey späteren Dichtern tragen ihn zugleich *Flü-* „*gel* und nachwehende *Winds*. Warum nicht bey Ho- mer *Sohlen* von geheimer Kraft? Nein, solche Tra- „*gung* oder Beförderung verträgt sich nicht mit der „neueren Interpretation? Aber auch den Virgilischen Merkur (Aen. IV, 241) *portant talaria*, tragen die ge- „*flügelten Fußsohlen*, an welchen, nach Hn. Heynes „*Geständnis*, die Flügel bloß Andeutungen der Schnell- „*kraft* sind. Sollen die Sohlen kein mittragendes, den „*Luftgang* beförderndes Mittel seyn, so dürfen es noch „weniger die angehefteten Scheinflügel, die Hr. H. ja „*doch* vertheidigen will. Noch einmal die Sache ge- „*rade* gestellt. Homers Götter in veredelter Menschen- „*gestalt* waren mächtiger, größer und herrlicher, als „*wir* Söhne des Staubs, und von reineren Aetherstoffe „*gebildet*. Sie trug kein thierischer Flügel über Wasser „*und* Luft; sondern, nach menschlicher Weise, ihr „*leichtschwebender* Schritt, dem hephästische Wunder- „*sohlen* noch mehr Leichtigkeit und Schwung gaben, „*und*, was geflügelten ganz unnütz war, für weitere „*und* gefährvolle Wege ein schwebender Luftwagen „*von* der Hand desselbigen Kunstgottes, mit gleichfalls „*erleichterten* Gespann. Diese Vorstellung ist so erwie- „*sen*, als der sinnlichen Denkart natürlich. Auch in „*den* nordischen Sagen, wie Hr. Voss anmerkt, schrei- „*tet* durch die Luft ein Zauberer mit magischen Stie- „*eln* neun Meilen in einem Satz, den eine noch schnel- „*lere* Zauberin auf magischen Pantoffeln einholt. Und „*wer* kennt nicht die Luftritte auf dem dämonischen „*Bock*, auf dem Nebelgaul, auf der gesegneten Ofen- „*gabel*? Edler als solche Erleichterungen, aber von „*gleicher* Natur, sind die Schwungsohlen der griechi- „*schen* Mythologie, auf welchen nicht nur ätherische „*Götter*, sondern auch der irdische Held *Perseus* (Myth. „*Br. I, 15*) über Gewässer und Luft wandelte. Ihm, „*dem* *Perseus*, welchen unleugbar nichts anderes, als „*die* verlobenen Flugsohlen (*geflogelte* nach älterem „*Sprachgebrauch*), aufhob und fortstürzte, weicht Hr. „*H. so* vorsichtig aus, wie dem *goldenen Pfeile*, wor- „*auf* *Abaris* schwebend den Erdkreis durchflog, und „*den* übrigen mit lebendiger Kraft beseelten Kunstwer- „*ken* des Hephästos, die in den *Myth. Briefen* (I, 29.

p. 187—189) aufgezählt werden. Nur die der Ilias „*angehörigen* Ἡφαίστοειδῆτα sucht er durch seine „*Interpretation* aus alter Sprachkunde zu entkräften: „*dass* die von selbst wandelnden Dreyfüße zu leicht „*rollenden*, die von selbst und mit Verstand handel- „*nden* Jungfrauen zu Bildern mit lebhaftem Ausdruck, „*die* von selbst thätigen Blasbälge zu einer Maschine „*mit* gemeinschaftlicher Windlade, und die Waffen des „*Achilles*, die wie Flügel ihn hoben, zu einer wohl- „*passenden*, nirgends klemmenden Rüstung herab- „*sinken*.

Das sind sie, die Versuche des Hn. H. gegen die „*Schnellkraft* der Göttersohlen, die noch Nonnus (Dio- „*nyst II, 599*) zu den Kunstwerken des Hephästos zählt. „*Hätte* er ihre Kraft auch vernichtet, was wäre damit „*für* die Beflügelung gewonnen? Flügel findet er nun „*einmal* nicht an den Gottheiten der ältesten Dichter, „*so* wenig als Schwänze, Hörner und andere Thier- „*glieder*; bey den späteren aber erkennt er ja II. XXIV, „*840* die von den Künstlern entlehnten Flügel an den „*Sohlen* für Andeutung derselbigen Schnellkraft, die „*er* zu bestreiten ausging. Leugnet er wieder ab, so „*werden* ihm kraftlos auch die Flügel mit den entkräf- „*teten* Sohlen und anderen hephästischen Arbeiten; „*denn* selbst die späteren Götterflügel waren nicht im- „*mer* thierische Auswüchse, sondern angefügte Kunst- „*werke* des Hephästos aus himmlischem Metall, die in „*mehreren* Abbildungen des Alterthums der ersind- „*same* Gott mit dem Hammer auf dem Amboss schmiedet. „*Er* wende sich, wie er wolle; mit homerischen „*Flügelgöttern* kommt er nicht durch. Auch wagt er „*nicht* einmal, sie, die er öffentlich im Triumph ein- „*führen* sollte, anders als mit unruhiger Hast unter der „*Mülle* des Vogelzugs, oder eines dem Fluge nach- „*henden* Windes, hervorblicken zu lassen. Aber siehe! „*wo* keiner es erwartete, im Winkel des Excurses bey „*H. XXIII* von der homerischen Allegorie p. 567, über- „*rascht* uns der verschmitzte Merkur, „*omnis* *fallaciat* „*auctor* *et* *exemplum*,“ der, obgleich ihn noch Aeschylus „*ohne* Flügel herumlaufen sah (Myth. Br. I, 19, p. „*115*), hier als Bothe der Götter, „*mit* dem alten Sym- „*bol* der *Schnelligkeit*, mit *Flügeln* versehen,“ einschlei- „*chen* will. So viel wird den Lesern der Ilias über „*diese* wichtige Frage der Mythologie und der Kunst- „*geschichte* zu verstehen, oder nicht zu verstehen, ge- „*geben*. Wie vor der Göttingischen Societät Hr. Hey- „*ne* (Comment. T. XIV) mit der goldgeflogelten Iris, die „*er* hier übergeht, und anderem Gottergeflügel, als „*vor* homerischen Nachkömmlingen uralter Flügelgöt- „*theiten* aus dem Morgenlande, (wovon freylich in Grie- „*chenland* erst lange nach Homer, und nur in der my- „*stischen* Theologie, Spuren zu entdecken sind!) durch- „*zusehnen* versucht habe: wird dem Scharfsinne je- „*ner* ruhmwürdigen Gesellschaft nicht entgangen seyn. „*Da* denn also, mitten von einander gehau, gleich „*Miltons* Teufeln, der symbolische Spuk doch wieder „*zusammen* fließt; so wünschen wir alle, die dem Ge- „*pöbel* gram sind, dass endlich einmal eine geweihte „*Klinge* das Ungethüm durchzische, und, wie ge- „*brannt*,



drannt, die erhaschte Wunde den Spalt sich von neuem zu schliessen abhalte.

Eine eigene Betrachtung verdiente noch der Stil des Hn. H.; aber wir sind müde wie der homerische Holzhauer, II. XI, 86:

— — nachdem er die Arme gesättigt,  
 Hagende Bäume zu hauen, und Unlust drang in die Seele,  
 Und nach erquickender Kost sein Herz vor Verlangen  
 ihm schmachtet.

Wir meynen nicht jene im Vorbeygehen bemerkten Sprachfehler, deren mehrere in den Schulen mit einem NB bezeichnet werden; noch jenen mit Hegesias wetteifernden Numerus, den natürlichen Ertrag eines gegen die poetische Eurythmie verhärteten Gefühls. Auch durch unreines und ungeordnetes; aber doch römisch gedachtes Latein könnte, obgleich mit Lächeln des Unwillens, ein Cicero, oder wenigstens ein Manutius, zum Verständnisse sich durcharbeiten. Wir meynen, was selbst dieses Verstehen dem Ausländer hemmt, das neumodische Kathederdeutsch, das mit allen Nachlässigkeiten in lateinischen Worten der höchsten und der niedrigsten Tonarten sich ausdrückt. Ein Engländer, der Deutsch aus Büchern gelernt hatte, machte einst einem Danziger Kornhändler die neueste Parlamentsverfügung über die Einfuhr in einem deutschen Briefe bekannt; und dem Rec. gelang es, aus dem buntscheckigen Gewande von edlem und unedlem Deutsch die englische Geschäftssprache zu enthüllen. Wie selten wird ein Ausländer, wenn er dieses Latein, wie aus der verborgensten Tiefe der Römersprache gesthöpft, anstarrt, einem deutschen Erklärer bey der Hand haben. Gewiß würden, wie im Anfänge des 16 Jahrhunderts *epistolae obscurorum virorum*, so zur Schluß des stolzen 18 Jahrhunderts *epistolae illustrium virorum* ein willkommenes Opfer auf dem Altare der Musen seyn.

Es erregt harte Empfindungen, daß ein Mann von sehr glücklichen Anlagen, die schon vor 40 Jahren einen Ruhmkenius aufmerksam machten, von weit unfassender Belesenheit, von nicht gemeiner Weltkenntnis, von kluger Beurtheilung der Zeitbedürfnisse, dem stillen Anbau der veredelnden Musenkünste, wozu sein Lehraunt ihn weihte, eine geräuschvolle Wirksamkeit durch Deutschland und durch Europa vorzog; daß er, der Weitwirkende, seiner Ausgabe Virgils wegen, die fremde Rechnungen, nicht immer genau, wieder vorrechnete; von Anstaunern überschätzt, die richtigere Selbstschätzung ähnlichen vergafs, und je länger je mehr Freude am Scheinern als am Seyn gewann; daß er endlich eine berichtigende und erklärende Ausgabe Homers, die wahrlich Lust und Liebe zum Ding, unverdrossene Forschbegierde, wachen Blick, lauterer Wahrheitsinn, und behagliche Ruhe von außen und von innen verlangt, mitten im Getümmel vielseitiger Geschäfte, zerstreut und unruhig, durch Bemerkungen des erhaschten Augenblicks, durch flüchtige Auszüge aus den Schätzen der Bibliothek, und durch Umgehung dessen, was

nicht also sich bemerken und ausziehen liefs, fertigen zu können sich zutraute. Mehr noch als Umgehung fand sich bey den eben beleuchteten Sachkenntnissen, ohne welche Homer kaum interpretirt, durchaus nicht erklärt werden kann; es fanden sich Versuche des Eingriffs, und, wenn der nicht glückte, der Unterdrückung, der Zerstörung. In eine polemische Flugschrift zusammengelast, wären die verdeckten und wankenden Anfeindungen unverständlich und unlesbar; das harmlose Blatt möchte ungerügt seinen Flug endigen. Aber in einem zum Unterrichte des Zeitalters, zur Ausbreitung gründlicher Wissenschaften und menschlicher Gesinnungen bestimmten Buche, ein solcher Leichtsin, bey Sachen sowohl als bey Worten, macht es redlichen Männern zur Pflicht, ohne Ansehen der Person, vor unvorsichtigem Gebrauche des mit Pomp erscheinenden Buchs zu warnen, wie man vor einer *Iliads zazōv* warnen muß.

### LITERATURGESCHICHTE.

BRAUNSCHWIG, d. Reichard: *Beiträge zur kritischen Bearbeitung unbenuetzter alter Handschriften, Drucke und Urkunden*, herausgegeben von Paul Jakob Bruns, Herzogl. Braunsch. Lüneb. Hofrath, Professor und Bibliothekar in Helmstädt. Erstes und zweytes Stück. 1802. 248 S. gr. 8. (1. Rthlr.)

Was man in diesen, dem Literatorgewifs sehr schätzbaren, Beyträgen zu erwarten habe, darüber erklärt sich Hr. Bruns in der Vorrede zu dem ersten Stück folgendermaßen: „Die Absicht ist nicht, bloß die Existenz gewisser Handschriften, alter Drucke und Urkunden anzuzeigen, oder in der Beschreibung bey dem Aeußern stehen zu bleiben. Unkritische Verzeichnisse von Seltenheiten, sie mögen handschriftliche oder gedruckte seyn, werden nicht gegeben. Der Gewinn, den die Literatur im weitesten Umfange des Worts aus den entweder ganz verborgen gebliebenen oder nicht genug gewürdigten Schätzen ziehen kann, soll augenscheinlich gemacht werden. Die Excerpte werden daher mit beständiger Rücksicht auf die literarische Lücke, welche durch sie ausgefüllt werden kann, gewählt. — Weil hier nur von alten Merkwürdigkeiten die Rede ist, so werden die Manuscripte vor der Erfindung der Buchdruckerkunst vorzüglich geprüft, doch aber die, welche in das 16te Jahrhundert gehören, nicht ausgeschlossen. — In Ansehung der alten Drucke wird die Gränzlinie, bey dem Jahre 1520, oder aufs äußerste 1550 gezogen. Was zu den alten Urkunden gerechnet wird, ist nach dem bey den Manuscripten und gedruckten Büchern angegebenen Maassstab zu bestimmen.“ Daß Hr. B. diesem seinem Plan, in den beiden vor uns liegenden Stücken, getreu geblieben sey, wird jedem Kenner und Freund der Ätern Literatur leicht in die Augen fallen. Zum Beweise dieses Zeugnisses will Rec. nur eines und das andere ausheben. Unter den Handschriften macht *Henricus de Hervordia* den Anfang;

fang; eine eben so ausführliche, als gründliche Nachricht, von der bekannten, bisher aber ungedruckt gebliebenen *Chronik* dieses Gelehrten; nach einem Codex, der sich in der *Helmstädter* Bibliothek befindet. Der Verfasser, welcher *Heinrich* hieß, von *Herzorden* gebürtig war, zu *Minden* in den *Dominicaner-Orden* trat; und daselbst 1370 starb; überschrieb seine *Chronik — de temporibus memorabilioribus —* und theilte dieselbe in sechs *actates* ab. Davon findet sich *Sexta pars*, oder der letzte Theil von Christi Geburt, bis auf das Jahr 1335 in zwey Foliobänden, auf Pergament geschrieben, in der gedachten Bibliothek. Der Verfasser giebt zwar seine *Chronik* bloß für eine *Compilation* aus, doch spricht er in derselben mit vieler Urtheilskraft, und macht auch Auszüge aus zum Theil verloren gegangenen Schriften, und eben deswegen erhält sein Werk einen vorzüglichen Werth. Aus dieser *Chronik* hat nun Hr. B. einzelne wichtige *Facta* ausgehoben, und den Historiker mit der Einrichtung und Erheblichkeit dieses Werkes bekannt zu machen gesucht. Die Nachrichten, die *Heinrich* von dem *Dominicaner-Orden* und den *Generaln desselben* giebt, sind besonders merkwürdig. Unter den alten Drucken, die Hr. B. anführt, sind die meisten Seltenheiten, die es daher verdient, nach ihrem Inhalt näher bekannt gemacht zu werden. Nr. 4. wird *Der beschlossene gart der rosenkrantz marie* angezeigt. Nur ist zu bedauern, daß Hr. B. bloß die Hälfte dieses dickleibigen Buches vor Augen gehabt hat. Die zweyte Hälfte wird in *Panzers Annalen* der ältern deutschen Literatur S. 268. Nr. 554. angezeigt, welchen aber Hr. *Bruno* übersehen haben muß, woraus erhellet, daß dieses Werk im J. 1503 zu *Nürnberg* gedruckt worden sey. Dieser zweyte Theil fängt mit dem sechsten Buch an, und schließt sich mit dem elften. Diese zweyte Abtheilung hat 368 grössere und kleinere *Holzschnitte*. Nr. 14. *Fermlare und Teutsch Rhetorik* zu *Strasburg* bey *Johann Prüß* 1483 gedruckt, ist wirklich vorhanden. Auch ist das Buch, in eben diesem Jahre zu *Augsburg* noch zweymal gedruckt worden, so daß die von Hr. B. näher beschriebene zweyte *Strasburger* Ausgabe von eben diesem Jahre dazu genommen, dieses Werk, in einem Jahre, viermal gedruckt worden ist. Welche Ausgabe darunter die erste seyn möchte, wird schwer zu entscheiden seyn. Den Beschluß dieses ersten Stückes machen drey Urkunden, die Hr. Pastor *Kinderling* zu Kalbe Hr. B. mitgetheilt hat. Im zweyten Stück macht unter den Handschriften: *Der König im Bade*, den Anfang, mit der Bemerkung, daß in *Panzers Annalen* d. ä. d. L. S. 208. ein im Jahr 1495 zu *Bamberg* davon gemachter Abdruck ange-

zeigt worden sey. Rec. besitzt diesen Abdruck selbst, und hat solchen mit dieser hier mitgetheilten Handschrift verglichen. Das Resultat dieser Vergleichung wird er bey einer andern Gelegenheit mitzutheilen nicht ermangeln. *Original-Briefe* von D. *Martin Luther*. Die akademische Bibliothek in *Helmstädt* besitzt 36 *Original-Briefe* von D. *Martin Luther*. Diese werden hier, so wie sie besonders in der *Schützischen Sammlung* stehen, angeführt, und die Abdrücke derselben berichtet. Unter den alten Drucken wird Nr. 29. *de hemelsche suntgroue* von 1490 angezeigt. Bemerk zu werden hätte verdient, daß diese Schrift, oder vielmehr Predigten nachher von dem Verfasser selbst, auch in das *Lateinische* übersetzt worden. Die Uebersetzung kam 1502 zu Erfurt, unter dem Titel *Celsidina* heraus. In der Zueignungsschrift an den Kurfürsten von *Cöln*, nennt sich der Vf. selbst *Johannes de Paltz*. *Panzer* hat sich also nicht geirrt. Indessen kann es wohl seyn, daß er in der *platdeutschen* Uebersetzung auch *Johann van Valez* genannt wird. Nr. 31. Von der *platdeutschen* Uebersetzung des bekannten Buchs *Thomae a Kempis de imit. Chr.* wird in den Zusätzen zu *Panzers Annalen* S. 64. Nr. 273 b. eine *Lübecker* Ausgabe angezeigt mit der Bemerkung aus dem *Catalog. Bibl. Thott.* daß die drey ersten Bücher im Jahre 1496 zum Vorschein gekommen sind, das vierte Buch aber schon 1492 gedruckt worden sey. Nr. 35. Eine in *Lübeck* 1493 gedruckte *Postille* enthält unter andern sehr nachdrückliche und freymüthige Aeußerungen, besonders über die schlechten Fürsten, die nicht für Sicherheit in ihren Ländern sorgen, — über die mancherley Betrügereyen, deren sich die Kaufleute schuldig machen u. s. w. Diese merkwürdigen Aeußerungen verdienten es wirklich, hier, in dem ausführlichen Auszug, den Hr. B. davon auf etlichen Blättern gemacht hat, aufbewahrt zu werden. Nr. 39. *Sante Birgitten openbaringe* zu *Lübeck* 1496 gedruckt. Ist bloß ein Auszug aus den bekannten *Revelationibus*. Doch hat sich der *Epitomator* nicht genau an die Ordnung derselben gebunden. Daß der Text der *Birgitta* interpolirt seyn müsse, erhellet auch daraus, weil der Erfindung der Buchdruckerkunst gedacht, und dieselbe mit klaren Worten Deutschland zugeschrieben wird. Den Beschluß machen einige Urkunden. Der ununterbrochenen Fortsetzung dieser so reichhaltigen Beyträge, wird wohl jeder Literator mit Verlangen entgegen sehen, und dadurch den Vorwurf, welcher in der Vorrede der deutschen Nation gemacht wird, daß dieselbe gegen alles, was den Namen *vaterländisch* an der Stirne trägt, gleichgültig sey, zu widerlegen suchen.

In der Recension der *Heymischen Ilias* sind folgende Druckfehler zu verbessern. S. 243. Z. 33. l. großentheils f. größtentheils. S. 296. Z. 44. l. den f. dem. S. 306. Z. 43. l. ward f. war. S. 312. Z. 9. l. Aefepus f. Aefopus. S. 312. Z. 47. l. erhält f. enthält. S. 341. Z. 36. l. wissenschaftlichen f. wissenschaften. S. 343. Z. 9. l. in dessen f. indessen. S. 365. Z. 47. l. und f. mit. S. 371. Z. 25. l. alte f. alle.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 14. May 1803.

## GOTTESGELAHRTHEIT.

ALTEMBURG, b. Richter, nachher: Rink u. Schnuphase: *Bibelcommentar zum Handgebrauch für Prediger, Schullehrer und Layen*, nach den jetzigen Interpretationsgrundsätzen, ausgearbeitet von einer Gesellschaft von Gelehrten. I Band. (Mose bis zu den Büchern der Könige) 1799. 687 S. II Band (die Chron. Efr. Nehem. Esth. Hiob, Pff) 1800. 683 S. III Band (Sprüche, Pred. Hlied, Jef. Jerem. Klagl. Ezech. Dan.) 1801. 630 S. in gr. 8. (6 Rthlr.)

**E**in Werk, welches sich an die lutherische Uebersetzung angeschlossen, so das sie dieselbe an unrichtigen Stellen berichtige, durchaus aber den Sinn geschichtlich, aus Sitten und Alterthümern, aus Context und Parallelstellen verdeutlichte, pragmatische Fingerzeige gäbe und Kürze mit Energie verbände, wäre unstreitig für die auf dem Titel angegebene Classen von Lesern und für ächt christliche Aufklärung überhaupt ein verdienstliches Werk. Das gegenwärtige erfüllt zwar diese Forderungen nicht ganz, leistet aber doch in Ermangelung eines bessern manches Nützliche. Unter der Dedication ist Hr. Dr. J. C. W. Scherer unterzeichnet, unter der allgemeinen Einleitung des I Bandes H\*ß. Wir sehen nicht ein, warum, der Name eine Art von Incognito behalten sollte, da der Vf. S. 9 sich selbst nennt. Er ist G. C. Horst, Vf. der Visionen Habakuks etc. Gotha 1797, einer Schrift, die diesem Namen gar nicht unrühmlich ist. Am Ende des Pentateuchs unterschreibt sich Hr. Scherer. Auch die übrigen historischen Bücher scheinen von diesem bearbeitet, soviel aus der Note zu S. 600 sich schliessen läßt! Bey Hiob ist H\*ß untergeschrieben. Der Psalmencommentar, welcher hier aufgenommen ist, soll nach einer Notiz in der Oberd. allg. Lit. Zeitung 1801 Nr. LL. S. 802 von Hn. G. J. L. Reufs seyn. Vgl. die Pff. nach den jetzigen Interpretationsgrundsätzen erläutert, zum Handgebrauch in Betstunden. 1800. Die sogenannten Salomonischen Schriften sind nebst allen andern im III Bande mit R. bezeichner.

Die allgemeine Einleitung giebt über Aechtheit der alttestamentlichen Schriften, ihre Entstehungsart, den Prophetismus und die bessere Interpretationsmethode das Nothwendige. Doch bedarf darin Vieles Berichtigung. Nach Deut. 31, 9. 26 soll Mose selbst seine 5 Bücher an der Bundeslade niedergelegt und dadurch ein Reichsarchiv begonnen haben. Jene Stelle aber spricht höchstens vom Deuteron. allein; und A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

dies muß nach innern Spuren noch viel mehr, als die andern Bücher Mose, postmosaisch seyn. Jos. 24, 26 soll zeigen, das das Buch Josua „an denselben Ort zu den mosaischen Büchern gebracht worden sey.“ Aber die Stelle sagt auf jedem Fall gar nichts von demselben Ort, sondern will: Josua habe diese Worte — die nächstvorhergehenden — hinzugeschrieben zum Gesetz des Jehova, d. h. auf die nämliche Megillah Pf. 40, 8, wahrscheinlich in eine Sammlung, wo die Gesetze Jehovahs, auf welche hin er einen Bund mit dem Volk als Nationalkönig gemacht haben sollte, nebst den Erneuerungen dieses Bündnisses eingetragen seyn mochten. §. X ist von Original-exemplaren und einem neuen Tempelexemplar des Esra die Rede, wogegen jene verloren giengen. Allein die Hauptsache ist, das fast alle historischen Bücher des Alten Testaments bloße Auszüge aus grösseren (wann?) verlorenen Zeitbüchern sind. Am wenigsten kann Rec. dem Vf. S. 31 beystimmen, wo er bey jeder historischen und dogmatisirenden Stelle die ächte historische Interpretation empfiehlt, in Rücksicht der moralischen Materien aber „den gefunden moralischen Sinn zum Richter aufstellen will, ob diese oder jene Erklärung zu wählen sey.“ Sehr wahr ist es, das „weder die Vorzeit noch irgend eine Autorität jemals das Recht haben konnte, dem gefunden (und sorgfältig geprüften) moralischen Sinn, diesem Repräsentanten der Gottheit in unserm Innern, einen Sinn unterzuschreiben, den er nicht anerkennen kann.“ Allein was geht dies die Bibelerklärung an? Auch wenn das Alterthum von moralischen Materien spricht, ist für den Interpreten die einzige Aufgabe, darzustellen, was der Sinn dieses Alterthums war. Ob derselbe mit dem, was uns unser moralischer Sinn sagt, übereinstimme, kann nebenher, nicht aber als Interpretation, sondern als Fingerzeig zur Anwendung in unserm Zeitalter angedeutet werden. Alsdann aber interpretirt man nicht, sondern geht ins Pragmatisiren und Beurtheilen dessen, was interpretirt ist, über.

In einem populären Werke sollte es eine Grundregel seyn, ungewisse Data nicht zu berühren. Das Moses Geschichte unter *Sesostres* falle, und er dessen Feldherr gegen die Aethiopier gewesen sey (S. 37), hat selbst Josephus, klüglich, nicht behauptet. Das S. 37 diejenigen, welche Mose's Bücher für später, für Auszug u. dergl. halten, *Gegner Moses* genannt werden, ist in einem populären Werk doppelt illiberal. Noch härter sagt S. 180 der Vf. *Bibelfeinde* behaupten, Moses habe den V. 35 Exod. 16, nicht schreiben können. Ueber die erklärenden Anmerkungen

D d d

des

des I Bandes kann Rec. nur im Allgemeinen sprechen. Die meisten sind unstreitig richtig und brauchbar. Ueber andere mögliche mit den Vff. einer populären Schrift zu machen, wäre zweckwidrig. Die Hauptfrage ist, ob sie gewöhnlich etwas Wahrheitsähnliches auszuwählen wissen und soviel möglich das entschiedene Unrichtige vermeiden? Von der letzten Art ist dem Rec. nicht allzu Vieles aufgefallen (z. B. S. 104 soll Chophshi eigentlich unrein bedeuten. S. 135. „die Papierstaude gebrauchte man in frühern Zeiten auch zu Verfertigung des Papiers; daher der Name Papier.“ Wie sehr ist unser Papier von dem, was man aus der Papyrusstaude machte, verschieden! — Wie sollte S. 137 im Busche für Mose elektrisches Feuer sichtbar gewesen seyn? — S. 157 soll es wunderbar seyn, daß die Heuschrecken von Süden nach Norden ziehen, ohne nach Osten oder Westen auszuweichen und nun durch Mose doch nach Aegypten kommen. Und doch sagt der Vf. sogleich, daß sie aus Arabien, über Constantinopel nach Polen kommen. Sie gehen also gar wohl von Westen nach Süden, Norden und wieder westwärts und eben so leicht umgekehrt. Da so oft Reisebeschreibungen angeführt werden: so hätten dem Vf. die Stellen, daß die Heuschrecken nach Aegypten drängen, nicht entgehen sollen. — Paschah heist nie (wie S. 160 will) Schonung, Schonungsoffer, noch weniger, wie S. 161, Versöhnungsoffer. — Der hebräische Ausdruck *Erstgeborne* kann nicht überhaupt die beste Mannschaft bedeuten. S. 277. 159 etc.) Wohl aber dünkt uns, daß die Anmerkungen bey den historischen Büchern häufiger seyn sollten, die angebracht aber meist kürzer seyn könnten. Das Wundersame zeigt Hr. Sch. gerne als erklärbar, scheint es sich aber oft gar zu leicht zu machen und fast alles auf die nämliche Manier anzusehen, da doch in der Natur auch Aberglaube und Vorurtheile auf gar vielfache Weise entstehen. Winke zum populären Gebrauch finden wir fast gar nicht. Wir wollen für unsere Beurtheilung einige Belege anführen. Wozu werden Genes. 41, 1 von den Quellen des Nils mehrere geographische Notizen gelehrt angeführt? Der Text bezieht sich gar nicht darauf. Exod. 7, 12 soll Mose's Schlange die der Chartünnim zu verschlingen geschienen haben, weil sich diese vielleicht während des Gesprächs verkrochen hatten. Wie dummi müßten dann die ägyptischen Zauberkünstler gewesen seyn? Und so ist fast alles, was über die ägyptischen Plagen angeführt wird, unglaublicher als das Unglaubliche, so lange man das Unrichtige voraussetzt, Mose oder ein anderer habe sie gleichzeitig erzählt. Daß das Nilwasser ungewöhnlich viel rothen Schlamm enthalten würde, habe Mose vermuthlich (S. 151) „auf die Gott anständigste Art, durch den prophetischen Traum zum Voraus erfahren.“ Gäbe es dergleichen „von der Providenz etwas offenbarende“ Träume: so könnte es eben so gut Stimmen, Apparitionen für Wachende geben. Wornin die grössere Anständigkeit bestehen sollte, Gott zum Schöpfer wahrer Träume zu machen, ist schwer zu begreifen. — Die Wolkenfäule wird als etwas bleibendes beschrieben;

wie könnten (S. 167) die Gewitter darunter zu verstehen seyn, welche hie und da den Israeliten auf ihrem Zuge begegneten? Der Vf. giebt selbst eine bessere Erklärung, und füllt doch mit dieser äußerst unwahrscheinlichen eine ganze Seite. Für den populären Gebrauch wären vornehmlich bey Levit. 18 über die Ehegesetze deutliche Belehrungen über ihre bloß relative Verbindlichkeit nöthig gewesen. Der Vf., welcher sonst oft so wortreich ist, entscheidet S. 262 bloß durch einen Machtpruch.

Hiob ist mit sichtbarem Fleiße bearbeitet. Aber zweckwidrig sind bey einem populären Werk Verweisungen wie 3, 5. „Man [Schullehrer? Layen?] vgl. die gelehrten Ausleger Schultens, Eckermann etc. zu diesem schweren Ausdruck.“ Dieß versteht sich für den Gelehrten von selbst. Aber der Zweck dieser Arbeit ist nicht Citiren, sondern die Quintessenz der gelehrten Forschungen, so weit sie wahrscheinlich sind, mitzutheilen. Im Ganzen hat Hr. H. dies auch wirklich gethan und dazu vorzüglich die für ihre Zeit mustermäßige und immer noch sehr brauchbare Arbeit von Hufnagel benutzt.

Die Psalmen sind weitläufig behandelt. Der ganze Text der lutherischen Uebersetzung ist abgedruckt, und durch eingeschobene Erklärungen und Zusätze berichtigt und verständlicher gemacht. Sie sollen dadurch zu Vorlesungen in den Berständen brauchbar werden. Möchten doch vielmehr gerade die allermeisten Psalmen in christlichen Beständen nicht mehr vorgelesen werden! Denn wie viele sind darunter, die nicht eine ganz nationale Beziehung haben, und statt Moralität nur einen einseitigen Nationalgeist, oft harten Nationalstolz athmen. Müßten sie vorgelesen werden: so wäre dazu nicht eine exegetische Erklärung, sondern eine moralische Deutung oder Uebersetzung unvermeidlich nöthig. Soll die Arbeit des Vfs. für kirchliche Vorlesungen seyn: so schiekt sich die Citation von diesem und jenem Schriftsteller nicht gut in den Text. Soll aber citirt werden: so wäre Gerechtigkeit zu beobachten. Z. B. Hezel ist nicht der Erfinder der richtigeren Erklärung des Ps. 2, sondern ein ungenannter, als Philologe im ausgedehnten Sinn des Wortes vorzüglicher Vf. eines lateinischen Aufsatzes in den Memorabilien des Hn. Prof. Paulus. Die Vf. schränken sich überhaupt in ihren Ausführungen fast bloß auf ihre eigenen Schriften, auf die von Hezel und auf die aus ihrer Gegend abstammende biblische Encyclopädie ein.

Die Erklärungen der Sprüche und Koheleth sind kurz und oft treffender, als die wortreicheren bey andern Büchern. In der Einleitung zu Koheleth wird S. 80 dem Salomo viel zugeschrieben, wenn er „in seinem Alter schon gewusst haben solle, daß nach seinem Tode der größte Theil des Reichs an Jerobeam kommen und sein geliebter Prinz nur ein Theilchen vom Reich behalten würde.“ Auch Jesaias finden wir mit Fleiß behandelt, ungeachtet wir die spätern Kapitel nicht dem Vf. der früheren beylegen, und K. 60 nicht das Christenthum als allgemeine ewige Religion ohne Opfer beschrieben finden. Was doch

doch alles für sonderbare Auslegungen möglich sind, wenn gewisse fixe Ideen vorausgehen. 66, 17 sollen die „welche Saufleisch assen und Mäuse,“ diejenigen seyn, welche den mosaischen Opferdienst dem Christenthum vorziehen. Und doch erlaubte gerade das Christenthum jene von Mose verbotene Speisen. Ferner, wenn V. 23 sagt: „Von einem Neumond zum andern, von einem Sabbat zum andern, kommen alle Sterbliche, mich, Jehovah, zu verehren;“ so sollen dies Gottesverehrungen des allgemeinen Christenthums seyn, als ob Neumonde und Sabbate nicht charakteristische Eigenheiten des Judenthums wären! Besser ist Ezech. 40—48 erklärt als Modell zu einem neuen Tempel und neuer Einrichtung des Landes, so wie der Prophet sich beides gewünscht (die Zurückkehrenden aber es nicht ausgeführt haben!) Bey Daniel verliert der Vf. seine populären Leser: „Die sechs letzten Kapitel sind gewiß Daniels Werk! . . . Diese Weissagung übertrifft an Genauigkeit und Bestimmtheit alles, was je vom Messias . . . geweissagt worden ist.“ Man ist wohl auf diese Bestimmtheit begierig. Man höre 9, 25: „von dem Edict des Cyrus Efr. 1, 1 ff. bis auf den Gefalbten, den Sieger, d. h. bis zu der Periode, in welcher der Messias geboren wird, dessen Religion sich die Nationen unterwerfen, sind 7 Jahrstübe, 490 Jahre. Diese führen uns bis auf den Zeitpunkt, da Pompejus Jerusalem eroberte. Und hiemit trat ja die große messianische Periode ein!“ Pompejus machte die Juden zinsbar a. M. 390 nach denen Chronologen, welche Jesu Geburt auf a. M. 4000 setzen. Usher Annal. Eine Weissagung also, bey welcher noch mehr als ein gewöhnliches Menschenalter fehlen mußte (60 Jahre), soll bestimmt und genau auf Jesu des Messias Geburt hinführen. Der Vf. scheint vorauszusetzen, daß seine Leser nicht nachrechnen. Die Schullehrer hätte er wenigstens bitten müssen, dies Rechnungsexempel in ihren Rechenstunden nicht zum Muster zu nehmen.

LEIPZIG, b. Weygand: *Biblische Theologie des Neuen Testaments II Band*. Theologie und Anthropologie nach den 3 ersten Evangelisten und christliche Religionstheorie nach Johannes, 1801. VIII und 390 S. in 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der erste Band hat die Christologie nach den 3 ersten Evangelisten abgehandelt, welche der Vf. unter zwey Abtheilungen bringt, 1) über den Zweck und die Person Jesu, 2) über seine Schicksale oder gedoppelten Zustand. Nach der Christologie faßt er die Theologie, d. h. Lehre von der Gottheit, Schöpfung, Vorsehung und den Engeln folgen. Zuletzt Anthropologie. Der Inhalt der Stellen wird zuerst in Sätze aufgefasset, alsdann folgen die Stellen selbst übersetzt und erklärt, so daß der Leser die Gründe beurtheilen kann, nach denen der Vf. jene Sätze als Inhalt dieser Stellen ansah. Da die ganze Sittenlehre abgeschlossen ist, so würde der eigentliche Titel seyn: biblische Dogmatik. Indes ist man schon lange an den gewählten Titel gewohnt. Nur wäre zu wün-

schen, daß wirklich die biblische Theologie vollständig, d. h. auch nach ihrem praktischem Theil, auf gleiche Art, und sogar häufiger, als nach dem theoretischen, bearbeitet würde. Die Bearbeitung des Vfs. hat nicht sowohl Mittheilung eigener Ansichten, als Verbreitung derjenigen Erklärungen zum Zweck, welche ihm die wahrscheinlichsten sind. Oft zeigt er, inwiefern man Aeußerungen, welche Jesu von den Evangelisten zugeschrieben werden, als „perfectibel“ anzusehen habe. Man kann hier häufig auch den Unterschied anwenden, welchen jeder bey sich selbst macht, zwischen Behauptungen, die man als eigene Einsicht oder als etwas aus fremden Einsichten nach eigener Untersuchung Angeeignetes verbreiten will, und zwischen vielen anderen Meynungen, die man von andern empfangen hat, und so gebrucht und wiederholt, ohne sie aus eigener Prüfung oder als angeeignet behaupten zu wollen. Zu der letzteren Gattung möchten Jesu Aeußerungen von den Dämonen gehören, welche auf alle Fälle in Jesu Kenntniß der Seelenlehre und Medicin, nicht in seine Religionstheorie gehören. Jesu Urtheile über das Göttliche des Alten Testaments hält der Vf. für perfectibel, und in einigen Punkten scheint auch dem Rec. dies unläugbar, z. B. darin, daß Gott förmlich mit Mose gesprochen habe. Matth. 22, 31. In dem Hauptpunkte aber möchte Jesu Urtheil von dem Göttlichen der mosaischen Theokratie und der Propheten sich darauf gründen, daß das Alterthum auch temporäre und veränderliche Anstalten zum Wohl einzelner Nationen als Gottes Willen und als würdige Gegenstände einer göttlichen Anordnung ansah, ohne die Prädicate göttlich, von Gott gekommen etc. für gleichbedeutend mit absolut-nothwendig und unveränderlich und infallibel anzusehen. Einigemal scheinen für den Vf. gewisse neuere Erklärungen noch etwas ungewohntes gehabt zu haben. Er setzt z. B. S. 50, wie viele Exegeren, voraus, daß die Krankheitsterminologie des Neuen Testaments aus der medicinischen Kunstsprache zu bestimmen sey, daß also ein *παράλυτος* des N. Ts. genau das Uebel gelitten habe, welches Hippokrates etc. *Paralysis* nennt. Ueberieht man aber hier nicht, daß das N. T. die Umgangssprache spricht, und daß wir Nichtärzte alle, sogar nach unserer ganz andern Geistesbildung, unsere Krankheitsbeschreibungen zwar oft in medicinischen Worten machen, diese aber viel unbestimmter nehmen, als der Arzneygelehrte. *Tertullian adv. Marcion. 4, 10* applicirt gerade auf die Stelle Matth. 9, 2 die Worte des Jes. 35, 2 *convalescite manus dimissae et membra dissoluta*, mit dem Zusatz: *hoc erat paralysis*. Nicht sowohl im technischen als im populären Sprachgebrauch ist die Bedeutung solcher Ausdrücke des N. Ts. aufzufuchen. Wenn ferner hier und da bey Jesu Heilungen Einfluß des Vertrauens durch die Kraft der Imagination angenommen wird, so kann dagegen schwerlich, wie S. 61 der Einwurf gemacht werden: „wer erklärt, woher es gekommen sey, daß bey Jesu dieses Wirken auf die Phantasie so oft und vielfach gelungen sey? Warum hat ihn der Zufall

immer begünstigt, auch bey Scheintodten? Man überzähle nur, wie oft denn von Jesu — ausser den Dämonizirenden, bey denen doch fast jeder für jetzt Heilung vermittelst der Phantasie annehmen muß — Kranke durch Einfluß auf ihr Gemüth geheilt wurden. Es ist bloß eine verjährtete Angewohnheit, diese Zahl sich groß vorzustellen. Und wie viele Tode kommen denn in der Geschichte Jesu vor, als zum Leben zurückgeführt? Mehr nicht als zwey. Denn von Jairus Tochter erklärt er selbst zuvor, daß sie nicht todt war. Von Zacharias, muß Rec. zu S. 91 bemerken, hat der Commentar des Prof. Paulus nicht behauptet, daß der Priester sich selbst für stumm gehalten, sondern daß er sich selbst nicht erlaubt habe, zu reden, weil er hierdurch sein Zuvielreden gegen den Engel gl. büßen zu müssen glaubte. — Wenn von Jesu Blut gesagt wird καθαριζει, warum muß dieser Ausdruck nach S. 203 gerade Anspielung auf Sündopfer seyn? Er bedeutet an sich und allgemein hin reinigen, so wie er auch von der Taufe gebraucht wird. Half der Tod Jesu zum Reinwerden vieler von ihren begangenen und zukünftigen Sünden, wie er dies that: so war er in der That „Reinmachend von Sünden,“ ohne daß man in der Opfertheologie eine ganz specielle Bedeutung des καθαριζειν auffuchen mußte. Die Stellen, aus denen der Vf. für καθαριζειν die Bedeutung *expiare* erweisen will (Exod. 29, 36. 37. 30. 10. Lev. 8, 15), reden überdies nicht einmal von Menschen, sondern vom Altare, von welchem doch der Ausdruck *entsündigen* auf jeden Fall nur tropisch und sogar katachrestisch gebraucht seyn kann. Wahr ist es ferner, daß die Alex. Ezech. 44, 27 *λασμος* für *πυρη* haben. Aber hat denn deswegen Johannes im 1 Brief 2, 2 und 4, 10 gerade in dieser speciellen Bedeutung seinen *λασμος* sich gedacht? Warum nicht in der allgemeineren: Begütigung? Auch ist abermals Ezech. 44, 27 nicht zu übersehen, daß selbst der Ausdruck *πυρη* *Vergeltungsoffer* dort nur uneigentlich steht. Es ist im Zusammenhang nicht von einer Sünde die Rede, sondern davon, daß dem Priester *vergönnt* seyn solle, bey Leichen seiner nächsten Blutsverwandten sich levitisch (nicht; inoralisch) zu vereinigen, selbst für diese Vergünstigung aber soll er ein Opfer bringen. Ein Opfer für etwas Vergönntes kann bloß tropisch ein Entsündigen genannt seyn — Rec. theilt diese wenigen Bemerkungen mit einem Vf., welcher so viele bessere Schrifterklärungen glücklich popularisirt, nicht um zu tadeln, sondern um sie selbst seiner Prüfung zu unterwerfen, und nach seiner Einsicht etwas Weniges zur Berichtigung einer Arbeit beyzutragen, die im Ganzen von vielem guten Einfluß seyn muß. Noch ein Wort zu S. 269. Das *πνευμα* bey Jesu Taufe kann nicht der *Logos* seyn, denn dieser war schon in Jesus eingekörpert, *σαρξ*

*εγενετο*, von jenem *πνευμα* aber sagt Joh. 1, 34 *κεινον εν αυτου*, nicht *εν αυτω* oder *εις αυτου*. Das *πν. δν.* bey der Taufe wird nicht Jesu *mitgetheilt*, sondern es erscheint als Zeichen, daß er der *Messias* sey, und begeistert ihn zum Hervortreten.

LEIPZIG, b. Kummer: *Versuch zweckmäßiger Betrachtungen über die biblischen Weissagungen überhaupt und besonders über die Offenbarung Johannis, vom Vf. der Briefe über den protestantischen Lehrbegriff. Der Evangel. Brudergemeinde zugeeignet.* 1802. XVI und 687 S. in 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Alle Classen unserer Leser werden aus einer einzigen Stelle dieser weitläufigen Betrachtungen schnell ermessen können, ob sie zu denen gehören, für welche der Vf. „ein gesegnetes“ Werk geschrieben zu haben hoffen darf. S. 627 Ueber die Vollendung des Geheimnisses Gottes. Die zum Sonnensystem gehörigen Planeten werden wenigstens vorläufig (*bis sie nach 1000 Jahren herabfallen*) eine große Veränderung leiden etc. — Das Beste am ganzen Buch ist, daß der Vf. auf den Herrn zu *warten*, nichts aber darüber *auszurechnen* anrath, besonders das Berechnen des Endes der Welt für unthunlich erklärt. Endlich wäre es freylich Zeit, daß Jesus Recht behielte, welcher sagte: Tag oder Stunde aber weiß selbst der Sohn, der Messias Gottes, nicht. Eine betrübte Erfahrung für die Rechnungslustigen ist es unstreitig (S. 43), daß „die Geschichte der neuern Zeiten lehrt, wie dasjenige *nicht* zutrifft, was man nach den hypothetischen Erklärungen (Bengels) von den 2 Thieren vernuthet hat.“ Nur Schade, daß, wenn man in diesen Dingen erst durch Erfahrung klug werden will, immer Ein oder etliche Menschenalter in solchen grundlosen „Unwahrhaftungen“ Heil und Weisheit gefunden zu haben wännen, und ihre bessern Zwecken schuldige Zeit staunend verlieren!

ERLANGEN, b. Palm: *Materialien zu Kanzelvorträgen über die Sonn- und Festtags-Episteln.* Von D. Joh. Wilh. Rau. 3ter Band. Erste Abtheilung. Zweyte, veränderte, hier und da ungearbeitete und vermehrte Auflage. 1802. 186 S. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1803. Nr. 14.)

PRAG, b. Barth: *Kleine Erzählungen und Geschichten, von Chr. Heinr. Spiess.* 2tes Bändch. 1802. 376 S. 8. (1 Rthlr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. No. 392.)



# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 16. May 1803.

## GOTTESGELAHRTHEIT.

GREGAN, b. Günther: *Vertraute Briefe über die Bibel* geschrieben an einen Wahrheitsfreund von M. Gottlob Ehrlich, P. 1802. VI. 426 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der löbliche Zweck des Vfs. geht dahin, die Bibel dadurch in Ansehen zu erhalten, daß er Schale und Kern von einander trennt, die Resultate von dem Forschen der besten Bibelerklärer in weitem Umlauf zu bringen, und gebildeten Lesern, die nicht auf theologische Gelehrsamkeit Anspruch machen, sie mitzuthemen sucht, und sich dabey nur über diejenigen Abschnitte der Bibel verbreitet, bey welchen der gebildete Leser Anstoß finden könnte. Er läßt einen Verehrer moralisch-religiöser Wahrheit, der durch Lectüre und Umgang zum Spott und zur Verwerfung seiner vorigen hyperorthodoxen Religionsbegriffe und der Bibel selbst verleitet, aber schon zum Theil wieder mit der Bibel durch einen verkündigten Religionslehrer ausgehohlet worden war, an diesen seinen Freund schreiben, um von ihm weitere Auflösung seiner Zweifel zu erhalten. Dies giebt denn Anlaß zu einer Art von schriftlichen Discursen über die Bibel, mit steter Rücksicht auf neuere oder ältere Einwurfe, und auf ihre von neuern Exegeten versuchten Lösungen. Es werden indess nur die Briefe des Predigers mitgetheilt, worin die Zweifel des anfragenden Layen kurz recapitulirt und beantwortet werden. Neue Bemerkungen für gelehrte Schriftforscher aufzustellen, war nicht Zweck des Vfs.; wer aber eine bescheidene falsche Darstellung und gute Auswahl des Wahrscheinlichsten, was die historische Kritik und Exegese über die ältesten Religionsurkunden der Israeliten und Christen zu Tage gefördert hat, ohne alle Umschweife der Worterklärung und den Prüfung vieler Meynungen, bloß unterstützt durch Gründe des Zusammenhangs, der Natur der Sache und der Analogie, zu lesen wünscht, wird seine Rechnung hier finden.

Wie billig, erklärt sich der Vf. gleich im zweyten und dritten Brief über die präsumtive göttliche Eingebung der Bibel A. T. dahin, daß zwar diese Bücher als Werk des Alterthums, als schöne nützliche Religionsurkunden von moralischer Tendenz und wirksamem Einfluß, unsere hohe Achtung verdienen, daß sie als ein wichtiges Hülfsmittel in der bisherigen Menschen-Erziehung Gottes zu betrachten, und eine gewisse mittelbare Mitwirkung Gottes zu ihrer Abfassung und Erhaltung nicht zu verkennen sey, daß man aber

A. L. Z. 1803, Zweyter Band.

weder für noch wider die Möglichkeit einer unmittelbaren Offenbarung derselben hinlängliche Beweise aufbringen könne, daß also der Glaube an diese immer von individuellen Ansichten und Ueberzeugungen abhängig bleibe, aber auch zur innigen Werthschätzung der Bibel nicht für alle nothwendig sey. Im vierten und fünften Brief geht er dann gleich zu Betrachtungen über die Schöpfungsgeschichte fort. Hier wäre nun wohl der Ort gewesen, sich über die Entstehung und Zusammenfassung der mosaischen Schriften überhaupt, und der Genesis besonders zu erklären, und durch die kritisch wahrscheinliche Voraussetzung, daß die jetzige Form des Pentateuchs erst in oder nach Samuels Zeitalter entstanden sey, und nur Documente aus dem patriarchalischen und mosaischen Zeitalter darin verarbeitet worden seyen, im Voraus vielen Einwürfen zu begegnen. Der Vf. hat dieses unterlassen, und alles als ein ganzes zusammenhängendes Werk Moses betrachtet; aber eben dadurch sich in manche Schwierigkeiten verwickelt, welchen er dann weiter unten doch nur durch die Hypothese auszuweichen sucht, daß manches in dem Pentateuch durch spätere Interpolationen aus mißverstandenen alten Sagen eingelesen sey. In der Schöpfungsgeschichte findet nun der Vf. den einzigen Lehratz als religiöse Wahrheit, von welcher die Bibel mit Recht ausgehe: *Ein Gott ist Schöpfer von allem, was da ist, und dieser ist der nämliche, den wir als Jehova verehren*: alles übrige ist Fiction, vorzüglich wegen der Sabbathsfeier von Moses aufgenommen. In der Erzählung von der Menschenschöpfung hält sich der Vf. ebenfalls an den Hauptgedanken, von der hohen Würde des Menschen, auch des weiblichen Geschlechts, und läßt alles übrige für bildliche Fiction und Einkleidung gelten. Der sechste Brief erklärt die Erzählung vom Sündenfall für eine Allegorie des Inhalts: die Sinnlichkeit verleitet den Menschen gewöhnlich zum Unrecht, er wird durch sie Uebertreter der göttlichen Gebote, und Tod und Verderben ist der Lohn, den diese treulose Verführerin dafür ihm darreicht, daß er sich durch ihre Lockungen täuschen ließ. Ob Moses diese Allegorie zur Beantwortung der Frage vom Ursprung des Bösen selbst fingirte, oder sie aus einer alten Hieroglyphen-Schrift zusammensetzte, will der Vf. unentschieden lassen. Der siebente Brief handelt von Kains Brudermord, welchen Partheylichkeit der Aeltern, Verschiedenheit der Neigung, und Collision in den Folgen derselben erzeugte, und das Gewissen rächte, das hier schon als Sprache Gottes dargestellt wird. Das Zeichen Kains glaubt der Vf. sey spätere Sage, die nur den wunderbaren Schutz Gottes bey

Eee

Kains

Kains Flucht in öde, nur von reisenden Thieren bewohnte, Gegenden bezeugen soll. Scharfsinniger und befriedigender ist wohl die *Berger'sche* Bemerkung darüber in der praktischen Einleitung ins A. T. Th. I. S. 72. fg. welche der Vf. nicht gekannt zu haben scheint, so viel auch seine Schrift durch die Benutzung dieses und anderer der neuesten Exegeten des A. T. hätte gewinnen können. Die Opfer, deren so frühe schon erwähnt wird, läßt der Vf. mit Recht nur für Aeußerung menschlicher Empfindungen und Vorstellungen über Gott, und nur den reichern Segen der Geschäfte Abels für die vermeyntliche Genehmigung seiner Opfer bey Gott gelten. Im achten Brief werden nur die Bemerkungen kurz entwickelt, daß das Alter der Patriarchen zwar sehr hoch, aber doch durch Sage übertrieben worden sey; daß Henochs früherer Tod, und die besondere Art desselben die Erzählung von seiner Aufnahme zu Gott veranlaßt habe; daß Moses durch die Erzählung von den übeln Folgen der Verheyrathung frommer Männer mit schönen aber ruchlosen Weibern sein Volk habe vor der Verbindung mit Ausländerinnen warnen wollen; und daß zu andern Ruchlosigkeiten der Menschen vor der Fluth sich auch die nachtheiligen Wirkungen des Despotismus gefellt haben. Der neunte Brief stellt die Noachische Fluth als übertriebene Tradition von einer im Alterthum vorgefallenen großen Ueberschwemmung dar, und tadelt den unmoralischen Fluch des Patriarchen, wofür nur die einzige Entschuldigung möglich sey, daß vielleicht der zu starke Ausdruck der Unzufriedenheit des Vaters mit dem Betragen seines Sohns bloß von dem Geschichtschreiber herrühre, der die Geschichte benutzen wollte, um einen Grund anzugeben, wodurch die vorhabende Unterdrückung der Nachkommen Hams als unfündlich und dem Willen Gottes angeeignet dargestellt werden könnte. Im zehnten Brief werden Gewitterstürme als Hinderniß der Vollendung des Thurmbaues zu Babel, Zerstörung und Sprachverschiedenheit der bauenden Stämme als Folge derselben angegeben. Die Anekdoten aus Abrahams Leben, worüber sich der Vf. hier und im ersten bis dreyzehnten Briefe erklärt, haben alle den Zweck, ihn als schwärmerisch eiferigen Monotheisten, als Liebling Gottes, und als Stammvater einer Nation aufzustellen, welche durch ihn schon ein unbezweifeltes Recht auf den Besitz von Canaan erhalten habe, dadurch dem Volke Nationalgeist einzufußeln, und es zur Eroberung des Landes aufzumuntern. Daß dabey Träume, Visionen, und traditionelle Zusätze zu alten Thatfachen, die Mittel sind, wodurch der Vf. dogmatischen, moralischen, und historischen Schwierigkeiten auszuweichen sucht, wird jeder Kenner der biblischen Exegese von selbst erwarten. Eine zweckmäßige Auskunft dieser Art schlägt der Vf. bey Kap. 18. vor, indem er annimmt, daß bloß durch die Tradition zwey verschiedene Erzählungen zu einer verbunden worden sind, wovon V. 1—16. ein Factum, die Bewirthung von Fremden, V. 17. fg. eine Vision enthalte, welche vielleicht durch die Unterhaltung mit den Fremden veranlaßt worden war: die verbindend-

de Tradition habe auch erst aus dem Vornehmsten der Fremden den Herrn Jehova gemacht, nachdem seine vielleicht nur scherzhafte Verkündigung von Saras Schwangerschaft eingetroffen, und Abrahams Geschichte mit Wundern überhäuft worden war. Auch Sodoms Untergang, Lots Rettung sey ein Volksfagen, welche Moses auf moralische Art benutzt habe. Zur Fiction von dem Incest der Töchter Lots habe wohl nur die Etymologie der Namen Moab und Ammi Anlaß gegeben. Die Aufopferung Isaacs sey Folge einer Selbsttäuschung Abrahams gewesen, wozu ihn Traum oder Vision veranlaßt habe; nachdem ein Zufall die Ausführung desselben gehindert hatte, was ihm sein irrendes Gewissen gebot, sey ihm in einem neuen Traum der Beyfall Gottes versichert worden. Brief 14. Jakobs Erschleichung des Segens der Erstgeburt erzählt Moses absichtlich, um die Vorrechte der Israeliten vor den Edomitern zu beurkunden. Jakob selbst erscheint unredlich, eigennützig, zaghaft, und wird wie seine Vorältern durch bedeutende Träume geleitet. Die Familien-Anekdoten von Juda, Onan, Thamar, gehören nicht in die Bibel als Religionsbuch, sondern nur in die Sammlung der Stammsagen Israels, um Denkart und Sitten der Vorältern zu beurkunden. — Josephs Geschichte, psychologische Aufschlüsse über die darin vorkommenden Träume, wodurch ihre Auslegung gut motivirt wird. Jakobs Segen beruht dem Inhalt nach auf Tradition, die Einkleidung soll von Moses (warum nicht vielmehr vom spätern Bearbeiter der alten Urkunden aus der mosaïschen und patriarchalischen Periode?) herrühren. Brief 16. über Moses Abkunft, Mordthat, Flucht, und Leben in Midian. Bey den Wundern Moses in Aegypten hat sich der Vf. selbst die Erklärung wieder dadurch erschwert, daß er die Nachrichten darüber als wörtlich von Moses selbst aufgesetzt annimmt, und nichts Mythisches in der Geschichte des berühmten Heerführers und Gesetzgebers gelten lassen will, während er doch zugiebt, daß die wörtliche Annahme der erzählten Thatfachen mit vernünftigen Begriffen von Gott streite. Nach seiner Vorstellung war die Erscheinung am Horeb Vision während eines Gewitters, und nachfolgender Traum, welches beides Moses aus Selbsttäuschung für Offenbarung Gottes hielt. Auf gleiche Weise soll Moses auch in der Folge bey jedem kritischen Zeitpunkt durch Träume, Visionen, und andere Selbsttäuschungen in der Ueberzeugung, daß Gott unmittelbar auf ihn und durch ihn wirke, befestigt, und zu Thaten gestärkt worden seyn, welche bey seinen Landsleuten und bey dem Pharao die nämliche Ueberzeugung hervorgebracht haben. Allein wenn Moses Geschichte von ihm selbst erzählt worden ist: so bleibt nichts übrig, als ihn für einen absichtlichen Volkstäuscher, sein Benehmen in vielen Fällen für das eines Schamanen und Gauklers zu halten, und doch dabey eine Menge von Ereignissen für ganz unerklärbar, vieles für unmoralisch und der Gottheit unwürdig zu erklären. Nur der Gesichtspunkt, daß Moses zwar die Gesetze zum Theil wörtlich und eigenhändig aufgeschrieben, zur Geschichte aber nur

Urkunden aus feinem und dem patriarchalischen Zeitalter, Notizen zum Theil aufgesetzt von seinen Gehülfen und Zeitgenossen, und verschiedene Denkmale in Liedern, Stammlisten, u. dgl. hinterlassen habe, welche dann vereinigt mit Sagen und mythischen Darstellungen den Stoff lieferten, woraus der Pentateuch nicht früher als zu Davids Zeiten in die jetzt vorhandene Form gebracht wurde — kann die Kritik, Geschichte, und Religion Genüge leisten. Die Nation der Hebräer hat so gut, wie jede andere, ihr mythisches und heroisches Zeitalter, und erst mit Samuels Periode fängt die völlig documentirte, nur durch den Geist der Theokratie und Hierarchie eigens modificirte, Geschichte derselben an. Aus der frühern Zeit sind nur einzelne Urkunden, Gesetze, Sitten, Cultus, Lieder, und Sagen in größerer Menge und Bestimmtheit, und von früherem Alter, als bey andern Völkern vorhanden, und für uns zur Entwicklung der Religionslehre und Religionsgeschichte dieses uralten durch Eigenthümlichkeit ausgezeichneten Stammes von Monothisten höchst merkwürdig und lehrreich. Der Vf. hat diesen Gesichtspunkt nicht auffassen können oder wollen; wenn daher seine Erklärungen des wundervoll dargestellten in Moses Geschichte oft gezwungen und inconsequent, wie die meisten angeblichen Rettungen der Bibel von scheinbaren Widersprüchen und Unmöglichkeiten, erscheinen: so ist wenigstens die Bibel selbst daran unschuldig. Das Aufdecken der meisten Schwierigkeiten, die einem moralisch gesinnten, religiösen, und mit historischer Prüfungsgabe ausgerüsteten, Leser des Pentateuchs aufstossen könnten, ist wenigstens dankenswerth, und das Nachdenken darüber wird ohne Zweifel den Vf. selbst, und seine Leser auf jenen haltbarern Standpunkt der Erklärung nach und nach hinführen, wenn ihnen die Aufschlüsse, welche der wohlneynende und redlich prüfende Vf. zu geben versucht hat, nicht durchaus Genüge leisten werden. Der Raum verbietet uns, den weitem Ideengang des Vfs., von welchen das bisher ausgehobene zur Probe zureicht, darzulegen, und verstatet uns nur den Wunsch beyzufügen, daß der Vf., ehe er die Schwierigkeiten der folgenden biblischen Bücher zu lösen sucht, die Idee, welche er S. 240. erwähnt, aber nicht richtig würdigt, noch einmal unbefangenen prüfen, und mit Wahrheitsliebe sein Urtheil darüber mittheilen möge. Bey aller Verschiedenheit in dem Hauptgesichtspunkt, aus welchem der Rec. Moses Geschichte ansieht, stimmt er doch gerne vielen einzelnen Vorschlägen des Vfs., aufstossende Zweifel zu lösen, bey, und sieht der Fortsetzung seiner Schrift mit Erwartung entgegen.

LEIPZIG, in d. Sommerschen Buchh.: *Kurze Anweisung zur Kanzelberedsamkeit* nach D. Franz Volkmar Reinhardts Grundrißs, von D. J. G. Heynig. 1802. 102 S. 8. (8 gr.)

Der Titel dieser Schrift könnte die Leser leicht irreführen, eine Anweisung zur Kanzelberedsamkeit von einem der berühmtesten Prediger unserer Zeit darin

zu suchen. Nach der Angabe der Vorrede aber verbreitet sich dieser Versuch einer Homiletik nur über das Wesentliche derselben, die Disposition, die Einkleidung und den Inhalt der Predigten, und der Herausgeber verspricht erst, wenn diese Bogen Beyfall erhalten, sie zu einem ausführlichen Werk zu verarbeiten, und dadurch ein Resultat von seinem vierjährigen theologischen Studium, und seiner Lectüre in diesem Fach aufzustellen. Auch ist nur der erste Abschnitt *größtentheils* aus den Dictaten geschöpft, welche Hr. O. H. Pr. Reinhard ehemals zu Wittenberg seinen Zuhörern mitzutheilen pflegte. Die beiden andern Abschnitte sind, bis auf einige Stellen, von dem Herausgeber, der es für unmöglich hält, alle Grundsätze und Beyspiele einer Homiletik aus eigenem Nachdenken und eigener Erfahrung aufzustellen, Schon diese Geständnisse zeigen ihn als einen Anfänger in diesem Fach, der seine kürzlich erst eingesammelten Kenntnisse nur gerne wieder an Mann bringen, und zu Gelde machen möchte, um, wie er selbst sehr naiv sagt, die Wissenschaft *nicht umsonst* studirt zu haben. Eben so hat sich der Vf. schon im historischen, philosophischen, und politischen Fach durch seine übrigen Schriften charakterisirt, wie er sich auch hier im homiletischen darstellt. Selbst im ersten Abschnitt finden sich häufige Spuren, daß der Vf. seines berühmten Lehrers Vortrag unvollständig aufgefaßt, mißverstanden, und mit eigenen Zusätzen interpolirt haben müsse. So steht S. 12. *Haupttheil*, statt *Hauptbegriff* oder *Hauptsatz*. So wird S. 13. als Beyspiel einer analytisch-synthetischen Disposition, oder wie sie der Vf. nennt, einer willkürlich analytischen Behandlung des Textes, folgende in vielfacher Rücksicht fehlerhafte Disposition über Luc. 5, 1—11. aufgestellt: *Von der Beschaffenheit der christlichen Aufmerksamkeit. Sie ist 1) anhaltend und unermüdet, V. 1. 2) verbunden mit Sorge für das Wohl der Seele V. 2. 3) voll von Vertrauen auf den göttlichen Segen.* Eben so unvollständig und fehlerhaft ist auch die analytische Disposition über Röm. 13, 1—5, und wer kann glauben, daß folgende Disposition, mit aller Schiefheit des Ausdrucks, und Einseitigkeit der Begriffe, wie sie hier steht, von Reinhard als musterhaft werde mitgetheilt worden seyn: *Von der Gleichgültigkeit eines Christen gegen den Beyfall der Welt.* (über Matth. 21, 1—9.) *Sie besteht 1) darin, daß sie bey der Einrichtung ihrer Handlungen auf die Beobachtung der Pflicht sieht; sich nicht bekümmert, was die Welt dazu sagen wird. V. 5. 6. 2) Sie ist auf den Beyfall der Welt, wenn sie ihm erhält, nicht stolz, sondern erkennt die Flüchtigkeit desselben, V. 8. 9.* Eben so übel disponirt ist S. 21. das Thema: *Von den Beweggründen zur gegenseitigen Ausöhnung*, und die andern auf dieser Seite und der folgenden. Im zweyten Abschnitt verräth der Vf. Mangel an Ordnung und Bestimmtheit im Denken und Ausdruck fast auf allen Seiten, handelt alles oberflächlich ab, mischt unreife, weitläufige Bemerkungen über die deutsche Sprache als Originalsprache, über Luthers Beredsamkeit, über des Grafen Oxenstiern Urtheile von guten Predigten, und über die Gleich-

Gleichgültigkeit unserer Zeitgenossen gegen die Religion ein, und stellt in seinem eigenen Ausdruck ein Mufter dar, wie man weder als Schriftsteller noch als Prediger seine Ideen einkleiden sollte. Nicht besser ist der dritte Abschnitt gerathen, worin der Vf. eine Menge unbekannter und unbestimmter Bemerkungen über dogmatische und moralische Predigten auskramt, dann ins Gelag hinein von der Cardinaltugend der Gerechtigkeit drey langweilige Seiten hindurch spricht, mit der angehängten Drohung, daß er sich in einer besondern Schrift noch weiter über diese Materie verbreiten wolle, ferner über kritische und idealistische Philosophie und ihren Gebrauch von Predigern viele mißverständene Aeußerungen voll Eitelkeit vorbringt; dann auf das Predigen über freygewählte Texte, und auf biblische Predigten kommt, und dabey anrath, das einermal von der Witterung, ein anderemal von dem Gefruchte (sic) der Erde, ingleichen von dem Beysam-

menfeyn der Menschen in ordentlicher Gesellschaft, oder von Nahrung und Gewerbe, mit den Zuhörern sich zu unterreden; hierauf wieder zu Form und Einkleidung der Predigten zurück kehrt, und endlich mit oberflächlichen Bemerkungen über die Beforderung der religiösen Gesinnung bey einzelnen Menschen und ganzen Nationen, durch Predigten schließt, wodurch weder dem Anfänger gedient seyn, noch die Homiletik selbst etwas gewinnen kann. Rec. sieht sich daher gedrungen, den Vf. vor der schriftstellerischen Vielthuerey, welcher er sich zu ergeben scheint, zu warnen, und die ausführlichere Bearbeitung seiner noch so unberichtigten homiletischen Versuche zu verbitten, die Käufer aber, welche in dieser Schrift eine *Reinhardtische* Anweisung zur Kanzelberedsamkeit zu suchen veranlaßt würden, vor einer sehr unangenehmen Täuschung zu verwahren.

### KLEINE SCHRIFTEN.

**KIRCHENGESCHICHTE.** Erlangen, m. Jung. Schr.: *Georg Pefster letzter Probst zu St. Sebald in Nürnberg.* Ein kleiner Beytrag zur Nürnbergschen Kirchen- und Reformationsgeschichte von *Johann Friedrich Heinrich Panzer*, Pfarrer zu Eilersdorf und Tennenlohe u. s. w. 1802. 44 S. 8. Dieser *Georg Pefster* gehörte mit unter die würdigen und muthvollen Männer, denen Nürnberg die Befreyung von dem bisher getragenen schweren Joche, und die Einführung der reinen evangelischen Lehre zu danken haben sollte. Sein Andenken verdiente es also, auch in unsern Tagen erneuert zu werden; und der Vf. hat es in dieser kleinen Schrift, mit sichbarem Fleiße gethan. *Georg Pefster*, der von einer, gegenwärtig ausgestorbenen Nürnbergschen Familie abstammte, wurde 1489 oder 1490 geboren. Sein Vater *Erhard Pefster*, war Waldamtman des Waldes Sebaldi. Er studierte zu Wittenberg, wo er 1514 Doctor der Rechte, und bey der Rückkehr in sein Vaterland, Advocat wurde. Als *Melchior Pfünzing*, des Kaiser *Maximilians* Liebling und Verfasser des *Theuerdanks*, die Probstey zu St. Sebald 1521, freywillig resignirte, erhielt *Pefster* diese Präbende. Unter den Männern, die damals die reine Lehre zu befördern suchten, zeichneten sich aufser dem bekannten *Andreas Osander*, und *Wolfgang Volbrecht*, Prior des Augustiner Klosters, die beiden Probstey bey St. Sebald und St. Lorenzen, *Pefster* und *Hector Pömer* ganz vorzüglich aus. Der erste Schritt, den sie wagten, war dieser, daß sie den Wunsch des gemeinen Volkes, des Kalches beym Abendmahl theilhaftig zu werden, erfüllen, eine bessere Ordnung bey der Communion überhaupt einführten, und daß *Osander* seine deutsche Taufordnung drucken ließ. Dieses alles geschah im J. 1524. Die Folge davon war, daß sie der Bischof *Wigand* zu Bamberg, zu dessen Sprengel die Probstey gehörten, per *Procuratorem Fisci* feyerlich nach Bamberg citiren ließ. Sie folgten dieser Vorladung ohne Furcht, und wurden von einer großen Anzahl Nürnbergscher Bürger dahin begleitet. Sie wurden einzeln verhört, beantworteten die ihnen vorgelegten, sechzehn Fragen, die auch nachher mit ihrer Beantwortung gedruckt wurden, mit der größten Freymüthigkeit, und er-

kärten, daß sie den Bischof für *Parthey*, aber nicht für ihren Richter erkennen wollten. Es erfolgte, noch in eben diesem Jahre, eine zweyte Vorladung. Aber die Probstey erschienen nicht, — sandten bloß ihren Anwald, der endlich, da ihm die Sentenz publicirt werden sollte, auf ein freyes christliches Concilium appellirte. Diese mündliche Appellation schickten sie nachher dem Bischof schriftlich zu, und ließen sie, unter dem Titel: *Appellation vnd Berufung der Probst vnd des Augustiner Priors zu Nürnberg 1524* drucken. Indessen erfolgte doch die Publication der Sentenz, vermöge deren sie ihrer Würden und Aemter entsetzt und mit dem großen Banu belegt wurden. Allein es wurde, von Seiten des Raths u. s. w. nicht die geringste Anstalt zur Vollziehung dieser Sentenz gemacht. Es ging vielmehr alles den einmal genommenen Gang. Die Probstey ließen es aber auch bey ihrer Appellation nicht bewenden. Sie hielten es für Pflicht, nicht nur ihren Anklägern, sondern auch dem Publicum, eine genaue Rechenschaft von dem, was sie bisher gethan hatten, abzulegen. Dieses geschah durch eine wichtige Schrift, an welcher *Osander* den größten Antheil hatte, die unter den Titel: *Grundt vnd ursach aus der heiligen schrift, wie vnd warum die Eerwürdigen Herren baiden Pfarrkirchen S. Sebald vnd sant Laurence probst zu Nürnberg die misspreuch bey der heyligen Mess, Jar tüg Geweyent Sultz vnd Wasser sampt etlichen andern Ceremonien vnderlassen vnd geändert haben*, im J. 1524 zu Nürnberg herauskam, und nachher öfter wieder aufgelegt wurde. Bey dem, im J. 1525 in Nürnberg angestellten öffentlichen Religionsgespräch vertrat *Pefster* die ehrenvolle Stelle eines *Arbitri* und *Auscultatoris*. Im J. 1525 verheyathete er sich; aber erst im J. 1533 übergab er seine Probstey mit allen Einkünften dem Rath, und starb 1536. Er wurde in die Kirche des Pfarrdorfs *Poppenreuth* begraben. Was übrigens auch über *Pefsters* Charakter gesagt worden ist, oder gesagt werden könnte: so bleibt doch immer so viel richtig, daß er, nach des Vfs. Urtheil, ein Mann gewesen sey, dessen Verdienste um die Kirchenverbesserung unverkennbar wichtig, und des Dankes der Nachwelt würdig sind.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 17. May 1803.

## GOTTESGELAHRTHEIT.

**ALTENBURG**, im literarischen Comptoir: *Journal für Veredelung des Prediger- und Schullehrer-Standes, des öffentlichen Religionscultus und des Schulwesens*. Herausgegeben von Jonathan Schuderoff, Diakonus in Altenburg. *Erster Band*. Erstes, zweytes und drittes Stück. XIV u. 464 S. *Zweyter Band*. Erstes Stück. 160 S. gr. 8. Jedes Stück 12 gr.)

**B**ey den mancherley Fortschritten unseres Zeitalters zum Bessern und Edlern würde es unverantwortlich seyn, wenn diejenigen Stände, die sich hauptsächlich der Bildung und Veredlung der Menschen widmen sollen, allein zurück bleiben wollten. Den Predigern und Schullehrern liegt vielmehr ganz vorzüglich ihre Veredlung ob, und ist ihnen diese wahre Herzens-Angelegenheit: so wird es auch mit dem öffentlichen Religionscultus und dem Schulwesen besser werden. Nur ist es zu beklagen, daß — wenn gleich das Meiste von diesen Ständen selbst geschehen muß, — der Veredlung des Schullehrer-Standes insbesondre noch so manche äußere Hindernisse im Wege liegen. Die nur durch höhere ländesherrliche Mitwirkung weggeräumt werden können. Was läßt sich z. B. von einem Schullehrer erwarten, der beständig mit Hunger und einem, von den vielen Demüthigungen, die er zu dulden hat, unzertrennlichen Mangel an Achtung zu kämpfen hat? Unterdeß geschieht doch auch manches für die Veredlung des Prediger- und Schullehrer-Standes sowohl von Regierungen als von Privatpersonen, und diese Vorschritte in der moralischen und religiösen Cultur unsers deutschen Vaterlandes sind einer öffentlichen Bekanntmachung werth; aber auch die *Rückschritte*, welche hier und da in der Cultur geschehen, dürfen nicht verschwiegen werden. Die vorliegende Zeitschrift ist zu einem Archive für alles dasjenige bestimmt, was von Regierungen sowohl als auch von Privatpersonen seit dem Jahre 1801 für die angegebenen Zwecke geschehen ist, und sie soll nicht weniger die Rückschritte in der Cultur derselben bemerklich machen, und die öffentlichen Verfügungen, Anordnungen, Vorschläge u. s. w. mit einer bescheidenen Kritik begleiten. Ueberdies soll sie eigene, auf die Zwecke des Journals berechnete Abhandlungen liefern, welche mit Recht den ersten und vornehmsten Platz in dieser Zeitschrift einnehmen sollen. Vor der Hand ist dieselbe bloß für das protestantische Deutschland beschränkt. Den Geist dieses, viel Gutes versprechenden Instituts wer-

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

den die Leser der A. L. Z. am besten aus einer beurtheilenden Anzeige seines Inhalts kennen lernen.

I. Bdes 1. Stück. I. Abhandlungen. 1) *Allgemeine Uebersicht des öffentlichen Religions- und Predigtwesens, wie auch der Beschaffenheit des Predigerstandes am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts*; von dem Herausgeber. Der Vf. ist mit seinem Gegenstande sehr vertraut, und kennt die Vorzüge und Mängel seines Zeitalters in Absicht auf das Religions- und Predigtwesen in ihrem ganzen Umfange; auch die anzuwendenden, aber leider oft nicht angewandten Mittel, um den letztern abzuhelpen, sind ihm wohl bekannt. Dennoch theilt er hier mehr seine individuellen Ansichten des vorgegebenen Gegenstandes, als eine vollständige Uebersicht desselben, mit. Treffend giebt er, als das Resultat einer Uebersicht über den Zustand des Religionswesens in unserm deutschen Vaterlande — *Kampf und Streit an* — Streit des Lichts mit der Finsterniß; fast überall Helldunkel und nirgends voller Tag! Das Predigtwesen am Ende des achtzehnten und am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts hat seit der Erscheinung der kritischen Philosophie sowohl an Inhalte als Form beträchtliche und wünschenswerthe Veränderungen erlitten. In mancher Hinsicht kann der gegenwärtige Zeitpunkt das goldene Zeitalter des Predigtwesens genannt werden; die Principien der Homiletik sind bestimmt und fest, es wird mit sichtbarer Anstrengung nach denselben gearbeitet, allein die Zahl der vortreflichen und der Auszeichnung werthen Prediger ist bey weitem noch die geringere, und der Predigerstand zählt noch gar viele schwache Brüder in seiner Mitte. Hier und da geschieht noch fogar wenig für die Bildung geschickter Prediger, das Wahlrecht der Gemeinden und Kirchenpatrone, die elenden Einkünfte mancher Prediger und manche andere äußere Verhältnisse legen der guten Sache noch gar zu viele Hindernisse in den Weg. 2) *Versuch einer nähern Bestimmung des Werthes der Kanzelberedsamkeit*; vom Hn. Prediger Sauer in Burggrub bey Koburg. Nach einigen treffenden allgemeinen Bemerkungen über die Redner Griechenlands und Roms, setzt der Vf. den Begriff der Beredsamkeit fest, wobey er vom Idealischen ausgeht und ihn dann darstellt, wie er in der Wirklichkeit gefunden wird. „Eine Rede ist, nach S. 45, eine in einem zusammenhängenden Vortrage abgefaßte Mittheilung gewisser Einsichten und Belehrungen, deren Mangel den Zuhörer der Geistesvermündschaft des Redners unterwarf, und deren Ergänzung ihn in die Lage setzt, wo er vernünftiger Weise selbst handeln kann und darf.“ Ueber die innern

Fff

nern und äußern Eigenschaften des Redners sagt der Vf. viel Gutes, und kommt sodann auf den eigentlichen Zweck der Beredsamkeit, Ueberzeugung zu befördern, weshalb die Rede einen Kunstcharakter annehmen muß, um die gewünschte Wirkung hervorzubringen. Die Frage „ist Beredsamkeit auf Kanzeln zulässig?“ löst sich in die Frage auf: „wird durch Anwendung der Beredsamkeit in moralisch-religiösen Vorträgen die Cultur des Menschen zur Tugend und Religiosität befördert, oder nicht?“ Der Vf. zeigt die Nothwendigkeit, die Beredsamkeit in moralisch-religiösen Vorträgen anzuwenden, und sie zum Organ unsrer Tugendlehre zu brauchen. Möge dieser schöne Aufsatz doch recht viele Leser und besonders auch unter der Klasse von Predigern finden, die noch keine leise Ahnung von *Kanzelberedsamkeit* haben, und die dem Publicum zumuthen, das trockenste und sterilste Geschwätz begierig anzuhören, weil es mit den herrschenden Symbolen der Kirche nicht streitet und von der Kanzel herab kommt! — 3) *Kommt dem Prediger, als solchen, die Aufsicht über Schulen und Schullehrer zu? Vorzüglich in Hinsicht auf Landschullehrer und Landprediger*; von dem Herausgeber. Es ist bekannt, wie viel Wunderliches und Paradoxes in der neuesten Zeit über diesen Gegenstand gesagt worden ist, wie man bisweilen sogar den Schulmeister mit Vertauschung des Ranges und Gehaltes, zum Aufseher des Pfarrers hat machen wollen. Rec. hat diese und andere spasshafte Einfälle, die nur nicht mit wirklichen Verleumdungen des ganzen Predigerstandes hätten angefüllt seyn sollen, nicht ohne Interesse gelesen; denn warum wollte man sich nicht bisweilen gern ein paar Augenblicke in eine von der wirklichen ganz verschiedene Welt versetzen, worin Prediger und Schulmeister ganz andere Menschen sind, als jetzt? Allein eine durchaus andere Gestalt gewinnt die Sache, wenn von einer *ernsthaften Ausführung* solcher Ideen die Rede ist! Wenn der Prediger ganz der Mann ist, der er seyn soll: so muß er auch in pädagogischen und psychologischen Kenntnissen so weit gekommen seyn, daß er allenfalls einen Schulmeister, dem bloß Kinder von 7 — 14 Jahren anvertraut werden, wenn er sich bisweilen vom rechten Pfade verirrt haben sollte, wieder auf denselben zurück zu führen im Stande ist. Hr. Schuderoff thut den Antrag, Schullehrer und Prediger einander nicht zu subordiniren, sondern sie als *Coordinirte* zu betrachten und einzuführen. Rec., der mit dem Prediger- und Schullehrer-Stande ziemlich genau bekannt zu seyn glaubt, verabscheut die Insolenz, womit noch bisweilen ein Prediger seinem Schulmeister begegnet, wiewohl auch diese Fälle immer seltner werden; er befürchtet aber eben so sehr von der Gleichstellung des Schullehrers mit dem Prediger manche übele Folgen, die aus der widrigen Mischung von Halbcultur, Dünkel, Ueberspannung und Nahrung Sorgen, (die den Schulmeister wieder von Bauern abhängig machen) entstehen müssen, womit sich denn das Gefühl gänzlicher Unabhängigkeit von dem, in der Regel doch weit gebildeteren Prediger nicht sonderlich verträgt. Denkt sich jedoch

Rec. einen idealischen Schulmeister, d. h. einen durchaus gebildeten Jugenderzieher, der gründliche Kenntniß seines Fachs mit Menschenkenntniß und edler Thätigkeit verbindet, und der, um leben zu können, kein Handwerk zu treiben, nicht an den Acker zu fahren, nicht von Haus zu Haus herum zu essen braucht, u. s. w.: so trägt er gleichfalls kein Bedenken, den Schulmeister als Coordinirten des Predigers zu betrachten. Die Regeln, die Hr. S. dem Prediger und Schullehrer bey der noch bestehenden Verfassung giebt, sind übrigens zweckmäßig und gut. Die zweyte Abtheilung dieses Journals begreift *Vorschläge, Anstalten und Verfügungen* in sich, die man, wegen der eingetretten treffenden Bemerkungen, mit Vergnügen liest. Was S. 87 gelegentlich über Conduitenlisten gesagt wird, wodurch die Kabale freyen Spielraum erhält, ist sehr wahr. *Thiejs* Anleitung zur Amtberedsamkeit etc. wird ausführlich beurtheilt. Bemerkenswerth sind die Nachrichten von den durch Hn. Demme getroffenen Schulverbesserungen, und von der zweckmäßigen Einrichtung des Kandidaten-Examens in Altenburg.

I. Bdes 2. Stück. I. *Abhandlungen*. 1) *Das Schulwesen des 18. Jahrhunderts, den Volksunterricht in der Religion betreffend*; von Hn. Prof. Daub in Heidelberg. Der Vf. dieses scharfsinnigen und unterhaltenen Aufsatzes bringt den Gegenstand seiner Uebersicht unter folgende vier Gesichtspunkte: 1) unter den der *Reformation*, wo die Schulen im Wesentlichen bestanden, wie sie ursprünglich errichtet und eingerichtet waren; 2) unter den der *Revision* des Schulwesens, wo ihnen von Grund aus eine andere, und wie man meynte, bessere Einrichtung gegeben werden sollte; 3) unter den der *Speculation* über die Methode des Unterrichts in der Religion, durch den man, wenn seine achte Methode gefunden seyn würde, allem blinden (Glauben) und allem Aberglauben des Volks allmählig ein Ende und dem wahren Glauben helle Bahn zu machen hoffte, und 4) unter den einer *intellectuellen Revolution*, wo man von der bisherigen Denk-, Erziehungs- und Unterrichtsweise der Menschen zu einer andern, ihr direct entgegengesetzten überzugehen strebt, alle Palliative verschmährt, und das Elend, welches, wie man glaubt, die Menschheit drückt, sofort mit der Wurzel ausrotten will. Nach diesen Gesichtspunkten werden die Hauptbemühungen in Abticht auf den Volkunterricht von Aug. Herrn. Franke an bis auf Pestalozzi herab erzählt, gründlich beurtheilt und mit literarischen Bemerkungen begleitet. 2) *Etwas über Bildung und Veredelung des Predigerlandes, insbesondere in sofern solche vom Staate, oder von den, vom Staate gesetzten Obern abhängt*; von Hn. Prediger Partius in Gardelegen. Dringende Aufforderung zu immer fortgesetzter Bildung und Selbsterdelung der Prediger, und treffende Winke in Abticht auf das, was der Staat oder die Landesregierung zur Veredelung und Bildung des Predigerlandes thun sollte. Diese letztern sind um so mehr zu beherzigen, da man sehr oft auch ungerechte Forderungen an den Prediger thut, und mehr



mehr von ihm verlangt, als zu verlangen war. Die Consistorien und Landesregierungen müssen auch das ihrige thun, und die Bildung und Vorbereitung künftiger Religionslehrer mußte zweckmäßiger seyn, als sie es größtentheils jetzt noch nicht ist. 3) *Kann durch Hinwegräumung religiöser Irrthümer und Vorurtheile, den Menschen zugleich Wahrheit und dadurch Ruhe, Glück und Tugend entrißen werden; darf der Prediger diese Irrthümer und Vorurtheile hinwegräumen und wie hat er sich dabey zu verhalten?* vom Hn. Kandidat Künstler in Altenburg. Wenn gleich der Vf. über einen Ichon so oft abgehandelten Gegenstand nicht viel Neues sagen konnte; so sagt er doch viel Wahres und Beherzigungswerthes, und setzt besonders die Regeln der Klugheit, mit der sich der Prediger dem Geschäfte der Wegräumung religiöser Irrthümer und Vorurtheile zu unterziehen hat, mit vieler Einsicht fest. 4) *Wie nothwendig es sey, im Moralunterrichte die Tugend stets auf ihre ächte Quelle, die Pflicht, zurückzuführen;* vom Hn. D. Schulz in Leipzig. Auch dieser Aufsatz enthält zwar nichts Neues, sagt aber das Bekannte in einer falschen Sprache. Nach S. 242 „mußte Jesus, weil ihm keine anderer Weg, auf das Herz seiner Zeitgenossen zu wirken, übrig blieb, Sinnlichkeit durch Sinnlichkeit bekämpfen, mußte das Gute ihnen durch Gründe ähnlicher Art, als aus welchen ihnen das Schlechtere behagt, empfehlen. Er mußte sich mit einem Analogon der Tugend (oder wohl gar nur einer negativen Tugend) begnügen, und den künftigen Volkslehrern den Versuch überlassen, für die ächte Tugend Achtung einzufloßen.“ Mit dieser Behauptung dürften doch so manche Stellen, worin Jesus sehr ernstlich auf Selbstverleugnung, Aufopferung alles Irdischen um der Religion und Tugend willen u. s. w. dringt, schwer zu vereinigen seyn. Uebrigens wünscht Rec. den Versuchen der jetzlebenden Volkslehrer einen recht glücklichen Fortgang. Unter den in diesem Stücke befindlichen Anstalten, Vorschlägen und Verfügungen zeichnen sich die von dem Oberconsistorium zu Weimar an die Prediger erlassenen Fragen, die Landeschulen betreffend, aus.

I. Bdes 3. Stück. I. Abhandlungen. 1) *Dürfte die vorgeschlagene Verminderung der Pfarrstellen der Veredelung des Predigerstandes beförderlich seyn?* Von einem Ungenannten im Preussischen. Der Vf. verneint diese Frage mit überwiegenden Gründen. Obnein würde man sie schwerlich aufgeworfen haben, wenn nicht so viele Müßiggänger unter den Predigern wären, die wöchentlich ein- oder etlichemal in die benachbarte Stadt laufen, ihre Spielpartie machen, sich die Langeweile nicht erwehren können, oder allerley Handel treiben, u. s. w. Wer sollte, wenn er solche Subjecte sieht, nicht glauben, daß es ihnen ganz an Beschäftigung fehle? Allein es giebt auch würdige Prediger, die keine Zeit übrig haben, und welchen Selbstveredlung und Volksbildung am Herzen liegt. Solchen Männern noch mehr Geschäfte aufzubürden, würde unweise seyn; dem Müßiggänger aber noch

mehr Geschäfte zu übertragen, würde ihn nicht fleißiger machen, sondern ihm Gelegenheit geben, recht viele Geschäfte schlecht zu verrichten. 2) *Ist die Haupttendenz der Religionsübungen und der Religionsgebräuche ästhetisch?* vom Herausgeber. Es ist zwar, wie der Vf. in dieser schönen Abhandlung zeigt, nicht Hauptabsicht der öffentlichen Religionsanstalten, durch Schönheit ihrer Form Interesse für Sittlichkeit einzufloßen; allein diese Schönheit der Form kann doch vieles beytragen zur harmonischen Stimmung der Kräfte der Menschen und zur Verstärkung der Theilnahme an demjenigen, was den guten Menschen schon an sich ein Gegenstand der Achtung und Ehrerbietung ist. Die S. 337 angegebene Probe, wie die Gottesverehrung an Sonntagen gehalten werden könnte, hat Rec. mit vielen Vergnügen gelesen, und der Vf. hat sehr Recht, wenn er sagt, daß selbst in den gewöhnlichen, bey unsern Gottesverehrungen üblichen Gebräuchen oft ein tiefer Sinn liege, und man nur nöthig habe, denselben ein gefälligeres Colorit und eine geschmackvollere Form zu geben, um sie auch dem gebildetsten Manne interessant zu machen. 3) *Fodert das Zeitalter eine verbesserte äußere Lage des Schullehrerstandes? oder: Widerlegung einiger Einwürfe gegen die Gehaltserhöhung desselben;* vom Hn. Collaborator Köhler in Altenburg. Der Vf. zeigt mit Nachdruck, was obnein unter edelnden Menschen ausgemacht ist, daß der Schullehrerstand eine verbesserte äußere Lage odern könne. 4) *Ueber die Klage: der Predigerstand taugt nicht für Umgang und Gesellschaft;* vom Hn. Prediger Seidel in Rapphas bey Altenburg. Wie einseitig diese Klage im Allgemeinen sey, und woher es komme, daß mancher einzelne Prediger nicht für die Gesellschaft taugt, dieß wird hier recht gut erörtert. 5) *Einige Gedanken über Rang, Titel und Stolz der Schulmeister;* vom Hn. D. Schulz in Leipzig. In diesem lebhaft geschriebenen Aufsätze zeigt Hr. S., daß der Schullehrer und seine Beschäftigung an Werth allen übrigen Ständen nicht nur gleich komme, sondern sie noch um ein merkliches überwiege. Damit jedoch der Schulmeister sich nicht stolz überhebe, ist ihm, mit Paulus zu reden, ein- und man könnte sagen: mehr als ein Pfahl gegeben ins Fleisch. Der Titel *Schulmeister* (dessen sich, wie Rec. weiß, manche Schulmeister zu schämen anfangen, und ihn lieber mit dem Titel *Schullehrer* vertauschen,) scheint dem Vf. zu anmaßend zu seyn, und er schlägt lieber den Titel *Collaborator* oder *Mitarbeiter* für den Gehülfen des Predigers vor. Rec. überläßt es andern, ihre Meynung über diesen Vorschlag zu äußern, nur bittet er, daß dieß mit möglicher Kürze geschehe! 6) *Von der nöthigen Vorsicht beym Gebrauche moralischer Beyspiele im Unterrichte der Jugend;* von Ebendemselben, Wenige, aber beherzigungswerthe Worte! — Die zweyte Abtheilung dieses Stücks wird durch manche gelegentlich eingemischte Bemerkung des Herausgebers interessant.

II. Bdes 1. Stück. I. Abhandlungen. 1) *Von wem und wie können liturgische Verbesserungen am leichtesten*

sten gemacht werden? vom Hn. Diac. Müller zu Langensalza. Der Prädiger muß Liturg seyn. Eine zweckmäßsig eingerichtete Gottesverehrung kann keinen bestimmten, regelmäsig - mechanischen Gang haben; sie muß vom Liturg geleitet werden. Und doch bildet auch die religiöse Versammlung ein Ganzes, ist Gemeinde, und bedarf als solche, ein bestimmtes Rituale, welches nicht von jeder einzelnen Gemeinde, auch nicht vom Prediger gemacht und verändert werden darf, sondern vom Staate, durch ihn wenigstens sanctionirt werden muß. Beide sich zu widersprechen scheinende Grundsätze sind wahr. In ihrer Vereinigung glaubt der Vf. das Mittel gefunden zu haben, die fortschreitende Veredelung des öffentlichen Cultus zu realisiren. Es ist gegeben in der *Idee einer leitenden liturgischen Norm*, die vom Staate ausgehet, und dem Prediger Befugniß und Spielraum läßt, die Liturgie, innerhalb gesetzlicher Schranken, und gemäß den Bedürfnissen der Gemeinden zum Zweck der Gottesverehrung anzuwenden. Diese leitende Norm mag man nun Kirchenagende; Rituale des Gottesdienstes, oder wie man sonst will, nennen. Sie ist keine eigentlich verbesserte Agende im gewöhnlichen Sinne, sondern eine von der höchsten geistlichen Behörde ausgegangene und stillschweigend autorisirte Anleitung zur auszubaren Einrichtung der christlichen Gottesverehrungen und kirchlichen Feyerlichkeiten, die von den Predigern mit Weisheit und Vorsicht benutzt werden muß. Eine bloß verbesserte Agende würde uns auf dasselbe Uebel zurück führen, das wir schon seit Jahrhunderten empfunden haben. Das Neue veraltet, sagt der Vf. sehr richtig, wie das Alte sonst Neues war. Auch dringt er mit Recht darauf, der Liturgie nicht eine Wichtigkeit beyzulegen, die den großen Haufen glauben macht, als beruhe das Heil der Religion und seine ewige Seligkeit darauf. 2) *Ueber das Verhältniß des Religionskultus zur Religion. Zur Festsetzung der Prinzipien, nach welchen man den Werth des erstern zu beurtheilen hat*; vom Hn. Stützpfarrrer Böhme in Altenburg. Rec. las diese, eines Auszugs nicht wohl fähige, gut geschriebene Abhandlung, die fortgesetzt werden soll, mit Vergnügen. 3) *Briefwechsel zweyer Universitäts-Freunde über Gegenstände der Homiletik und Liturgik*; von Hn. Prediger Sauer. Diesmal ein vorbereitender Brief, der aber auf die Fortsetzung begierig macht. S. 74 werden zwey ganz verschiedene Aemter: Kriminal- und Scharfrichter als synonym angesehen. Vielleicht wollte der Vf. sagen: *Nachrichter* oder *Scharfrichter*, denn ein Kriminalrichter pflegt weder Fesseln anzulegen, noch Köpfe abzuschlagen. 4) *Warum und wie muß sich der Religionslehrer auf Religionslehrtunden vorbereiten?* von Hn. D. Schulze in Leipzig. Der Lehrer muß sich jedesmal in die dem fruchtbarsten Religionsvortrage günstige Stimmung zu versetzen suchen. Die Mittel, die der Vf. angiebt, um eine solche Stimmung hervorzubringen, sind nicht übel. — Die in diesem Stücke befindlichen *Vorschläge, Anstalten und Verfügungen* müssen, ihrer Natur nach, sehr gemischte

Empfindungen in dem Leser hervorbringen: — Moge der gute Saame, der in diesem Journale nicht kärglich ausgestreut worden ist, wohlthätige Früchte für die Zukunft bringen!

## STATISTIK.

ST. PETERSBURG, in d. Druckerey d. Akad. d. Wiss.:  
*Almanach de la Cour pour l'année 1803.* 256 S. 8.

Unter Paul I. unterblieb die Herausgabe wegen der unaufhörlichen Veränderungen, auch weil der Kaiser alle die nur eine Medaille trugen, darin aufgeführt wissen wollte. 1802 erschien wieder die erste Ausgabe. Wegen der Organisation des Conseil und der Ministerial-Departements, welche im September 1802 vor sich gieng, ist dieser Hofcalender sehr verändert, auch in mancherley politischen Beziehungen merkwürdig. Umgeheuer groß ist die Zahl der (7050?) Ordens-Ritter von St. Andreas (unter diesen auch Kutaisow), St. Katharinen, Alexander-Nefski, St. Georg, St. Wolodimer, (den Paul I. aufgehoben hatte) St. Anne und Johanniter-Maltheiser-Orden. Letzterer wird hier in zwey Hauptabtheilungen von S. 222 bis 254 aufgeführt, nämlich ohne Unterschied der Religion und dann das Russisch-Katholische Gros-Priorat. Erstere besteht aus 13 Groskreuz-Damen und 1 Kleinkreuz-Dame (der bekannten Mylady Hamilton) aus 37 Groskreuzen, 83 Commandeurs, 22 Familien-Commandeurs, 170 Rittern, 4 Kapellanen. Auch werden dabey die von dem Grafen Sergei de Roumantzof und Scheremetef gestifteten Konenderien aufgeführt. Das Russisch-Katholische Gros-Priorat zählt 16 Groskreuze, 19 Commandeurs, 135 Ritter, 10 Familien-Commandeurs, 3 Convent-Commandeurs, 3 Convent-Kapellane, 306 Ehzen-Commandeurs, und 224 Ehren Ritter. Rec. theilt diese Zusammenzählung wegen ihres politischen Interesse mit. In diesem Personale finden sich sehr viele deutsche und französische Namen, auch aus deutschen Fürsten-Stämmen z. B. Hessen-Homburg, Schwarzburg-Rudolstadt, Iffenburg, Anhalt u. s. w.

Einzelne Merkwürdigkeiten werden vielleicht dem ungeübtern Leser entgehen, z. B. die Zusammenschmelzung des Hofstaats der Großfürstin Anna Feodorovna von Sachsen-Koburg mit dem ihres Gemahls, die Anstellung von Polen und Deutschen im Cabinette — die wörtliche Benennung des S. M. le Roi de France, Louis XVIII. unter den Andreas Rittern und gleichergestalt die der andern französischen Prinzen bey den übrigen Orden — die Benennung der S. A. La Tzaritzze-Douairiere de Carthuel et de Cachet unter den Andreas-Rittern u. s. w. Im Geschlechts-Verzeichnisse S. 38 ist Frankreich so gefasst: *Rel. Cath. Napoleon Bonaparte. Premier-Consul de la Republique, né le 4 Août 1769 und Toscana also: Louis I. Roi d'Etrurie, Infant d'Espagne.* — Jeder Geschäftsmann wird in diesem Hofcalender das Russische Corps diplomatique im Auslande vermissen, (welches der Mehazolow in Russischer Sprache (S. XXIV—VIII. und 314) liefert.)

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 18. May 1803.

## RECHTSGELAHRTHEIT.

GRESEN, b. Tafelb. u. Müller: *Darstellung der rechtlichen Imputation*, von L. Harscher von Allmendingen, Fürstl. Nassau-Oranischen Hofrath u. f. w. 1803. 222 S. 8.

Diese Schrift, voll ächten philosophischen Geistes, gehört unstreitig zu den vorzüglichsten Werken, die durch die neuesten Untersuchungen über die Principien des Strafrechts und der Strafgesetzgebung veranlaßt worden sind. Mit Gründlichkeit und Consequenz vereinigt sie eine unbedingte Unpartheylichkeit, die das Wahre und Gute in allen Systemen mit Achtung anerkennt, und ist dadurch vielleicht im Stande, die jetzt so weit von einander getrennten Partheyen, wo nicht zu vereinigen, doch in den für jeden Gesetzgeber so wichtigen Hauptpunkten einander näher zu bringen. Schon früher hatte sich der Vf. in einer ausführlichen Abhandlung: *Versuch über das Princip des Strafrechts* (Bibliothek d. peinl. Rechts. Bd. I. Th. 3) über die Grundsätze der Criminalgesetzgebung erklärt, und sich im wesentlichen zu der von Grolman durchgeführten und besonders gegen das Feuerbach'sche System verfochtenen Präventionstheorie bekannt. Hier geht aber der Vf., indem er selbst seine früheren Ueberzeugungen als Irrthum wieder ruft, zu dem entgegengesetzten System der gesetzlichen Abschreckung und der dadurch nothwendigen Theorie der *rechtlichen* Imputation über. Allein man würde sehr irren, wenn man hier eine bloße Wiederholung des Bekannten erwartete. Der Vf. hat nicht nur durch den ihm eignen Gang der Untersuchung und durch mehrere neue Beweise und Ansichten, sondern auch durch wirkliche Berichtigungen, dem sich zugeeigneten System und dadurch der Wissenschaft einen wesentlichen Dienst geleistet. Auch werden die Gegner dieser Theorie, die noch neulich in einer nunmehr gedruckten Vorlesung vor einer berühmten Academie der Wissenschaften, die Theorie der *Schreckensregiment*, die Theorie für *Bestien* und dergl. genannt wurde, wenigstens diesem neuen Vertheidiger derselben von der Allgemeinheit jenes Vorwurfs ausnehmen müssen. Denn er gesteht ausdrücklich, daß die alte Vorstellungsart als einstweiliger Nothbehelf bey unsern zweckwidrigen barbarischen Strafgesetzen, vor der neuen Imputationstheorie einen practischen Vorzug verdiene, indem die strenge Anwendung der letzten, die mit strenger Anwendung der Gesetze selbst beynähe eins ist, unser Zeitalter, das sich durch eine an sich ungerechte und inconsequente, aber h. A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

mane Praxis seiner gehaltlosen Gesetzgebung entzogen und dadurch den Mangel an einer vernünftigen Legislation milder fühlbar gemacht hat, wieder in das Jahrhundert der Karolina zurückdrängen würde. Denn, sagt unser Vf., „Humanität ist heiliger als Consequenz. Es ist besser (auch dem Staate besser?) „von einem willkürlichen und menschlichen Richter, „als von einem eben so willkürlichen und unmenschlichen Gesetz beherrscht zu werden. — Wenn aber „das Bedürfnis einer auf Kenntniß des Menschen, „seiner Leidenschaften und Triebe und des ganzen „Mechanismus seiner Sinnlichkeit, richtig berechneten Strafgesetzgebung recht lebhaft erwacht seyn „wird; wenn dann das erhabene Amt der Gesetzgebung nicht in die Hände des positiven und durch „das Positive einseitig gewordenen Rechtsgelehrten, „sondern in die Hände des unbefangenen, an keinem System hängenden, aber darum nicht die Wahrheit der Metaphysik aufopfernden Philosophen niedergelegt wird. — dann erst traue ich der in diesen „Blättern aufgestellten Imputationstheorie und ihr allein volle Anwendbarkeit zu; dann erst wird ein „menschliches Gesetz über den nicht willkürlichen Richter herrschen, und der in seine Wirkungssphäre „verwiesene Richter über die Erhaltung des Gesetzes „wachen.“ — Der Gang der Untersuchung ist bey unserm Vf. im Wesentlichen folgender: — Dem Menschen eine Handlung zurechnen, heißt erklären: daß er mit *Bewußtseyn* und *Willkür* Urheber einer Veränderung in der Außenwelt geworden sey. Diese Zurechnung, durch welche sich eine Handlung von einer bloßen *That* unterscheidet, ist eine *allgemein* (*objectiv*) erkennbare, *äußere* Zurechnung, und unterscheidet sich dadurch von der *moralischen*, *inneren* Zurechnung, welche nicht auf ein in der Welt der Erscheinungen existirendes Factum, sondern auf einen Gegenstand der übersinnlichen Welt gerichtet ist. Jene liegt in dem Urtheil: der Handelnde habe, indem er die Handlung willkürlich vornahm, das Verhältniß derselben zur *Außenwelt* gekannt; diese liegt in dem Urtheil: er habe ihr Verhältniß zur *übersinnlichen* Welt wahrgenommen; jene sagt aus: der Handelnde sey mit *Willkür* und *Bewußtseyn* Ursache dieser oder jener *sinnlichen Erscheinung* geworden; diese: er habe sich nicht allein mit Willkür und Bewußtseyn, sondern auch mit *moralischer Freyheit* zu einer nur im *sittlichen Bewußtseyn* existirenden Verletzung der Gesetze der übersinnlichen Welt entschlossen. Diese geht von jener aus, aber nicht umgekehrt jene von dieser. Wer nicht einmal willkürlich gehandelt hat, kann auch nicht moralisch gut oder verwerflich gehandelt

handelt haben. — Im Staat und durch ihn verhandelt sich die Zurechnung des *Factums*, in eine rechtliche, eine Strafzufügung begründende Imputation zur Schuld, während die moralische Imputation sich selbst und ihrer eigenen Natur überlassen bleibt. Der Staat nämlich muß, vermöge seines Zwecks, die Hindernisse der Coexistenz der verständigen Sinnenwesen, durch Realisirung des Rechtsbegriffs hinwegräumen. Dieses kann er nicht dadurch zu bewirken suchen, daß er die Bürger bestimmt, die moralische Pflicht, dem Staatszweck gemäß zu handeln, sich zur Maxime zu machen. Denn der Mensch als Vernunftwesen steht unter keinem andern, als seinem eigenen Gesetz, und ist jeder Einwirkung von außen her entzogen. Ueberdies bedarf auch der Staat keiner moralischen Maximen zu seinem Zweck. Seine Wirksamkeit ist daher an den sinnlichen Menschen allein zurück verwiesen, an den Menschen, so fern er bloß als verständiges, mit Willkür und Bewußtseyn von der Natur beschenktes, nach sinnlicher Lust strebendes und sinnlichen Schmerz verabscheuendes Sinnenwesen gedacht wird. Nicht die Vernunft und Freyheit des Menschen, nicht seine Gesinnungen und Maximen, sondern seine Leidenschaften, Neigungen und Triebe sind die Factoren, mit welchen der Staat zu arbeiten hat. Um daher auf seinen Zweck zu wirken, muß er eines Theils den Bürgern, die zur Hervorbringung einer Rechtsverletzung durch sinnliche Lust oder Unlust gekimmt sind, eine die Sinnlichkeit schmerzhaft afficirende Veränderung (Strafe) ankündigen, andern Theils aber bey Eintretung des von dieser Ankündigung unterstellten Falls der Rechtsverletzung durch wirkliche Ausführung der Drohung, derselben gehörige Kraft und Wirksamkeit geben. Auf diesem Wege der rechtlichen Strafe sichert sich der Staat seinen Zweck, so weit dieses nur immer durch die Beschränktheit menschlicher Anstalten, welche bloß Annäherung zu dem Ideal einer vollkommenen Rechtsicherheit verstatten, möglich ist. Durch die Errichtung jenes psychologischen Zwangs geht nun aber die äußere Zurechnung, in eine rechtliche Imputation zur Schuld über. Denn die bedrohte Handlung ist das bürgerliche Verbrechen, dieses aber, das in dem Staat nur Gegenstand der Beurtheilung eines äußern Gerichtshofes ist, wird nothwendig durch die Möglichkeit seiner objectiv erkennbaren, also der factischen oder äußern Zurechnung bedingt. — Die rechtliche Imputation liegt in dem Urtheil des von dem Staat zur Anwendung der Strafgesetze bestellten Richters: daß der Fall vorhanden sey, in welchem, nach dem Ausspruche des Strafgesetzes, eine Strafzufügung Statt haben müsse. Dieses Urtheil setzt aber dreyerley voraus, weil, das Strafgesetz seiner Natur nach, drey verschiedene Bedingungen seiner Anwendbarkeit voraussetzt. Diese sind I) die Existenz einer Veränderung in der Sinnenwelt, welche der Staat durch Strafandrohung verhindern, oder die Nichtexistenz einer Veränderung, welche er durch Strafandrohung erzeugen wollte. II) Die Ursache der erfolgten oder nicht erfolgten Veränderung muß sich

in einer menschlichen Handlung finden; d. h. in einer mit wirklichem oder möglichem verständigen Bewußtseyn der Folgen verkäüpften Thatausferung der Sinnlichkeit. Die Existenz dieser zweyten Bedingung gründet sich auf die Willkür der Person, als Grund der zur Strafe zuzurechnenden Handlung. Es ist diese Willkür nicht mit der Freyheit zu verwechseln, die in der Criminalgesetzgebung keine Bedeutung hat. „Die Willkür als Gegenstand der Strafgesetzgebung hat zwischen Lust und Lust, zwischen Schmerz und Schmerz zu wählen. Auf der einen Seite winkt das Verbrechen mit dem Reiz der Lust, auf der andern Seite winkt der Staat mit dem Reiz der durch Sicherheit gegen Strafe gewährten Ruhe; hier ist der Sinnlichkeit der Schmerz vorgebalten, das zum Verbrechen auffodernde Begehren unbefriedigt zu lassen, dort erblickt sie die, auf die Befriedigung des Begehrens folgende sinnliche Strafübel. Die moralische Freyheit dagegen wählt zwischen der Vortheilung der von der sittlichen Vernunft gebilligten, und der von ihr gemißbilligten Kraftausferung.“ Die Willkür wird durch eine äußere physische Kraft, die Freyheit wird durch das innere psychologische, die Stimme der Vernunft völlig betäubende Übergewicht der Sinnlichkeit aufgehoben.“ Diese letzte Bemerkung wird von dem Vf. trefflich erläutert und gerechtfertigt. Dabey zeigt er mit entscheidenden Gründen den Irrthum, dessen sich Feuerbach bey der Anwendung dieser Theorie schuldig machte, indem er als einen Satz für das richterliche Urtheil die Behauptung aufstellte, daß die Strafbarkeit hinwegfalle, wenn der Thäter durch ein gewisses und gegenwärtiges dem Strafübel entweder gleiches oder dasselbe überwiegendes Uebel zur That fortgetrieben wird. Diese Behauptung verwirft jedoch der Vf. nur als Rechtsatz für die sicherliche Imputation, indem er einräumt, daß der Gesetzgeber bey Bestimmung einzelner, die Strafbarkeit aufhebender Fälle, auf denselben Rücksicht zu nehmen habe. — Die letzte Bedingung zur Begründung der rechtlichen Imputation ist III. daß dem Handelnden das Strafgesetz oder die an seine Sinnlichkeit gerichtete Forderung des Staats bekannt gewesen sey, seine Willkür zur Hervorbringung oder Nicht hervorbringung der geforderten oder untersagten Veränderung der Außenwelt zu bestimmen. Der Vf. erweist diese Bedingung nach einer ihm eigenthümlichen, sehr interessanten Ansicht über die Natur des Rechts überhaupt, und unterwirft zugleich die Präventionstheorie in so weit, als sie das Strafgesetz für ganz unnothig zur Begründung einer rechtlichen Strafe erklärt, einer ausführlichen Prüfung. Schon Feuerbach hat sich (in seiner Schrift: *über Strafe als Sicherungsmittel*) über diesen Hauptplatz der Grolmannschen Theorie erklärt; aber der Vf. hat noch mehrere, von Feuerbach übersehene Punkte des Angriffs entdeckt und durch treffende Bemerkungen benutzt. — Nach dieser Entwicklung der Natur der rechtlichen Zurechnung geht der Vf. zu einer Vergleichung derselben mit der moralischen Zurechnung über, und beschließt endlich mit der

Darstellung einiger Hauptideen zu einer vollendeten Strafgesetzgebung.

So sehr wir auch mit dem Vf. in Ansehung des Princip's der Imputation und der Entwickelung desselben in Ganzen einig sind: so können wir doch in einem, dieser Schrift zum Grunde liegenden, sehr folgereichen Hauptgedanken nicht übereinstimmen. Er behauptet nämlich, daß seine Darstellung, ungeachtet sie nur die Frage beantwortet: wann und unter welchen Bedingungen kann der Richter zur Strafe überhaupt zurechnen? dieses Problem der rechtlichen Imputation ganz erschöpfe. Nach seiner Behauptung giebt es nämlich gar keine Grade der rechtlichen Imputation; für den Richter soll die Frage: in welchem Grade ist dem Verbrecher die That zuzurechnen? in welchem Grade ist er also strafbar? gar keine Bedeutung haben; bloß für den Gesetzgeber sollen die Grundsätze über den Maasstab der Größe des Verbrechens und der Strafe gültig seyn. Er gesteht zwar, daß es bey unsrer gegenwärtigen Criminalgesetzgebung, in welcher sich unbestimmte Strafgesetze finden, relative Gründe der Strafbarkeit geben müsse. Allein in einer vollkommenen Criminalgesetzgebung müsse der Gesetzgeber alle Verbrechen und alle einzelnen Arten derselben; mit Ausschluß aller richterlichen Willkür mit einer vollständig bestimmten Strafe bedrohen, und dann bleibe natürlich für den Richter weiter nichts, als die Frage nach den absoluten Gründen der Strafbarkeit: ist der Fall des Gesetzes vorhanden? übrig. Diese Folge ist ganz richtig, aber die Voraussetzung kann nicht einmal als ein Ideal betrachtet werden; weil es unmöglich ist, sie zur Wirklichkeit zu bringen. Wie kann es sich z. B. der Vf. als möglich denken, die verschiedenen Grade des Verfalls, der Culp' etc. mit einer nach Art und Grad absolut bestimmten Strafe zu bedrohen; ohne andere wesentliche Grundsätze der Gesetzgebung zu verletzen? Es müssen da entweder viele, nach dem Grade der Strafbarkeit von einander höchst verschiedene Fälle unter dieselbe Straffunction gebracht, also die nöthige Proportion überschritten werden; oder es muß der Gesetzgeber zur Individualität einzelner Fälle herabsteigen, sich in unabsehbare Distinctionen verlieren, und dabey gleichwohl absohr unvollständig werden, weil einzelne Fälle unerschöpflich sind. Auch liegt eine durchgängige absolute Bestimmtheit der Strafen bey allen Verbrechen in der Natur der Gesetzgebung keineswegs. Nur eine absolute Unbestimmtheit ist unzweckmäßig. Aber wenn nicht nur die Art, sondern auch der Hauptgrad der Strafe bestimmt ist: so kann der Gesetzgeber gar wohl die Mittelgrade der eignen Beurtheilung, des Richters, nach den von ihm selbst angegebenen Grundsätzen der relativen Strafbarkeit, überlassen. Dies geschieht, indem er nach Bestimmung der Art der Strafe das Maximum und Minimum des Grades derselben (z. B. der Dauer bey der Zuchthaus- oder Gefängnisstrafe) bestimmt und auf einen bestimmten Hauptgrad des Verbrechens festsetzt. Der Verbrecher weiß nun auch bestimmt, was er zu erwarten hat, sobald nur nicht der Gesetz-

geber in die grobe Inansequenz verfällt, daß er dabey dem Richter über das Maximum und Minimum schonend oder mildernd nach eigner Beurtheilung hinzuzugehen gestattet. Wir sind übrigens weit entfernt zu behaupten, daß sich der Gesetzgeber bey allen Verbrechen eine solche Strafbestimmung erlauben dürfe, und würden den neuen Entwurf zu dem Beyerischen Criminalgesetzbuche schon darum, weil alle Verbrechen selbst Mord, Todschlag, Hochverrath etc. mit solchen arbiträren Strafen bedroht sind, für verwerflich halten, wenn auch nicht die Willkürlichkeit und Unbestimmtheit in den Begriffen und gesetzlichen Voraussetzungen, so wie das auffallende Misverhältniß der Verbrechen unter sich und die Disproportion zwischen Verbrechen und Strafen, nebst vielen andern Rücksichten, dieses Urtheil bestimmten. Allein hier ist nicht der Ort, die Regel anzugeben, wann der Gesetzgeber seine Strafe schlechthin bestimmen müsse, und wann es sie bloß nach ihrer Art, mit Festsetzung des höchsten und geringsten Grades bestimmen dürfe.

Noch müssen wir erinnern, daß die Sprache des Vfs. nicht ganz ohne Flecken ist. Der Periode S. 53, die Sinalichkeit kann geradezu durch menschliche Organe erzeugt: Rechtsverletzungen begehen, es könnten aber auch Sicherheitsverletzungen ohne ein solches Begehren erfolgen“, ist nicht durch sich selbst verständlich. Die Redensarten, eine „Gewissheit erbringen“, einen „Beweis erbringen“ (S. 58. 66) sind nicht zu rechtfertigen, so wenig als die Formen: „coexistiren sollende Mitwesen“ (S. 110), der ihn rechtlich achten Wollende“ (S. 112), „ein Gutlich seyn könnendes und sollendes Wesen“ (S. 117). Auch müssen wir mehrmals auf fremde Worte, die viel besser mit deutschen hätten versetzt werden können; z. B. einen Menschen über die Moralität seiner Gesinnung constituiren. In übrigen zeichnet sich der Stil des Vfs. durch Klarheit und Lebhaftigkeit vortheilhaft aus.

CLAUSENBURG, b. Hochmeister: *Lis Transylvanica seu Practica Transylvanorum litigandi methodus, quae . . . Dominor. Cenforum Revisioni humilissime submisit Juvenis Nobilis Theophilus Lány de Késmárk M. Várfahelyini. 1799. 5ten März. (gedruckt 1801.) 116 S. 8.*

Nachdem der Vf. die vorgeschriebenen juristischen Studien am Lyceum zu Clausenburg vollendet, und dabey Jahre als Aulsultant, oder Juratus bey der K. Tafel zu Matus Várfahely sich in der Rechtspraxis geübt, also nur noch das Advocatenexamen auszuhalten hatte, wollte er seine Examinaten unter andern auch durch diese Schrift von seinem erworbenen theoretischen und praktischen Kenntnissen überzeugen. Er gesteht, daß der Text davon meistens aus gedruckten Büchern und Actenstücken entnommen geschöpft sey; daß aber die Ordnung und hier und da ein Abschnitt ihm gehöre. Seine Arbeit soll auch nicht für vollendete Richter und Advocaten, sondern für angehende Juristen

Juristen bestimmt. *Der Vf. über diesen Gegenstand noch keine brauchbare Anleitung für leibnurgische Advocaten hat; ist ganz wahr; so wie auch, daß eine solche Anleitung sehr nöthig wäre. Der Vf. hat aber leider! diesem Mangel nicht abgeholfen; denn seine Arbeit ist wirklich sehr schäblich. Der Stil ist höchst elend, ja man hätte zuweilen Lust zu zweifeln, ob der Vf. die lateinische Grammatik recht begriffen habe. So z. B. heißt es 'S. X si errores corrigere non dedignaberis, und S. 110 auctoritate superiorum . . . cessantur Mes. In der Dedication an den Dobokaer Comität, aus welchem der Vg. gebürtig ist, kommt folgende Stelle vor: „Quis ergo mortaliū mihi vitio vertet; dum ego, ipsa Nativitate, mihi adhaesa erga Te dulcedine ductus, simulque Tuturum in me benevolentiarum memor, in earum graditudinem, per brevis et sane suo humili auctore non dignus leve hoc specimen, Tibi dedicaverim: in grendio inim/Tuo natus et cretus, bonorum ex Te habiturum me dicit auctoritas. L. W. 1“ Wer so erbärmlich schreibt, von dem wird man auch keine dienliche Sachbelehrung erwarten. So z. B. ist S. 21 die Angabe der geistlichen Gerichte ganz falsch; ja der Vf. ist so unwissend in der Geographie, daß er den Metropolitan von Colocha nicht als einen Erzbischoff, sondern nur als einen Bischoff kennt. Möge doch ein kundigerer Siebenbürger dieses elende Geschreibsel durch ein besseres Handbuch über die Siebenbürgische Gerichtspraxis in Vergessenheit bringen! — Uebrigens bemerkt Rec., daß der Vf. billig auch in seinem Namen eine Aenderung vornehmen, und sich nicht Lány de Késmark, sondern Lány ex Késmark nennen sollte: sonst könnte ihn der Fiskus der Königl. Freystadt Késmarkt einer düssälligen ungebührlichen Anmaßung belangen.*

**CHEMNITZ, b. Talsché: Ueber das Verbrechen geheim zu seyn und die Strafbarkeit desselben.** Ein Beitrag zum Staats- und Kriminalrechte. 1801. 212 S. 8. (16 gr.)

Der etwas räthselhafte Titel drückt den Inhalt des Buchs nicht deutlich aus. Dieses beantwortet die Fragen: in wie fern der Staatsbürger ein Recht habe auf Verheimlichung von Handlungen? ob ihm ein Recht auf geheime Verbindung und Wirksamkeit zukomme? und in wie fern dasselbe in ein Vergehen ausarte, das die Gesetzgebung zu einer Strafschärfe dagegen berechtere? Der Vf. geht hierbey von dem richtigen Princip aus; daß man nur in so fern ein Recht zur Verheimlichung habe, als nicht einem Andern das Recht auf Publicität zukomme, und folgert hieraus, daß in der bürgerlichen Gesellschaft die Verschwiegenheit nur in so fern wiederrechtlich sey, als dieselbe entweder dem Zweck der Verhütung der Rechtsverletzungen oder dem Zweck der Wiederherstellung des rechtlichen Zustandes entgegen ist. Der Staat hat

also das Recht auf die Anzeige zukünftiger und schon begangener Rechtsverletzungen, und ein Staatsbürger ist keineswegs verbunden, eine solche Nachricht, selbst wenn sie ihm unter der Bedingung der Verschwiegenheit mitgetheilt worden ist, dem Staate zu verhehlen, vielmehr ist er verpflichtet, sie nach geschehener Aufoderung durch ein Gesetz oder einen besondern Befehl diesem mitzutheilen. Die Verschwiegenheit wird bigenes Verbrechen, 1) so fern sie das eigene Geständnis des Urhebers einer rechtswidrigen That verhindert, und 2) so fern sie die Anzeige einer rechtsverletzenden That oder ihres Urhebers geistlich unterläßt, wo doch diese Anzeige als besondere unmittelbare Rechtsverbindlichkeit vom Staate auferlegt worden ist. — Am längsten verweilt der Vf. bey der Untersuchung über geheime Gesellschaften. Besondere Gesellschaften müssen im Staat erlaubt seyn, weil der Staat, der nur rechtliche Freyheit zu seinem Zwecke hat, die Bedingung zur freyen Realisirung aller menschlichen Zwecke ist, ohne darum die Erfüllung dieser Zwecke selbst zu seinem Gegenstand zu haben. Widerspricht eine besondere Gesellschaft dem Zweck und der Form des Staats nicht: so hat sie ein Recht auf ihre Existenz im Staat; darum aber nicht ein unbegrenztes Recht geheim zu seyn. Sie darf zwar andern Bürgern ihre Existenz, ihren Zweck und ihre Verfassung geheim halten, so fern die Gesellschaftsglieder das Geheimnis als ein Mittel zu ihrem Zweck betrachten; aber sie muß Publicität haben in Beziehung auf den Staat, der vermöge seiner aufstehenden Gewalt zum Zweck der Verhütung möglicher Rechtsverletzungen, von ihrem Zweck und ihrer Verfassung vollständige Erkenntnis haben muß. Nun untersucht der Vf., wie dieses Recht des Staats verletzt werden könne, zu welcher Gattung von Vergehen diese Verletzung gehöre, und in welchem Grade das Mitglied einer geheimen Gesellschaft strafbar sey. — Die Richtigkeit der Ideen im Ganzen, und die Klarheit in der Darstellung berechtigen uns, diese Schrift zu empfehlen, ob wir gleich überzeugt sind, daß sie interessanter würde geworden seyn, wenn der Vf. nicht zu viel Steifheit in der Methode gezeigt, in manchen Punkten nicht zu weit ausgeholt und seinen Argumentationen weniger Ausführlichkeit gegeben hätte.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

**NEUBURG, im Reichs-Commissions- und Industrie-Bureau: Kurzgefaßte Sittenlehren und Klageheftungsregeln, vorzüglich für das weibliche Geschlecht.** (Ohne Jahr) 55 S. 8. (4 gr.)

Vermuthlich ein altes Buch mit einem neuen Titel. Indes alt könnte es, unbeschadet seines sonstigen Werthes, seyn; der letztere aber ist gering und keinesweges des Versuches werth, es durch Nachhülfe der Vergessenheit zu entziehen.



# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 19. May 1803.

## PHILOSOPHIE.

HANNOVER, in d. Helwing'sch. Hofbuchh.: *Grundriss der Ethik, oder Lebens- Wissenschaft* von C. Meiners, Königl. Großbritan. Hofrath etc. 1801. LXVIII. u. 136 S. 8. (14 gr.)

Der Werth dieses Grundrisses der wissenschaftlichen Ethik, von welchem alle Theile der angewandten ausgeschlossen sind, besteht, nach der eigenen Erklärung des Vfs., in dem Umfange der zu dieser Wissenschaft gezogenen Untersuchungen, in der Kürze, bey aller Reichhaltigkeit desselben, ferner in der Eintheilung und Folge der Abschnitte, und in der Ordnung der in jedem Abschnitt enthaltenen Gedanken. Um diese Vorzüge zu beurtheilen, wird es nöthig seyn, die einzelnen Abschnitte anzugeben. *Erster Theil, Menschenkunde.* Erster Abschn. Von dem Empfindungsvermögen des Menschen. Zweyter Abschnitt. Von den Denkkraften. Dritter Abschn. Von dem Willen. Viertes Abschn. Ueber Neigungen, Triebe und Leidenschaften. Fünftes Abschn. Von den Temperamenten, oder von dem Einflusse der vornehmsten physischen und moralischen Ursachen auf den Menschen. Siebenter Abschn. Ueber die Kenntniß unser Selbst. Achter Abschnitt. Ueber Menschenkenntniß. *Zweyter Theil, Weisheitslehre.* Erster Abschn. Ueber die Bestimmung des Menschen. Zweyter Abschn. Ueber Tugend und Laster. Dritter Abschn. Ueber Güter, Uebel und Glückseligkeit. Viertes Abschn. Ueber die Beherrschung der Gemüthsbewegungen. Fünftes Abschn. Ueber Gewohnheiten. Sechstes Abschn. Ueber die Kunst andere Menschen zu behandeln. Siebenter Abschn. Ueber Religion, Irrglauben, Unglauben und Aberglauben. Aus dieser Inhaltsanzeige erhellet, daß dieser Grundriß an den Lehren, die zur Ethik gehören, sehr unvollständig ist; daß manche Lehren des ersten und zweyten Theils in die angewandte Ethik, andere gar nicht in diese Wissenschaft gehören. Ungern vermißt man eine Einleitung über den Begriff, Umfang, Theile und das Princip der Ethik. Die Hinweisung auf seine Geschichte der Ethik kann diesem Mangel nicht abhelfen. Wir können also das Ganze, in Rücksicht auf wissenschaftliche Form für nichts anders erklären, als ein unsystematisches Aggregat von Kenntnissen, welche der Vf. nach subjectiven Ansichten als zur Lebensweisheit gehörig ansah, bey welchem man auf Bestimmtheit und Bündigkeit Verzicht thun muß. Wir führen zur Probe nur das Kapitel von der Bestimmung des Menschen an, welches aus fünf Paragraphen besteht, und nichts als folgende Gedan-

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

ken enthält. Die Bestimmung des Menschen hängt von der Kenntniß und Darstellung seiner Natur ab. In unsern Zeiten fragt man lieber, welches ist das erste Gesetz unserer Natur, oder der erste Grundsatz der Ethik, als was ist die Bestimmung des Menschen, ungeachtet man bey der letzten Untersuchung weit weniger in Gefahr ist, zu irren oder irre geführt zu werden. Alle Systeme über die Bestimmung des Menschen lassen sich auf vier zurückbringen, in so fern man ihn als ein durchaus sinnliches und eigennütziges, oder als ein reingestrigtes, oder als ein rein sittliches Wesen betrachtet hat. Am richtigsten stellten sie Sokrates, die alte Akademie, die gemäßigten Stoiker und alle berühmte Weltweise der neuern Zeit dar, welche in die Fußstapfen der großen Menschenkenner und Weisheitslehrer des Alterthums traten. „Völlig gleichgültig mit der Lehre des Sokrates und der alten Akademie sind die Grundsätze: Folge der Vernunft, derrichtigen und gebildeten oder vollendeten Vernunft; erfülle den göttlichen Willen; suche deine wahre Glückseligkeit; thue stets deine Pflicht, oder das, was recht und klug ist; handle so wie du glaubst, daß ein kluger und tugendhafter Mann in deiner Stelle handeln, oder daß einsichtsvolle und unpartheyische Zuschauer deine Art zu handeln billigen werden.“ „Weniger befriedigend sind die bekannten Sätze; thue Niemanden etwas, wovon du nicht willst, daß es dir geschehe; thue vielmehr einem jeden, was du willst, daß man dir thue; oder die ewigen Gesetze oder Regeln des Rechts und der Wahrheit. — Es ist ein eitles Wahn, wenn man glaubt, daß irgend ein System über die Bestimmung des Menschen, irgend ein erstes Princip der Ethik je einen allgemeinen Beyfall erhalten, und alle übrige Systeme und Principe verdrängen werde.“ In der Vorrede erklärt der Vf. noch, daß er die Ausdrücke *Pflicht* und *pflichtmäßig* darum nur selten gebraucht habe, weil seines Erachtens diese Begriffe durch bestimmtere und eindringendere Worte ausgedrückt werden können, z. B. es ist vernünftig, eine gesunde oder richtige Vernunft befehlet mir; oder wem seine eigene oder seiner Mitmenschen wahre Wohlfahrt lieb ist, der wird, der muß u. s. w. Die Kürze wollen wir gerne als einen Vorzug gelten lassen, da dieses Compendium die Aufmerksamkeit der Zuhörer reizen und leiten, aber nicht befriedigen soll; allein diese Kürze, so wie die Ordnung und Folge der Gedanken, von welcher der Vf. rühmt, daß sie so ausgewählt sey, daß ein Leser nach diesem Leitfaden ein System der Ethik nach seiner Manier zu Stande bringen könne, wie er das seinige nach seiner Manier vollendet habe, sind nur untergeordnete comparative

Vorzüge. Jedoch wird man, das unvollkommene System abgerechnet, dieses Compendium als ein gedrängtes Repertorium von Unterfuehungen und Gedanken berühmter Denker, deren Schriften zugleich ziemlich vollständig angegeben sind, auch als Erinnerung an manches vergessene Gute der Vorzeit, in wissenschaftlicher und historischer Rücksicht brauchbar finden; es sind sogar einige Tabellen aus *J. Thomasia Philosophia practica*, welche der Vf. ein vortreffliches Werk nennt, abgedruckt. In der langen Vorrede hat der Vf. eine Reihe Stellen aus den Fichtischen Schriften ausgehoben, um zu beweisen, daß Fichte manche Sätze behaupte, die gegen unläugbare Erfahrungen, und meistens gegen die gesunde Vernunft streiten; daß er Dinge läugne und für unmöglich oder widersinnig erkläre, die durch eine unläugbare Erfahrung bewiesen werden; daß er sich zwar nicht so häufig als Hr. Kant, aber doch viel häufiger widerspreche, als ein wahrhaft systematischer Kopf sich selbst widersprechen sollte. Uns dabey aufzukunten, scheint uns um so weniger nöthig, da die Denkungsart und Manier des Hn. M. aus seiner Geschichte der Ethik schon bekannt ist.

GIESSEN u. DARMSTADT, b. Heyer: *Versuch einer Entwicklung und Berichtigung der Grundbegriffe der philosophischen Rechtslehre*, als Grundlage einer allgemeinen Philosophie des Rechts. Von E. C. G. Schneider. 1801. 159 S. 8. (10 gr.)

Der Vf. fand, wie er behauptet, in den bisherigen Theorien über den Grund und die Natur der Pflicht und des Rechts keine Befriedigung, und suchte sie daher auf seinem eigenen Wege. Er gesteht jedoch der kritischen Philosophie großmüthig das Verdienst zu, daß er ohne „einige“ Kenntniß von ihr zu seinem eigenen neuen System nicht gekommen seyn würde. Und das ist auch wirklich wahr, besonders was die „einige“ Bekanntschaft mit der kritischen Philosophie anbetrifft. Denn man höre nur, wie der Vf. diese Philosophie S. 9. charakterisirt: „Ihr Hauptcharakter „ist, daß sie das Gebiet aller vernunftmäßigen, mit „unbedingter Ueberzeugung verbundenen, menschlichen Erkenntniß auf gewisse Formalbegriffe, und „auf gewisse daraus zusammengesetzte, bloß die Form „des menschlichen Denkens betreffende Wahrheiten, „welche die Vernunft in sich selbst findet, mit Aus- „schluß aller, außerhalb derselben liegenden über- „sinnlichen Gegenstände einschränkt, zugleich aber „den Sinnen das Vermögen abspricht, von den sinnli- „chen Gegenständen, von der ganzen Körperwelt et- „was anders, als ein Bild in unser Bewußtseyn überzu- „tragen, an welchem Bilde die Vernunft zwar die Rea- „lität dieser Dinge überhaupt, nicht aber ihre Beschaf- „fenheit, dasjenige, wodurch sie sich von einander un- „terscheiden, mit unbedingter Ueberzeugung erkennen „kann.“ Das Neue in dem System unsers Vfs. soll da- „in bestehen, daß es den Eudämonismus mit dem Kri- „ticismus vereinigt. Und das geschieht denn in fol- „gender Deduction der Pflicht und des Rechts. — Ich

habe keinen andern Zweck meines Daseyns als mich selbst; nur um *meinetwillen* ist mir die Kraft zu wollen gegeben; in der Glückseligkeitsfähigkeit vereinigt sich der ganze intellectuelle Mensch (das Ich). Dieser Satz wird durch folgende Erklärung demonstirt: „Ich be- rufe mich dshalben auf eines jeden unbefangenes Be- wußtseyn. Von dem meinigen ist er unzertrennlich. Ich kann mir schlechterdings keine meiner Handlungen gedenken, die ich nicht, so entfernt auch immer ihre Beziehung seyn mag, am Ende um meiner Selbst willen thue.“ Gleichwohl aber, wer sollte das glauben? ist jener Satz der Grund von einem unbedingten Pflichtgebot. Nämlich: ausser mir denke ich mir andere Menschen, Wesen wie ich, die ich mir also auch als Subjecte denken muß, denen ihre Glückseligkeit, so wie mir, alles in allem ist. Dadurch wird nun mein eigenes Streben nach Glückseligkeit auf die Bedingung beschränkt, daß sie mit der Glückseligkeit dieser andern zusammenbestehen, und hieraus ergibt sich als das höchste Vernunftgesetz, der Satz: *Bediene dich anderer Menschen nicht als Mittel zur Beförderung deiner Glückseligkeit, ausser in so ferne, als dieses mit ihrem Willen geschieht.* Der Vf. folgert hieraus consequent genug, daß ich gegen mich selbst gar keine Pflichten habe, sondern mein Benehmen gegen mich selbst bloß unter den Regeln der Klugheit stehe; daß es aber auch nach diesem obersten Grundsatz keine Pflichten der Güte gegen andere geben könne, will der Vf. nicht eingestehen, wie man S. 63. finden wird. — Mit dem Begriff und Grund des Rechts kommt der Vf. so leicht zu Stande, wie mit seiner Deduction der Pflicht. „Pflicht ist dasjenige Verhältnis des Menschen zu dem Menschen, vermöge dessen sein freyer Wille, in Ansehung einer gewissen Handlungsweise, nach dem gebietenden Ausprüche seiner Vernunft, durch den freyen Willen des andern, eingeschränkt ist: und so wird dann das Recht dasjenige umgekehrte Verhältnis seyn, vermöge dessen der freye Wille des andern Menschen, in Beziehung auf diese Handlungsweise jenes Menschen gegen ihn, nach dem billigen Ausprüche seiner Vernunft nicht eingeschränkt ist.“ Hätte der Vf. frühere Systeme studirt, ehe er sie reformiren wollte: so würde er bald gefunden haben, daß dieser Rechtsbegriff der schon oft vertheidigten und schon längst widerlegten relativen Rechtsdeduction angehöre, deren Vertheidiger aber bestimmt und klar dachten, was hier der Vf. verworren und dunkel wieder gegeben hat.

KOPENHAGEN, b. Arntzen u. Hartier: *Caroli Frider. Winkleri institutiones jurisprudentiae naturalis in usum praelectionum.* 1801. 150 S. 8. (12 gr.)

In das große Lob, das der Herausgeber diesen nachgeschriebenen Dictaten des verstorbenen Prof. *Winklers* ertheilt, können wir unmöglich einstimmen, vielmehr sind wir fest überzeugt, daß sie für unsere Zeiten viel zu spät kommen. Klarheit und Kürze sind freylich lobenswerth, jedoch nur unter der Voraussetzung, wenn sie nicht in der Oberflächlichkeit und Seichtigkeit

keit ihren Grund haben. Was soll noch jetzt ein Buch nützen, das von den neuen Forschungen in der Wissenschaft auch nicht die mindeste Notiz genommen hat, und nach Geist und Inhalt den Zeiten des Thomasius und Gundling angehört? Wenn wir unsern Lesern sagen, daß der Satz: *neminem laede* hier der Grundsatz ist; daß der Vf. ein *dominium directum* und *utile* in seinem Naturrechte kennt (§. 67.), daß er die Rechte in Ansehung einer fremden Sache in *jura in rem* und *ad rem* eintheilt, und die *Emphyteuse*, das *Lehn*, das *jus possessionis bonae fidei*, *jus antichreticum*, und die *superficies*, als Arten des dinglichen Rechts — in einem Naturrechte! — auführt (§. 68. ff.), daß von dem Staate gesagt wird, er sey: *societas imperantium et parentum, majoris felicitatis causa inita* (§. 239.); wenn wir nur dieses sagen, so werden Kenner schon genug wissen, um darnach ihr Urtheil bestimmen zu können.

### SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Götschen: *Bliomberis*; ein Rittergedicht in zwölf Gefängen von *Alxinger*. Neue Auflage mit 2 Kupfern. 1802, 1 Alph. 10 Bog. gr. 8.

Von dem Gedichte selbst, so wie es zuerst von dem Vf. selbst herausgegeben wurde, findet man in unserer Zeitung vom J. 1792, Nr. 162. eine Beurtheilung. Die gegenwärtige, weit ansehnlicher gedruckte, Ausgabe ist von Hn. *Seume* besorgt, der in seiner Zueignungsschrift an Hn. Hofr. *Wieland* von seinem Verfahren bey dieser Unternehmung Rechenschaft giebt, und gesteht, daß er sich nur nach vielen Ueberlegungen und Bedenklichkeiten, und vielleicht doch zu kühn und zu früh, daran gewagt habe. Der verstorbene *Alxinger* wollte dies Gedicht selbst, so wie er mit seinem *Doolin von Mainz* gethan hatte, von neuem durcharbeiten; sein früher Tod vereitelte diesen Voratz. Hr. *Götschen* übertrug daher die Durchsicht dem gedachten Herausgeber, um nach Ueberzeugung und Vermögen einige Aenderungen zu machen; und er übernahm diese Arbeit ohne Anmaßlichkeit und ohne Leichtfinn. Die gemachten Veränderungen betreffen indess nur die Sprache und den Versbau, vorzüglich den für den Wohlklang so wichtigen Abschnitt des Verses. Wo jedoch die Vernachlässigung dieses letztern offenbar absichtlich gewesen war, blieben die, oft materischer dadurch gewordenen, Stellen unberührt. Die oberdeutsche Form mancher Wörter glaubte der Herausgeber mit Recht, ihrer Eigenheit wegen, nicht ganz verbannen zu dürfen; nur bey noch streitigen Ausdrücken wählte er lieber rein grammatische Form und Gang des Ausdrucks. Obgleich übrigens nur wenige Stenzen ganz ohne Federstrich geblieben sind: so ist doch nur selten dem Dichter einer seiner Gedanken genommen, und ein anderer dafür gegeben worden. Wo es indess geschah, bestimmte sich Hr. S. vornehmlich durch ein leiseres ästhetisches Gefühl, und erlaubte sich nur selten, ganze Stenzen umzuschmelzen. Er selbst giebt seine Ver-

änderungen nicht alle für Verbesserungen aus; ob er sie gleich während der Arbeit dafür hielt. Seine Hauptabsicht gieng dahin, das Ganze noch etwas reiner, und hier und da fließender und rhythmischer zu machen! Was er gethan hat, hofft sein Genius bey dem Genius des Dichters selbst verantworten zu können.

Daß der Herausgeber in diesen Aeußerungen, die seiner Bescheidenheit Ehre machen, seine Verfahrungsart ganz richtig charakterisirt habe, wird man bey einer Vergleichung des ältern und neuern Textes fast überall bestätigt finden, und leicht die Gründe der meisten Aenderungen errathen. So ist gleich Gef. I. St. 3. die ältere Lesart der beiden letzten Zeilen:

Wenn er, wo selbst die Tapferkeit erstarrt,  
Hinein gekürzet, ausgeharrt;

mit folgender bessern vertauscht:

Wenn er, wo selbst der Tapfre stille stand,  
Sich unerschrocken weiter wand.

Um indess das *stille* im ersten Verse zu vermeiden, hätte vielleicht gesetzt werden können: „wo selbst der Tapfere *zweifeln* stand;“ oder: „wo selbst *gekümmert* der Tapfere stand.“ — Noch glücklicher sind St. 10. die matten Schlufszeilen:

Wink! ihnen Lyonel, daß sie der Ruh zu pflegen,  
Sich in ihr Zelt zurücke ziehen mögen.

so ungeändert:

Winkt ihnen Lyonel, der Ruhe nun zu pflegen,  
In ihre Zelte sich zu legen.

Und so auch St. 43, anstatt:

Auch vor der Welt, wenn sie mit süßen Blicken,  
Die sie durch Umweg' oft nach ihm zu drehn gewußt,  
Mit Lächeln und mit leisem Nicken  
Ihm Liebe zuwarf, fuhr ein Dolch in meine Brust.

heißt es jetzt weit besser:

Auch vor der Welt, wenn sie ihm lieblich blickte,  
Verstohlen nur, und mir allein bewußt,  
Mit süßem Lächeln Liebe nickte,  
Fuhr mir ein Dolchstich in die Brust.

In manchen Stenzen ist die Umänderung schon bedeutender, meistens aber nicht weniger glücklich; z. B. Gef. 3, St. 18, wo es sonst hieß:

Nur dort, wo Clodion in goldnen Waffen brennet,  
Und, wie ein Schwimmender den Schwall  
Der Wasser, so die Reihn der dichten Feinde trennet,  
Dort ist er nicht, sonst ist er überall.  
Celinens Bruder zu durchbohren,  
Der schrecklichen Gefahr, ja nur der Möglichkeit,  
Lenkt er von weiten aus; nein! eh ein solcher Streit  
Entscheide, sey die Schlacht, das Reich und Er ver-  
loren!

ist die neue Lesart unstreitig besser:

Nur dort, wo Clodion in goldnen Waffen brennet,  
Und, wie der Schwimmer Flusken bricht,

Die dichten Reihn der Feinde' *wasen,*  
 Sonst überall, dort ist er nicht.  
 Celinens Bruder zu durchbohren.  
 Entsetzlich wäre dieser Streit;  
 Er bebt zurück schon vor der Möglichkeit.  
 Es sey die Schlacht, das Reich und Er verloren.

Nur die letzte Zeile möchte vielleicht durch: „*Eh sey die Schlacht*“ etc. deutlicher und stärker werden. Der letzte Vers der nächstfolgenden Stanze:

Er krieget mit dem Geist, sein Prinz nur mit den  
 Waffen.

lautet jetzt stärker und besser:

Er kriegt mit Geist, der Prinz kriegt nur mit Waffen.

Ueberhaupt hat sich der Herausgeber sehr oft der Abkürzung des Ausdrucks sehr vorthailhaft bedient, um die Kraft und den Wohlklang desselben nicht wenig zu befördern. Ueberall, wo Rec. die ältere mit der neuern Ausgabe verglich, fand er die Abänderungen so glücklich, daß dadurch der Beruf des Herausgebers zu dieser gewiß nicht leichten Arbeit, und zugleich das richtige und feine Gefühl desselben, in Hinsicht auf Sprachschönheit, Wohlklang und Nachdruck, hinlänglich beglaubigt wurde. Auch wegen der völligen Weglassung einer einzigen, unäthen und entbehrlichen Stanze, der 133ten des neunten Gesanges, wird Niemand ihm einen gegründeten Vorwurf machen können. — In der 75ten Stanze des siebenten Gesanges findet man die Verbesserung nicht aufgenommen, die der Dichter selbst, nach dem Abdrucke des Gedichts, nebst mehreren Aenderungen, von den drey letzten Zeilen gegeben hatte, und die mit Recht von dem damaligen Recensenten in diesen Blättern als eine sehr glückliche Verbesserung gerühmt wurde. Dagegen hat er die dort gestügten kraftlosen Wiederholungen einzelner Wörter, wo sie wirklich kraftlos und müßig waren, hinweggenommen. Die dort mit Recht getadelte Beschreibung, Gef. 12. St. 53. 54, ist jetzt

merklich verbessert und im Ausdrucke veredelt worden. Die wirklich schlechten Zeilen, II. 10, wo von Leichen die Rede ist:

— — ich glaube, daß die Raben  
 Sie nicht in einem Jahr ganz aufgezehret haben.

klingen hier zwar etwas erträglicher:

— — ich glaub', es könnten Raben  
 Ein Jahr daran gezehret haben.

Der ganze Gedanke hätte indess lieber mit einem bessern vertauscht werden mögen. Im Gauzen aber hat sich der Herausgeber durch diese Anwendung seines Fleißes und Geschmacks kein geringes Verdienst um dieß schöne Denkmal eines edeln und liebenswürdigen Dichters erworben, dessen früher Tod für unsere vaterländische Poesie gewiß kein geringer Verlust war.

ZITTAU U. LEIPZIG, b. Schöps: *Neue Bagatellen.*  
 Nach interessanten englischen und französischen Originalen. Erstes Bändchen. 1802. 247 S. 8. (20gr.)

Wider das Interessante der hier übersetzten kurzen Aufsätze möchte weniger zu erinnern seyn, als wider ihre Auswahl und den Mangel ihrer Neuheit. Die Anekdoten über den Strafsenraub, aus Ebers englischer Sprachlehre, ausgenommen, sind vier Stücke aus dem *Universal-Magazin*, und nicht weniger als elf aus den Werken *Voltaire's* übersetzt. Diese letztern sind gewiß vielen Lesern entweder aus der Urschrift, oder aus anderweitigen Uebersetzungen schon bekannt. Die Sammlung scheint indess für Lesezirkel angelegt zu seyn; und in diesen wird sie noch wohl ziemlich allgemein das Verdienst der Neuheit behaupten können, auch des Unlaufs würdiger befunden werden, als ein großer Theil gewöhnlicher, für diesen Zweck geschriebener oder zusammengetragener Lesereyen. Die Schreibart der Uebersetzung ist leicht und fließend genug; auch scheint es ihr an Richtigkeit nicht zu fehlen.

## KLEINE SCHRIFTEN.

ÖKONOMIE. Jena, in d. akad. Buchh.: *Entwurf zum Regulativ, wie es in Rücksicht des Unterrichts der Lehrlinge, der Beyziehung derselben zu Jägerburschen, und dann mit deren nöthigen Anstellung als Jagd- und Forstbediente in jedem Staate gehalten werden könnte und möchte.* Nebst einem Anhang, welcher die dormaligen Bursche und Lehrlinge betrifft. Vom Verfasser des Handbuchs der grundsätzlichen Forstwirtschaft im Staate, mit Rücksicht auf die Landökonomie und Wildbahn. 1802. VIII. S. Vorr. 29 S. Text. 4. (7gr.) Man kennt diesen Entwurf schon aus dem angeführten Handbuch, wo er auch in der Rec. desselben (St. 72. d. A. L. Z. 1802.) angedeutet

ist. Die Behandlung und das Vorrücken der Jägerbursche bis zu ihrer Anstellung, so wie die geseuen Vorschriften über ihr Verhalten sind mullerhaft. Rec. kann sich aber nicht überzeugen, daß es jetzt schon Zeit sey, diesen Plan in seinem ganzen Umfange auszuführen, da es an Förktern fehlen wird, die den Lehrlingen das Gehörige lehren können; man müßte dens voraussetzen, daß sich lauter gute Köpfe dem Forst- und Jagdwesen widmeten, die bey den gehörigen Vorkenntnissen sich im Walde das selbst abstrahiren können, was andern ordentlich und planmäßig gelehrt werden muß.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 20. May 1803.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

WIEN, b. Camolina: *Ueber Stimmenmehrheit bey Criminal-Urtheilen.* Von Joseph von Sonnenfels, k. k. Hofrath etc. 1801. 112 S. 8. (16 g.)

Der in verschiedener Rückficht um die Criminalgesetzgebung, besonders der österreichischen Staaten verdiente, schon wegen seines muthigen und siegreichen Streites wider die Freunde der Tortur so ehrwürdige Vf. bringt in dieser höchst wichtigen Schrift einen Gegenstand zur Sprache, der bisher als längst entschieden und keiner weiteren Frage bedürftig von Gesetzgebern und Rechtsgelehrten vorausgesetzt wurde. Dafs in Criminaluntersuchungen die *Thatfragen*: ist der Inquisit schuldig oder nicht schuldig? hat er die gesetzlich bedrohte That begangen oder nicht? und: sind besondere die Strafbarkeit erhöhende oder vermindemde Umstände vorhanden? nur durch Stimmenmehrheit, nie durch Stimmenmehrheit entschieden werden dürfen: ist das Thema dieser Schrift, welche durch ihren Inhalt die ganze Aufmerksamkeit des Publicums verdient, und in Ansehung ihrer Form als das Muster von Klarheit der Darstellung und ruhiger, bündiger Entwicklung der Ideen betrachtet werden kann. Eine Gerichtsstelle, so argumentirt der Vf., ist eine moralische Person, deren Glieder die Gerichtsbeysitzer ausmachen. Diese sind nur integrirende Theile der Person, welche Gericht genannt wird, sind nur *Einheiten des Ganzen*: so wie ihre Stimmen *Bestandtheile der Gesamtstimme*, ihre Ueberzeugungen *Momente* des erwägenden Richters in *Bestimmung* des Beschlusses zu der *Gesamtmeynung* sind. Ist daher ein Mitglied anderer Meynung als die übrigen: so ist diese abweichende Meynung als ein Zweifelgrund unter den Momenten zur Bestimmung des Gesamtbeschlusses zu betrachten, und davon ist die Folge, dafs die moralische Person als solche in einem solchen Fall, bey sich selbst zweifelhaft und der Gegenstand ihres Beschlusses von ihr nur als *wahrscheinlich* nicht aber als gewifs anzunehmen sey. Eine solche moralische Person steht unter denselben Gesetzen der Pflicht, wie ein Individuum, und unter diesen Gesetzen für die Handlungen des Individuums finden sich auch folgende: 1) in einer Lage, wo eine Person handeln *mufs*, aber die *volle* Ueberzeugung zur Bestimmung ihres Willens nicht erreichen *kann*, ist sie *verpflichtet*, nach der *Mehrheit* der Beweggründe, nämlich nach der *gröfseren Wahrscheinlichkeit der Rechtlichkeit*, als denn der Ueberzeugung am nächsten kommenden Punkte, A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

zu handeln. Aber 2) in der Lage, wo sie nicht handeln *mufs*, und noch Zweifel bestehen, die sie besorgen lassen, dafs sie durch Handeln eine Pflicht verletzen, Unrecht zufügen dürfte, in dieser Lage ist sie, so lange die Zweifel nicht gehoben sind, zu handeln nicht berechtigt, sondern *verpflichtet, die Handlung auszusetzen*. Wenn man nun dieses unter der Voraussetzung, dafs die einzelnen abweichenden Stimmen eines Collegii (um uns der Worte eines andern Schriftstellers zu bedienen) die personificirten Zweifelsgründe sind, auf Gerichtsstellen anwendet: so folgt, dafs Civilgerichte nach der Majorität entscheiden dürfen; denn es giebt kein drittes zwischen Abfolution und Condemnation, es mufs nun einmal die Sache entschieden werden. Eben dieses gilt von Criminalgerichten in Ansehung der Frage: *wie ist der Ueberrührte zu bestrafen?* Denn ist einmal die Schuld des Verbrechens überhaupt entschieden: so ist nun das Gericht in der absoluten Nothwendigkeit, jetzt auf Strafe erkennen zu müssen, und darf daher aus dem Dilemma zwischen dieser Nothwendigkeit eines Strafkenntnisses und der Unmöglichkeit desselben im Fall der geforderten Einhelligkeit der Dissentirenden, sich durch die Bestimmung nach blofser Wahrscheinlichkeit d. h. durch Abfassung des Beschlusses nach der Majorität sich befreyen. Anders aber bey den oben angegebenen criminalrichterlichen *Thatfragen*. Zwischen dem *condemno* und *absolvo* steht als ein drittes das *non liquet*, mithin ist keine absolute Nothwendigkeit, nach Wahrscheinlichkeit das Schuldig oder Nichtschuldig auszusprechen, folglich darf über diese *Thatfragen* nicht nach der Majorität definitiv entschieden, sondern es mufs, wenn nur Ein Mitglied dissentirt, durch das *non liquet* der Zweifel des Collegiums ausgesprochen, und so der Angefchuldigte von der Instanz absolvirt werden. Spricht es nach der Majorität das Schuldig oder Nichtschuldig aus: so widerspricht es sich selbst und dem Gesetz. Dieses will, dafs Abfolution oder Condemnation nur nach vorhandener *Gewifsheit* der Schuld oder Unschuld erfolgen solle, aber das Gericht erkennt auf das eine oder das andere blofs nach der *Wahrscheinlichkeit*. In dem Urtheil spricht das Gericht als solches seine Ueberzeugung mit Gewifsheit aus, und doch ist es noch uneins mit sich selbst und zweifelhaft. — Dies sind die Schlüsse des Vfs., die gewifs einen jeden überraschen, und wenigstens anfangs Ueberzeugung abnöthigen. Wir gestehen dieses von uns selbst, bekennen aber auch, dafs wir bey genauerer Prüfung uns eines andern überzeugten. Die Sache ist an sich zu wichtig, und der Wahrheit liebende Vf. fodert das Publicum zu laut zur Prüfung aus Grün-

Gründen auf, um es bey einer bloßen Anzeige bewenden lassen zu dürfen. Die Beurtheilung selbst muß, wie Hr. v. S. ausdrücklich bemerkt, ganz von dem absehen, was wirklich ist, sie muß von dem Standpunkte des Gesetzgebers ausgehen und sich fragen: *was sollte seyn?* — Auf diesem Standpunkte läßt sich aber schon das nicht wohl begreifen, warum in der Auflösung des Problems zwischen Criminalgerichten in Ansehung der Thatfrage und zwischen dem Criminalgericht in Ansehung der Rechtsfrage, dem Civilgericht und anderen Collegien ein Unterschied gemacht wurde. Versetzt wirklich der Dissensus einzelner Mitglieder das Collegium selbst als moralische Person in den Zustand des Zweifels, und begründet derselbe für das Object der Entscheidung nur Wahrscheinlichkeit: so muß von allen moralischen Personen, welche sich auf den Zweck des Staats selbst beziehen, die Stimmeneinheit nothwendig gefodert werden. Ist es nicht sonderbar anzunehmen: ein Civilgericht darf bey bloßer *Wahrscheinlichkeit* über ein streitiges Privatrecht unter der Form der *Gewissheit* und *Wirklichkeit* entscheiden? Geräth es denn nicht ganz in dieselben Widersprüche, die der Vf. von dem über die Thatfrage nach Majorität entscheidenden Criminalgericht behauptet? Ist die bürgerliche Justiz weniger heilig, als die Criminaljustiz? — Wir wenden eben dieses auf die Rechtsfrage in Criminalgerichten an, und folgern aus den Vorderätzen des Vfs.: da die Entscheidung so lange nur wahrscheinlich ist, als nicht alle einig sind: so muß bis zu dieser Einigkeit der Beschluss ausgesetzt werden, denn das Gesetz will, daß ein Verbrechen nur mit *der* Strafe, nach Art und Grad, belegt werde, die er mit *Gewissheit* verschuldet hat, bey dem entgegengesetzten Verfahren, aber würde es eine Strafe zuerkennen, ungeachtet es sich selbst der Gefahr bewußt sey, daß es entweder durch zu gelinde Befrafung dem Staat oder durch ein zu hartes Strafübel dem Verbrecher unrecht thue. Der Vf. findet den Grund seiner Unterscheidung darin, weil in den zuletzt genannten Fällen kein Aufschub durch ein *non liquet* möglich sey. Darauf antworten wir: 1) da wir mit dem Vf. auf dem Standpunkte des Gesetzgebers stehen, und uns also das Positive keine Norm und Gränze für unsere Schlüsse seyn kann: so müßten wir, unter Voraussetzung der bloßen Wahrscheinlichkeit der Meynung einer Majorität, schlechterdings folgern, daß der Gesetzgeber ein solches *non liquet*, wo es, nach dem bestehenden Positiven noch nicht gilt, verstaten müsse. 2) Liegt keinesweges in der verschiedenen Natur des Civil- und Criminalrichters ein Grund, welcher bloß diesem und nicht auch jenem eine Aussetzung des Erkenntnisses bis zur Auflösung des Zweifels durch die Stimmeneinhelligkeit nach allgemeinen Principien verstatete. Im Wesentlichen sind beide gleich. Jener entscheidet über ein streitiges Recht zwischen Privatpersonen, dieser über ein streitiges Recht zwischen dem Staat und einem Unterthanen, als wahrscheinlichem Uebertreter; jeder untersucht; sind die Thatfachen vorhanden, an welche von dem Civilgesetz ein Recht

geknüpft worden ist? Dieser: sind die Thatfachen vorhanden, mit welchen von einem Strafgesetz eine Strafe verknüpft worden ist? Setzt jener seine Entscheidung aus: so ist zu befürchten, daß die Parteyen sich selbst Recht schaffen durch Privatgewalt; setzt sie dieser aus: so ist zu fürchten, daß der freygelassene Verdächtige an dem Staat seine Missethat wiederhole. Kommt also diesem ein *non liquet* zu: so kann es auch jenem zukommen, und es soll ihm nothwendig zukommen, sobald jene Theorie des Vfs. begründet ist. In Ansehung der Entscheidung des Criminalgerichts über die Art und den Grad der Strafe, bey vorher einstimmig anerkannter Schuld, scheint zwar die Behauptung des Vfs., daß ein Aufschub nicht möglich sey; Grund zu haben, aber sie scheint dieses nur so lange, als man sich mit dem Vf. durch Nebenrückfichten von der Consequenz abbringen läßt. Freylich würde es höchst nachtheilig seyn, gegen den für schuldig erkannten die Straffentz auf so lange zu suspendiren, bis dem Dissentirenden die Ueberzeugung der übrigen geworden sey, welches wohl in manchen Fällen niemals geschehen könnte; aber dieser hohe Nachtheil würde doch nicht zu rechnen seyn, gegen die grobe Ungerechtigkeit des Gerichts, das bey der Fortdauer des personificirten Motivs zum Gegentheil, bey seinem Zweifel über die Gerechtigkeit der Entscheidung, die Strafe gleichwohl als das Resultat einer reellen Gewissheit unter der Form entschiedener Gerechtigkeit pronuncirte. 3) Die ganze Voraussetzung: „wenn ich handeln *muß* und also das Handeln nicht suspendiren kann: so darf ich nach der Wahrscheinlichkeit auch bestimmen, wenn ich gleich nicht gewiß bin, daß ich *rechtmäßig* handle: diese Voraussetzung können wir nicht als gültig anerkennen. Das *Müssen*, von dem diese Regel spricht, kann keine *physische* Nothwendigkeit bedeuten sollen. Denn wenn Naturgesetze mir das Unterlassen unmöglich machen: so ist die Naturnothwendigkeit an und für sich selbst ausschließend äußerer Grund, des Handelns und da kann denn von einer Bestimmung des Willens nach Gründen der Gewissheit oder Wahrscheinlichkeit gar nicht die Rede seyn. Es kann also diese Regel nur so viel sagen, wenn ich handeln *soll*, und das Handeln nicht unterlassen *darf*: so etc. Wir aber glauben, daß die Regel geradezu *umzukehren* sey: wenn ich nicht von der *Rechtmäßigkeit* der Handlung *vollkommen* gewiß bin: so *soll* ich sie *unterlassen* und *darf* gar nicht *handeln*. Denn handle ich bey bloßer Wahrscheinlichkeit des Rechts: so handle ich mit dem eignen Bewußtseyn der Gefahr ein Unrecht zu begehen, und dieses kann weder Recht noch Pflicht seyn. Wie kann also der Vf. eine Pflicht zum Handeln voraussetzen, und daraus eine Erlaubniß zu einer Handlung unter einer solchen Voraussetzung ableiten, die wenn sie vorhanden ist, jene Pflicht geradezu *aufhebt*? Hat daher nicht jene Regel den Sinn: weil es Pflicht ist zu handeln: so ist es erlaubt *pflichtwidrig*, mit der Gefahr einer Ungerechtigkeit, zu handeln? — Durch das bisher gesagte erweitert sich die Inconsequenz dieser Theorie und die Unhaltbarkeit des Grundes, der



die angebliche Ausnahme von der als nothwendig behaupteten Stimmeneinhelligkeit begründet. Nicht weniger und wir überzeugt, daß das Hauptthema selbst weder rechtlich, noch politisch haltbar sey. Seine Beurtheilung hängt von der Beantwortung zweyer Hauptfragen ab: I. *Ist Einführung der Stimmeneinhelligkeit nothwendig zu einer gerechten Criminal-Justizverwaltung?* II. *Widerspricht es dem Wesen eines Collegiums, daß die in Ansehung der Thatfrage vorhandene Meynung der Mehrheit zum Beschluß der Gesamtheit werde?* — Die erste Frage würde nur dann bejaht werden können, wenn die Stimmeneinhelligkeit an sich zur größeren objectiven Gewisheit des zu entscheidenden Factums nothwendig wäre. Und dieses läßt sich nicht behaupten. Es wird das Urtheil in einer Rechtsfache einem Individuum darinn nicht allein überlassen, weil die *übereinstimmende Einsicht mehrerer* ein psychologischer Grund für die Richtigkeit ihrer Ueberzeugung ist. Sollte nun der Dissensus oder die Nichteinstimmung anderer Individuen an sich ein Grund seyn, die Gewisheit einer von andern einstimmig anerkannten Thatfache zu bezweifeln: so würde jeder einhellige Ausspruch jedes noch so großen Collegii als zweifelhaft erscheinen müssen, weil der Einflimmung seiner Glieder dennoch die Nichteinstimmung oder auch der Dissens anderer Individuen entgegensteht, und gar kein Grund in der Natur der Sache liegt, warum nur die Einstimmung einer gewissen zufällig bestimmten Zahl von Menschen die Gewisheit begründen soll. Um ganz überzeugt zu werden, daß von der Einhelligkeit eines Collegiums die objective Gewisheit der Thatfachen nicht abhängt, denke man sich zwey Collegien, das eine von fünf, das andere von zehn Beyitzern; jene fünf sind einhellig, in diesem Letzten sind neune einstimmig gegen einen Dissidenten. Kann man nun die Einhelligkeit jener fünf für einen Grund der Gewisheit nehmen, während man die Wirksamkeit jener neun einhelligen Stimmen verwirft? Ist dort eine größere Bürgschaft für die Rechtlichkeit; und Wahrheit des Erkenntnisses, als hier? Unmöglich. Wenn also die *Einheitlichkeit gegebener* Mitglieder an sich kein Grund einer größeren Gewisheit ist: so folgt, daß sie nicht nothwendig sey zu einer gerechten Justizverwaltung, daß sie an sich weder dem Unschuldigen gegen den Staat, noch dem Staat gegen den Verbrecher eine größere Sicherheit gewähre. Aber so viel ist aus der von uns oben angegebenen Rücksicht gewis, daß in dem Collegium nicht jede Majorität entscheidend seyn dürfe, sondern das Gesetz die Majorität nach dem Verhältniß eines vollkommenen Uebergewichts bestimmen müsse. Nicht etwa eine Stimme, wohl gar die Decisivstimme des Präsidenten, darf die Majorität bilden, sondern diese muß nothwendig seyn, wie z. B. wenn  $\frac{2}{3}$  oder  $\frac{1}{2}$  der Stimmen, als Majorität constituirt sind. Denn nun kann, vorausgesetzt, daß das Collegium selbst mit einer gehörigen Anzahl Mitglieder besetzt ist, der Staat, nach allen Regeln der Erfahrung als gewis annehmen, daß die übereinstimmende Einsicht der überwiegend mehrern die richtige sey. — Was die

zweyte Frage anbetrifft: so hat sie im Grund der Vf. selbst schon verneinend beantwortet, indem er in mehreren Fällen selbst die Majorität zuläßt. Er bejaht sie bloß durch seine Vordersätze, welche aber weder an sich, noch in ihrer Anwendung auf den Beschluß über die criminalrechtliche Thatfrage das zu Erweisende erweisen. Aus der Abstimmung der einzelnen Beyitzer muß der Beschluß hervorgehen; aber es ist eine willkürliche Voraussetzung, daß darum die Stimme des Beyitzers ein Theil des Gesamtschlusses seyn müsse; sie ist *Motiv* in der *Berathschlagung*, so ferne sie mit *Gründen* unterstützt ist, aber nicht an, und für sich, bloß als abweichende Stimme, ein Zweifelsgrund, es ist daher auch nur willkürlich angenommen, daß die abweichende Stimme einen Zweifel des Richters, als moralische Person mit sich selbst begründe. Ist Stimmenmehrheit eingeführt: so ist die Ueberzeugung der Mehrheit nach dem Gesetz und nach den Regeln der Erfahrung für die *wahre*, die Thatfache, die ihren Gegenstand ausmacht, für gewisse Thatfache zu achten und diese Ueberzeugung ist nur zugleich wahre und gewisse Ueberzeugung der *moralischen Person selbst*, so wie der dieselbe ausdrückende Ausspruch ein Ausspruch der *Gesamtheit* ist, inwieferne nach der Constitution eines solchen Collegiums, der Wille der Mehrheit, dessen Erkennen durch das Abstimmen der Einzelnen möglich wird, den Gesamtwillen der Gesellschaft ausmacht, den alle Einzelnen zugleich als ihren Willen anerkennen, da sich alle einzelnen durch ihren Eintritt in dieses Collegium jeder künftigen eintretenden Mehrheit unterworfen haben. Das Collegium ist mit sich selbst *eins*, ihm als moralische Person ist die Thatfache *gewis*, sobald die constitutionsmäßige Mehrheit vorhanden ist, obgleich in ihr vorhandene Individuen nach ihrer *Privatmeynung* zweifeln. Der Vf. wendet hiegegen noch ein, wenn dieses sey: so brauche man ja nicht alle Mitglieder zu fragen, sobald schon die zuerst votierenden eine Majorität ausmachten. Aber dieses folgt nicht. Alle müssen gefragt werden um ihre Meynung, weil die Stimme eines jeden Einzelnen *Motiv* in der *Berathschlagung* ist, und das Votum des allerletzten Gründe enthalten kann, wodurch in den übrigen eine andere Ueberzeugung hervorgebracht wird. Es sind also bey der Stimmenmehrheit keine Widersprüche; so wenig als irgend eine Gefahr für Unschuld oder den Staat dadurch begründet wird. Ist die Stimmenmehrheit groß genug, (wëliches von der Größe des Collegiums an sich und dem Verhältniß der bestimmten Majorität zur Minorität abhängt); so ist in dieser Rücksicht nicht mehr Gefahr und nicht weniger Gewisheit, als bey der Stimmeneinhelligkeit eines aus wenigen Mitgliedern bestehenden Collegiums. Auch sind hier die Mittel, schuldig zu finden, den Mitteln, schuldlos befunden zu werden, völlig gleich. Der Staat läßt ja die Majorität gelten gegen sich für den Angeschuldigten, wie darf sich dieser beschwert finden, daß sie auch gegen ihn für den Staat gilt? Wo ist also Ungleichheit und Gefahr? Es würde uns zu weit führen, wenn wir noch weiter  
der

der Unterfuchung folgen, wenn wir z. B. die Behauptung des Vfs., daß der Justizgang nicht durch die Stimmeneinbelligkeit verzögert werde, u. dgl. prüfen wollten. Die wichtigsten Momente glauben wir angeführt zu haben, nicht mit der Anmaßung, über diese Angelegenheit abzufprechen, sondern nur in der Absicht, dem ehrwürdigen Vf. und dem Publicum, das schon so vielen Antheil an dieser Schrift genommen hat, einige Winke zur weiteren Unterfuchung zu geben.

Ohne Druckort: *Briefwechsel des Fürsten zu A...t mit dem Minister von B...g.* Ein Buch für Deutschlands Edle. 5802. (1802.) 180 S. 8. (16 gr.)

Unstreitig ist es herzlich gut mit der Belehrung gemeint, welche hier ein alter Geschäftsmann einem jungen, wohlgefunten Fürsten ertheilt; ob aber die Lehre selbst immer in der Probe bestehe, ob sie auf eine wahrhaft überzeugende Art hergestellt sey, ob der Vortrag dem Zweck vollkommen entspreche — das ist eine andere Frage. Wir getrauen uns nicht sie allgemein zu bejahen. Diese Schrift scheint uns nicht aus dem Zirkel der Mittelmäßigkeit herauszutreten, in welchem sich fast alle Producte unserer Gelehrten halten, wodurch sie auf Erziehung, Ausbildung oder Leitung der Regenten wirken wollen. Unter vielen an sich wahren und richtigen Sätzen, kommen noch mehrere schiefe, unüberlegte oder nicht anwendbare vor; das Seichte und Mittelmäßige erstickt das Gute und Treffende. Der Ton ist durchaus nicht der anziehende, eindringende, wodurch man allein auf Menschen wirken kann, die nicht viel lesen können, und gewöhnlich nicht gern lesen. Es ist nicht der Ton, den Wieland schon in seinem goldenen Spiegel und in seinem Agathon, und meisterhafter noch in seinen spätern Schriften angestimmt hat; es ist der gutmüthige aber schläfrige Predigtton, der in positiven Vorlesungen unfehlbar dieselbe Wirkung hervorbringt, als in der Kirche. Anstatt durch glücklich gewählte Beyspiele zu lehren, aus denen sich das hervorstehende durch kurze Sätze so anschaulich vorlegen läßt, daß man bey einem gut organisirten Kopf der Wirkung nicht leicht verfehlt — kramen die ungerufenen Mentors Gemeinplätze aus, die sie zu ermüdender Weitschweifigkeit ausdehnen, und oft so falsch anwenden, daß der Fürst, der bey übrigen mäßigen Einsichten nur einige Menschenkenntnis hat, mit Recht geneigt wird, lieber sich selbst, als einem solchen Lehrer zu trauen. So auch unser redseliger Minister. Er giebt seinem, freylich nicht mit sonderlichem Verstand fragenden fürklichen Freunde, über die möglichst beste Einrichtung seiner Regierung eine Menge gutgemeinteyr Lehren, wovon aber nur wenige an sich richtig sind, und noch weniger auf die vorgetragene Weise mit Erfolg können in Anwendung gebracht werden. Einige an sich wichtige Gedanken, z. B. daß man bey einer auszeichnenden Beförderung das Verdienst articulire, daß

man den zu befördernden unwissentlich eine Probearbeit machen lasse u. s. w. werden durch die Art der Darstellung so wenig gehoben, daß sie schon dadurch viel an ihrer Wirkung verlieren. Das meiste ist ganz trivial, und wenn gleich nicht schlecht, doch auch so ganz und gar nicht vorzüglich vorgetragen, daß wir schwerlich uns für einen Fürsten, der sonst noch lesen möchte, einige Unterhaltung durch diesen Briefwechsel für Deutschlands Edle versprechen dürfen. Den größten Theil des Büchleins nehmen, als Beylage zu dem sechsten Briefe von S. 85 an, allerley Gedankenprüche ein, die der gute Minister dem Fürsten auf seine Bitte mittheilt als „ein geistiges „Schatzkästchen, um alle Tage einen Spruch daraus „zu lesen, überdenken und seinem Gedächtnis ein- „prägen zu können, um auf diese Art mit den einem „Regenten unentbehrlichen Grundregeln in vertraulicher Bekanntschaft bleiben zu können.“ Es ist aber eine wahre Olla Potrida, die der Minister ihm vorsetzt, worin sich gar viele Ingredienzen finden, die mit der Regierungskunst fürwahr wenig gemein haben, und die selbst mit dem sonstigen Ton des Ministers einen gar seltsamen Contrast machen. Z. B. N. 34. „Der Gebrauch der Sprache hört auf, wenn sich „die Seelen einander unmittelbar mittheilen, sich „unmittelbar anschauen und berühren, und in einem Augenblick mehr empfinden, als die Zunge der Mufen „selbst in ganzen Jahren auszusprechen vermögte.“ Wenn unsere Schriftsteller solches Gewälche vorbringen, indem sie sich zu Lehrern der Fürsten aufwerfen, darf man sich dann wundern, daß sie immer noch ein Gespött der Höflinge bleiben, und daß die Fürsten größtentheils der Meynung sind, daß ein Gelehrter eher zu allem taugte, als zu einem Geschäftsmann.

#### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PENIG, b. Dienemann u. Comp. in Commiff.: *Allgemeiner Heyrathstempel für Verheirathete und Unverheirathete beiderley Geschlechts.* Jahrg. 1802. N. 1—5. 320 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Es ist hinreichend anzuzeigen, daß das sogenannte Heyrathsbureau, worin Ehen ausgebaut und geschlossen werden, in Gesellschaft des Heyrathstempels noch seinen Fortgang hat, und daß sich in dem Heyrathstempel allerley artige prosaische und poetische Aufsätze befinden, welche sich größtentheils auf Liebe und Ehe beziehen: denn Aufsätze wie S. 208 ein Beyspiel merkwürdigen Geizes, oder S. 305 die Anekdote von dem Bauer, der von einem Buchbiader einen alten Eutrop kaufte, weil er das Format und Ansehen seines ehemaligen Gebetbuchs hatte, und um den Inhalt jenes unbekümmert war, weil er die Gebete ja auswendig wisse, gehören eben so wenig hierher als die paar Charaden, welche angehängt sind.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 21. May 1803.

## OEKONOMIE.

**TÜZINGEN**, in d. Cotta. Buchh.: *Forsthandbuch* oder Anleitung zur deutschen Forstwissenschaft. Zum Gebrauche seiner Vorlesungen herausgegeben von *Ludwig Walhrad Medicus*, Prof. bey der Staatswirthschafts-Hohen-Schule in Heidelberg, Kurfürstl. Bergrath etc. 1802. 655 S. 8. (2 Rthlr.)

**W**ir haben seit 20 Jahren eine Menge Lehrbücher der Forstwissenschaft erhalten, und man sollte daher glauben, daß wir deren fürs erste genug hätten. Allein wenn man bedenkt, daß jeder Lehrer seinen besondern Plan und seine Darstellungsart hat, wonach ihm bey mündlichen Vortrag nach einem andern als seinem Leitfaden Zwang angethan wird, daß diese Wissenschaft immer neuen Zuwachs an Erfahrungen erhält, und die Anwendung derselben nöthig wird, u. s. w. so wird man einsehen, daß der denkende Lehrer leicht veranlaßt werden kann, sein eignes Lehrbuch zu entwerfen, um sich und seinen Zuhörern die Arbeit zu erleichtern. Bey der vorliegenden Anleitung zur Forstwissenschaft ist obnehin keine Entschuldigung ihrer Herausgabe nöthig, da sie nicht leicht von ähnlichen Arbeiten in Ansehung der Leichtigkeit des Plans, der Gründlichkeit und Fasslichkeit der Darstellung, wodurch sie nicht bloß dem Zuhörer, sondern auch dem weniger geübten Forstmann ein nützliches übersichtliches Handbuch wird, und der geläuterten und richtigen Einsichten in das ganze Gebiet der sogenannten gemeinen oder niedern Forstwissenschaft (von der höhern kommt bloß die Taxation vor) übertroffen werden wird. Sie umfaßt alles, was einem praktischen Forstmanne, dem die Direction der Forste nichts angeht, zu wissen nöthig ist. Es wird hinlänglich seyn, wenn Rec. den Leser nur eine kurze Uebersicht dieser Schrift, und einige Bemerkungen, die ihm bey dem Durchlesen beygefallen sind, mittheilt.

In der *Einleitung* werden die allgemeinen Grundsätze und Begriffe, und die Terminologien, die in der Forstwissenschaft vorkommen, auseinandergesetzt und erklärt. Hierauf theilt der Vf. die ganze Forstwissenschaft nach seinem Plane in folgende drey Theile: A. Die *Forstbotanik* begreift die Beschreibung der merkwürdigsten deutschen Nadel- und Laubholzer, und die vorzüglichsten ausländischen Holzarten. B. In der *Forstwirthschaft* wird a) von der *natürlichen Holzzucht*, und zwar bey Schlagholz-Rinden-Erlen- und Schlagholzwaldungen, bey der Kopfholzzucht, bey Hochwald, Nadelholz- und gemischten Laub- und Nadelholzwaldungen gehandelt. b)

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

Die *künstliche Holzzucht* giebt die Regeln von der Saat, Pflanzung und Fortpflanzung durch Steckreißer an. Hierauf wird c) von den *Hindernissen der Holzcultur*, und d) von der *nachhaltigen Bewirthschaftung der Waldungen*, dem Verneffen, Taxiren, Eintheilen, Revidiren und Entwerfen des Forstetats das Nöthige vorgetragen. C. Die *Forsttechnologie* enthält a) die *Fällung und Aufbereitung*, b) die *Waldgewerbe*, c) den *Transport*, und d) die *Anstalten zum Debit des Holzes*. Ein *Anhang* giebt mit Wenigen die zahne und wilde Thiernutzung der Wälder an. — Man wird aus dieser Uebersicht sogleich die Einfachheit des Plans erkennen. — Es sind nun noch einige Bemerkungen zu machen übrig. 1) Wenn der Vf. S. 270 sagt, daß die Natur der Sache in Ansehung der Quantität des zu erlangenden Holzes für die Schlagholzwaldungen zu sprechen scheine: so ist dieß gegen die neuern genauern Erfahrungen, die auch Rec. in einerley Locale zu machen Gelegenheit hat, obgleich auch der von ihm angeführte Satz seinen Grund hat, daß in der Nähe großer Städte, wo man mehr Brenn- und Kohlholz als Bau- und Nutzholz braucht, die Schlagholzwaldungen oft vorzüglicher sind. 2) In Ansehung des Oberholzes nimmt der Vf. mit *Ustar* an, daß man auf jedem Morgen 2 starke, 6 Mittelbäume und 12 Stangen stehen lassen müsse. Allein nach Rec. vieljähriger Erfahrung ist dieß zu wenig, besonders wenn man einen Rothbuchenbestand erhalten will; da rechnet er bey 40jährigen Untriebe auf die Winterseite 7 angehende Bäume, 14 Oberständer und 21 Stangen, und auf die Sommerseite (es ist von bergigen Gegenden die Rede) 8 angehende Bäume, 16 Oberständer und 24 Stangen. Die auf solche Art behandelten Waldungen haben sich immer am besten befunden. Daß übrigens dieß Oberholz aus natürlichen Ursachen nicht alle bis zum nächsten Abtrieb stehen bleibt, weiß jeder praktische Forstmann. 3) S. 285 nennt es der Vf. eine ganz veraltete Meynung mancher Forstmänner, daß man stets im frischen Holz hauen, d. h. bey jedem Hiebe einige Zoll des jungen Holzes stehen lassen müsse. Allein diese alte Erfahrung hat ihren guten Grund, weil in dem dickkrindigen Wulst des alten Hiebes nicht leicht neue Löhden ausbrechen. Die Hauptsache ist, bey dem ersten Hieb die Stangen so nahe als möglich über der Erde abzuhauen. 4) Wenn er S. 323 sagt, daß die Weisstannen nur auf Vorbergen und niedern Gebirgen wachsen, und in dem kalten Klima hoher Gebirge nicht mehr gedeihen: so ist diese Behauptung gegen Rec. Erfahrung, da in mehrern Gegenden Deutschlands, z. B. auf dem Thüringerwalde, die Weisstannen auf

Kkk

den

den höchsten Gebirgen entweder allein, oder mit Fichten oder auch Rothbuchen vermischt zu der aufernehmlichsten Höhe und Stärke erwachsen. In sogenannten Lehdegebirgen gehört das hier Gesagte für die Kiefer, und diese kommt nicht einmal in der zweyten-Region derselben gut fort, sondern wächst kurz und krüpplich. Wenn man in einer Gebirgsgegend vier Terrassen annimmt (wie man dies gewöhnlich kann): so gehören auf die erste oder das neuere Kalchgebirge, wenn man es nicht zu Schlagholz-wirthschaft anwendet, Fichten, auf die zweyte oder das neue Sandlager Kiefern, auch Fichten, auf die dritte oder das alte Flätzgebirge Weifstannen und auf die vierte oder das Urgebirge Fichten. Auf der zweyten und dritten kommt auch der Lerchenbaum sehr gut fort, vorzüglich wenn in ersterer Rücksicht der Sand etwas bindend, d. h. mit Lehm oder Thon vermischt ist. 5) Die aus dem Forstjournal I, 1. S. 75 entlehnte und empfohlne Erfahrung, das die jungen Weifstannen auf solchen Schlägen die 2—3 Fufs hoch mit Reißig, und halb oder ganz versaulten Holz bedeckt sind, am besten aufkommen, ist schnurrstracks gegen Rec. vieljährige Beobachtung, so das er in gebirgigen Gegenden noch keine Pflanze an solchen Stellen hat aufkommen sehen. Die Saamen gehen nämlich, wie die Waldleute sagen, wie Lein auf, die Pflänzchen sind aber so weichlich, wie wenn sie in einem Mistbeete gezogen wären, und fallen alle, Rec. sagt mit Fleiß alle, bey der geringsten Hitze im Sommer oder Frost im Herbst um. Wenn daher Rec. Weifstannen ziehen will: so wird der angehauene Ort von der locker liegenden Streu entblößt, das der Saame auf den festen Boden gelangen kann, und nur auf diese Art erlangt man wieder Weifstannen-Wuchs. Indes wollen wir darum obige Erfahrung gar nicht ableugnen, da dort die Verschiedenheit des Terrains den Grund der verschiedenen Behandlungsart enthalten kann.

STRASBURG, b. König: *Anleitung die zahmen Tauben sowohl mit Nutzen als Vergnügen zu unterhalten und zu erziehen*, von Johann Christian Friedrich Landbeck. 1802. XII. S. Vorr. 148 S. Text. 8. (10gr.)

Der Vf. versichert in der Vorrede, das er diese Anleitung aus vieljährigen eigenen Erfahrungen und Beobachtungen geschrieben habe; dies hat denn Rec. auch gefunden, doch glaubt er, das die meisten Vorschriften dem Taubenliebhaber schon bekannt seyn werden. Diejenigen aber, die sich eine Taubenzucht anlegen wollen, und noch nicht hinlänglich unterrichtet sind, werden an dem Vf. einen sichern Leiter finden. Er unterscheidet *Feld-* und *Haustauben*, jene variiren in der Farbe, diese an andern Körpertheilen, doch steht mit Unrecht die in Sachsen gewöhnliche *Pariser Taube* (*Columba galeata*) unter letztern. *Columba Oenas* soll die Stammnutter der Felddauben seyn, allein diese ist vielmehr *Columba domestica*, als eigene Species, wie man sie noch wild in England, Italien etc.

antrifft, und welche aschgrau von Farbe ist, mit weißem Bürzel, zwey schwarzen Flügelbinden und schwarzer Schwanzspitze. Nicht bloß Reinheit der Farbe und Zeichnung ist dem Vf. zur *Ächtheit einer Taubenvarietät* hinreichend; sondern er verlangt auch noch folgende vier Kennzeichen. 1) Die Tauben, welche an Kopf und Hals weiß sind, müssen einen weißen Ober- und Unterschnabel und braunrothe Augen haben. 2) Diejenigen, welche an Stirn oder Oberkopf gefärbt d. h. schwarz, roth u. s. w. sind, müssen einen schwarzen oder braunrothen Schnabel und hochrothe Augen haben. 3) Alle einfarbigen Tauben, nur die weißen ausgenommen, müssen einen dunkelbraunen oder schwarzen Schnabel und hochrothe Augen haben. 4) Wenn Oberkopf oder Stirn weiß ist, muß auch der Oberschnabel weiß seyn. Als ein untrügliches Kennzeichen, *Tauber* und *Täubin* zu unterscheiden, giebt er die *Nasenhaut* an, die bey erstern allzeit größer, breiter und dicker oder mehr aufgeschwollen, auch weißer oder eigentlich mehlig ist, als bey der Täubin.

Da die Liebhaberey in Ansehung der verschiedenen Farbentauben local ist: so sind manche übergangen worden, die in andern Gegenden Deutschlands für sehr schön gehalten werden, z. B. die mehligten und lerchenstöppligen Weißschwanzbläßen. Unter den vierfarbigen wäre auch die seltene schwarze Spielart mit weißem Oberkopf, weißer Brust- und Flügelbinden und weißem Schwanz des Erwähnten werth gewesen. Rec. hat sie zweymal mit schwarzen Weißschwanzbläßen und Staarenhäßen erzogen. Unter den Trommeltauben sind die ganz weißen die seltensten, die mit schwarzer Brust aber die regelmäßigsten; Rec. hat auch einmal einen Tauber gehabt, der ganz schwarz mit weißen Flügeln war. Auf die Mevchentaube hätte eigentlich, dem Schnabel- und Körperbaue nach, die Pfauentaube folgen sollen. Wenn der Vf. S. 50. sagt, das die Perückentaube nicht so groß als eine Felddäube sey: so müssen sie in seiner Gegend anders als in Sachsen seyn. Hier sind sie der Regel nach größer, gestreckter und haben längere Flügel. Uebrigens können wir, wie gesagt, das Buch allen Anfängern empfehlen. Es enthält eine gute und richtige Anweisung, wie man Tauben ansetzen, seltene Tauben bald vermehren, sie alle gehörig pflegen und warten soll. Es wird daher das versprochene zweyte Bändchen, wie man die wilden Tauben in Schlägen erziehen und unterhalten solle, den Freunden dieser Vögel gewiß willkommen seyn.

LEIPZIG, in d. Verlagsh. d. von Seckendorfschen Schriften: *Forstkrügen* von Adolph Freyherrn von Seckendorf. Wer sich fühlt dem gült. *Vierter Theil*. 1802. 222 S. 8. (16gr.)

Rec. hat es schon bey der Anzeige der vorhergehenden Theile erwähnt, das diese Sammlung von Forstkrügen hauptsächlich in der Hinsicht für Kammerer, Forstämter u. dgl. interessant seyn müsse, weil sie hier auf Fehler, Betrügereyen und Vernachlässigungen der Forstbedienten, Jägerbursche, Holzbauer etc. aufmerksam-

merklich gemacht werden, die der Regel noch nicht zu ihren Ohren gelangen. So wie in den vorhergehenden Theilen, so laufen auch hier Abhandlungen mit unter, die ihrer Stelle nicht werth oder doch ganz unbedeutend sind. Was soll in aller Welt z. B. der Aufsatz über *Froschmüsterer*, wo ein Hühnerhund auf dem Felde Mäuse ausscharrt, während der Jäger, der gern Froschkäulen ißt, sich Heckenfrösche hascht? Uebrigens fehlt auch zuweilen noch immer die gehörige Bestimmtheit in Ausdruck. Man weiß z. B. nicht mit Gewißheit, was das für *Krähen* sind, deren Schiessen er im dritten Aufsatz rügt, die ganz unschädlich seyn sollen, und mit deren Fängen und Schnäbeln man Betrug treibt. Wenn der Leser nicht weiß, ob es *Corvus Corone* oder *Frugilegus* ist: so kann er die Wahrheit der Angaben nicht beurtheilen. Es ist wahrscheinlich die *Saatkrähe* gemeint, die man so häufig in den Sächsischen und Altenburgischen Feldhölzern antrifft. In der Abhandlung *ob die Blätter auf das Wachstum der Bäume Einfluss haben*, vermisst man die nöthigen physiologischen Vorkenntnisse. Statt der *Italiänischen Poppel* hätte Rec. lieber die *Canadische* empfohlen:

HADAMAR, in d. neuen gel. Buchh.: *Grundsätze der Forst-Direction*. Von Georg Ludwig Hartig, Fürstl. Oranien-Nassauischem Oberforstrathe etc. 1803. 308 S. 8. (nebst vielen Tabellen.) (2 Rthlr. 6 gr.)

Das was man bisher über diesen Zweig der höhern Forstwissenschaft kannte, waren nur Bruchstücke und einzelne kurze Data. Es ist daher für das Forstpublicum eine sehr angenehme Erscheinung, daß ein Mann von den Kenntnissen und der Erfahrung des Vis., sich dem Geschäfte unterzogen hat, eine ausführliche Darstellung dieses wichtigen Gegenstandes dem Drucke zu übergeben. Hier werden denn nun die noch dem alten Schlendrian fröhnenden Finanz- und Kammercollegien finden, wie es noch allenthalben ihren forstlichen Einrichtungen an Planmäßigkeit, Uebersicht und Vollkommenheit fehlt, und daß ihre so gut gefundenen alten Einrichtungen sich gar nicht mit dem großen Zwecke vereinbaren lassen, den eine so wichtige Sache, wie die Waldungen sind, erheischt. Möchten doch alle die Forstänner, welche allen neuen Grundsätzen im Forstwesen Hohn sprechen, und alle Collegien, die sich um eine bessere Forstverfassung zu bekümmern nicht der Mühe werth halten, durch diese Schrift aus ihrem Schlummer geweckt und zum Nachdenken über eine so wichtige Staatsache gebracht werden! Rec. hat weiter nichts nöthig, als den wichtigen Inhalt derselben anzugeben, und zu versichern, daß sie nicht bloß wichtige, sondern auch ausführbare Grundsätze enthält, und daß sich alle Vorschriften, so verschieden auch das Forstpersonale in einem Staate eingerichtet seyn mag, (und welche Einrichtung sich oft nicht ändern läßt), auf eine leichte Art modificirt, in Anwendung bringen lassen. Zuerst werden die Grundsätze überhaupt,

nach welchem das Forstwesen organisiert seyn muß, vorgetragen; alsdann wird in 20 Kapiteln über folgende Gegenstände gehandelt. 1) Von der Einrichtung einer zweckmäßigen Forstverfassung und dem Geschäftsgange bey derselben überhaupt. 2) Von der Bildung des Forstdienst- Personals. 3) Von der Vertheilung der Wirkungskreise bey dem Forstwesen. 4) Von Bestimmung der Befoldung für die Forstdienerschaft. 5) Von Bestimmung der Grundsätze für die Holzzucht. 6) Ueber die Forstpolizey und den Forstschutz. 7) Von Erhaltung der Forsthoheits- und anderer Rechte. 8) Von der Forstsicherung und dem Forstbenutzungs- Etat. 9) Von Vergleichung der Natural- Production der Forste mit den Bedürfnissen der Bewohner des Staats. 10) Von der Administration und Verpachtung der Waldnutzungen. 11) Ueber die Gewinnung und Formung der Waldproducte. 12) Ueber den Transport derselben. 13) Ueber die Verwendung und Vertheilung derselben. 14) Ueber die zweckmäßigste Methode sie zu verkaufen. 15) Ueber die Bestimmung des Holzmaßes. 16) Von Bestimmung der Preise für die Forstproducte. 17) Von den Forst- Geld- Erats. 18) Von dem Forstrechnungs- und Controlwesen. 19) Vom Forstgeld- Receptur- und Cassenwesen. 20) Ueber die Instructionen der Forstdienerschaft, wobey die Instruction für die Holzhauer und Holzbaumeister, für die Köhler und Köhlermeister, für die Förster, Revierforstbedienten, Oberförster, und die dirigirenden Oberforstbedienten entworfen, und eine Uebersicht der Forst- und Jagdgeschäfte nach ihrer Zeitfolge befindlich ist. \* Angehängt ist eine Nachricht über des Vfs. Forstanstalt.

LEIPZIG, b. Gräff: *Unächter Acacienbaum*. Zur Ermunterung des allgemeinen Anbaues dieser in ihrer Art einzigen Holzart, von F. C. Medicus. Fünftes Band. Zweytes und drittes Stück. 1802. Von S. 125—288. 8. (12 gr.)

Der Herausgeber sagt in der Einleitung, daß die Hefte nun sparsamer auf einander folgen würden, da die Lehre von der Vermehrung und Anpflanzung nun schon weitläufig genug abgehandelt worden wäre, und daß man sich dabey die etwa noch nöthigen Regeln, die das Locale erforderten, durch die Praxis selbst abstrahiren müßte. Diese Hefte enthalten wieder mehrere Versuche von gerathenen und misrathenen Anpflanzungen des Acacienbaums und ihren Ursachen. Das Vorzüglichste ist wohl die Erfahrung, die der Herausgeber bey dem Abtriebe des Mannheimer Acacienwäldchens gemacht hat. Von dem gefällten Holze war  $\frac{1}{2}$  fünfjährig und  $\frac{1}{2}$  erst vierjährig, und nach einer vergleichenden Berechnung erhielt man von 1 Acker zu 160 Quadratruthen  $13\frac{1}{2}$  Klafter Prügelholz ( $\approx 144$  Cubikschuh) und 775 Wellen. Hiermit vergleicht er Hartigs Angabe des höchsten Ertrags von 30jährigen Schlagholzwaldungen, wo der Acker 14 Klastern Prügelholz und 400 Wellen abgiebt. Darnach muß also ein Acker Acacienwald 81 Klastern Prügelholz und 4650 Wellen in der Zeit abwerfen, und bey einem 120jährigen Umtriebe eines Buchenhochwaldes (nach

Hartig zu 92 Klaftern und 1600 Wellen berechnet) 324 Klaftern und 18600 Wellen betragen. — Mehrere Versuche haben den Vf. auch gelehrt, daß zu besserer und sicherer Reproduction der Lobden die Stangen einige Zoll über dem Boden abgebaut werden müssen.

### SCHÖNE KÜNSTE.

PARIS, b. Gerard: *Les deux Borgnes, ou Lady Justina Dunbar*; par Charlotte Bournon-Malarme, de l'Academie des Arcades de Rome. 1803. T. I. II. III. 8.

In der Literaturgeschichte der französischen Romane unterscheidet die Vfn. drey Epochen und drey Classen. Unter Ludwig XIV. zeichneten sich die Romane, so wie der Hof, durch feine und delicate Galanterie aus; unter Ludwig XV. herrschte sowohl bey Hofe als in den Romanen weniger Galanterie als Libertinage. Den Geschmack an solchen Romanen, deren Schauplatz in Burgtrümmern, Klosterhallen, Raub- und Grabhölen liegt, datirt die Vfn. seit der Epoche des französischen Terrorismus; schon lange vorher indels verbreitete sich, ohne Einwirkung von solchem Terrorismus, dieser Geschmack am Schauderhaften, theils in England, theils in Deutschland. Gesah es aus unschicklicher Uebersetzung von Shakespears Theater-Scenen in die Romanenwelt, oder liegt es nicht überhaupt in der Natur des menschlichen Geistes, daß, wenn er einmal des einfachen Naturgenusses satt ist, er sich zum Unnatürlichen, zum Schimärischen und Ueberspannten hinneigt? Auch in diesem Romane, so wie in den frühern vereinigt die Vfn. reue und rührende Sittengemälde mit theatralischen Ueberraschungen; nur sind die Begebenheiten theils zu sehr auf einander gehäuft,

theils nicht immer wahrscheinlich und natürlich genug weder verwickelt noch entwickelt. Von mancher Seite haben die Schickale der Justina Aehnlichkeit mit den Schickalen von Richardsons Clarissa; freylich nehmen jene einen glücklichern Ausgang. Der Herzog von Clidesdale ist ein zweyter Lovelace, jedoch weit unedler als dieser. Unter Justinens Liebhabern erregt Carlbrook im Anfange zu viel Theilnahme, als daß ihn die Vfn. am Ende mit so wenig Theilnahme hätte sollen abtreten lassen.

BASEL, b. Thurneisen: *The Plays of William Shakespeare*, Vol. XIX. 378 S. Vol. XX. 576 S. Vol. XXI. 332 S. Vol. XXII. 371 S. Vol. XXIII. 294 S. 1801. u. 1802. gr. 8. (3 Rthlr.)

Was bey dieser Ausgabe geleistet ist, und was man dabey noch geleistet zu sehen wünschen möchte, darüber hat sich Rec. bey der Anzeige ihrer ersten Bände hinlänglich erklärt. Mit den fünf gegenwärtigen werden die Schauspiele geendigt. *Cymbeline*, *Titus Andronicus*, *Pericles*, *K. Lear*, *Romö und Juliet*, *Hamlet* und *Othello*, sind die darin enthaltenen Stücke; und von den drey letzten nimmt hier jedes einen vollen Band ein. Es sollten nun noch Shakespears Gedichte, und die ihm gemeinlich noch beygelegten Schauspiele, auch *Ayscough's* Register, eine Art von Shakespearscher Concordanz, folgen; um aber die Wünsche der Leser nach *Pope's* Werken desto früher zu befriedigen, wollen die Herausgeber dieselben jenen Supplementen zum *Sh.* vorausgehen lassen. Von den Kupfern zu dieser Ausgabe, die nach denen des *Shakespears* im Kleinen copirt werden, hat man zu den bisher gelieferten sechszig Blättern die Lieferung der übrigen nächstens zu erwarten.

### KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURBEMERKUNGEN. Ohne Druckort: *Einrichtung und Gesetze der vaterländischen Gesellschaft der Aerzte und Naturforscher Schwabens*. 16 S. 8.

*Programm über die Beschäftigungen und den Zweck der vaterländischen Gesellschaft der Aerzte und Naturforscher Schwabens.* (Medicinische Abtheilung.) 72 S. 8.

*Programm über die Beschäftigungen und den Zweck der vaterländischen Gesellschaft der Aerzte und Naturforscher Schwabens.* (Naturhistorische Abtheilung.) 1802. 64 S. 8.

Der Plan dieser gelehrten Gesellschaft, an deren Spitze Hr. Hofrath *Mexler* steht, ist gut angelegt, und, wenn die Gesetze nur größtentheils beobachtet werden: so können die Wissenschaften gewinnen, und das Wohl des Landes dadurch befördert werden. Nur ist es nicht ganz deutlich: wie, nach §. 14. der Präsident sich an die Regierungen des Landes anschließen, und die Sache der Gesellschaft zur Sache des Staats

machen kann. Auch wird das Gesetz §. 19. daß jedes active Mitglied, deren nur 10—18 seyn sollen, alle Jahre einen kleinern Aufsatz, und alle zwey Jahre eine größere Abhandlung liefern soll, schwerlich genau erfüllt werden.

Die medicinische Abtheilung der Gesellschaft beschäftigt sich hauptsächlich mit physisch-medicinischen Topographien, mit physiologischen, thierisch-chemischen, meteorologischen, mit Untersuchungen einheimischer Arzneyen, mit Hippokratischen und therapeutischen Beobachtungen, mit der Thier- und Staats-Arzneykunde. Aufsätze aber, die zu sehr das Metaphysische der Naturphilosophie bearbeiten, kann sie nicht aufnehmen. Redigirendes Mitglied für diese Abtheilung ist D. Stütz.

Die naturhistorische Abtheilung, deren redigirendes Mitglied Freyherr von *Schreckenstem* ist, hat ihren Plan offenbar zu weit ausgedehnt; denn er erstreckt sich nicht allein auf die ganze Naturgeschichte, Oekonomie und Technologie, sondern sogar auf Gesetzgebung, Geschichte, Alterthümer u. s. f.



# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 23. May 1803.

## TECHNOLOGIE.

ERFURT, b. Keyser: *Kampanologie, oder praktische Anweisung, wie Lüt- und Uhrlocken verfertigt, dem Glockengießser veraccordiret, behandelt und repariret werden*; u. s. w. Ein Handbuch, vorzüglich für diejenigen, welchen die Erhaltung etc. und Auflicht der Glocken zu besorgen, obliegt. Von Joh. Gottfried Hahn, etc. 1802. XVI u. 238 S. 8. mit 2 Kpf. (18 gr.)

Fast alle Zweige der bürgerlichen Gewerbswissenschaften sind in unsern Tagen mehr oder minder bearbeitet; die Glockengießkunst am allerdürftigsten. Alles was man darüber bey Garzoni, den spätere Schriftsteller benutzten, antrifft (s. dessen *Schauplatz* etc. S. 437 ff. Frankf. 1619), ist bloß aus dem seltenen Buche *Vannuccio Biringoccio's Pivotechnia. Li dieci libri della pivotechnia* etc. Lib. VI. p. 76 etc. entlehnt, wo gezeigt wird, wie die Glocken gegossen, der Schalton dazu gezeichnet, aus Ton dazu gemacht, die Glocken aufgehängt, und die geborstenen gelöthet werden sollen, (nach der 2ten ital. Originalausgabe, Venedig, 1558. 4.); *Weigel, Sprengel* und zum Theil *Nagel*, sind dem deutlichen *Garzoni* gefolgt; und was in *Donndorf's* Natur und Kunst, 3r Band, S. 387 ff. vorkommt, hat die Glockengießerkunst um wenige Schritte erweitert; besser sind die gelegentlichen Aufsätze darüber in *Hildts Handlungs-Zeitung* vom Jahr 1785. S. 211 ff.; vom Jahr 1789. S. 66 ff. und vom Jahr 1794. 6s St. gerathen, welche aber noch immer mangelhaft und unvollständig bleiben. Unser Vf. führt vorzüglich *Krönitz* an; aber auch dieser weiß nicht mehr als seine Vorgänger. Desto mehr verdient der Vf. Dank, daß er als praktischer Sachkenner eine Arbeit unternahm, die nicht so leicht Jemand zu liefern im Stande war. Bey dem Vf. tritt nämlich der günstige Umstand ein, daß er und seine Familien-Vorfahren, fast in einem Zeitraum von beynahe 100 Jahren im Gothaischen Meister dieser Kunst waren. Ueberdies hat der Vf. das Ganze des Glockengießes im ausgebreitetsten Sinne des Worts, wie die Bestand- und Nebentheile der Glocken, und wie die wesentlichsten Vorrichtungen beschaffen und eingerichtet seyn müssen, mit einer nicht jedem praktischen Künstler zu Gebote stehenden Deutlichkeit und dabey in einem so bescheidenen Tone vorgetragen, daß es schwer hält, den Vf. zu tadeln, falls er das Eine oder Andre nicht völlig so mittheilt, als es von andern Meistern der Kunst, die

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

Rec. bey Anzeige dieser Schrift, zu Rathe gezogen hat, praktisch veranfaßt wird.

Der Vf. behandelt das Ganze in acht Kapiteln. *Erstes Kapitel. Von Verfertigung und dem Gusse der Glocken* (S. 23 — 43). Hier werden die Kunstübungen an einer Glocke, die Verfertigung der Formen, der Maasstab für die Glocken, und das Formenbret beschrieben, auch die Art und Beschaffenheit des Lehmens zu den Formen, der Glockenofen und die zu kleinen Glocken erforderlichen Tiegeln erwoogen. Das zweyte Kapitel (S. 44 — 85) lehrt uns, was bey dem Umgusse und der Veraccordirung der Lütglocken, mit dem Glockengießser zu beobachten ist. Der Vf. bemerkt sehr richtig, daß der Staat gegen seine Bürger und Einwohner verpflichtet sey, für anständige Glockengießser zu sorgen; die Vorschläge, die deshalb der Staatspolizey gemacht werden, würden in Ländern, wo für dergleichen Künstler noch nicht gesorgt worden, zu befolgen seyn. Ueberhaupt ist dies Kapitel wichtig. Der Vf. zeigt, worauf es vorzüglich beym Umgusse alter Lütglocken ankomme, und was dem Glockengießser durch Verdunstung des Feuers, an Metallzusatz vergütet werden müsse, wobey er das Gießlohn besonders in Anschlag bringt, aus welchem dann das Verdingebestück neuer Lütglocken, in Rücksicht ihrer Schwere, Verhältnisse, Zierrathen, Aufschriften, Ton und Harmonie, der Transport der alten und neuen Glocken, das Herunter- und Hinaufbringen der Glocken von und auf die Thürme, u. dgl. zusammengesetzt und so anschaulich dargestellt wird, daß jede Stadtobrigkeit, jeder Kirchenvorsteher daraus zuverlässige Belehrung schöpfen kann. Nicht minder wichtig ist das dritte Kapitel (S. 86 — 125), die *Charakteristik einer guten Glocke und eines schönen Geläutes*, oder die erforderlichen Eigenschaften der Lütglocken in Rücksicht ihres Metalls, ihrer Verhältnisse, äußern Form, ihres Klanges, ihrer Harmonie und Schwere geschildert. Man lernt hier die Eigenschaften des Glockenmetalls, Form und Proportion der Glocken, ihre äußere Beschaffenheit und ihr Ansehen, die Eigenschaften des Klanges, der Töne und Harmonie, der Weite, Höhe und Schwere kennen, wobey sich eine Tafel für jeden Ton durch drey Octaven findet. Der Vf. setzt das ungestrichene C (als Unifonus) fest, für das er einen Glockendurchmesser von 10 Fufs 8 Zoll — Lin., und durch Berechnung eine Schwere von 44300 Pfd. (das ist: den Centner zu 110 Pfund gerechnet 407 Ctr. 30 Pfd.) bestimmt. Das dreygestrichene C hält demnach 1 Fufs 4 Zoll Diameter, wenn die Glocke 87 Pfund wiegt.

L 11

wiegt. — Hiebey bringt der Vf. folgende Regel bey: Wenn der Durchmesser gegeben ist: so kann die Höhe und Schlagdicke der Glocke auf die Art berechnet werden: „Dividire den Diameter durch 14, so erhält man die Schlagdicke der Glocke (im Raume); diese mit 11 vervielfältigt, giebt die Höhe.“ (Wer sieht hier nicht das geometrische Verhältniß; das sich auf Wissenschaft, Natur und Erfahrung gründet? Wir wollen dies durch Beyspiele auf Glockenform anwenden. Die zu Olmütz in Mähren in dem mittlern Dom Thurne hängende große Glocke, von 358 Ctr., die größte aller Glocken in den Oesterreichischen Staaten, die selbst noch die Wiener, welche nur 354 Ctr. wiegt, an Schwere und Größe übertrifft, und neulich bey dem am 1 März 1803 durch einen Wetterstrahl im Domthurne entzündeten fürchterlichen Brande, glücklicher Weise gerettet ward, müßte nach obigem Verhältniß, nur einen Durchmesser von 9 Fufs 4 Zoll 6 $\frac{1}{2}$  Lin. haben; denn  $407\frac{1}{2}$  Ctr. : 10 Fufs 8 Zoll, = 358 Ctr. : 9 Fufs 4 Zoll 6 $\frac{1}{2}$  Lin. Dies ist aber nicht der Fall: Zuverlässigen Nachrichten zufolge, hält diese Glocke gerade 10 Fufs Durchmesser und bey nahe 31 $\frac{1}{2}$  Fufs Umkreis, auch 9 Fufs 10 Zoll Höhe. Dies Verhältniß ist irregulär und der Tonleiter sowohl, als der geometrischen Proportion zuwider; daher kommt es, daß diese Glocke, die nicht die gehörige Schlagdicke hat, und den Schallton durch die unverhältnißmäßige Höhe nicht gehörig aushauchen kann, das *ungestrichene D* auf keine, etwas entfernte Distanz mittheilt. Im Gegentheil müßte sie, um ihre Bestimmung völlig zu befriedigen, nach ihrer so eben erwähnten Schwere, nur 9 $\frac{1}{4}$  6 $\frac{3}{4}$ “ Diameter; und nach Hn. *Hahn's* Generalregel berechnet, 8 Zoll  $\frac{1}{2}$  Lin. Schlagdicke im Saume, dagegen aber 7 Fufs 4 $\frac{1}{2}$  Zoll hoch seyn; erst dann, da übrigen die Metallverhältnisse in gedachter Glocke in richtiger Ordnung stehen sollen, würde ihr Ton der Erwartung entsprechen können). *Viertes Kapitel* (S. 126 — 162) *Von der wesentlichen Einrichtung der Theile und Vorrichtungen, welche an den Glocken angebracht werden müssen, um sie mit oder ohne Bewegung läuten zu können.* Hier werden die Nebentheile einer Glocke überhaupt, die Eigenschaften des Klöppels, dessen Verhältnisse der Schwere und Größe zur Glocke, die Befestigung des Klöppels an die Glocke, die Einrichtung des Helms und dessen Beschaffenheit in Absicht der Vereinigung mit der Glockenkrone, die Glockenzapfen, Pfannen, u. dgl. aber im Besondern abgehandelt. Daß auch auf die Einrichtung des Glockenstuhls, und auf Vorrichtungen, die Glocken durch Ziehen, Treten, Klöppeln etc. in Bewegung zu setzen, und sogar auf eine Maschine Rücksicht genommen worden, wodurch die Glocken von selbst läuten, da-f kaum erwähnt werden; hievon handeln vorzüglich §. §. 23 — 35. *Fünftes Kapitel* S. 163 — 185. *Von der Behandlung und Aufsicht der Läutglocken, während und außer ihrem Gebrauche.* Alles was hiezu erfordert wird, zeigt der Vf. mit praktischer Ausführlichkeit, wohin auch die Behandlung der Läutglocken gehört, wenn sie zum Uhr- oder Stunden schlagen etc. bestimmt sind.

Sogar die Glockenpolizey wird abgehandelt. Endlich kommt im *sechsten Kapitel* S. 189 — 205 das *Repariren schadhafter Läutglocken* vor. Wie fehlende, abgebrochene, und ausgeriebene Glockenhenkel, — abgeriebene oder abgebrochene Hängeeisen etc. ergänzt und verbessert werden sollen; wie ausgeflagene und zerfprungene Glocken reparirt, ausgefeilt oder ausgefagt und gelöthet werden müssen, hat der Vf. in 17 *§phen* hinlänglich gezeigt. Er geht dann im *siebenten Kapitel* S. 206 — 231 zu den *Glocken und Kappen für die Thurmuhren und Glockenspiele* über, die eine ganz andere Behandlung in Eintheilung der Metalle, Form und Verfertigung als die der Läutglocken erfordern, welches alles mit vieler Gründlichkeit in 30 *§phen* gelehrt wird. Besonders interessant ist der Unterricht von der Beschaffenheit und Einrichtung der Spielglocken durch Uhrwerke; nur ist das Historische unvollständig. So besonders verdient ausgehoben zu werden, daß die bisherige Behauptung einiger Schriftsteller: das Glockenmetall (Glockenspeise) müsse auch Silberzusatz erhalten, wenn die Töne derselben, sowohl jede für sich, als in Verbindung mit andern, eine schöne Harmonie und wohlklingend rein gestimmt werden sollten, ein bloßes Mährchen sey; und daß 1 bis 2 Procent Zusatz reines Silber allerdings die Glocken vertheuren, aber ihren Klang nicht verbessern würde. Die besten Läutglocken müßten nur  $\frac{1}{2}$  Kupfer und  $\frac{1}{2}$  Zinn, oder um ihren Klang an Reinheit zu stimmen,  $\frac{2}{3}$  reines Kupfer und  $\frac{1}{3}$  vom besten engl. Blockzinn zur Glockenspeise haben (f. S. 210. §. 5); die Uhr- und Spielglocken erforderten aber  $\frac{1}{10}$  oder  $\frac{1}{8}$  Kupfer und  $\frac{9}{10}$  bis  $\frac{7}{8}$  reines englisches Zinn. (Rec. pflichtet den beiden letzten Verhältnissen völlig bey; ein stärkerer Zusatz von Zinn würde die Glocken spröde machen, und sowohl im Läuten als bey dem Spielen der Uhrglocken, zumal bey großer Kälte, zum Springen reizen; ein Umstand, der, selbst im heißesten Sommer, wenn die Pulse im Läuten oft eine halbe Stunde und länger anhalten, folglich die Glocken sehr warm werden, sehr leicht eintreten kann, welche Gefahr aber leicht abzuwenden ist, wenn bey Läutglocken  $\frac{1}{2}$  reines Kupfer und  $\frac{1}{2}$  feines englisches Zinn; zu Uhrglocken aber  $\frac{1}{8}$  Zinn und  $\frac{7}{8}$  Kupfer genommen wird. Dies sind die anerkanntesten Verhältnisse; wiewohl bey einigen Discantglocken, bey Spieluhren auf Thürmen das Verhältniß von  $\frac{1}{8}$  Kupfer und  $\frac{7}{8}$  Zinn Statt finden kann. Rec. hat von einem Amsterdamer Künstler folgende Proportion erhalten:  $\frac{1}{16}$  Theil Silber,  $\frac{1}{8}$  Theil besten engl. Blockzinn, und  $\frac{15}{16}$  Theil reines Kupfer, woraus alle Discantglocken vom zweygestrichenen C bis zum dreygestrichenen F gegossen werden müssen, wenn sie, wie die Kappen, die meistens bey dreygestrichen C anfangen, ihrer Absicht genügen sollen. Die Batsglocken bis zum eingestrichenen H, behalten aber ihr Verhältniß 6 : 4 = 10, welches auch bey den meisten holländischen Glockenspielen angebracht worden.) Von der Beschaffenheit der Glockenspiele scheint der Vf. ebenfalls genau unterrichtet zu seyn. Er theilt die Glockenspiele in *fünferley*

ley Arten ein, nämlich in A, B, C, D und F Chorton, welchen 36000; 30000, 24000, 20000, und 12 — 15000 Pfund für das sämmtliche Gewicht aller Glockenschwere bestimmt werden. Es wird hinzugesetzt: das Glockenspiel auf dem Amsterdamer Rathhause habe die tiefste Stimmung und habe A Chorton. (Das ist richtig; als Rec. noch vor 2 Jahren dasselbe zum drittenmale sahe, stellte er mit dem Glockenisten und zwey andern Kunstverständigen Veruche über die Tonleiter und die technische Beschaffenheit der einzelnen Glocken dieses Spiels an. Die Anzahl der Glocken dieses künstlichen Spiels ist 36, die zusammen 28000 Pfund Amsterdamer Gewicht, oder 280 Centner wiegen, und drey volle Octaven spielen. Die dazu erforderliche Notentrommel, oder Walze, die 5 Fuß in senkrechter Tiefe unter den Glocken horizontal liegt, besteht aus gegossenem Kupfer, ist bronziert, hält 7 $\frac{1}{2}$  rhein. Fufs im Durchmesser, wiegt 4474 Pfund Amsterdamer Gewicht; und regiert ein Clavier von 60 Tangenten, nämlich 30 für den Bass, und 30 für den Discant. Anderer schönen Glockenspiele, die Rec. in Holland, Brabant, Flandern und England gesehen hat, nicht zu gedenken.) Mit Recht räumt der Vf. dem Glockenspiele auf der Potsdamer Gardisonkirche den Vorzug vor dem auf der Berliner reformirten Pfarrkirche ein; es ist eins der schönsten in Europa, indem es vom ungestrichenen C Chorton bis ins dreigestrichene F geht. — Den Beschluß macht das achte Kapitel (S. 232 — 238) vom Waschen, Schmelzen, und dem Gebrauche des Metallkratzes, welches man von Glocken sammelt, die in Feuersbrünsten verunglückt sind. Auch dieser Abschnitt ist für die Glockenpolizey sehr gemeinnützig, indem darin, so wie in ganzen Buche, mit der strengsten Wahrheitliebe, Ueberzeugung und Pünktlichkeit Lehren vorgetragen werden, welche man nirgend so umständlich und gründlich, als hier geschehen, behandelt findet.

In der vorangestellten Geschichte (S. 1 — 22) über den Ursprung etc. der Glocken, hat sich der Vf. zu sehr an Krünitz gehalten. Er hätte aber auch, in Absicht der ältesten Geschichte der Glocken, auf die Stellen im Lucian (f. Op. omn. Tom. III. cap. 24 et 31. pag. 245 und 254. ed. Bipont. vergl. Salengre Thesaur. ant. Tom. II. p. 1177), Horaz (f. Lib. I. Satyr. 6), Plinius (f. Lib. XXXVI. cap. 6), Isidorus (f. Étymolog. Lib. XVI. c. 19), und Andere Rücksicht nehmen, und wegen der S. 17 — 22 angeführten großen und berühmten Glocken in und außerhalb Deutschland, Boden's astronomisches Jahrbuch für 1799. S. 199, auch dessen Samml. astronomischer Abhandlungen 3ter Suppl. Bd. S. 185, und die Nachrichten des berühmten la Lande in einem Schreiben vom 9 April 1799 an den Hr. etc. von Zach in Gotha (f. dessen geographische Ephemeriden für 1799. Junius, S. 632) benutzen sollen, so würden manche hier fehlende Gegenstände historisch vollständiger gerathen seyn! — Doch diese kleinen Mängel mindern keinesweges das Verdienst, das der Vf. sich durch dieses Buch erworben hat,

FREYBERG, b. Craz: Neues Bergmännisches Journal, herausgegeben von Hoffmann. Dritten Bandes fünftes und sechstes Stück. 1802. 183 S. 8.

Mit diesem Doppelstück ist nun der dritte Band des Neuen Bergmännischen Journals vollendet. Die Aufsätze, die es enthält, sind: 1) die Erzaufbereitung auf dem Berggebäude, Junge hohe Birke, Fundgrube bey Freyberg, in technischer und ökonomischer Hinsicht beschrieben zu Ende des Jahrs 1798, von dem nun verstorbenen Schichtmeister Erler. In 52 Paragraphen werden hier alle Arbeiten bey der Erzaufbereitung dieser Grube, als: das Ausschlagen über Tage und in der Grube, das Reinscheiden in der Scheidebank, die Klaubwäsche, Setzwäsche, das nasse Pochwerk und die Herdwäsche auf genaueste und falschlichste beschrieben, in der Folge aber wird von dem Oekonomischen der Aufbereitung in drey Abschnitten gehandelt. 2) Ueber den Einfluss des Braunsteins bey der Erzeugung des Eisens, im Großen, von Herrn Stünkel d. j. Hr. St. unterscheidet sehr richtig zwischen weissen strahligen und braunsteinhaltigen Erzen geblasenen, und grauem körnigen Roheisen, und behauptet, daß nur das erstere zum Stahlmachen recht tauglich sey. Das graue körnige Roheisen gehe bey der Verarbeitung zu Stahl zu leicht aus dem rohen Zustande in den des geschmeidigen Eisens über. 3) Einige literarische Notizen über die Verbreitung des Wernerischen Systems der Mineralogie, im Auslande. Es haben wenig Wissenschaften so schnelle Fortschritte gemacht, wie die Mineralogie, welches man allerdings dem verdienstvollen Werner zu verdanken hat. Durch die Einrichtung der Bergakademie zu Freyberg erhielt derselbe Gelegenheit, seine Kenntnisse mehreren Ausländern mitzutheilen, daher gegenwärtig Spanien, das spanische Amerika, Italien, England, Dänemark und Frankreich mineralogische Schriften nach Wernerischen Grundsätzen aufzuweisen haben, dessen nicht zu gedenken, was in Deutschland in dieser Rücksicht geleistet worden ist. 4) Einige Bemerkungen über die Regalität der Stein- und Braunkohlen in Kursachsen, in Bezug auf einen Aufsatz in den Magdeburg-Halberstädtischen Blättern. Es hatte sich vor einiger Zeit ein Rechtsstreit zwischen dem Königl. Preuss. Bergaunte Wettin, und einigen Privatis, über das Braunkohlenregal erhoben, der jedoch zu Gunsten des königl. Bergaunts entschieden worden seyn soll. Von diesem befindet sich eine Nachricht in gedachten Blättern, zu welcher in der Folge ein Ungenannter Nachtrage und Berichtigungen lieferte, in welchen verschiedene Sätze angefochten werden. Diese Einwendungen nun werden hier sehr gründlich widerlegt. 5) Ueber Braunkohle und Braunkohlenregal in dem Saalkreise und der Grafschaft Mannsfeld, in Bezug auf die Belichtung der Braunkohlenlagen durch sachverständige Männer, im September 1800. Da dieser Aufsatz gerade am unschicklichsten Orte, am Ende eines ganzen Bandes, abgebrochen worden ist, und erst dann eine Beurtheilung erlaubt, wenn er geendigt seyn wird; so ist Rec. außer Stande, sich darüber

darüber zu äufsern. Er beginnt mit einer kurzen Darstellung des Rechtsstreites, und wird wahrscheinlich mit einem mineralogischen Beweise, daß das bestrittene Fossil wirklich Braunkohle, und nicht Torf sey, endigen. Auf jeden Fall scheint der ungenannte Vf. für diesen Endzweck zu weit auszuholen. 6) *Verzeichniß instruktiver Modelle vom innern Grubenbaue*, welche bey dem Gräfl. Thunischen Bergmeister, *Lescher*, zu Freyberg, zu haben sind. Rec. kann diese Modelle, die alle Theile eines Grubenbaues, Bergmaschinen, Hüttenmaschinen und Mühlenwerke aufs reinlichste nach dem verjüngten Maasstabe gearbeitet, darstellen, aus Ueberzeugung empfehlen, so wie auch die Crystallmodelle dieses Künstlers, die hier nicht mit angezeigt worden. 7) *Kurze Nachrichten*. — *Vauquelin* hat im Oismit gefunden, daß es, so wie Werners Rutil, oxydirtes Titan ist. Nach *Cordier* ist *Sauffur's* rinnenförmiger Strahlstein ebenfalls Titanit. *Proust* fand in Werners Spargelsteine, daß die Kalkerde darin mit Flusspath- und Phosphorsäure verbunden war. *Vauquelin* und *Smith* fanden in durchsichtigen Borazit-Crystallen Nichts, als Talkerde mit Boraxsäure. *Combomb* bewies, daß alle natürliche Körper, ohne Ausnahme, die magnetische Polarität besäßen. *Pontier* endlich entdeckte in Frankreich chromiumsaures Eisen.

LEIPZIG, in d. Baumgärtner. Buchh.: *Abbildung der eisernen Waaren. Zweytes Heft*. Ohne Jahrszahl, klein Fol. 12 Kupferst. und 1 Bogen Erklärung derselben. (1 Rthlr.)

In diesem Hefte liefert der ungenannte Herausgeber Abbildungen von Steinkohlenkaminen, Oefen und Oefenkaften zur Feuerung mit Steinkohlen und mit Holze, Kochheerden, Brat- und Backöfen, Dreyfüßen, Ofentöpfen, Kapellen zum Sandbade, Schmelzpfannen, Tiegeln, Grapen, Mörseln, Fufskratzeisen, Thürklopfen, Gartenwalzen, Pferderaufen und andern in der Hauswirthschaft u. s. w. brauchbaren eisernen Waaren und Geräthen, die sich durch ihre Eleganz sowohl, als durch andere gute Eigenschaften sehr vortheilhaft auszeichnen; sie verdienen also eben das Lob, das wir den in dem ersten Hefte dieses Werkes (1801. N. 147) abgebildeten Gittern, Einfassungen u. s. w. erteilt haben, und wir wünschen, daß der Eifer, mit welchem die Direktoren der Hütten zu Malapane, Gleiwitz und Kreuzburg, und ihre Untergebenen ihre Geschäfte betreiben, anerkannt, und sie, in Rücksicht der Kosten, die sie auf die Verfertigung dieser und anderer wirklich schönen und, unsers Erachtens, nicht übermäßig theuren Waaren wenden, durch einen reichlichen Absatz derselben, schadlos gehalten werden mögen.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Oehningke d. Jüngern: *Der Umgang mit Weibern*, wie er ist und seyn sollte. Mit einem Kupfer. 1802. XX u. 218 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Titel ist zwar modisch und enthält eine Lieblingsformel des Tages: „wie er ist und seyn sollte“, aber er entspricht dem Inhalt nicht: denn wer denkt sich unter dem Umgange mit Weibern gerade oder ausschließend den Geschlechtsgeuß, wovon diese Schrift handelt, die vom Vf. der bändereichen Gynäologie herrührt, und wohl als ein Theil oder Anhang dieses Werkes betrachtet werden kann. Freylich dringt der Vf. auf Humanisirung des brutalen Geschlechtstriebes, mithin auf die eheliche Verbindung, weil nur in dieser der Naturtrieb der Bestimmung und Würde des Menschen vollkommen gemäß befriedigt werden kann. Sein Werk holt etwas weit aus, und mischt sehr viel von Kants praktischer Philosophie und insonderheit von der Formel des Sittengesetzes ein, was entweder ganz übergangen oder nur in der Kürze angedeutet werden konnte. Indefs sieht man schon hieraus den Geist und die Grundsätze, denen der Vf. folgt, und die auch seine Gynäologie auszeichnen. Das Ganze zerfällt in drey Abschnitte. Der erste handelt von der Sittlichkeit des Geschlechtsgeußes, dem Naturzweck des Geschlechtstriebes, den darauf Beziehung habenden Pflichten, dem Einfluß desselben auf den Charakter und der nothwendigen Verbindung mit den übrigen Anlagen zur Beförderung der Humanität. Der zweyte von den Quellen der ausschweifenden Geschlechtslust, der fehlerhaften Erziehung, besonders in Rücksicht des Gefühlvermögens, dem Verderbniß durch Lectüre, Religion, Lebensart und Luxus, Sprache und Umgang, Gesetzgebung und Gesetzverwaltung, besonders in Rücksicht der Verführung der Unschuld, Staatsverfassung, stehende Heere (aus einer Ordre des Gen. v. Schlieben an die Leibwache des Landgrafen von Hessen-Cassel wird die Stelle ausgehoben, worin es heißt: grobe Verbrechen, Diebstahl, meineidige Entweichung u. s. w. machten zum Dienst bey der Leibwache unfähig: sonst fordre man vom Kriegsmann eben nicht *den dem Mönche vorgeschriebnen Wandel!*), das ungeheure Personale von Civilbedienten; der dritte Abschnitt handelt von der Verbesserung der Sittlichkeit überhaupt und der ausgearteten Geschlechtslust insonderheit; er verbreitet sich über die Erziehung des Menschen zum Menschen und über die Verbesserung der bürgerlichen Verfassung, vorzüglich in Bezug auf Geschlechtslust, und verweilt am längsten bey der Beleuchtung und Entkräftung der Scheingründe, die man für die Nützlichkeit der Bordelle und der Concubinate angeführt hat.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 24. May 1803.

## GESCHICHTE.

LEIPZIG, in d. Dykſch. Buchh.: *Die Hildesheimſche Stifts-Fehde des Jahres 1519.* Vom Archiv-Aſſiſtenten *Delius* zu Wernigerode. 1803. 336 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die Hildesheimſche Stiftsfehde, d. h. der kurze Krieg, welcher im erſten Viertel des ſechszehnten Jahrhunderts zwischen Hildesheim und Lüneburg einer-, und Braunschweig-Wolfenbüttel und Calenberg anderer Seits als Hauptinteressenten geführt wurde, ist ein historisches Ereigniß, an das seit langen Jahren wohl nur der eigentliche Geschichtsforscher und der sachkundige Hildesheimische Staatsbürger gedacht hat, wenn er den für das Fürstenthum Hildesheim noch jetzt wohlthätigen Folgen bis auf ihre Quellen nachzuspüren veranlaßt wurde. Für alle übrige Deutsche hat diese Begebenheit, deren anfängliche außerhildesheimische Resultate seit mehr als 150 Jahren wieder aufgelöst sind, längst alles Interesse verloren, und es gehörte ein Vorgang dazu, wie der neueste Reichsfrieden, um nur selbst die Idee, daß an der besondern Erzählung dieser Begebenheit das Publicum wohl einigen Antheil nehmen könne, zu erwecken. Der Vf. hatte aber, der Vorerinnerung zu Folge, noch eine nähere Veranlassung zum Nachforschen über diesen Theil der Hildesheimischen Geschichte, nämlich die Ansprüche, welche bekanntlich vom Kurhaufe Braunschweig an dieses bisherige Hochstift gemacht wurden. Ihm hat die Richtigkeit der für dieselben aufgestellten Gründe nicht sogleich einleuchten wollen; daher hat er die Geschichte der Stiftsfehde studiert, und ist dadurch gleichfalls nicht veranlaßt, die Kurbraunschweigischen Anforderungen für richtig zu halten. Hierin liegt der wahre Gesichtspunct, aus welchem diese Schrift zu betrachten ist. Es wird darin die Geschichte dieses Streites vollständig erzählt, mit der unverkennbaren Absicht, die Meynung des Vfs. über jene Streitfrage zu rechtfertigen, und daher dürfte wohl, trotz der Versicherung des Vfs., daß er, als ein entfernter Zuschauer, völlig unparteyisch geblieben sey, der aufmerksame Leser sich veranlaßt finden, wenn auch nicht in die vorgetragene Thatſachen selbst, doch wenigstens in die Darstellung des Vfs. und die von demselben gezogenen Resultate einiges Mißtrauen zu setzen. Uns kommt es nicht zu, die rechtlichen Gründe der vom Kurhaufe Braunschweig geäußerten Ansprüche an das Fürstenthum Hildesheim zu untersuchen, auch wäre dies jetzt ein völlig unnützes Geschäft, da der Reichsfrieden be-

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

reits über das Fürstenthum endlich entschieden hat, und die vermittelnden Mächte, gegen des Vf. Meynung, in Hinsicht auf Kurbraunschweigische Ansprüche an Hildesheim, diesem Hause das Hochstift Osnabrück angewiesen haben.

Bey dieser Anzeige der vorliegenden Schrift haben wir es nur mit ihrer Würdigung als eines historischen Products zu thun. In dieser Hinsicht nun läßt sich derselben das Verdienst einer anschaulichen, lebhaften Darstellung, und einer guten, wenn gleich hie und da gezierten, von bekannten neuern Historikern zum Theil sichtlich copirten. Schreibart nicht absprechen, und eben so wenig ist der Fleiß und die Belesenheit des Vfs. in denjenigen Schriften, aus welchen die Geschichte jener Zeit oft mühsam zusammengetragen werden muß, zu verkennen. Man wird sich daher dieses Buches als einer Anweisung bedienen können, wo und was man etwa in mehreren einzelnen Schriftstellern über diese Materie finden könne; aber nur dann erst mit vollständigem Nutzen, wenn man mit weisen Mißtrauen in die Darstellung des Vfs., die Thatſachen in den angezeigten Quellen selbst aufsucht, nach Vergleichung mit dem, was andere Geschichtschreiber älterer und neuerer Zeit über diese Angelegenheit zusammengestellt und gedacht haben, die Resultate daraus selbst zieht, ohne sich weder von dem Vf. für die Hildesheimische, noch von andern, für die entgegenge setzte Seite vorher einnehmen zu lassen.

Zuerst giebt der Vf. Rechenschaft über die vornehmsten von ihm genutzten Quellen: sämtlich Druckschriften, die dem Kenner der Braunschweigisch-Hildesheimischen Geschichte nicht fremd sind. Vor der kurzen Recension dieser Schriften ist billig zu warnen, da der Vf. alle, selbst die besten und unbefangenen Schriftsteller, sobald sie nur in den Braunschweigischen Landen wohnten, der Einseitigkeit selbst dann noch verdächtig macht, wenn ihre Lebenszeit so sehr entfernt von jenem Zeitraume war, daß ein Grund der Partheylichkeit, oder gar Verstellung der Wahrheit, nicht füglich aufgefunden werden kann; wie denn selbst der achtungswerthe *Spittler*, dem in Ansehung der Diction der Vf. so gern folgen möchte, diesen Urtheile nicht entgangen ist,

Hierauf folgt eine *Einleitung von der Erwerbung des Landes* S. 1—74. die man in dieser Ausdehnung hier nicht leicht suchen wird, an sich betrachtet aber manche gute Nachrichten enthält. Doch müssen wir den mit dieser Specialgeschichte nicht bekannten Leser warnen, dem Vf. hierin nicht alles aufs Wort zu glauben. So dürfte das, was von der Grafschaft Winzenburg gesagt ist, in manchen Puncten vielleicht näher

mm  
her

her zu prüfen seyn, und die gegebene Geschichte der Herrschaft Homburg legt augenscheinlich dar, daß der Vf. hierin nicht recht zu Hause sey. Hr. D. redet z. B. von einem Verträge, der über die Burg Homburg nebst Zubehör im J. 1411 geschlossen seyn soll, den er aber nicht gesehen hat, und worin das *unfreiige* Recht des Bischofes zu Hildesheim an diese dem Gesamthause Braunschweig zuständige Herrschaft *wahrscheinlich* anerkannt sey, ohne den wenigstens anscheinenden Widerspruch zu heben, der aus der Voraussetzung eines solchen Vertrags, den niemand kennt, (wenigstens hat ihn der fleißige Hempel in seinem bekannten Invent. dipl. Sax. inf. III. 34. nicht angeführt) mit der notorischen Thatsache entsteht, daß im J. 1433 Hildesheim einen Theil dieser Herrschaft zum Unterpfande für ein dem Hause Braunschweig vorgestrecktes Darlehn annahm, wie er selbst S. 42 u. fg. erzählt. Was über die Grafschaft Peine gesagt wird, scheint dem Rec. wenigstens mangelhaft, und die flüchtigen Bemerkungen über die Grafschaften Hallermund und Spiegelberg, welche dem Kurhause Braunschweig theils unmittelbar, theils mittelbar gehören, bedürften einer völligen Umarbeitung, ehe sie für zuverlässig erklärt werden können. Wohl ist es daher zu rathen, dem Vf. in diesem Abschnitte seines Werkes, worin er zum Theil so ganz von dem abweicht, was andere bewährte Schrittteller über diese Gegenstände sagen, nur mit Vorlicht zu trauen, damit nicht seine nur mit flüchtiger Feder entworfenen Nachrichten diesem ohnehin schon dunkeln Theile der Hildesheimischen Specialgeschichte noch mehrere Verwirrung veranlassen. — Auch scheint es dieser Darstellung an Vollständigkeit zu fehlen; wenigstens vermißt Rec. die Geschichte der Ämter Steinbrück, Steuerwalde, Marienburg; wenn diese nicht auf eine unbegreifliche Weise unter dem allgemeinen Namen der Grafschaft Peine mit verstanden seyn sollen.

Die eigentliche *Geschichte der Stiftsfehde*, die dem Geschichtsforscher bekant genug ist, enthält, wie wir bereits bemerkt haben, keine neuen Aufschlüsse; es kommt daher hier nur noch auf die Würdigung des Verdienstes an, welches der Vf. als Erzähler bekanteter Sachen haben könne. Das erste Erforderniß der *Vollständigkeit* wollen wir ihm nicht absprechen, weil wir nicht bemerkt haben, daß wesentliche Thatsachen übergangen wären. Ob ihm aber auch der Ruhm der *Unparteilichkeit* gebühre, darüber haben wir schon oben einige Zweifel geäußert: hier also nur ein paar Belege dazu. Gleich zu Anfang bemüht sich der Vf. das Beginnen der Fehde von der Seite darzustellen, daß dieselbe als ein völlig unmotivirter, bloß aus veraltetem Haße angefangener, Streit von Seiten Braunschweigs erscheine, und sucht deshalb den von Koch in seiner pragm. Gesch. des Hauses Braunschweig mit angeführten Beweggrund, weil Hildesheim die ihm geloheten Homburg-Ebersteinschen Pfandstücke nicht habe herausgeben wollen, in der Note S. 85 mit der Bemerkung aus dem Wege zu räumen, weil nur der Zellefchen Linie das Recht zu deren Einlösung zugestanden, und diese dasselbe nicht an Wolfen-

büttel könne abgetreten haben, indem von ihr selbst nachher auf Herausgabe geklagt sey. Die Eile des Vfs. die er S. VI der Vorrede entschuldigt, hat ihm vielleicht nicht erlaubt, das so bekante Buch von *Erath* über die Erbtheilungen des Hauses Braunschweig-Lüneburg nachzusehen; sonst würde er gefunden haben, daß der Vertrag von 1442 die Wolfenbüttel-Calenbergische Linie allerdings dazu berechnete. So dürfte denn wohl die Nichtachtung der Lose, und die Weigerung, die Pfandschaften heraus zu geben, nach damaliger Sitte auch ohne alle weitere Veranlassung Grund genug zu einer Fehde gewesen seyn, welche vielleicht nur durch die Verbindung mit dem unzufriedenen Hildesheimischen Adel bedeutender, und durch die Mindenschen Handel umfassender und erbitterter wurde. — Rec. hat es immer geschienen, daß der Ursprung dieser Fehde eben so war, wie bey fast allen andern, daß nämlich beide Theile gleichviel Recht hatten, sich beleidigt zu halten; und so künstlich der Vf. auch die völlige Unschuld der Hildesheimisch-Lüneburgischen Parthey darzulegen sucht: so wirft doch das selbst vom ihm S. 104 zugegebene Zurückhalten dieser Parthey bis zu dem gelegenen Zeitpunkte, als eben Kaiser Maximilian gestorben war, und die unanständige Eilfertigkeit, mit der sie nun sogleich den Kampf begann, (S. 107) auch ohne weitere Untersuchung einigen Schatten darauf, der bey näherer Prüfung leicht dunkler werden dürfte. — Vergebens ist die Bemühung des Vfs., Hildesheim von allem Verdachte einer Theilnahme an den Verbindungen mit Frankreich losprechen zu wollen. Geferzt, es war daran unschuldig: so mußte doch die Wirkung dieselbe werden. Unbekant konnten ihm die Lüneburgischen Verhältnisse mit Frankreich nicht seyn; wenn es also dennoch mit Lüneburg sich alliierte: so hatte es auch die Folgen mit einem fast erklärten Gegner der österreichischen Parthey nur sich selbst und seinem Benehmen zuzuschreiben. — Der Verlauf der Fehde und ihr unglückliches Ende für Hildesheim werden gut, und ohne Lücken erzählt: schade nur, daß der Eindruck, den die Schilderung macht, bey demjenigen, der ein solches Buch nicht bloß zum Ausfüllen einer müßigen Stunde liest, seine Kraft verliert; wenn er fast durchgehends statt reiner Geschichte bemerken muß, wie der Vf. dasjenige, was geschah, zum Vortheile von Hildesheim darzustellen sucht, und selbst die kleinsten Umstände nicht ungenutzt läßt, welche die Sache der Gegner in den Augen des Lesers verkleinern könnten. Wie glücklich diess zuweilen ausgefallen ist, davon nur ein kleines Beyspiel. S. 103 wird Karls V so leicht und natürlich zu erklärende Neigung für die Braunschweig-Calenbergische Parthey unter andern dem Umstände zugeschrieben, daß er in Hz. Erichs thätiger Gemahlin Katharine, die Wittwe seines Urgroßvaters verehrte. Das heißt sich, so wie es da gestellt ist, ganz hübsch: nur schade, daß es nicht also sich verhält. Catharine war die Wittwe Erzherzog Siegmunds von Tyrols eines Enkels Leopolds III. von Oestreich, von dessen andern Sohne Ernst dem Eisernen Karl ein Urgroßvater war. Siegmund



mund war daher nicht der Urgroßheim Karls, sondern der Sohn seines Urgroßsohns; Karl hat ihn nie gekannt, da er 1406 starb, und Karl 1500 erst geboren wurde. Auch Katharine war vor Karls Geburt schon wieder an Herzog Erich vermählt. Sie war 1468 geboren, folglich zur Zeit der Fehde über fünfzig Jahre alt. Worin könnte nun wohl der Grund der besondern Anhänglichkeit, des kaum zwanzigjährigen Karl an diese Matrone gelegen haben? — Ueber die Rechtmäßigkeit der Acht wollen wir mit dem Vf. nicht streiten, aber er selbst kann doch nicht leugnen, daß sie eine ganz natürliche Folge von des Bischofs Nichtbefolgung des kaiserlichen unter dem Präjudiz der Acht gegebenen Befehles war, und Hildesheim mußte wahrlich Karls Charakter sehr wenig kennen, wenn es glauben konnte, er liesse mit sich scherzen. Eben so wenig ist es hier der Ort, die Gründe, weshalb der Quedlinburger Vertrag ungültig seyn soll, zu prüfen, nur will es uns nicht einleuchten, wie die fehlende Zustimmung des Bischofs ihm seine Verbindlichkeit habe rauben können. Es war nicht die Rede von dem geistlichen Stuhle selbst, sondern von einigen damit verknüpften Reichslehnen; dieser war der Bischof durch die Acht verlustig erklärt, daher konnte seine Zustimmung zu einer anderweiten Disposition des Kaisers darüber nicht mehr erforderlich seyn, und hatte ja hierin einiger Mangel gelegen, weil diese Lehne durch ihre Vereinigung mit dem Bisthume eine Art des geistlichen Gutes geworden waren: so ersetzte dies wohl hinlänglich die Bestätigung, welche zu diesem Vertrage das Oberhaupt der Kirche im J. 1537. erteilte. — Die Geschichte des Processus erzählt der Vf. weidlich genug, hebt aber aus den Wechselschriften und sonstigen Actenstücken alle Gründe, die Hildesheim für seine Sache anführte, zu wesentlich hervor, und stellt die Gründe des Hauses Braunschweig zu sehr in den Schatten, um auch in diesem Punkte auf Unpartheylichkeit Anspruch machen zu können. Das Ende des Streites ist bekannt genug: das Speyersche Urtheil von 1629 war dem Hause Braunschweig nachtheilig, aber es war noch nicht rechtskräftig, und wer weiß, wie der Ausfall des Processus gewesen wäre, wenn nicht die Zeitläufte und der offenbare Druck der kaiserlichen Obermacht dieses Haus zu dem Vertrage vom Jahre 1643 genöthigt hätten. Dieser war ein Vergleich über einen noch rechtshängigen Process. Dessen Wesen erfordert Nachgiebigkeit von beiden Seiten, also Herausgabe eines Theiles von Seiten des Besitzers, Aufgebung der Ansprüche auf das übrige von Seiten der andern Parthey. Nun war bekanntlich das, was Braunschweig zurückbehielt, sehr gering gegen das, was es herausgab, und dennoch scheint es der Vf. zu beklagen, daß nicht auch dieses noch herausgegeben, mithin das Haus Braunschweig in eine eben so schlimme Lage gesetzt sey, als ob es den Rechtsstreit in allen Instanzen verloren hätte. Ja er bedauert sogar, daß die Homburg Ebersteinschen Pfandschaften ohne den Pfandschilling zu bezahlen dem Hause Braunschweig verblieben. Geſetzt sie trugen nach seiner Angabe jähr-

lich 20,000 Thaler ein, wie viel hätte denn Hildesheim bey Zulegung einer antichretischen Berechnung über die daraus von 1433 bis 1519 gezogenen Nutzungen noch nach Abtatz des Pfandschillings und der Zinsen heraus zu geben gehabt? Ob die Rechnung über die Nutzungen des inne gehaltenen Theiles von Hildesheim gegen die aufgewandten Executionskosten, welche das *Stift*, als Verurtheilter, und nicht, wie der Vf. glaubt, das *Reich* hätte bezahlen müssen, sich ganz aufgehoben hätte, lassen wir dahin gestellt seyn, zweifeln aber daran, weil nicht die jährlichen Einkünfte eines Staates oder einzelner Theile desselben, sondern nur der nach Abzug der Administrationskosten bleibende baare Ueberschuß, der zur freyen Disposition des Fürsten steht, bey dem Kameralanschlage in Ansatz gebracht werden kann, und dieser dürfte in damaligen Zeiten gering genug gewesen seyn. — Wir glauben daher nicht, daß selbst der eifrigste Verfechter der Hildesheimischen Sache Grund habe, den Vergleich von 1643 für unvortheilhaft für Hildesheim anzusehen, und am wenigsten dann, wenn er bedenkt, daß, wenn Braunschweig etwas mehr Ausdauer gegen seine damaligen Bedrängnisse, und den Muth gehabt hätte, noch etwas aufs Spiel zu setzen, um dereinst mehrere Vortheile, zu denen die Aussicht damals freylich höchst ungewiß war, zu erlangen, der Westphälische Frieden höchstwahrscheinlich dem ganzen Hochstifte zu Gunsten Braunschweigs ein Ende dürfte gemacht haben. — Doch da bey den neuesten Veränderungen Deutschlands diese Fragen überflüssig sind: so schließen wir mit der Bemerkung, daß, wenn der größte Theil des Hildesheimischen Landes empfindlich ist für die weisen Verbesserungen einer neuen Regierung, dieses zum Theil gewiß dem langjährigen Braunschweigischen Besitze mit zuzuschreiben sey, indem während desselben die Grundlage zu einer soliden Befreyung des Landmanns von dem unerträglichen Drucke seiner Gutsherren, so wie zur Aufklärung des ganzen Landes auf eine durch das nachherige geistliche Regiment nicht wieder zu vertilgende Weise gelegt wurde, und mit dem Wunsche, daß die neue Regierung durch die gewiß vorauszusetzende Abstellung der unter der bisherigen wieder aufgekommenen Mißbräuche diesem schönen Ländchen den Grad der Glückseligkeit geben möge, dessen es fähig ist.

SCHWÄBISCH-GEMÜND, b. Ritter: *National-Chronik der Deutschen*. Eine politische Zeitung. Herausgegeben von *Johann Gottfried Pahl*. Jahrgang 1801. 326 S. Jahrgang 1802. 216 S. 8. (2 Bdl. 6 Gr.)

Die bedeutendste Zeitung, welche mit dem neuen Jahrhundert in Deutschland erschien, wie man sie aus der Feder eines so beliebten politischen Schriftstellers wie Hr. Pfarrer Pahl zu Neubronn ist, erwarten durfte, und unter den vielen Journalen des Deutschen Südens, neben der Allgemeinen Zeitung von Stutgard, der literarischen Aufmerksamkeit vollkommen werth. Die

Die gelegentlich eingeschalteten Bemerkungen über den Beruf des Zeitungs-Schreibers und über Zeitungs-Schreiberey (z. B. Jahrg. 1802. S. 85 u. 164.) beweißen tiefe Einsicht. Dem Vf. ist mit Recht das einzige Verdienst der mehresten Zeitungsverfasser zu geringe, nämlich dasjenige, welches auf einer kritischen mit Sachkenntnis betriebenen Zusammenordnung der in andern Blättern angeführten Stellen beruht. Schon seine Ankündigung hatte den Stempel einer Weisheit, die nur in der Schule der Prüfungen reift. Unter Verzichtung auf frühe oder copirte Nachrichten ist diese Chronik eine, nicht bloß Schwäbische, National-Chronik, auf pragmatisch-wissenschaftliche Weise bearbeitet. Nicht sowohl Reichthum und Mannigfaltigkeit, als Kritik in der Auswahl, und in Hinsicht auf Literatur, Sittengeschichte und auf Cultur-Stand, beurkundet hier das Redactions-Talent. Hn. *Paul's* Darstellung gleicht nicht dem Elemente des Wassers, das ohne Farbe, ohne Geschmack und ohne Geruch ist; er weiß ein feines Raisonnement mit bescheidner Freymüthigkeit in seine Aufsätze zu verflechten. Titel, Vorrede und Register, nebst einer chronologischen Uebersicht der Jahrs-Geschichte verbinden den Jahrgang zum zweckmäßigen Gebrauche. — So viel Rec. weiß, genießt die Stadt Gemünd neben den geographischen Vortheilen, welche der Schwäbische Kreis zur Uebermittlung politischer Nachrichten zwischen den verschiedenen ihn umgebenden Staaten hat, nur wenigen Post-Durchzug, nämlich den den ankommenden Post von Nürnberg nach Stuttgart, und der fahrenden von Augsburg nach Frankfurt. Daher blieb der Wirkungskreis der Chronik auf Süd-Deutschland eingeschränkt: so wie der Norden überhaupt für schriftstellerische Producte aus Schwaben beynahe verschlossen ist. Vielleicht wird der Anfall dieser ehemaligen Reichsstadt an Kur-Württemberg zu mehrerer Verbreitung beytragen.

**Stockholm, b. Belén u. Forsgrén: Antiquitets Lexicon — Första Delen.** (Antiquitäten-Lexicon. Erster Theil.) 1802. 3 Alph. 4 Bog. 4.

Nach dem weitläufigen Schwedischen aber nicht mit hergesetzten Titel soll dies Wörterbuch enthalten: eine Beschreibung und Erklärung der Einrichtungen, Sitten, Religion und des Gottesdienstes der Griechen besonders der Römer, der Völker, Länder,

Städte, Berge, Seen und Flüsse bey ihnen, nebst ihren alten und den jetzt gebräuchlichen Namen, in gleichen der Münzsorten, des Maasses und Gewichts, nach jetzigen Schwedischen berechnet; wie auch eine Genealogie der griechischen und römischen Könige, Consuls und Kaiser, wie der merkwürdigsten Poeten und Historiker dieser Staaten, zum Dienst der schwedischen Studierenden bey dem Lesen der classischen Schriftsteller. Der Vf. nennt sich *Olof Lindborg*, und versichert, daß er 25 Jahr auf diese Arbeit verwandt, und allein 250 griechische und besonders römische Scribenten, ausser andern die Alterthümer bereichernden Schriften durchgelesen habe. Wenn sein Vermögen seinem Wunsche gleich gewesen; so sollte sein Werk noch weit stärker und vollständiger geworden und kein Wort weggelassen seyn, das irgend die Alterthümer angeht. Rec. dünkt inzwischen ein Antiquitäten-Lexicon von 4 bis 5 so starken Quartanten, wie das Ganze nach dieser Anlage des ersten Bandes, der nur 6 Buchstaben begreift, sey immer für die studierende Jugend ein viel zu großes und kostbares Werk: Der Vf. hätte daher mehrere Auswahl treffen, manches Wort, welches jedes lateinische Lexicon bisher genugsam erklärt, übergehen können, als z. E. *Apotheca, Alea, Aqua, dictata, equito* u. d. m. Auch dadurch ist sein Buch weitläufiger geworden, daß er manche ausführliche Verzeichnisse, z. E. von den Schriften einiger Autoren, von den Nomen in Aegypten S. 27, den Archonten S. 84 bis 94, der römischen Colonien S. 284 bis 288, besonders aber aller römischen Consuls, von Junius Brutus 509 vor Christi Geburt bis Basilius 541 J. nach Christi Geburt mit den Jahren ihres Consulats, von S. 300 bis 355, eingerückt hat, welches letztere mit einem eigenen Register dazu allein an 8 ganze Bogen beträgt. Auch verschiedene eingerückte Inscriptionen, z. E. des *Breviaris Imperii* aus Grutern von S. 170 bis 175 gehört dahin. An seiner Mühe und Fleiß hat es der Vf. nicht fehlen lassen, besonders in allem was die alte Geographie, Literatur, Gesetzgebung, Mythologie u. s. w. betrifft. Auf eine kritische Untersuchung einzelner Artikel können wir uns hier nicht einlassen. Der Vf. bemerkt in der kurzen Vorrade, sein Werk habe gegen alles sein Vermuthen Aehnlichkeit mit *Pitisci Lexicon Antiquitatum Romanarum* bekommen, welches er doch vorher gar nicht gekannt und erst 1799 aus der Warmholzischen Auction gekauft habe.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 25. May 1803.

## GESCHICHTE.

**OLDENBURG:** *Tabellen zur Uebersicht der Geschichte aller europäischen Staaten von ihrem Ursprunge an bis zum Jahre 1800 nach Christi Geburt.* — Von C. Krus. Eilf Tabellen und vier illuminirte Karten im Landkartenformat. (3 Rthlr. 16 gr.)

Unter diesem Titel hat Rec. die erste Lieferung des großen Werks vor sich, welches der Ankündigung zufolge, die Geschichte aller Jahrhunderte seit dem Entstehen unserer europäischen Reiche bis auf unsere Tage in gedrängten Tabellen darstellen soll, die im Grunde nur als Erläuterung der beygefügt Karten dienen. Diese sind also die Hauptsache. Der Gedanke, welchen schon Gatterer hatte, aber minder vollständig ausführte, auf einer Reihe von Blättern mit einem Male dem Auge die Hauptveränderungen vorzulegen, welche in Europa so viele Jahrhunderte hindurch vorgefallen waren, ist äußerst glücklich. Selbst der Kenner der Geschichte wundert sich über die oft so plötzlichen und großen Umwandlungen; sein Geist stellt ihm das ganze zusammenhängende Bild, welches hier das Auge auf der Karte jedes Jahrhunderts mit einem Blicke überschaut, nur durch Anstrengung und doch minder rein, zuweilen auch weniger richtig vor; und der Studierende hat durch diese Karten den so oft veränderten Schauplatz unsers Erdtheils im Ganzen vor sich, lernt leichter fassen, und durch das vorgelegte Bild sich lebhafter eindrücken, was der bloße Buchstabe ihm immer noch im halben Dunkel liefs. Aber schwer bleibt die glückliche Ausführung eines solchen Unternehmens; es erfordert die vollste Uebersicht der allgemeinen Verkettung aller Veränderungen; und auch mit dieser ausgerüstet, kämpft der kenntnißreiche Mann vergeblich gegen Unvollkommenheiten, weil sie nicht in dem Mangel seines Wissens, sondern in der Natur der Sache liegen. Ein Volk rückt nur selten mit einem Male in die volle Ausdehnung seines Landes, mit Jahrzehnten ereignen sich Veränderungen; und doch hat hier der Gelehrte die Rolle des Malers übernommen, er kann nur einen Zeitpunkt wählen, und diesen darstellen. Je kleiner man also diese Zeitpunkte annimmt, desto mehr nähert man sich der Wahrheit. Der Vf. hat, wenigstens für die ältere Geschichte, gut gewählt, daß er für jedes Jahrhundert eine neue Karte hinstellt; denn eigentliche Hauptperioden, die sich nicht an willkürlich angenommene Jahre binden, werden hier zur wahren Unmöglichkeit. Die Lage eines und mehrerer Völker leiden heute eine große Um-

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

wandlung in ihren Schicksalen und Besitzungen; andere hingegen nehmen an der Revolution keinen Antheil, sie bleiben in der nämlichen Zeit ruhig auf der alten Stelle, die Reihe kommt an sie erst viele Jahre später. Für die neuesten Zeiten aber möchte wohl der Zeitraum eines Jahrhunderts zu groß angenommen seyn; er könnte z. B. kein getreues Bild von der allmähigen Verkleinerung unsers Vaterlands, von den successiven Theilungen Polens, von dem anfangs so unmerklichen und dann so schnellen Wachstum Preussens, oder auch nur von den vorgetriebenen und wieder zurückgedrängten Grenzen der österreichischen Monarchie gegen die Turkey liefern. Der Vf. fühlt diese Schwierigkeiten; der Plan des Werks wird also wohl gegen das Ende einige Erweiterung erhalten. Von den vier in diesem ersten Hefte gelieferten Karten stellt die erste Europa in der Lage am Ende des vierten Jahrhunderts vor, also noch nach der vollen Ausdehnung des römischen Reichs. Rings um dasselbe her fallen die Länder der angränzenden rohen Nationen nicht bloß durch die Namen der Völker, sondern zugleich durch eine sehr gefällige Illumination in die Augen, welche mit desto größerer Sorgfalt hier und in den folgenden Blättern besorgt werden mußte, da in den entlegenen Strichen feste Grenzen nicht vorhanden, wenigstens nicht bekannt waren, folglich auch durch Punkte sich nicht bezeichnen lassen. Städtenamen hat Hr. K. mit Vorbedacht nur wenige angefügt. Rec. findet dabey nichts zu erinnern, als daß zuweilen wichtige Namen fehlen, und minder wichtige angegeben sind, manche auch nicht ganz an richtiger Stelle stehen. So z. B. in dem europäischen Theile des oströmischen Reichs fehlen die Flüsse Strymon und Nessus, die Städte Edessa und Apollonia; das unbedeutende Lissus und Stobi hingegen ist angesetzt; am Hellespont steht Lampacus an der Stelle von Abydos, welches fehlt. In das innere Deutschland, an die Niederelbe, setzt er als das einzige Volk die Longobardi, welche um diese Zeit längst nach südlichen Gegenden ausgewandert waren. Das zweyte Blatt stellt Europas Lage am Ende des 5ten Jahrhunderts vor. Die Völkerwanderung war indeffen vorgegangen, also eine gänzliche Veränderung der Dinge. Deutsche Völker theilen sich in die Länder, welche einst den westlichen Theil der großen Monarchie ausgemacht hatten; auch ist schon das fürchterliche Reich der Hunnen verschwunden, an ihrer Stelle lernte man nun außer den deutschen Gebieten die slavischen Völkerstämme näher kennen. In den nördlichen Gegenden erscheint zum ersten Male das Reich der Dänen, im innern Deutschland entwickelt sich das Reich der Thüringer,

singer, und ganz im Osten von Europa sind die Bulgaren im Vorrücken begriffen; mit kluger Auswahl und mit möglichst genau bestimmten Gränzen liefert die Karte das Bild aller dieser Veränderungen. Aber warum setzt nun schon Hr. K. in dem ehemaligen Reiche der Römer die viel später umgewandelten neuern Namen der Orte an, welche damals noch nicht vorhanden seyn konnten? in Italien Milano, in Frankreich Soissons, Rheims (Rheins), Rouen etc. Warum läßt er jetzt schon die Gränzen des Frankenreichs durch Graubünden bis gegen den Comersee reichen, da doch die Alemannen dieser Gegenden Theodorichs Hobeit anerkannten? Warum läßt er das Reich der Ostgothen sich auch über Mösien und Dacien verbreiten, welche nicht hierher, sondern zum Ostreiche der Römer gehörten? Warum stellt er endlich die Longobarden noch an die nördlichen Ufer der Donau, da sie doch bald nach dem Abzuge der Ostgothen in Pannonien eingerückt waren, und von Pannonien aus in Italien eindrangen? Viel weniger finden wir beym dritten Blatt über die Lage unsers Erdtheils, am Ende des 6ten Jahrhunderts zu erinnern, wo die Weltgothen allein in Hispanien herrschten, das Reich der Franken in seine großen Theile zerfällt, (ein Aquitanien, in der Ausdehnung, wie die Provinz hier angegeben ist, gab es um diese Zeit noch nicht), und die Longobarden sich des größern Theils von Italien bemächtigt hatten. Die Gränzen des Exarchats gegen ihre Besitzungen sind sehr gut bestimmt. Aber das Reich der Avaren ist unfreylich zu groß angegeben, und gegen Osten ohne alle Gränzen fortgerückt. Bey England finden sich die Striche mit Genauigkeit bezeichnet, in welchen sich die ursprünglichen Bewohner des Landes gegen die Obermacht der Angeln und Saxen für jetzt noch erhielten; doch sind sie auf der Nordseite etwas zu ausgedehnt angenommen. Volles Lob verdient auch das vierte Blatt von der Lage Europens am Ende des 7ten Jahrhunderts; nur ist das Reich der Avaren auch hier noch zu weit gegen Osten bis an den Pontus Euxinus vorgerückt. Ausserdem hätte der Name der Petscheneger nicht übergangen werden sollen, welche jetzt schon an den Ostgränzen Europens zu erscheinen anfangen. Sehr richtig läßt aber der Vf. die Zichi und Lazi noch in ihren alten Sitzen an den Ostküsten des schwarzen Meers, während die Czechi und Lechi schon in Böhmen und Polen stehen, ob ihm gleich zuverlässig bekannt ist, daß manche unvorsichtige Schriftsteller die letztern von den erstern ableiten. — Weniger gut und richtig als diese Karten glaubt Rec. die zur Erklärung beygefügtten synchronistischen Tabellen, wenigstens die erste Hälfte derselben zu finden. Vielleicht hätte Hr. K. besser gethan, diese völlig wegzulassen, da sie im Grunde nur als Einleitung in die neuere Geschichte dienen, und andere sehr vorzügliche von Hübler und Bredow bereits vorhanden sind. Die gegenwärtigen haben in den Zeiten vor Christi Geburt keine eigene Kolumne für die Chronologie, nichts von Olympiaden, von den Jahren Rom's; bloß die Jahre vor Christi Geburt sind jedem einzelnen Ereigniß vorgesetzt. „Dadurch

verliert sich ein großer Theil des synchronistischen Ueberblicks. Auch in den einzelnen Angaben finden sich Verirrungen, die man aus einem sonst so vorzüglichen Werke wegwünschen möchte. Gleich der Anfang macht einen unangenehmen Eindruck: „Der größten Theil von Spanien (*Hispanien*) und Gallien besetzten die Kelten. — Neben ihnen erschienen in der Folge auch Iberer (*Celtiberes, Vascones*) in dem nördlichen Theile von Hispanien und in Aquitanien.“ Einstimmig haben bisher ältere und neuere Schriftsteller die Iberer als die Ureinwohner Hispaniens angegeben, zu welchen erst in der Folge Keltiberer sich eindrängten; die ganze Lage der einzelnen Völkerschaften spricht auch für die Wahrheit des Satzes. Tab. II. „Die Griechen übertragen das Oberkommando den Atheniensen.“ Niemand dachte daran, dieses in jenen alten Zeiten den Lacedämoniern streitig zu machen; ihre Unkunde des Seewesens aber, und das üble Betragen einzelner Befehlshaber verursachten, daß die Athenienser nach den Niederlagen des Xerxes das Kommando zur See erhielten. — Tab. III. „In Macedonien herrscht Antipater als Statthalter; ihm folgt sein Sohn Kassander. — Die Armee ruft den Demetrius Poliorcetes zum König aus.“ Dem Antipater folgte, selbst nach den Verordnungen dieses Statthalters, Polysperchon, und erst nach einer Reihe innerlicher Kriege Kassander; Demetrius führte den Beynamen *Poliorcetes* (der Städtebelagrer). — „Patra und sechs andere Städte im Peloponnes erneuern das alte achäische Bündniß. — Auch die Aetolier verbinden sich zu gleichem Zwecke von neuem.“ So viel Rec. weiß, waren der achäischen Städte, die von neuem in den Bund traten, ursprünglich vier; die Aetolier schlossen ihn um diese Zeit nicht erst von neuem; zu gleichem Zwecke verstehen wir nicht. T. IV. „Die Cimbern, Teutonen und Ambronien kommen aus Jütland. Marc Rex legt die Colonie Narbo Marcus an. Die Römer schicken nach dieser Provinz (*Provence*) einen Prätor.“ Die Cimbern und Teutonen läßt man gewöhnlich aus Jütland nach Italien ziehen; aber daß auch die Ambronien aus jenen Gegenden kamen, sagt niemand; diese waren ein keltisches Volk aus den Alpengegenden, welches sich unterwegs zu den Cimbern geschlagen hatte. Narbo Marcus liegt nicht in der Provence. Tab. VI. „Ptolemäus kennt in der Nachbarschaft der Saken die *Tentonea*, deren Name sich in der Folge über ganz Niederdeutschland, und später auch über Oberdeutschland verbreitete.“ Bey dieser Angabe muß Hr. K. Quellen haben, welche Rec. nicht kennt. — Aber weit zuverlässiger und äußerst zweckmäßig werden die mit Einsicht abgekürzten Darstellungen in den folgenden Tabellen, welche als wahre und sichere Wegweiser zur Erklärung der Karten dienen. Da wir nun diese Treue und Sorgfalt auch bey den übrigen Zeichnungen und kurzen Erklärungen im weitern Fortrücken des Werks mit Zuverlässigkeit erwarten dürfen, und obnehin die neuern Zeiten an eigenem Interesse immer zunehmen: so müssen wir dem Vf. für die glückliche Ausführung des schwierigen Unternehmens danken, und ihn zur

ununterbrochenen Fortsetzung auffodern. An thätiger Unterstützung des wohlhabendern Publicums, ohne welche ein solches Werk unmöglich zu Stande kommen kann, wird es hoffentlich nicht fehlen.

### SCHÖNE KÜNSTE.

- 1) LEIPZIG, b. Gräff: *Fanny und Julia*. Oder die Freundinnen von *Sophie von La Roche*. Erster Theil. 1801. 354 S. Zweyter Theil. 1802. 412 S. 8. Mit 2 Titelkupfern von Penzel. (2 Rthlr. 16 gr.)
- 2) BRESLAU u. LEIPZIG, b. Korn: *Louise*, ein Weib, wie ich es wünsche. 1802. 384 S. 8. Mit 1 Titelkupf. (1 Rthlr. 8 gr.)
- 3) LEIPZIG, b. Martini: *Julie Wolmar*. Ein Bild des Weibes, wie es sich der Weife denkt und der Mann von Geist und Herz träumt. Als Seitenstück zur *Sophie*, dem Bilde edler Jungfräulichkeit. 1803. XXIX. u. 407 S. 8. Mit 1 Titelkupf. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die Geschichte von Fanny und Julie Nr. 1. geht von einer englischen Kostschule aus, wo sich die beiden Mädchen kennen und lieben lernen; ihre Schicksale führen sie nach sehr verschiedenen Richtungen hin, vereinigen sie aber zuletzt wieder auf einem Punkte. Es ist eine Reise-Liebes- und Freundschafts-Geschichte, wie es die Vfn. selbst einmal nennt, bald erzählend, bald dialogirt, bald in Briefen, bald in der Form eines Tagebuchs. Den Ton derselben scheint die Vfn. sehr bescheiden zu beurtheilen, indem sie von dem angeblich copirten Tagebuch eines Hn. *Obach*, welches den grössten Theil einnimmt, Th. I. S. 25. sagt: „Da ich getreu die Urschrift copiere, so gehören Fehler und Verdienste der Feder des Hn. *Obach*, welcher bey seinem frommen Vater viele Predigten lesen und hören mußte, und wohl etwas von diesem Gang der moralischen Gedanken und Gefühle angenommen haben mag, und doch wie alle guten Frommen gern bey Ideen der Liebe und des Ungewöhnlichen verweilet.“ Wenn wir nun gleich gestehen, das durch Weidäufigkeit und ausgesponnene Moralisationen der Vortrag oft Homilien ähnlich wird, auch einzelne gedehnte Perioden, wie Th. I. S. 70—72, und einige Uncorrectheiten mit unterlaufen: so bewundern wir doch bey einer so betagten Schriftstellerin das frische, kraftvolle Leben, und ehren den ruhigen, besonnenen Geist, die richtigen Ansichten von dem Werth der Dinge und den über das Ganze verbreiteten Sinn für alles Schöne, Wahre und Gute. Die Vfn. hat nach ihrer Weise das Gewebe ihrer anziehenden Geschichte mit mehreren Excursionen, z. B. über die Insel Rügen, über die Hebriden u. s. w. durchflochten, welche die Aesthetik vielleicht nicht billigt, aber die nächste Absicht, zu belehren, rechtfertigt. Auch läßt sie keine Gelegenheit vorbehey, ihren Freunden etwas verbindliches zu sagen. Ihrer Enkelin, *Sophie Brentano*, einer früh abgeblühten Rose, setzt sie Th. II. S. 373. ff. ein rührendes Denkmal.

Die bekannte *Elise* hat ein Heer von sögensamten „Weibern, wie sie seyn sollten,“ zwar nicht im Leben, aber wohl in Romanen, hervorgebracht. Etwas dem ähnliches ist auch Nr. 2., wiewohl der Vf. seine *Luise* nicht als Ideal und Typus der ganzen weiblichen Welt aufdringen will, sondern bloß seine individuelle Ansicht von einem Weib giebt, „wie er es wünsche.“ Männer wie der Held dieser Geschichte, August, mögen sich freylich solche *Luisen* wünschen, die sich den thörichtsten Launen ihrer Eheherren hingeben, das Liebste um derselben willen verleugnen, fast keinen eigenen Willen mehr haben; aber der ächt liebende und wahrhaft edle Mann wird keine so grenzenlose Hingebung verlangen, und ein in sich vollendetes Weib wird sich zu sehr ehren, um ihre Selbstständigkeit der Schwachheit und Laune eines verschrobenen Mannes aufzuopfern. Ohne dem Buch einen ausgezeichneten Rang unter den Schriften dieser Gattung einzuräumen, würden wir es doch als eine durch Stoff und Form anziehende, rührende, warnende und lehrreiche Geschichte sehr empfehlen, wenn nicht einige, ohne Zartgefühl behandelte und ausgedrückte, Scenen roher Sinnlichkeit der Unschuld leicht gefährlich werden, wenigstens die sittliche Grazie beleidigen dürften. Als Kunstwerke wollen übrigens Schriften der Art nicht beurtheilt seyn. Einzelne Ausstellungen wären wohl zu machen, z. B. über den Rath, wie man in der Bibel lesen soll S. 95. ff. In dem Tagebuch spricht das junge Mädchen *Luise* oft zu altklug. Platt ist der Ausdruck S. 103. „eine Patschen.“ Undeutsch S. 279. „einen verdenken.“

Wir kommen zu Nr. 3. *Rousseau's* neue *Heloise* wird von Lesern und Leserinnen gewöhnlich bis dahin mit Heißhunger verschlungen, da seine *Julie Madama Wolmar* wird; dann wird der Mehrzahl der Leser die Geschichte dieses häuslichen Stillbens zu einförmig, zu ernst und zu moralisch; das Piquante der Intrigue, die R's. Phantasia mit so feurigen, für entzündbare Gemüther so verführerischen Farben ausge malt hat, ist vorüber; aus dem gefallenem Mädchen ist eine reine, tadellose und musterhafte Gattin geworden. Ob nun gleich jener erste Theil der *Heloise* den letztern an Kunstwerth weit übertrifft: so söhnt doch der letztere den Moralisten erst ganz wieder mit R. aus, indem hier ein Ideal eines reinen, schönen häuslichen und ehelichen Verhältnisses aufgestellt wird, welches wir schon längst von Jemand aus seinen Umgebungen herausgehoben und etwa in einem unserer Taschenbücher für das schöne Geschlecht, zum Muster und Frommen desselben, aufgenommen zu sehen wünschten. Diesen Wunsch hat ein uns Unbekannter, der sich hinter der vorausgeschickten vortrefflichen Abhandlung über *Herzenverbindungen*, in Beziehung auf das weibliche Geschlecht, K. G. S. . . . e unterschreibt: auf eine sehr lehrreiche Art erfüllt, und wir wünschen nur; das seine geistvolle und freye Bearbeitung dieses Theils der *Heloise*, von welcher der Vf. den Stoff, aber nicht die Form entlehnt hat, nicht etwa darum, weil sie so sittlich, so lehrreich und so wohlthatig ist, weniger aufmerksame und theil-

nehmende Leserinnen finden möge. Um ein ganz reines, durch keinen Flecken entstelltes Bild aufzustellen, liefs der Vf. alle Beziehungen auf frühere Verirrungen der Julie weg, und er sagt in der an feinen Bemerkungen reichen Vorrede S. IX. ff. von seiner Bearbeitung der Rousseauischen Bemerkungen über die Verhältnisse des Weibes und des häuslichen Lebens: „Sie gewinnen an Reinheit, zeigen nun in Julie Wolmar das Leben des Weibes als ein reineschönes Kunstwerk, anstatt das Rousseau diese musikalische Harmonie in seiner neuen Heloise durch eine, für unser Gefühl immer widrige, vorhergehende Disharmonie hervorbringt. Diefs ist der einzige große Fehler der neuen Heloise gegen Wahrheit und Natur. Das Weib darf sich nicht durch Zwiespalt mit sich, seinen Gefühlen und seiner Würde entzweyen, oder es ist um den schönen Frieden und die Harmonie ihres Innern geschehen.“

HALLE, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Lehrbuch der deutschen profanischen Schreibart für Akademien und Gymnasien*, von Traugott Gotthilf Voigtel, Prof. der Philos. zu Halle. 1802. 282 S. 8. (16 gr.)

Aus dem merklich grössern und allgemeineren Bestreben unsers gegenwärtigen Zeitalters nach einer gründlicheren Erlernung der deutschen Muttersprache, und aus der Verbindung derselben mit dem Schulunterrichte folgert der Vf. mit Recht eine erfreuliche Ansicht des sich immer mehr unter uns bildenden Geschmacks. Seine eigenen Beschäftigungen mit diesem Studium sind schon aus dem von ihm gelieferten *hochdeutschen Handwörterbuche* bekannt; und das hier angezeigte grammatische Lehrbuch bestimmt er vorzüglich für die sogenannten gelehrten Schulen. Der erste Abschnitt, welcher von der Sprachrichtigkeit handelt, und eine kurze Grammatik enthält, kann in den mittlern Classen erklärt werden; für die höhern bleiben dann die übrigen Abschnitte. Für Akademien ist diefs Buch nur in Hinsicht auf den dort zu ertheilenden Unterricht im deutschen Stil, und in der deutschen Sprache für Ausländer, bestimmt. Uebrigens gesteht der Vf., das er die Arbeiten seiner Vorgänger, und besonders *Adelungs*, jedoch ohne blinde Befolgung, dankbar benutzt habe. Er selbst zeichnet in der Vorrede einige Abweichungen von diesem berühmten Sprachforscher, und Eigenthümlichkeiten seiner Lehrart, aus. So hat er die gewöhnlich zahlreicher angegebenen Eigenschaften auf drey: Sprachrichtigkeit, Deutlichkeit und Schönheit zurückgeführt. Die letztere dieser Eigenschaften erklärt und erörtert er aus einem andern Gesichtspunkte als *Adelung*, und hat dabey die, für Anfänger vielleicht doch nicht ganz einleuchtenden, Bestimmungen der kritischen Philosophie angenommen. Auch in der Bestimmung der Adjective und ihres Unterschiedes von den Adverbien

in unserer Sprache weicht er von jenem Vorgänger ab, und erinnert wohl mit Recht, das dieser das Wesen des deutschen Adjectivs mehr in das Aeussere, als in den Begriff desselben zu setzen scheine. Ihm ist ein Adjectiv derjenige Redetheil, welcher einen Begriff bezeichnet, der nur an einem Gegenstande gedacht werden kann, und blofs in Beziehung auf denselben Bedeutung hat; das Adverbium hingegen bezeichnet einen Begriff, der nur *ausserhalb* des Gegenstandes gedacht werden kann, aber vermittelt eines Verbi darauf bezogen wird, und zunächst den Begriff des Verbi näher bestimmt. Die blofse Form kann hier um so weniger ein sicheres Unterscheidungsmerkmal abgeben, da sie oft in beiden Redetheilen die nämliche ist; z. B. *der Mann ist gut*, und: *der Mann lebt gut*. Das *gut* in der erstern Redensart gleichfalls für ein Adverbium zu nehmen, scheint immer etwas widersinnig zu seyn, weil es offenbar das Prädicat des Satzes ist. Ferner nehmen *Adelung* und andere gar keinen Ablativ im Deutschen an, und halten sich auch hier an der völligen Gleichheit der Form mit der des Dativ's. Als Erleichterungsmittel kann diefs allerdings gelten; aber der Vf. sieht vornehmlich auf die Verhältnisse, welche diese beiden Casus bezeichnen; und hierin ist allerdings der Unterschied, das der Dativ das Ziel andeutet, worauf der Begriff eines Prädicats gerichtet ist, der Ablativ aber gerade das Gegenheil, nämlich den Punkt, von welchem die Prädicate anheben oder ausgehen, wiewohl er im Deutschen nie ohne Präposition steht. Wir brauchen diesen Casus wie die Römer; diese aber empfanden das dadurch bezeichnete Verhältnifs tiefer als andere Nationen, und bestimmten daher auch ein eigenes Casuszeichen dafür. In Beziehung auf diesen Unterschied mußten denn hier auch die Präpositionen anders geordnet werden. — Man sieht schon aus diesen Beyspielen, das der Vf. selbst über seinen Gegenstand nachgedacht hat, wovon sich ausserdem in der ganzen Behandlung des Lehrbuchs, und besonders in der Verbindung des Praktischen mit der Theorie, rühmliche Spuren finden.

## RÖMISCHE LITERATUR.

HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: *P. Ovidii Nasonis Amatoria, e recens. P. Burmanni cum varietate lectionis praecipua*. P. I. et II. 1802. 523 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Ein neuer Abdruck der 1787 vom verstorbenen Hofr. *Wernsdorf* in Helmstädt besorgten, schätzenswerthen Ausgabe von *Ovids* erotischen Schriften, oder, wie es uns wahrscheinlich ist, der alte Abdruck mit einem neuen Titel. Der erste Theil enthält *Ovids* Heroiden, denen die drey Episteln des *Sabinus* beygefügt sind; der zweyte *Ovids* Bücher *Amorum*, *Artis amatoriae*, *Remedia amoris* und *medicamina faciei*.



# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 26. May 1803.

## SCHÖNE KÜNSTE.

ZÜRICH, b. Orell, Füssli u. Comp.: Hans Rudolph Füssli's kritisches Verzeichniß der besten, nach den berühmtesten Malern aller Schulen vorhandenen Kupferstiche. Erster Theil. Die Florentinische und Römische Schule. 1798. 23 Bog. Zweyter Theil. Die Lombardische und Bolognesische Schule. 1800. 1 Alph. 3 B. Dritter Theil. Die Venezianische Schule. 1802. 17½ Bog. in 8. (8 Rthlr. 16 gr.)

Ueber den Zweck dieses Verzeichnisses erklärt sich der Vf. schon auf dem Titelblatte jedes Theils noch näher. Die eigentliche Bestimmung seiner Arbeit ist nämlich für Liebhaber, die sich mittelst einer nicht zahlreichen, aber auserlesenen Sammlung von Kupferstichen deutliche Begriffe von dem, jedem klassischen Maler eigenen, Kunstcharakter erwerben wollen. Das im J. 1771 von dem Vater des Vfs. herausgegebene räsonnirnde Verzeichniß der vornehmsten Kupferstecher und ihrer Werke erregte in ihm den Wunsch, daß Jemand ein Verzeichniß unternehmen möchte, welches nur von den vorzüglichsten Kupferstichen nach den berühmtesten Malern aller Schulen handelte, und jenen Zweck beförderte. Der Kupferstecher durfte indess dabey nur so weit in Betrachtung gezogen werden, als er, gleich dem Uebersetzer eines klassischen Schriftstellers, den Geist und das Charakteristische seines Originals getreu, und auf eine deutliche und gefällige Art zu überliefern gewußt hatte. Solch ein Verzeichniß wurde bisher noch nicht geliefert; und selbst das von dem verstorbenen v. Heinecke ehemals angefangne, aber nur bis zum vierten Bande vollendete, *Dictionnaire des Artistes, dont nous avons des Estampes*, würde dieß Bedürfniß nicht in seinem ganzen Umfange befriedigt haben. Es war indess für den Unternehmer solch eines Werks notwendig, eine große Kupferstichsammlung vor Augen zu haben; und der Aufenthalt des Vfs. in Wien bot ihm diese Gelegenheit in vollem Maasse dar. Von seinem Vater und von Salomon Gessner aufgefordert, und von Liebe zur Kunst angefeuert, unternahm er daher schon im J. 1772 die Abfassung einer solchen verdienstlichen Arbeit, deren Anfang jedoch durch eine Reife, und durch einen funfzehnjährigen Aufenthalt in einigen entfernten Provinzen Ungarns, unterbrochen, nachher aber bey seiner Zurückkunft nach Wien aufs neue betrieben wurde. Die Arbeit selbst gewann hiebey; denn jetzt fand er die dortige K. K. Kupferstichsammlung in einem weit vollkommeneren A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

Zustande, als vorhin, weil Kayser Joseph II auf ihre sehr ansehnliche Vernachlässigung bedacht gewesen war. Auf die besten Kupferstiche war immer zwar sein Hauptaugenmerk gerichtet; ob er gleich bey manchen Malern, nach denen nichts Vortreffliches gestochen war, auch mit der Anführung mittelmäßiger oder orträglicher Blätter sich begnügen mußte. Bey Kupferstichen nach großen Meistern ist dieses nur gar zu oft der Fall, weil die meisten Kupferstecher nur bloß das Mechanische ihrer Kunst gelernt, die Zeichnung aber und das Studium des malerischen Geschmacks vernachlässigt haben. Der Erforderniß sind hier ohnehin zu viele; und diese werden von dem Vf. S. 9 ff. sehr gut angegeben. Nicht selten machten auch die größten Kupferstecher das Glänzende, das Feine, Kühne und Spielende zu ihrer Hauptabsicht; und dadurch wurde dann auch die Wahl der Gemälde bestimmt, die sie kopirten. Bey den Neuern besonders war es oft bloße Nachgiebigkeit gegen den Zeitgeschmack, warum sie lieber Gegenstände aus einem niedrigen als höhern Fache der Malerey wählten. Nicht immer wurden ferner die Kupferstiche unmittelbar nach den Originalgemälden selbst, oder doch nach selbst darnach studirten Zeichnungen gearbeitet; wenn das aber auch geschieht, so gehört immer noch hinlängliche Stärke im Zeichnen und lebhaftes malerisches Gefühl dazu, um den ganzen Charakter so zu treffen, daß der Kenner von den vorzüglichsten Eigenschaften des Gemäldes nichts vermissen. Mit Recht wünscht der Vf., daß man bey der Veranstaltung ganzer Folgen von Kupferstichen nach den berühmtesten Meistern einer großen Gallerie die geschicktesten Zeichner gewählt hätte, ohne deren Vorarbeit auch dem besten Kupferstecher seine Arbeit nie völlig gelingen kann. Die einzige Sammlung dieser Art, welche diesen Wunsch größtentheils befriedigt, ist die Folge von Kupferstichen nach einigen der vornehmsten Gemälde Ludwigs XIV, die im J. 1679 auf 38, und einige Zeit hernach auf 44 Stücke gebracht wurde. Am nächsten kommt ihr in jener Hinsicht noch die Boydellesche, obgleich sehr ungleiche Sammlung. Besser sind die, welche man in neuern Zeiten nach den Zeichnungen der besten Meister, in allen möglichen Behandlungsarten, gemacht hat.

Zur Eintheilung dieses Verzeichnisses fand der Vf. die nach den Malerschulen seinem Zwecke am angemessensten; und machte den Anfang bey dem Zeitpunkt der Wiederherstellung des wahren Kunstgeschmacks. Aus jeder Schule aber wählte er vorzüglich nur die besten Kupferstiche nach solchen Meistern für seine kritischen Bemerkungen, die der Schule entwe-

entweder gewissermaßen selbst den ihr eigen gebliebenen Ton geben, oder die doch in diesem Tone mit besonderm Genie und eigener Originalität fortarbeiten. Indes sind auch Stiche von geringerm Werthe nicht ganz übergangen, wenn sie irgend charakteristisch sind; nur hat der Vf. diese bloß überhaupt beschrieben, nicht aber, wie jene, kunstmäßig zergliedert. Das historische Fach, als das wichtigste, blieb immer der vorzüglichste Gegenstand dieses Verzeichnisses, und vornehmlich die höhere Gattung desselben von reichhaltiger Bedeutsamkeit. Diese machen also den ersten Abschnitt bey jeder Schule aus; und ihnen folgen Darstellungen minder wichtiger Begebenheiten und Handlungen, Subjekte aus dem gemeinsten Leben, Landschaften und Porträte. Beym Anfange jeder Schule ist der herrschende Kunstcharakter derselben bestimmt; dann aber noch bey jedem Meister ein Raisonement über das ihn besonders Auszeichnende und ihm Eigenthümliche vorausgeschickt.

Seinem lehrreichen Vorberichte hat der Vf. eine nicht minder lesenswerthe Betrachtung über den Kunstgeschmack in diesem Jahrhundert angehängt. Dieser scheint ihn während des gedachten Zeitraums in Italien, Frankreich, den Niederlanden und Deutschland merklich gesunken zu seyn; mehr jedoch in Rücksicht auf die Malerey, als auf die Kupferstecherkunst. Unter den Verstorbenen zählt er nur höchstens drey klassisch-große Maler, *Carlo Maratti*, *Laireffe*, und *Rafael Mengs*, wovon jedoch die beiden Ertern mehr noch dem siebenzehnten Jahrhundert angehören. Unter den Uebrigen behielten die Italiäner doch immer noch etwas Großes und Schönes in den Formen, und bisweilen auch im Ausdrücke. In Frankreich entartete der große und richtige Geschmack weit mehr; *Vien* war indess Wiederhersteller desselben, und macht Epoche. In den Niederlanden erschien seit *van der Werf* kein großer historischer Maler; und Deutschland hatte zwar in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts zwey talentvolle Geschichtsmaler, *Daniel Gran* und *Paul Troger*; aber sie waren nicht correct genug in der Zeichnung, und außerdem zu manierirt. *Maulberch* war ein Mann von außerordentlichem und sehr feurigem Genie, arbeitete aber fast allein auf den Effect des Kolorits. Von den noch lebenden Malern kritisch zu reden, war des Vfs. Absicht nicht. Länger aber verweilt er sich über *Rafael Mengs*, und nennt ihn ein Phänomen der Kunst im vorigen Jahrhundert. Seine hinterlassenen Schriften, besonders seine praktischen Bemerkungen, sind ein unschätzbares Kleinod, sowohl für angehende als schon gebildete Künstler. Sehr wahr ist es, daß der Verfall des ächten Kunstgeschmacks gemeinlich von den Kunstliebhabern herrühre. In den minder bedeutenden, aber doch immer wichtigen Fächern der Kunst haben sich hingegen manche Meister als klassisch hervorgethan. — In Hinsicht auf den Geschmack in der Kupferstecherkunst fällt des Vfs. Urtheil vortheilhafter für die neuern Künstler aus, die, im Allgemeinen, sowohl in der Wahl als Ausführung ihrer Gegenstände, ihren Vorgängern zur Seite gestellt werden dürfen.

Nur gegen die zweyte Hälfte des 18ten Jahrhundert gewann durch *Dauile*, *Balechou* und *Wille*, Männer von großem Talent und Kunstgefühl, der Geschmack an Zierlichkeit und Feinheit des Grabstichels die Oberhand. Der Charakter jener Künstler und ihrer Nachfolger wird treffend gewürdigt. Unter den Ausländern hoben sich die Engländer, besonders in der schwarzen Kunst, am meisten hervor, und brachten diese zur höchsten Vollkommenheit. Der Vf. erkennt die Vorzüge dieser Manier für die Uebertragung gewisser malerischer Schönheiten an; zeigt aber auch sehr gut, daß für andre die Arbeit des Grabstichels mehr geeignet ist. So gedenkt er auch der Vortheile und Mängel der punktirten Manier.

Die Ausarbeitung dieses Werks selbst gereicht dem Vf. sehr zur Ehre. Sowohl in den allgemeinen Charakterisierungen einer jeden Malerschule, wobey er zum Theil *Hu. Huber*, vorzüglich aber den Grundsätzen und Urtheilen des auch in dieser Hinsicht so trefflichen *Mengs* gefolgt ist, als die besondern Angaben der eigenthümlichen Manieren und Verdienste eines jeden einzelnen Künstlers, herrscht überall große Bestimmtheit und zweckmäßige Vollständigkeit, wobey auf der Einen Seite alle Trockenheit, und auf der andern aller entbehrliche Ueberfluß, glücklich vermieden sind. Dies gilt auch von den Beschreibungen der Kupferstiche; und der große Vortheil, den diese durch die eigne Ansicht des Kennerauges erhielten, ist überall sichtbar. Auch sind bey jedem Blatte die Höhe und Breite desselben angezeigt. Mit dem dritten Bande wird das Verzeichniß der italienischen Schulen geschlossen; und es sind denselben allgemeine Betrachtungen über die italienischen Maler vorausgeschickt. Man findet in diesen drey Bänden eine kritische Beschreibung von nicht weniger als 820 größtentheils guten Kupferstichen, die nach den vorzüglichsten Werken von 58 berühmten Malern gestochen, und zum Theil auch von Einigen selbst radirt sind. Der vierte Band wird das Verzeichniß der besten Blätter nach den berühmtesten niederländischen und holländischen Meistern enthalten; und dann werden die Franzosen, Deutschen und Engländer folgen. — Ueber jeden neuen Abschnitt einer Malerschule steht ein von *Lips* sauber radirtes Medaillon ihres Stifters oder vorzüglichsten Meisters.

## PHILOGIE.

WIEN, b. v. Trattner: *Ueber die Tagalische Sprache*, von *Fr. K. Alter*, Doctor der Philosophie, Custos der k. k. Universitätsbibliothek. X u. 80 S. in 8.

Der unermüdete Sprachforscher, *Hr. A.* fährt rühmlich fort, das Petersburger *Vocabularium comparativum* zu ergänzen. In diesem sind die letzten 30 Nummern meistens leer geblieben. So hatte *Pallas* in der Tagalischen Sprache (187) von 273 Wörtern nur 31 erklärt. *Hr. A.* ward durch ein geschriebenes Spanisch-Tagalisches Wörterbuch, das sich in des Gra-

fen von Wrbna Bibliothek zu Wien befindet, in den Stand gesetzt; bey 192. Wörtern die Tagalische Benennung anzugeben. Es blieben also nur noch 81 Numern leer. Für den Pflug, wie in dem *Vocabulario de lengua Tagala* erinnert wird, haben die Tagalas auf den Philippinen kein Wort, wena sie gleich für *Ackern* (n. 239) *sursur* sagen. So mögen sie auch für *Esge*, *Sock*; *Panzer*, für *Schnee*, *Eis*; *Fische*, *Rocken*, *Haber* kein Wort haben. Allein *Nasenhöcher*, *Augenbraunen*, *Augenwimpern*, *Wangen*, *Gurgel*, *Hals*, *Schuller*, *Nägel* (an Fingern), *Haut*, *Hertz*, *Abend*, *Sommer*, *Jahr*, *Sand*, *Lehm*, *Rinde*, *Wurm*, *Horn*, *Beil*, *Nagel*, *Donner*, u. s. w. sollten sie doch zu nennen wissen. *A.* fand diese Wörter nicht, selbst die Benennungen für *ist*, *gib*, *steh*, *gehe*, konnte er aus Mangel einer Tagalischen Grammatik, auf welche das *Vocabul.* verweist; nicht angeben. Einige Wörter sind aus dem Spanischen entlehnt: *Dios*, *Gott*, ehemals *Bathala*; *Vaca*, *Kuh*; *Cabayo* (anstatt *cavallo*), *Pferd*; bey *Kind* steht nebst *sangol* auch *Niñej*; *Span. niño*; *Opato*, *Eute*, vergleicht *Hr. A.* mit dem Portugies. *pato*.

Bey Weintraube (143) wird zwar erinnert; auf den Philippinischen Inseln wachse kein Wein; allein bey Wein (180) steht doch *alac. Vino de palmas* Palmwein, *atac nigo*. Pallas hat zu beiden Nummern im Magindanischen *angor* (Wein) gesetzt. Wenn aber bey Hitze (113) gesagt wird, das Tagalische habe für die natürliche Hitze kein Wort: so liefse sich dagegen einwenden, dass Hitze im Magindanischen bey Forrest *Mayow* heiße, bey Pallas *majou*. Letzterer schöpft aus dem erstern. Wo zu also bey Anführung des Magindanischen aus Pallas die beständige Wiederholung: so auch bey Forrest? Wie konnte sich *A.* überwinden, 242 Mal zu schreiben: bey Pallas gehts ab? Nicht so oft, aber doch 81 Mal heisst es: Tagalisch nicht im *Vocabulario de lengua Tagala*. Wie viel kürzer hätte sich der Vf. nicht fassen können! *Rec.* würde etwa einen halben Bogen dazu gebraucht haben. Bey Licht (199) *Tagal. liwang*; *Magind. Magan*, wird bemerkt: „da das englische Wort *light* sowohl *lux* als *leuis* anzeigt, so bin ich sehr ungewiss, was Forrest unter *Magan* meyne.“ Hätte doch der Vf. n. 214 (*leuis*, leicht) damit verglichen! Da steht nun das Magindanische *Magan* wieder, und wird durch das Tagalische *Magaan* bestätigt. Es war also ein bloßer Mißgriff, das Pallas *Magan* zu dem Worte Licht ferzte. Bey Hand (35) führt *Hr. A.* auch das Neuseeländische *ringa* (nicht *rinke*) aus Pallas an, und setzt hinzu: „Sonderbar. Dieß entspreche dem Polabischen *ronka*, dem Polischen *ronka*.“ Wer kann hier an das Slawische (*ruka*) denken? *Ringa* ist vielmehr mit *rima*; *rima* anderer südländischen Sprachen zu vergleichen.

Die bey Pallas Tagalisch erklärten Wörter werden gewöhnlich durch Alters Angaben bestätigt. So heisst Wasser (98) bey beiden *Tubig*. (nicht *Tubik*). Pallas hat noch *Tabang*, ungesalznes Wasser, und *Tafsik*, gesalznes Wasser. *Hr. A.* führt hier aus Marsden noch Wörter anderer Sprachen an, die zum Theil

auch schon Pallas hat. Und wenn es da heisst: das Sawuische geht ab, so mag dieß von Marsden gelten. Denn Pallas hat bey *Sawuischen ajelej*.

Der Tod (71) heisst bey Pallas *hamatagan* (besser *ka Matajan*, wie im Malayischen), *Hallimolan*; *Pataj*; bey *Hr. A.* *camatayan*; *pagcamatay*, *Patai*; bey *Hervas Matai*. *Mataj* ist unstreitig hier das Grundwort, woraus *Pataj* durch Verwechslung der Lippenlaute entstanden ist. *Ca* und *pagca* sind bloße Vorsylben, so wie *an* eine bloße Endung, daher nun *ca - matay - an*, *pagca - matay - an*. Woher hat aber Pallas sein *Hallimolan*? Dieß hat nur mit dem Neukaledonischen *Gallik*; und dann mit Wörtern Tatarischer, Kaukasischer und Finnischer Völker einige Aehnlichkeit, so wie *Mataj* mit Jüdischen und Semitischen. Bey *Beil* (175) hat Pallas *daras*, *pandaras*; bey *Klein*, wenig (207) *Munti*, *ontii*, *Bali-Balian*; bey *ich* (247) *ako*. Diese drey Numern sind bey *A.* leer geblieben. Bey *Bart* (31) haben beide *baba*, aber Pallas auch noch *Gumi*, das auch im Pampangischen zu finden ist. Das Meer (90) bey beiden *dagat*. Pallas hat aber noch *laot*, Malayisch *laut*. Er scheint also Wörter aus mehrern Dialekten gehäuft und (oft) auch vermengt zu haben.

Wie soll man sich aber erklären, wenn P. und *A.* ganz verschiedene Wörter angeben? So heisst

|                | bey Pallas:       | bey <i>Alfer</i>  |
|----------------|-------------------|-------------------|
| der Mund (27)  | <i>bunga</i> ,    | <i>blbig</i> ,    |
| die Hand (35)  | <i>kamas</i> ,    | <i>falo</i> ,     |
| der Fufs (40)  | <i>kaks</i> ,     | <i>paac</i> ,     |
| der Hund (154) | <i>darapowä</i> , | <i>aso, aygm.</i> |

Auch bey Rüdiger ist *camas* die Hand, *calis* der Fufs. Er führt zwar ein zu Manila 1754 Fol: gedrucktes *Vocabulario de la lengua Tagala* an; *Rec.* zweifelt aber, das er daraus sollte geschöpft haben.

Ob *Hr. A.* auch wohl immer die rechte Bedeutung getroffen haben mag? Mit einem Worte erklärt er manchmal zwey Begriffe. *Arto* ist die Sonne (75) und der Tag (87). *Tbig* heiße Liebe (60) und lieben, *amare* (234). *Halongtiyang* ist das Grün; *viriditas*, (130) und grün, *viridis*, (211). *Bagong tano* steht bey *Knabe* (12) und bey *jung* (201). Diese Zweydeutigkeit mag in der Sprache selbst ihren Grund haben. Mehrere Sprachen haben für Sonne und Tag nur ein Wort. Das aber *Lupa*; *Erde*, (97) auch zugleich *Boden*, *pariementum*, (104) bedeute, *daying* *Geheil* (57) und *Schuerz* (61), *Flawiz* *Vermögen* (65) und *Gewalt*, *Macht*, (66), *caliny* *Baum* (123) und zugleich *Pfahl* heiße, ist kaum glaublich. Sollten die Tagalas für *Feld*, *Wiese*, *Acker* (138, 139, 195) nur das einzige Wort *parang* haben? Das zweyte Wort bey *Wiese* *caparangan*, mit der Vorsylbe *ca* und Endung *an*, ist im Grunde mit *parang* einerley, und das dritte Wort *pradera* ist offenbar Spanisch. Wer kann aus den längern Umschreibungen bey *Hügel*, *Thal*, *Wunder*, *Stadt*; (108, 109, 125, 171) klug werden? Bey *Sanga*, *Zweig* (137), steht noch *Nangrahui*. Solche Zusätze verleiten zu Irrthümern. Denn *nangcuhui* ist nicht etwa ein zweytes Wort, sondern eine nähere

here Bestimmung des Wortes *janga*. *Cahui* ist der Baum, *nancahui* also soviel, als vom Baume. So wäre denn (111) *nanglupa*, *nangdagot*, nicht *vapor terrae*, *vapor maris* zu übersetzen, wie es A. gethan hat, sondern von der Erde, vom Meere. So steht bey Thal (108) auch *Nangbondac*, d. i. vom Berge. Dieß kann nur erklärender Zusatz seyn, nicht die Benennung selbst. Wie kann man aber so eine Arbeit unternehmen, wenn man die Sprache nicht grammatisch kennt, wie es Hr. A. S. 15 aufrichtig gesteht? Daher konnte er den Plural von Mensch für Leute (15) nicht angeben. Indessen hat er sich mit vieler Behutsamkeit durchgewunden. Die Aufhäufung der Wörter aus andern asiatischen Sprachen, die er aus dem VI Band der *Archaeologia Britannica* entlehnte, ist bey mancher Nummer zu groß, und zum Theile überflüssig, da viele davon auch schon bey Pallas zu finden sind. Das Pelewische nahm er aus Keate, das Magindanische etc. aus Forrest's Reise. Das Tagalische *Ave Maria* nach drey Ausgaben liefs er in der Vorrede aus *Hervas Idea del Universo Tom. XVIII* abdrucken, „um Philologen in den Stand zu setzen, sich eine Idee von der Tagalischen Sprache zu machen.“ Diese Absicht möchte wohl dadurch noch nicht erreicht werden. Rüdiger in seinem Grundriß einer Gesch. der menschl. Sp. wies ihr unter den Südländischen Sprachen die Stelle zwischen der Pampangischen und Magindanischen an. So auch Pallas. Aus Hn. A. Schrift merkt Rec. noch als etwas Sonderbares an, daß die Tagalische Sprache für Sohn und Tochter nur das Wort *anac*, für Bruder und Schwester *capatir* hat. Will man nun den Sohn und Bruder als männliche Personen von der Tochter und Schwester als weiblichen Personen genauer unterscheiden, so muß es durch die Zusätze Mann (*calaquai*) und Weib (*babayi*) geschehen:

*anac* (*nalalaquai*) Sohn,  
*anac* (*nababayi*) Tochter,  
*capatir* (*nalalaquai*) Bruder,  
*capatir* (*nababayi*) Schwester.

In dem fortgesetzten Verzeichnisse seiner Schriften und kleinern Aufsätze führt Hr. A. S. 62—67 die Kroatischen Benennungen der Feste aus einem Gebetbuche an. Dieß nennt er einen Beytrag zur slavischen Diplomatie. N. 242 bey *kochen* muß es heißen *Taklapog*, nicht Forrest's *Toudepog*.

LEIPZIG, b. Rabenhorst: *Kleine lateinische Grammatik* für den ersten Anfänger. Mit Uebungen. 1802. II 4 S. gr. 8. (8. gr.)

Des Vfs. Sprachlehre ist auf drey *Curfus* angelegt, wovon hier der erste geliefert wird, der von Nachdenken und von dem Bemühen, das Erlernen der Sprache zu erleichtern und zweckmäßig einzurichten, zeugt. Seine Methode ist hier folgende: Nach jeder gegebenen Regel oder nach jedem Paradigma läßt er sogleich die Anwendung durch Uebersetzungsübungen aus dem Deutschen ins Lateinische folgen,

und zwar in kurzen, abgebrochnen Sätzen. Die lateinischen Wörter setzt er unter, wobey die Flexion u. s. w. nach der bereits erlernten Regel dem Schüler überlassen und nur dann vom Lehrer ergänzt wird, wenn etwas in den Sätzen vorkommt, wovon die Regel noch nicht da gewesen ist. So, nachdem z. B. die erste Declination gelernt ist, schreibt er zur Uebung im Gebrauche der *Casus*: „Die Magd hat die Thür und die Fenster geöffnet. — Jage die Fliegen weg u. s. w.“ mit folgendem Beysatz: „Die Mägd, *ancilla*, hat geöffnet, *aperuit*, die Thür, *janua*. — Jage weg, *abige*, die Fliege, *musca*.“ Dadurch nun, daß der Vf. eine Menge Dinge, Zeitwörter u. s. w. in diesen Uebungsbeispielen anticipirt, wozu die Regel noch nicht erlernt ist, entsteht ein gewisser Mechanismus, der vielleicht in der Folge das Erlernen der Regel in etwas erleichtern mag, aber doch wohl der Methode nicht vorgezogen werden darf, welche jedesmal nur solche Beispiele zum Uebersetzen ausucht, wozu die Regel schon gegeben ist.

- 1) HALLER, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Französisches Lesebuch für Anfänger*. Nebst einem vollständigen französisch-deutschem Wortregister. 1803. 131 S. 8. (14 gr.)
- 2) Ebendasselbst, b. Ebendens.: *Französisches Lesebuch für den zweyten *Curfus**; mit Rücksicht auf Handlungsschulen. 1803. 288 S. 8. (14 gr.)
- 3) Ebendasselbst, b. Ebendens.: *Leichte Aufgaben zur Uebung der Jugend im Französisch-Schreiben*, mit den dazu gehörigen Wörtern und Redensarten, 1803. 104 S. 8. (6 gr.)
- 4) Ebendasselbst, b. Ebendens.: *Deutsche Aufsätze zum Uebersetzen ins Französische für höhere Schulclassen*. 1803. 341 S. 8. (20 gr.)

Diese Reihe von Lese- und Hilfsbüchern für den Anfänger der französischen Sprache ist nach einem Plane angelegt, und verdient wegen der Zweckmäßigkeit, womit der Plan ausgeführt worden, so wie wegen der guten Wahl der Aufsätze in Bezug auf ihren Inhalt, alle Empfehlung. No. 1 und 3 enthält das Leichteste, was Anfängern zu lesen oder zu übersetzen aufgegeben werden kann, von den einfachsten Sätzen an, in einer guten Ordnung; No. 2 begreift eine Sammlung historischer und geographischer Erzählungen, nebst einer Abhandlung über den Handel und Sammlung kaufmännischer Briefe; No. 4 endlich besteht aus moralischen Aufsätzen, Fabeln, Erzählungen, kaufmännischen Briefen und einem Anhang von Formeln und Stellen, durch deren Uebersetzung die französischen unregelmäßigen Zeitwörter, so wie die Regeln vom *Imparfait*, *Parfait simple*, *Participe passé* erlernt werden sollen. Die Phraseologie ist vollständig beygefügt, und die Register über die ersten drey Bücher sind mit Fleiß und Genauigkeit verfaßt.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 27. May 1803.

## LITERATURGESCHICHTE.

MEISSEN, b. Erbstein: *Annalen der Universität zu Wittenberg. Von Johann Christian August Grohmann. Dritter und letzter Theil. 1802. 262 S. 8. ohne den Anhang. (20 gr.)*

Die eigentliche Geschichte der Universität Wittenberg schließt Hr. G. in diesem Theil schon mit dem J. 1733, weil, wie er sagt, von diesem Zeitraume an, die Begebenheiten und Schicksale zu nahe an die gegenwärtigen Zeiten gränzen, als das sich jetzt schon eine Geschichte, die bloß die vergangenen Begebenheiten zu erzählen hat, darüber ganz unpartheyisch sollte schreiben lassen. Dieser Grund zeugt allerdings von historischer Bedachtsamkeit; doch wünschen wir, das er wenigstens noch zwanzig Jahre weiter gegangen wäre. Denn Begebenheiten, die ihre volle funfzig Jahre und drüber alt sind, deren Theilnehmer daher auch gewöhnlich schon längst die Welt verlassen haben, lassen sich wohl noch mit allen Ehren unpartheyisch beschreiben. Da es überdies in der Geschichte einer hohen Schule eine Hauptaufgabe ist, es historisch zu erklären, wie sich ihr gegenwärtiger wissenschaftlicher Zustand gebildet habe: so dürfen die Männer und Auftritte, welche unmittelbar auf denselben gewirkt haben, nicht vorbey gelassen werden; sollte sich gleich ihr Einfluß nur allmählig und gleichsam von fern gezeigt haben. Doch wir sind gern auch mit den einzelnen Beyträgen zur Geschichte dieser Universität im verflochtenen Jahrhundert, welche Hr. G. hier mitgetheilt hat, zufrieden; es ist doch immer weit mehr, und etwas weit besseres, als wir bisher darüber gelesen hatten.

Im ersten Kapitel (S. 1—37) ist wiederum die Geschichte der Privilegien und Einkünfte der Universität vom J. 1694 bis 1733 enthalten. Zu jenen gehört, das im J. 1711 der Juristen-Facultät das Recht, Notarios zu creiren, und der Philosophischen das Befugniss, Poeten zu krönen, ertheilt wurde. Doch schon im J. 1721 wurde jenes Recht dahin eingeschränkt, das nur diejenigen Notarii, welche in Beyseyn der Juristenfacultät examinirt und creirt worden wären, als gültig sollten anerkannt, und in den Gerichten zugelassen werden, und ein Jahr vorher, war auch den Comitibus Palatinis streng untersagt worden, sogenannte Doctores bullatos zu creiren. Die Jurisdiction der Universität wurde in diesem Zeitraum mehr noch als zuvor eingeschränkt, und durch eine gleichere Vertheilung der Rechte und Verbindlichkeiten zwischen ihr und

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

den neben ihr bestehenden Gerichtsbarkeiten, wurde ein gleicheres Verhältniß hervorgebracht. Das zweyte Kap. von den milden Stiftungen und der äußern und innern Einrichtung der Universität, (S. 38—55) giebt doch für einen so kurzen Zeitraum, dreyzehn neue Stiftungen von Stipendien für Studierende an, worunter die Marschallsche von 10650 Rthlr. und die von Georg Mich. Cassai, einem gebornen Ungarn, für seine zu Wittenberg studierende Landsleute, für welche er auch eine Bibliothek hinterlassen hat, errichtete von 5169 Rthlrn., die beträchtlichsten sind. Die akademische Bibliothek, welche im J. 1691 aus nicht mehr als 4390 Büchern bestand, erhielt im J. 1721 nach dem Tode Daffovs, des bekannten Lehrers der morgenländischen Sprachen zu Wittenberg, und zuletzt Probsts zu Rendsburg, dessen ganze aus dreystausend auserlesenen Büchern bestehende Bibliothek, zum Geschenke vermacht. Hingegen sucht man die von Lessingen, in der Universitäts-Bibliothek aufgefundenen Geschichte von Scultetus, jetzt in derselben vergebens. Das anatomische Theater erhielt im J. 1733 durch die für 20,000 Gulden gekauften Ruyschischen Präparate, welche August III. schenkte, einen reichen Zuwachs.

Der im dritten Kapitel befindliche Abriss von dem religiösen, wissenschaftlichen, moralischen und politischen Zustande der Universität, (S. 56—104) fängt mit einem, fast zu weitläufig gerathenen, Beweise an, das gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts die Lutherische Dogmatik an die Stelle der päpstlichen Bullen getreten war; nur mit dem Unterschied, das sie nicht willkürlich, sondern nach Lehren der Bibel — die sie wenigstens dafür hielt, decretirte. Schon vor hundert Jahren hat eben dieses vom gesammten protestantischen Lehrbegriffe der berühmte Rich. Steele in der bekannten satirischen Dedication an den Paps, folgendergestalt ausgedrückt: „Der ganze Unterschied „zwischen Ew. Heiligkeit und unsern protestantischen „Theologen besteht darin: Ew. Heil. können nicht „irren, und unsere Theologen irren niemals.“ Hr. G. zeigt darauf, (S. 63. fg.) das Calixtus der erste gewesen sey, der die Dogmatik zu ihrer Lauterkeit und Einfachheit nach Luthers und vornämlich Melancthions Sinne zurückzuführen gesucht habe, und Spener sey in seine Fußstapfen getreten. Er behauptet sogar, (S. 69.) das man die Geschichte des Pietismus, in der wahren Bedeutung dieses Worts, vom Calixtus anfangen müsse. (Hierin kann man ihm aber nicht Beyfall geben. Beide große Männer hatten freylich manches mit einander gemein: Verbesserung der theologischen Methode, Religionsverträglichkeit, Empfehlung der

PPP

der theologischen Moral und Herabstimmung der hohen Verehrung der symbolischen Bücher; allein, sowohl ihre Reformationsentwürfe und Vorschläge nahmen eine ganz verschiedene Richtung, als auch die Mittel, welche sie dazu wählten, waren zum Theil weit von einander verschieden. C. suchte gründlich gelehrte Theologen zu bilden; Sp. wollte, ohne der wahren Gelehrsamkeit Eintrag zu thun, mehr fromme und erbauliche Prediger gezogen, mehr das praktische Christenthum hergestellt wissen; Gottseligkeit galt bey ihm weit mehr als Gelehrsamkeit: das Charakteristische des ersten ächten Pietismus. C. war aristotelischer Philosoph, brachte auch Kunstwörter dieser Schule in die Dogmatik; Sp. hingegen war und wollte nichts weniger als Philosoph seyn; falsche und fruchtbare Bibelerklärung sollte nach seiner Absicht dem Religionslehrer ungleich mehr nützen, als alle Philosophie; u. s. w.) Welchen Einfluß *Spencers* Reformationsplan, und die pietistischen Händel überhaupt auf den Zustand der Theologie zu Wittenberg geäußert haben, hätte etwas genauert entwickelt werden sollen. Der Vf. glaubt zwar, (S. 73) die im J. 1725 erschienene Schrift: Beweis, daß christl. evangel. Luthr. „Aekern — ihre Theologiam studierenden Söhne, ohne Beleidigung ihres Gewissens, gen Helmsstädt nicht schicken können,“ durch den übeln Verdacht, den *Calixtus* dieser Universität zugezogen habe, veranlaßt worden sey. Das ist aber gar nicht wahrscheinlich. Vielmehr hatte neuerlich der Abt und Prof. *Johann Fabricius* zu Helmsstädt, der viel weiter als *Cal.* den Syncretismus ausdehnte, und deutlich genug den Uebertritt von der evangelischen Kirche zur römisch-katholischen öffentlich genchmigte, ein solches Mißtrauen erregt. Eben so ist wohl S. 17 das königliche Rescript wegen des *Unionswerks* gar nicht von den Vorschlägen dieser Art, welche *Cal.* gethan hatte, wie Hr. G. meynt; sondern von den Unionsbemühungen zwischen Lutheranern und Reformirten, die damals, und schon seit geraumer Zeit im Preussischen so lebhaft betrieben wurden, zu verstehen. Unter den übrigen Wissenschaften, die in jener Periode zu Wittenberg gelehrt wurden, bemerkt der Vf. den damals schon ausgezeichneten Lehrer der Philosophie, *Sam. Christ. Hollmann*, der auch das erste bessere philosophische Lehrbuch daselbst: *Uberior in universam Philosophiam introductiv*, im J. 1734 herausgegeben hat. Bey der Geschichte (S. 83 fg.) hätte *J. W. Janus* keinesweges vorbey gelassen werden sollen. Das Studium der Anatomie hatte *Abraham Vater* viel zu danken; manche seiner Vorlesungen darüber wurden im J. 1731, seiner Einladung zufolge, bloß von vornehmen Frauenzimmern besucht. Mit Recht werden auch *Joh. Friedr. Meidlers* und *Joh. Matthias Hagens* Verdienste um die Mathematik gerühmt. (S. 91.) Der letztere hat besonders zuerst unter den Deutschen, die von de L'Isle angefangene Reformation der Landkarten glücklich fortgesetzt und vervollkommenet, und dieses nach der von ihm sogenannten hieroglyphischen Horizontal-Projection. Einen Anfang zu ästhetischen Vorlesungen machte im J. 1722 *Friedrich Strunz*,

Prof. der Dichtkunst. Das erste literarische Blatt, das unseren heutigen recensirenden Journalen ähnlich ist, gab auf dieser Universität im J. 1732 der Prof. *Wolkenius*, unter der Aufschrift: *Bibliotheca theologico-philologico-philosophico-historica*, heraus, das aber nur von kurzer Dauer geweten ist.

Der nun folgende Anhang über den gegenwärtigen wissenschaftlichen Zustand der Universität Wittenberg (S. 105—260) besteht freylich nur aus fragmentarischen Beyträgen; die aber doch immer ihren guten Werth haben. Es sind folgende: I. *Ueber den gegenwärtigen Zustand der Philosophie auf der Universität W.* (S. 107—124.) Hier hätten wir nicht mit dem Vf. gesagt, daß in dieser Wissenschaft seit *Hollmann* bis *Reinhard* eine tiefe Stille geherrscht habe, indem in diesem Zwischenraum nur das einmal gelernte System vorgetragen worden sey, ohne sich weiter um das Fortschreiten dieser Wissenschaft zu bekümmern. Denn *Joh. Friedr. Hiller*, obgleich überhaupt der *Wolfischen* Schule zugethan, war doch nichts weniger als ein philosophischer Partbeygänger; dachte und prüfte selbst; lehrte Philosophie mit Philologie und alter Literatur, beide aber mit der Theologie verbinden, und konnte gewissermaßen der aufgeklärteste Theologe zu Wittenberg bis *Littmann* daselbst auftrat, heißen. Ubrigens führte *Reinhard* im J. 1789 durch Vorlesungen über die Kritik der reinen Vernunft zuerst eine historische Bekanntschaft mit der Kantischen Philosophie ein; und wenn gleich dieses bey den Studierenden ein theilnehmenderes Interesse erweckte, als es die Absicht des Lehrers war: so ist doch daraus noch kein herrschender Sectengeist entstanden, der allemal für die hohe Schule, so wie für die Wissenschaft selbst ein Unglück ist. II. *Ueber die Methode, nach welcher die Rechtswissenschaft gegenwärtig zu Wittenberg vorgetragen wird*, von *H. S. Zachariä*, Professor der Rechte daselbst. (S. 125—133.) Sie hat eine mehr systematische Gestalt gewonnen; ihre verschiedenen Theile sind gehörig von einander getrennt worden; man hat die Encyclopädie und Methodologie in den Cyklus der einem Juristen nöthigen Wissenschaften aufgenommen; endlich ist auch für die Anwendbarkeit auf die Praxis mehr gesorgt worden. Der Vf. dieses Aufsatzes hat auch einen ganzen Curfus über die philosophische Rechtswissenschaft eingeführt. III. *Ueber das Studium der Anatomie*. D. *Böhmer* und der jüngere D. *Langguth* haben sie in Aufnahme gebracht, und D. *Vogt* hat sie mit einer neuen Erfindung künstlicher Präparate bereichert. IV. *Das von D. Kreyzig gestiftete klinische Institut*. V. D. *Langguths* reichhaltiges *Naturalienkabinet* unständlich beschrieben. (S. 134—174.) VI. *D. Georg Rudolph Böhmers Leben und Schriften*. Dieser verdienstvolle Arzt ist am 4ten April 1803 in seinem achtzigsten Jahre verstorben. VII. *D. E. F. Chladni's Schriften und erfundene musikalische Instrumente*. VIII. Prof. C. G. *Asmann* über die Erziehung der Professur der Oekonomie und der Kameralwissenschaften. IX. Des Universitätsmechanikus *Skührs*, der durch sein botanisches Handbuch rühmlich bekannt ist, *botanischer Garten*. X. *M. Ge. L. Leopolds*



polds Nachricht vom gegenwärtigen Zustande der akademischen Bibliothek. (S. 200—252.) Sie ist auch besonders abgedruckt worden, und verräth eine nicht gemeine Bücherkenntniß. Unter andern ist die *Ars morandi*, wovon Text und Figuren in ganze hölzerne Tafeln eingegraben, oder geschnitten sind, und aufser andern Merkwürdigkeiten auch die treffliche *Ponickauische Bibliothek* genau beschrieben worden. XI. Ueber das akademische Leben. Zuletzt sind Auszüge aus Recensionen über die beiden ersten Theile dieser Annalen angehängt. Hoffentlich werden diese Annalen in nicht langer Zeit einer neuen Ausgabe bedürfen; alsdann wünschen wir, daß Hr. G. seinem an sich brauchbaren Werke durch eine noch zusammenhängendere und vollständigere Beschreibung des Laufs der Wissenschaften auf seiner Universität, auch einen erhöhten Werth verschaffen möge.

GÖTTINGEN, b. Schröder: *Geschichte des Verfalls der Wissenschaften und Künste bis zu ihrer Wiederherstellung im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert.* Als Einleitung zur Literärgeschichte dieses Jahrhunderts. Aus dem Englischen. 1802. 302 S. 8. (20 gr.)

Ungeachtet der vielen schon vorhandenen Beyträge zur Gelehrten-geschichte des Mittelalters fehlt es uns doch immer noch an einer gründlichen und vollständigen Bearbeitung dieses ganzen Gegenstandes, nach allen seinen Veranlassungen, Denkwürdigkeiten und Einflüssen. Das hier übersetzte englische Werk erschien unter der Aufschrift: *An Introduction to the Literary History of the fourteenth and fifteenth Century*, zu London 1799. Jenes Bedürfnis wird freylich nicht dadurch befriedigt. Es ist mehr Entwurf als ausgeführtes Gemälde, und als Einleitung in ein Werk von größerm Umfange geschrieben. Auch betrifft es weit mehr den vorübergehenden finstern Zeitraum der Literatur, als die auf dem Titel angegebene Periode ihrer Wiederherstellung. Indess hat auch eine nähere Bekanntschaft mit den dazu vorbereitend wirkenden Umständen und deren summarische, hier mit Einsicht, Geist und schriftstellerischer Kunst entworfene Darstellung kein geringes Interesse. Die Uebersetzung war freylich mancher Nachhülfe und Erweiterung fähig; auch wäre sie, der Vorerinnerung zufolge, in einer würdigen Gestalt erschienen, wenn die Schrift, wie es die Absicht gewesen zu seyn scheint, das Glück gehabt hätte, von einem unsrer größten Literatoren (vielleicht dem Hn. Hofrath Eichhorn) mit seiner gewohnten Fülle ausgestattet zu werden. Da nun aber die Hoffnung dazu vereitelt wurde: so glaubte der ungenannte Uebersetzer, sich dadurch bey'm Publicum Dank zu erwerben, wenn er wenigstens in einer richtigen Uebersetzung diese geistreiche Schrift auf deutschen Boden verpflanzte. Sie ist allerdings sehr lesenswürdig; und die Vorrede des Vfs. über die Methode und Bearbeitung einer förmlichen Geschichte der Wiederherstellung der Wissenschaften verräth sogleich einen Schriftsteller von Einsicht und Geschmack, dem

man gern weiter folgt, da sein Vortrag zugleich angenehm und belehrend ist. Der erste Theil betrifft den Verfall der Gelehrsamkeit im römischen Reich, und den Zustand derselben in Europa während des zehnten Jahrhunderts; der zweyte handelt von den Ursachen, welche die Erwachung der Gelehrsamkeit bewirkten; und im dritten ist die Rede von dem Zustande und der Beförderung der Wissenschaften im zwölften und dreyzehnten Jahrhundert. Der Uebersetzer versichert übrigens sich um Erreichung der Aemuth und Feinheit des Originals bestrebt zu haben; und ganz ist ihm dieß Bestreben nicht misslungen, obgleich manche Periode gerundeter, und mancher Ausdruck gewählt seyn könnte. Wider die Richtigkeit ist S. 9. etwas arg verstoßen. Für *Pope's Essay on Genius*, sollte der Versuch über *Pope's Genie* stehen, der, wie bekannt, den verstorbenen D. Joseph Warton zum Verfasser hatte, der zu einer Geschichte der Wiederherstellung der Literatur Hoffnung machte. Einige wenige Anmerkungen hat der Uebersetzer beygefügt, welche theils berichtend theils bibliographisch-nachweisend sind.

#### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STOCKHOLM, b. Delén u. Forsgrén: *Svenska Aca-  
demiens Handlingar ifrån År 1786. Första Delen.*  
(Schriften der Schwedischen Akademie vom Jahr  
1786. Erster Theil.) 1801. 327 S. 8.

Die im J. 1786 von Könige Gustav III, selbst einem großen Sprachkenner, Redner und Dichter, gestiftete Schwedische Akademie gab jährlich ihre Schriften in gr. 4. prächtig gedruckt heraus. Sie fieng aber hernach und besonders, nachdem sie eine neue Orthographie festgestellt hatte, an, ihre Schriften seit 1796 in 8. mit milder typographischer Pracht ans Licht zu stellen, und davon ist der erste 1801 erschienene Band, der besonders das neuere orthographische System enthält, in No. 189. der A. L. Z. schon angezeigt worden. Aber nun list sie auch, da die erste Auflage vergriffen ist, ihre ältern Arbeiten, auf gleiche Art, in einem bequiemern Format und nach gleichen orthographischen Regeln umdrucken. Und davon ist dieß der erste Band. Man findet darin zu Anfang die Nachricht von der Stiftung dieser Akademie, und von dem was dabey vorgefallen; dem königl. Brief vom 20. März 1786 wegen Einrichtung dieser Akademie; die königl. Rede von den Ursachen und dem Zweck ihrer Stiftung, nebst den Statuten derselben in 58 Paragraphen, und der Antwort des damals noch lebenden Reichsraths Ge. Höpken an den König. Hierauf liest man die kurzen Antrittsreden der ersten Mitglieder, R. R. Höpken, R. R. Hermansson, R. R. Fersen, Ob. Kammerh. G. Oxenstjerna, Expeditionssecr. Adlerbeth, Kammerath Botin, Staatssecr. Schröderheim, Kanzleyr. G. Gyllen von Rosenheim. Darauf folgen die großen hernach bey'm Eintritt gehaltenen Reden des damaligen O. K. H. Baron G. M. Armfelt, worin er R. Gustav I. Verdienste um das Reich schildert; Hn. Nordin über die ältere

ältere Geschichte der Schwedischen Sprache; Bischof O. Celsius über das Alter, die Verwandtschaft und Verbesserung der Schwed. Sprache; Bischof D. Vingård, über die verschiedenen Schicksale der geistlichen Beredsamkeit; des jetzigen Kanzleyrath Leopold über Genie und Geschmack, und Secret. Clewberg Ehrengedächtniß des Grafen C. F. Scheffers, mit den auf diese Reden gegebenen Antworten.

Da nach den Statuten allemal am 20 Dec. als am Geburtstage K. Gustav Adolphs eine feyerliche Zusammenkunft gehalten, und alsdann auch die ausgezeichneten Preise vertheilt werden sollten: so geschah dies den 20 Dec. 1786 zum erstenmal, und die an diesen Tage in der Akademie abgelesenen Schriften sind hier wieder abgedruckt. Ausser einer schönen Rede des Hn. v. Rosenstein, worin er bemerkt, daß so wie unter dem großen Gustav Adolph die Kriegskunst zur hohen Vollkommenheit gestiegen, so sich jetzt für Sprache und schöne Wissenschaften die günstigsten Aussichten zeigten, ist das wichtigste darunter das Ehrengedächtniß des Reichsrath und Feldmarschalls Torstenson. Es waren vier Schriften über ihn eingeschickt, sie wurden in Gegenwart des Königs beurtheilt, und der hier abgedruckten der erste Preis zugesprochen. Der Vf. hatte sich aber nicht zu erkennen gegeben. Nur erst im folgenden Jahre entdeckte man, daß der König selbst der Verfasser davon war. Die Akademie bat ihn darauf, auch die zuerkannte goldne Preismedaille anzunehmen. Der König willigte darein, und gab dadurch einen Beweis, wie sehr er die Akademie und ihre Bemühungen schätzte, und auch andere zu gleichem Eifer aufzumuntern suchte. Noch sind hier abgedruckt: Gustav Adolphs Regierungsantritt, eine Ode von N. L. Sjoberg, und ein vorgelesenes Stück aus Gr. Gyllenborgs Zug über den Belt. Der Akademie war aufgegeben, alle Jahr auf einen verdienten Schweden eine Münze prägen zu lassen. Diese war diesmal auf den königl. Rath General-Gouv. Feldm. Erich Dahlberg geschlagen, und nun ward auch eine Lebensbeschreibung dieses Herrn verlesen, die hier abgedruckt und auf deren Titel die Münze selbst in Kupfer gestochen ist.

ST. GALLEN, b. Huber u. Comp.: *Leonard Meisters helvetische Blätter für das Bedürfnis der Zeit.* 1802. 7 B. 8. (10 gr.)

In dem vorigen Jahre sind in Helvetien so viele und so verschiedene politische Veränderungen vorgefallen, daß bey einer Schrift, wie die vorliegende, nicht bloß das Jahr, sondern auch der Monat, ja vielleicht zum Theil selbst der Tag angegeben werden sollte, an welchem dieser oder jener Aufsatz geschrieben wurde, weil man erst dann genau beurtheilen kann, ob wenig oder viel Muth dazu erfordert ward, diese Ideen mitzutheilen, indem der Vf. in dem

einen Falle der gerade herrschenden Parthey konnte Dienste leisten wollen, oder in dem andern vielleicht zu der Oppositionsparthey gehörte. Rec., der als ein Deutscher allen Partheyen in diesem Lande fremd ist, und bey dem Siege oder Falle keiner Parthey etwas zu gewinnen oder zu verlieren hat, ist dem Vf. das Zeugniß schuldig, daß er so vernünftig und gemäßigt schreibt, daß er aus seinen Blättern nicht schliesen könnte, ob sie im May, im September oder November geschrieben seyen, worauf doch sonst bey mancher ähnlichen Flugschrift nicht wenig ankömmt. Hr. M. schreibt, als ein gebildeter Mann, mit Verstand; sein Ton ist feingefittet; er giebt Gründe, und ist bereit, Gründe anzuhören und anzunehmen; und wo er, bey der Leidenschaftlichkeit seiner Mitbürger, Bedenken trägt, seine Meynung geradezu vorzutragen, weil er fürchten mußte, die Erbitterung dadurch nur zu vermehren, da kömmt ihm seine Belesenheit zu Hülfe, und er läßt Montesquieu, Baco u. a. über die Sache reden. Durch neuere Ereignisse hat nun zwar ein Theil dieser Aufsätze aufgehört interessant zu seyn; die Centralregierung z. B., von welcher das zweyte Blatt handelt, ist bereits von dem Schauplatze abgetreten; inzwischen verdient noch immer manches, was Hr. M. sagt, beherzigt zu werden. Mit Recht rügt er z. B. den *Mißbrauch der Kanzel*, der in Helvetien seit der Revolution auch von protestantischen Geistlichen weit getrieben worden ist, und auf den auch in Deutschland mehrere Beurtheiler helvetischer Revolutionspredigten aufmerksam machten; mit Recht bemerkt er, daß es eine kaum begreifliche Verblendung des Partheygeistes verrathe, wenn man, statt sich im Innern einander zu nähern, lieber an fremde Mächte sich wende, und durch diese dem Vaterlande Heil und Wohlfahrt verschaffen wolle. „Sicher und fest,“ heist es S. 25, „ist kein Friede, den nicht das Herz beschwört. Unter den kurzen und wechselnden Siegen verbluten zuletzt beide Partheyen.“ Auch über den Zehnten, der noch auf den heutigen Tag ein Zankapfel der Städte und Landleute ist, kömmt manches Vernünftige vor, womit jedoch die Städteparthey schwerlich zufrieden seyn wird; billig hätte hier auch bemerkt werden sollen, wie wenig diejenigen Geistlichen, welche ihr Recht auf den Zehnten von den Verordnungen des mosaischen Gesetzes in Ansehung der jüdischen Priester und Leviten herleiten, die Würde des christlichen Lehramts zu kennen scheinen, und wie wenig Bekanntschaft mit der Welt sie verrathen, wenn sie glauben, daß die Geistlichen in der ganzen Christenheit durch Zehnten erhalten werden. Eine Kleinigkeit sey noch angeführt: Hr. M. schreibt immer *David Hüme*, als wenn man den Namen dieses Gelehrten französisch ausspräche; bekanntlich muß aber *Hume* geschrieben werden.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 28. May 1803.

## RÖMISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Schwickert: *M. Tullii Ciceronis opera ad optimos libros recensuit, animadversionibus criticis instruxit, indices et Lexicon Ciceronianum addidit Christian. Dan. Beckius. Vol. III. orationum Tomus III. 1802. XII. u. 620 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)*

Die zwey ersten Bände des Beckischen Cicero sind in den *Ergänzungs-Blättern* der A. L. Z. 2ter Jahrg. Nr. 26. angezeigt worden. Der dritte begreift zehn Reden, von Or. XIV—XXIII. incl., nämlich die Rede für den Cluentius, die drey über das Ackergesetz, die für den Rabirius, die vier Catilinarischen und die für den Murena. Es ist keine leere Versicherung, wenn der Herausgeber von sich sagt, daß sein Fleiß nicht nachgelassen, sondern seine Anstrengung für die Vervollkommenung seiner Arbeit im Fortgange derselben zugenommen habe. Von der ersten Einrichtung, nach welcher er besondere Anmerkungen in Supplementen hinten beygefügt, scheint er abgegangen zu seyn, und wir finden jetzt, ausser dem kritischen Apparat, auch die erheblichsten und unentbehrlichsten grammatischen und historischen Erläuterungen sogleich unter dem Text angebracht, der indess, bey der Bändigkeit im Ausdruck und der gedruckenen, fruchtbaren Kürze des Herausgebers, nicht in einem Meere von Anmerkungen schwimmt. Die Lesarten der Handschriften und Ausgaben werden so vollständig, wie nirgends, gesammelt; vorzüglich ist der ganze Varianten-Vorrath der Oxforder Ausgabe eingetragen; Prüfung, Sichtung und Auswahl wird mit des Herausgebers bekannter Genauigkeit und Gründlichkeit veranstaltet; die Meynungen und Gründe der Kritiker und Commentatoren werden Auszugsweise, Erneki's Anmerkungen oft wörtlich, mitgetheilt und mit einer Beurtheilung, wo es nöthig, begleitet.

Wir beleuchten nur einige Stellen der Catilinarischen Reden. Es mag, wie in so vielen andern Fällen, so Cat. 1, 2, 5 schwer seyn, mit seiner Beurtheilung der sich durchkreuzenden Lesarten zu einem Abschluß zu kommen. Ganz recht vertheidigt aber der Herausgeber: „*num — C. Servilium praetorem P. R. mors ac poena remorata est?*“ Tod und Strafe sind personificirt als Henker oder Diener der Gerechtigkeit, deren Willen sie ohne Verzug vollstrecken. *Non remorata est. s. non retinuit in vita, vivere non passa est, unius usuram dici non dedit*, wie es C. 12, 41. heisst. Eben A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

so richtig wird C. 3, 12. für diese Lesart entschieden: „*Nihil agis, nihil moliris, nihil cogitas, quod ego non modo non audiam, sed etiam non videam planeque sentiam*“ wobey wir nur bemerken, daß *audiam* dem *moliris*, *videam* dem *agis* und *sentiam* dem *cogitas* zu entsprechen scheint. Aus dieser Stelle scheint folgende C. 6, 24. interpolirt worden zu seyn, welche gewöhnlich so gelesen wird: „*Nihil agis, nihil assequeris, nihil moliris, quod mihi latere valeat in tempore: neque tamen conari ac velle desistis*.“ Nicht zu gedenken, daß Cicero sich schwerlich so ausgedrückt hätte: *quod mihi latere val. in tempore*, so widersprechen auch die Worte: „*nihil assequeris, quod mihi latere val. in tempore*“ der ganzen Absicht des Cicero, der nicht sagen will, er erfahre es auf der Stelle, wenn dem Catilina ein Streich gelinge (*assequi*), sondern vielmehr, dem Catilina gelinge keiner seiner Streiche, er, der Consul, parire sie alle aus. Mit Recht umklammert der Herausgeber nach dem Beispiel mehrerer die Worte: „*nihil moliris, quod mihi latere valeat in tempore*“ als ein Glossem. Irgend ein Grammatiker, der weniger den Zusammenhang als die oben angeführte Stelle C. 3, 12. vor Augen hatte, schrieb die Worte bey; auch er scheint an dem *assequi* Anstoß genommen und daher *agers* und *assequi* bloß *pro conatu*, nicht *pro effectu*, durch die Erklärung: „*nihil moliris*“ verstanden zu haben. Cap. 3, 31. sagt Cicero: er werde den Senat nicht ausdrücklich darüber befragen, ob er den Catilina ins Exil schicken wolle, und dennoch wolle er den Catilina von der Meynung des Senats überzeugen: „*faciam, ut intelligas, quid hi de te sentiant*.“ Nach diesen Worten, meynet der Herausgeber, habe Cicero ein wenig geschwiegen, und, da der Senat während dieser Pause nicht eingeredet, bewirkt „*ut ex silentio senatorum pateret eorum voluntas*.“ Wir wissen aber wahrlich nicht, was der Senat an dieser Stelle hätte einreden sollen, und wie sein Schweigen hier für be-redt angenommen werden könne. Die Sache verhält sich vielmehr so. Unmittelbar nach den angeführten Worten heisst Cicero den Catilina ausdrücklich und aus eigener Macht ins Exil gehen: „*Egredere ex urbe — in exilium, si hanc vocem expectas, proficiscere*“, und nun hält er inne, nicht, wie der Herausgeber will, um zu sehen, ob Catilina gehen werde, sondern diesen darauf aufmerksam zu machen, wie sich der Senat bey dieser harten Rede benehmen werde. Schwieg dieser, so war dieß Schweigen bedeutsam genug und so gut als eine ausdrückliche Genehmigung dessen, was Cicero gesagt hatte. Der Senat schwieg wirklich. Deswegen fährt Cicero fort: „*Wie ist, Catilina*“

tilina? Giebst du wohl Achtung? Bemerkst du wohl das Stillschweigen dieser Männer? *Patiuntur, tacent.* Wir vermuthen, daß hier ein Wort ausgefallen ist, und daß Cicero geschrieben habe: „*Qui escunt; patiuntur; tacent,*“ weil weiter unten auf diese Stelle mit den Worten zurückgeblickt wird: „*De te autem, Catilina, cum quiescunt, probant; cum patiantur, decernunt; cum tacent, clamant.*“

Die zweyte Rede beginnt Cicero mit dem frohlockenden Ausruf: „*Tandem aliquando — Catilinam — ex urbe vel eiecimus vel emisimus, vel ipsum egredientem verbis prosecuti sumus.*“ Worüber er sich in der Folge erst näher erklärt, das läßt er vor der Hand unbestimmt, ob er den Catilina aus Rom gestopfen, ob er ihm die Thore nur geöffnet oder ob er dem freywillig Gehenden noch den Abschied auf den Weg gegeben. Schwerlich geht „*verbis prosecuti sumus*“ auf die „*mala omina*“ oder Verwünschungen, die ihm Cicero gegen das Ende der ersten Rede zurief, wie Ernesti hier annimmt. Die Gradation geht vielmehr aufwärts vom Schlimmern (*eiecimus*) zum Bessern: „oder ich habe ihm gar glückliche Reise gewünscht, ein Lebewohl mit auf den Weg gegeben“ gerade wie wir auch, mit „*geflissentlicher Zweydeutigkeit*, von einem, den wir weit weg wünschen, sagen, und wie der Grieche sein *χαίρειν* *ἄν* braucht. Hatte sich nicht Cicero selbst in der ersten Rede C. 8, 32. ähnlich ausgedrückt? „*Quorum ego vix abs te jam diu manus ac tela contineo, eosdem facile adducam, ut te haec, quae jam pridem vastare studeo, relinquente, usque ad porta's prosequantur.*“ Da man übersah, daß die *verba* auf das *χαίρειν* des Abschieds gehen, so wußte man nicht, was man mit dem Wort machen sollte; daher die Lesart mehrerer Handschriften und Ausgaben: „*egredientem urbe prosecuti sumus,*“ welche um so weniger annehmlich ist, da so nahe dabey steht: „*ex urbe vel eiecimus.*“ Cap. 2, 4 erklärt sich der Redner darüber, warum er den Catilina nicht habe greifen und tödten lassen: „*Sed quam multos fuisse putatis, qui, quae ego deferrem, non crederent? quam multos, qui propter stultitiam non putarent? quam multos, qui etiam defenderent? quam multos, qui propter improbitatem faverent?*“ Es nimmt uns Wunder, wie der Herausgeber diese Stelle, so wie sie jetzt ist, ertragen konnte. Ernesti's ehemaliges Bedenken, daß die Concinnität der Glieder alterirt sey, scheint uns das geringste. Aber was ist das für eine Partition: „Wie viele würden meine Angaben nicht geglaubt haben? Wie viele (versteht sich, andere) würden sie aus Mangel an Einsicht nicht für wahr gehalten haben?“ Warum glaubten sie denn die ersten vielen nicht? Ist etwa der letztere Satz, den auch eine Handschrift nicht hat, ein Glossen des ersten? Oder muß man beide in einen zusammenschmelzen: „*qui, quae ego deferrem, propter stultitiam non crederent?*“ Oder ist in letzterm zu lesen: „*qui propter stultitiam vera non putarent;* (oder auch *magni non putarent*); jenes würde die von Döring gegebne Erklärung begründen: Wie viele würden Catilina's Verbrechen nicht glau-

ben, weil sie von mir, als dem vermeynten Feinde des Catilina, angezeigt worden, wie viele andere aus Einsalt u. s. w. C. 2, 6 sagt Cicero vom Catilina: „*Tongilium mihi eduxit, quem amare in praetexta calumniam coeperat.*“ Das vorletzte, hier sinnlose, Wort hat der Herausg. in Klammern eingeschlossen. „*Codd. nihil juvant*“ sagt der Herausgeber, und doch führt die Randanmerkung der Barberini'schen Handschrift: „*alii, Calvinia*“ auf die Wahrheit, die ein uns unbekannter Gelehrter aufgefunden hat, welcher in einem Ex. des Gruter'schen Cicero verbessert: *Catilina*. In den Handschriften sehen sich die Wörter: *catilina, calvinia, calumnia* fast gleich. Cap. 6, 18 sagt Cicero im Ton der Ironie: „*Homo videlicet timidus et permodestus vocem consulis ferre non potuit: simul atque ire in exilium iussus est, paruit, ivit.*“ *Ivit* nahm der Herausgeber aus einer Handschrift statt der gewöhnlichen Lesart, auch der bessern Handschriften, auf, welche: *quievit*, andere: *paruit, qui, quid, quod* u. s. w. haben. Unsers Dafürhaltens schrieb Cicero: „*paruit, Quirites, ivit,*“ und aus dem abgekürzten *Quir. ivit* entstand *quievit*. Cap. 8, 27. „*possessionum amore adducti dissolvi nullo modo possunt*“ scheint der Herausgeber auf Schellers Seite zu treten, der *dissolvi* durch *separari* oder *separare se*, erklärt. Diese Erklärung scheint uns die einzig wahre zu seyn. Die Metapher ist hergenommen von einem, der den andern fest umschlungen hält und nicht los läßt. „Von der Liebe zu ihren Besitzungen angezogen, lassen sie sich auf keine Weise davon losreißen.“ Nicht sowohl die vom Herausgeber aus Scheller angeführte Erläuterungsstelle, als die von Döring aus der Rede *pr. Sulla* 20 aufgestellte Parallele ist entscheidend: „*tanto amore suas possessiones amplexi tenebant, ut ab his membra divelli citius et distrahi posse diceret.*“ Cap. 10, 35 wären wir in Versuchung gekommen: *seminarium Catilinarum* statt *Catilinarium* in den Text aufzunehmen. Zwar haben jene Lesart nur ein Codex und ein paar Ausgaben, aber sowohl der Wohlklang neigt uns auf ihre Seite (denn das wiederholte *arium* wäre ein wahrer Ohrenzwang) als der Sinn, da hier nicht von einer durch den Catilina gestifteten Pflanzschule die Rede ist, sondern von einem Seminarium, das erst nach Catilina's Tode entstehen werde, und worin junge Catilina's gebildet werden dürften.

Aus der dritten Rede bemerken wir nur noch ein paar Stellen. Cap. 9, 36 behält der Herausgeber die gewöhnliche Lesart bey, und vertheidigt die Verworrenheit dieses Periodenbaues mit der Lebhaftigkeit und Heftigkeit der Sprache und des Numerus. Aber was heißt nun: *illa Allobrogum sollicitatio nunquam credita esset ignotis etc.*? Der Vorwurf der Dunkelheit und einer gezwungenen Wortfügung wird, dünkt uns, von dieser Stelle weggenommen, wenn man: „*Sed vero illa Allobrogum sollicitatio*“ als *Nominativus absolutus* und als Vorderatz, daß folgende aber als Nachsatz betrachtet. „Was nun anlangt die Befechung der Allobroger, so würde Lentulus u. s. w. eine so wichtige Verschwörung Unbekannten und

Barbaren nicht so unbedachtſam anvertraut haben.“ Bey einer andern, nicht weniger den Schein von Verworrenheit habenden Stelle C. II, 43 erlaubt ſich der Herausgeber folgende Wortverſetzung: „*eamdemque diem intelligo et ad ſalutem urbis, quam ſpero aeternam fore, et ad memoriam conſulatus mei propagandam, unoque tempore in hac rep. duos cives exiſtiſſe cet.*“ d. h. ich ſehe, daß dieſer Tag ſowohl zum Heil dieſer Stadt, deren ewige Dauer ich hoffe, als zur Verewigung meines Conſulats genommen ſey, und daß zu derſelben Zeit zwey Männer aufgeſtanden ſind u. ſ. w.

Da der Herausgeber noch drey und dreyßig Reden zu bearbeiten hat: ſo dürften dieſe zum wenigſten noch drey Bände erfordern. Um ſo mehr iſt zu wüncſchen, daß das Verſprechen der Vorrede, dieſe Bände ſchneller nach einander erſcheinen zu laſſen, von dem würdigen Vf. ohne neue Unterbrechungen erfüllt werde.

### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

KOPENHAGEN U. LEIPZIG, b. Schubothe: *Neue Beyträge zur Veredlung der Menſchheit*; herausgegeben aus dem Erziehungsinſtitut bey Kopenhagen, von C. F. R. Chriſtiani, Kön. Hofprediger. Erſter Band. 1802. 396 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Auch unter dem Titel:

*Ueber die bisherige und künftige Verfaſſung meines Erziehungsinſtituts*; allen Freunden einer edleren Erziehung, inſondero den Aeltern und Vor- undern meiner Zöglinge gewidmet von C. F. R. Chriſtiani.

Der Vf. beſtimmt dieſe neuen Beyträge, welche in halbjährigen Lieferungen fortgeſetzt werden, theils zur Mittheilung ſeiner Gedanken und Ueberzeugungen über allgemein wichtige Gegenſtände, vorzüglich aus dem Gebiete ſittlicher Wahrheiten, theils zu Auffätzen über die Angelegenheiten und die Geſchichte ſeiner Erziehungs-Anſtalt, die nun ſchon ſeit ſieben Jahren beſteht, und, nach Beſeitigung vieler Schwierigkeiten, extenſiv und intenſiv immer mehr gewinnt. Der Vf. legt in dem erſten Band der Beyträge, die wir hier anzeigen, einen allgemeinen Bericht und Rechenſchaft über die ökonomiſche und pädagogiſche Führung ſeiner Erziehungsanſtalt ab, und verfährt dabey mit einer Offenherzigkeit, die, vorzüglich in Anſehung des ökonomiſchen Theils, manchem zu weit getrieben oder nicht weltklug genug ſcheinen dürfte, wiewohl ſie ihm gerade die Herzen anderer zuwenden wird. Die Geſchichte der vielen Hinderniſſe, die der Vf. zu überwinden hatte, iſt ſehr lehrreich, vielleicht abſchreckend für manchen Unternehmern ähnlicher Anſtalten, warnend für junge, unerfahrne und ſanguiniſche Pädagogen, aufmunternd für andere, denen die Beharrlichkeit des Vfs. zum Muſter dienen kann. Jetzt, da die Anſtalt zu größerer Feſtigkeit

und Ausdehnung gelangt iſt, hat ihr der Vf. eine neue Organisation gegeben, welche ſehr beyfallswürdig zu ſeyn ſcheint. Die Zöglinge unter zwölf Jahren, welche die allgemeine Bildung erhalten, machen mit ihren Verforgern und Führern eine eigene Familie, unter dem Nauten eines Philanthropin aus, (wenn auch dieſer Name paſſend wäre, ſo würden wir ihn doch nicht gewählt haben, da das Philanthropin-Weſen längſt nicht mehr in Credit ſteht) und leben abgeſondert von der übrigen Anſtalt, haben ihren eigenen Unterricht, Spielraum und Vergnügungen, und ſtehen in der engſten Verbindung mit der Hausmutter, welche die Stelle der abweſenden Mütter vertritt. Aus dieſem Philanthropin gehen die Knaben in die Bildungsanſtalt über, (in welche jedoch auch fremde Zöglinge, wenn ſie dazu geeignet ſind, aufgenommen werden können, ohne vorher das Philanthropin beſucht zu haben), worin ſie für einen beſtimmten Stand gebildet werden: Dieſe wird, nach der Verſchiedenheit ihrer künftigen Beſtimmung, in zwey Geſellſchaften oder Abtheilungen vertheilt, deren eine aus den zum gelehrten Stande, die andere aus den zur Handlung beſtimmten Knaben und Jünglingen (denn das Local der Kopenhagener Anſtalt bringt es mit ſich, daß die meiſten nichtſtudierenden Zöglinge für den Kaufmannsſtand beſtimmt ſind) beſteht. Jede Abtheilung macht eine eigene Lehranſtalt aus, die ihren eigenen Plan, ihre eigenen Lehrſtunden und Lehrgegenſtände hat. Unter dem Vorſteher dieſer ganzen Erziehungs-Republik ſtehen Vorſteher der einzelnen Abtheilungen des Inſtituts, welche mit dem Hauptvorſteher die Direction ausmachen. Außerdem iſt noch ein Inspector oder allgemeiner Aufſeher angeſetzt, der darüber wacht, daß Ordnung und gute Sitte, Recht und Unpartheylichkeit unter Lehrern und Zöglingen aufrecht erhalten werde, eine kritiſche Lage eines Mannes, der gleichſam der Controllleur der Lehrer, der *tribunus plebis* (d. h. der Zöglinge) oder Sachwalter ſeyn ſoll, welcher die Zöglinge gegen Willkür und Laune der Lehrer ſchütze? Unter mehreren Lehrreichen dieſer Schrift zeichnen wir nur die ſehr zweckmäßig abgefaßten Geſetze und Anordnungen für die Zöglinge der Bildungsanſtalt und die Inſtructionen für den Erziehungsaufſeher und die Oberlehrer an der Bildungsanſtalt aus. Die ganze neue Einrichtung fängt mit dem 1. May 1802 an; damals hatte die Anſtalt 52 Zöglinge und neun Lehrer, die im Erziehungs-hauſe wohnten, auſer welchen aber noch viele andere Männer aus Kopenhagen Unterricht darin ertheilten.

LINGEN, b. Jülicher: *Der weibliche Heldennuth in Beyſpielen aus der wirklichen und wahren Geſchichte*. Ein Beytrag zu einer Apologie des ſchönen Geſchlechts. Den Verehrern und Verächtern deſſelben geweiht. 1802. VIII. u. 406 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der ungenannte Vf. ſchlägt ſich zu der Parthey derjenigen, welche die Verſchiedenheit der Seelenvermögen der Geſchlechter bloß von der Erziehung und von

von äußern Verhältnissen herleiten. Er fertigt in seiner Manier diejenigen ab, welche das Weib nicht in allen Stücken dem Manne gleich setzen, und stellt ihnen die Anwalde des weiblichen Geschlechts entgegen, unter welchen schon vor Hippels bürgerlicher Verbesserung der Weiber, der Vf. von *Recueil des Dames ou les femmes devenues papes, cardinaux, évêques, ministres etc.* Paris 1790 das weibliche Geschlecht dem männlichen, sogar bis zum Reichthören und Messelosen, gleich setzte. Nun meynt der Vf., dieses Geschlecht sey von Seiten seiner oft bewiesenen Herzhaftigkeit und Tapferkeit noch nicht ins rechte Licht gestellt worden, und, um diese Lücke auszufüllen, sammelte er Beyspiele aus verschiedenen Zeiten und Völkern. Dafs er aber darin viele Vorgänger hat, lehrt schon die angehängte lange Liste von Schriftstellern, (unter welchen der von Heeren in der Bibliothek d. alt. Lit. St. 6. herausgegebene Tractat *Γυναικες εν πολεμικοις ουverai και ανδρσιαι* fehlt), der folgende einleitende Worte S. 398. vorgesetzt sind: „Ueber die von mehreren zusammen und vereint und auch — einzeln sich als tapfer beweisende Frauenzimmer sind bisher folgende Schriften vorhanden, deren größter Theil jetzt selten anzutreffen ist.“ Hätte sich nur der Vf. begnügt, die Bücher und Stellen, die ausgezogen werden sollten, einm in Schreiben und in der Sprache geübtern Ananuenis nachzuweisen, so würden wir durch diesen eine, wo nicht mit mehr Kritik abgefaste, doch wenigstens lesbarere Compilation erhalten haben, welche Eigenschaft wir an dem Buche in seiner gegenwärtigen Gestalt nicht rühmen können. Denn, ausser den vielen Druckfehlern, welche einen Raum von drey eingedruckten Seiten einnehmen, ist der Fehler gegen die Rechtschreibung, die Grammatik und den guten Stil eine Legion. Um mit Beyspielen dieser Sudeleyen den Raum nicht unnöthiger Weise zu verschwenden, geben wir nur eine blindlings aufgegriffene Probe. S. 24.: „Die Spartanerinnen wurden so gut wie die Knaben zum Wettspiel z. B. zum Laufen, zum Speiß- und Pfeißwerfen und Pfeißschießen abgerichtet und sehr früh darin nach *Lycurgs des Gesetzgebers* der Spartaner geübt. Die Mädchen, die in den Städten anderer Länder verzärtelt und zu Hause innerhalb der Wände eingeschlossen wurden, wurden bey den Spartanern der Luft und Witterung, dem Sonnenbrande und Staube in den Lauf- und Rennbahnen, so hart und schmerzhaft es ihnen erst auch vorkommen mochte, ausgesetzt. Man sah sie in denselben fortgestossen, weggetrieben und fallen und das alles — nackend. Abhärtung und um den Körper mehr zu stärken war *Lycurgs* Zweck bey dieser Anordnung.“ Eines so schlecht schreibenden Advocaten des weiblichen Heldenmuths wird sich das schöne Geschlecht gewiß schämen.

BRANDENBURG, b. Leich: *Gottlich Tugendlich Hiebendahl*, ersten Lehrers der Pauliner Schule zu Brandenburg, *Anweisung zu einem gefitteten und vernünftigen Lebenswandel, gezogen aus den Schriften Salomo's, Sirachs u. f. w. Nebst einem kurzen Unterricht zur Erhaltung des körperlichen Wohls.* Aufgesetzt von *Johann Karl Sybel*, Arzte zu Brandenburg. 1801. 179 S. 8. (6 gr.)

Hr. Hiebendahl hat die löbliche Absicht, durch dieses Buch sowohl die Jugend in Schulen, als auch Erwachsene mit biblischen Lebensregeln bekannt zu machen. Unter gewissen alphabetisch geordneten Rubriken, z. B. Alter, Amt, Arbeiten u. f. w. steht eine Reihe biblischer, größtentheils aus dem Buche Sirach entlehnter, Sittenregeln, denen eine kurze Erklärung des Sinnes unter dem Text, und eine alphabetische Erörterung einiger sittlichen Hauptbegriffe beygefügt ist. Wenn bey der Auswahl der Stellen theils mehr auf eigentliche *Pflichtgebote* als auf bloße *Klugheitslehren*, theils mehr auf das N. T. als auf den Sirach Rücksicht genommen wäre: so würde diese nützliche Sammlung noch mehr Empfehlung verdienen. — Ueberaus zweckmäßig ist aber der Anhang von Gesundheitsregeln für den Bürger und Landmann. Billig schränkt sich hier Hr. D. Sybel auf das diätetische Verhalten in gesundem und kränklichem Zustande unter den mancherley Verhältnissen des Lebens ein, warnt sowohl vor eigenmächtigem Cüriren, Purgiren, Aderlassen u. dgl. als vor dem Gebrauch der Aferärzte in einer kräftigen Sprache und mit erleuchtenden Gründen, und enthält sich wohlbedächtig aller Anleitung, Krankheiten, ohne Zuziehung eines Kunstverständigen zu heilen. Durch einen zweckmäßigen Schulgebrauch dieser Anweisung kann unstreitig das allgemeine Gesundheitswohl sehr befördert werden.

CHEKNITZ, b. Jacobäer: *Kursächsischer Kirchen- und Predigeralmanach.* Auf das Jahr 1801. 296 S. 8. (18 gr.)

Dies nützliche Verzeichniß der gesammten kursächsischen Geistlichkeit entstand, wie die Vorrede sagt, auf Veranlassung der A. L. Z. 1797. Nr. 174. S. 573. wo das Weglassen der Geistlichkeit als ein Mangel des kursächsischen Hof- und Staatskalenders bemerkt worden war. Hier geschieht eine vollständige Aufzählung, nach den drey Consistorien und den darunter stehenden Inspectionen geordnet. Die Namen der Geistlichen stehen sodann bey den alphabetisch geordneten Ortschaften, mit Anzeige ihrer Geburtszeit. Oft sind auch ihre frühere Bedienstungen und ihre Schriften angeführt. Von den Ortschaften selbst geben meist wenige Zeilen eine für das Pörrämliche nicht überflüssige Notiz. Ueber die sehr große Menge der Personennamen aber wäre ein Register sehr zu wünschen.



# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 30. May 1803.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

NÜRNBERG, b. Grattenauer: *Franken vor dem Lüneviller Frieden* (d. 9 Februar 1801) nach seinen physischen, gewerblichen, wissenschaftlichen, politischen und örtlichen Verhältnissen. — Ein Versuch zum Besten der studierenden Jugend und unstudierten Liebhaber. — *Erster Abschnitt*. 1802. 104 S. 4. und 8 Tabellen in Folio. (1 Rthlr. 16 gr.)

Hr. *Bundschuh* „bemerkte das Bedürfnis eines schicklichen Handbuchs über den physischen, politischen und örtlichen Zustand seines Vaterlands, theils wurde er von vielen geachteten Männern und Schullehrern darauf aufmerksam gemacht, die ihn, nach Erscheinung seines mit nicht gemeinem Beyfalle aufgenommenen topographischen Wörterbuchs vom fränkischen Kreise, vorzüglich dazu geeignet hielten, ein solches Handbuch, brauchbar zum Leitfaden bey dem öffentlichen Unterricht und zur Selbstbelehrung, auszuarbeiten.“ — „Ohne rühmredig zu seyn; glaubt der Vf. sagen zu dürfen, dass man in diesen wenigen Bogen alles in Kurzem zusammengestellt finden werde, was nur der Jugend von Franken zu wissen nöthig und nützlich ist.“ In diesem Tone geht es noch lange fort; es wird bemerkt, was ein geschickter Lehrer für herrliche Veranlassung findet, seine Schüler über ökonomische, technologische und in die Kunstgeschichte einschlagende Kenntnisse zu belehren. — Der Vf. hat also eine grosse Meynung von sich; nach der Ausführung zu urtheilen, sollte er aber eine sehr kleine haben: Wir wollen es gerne gelten lassen, dass der Aushängeschild: *für die Jugend*, wobey er nach mehreren Stellen der Vorrede auch Kinder nicht ausschließt, nur zur Anlockung mehrerer Käufer aufgestellt sey; denn dass dieses Quodlibet nicht für Kinder passe, wird die weitere Darlegung lehren; aber das Ganze klagt ihn laut an, dass er ohne überlegten Plan, ohne mit sich selbst einig zu seyn, seine Sätze hingeworfen habe. Im ersten Kapitel, wo von den Gränzen, Boden, Klima etc. die Rede ist, kommt auch die gemessene Höhe einiger Berge vor: „der Fichtelberg ist 36826 Pariser Fufs über die Meeressfläche erhaben.“ Nun wissen doch unsre Leser, wo sie den höchsten Berg unserer Erde zu suchen haben. Hr. B. könnte sich durch einen Druckfehler entschuldigen (3682.6), aber die Angabe steht in seinem topographischen Wörterbuche wie hier. S. 10 spricht der Vf. von den Bewohnern des fränkischen Kreises also auch von den Juden; Rec.

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

ist aber nicht so glücklich, einen Verstand in der Stelle finden zu können; vielleicht liegt der Fehler nur an ihm, er zeichnet sie also aus: „Juden, die Vampyr der Einwohner, deren nahrungsvolle Säfte stockend werden, genießen der Duldung, und werden so lang ausgeleugt als noch ein Tröpfchen zu finden ist, endlich der Abgezehrte an den Folgen seines *Nahrungsabgangs* sich selbst überlassen, seinen Geist aushaucht.“ S. 12 unter dem Titel: Verhältnisse zu dem Reich, wird bemerkt, dass der fränkische Kreis die fünfte Stelle unter den Reichskreisen einnimmt, „und man kann davon keinen anschaulichern Begriff geben, als wenn man, mit Auszeichnung der fränkischen Fürsten, Grafen und Herren das ganze Schema der Sitzung am Reichstage vor Augen legt.“ Und nun folgt in der That die ganze Reihe der Reichsmitglieder, welche vor den jetzigen Ereignissen Sitz und Stimme auf dem Reichstage hatten. Vielleicht geschah es nur, um ein Blatt mehr ganz ohne Kosten der Anstrengung zu füllen; aber wie kann denn ein vernünftiger Mann sprechen, dass dies ein anschaulichern Begriff gebe, wie und warum der fränkische Kreis die fünfte Stelle unter den übrigen Kreisen einnehme? Im 10ten Kapitel spricht der Vf. von der Cultur des Geistes, zählt also die einzelnen Lehranstalten und die vorzüglichern Gelehrten auf, welche Franken in jedem Fache aufzuweisen hatte; wo denn nothwendiger Weise eine Anzahl von Namen vorkommen, die der Schüler nicht zu kennen braucht, auch nicht zu wissen verlangt. Unerträglich ist dabey die Anmaßung, dass er neben mehrern Schriftstellern über Geschichte und Erdbeschreibung, nur einzig „den Verfasser des topographischen Wörterbuchs von Franken,“ das heisst seinen eignen Namen, mit Schwabacher Schrift drucken lässt. Der wichtigste Theil des Buchs sollten und könnten die 7 beygefügtten statistischen Tabellen seyn. Sie geben Auskunft über Lage, Umfang, Seelenzahl, Eintheilung, Aemter und Menge der Orte jedes einzelnen Landes in Franken, selbst der Ritterschaft; und die zwey letzten dieser Tabellen verbreiten sich über den Münzfuß und die verschiedenen Maasse. Aber den Inbegriff der hier vorgestellten Notizen giebt er auf dem Titel des zweyten Hauptstückes als „*Staatsverfassung* der besondern integrierenden Staaten und Gebiete des fränkischen Kreises“ an; und dann wird man schlechterdings an seinen Tabellen selbst irre, weil noch eine neunte kleinere Tabelle beygefügt ist, welche die Angaben über Flächeninhalt, Volksmenge etc. concentrirt zusammenstellt. Sie ist aus dem geographischen Lexicon von Franken mit einigen Umänderungen abgedruckt, und

R r r

wider-

widerspricht den größern einzelnen Tabellen in den wichtigsten Angaben. Tab. II. hat das ganze Fürstenthum Hohenlohe 17 bis 18 Qu. Meilen und 68—70,000 Einwohner; in der kleinern Tabelle machen bloß die Besitzungen des Fürsten von Hohenlohe-Waldenburg wegen ihres Antheils am Fürstenthum Hohenlohe 30 Qu. Meilen und enthalten 120,000 Seelen. Die nämliche Tab. II. enthält noch einen Beweis von dem Begriff, welchen sich Hr. B. von Qu. Meilen bildet, oder vielmehr, daß er sich gar keinen bildet: „das Deutschmeisterthum, oder die Balley Franken, ist von Norden gegen Süden 4 Qu. Meilen, und die Breite  $1\frac{1}{2}$  Qu. Meilen.“ Tab. III. giebt der Grafschaft Erbach 24,000 Einwohner; die kleinere Tab. 32,000 Einwohner. Tab. IV. setzte als größte Länge des Nürnberger Gebiets von Osten nach Westen auf 15 deutsche Meilen an, jede Karte vom fränkischen Kreise beweiset aber deutlich, daß diese Länge nicht über 6 Meilen betragen kann. Rec. könnte mehrere ähnliche Verküßse ausheben, aber wozu würde es nutzen? Unbegreiflich bleibt es ihm immer, wie der Vf. in ein und dasselbe Buch geradezu widersprechende Angaben setzen konnte, ohne auch nur ein Wort der Belehrung für den verlegenen Leser beyzufügen. — Trotz allen diesen Rügen müssen wir demungeachtet dieses so unbedachtsam niedergeschriebene Buch empfehlen, und es unentbehrlich für einen jeden erklären, dessen Studium Statistik und Geographie im Ganzen, und die Kenntniß Frankens ist, insonderheit für den Einländer; nur darf er nicht ohne Vorkenntnisse zur Lectüre schreiten, um das Unbrauchbare sichten zu können. Nirgends finden wir die Angaben von öffentlichen Anstalten und den Manufacturen jedes einzelnen Orts und des ganzen Landes so reichhaltig zusammengefaßt als hier; obgleich bey der Aufzählung der Manufacturen Auslassungsfünden und Aufsetzung des Minderwichtigen mit unterlaufen. In den großen Tabellen gründet sich sichtlich manche Angabe auf neuere und meist auch bessere Erkundigungen; und der Anhang, welcher das kurze Verzeichniß der merkwürdigern Orte jedes Bezirks, mit Bemerkung der Menschenzahl, des Gewerbs etc. liefert, darf als eine nützliche Zugabe mit Dank erkannt werden, da sie manche Zahlen und weitläufige Auseinanderfetzungen des geographischen Lexicon mit wenig Worten bereichet. — „Wenn diese Arbeit den Beyfall des Kenners erhält: so soll ein zweyter Theil folgen, der für die mittlere Geschichte und Statistik das leisten wird, was Hr. B. in diesem Theil für unsere Zeiten beabsichtigt.“

LEIPZIG, b. Hartknoch: *Russische Miscellen*. Herausgegeben von Johann Richter. 1803. *Erstes Bandes Erstes Heft*. 170 S. *Zweytes Heft*. 198 S. 8. (Jedes Heft 14 gr.)

Der Inhalt des ersten Heftes ist folgender: I. *Probe einer Uebersetzung von Schewskows Rossliade in Hexametern*. Der Gegenstand dieses epischen Gedichtes ist die Besiegung der Tataren unter Johann Waskliewitsch

dem Zweyten, und die Wiedereroberung Kafans. Das Original ist in gereimten sechsfüßigen Alexandrinern geschrieben, und hat zwölf Gefänge. Hier ist der Anfang der Uebersetzung:

Rußlands glückliche Lösung vom fremden entehrender  
Joche,  
Den gebrochenen Stolz des Chans, der Horde Bezwin-  
gung,  
Unser berühmten Ahnen beschwerlichen Züge und  
Kämpfe,  
Moskwa's Sieg, und Kafans Zerstörung will ich be-  
singen.  
Gleich Aurorens Glanze bestrahlte nach diesen Trium-  
phen,  
Ruhe und goldner Friede die Fluren des glücklichen  
Rußlands.

Oefnet auch meinem Geist, ihr Pforten der ew'gen  
Behaufung,  
Wo des irdischen Lebens bethörende Träume ver-  
schwinden,  
Und dem Edlen nun endlich die Palme der Tugend zu  
Theil wird;  
Wo kein niedriger Schmeichler die Herzen der Gro-  
ßen vergiftet,  
Wo am Sternenthron des Ewiggroßen, der Bettler  
Und der Monarch nach gleichen Gesetzen ihr Urtheil  
empfangen,  
Wo des Elends Klage verstummt, und keine Gewalt  
gilt.  
Rolle vor meinen Blicken empor, der Ewigkeit Vor-  
hang,  
Daß auf meinen Gesang die Völker und Könige  
lauschen.

Hr. Richter ist nicht abgeneigt, das Ganze zu übersetzen, auf ein großes Publicum dürfte er indessen schwerlich zu rechnen haben. II. *Russische Volksmärchen* S. 25. Wir werden bey dem zweyten Heft unständlicher davon sprechen. III. *Russische Volkslieder* S. 79. Ein paar Zeilen zur Probe.

### Die erste Liebe.

#### Der Jüngling.

Höre holdes Mädchen,  
Du mein erstes Liebchen.  
Sitze künftig nicht  
Abends lauge auf,  
Und verbrenne wartend  
Nicht die hohe Kerze;  
Harre mein nicht mehr  
Bis der Morgen graut;  
Siehe! denn ich gebe  
Meine Hand auf ewig  
Einem andern Mädchen.  
Ach der Vater will es.  
Lebe wohl du Theure.

Und für deine Liebe  
Nimm den wärmsten Dank.

IV. *Merkwürdige Charakterzüge aus der russischen Geschichte.* S. 89. Vier Beyspiele von Klugheit, Gattenliebe, Tapferkeit u. s. w. aus der älteren russischen Geschichte. V. *Notizen über die russische Literatur* S. 119. 1) Ueber *Piketow's* seit 1801 erscheinendes Pantheon russischer Schriftsteller mit Bildnissen und kurzen Biographien (von *Karamzin*, *Piketow* ein reicher aufgeklärter Edelmann giebt bloß die Kosten dazu her) Text und Kupfer sind auf Velinpapier in groß Folio. Das erste Heft enthält: *Bojan*, ein alter russischer Barde, den *Hr. Karamsin* in *Olegs*, *Olgons*, oder *Swätoslaw's* Zeiten setzt. — *Nestor* gest. 1125. — *Nikon* gest. 1681. — *Artamon Matweef* gest. 1682. — Die *Zarewna Sophia Alexewna* gest. 1704 — u. s. w. 2) Ueber *Karamzins* Lobrede auf *Katharina II.* Der Vf. bekam für diese zwölf Bogen 1200 Rubel oder 300 Ducaten; es wurde aber auch schon in den ersten Tagen eine ganze Auflage von 3000 Exempl. (à 2 Rub.) davon abgesetzt. 3. Ueber *Karamzins* seit 1802 angefangener Journal *Wesnik Tewropii* (der Verkündiger Europas) wofür er jährlich 5000 Rubel erhält, das aber auch ebenfalls sehr großen Beyfall findet. 4) Ueber mehrere andere russische Journale und neue Werke. z. B. *Ismailows Reise durch das südliche Rußland*, wovon *Hr. Richter* eine Uebersetzung verpricht u. s. w. 17) *Miscellen.* S. 143. Allerhand Anekdoten, Beyträge zur Sittengeföhrte u. s. w.

Das zweyte Heft enthält I. *Probe einer Uebersetzung von Scheraskow's Cadmus und Harmonia.* Nicht ohne Feuer und Dichtergeist, aber driethalb Bogen solcher poetischen Prose, scheint für diese Miscellen doch ein wenig zu viel zu seyn. II. *Briefe über Kiew aus Ismailows Reise durch das südliche Rußland.* S. 41. Recht artig, nur etwas zu geschwätzig und zu empfindsam. III. *Ueber Volksmärchen und Volkslieder in Rußland* S. 75. Die Liebhaberey an beiden ist sehr groß. Man hat heroische und burleske Märchen, worunter jene die vorzüglichsten sind. Im J. 1783 ist zu Moskwa bey *Nowikoff* eine eigene Sammlung von beiden erschienen. Die *Volkslieder* zeichnen sich durch eine außerordentliche Einfalt und Zartheit der Empfindungen aus. Auch von diesen ist im J. 1798 in der Univeritätsbuchdruckerey zu Moskwa eine eigene Sammlung herausgekommen. IV. *Tschurilo Plenkowitsch*, ein heroisches Volksmärchen. S. 82. Eben so V. *Wassili Bojuslawewitsch.* S. 103. VI. *Volkslieder.* S. 128.

Das Beerchen, das rothe.

In dem buschigen Thale  
Wandeln die Mädchen umher.  
Mein ist das Beerchen, das rothet  
Blumen und Beeren pflücken  
Lachend und schäkend sie.  
Mein ist das Beerchen, das rothet  
Und am Abend nach Hause

Eilen sie singend fort.

Mein ist das etc.

Sind's die Freundinnen alle?

Ach nein! Katinka fehlt.

Wo ist das Beerchen, das rothe?

Siehe, da höret ihr Treuer  
Eure Stimme von fern.

Wo ist das etc.

Eilend läufet er zum Busche,

Wo die Geliebte irrt.

Wo ist das etc.

Und mit offenen Armen

Wartet Katinka fein.

Hier ist das Beerchen, das rothe.

Und am Morgen nach Hause

Ohne Blumen kam sie.

Ohne das Beerchen, das rothe.

VII. *Notizen über die russische Literatur.* S. 135. 1) *Piketow's Pantheon*, wovon nun vier Hefte erschienen sind. 2) Ueber verschiedene neue russische Journale und Uebersetzungen, worunter auch *Segurs* Gemälde von Europa am Ende des 18ten Jahrhunderts. VIII. *Von der Liebe zum Vaterlande und dem Nationalstolze.* S. 158. Aus *Karamzins* Verkündiger überetzt. Für deutsche Leser eben nicht sehr interessant. IX. *Ueber die neu zu errichtenden Adelschulen in Rußland.* S. 170. Ebenfalls aus *Karamzins* Journale überetzt. X. *Miscellen* S. 191. denen man mehr Reichhaltigkeit wünschen möchte.

Die Leser sehen aus dem angegebenen Inhaltsverzeichnis, daß es diesem Journale keinesweges an Interesse fehlt. Unstreitig würde aber der verdienstvolle Herausgeber dieses noch um vieles erhöhen können, wenn er seinen Gegenstand nicht bloß in literarischer, sondern in allgemeiner statistischer Hinsicht bearbeiten wollte. Auf viele Art würde er sein Journal zu eigentlichen *Annalen der neuesten russischen Culturgeschichte* erheben, und auf allgemeines Interesse und allgemeinen Beyfall rechnen können. Bey einem Mann von seinen Kenntnissen und Verbindungen, scheint dieser Fingerzeig völlig hinreichend zu seyn.

LEIPZIG, b. Weygand: *Jean Pierre Lombards wirkliche Reise unter die Franzosen, und durch die deutschen Länder wo sie waren, nach Paris, Italien und Holland in den letzten Jahren.* 1802. 420 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Empfindsame Reisen; aus welchen Sterne's und Thümaels unglücklicher Nachahmer nur allzudeutlich hervorblickt. Der Vf. durchwandert, von Nürnberg aus, die meisten Gegenden des südlichen Deutschlands, wo die französischen Heere ihr Wesen getrieben hatten, findet reichen Stoff zur Ergießung einer übeln Laune gegen die Nation, und unterläßt nicht, jede angeführte Anekdote, jede angebliche Unterredung

dung mit dem witzigen Ausruf zu schließen: es lebe die Republik! es lebe Bonaparte! Mit Enigranten, Mode und Frauentzimmer macht er sich ebenfalls viel zu schaffen. Und das ist denn so züenlich der Inhalt des Ganzen. Auf diese Art fliegt der Vf. durch mehrere Theile Italiens und Frankreichs und durch Paris, um in Amsterdam zu endigen. Das Sentimentale seines Vortrags werden unsere Leser am besten aus einer ausgehobenen Stelle beurtheilen; es ist keine der schlechtesten. S. 383. Er ist im Begriff Paris zu verlassen: „Ich kann nicht schlafen, und schreibe Dir, unsere Freunde blieben im Hause, und eben hör' ich meine lieben herzigen Freunde wieder, und den eindringenden elegischen Ton von ihren Instrumenten (es waren Musiker). — Sie können nicht allein bleiben, sie zogen vor mein Zimmer, und wie könnte die Klagen und Bitten einer seelenvollen Musik den Eingang verwehren? — Die gute Marie ist unter ihnen mit der Harfe, die sie mit Gesang begleitet, ich setze mein Briefchen schweigend und mit Thränen in den Augen fort, ihr Vater kommt und nimmt Abschied, Abschied auf immer von mir, und sarr sieht mein Auge in das seinige.“ — Doch trifft man auch auf besser ausgedrückte Stellen, und auf manche sehr richtige Urtheile über die Handlungsweise unserer Nachbarn am Rhein.

### KINDERSCHRIFTEN.

STUTT GART, b. Löflund: *Gespräche und Anekdotchen aus der nahen Thierwelt*. Aus der Thiersprache übersetzt. Ein nützliches Unterhaltungsbuch für Kinder, von Rudolph Magenan. Mit 1 Kupf. u. 14 Vignetten. 1801. 140 S. 8. (illum. 20 gr. schwarz 12 gr.)

Rec. freut sich unter der zahllosen Menge von Jugendschriften einmal auf eine zu stossen, die unter den übrigen, welche auf Verfeinerung des moralischen Gefühls hinzielen, wegen der anziehenden Einkleidung, die aus der belebten Natur gewählt ist, ein für Kinder so anlockender Gegenstand, sich sehr vortheilhaft auszeichnet. Vorzügliche Eigenschaften derselben sind, daß der Stoff zu den Gesprächen und Erzählungen fast immer mit der Naturgeschichte des Thieres, dem er abgeborgt ist, übereinstimmt, daß sie verständlich und fließend geschrieben sind, und daß man selten auf einen Ausdruck stößt, der noch der Erklärung eines Lehrers bedürfte, wie z. B. S. 58 Kythäras Wagen. Zur Abwechselung sind auch hier und da gereimte Fabeln und Liederchen eingeschaltet. Am meisten geht der Vf. darauf aus, die Kinder von dem Martern der Thiere abzubringen, und sie für Schönheiten und Freuden der Natur empfänglich zu machen. Wir wollen den Leser mit dem Inhalte dieses Buchs näher bekannt machen. In der Einleitung erzählt der Vf., daß er einen Pfarrer gekannt, der sein Vergnü-

gen in Betrachtung der Schönheiten der Natur gefunden, sich daher immer im Freyen aufgehalten hätte, und dadurch so weit gekommen wäre, daß er die Sprache der Thiere und Vögel hätte verstehen lernen. Was er nun des Tags über draussen gehört hatte, das hätte er des Abends zu Hause seinen und seiner Nachbarn Kindern erzählt. Da diese Erzählungen den Kindern so sehr gefallen hätten: so hätten sie ihn gebeten, sie in ein Buch zusammen zu schreiben, und eine Abschrift davon sey diese Schrift. 1) *Abend. Das Trauerfest im Walde*, wo der Staar eine Rede über die Unmenschlichkeit der Menschen hält, daß sie bey dem Gebrauch der Thiere dieselbe auch noch marterten. Halb gerupfte und halb getödtete Lerchen beym Lerchenstreichen und herum kriechende Frösche, denen die Hinterbeine abgeschnitten sind, geben die Gelegenheit! 2) *Das Spöttgälcher im Walde*. Hier erzählt das Käuzchen, der Ziegenmelker, der Kukuck und die Schwalbe den Aberglauben, den die Menschen von ihnen herleiten. 3) *Die liebenswürdige Familie im Walde*. Hier findet man die Pflege des jungen Kukuks von Rothkehlchen etc., wie wir sie aus *Bechsteins* Schriften kennen, woraus einige Pflichten der Kinder gegen die Aeltern hergeleitet werden. 4) *Die Lection auf dem Hühnerhofe*. Ueber das Entstehen der Küchelchen im Ey; vom Nutzen der Hühner und den ägyptischen Brutöfen. 5) *Die Morgenfeyer Philomelens*. (Warum nicht der Nachtigall?) Hier läßt der Vf. die Nachtigall ein schönes Lied singen. 6) *Treue bis in den Tod*. Eine Tureltaubin stirbt an einer verschluckten scharfen Granate, und der Tauber folgt ihr aus Gram nach. Diese Erzählung ist etwas unwahrscheinlich und auch zu empfindsam. 7) *Der schöne garstige Vogel*. Die Geschichte des Wiedehopfs, allein sein widriger Geruch wird vergrößert. Es sind aber gute Lehren daraus gezogen. 8) *Der gedoppelte Betrüger*. Ein Fuchs prahlt von seinem Morden und Necken des Dachses, und wird bald darauf lebendig gefangen und geprellt. 9) *Der wohlbezahlte Spötter*. Ein junger Mensch spottet einen Ktel aus, bekommt aber dafür seine Lection. 10) *Treue mit zottigen Rock*. Einige artige Geschichtchen von der Treue des Hundes. 11) *Die Unmenschen*. Ein kaltherziger Jäger hat ein Meisenmännchen getödtet; dieses klagt das Weibchen einer Freundin. Hierbey wird das niedliche *Gottesche Lied*: O Schwester, die du sicher — angeführt, und zugleich von der andern Meisenmutter eine noch traurigere Geschichte von Ausnehmen ihrer Jungen durch muthwillige Knaben erzählt. 12) *Das Gärtchen*. Geschichte des leuchtenden Johannismwürmchens, des Todtengräbers und Ameisenlöwen. 13) *Das Regenwetter*. Einige Geschichten von der Holztaube, der Maus. 14) *Die Kirchweihe*. Eine redende Krahe.

Man wird das Büchelchen auch sehr gut in Dorf- und Bürgerschulen zum Vorlesen brauchen können. Schade, daß die Vignetten über den Gesprächen oft nicht sprechender eingerichtet sind.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 31. May 1803.

## GOTTESGELAHRTHEIT.

HALLE, b. Gebauer: *Liturgisches Journal*. Herausgegeben von Heinr. Balh. Wagnitz. Ersten Bandes, drittes und viertes Stück. S. 243 — 488. 1802. 8. (18 gr.)

**D**rittes Stück: I. *Die Einführung öffentlicher Familienandachten. Ein frommer Wunsch.* Vom Kirchenrath Lang in Regensburg. An dem Namenstage einer zweyjährigen Prinzessin veranstaltete der Hr. Kirchenrath freywillig eine religiöse Feyer. Bald hernach, am Geburtstage des regierenden Herrn Herzogs von Mecklenburg-Strelitz, erhielt er den Auftrag, diesem feilichen Tage durch eine dazu stimmende Andachtsübung in dem neuingerichteten Fürstlichen Versammlungszimmer die Weihe zu geben. Die hier abgedruckten Formulare, die sich der Vf. hierzu entwarf, sind vortreflich, und die ganze Religionsandacht muß sehr rührend gewesen seyn. Diese beiden Aufsätze, und die Geschichte ihrer Entstehung veranlaßte bey dem Hn. KR. den Wunsch, daß doch dergleichen Familienandachten bey mehreren Gelegenheiten eingeführt werden möchten. Unter öffentlichen Familienandachten versteht er solche, welche bey der Feyer eines Geburts- oder Namenstages, bey dem Anniversarium einer glücklich geschlossenen Ehe, eines traurigen Todes- oder sonstigen Unglücksfalles, der Abwendung einer dem Hause drohenden Gefahr etc. von der Familie, in Verbindung mit einem würdigen, wohlwollenden und freundschaftlichem Religionslehrer, in der Kirche veranstaltet werden könnten. Vielleicht könnte auch der gebildete Vater, Sohn, Hausfreund, die Einrichtung zur Familienandacht treffen. Nur mußte sie in diesem Falle in einer Privatwohnung angestellt werden. Schön! Nur dürfte dies, aus mehreren Ursachen, noch lange ein frommer Wunsch bleiben. II. *Einige Bemerkungen und Wünsche in Beziehung auf liturgische Reformen.* Von Veilodter. Hr. V. hält es zwar für einen kleinen Gewinn, daß die Bemerkung des unheilbaren Schadens, den liturgisches Verderben erzeugt, es endlich nur dahin brachte, uns bessere Liturgien zu geben; glaubt aber, daß noch viel zu wenig geschehen sey. Da uns eine ausführliche Beurtheilung zu weit führen würde, so bemerken wir nur so viel, daß der Vf. zwar Manches mit Recht tadelt, daß aber manche seiner Forderungen doch etwas zu hoch gespannt zu seyn scheinen. Er wünscht übrigens, daß der Herausgeber des liturgischen Journals, oder einer der Mitarbeiter, eine richtige Darstellung philosophischer Ideen zur Ge-  
A, L. Z. 1803. Zweytes Band,

schichte der Liturgie liefern, und dann eine eigene Rubrik: *Beiträge zur Geschichte der Liturgie im achtzehnten Jahrhundert*, errichten möchte. Der Herausgeber verspricht, auf diese Wünsche Rücksicht zu nehmen. III. *Liturgische Correspondenz.* 1) Schreiben eines Predigers, in welchem er unter andern ganz richtig bemerkt, daß es in den Städten ungleich schwerer sey, kirchliche Verbesserungen vorzunehmen, als auf dem Lande. Freylich gibt es Ausnahmen; (man denke nur an die Unruhen im Hollsteinischen;) aber im Ganzen hat der Vf. recht. Dennoch glaubt er, daß auch der Stadtprediger in Absicht liturgischer Verbesserungen viel, und gewiß mehr thun könnte, als von vielen geschieht. Zum Beweis führt er sein eigenes Beyspiel an, welches Nachahmung verdient. Es kommen in diesem Aufsätze überhaupt manche gute Bemerkungen vor. 2) Liturgische Nachrichten aus der Herrschaft Schütz, nebst einigen liturgischen Vorschlägen, vom Hn. Inspector Schletz. 3) Ideen zur Vervollkommnung der Gesangbücher. IV. *Liturgische Nachrichten.* 1) Nekrolog vom Sept. 1801. 2) Vermischte Nachrichten. V. *Recensionen liturgischer Schriften.* VI. *Liturgische Formulare.*

*Viertes Stück.* I. *Briefe zweyer Freunde über J. J. Mniachs Ideen über Gebetsformeln.* Görlitz. 1799. Mniach hat es zuerst versucht, diesen Gegenstand wissenschaftlich zu behandeln. Aber auch er gab nur, was er versprach: *Ideen*; die Verarbeitung, die Ausführung derselben zu einem eigentlichen System der Kunst überließ er andern. — Die hier mitgetheilten Briefe wurden, nach der Versicherung des Herausgebers wirklich zwischen einem alten und einem jungen Freunde gewechselt, und sie enthalten manche Bemerkungen, welche mehreren Freunden der Liturgie nicht ganz uninteressant seyn dürften; sie verstaten aber weder einen Auszug, noch eine ausführliche Beurtheilung. Es wird eine Fortsetzung versprochen. II. *Welche Regeln der Vorsicht sind bey liturgischen Veränderungen in Landgemeinden zu beobachten?* Vom Prediger Müller zu Hassel, in der Graffschaft Hoya. Die Regeln, die der Vf. empfiehlt, sind zwar meistens bekannt; da es aber so sehr viele junge Prediger giebt, denen es fast ganz an Menschenkenntniß fehlt, so ist es gut, daß sie oft wiederholt und eingeschärft werden. III. *Liturgische Correspondenz.* 1) Ueber die kirchliche Feyer des zu Lüneville geschlossenen Friedens im Badenschen. 2) Ueber nächtlichen Gottesdienst. Zu München, zu Bamberg, und was noch merkwürdiger ist, in Madrid, ist am Schlusse des Jahres 1801 die sogenannte Weihnachtsmette zur Mitternachtstunde, wo auf den Straßen und in den Kirchen

chen ein wildes Lärmen war, für Stadt und Land aufgehoben, und in die Frühstunden des Tages verlegt worden. Der Vf. wünscht, daß auch die *theatrales passiones* bald überall in der katholischen und lutherischen Kirche ihren Abschied bekommen möchten. — Man muß sich wundern, daß es in der lutherischen Kirche nicht schon längst *überall* geschehen ist. 3. 4) Einige Ideen über die zweckmäßigste Einrichtung der Kindertaufe. Der eine beklagt, daß der Prediger bey Haustaufen, wo er eine Rede halten soll, oft auf einmal, wenn die Anwesenden auch noch so andächtig zuhören, durch das gellende Geschrey des Täuflings unterbrochen wird, welcher sich auch während der ganzen Taufhandlung durch nichts beruhigen lassen will. Er thut Vorschläge, wie diesem Uebelstand abgeholfen werden könnte. Der andere meldet dem Herausgeber, daß er zum erstenmal den Actus des Taufens verrichtet, und zwar, daß er sein eigen Kind getauft habe. Er gab dieser Handlung nicht die gewöhnliche Form; und er wünscht, daß man bey allen Taufen die Form frey geben, und nur das Wesentliche beybehalten möchte. 5) Ueber die nöthige Klugheit bey Einführung neuer liturgischer Formulare. Nachrichten aus dem Mecklenburgischen. Im Mecklenburgischen stehen der Einführung neuer liturgischer Formulare wenig Schwierigkeiten entgegen, wenn sie nur nicht von höhern Orte anbefohlen wird, und auf einmal allgemein geschehen soll, sondern das Wie und Wann verständigen und vorläufigen Präligern überlassen bleibt. Zum Beleg führt der Vf. sein eigenes Beispiel an, welches Nachahmung verdient. Eine Anekdote können wir unsern Lesern nicht vorenthalten. Ein Hamburgischer Bürger fragte den Vf. dieses Schreibens in Gegenwart eines seiner Gemeindeglieder: „Ob sie auch die *neue Lehr* hätten, die vor einigen Jahren im Holsteinischen hätte aufkommen wollen, wo selbst die Kinder nach dieser getauft worden wären?“ Der Bürger hielt also *neue Lehr* und *neues Formular* für synonym. — Man sieht auch hieraus, wie sehr diejenigen irren, die sich einbilden, die gemeinen Bürger wären im Ganzen genommen, in Hinsicht auf Religionskenntnisse aufgeklärter als Landleute. Rec. getrauet sich zu behaupten, daß der Unwissenden in Städten verhältnißmäßig weit mehrere sind, als auf dem Lande, wo die Aufsicht über die Schulen bey weitem nicht mit so vielen Schwierigkeiten verbunden ist, wie in volkreichen Städten. Es ist ein gewaltiger Fehlschluss, wenn man glaubt, der Bürger müsse auch gute Religionskenntnisse besitzen, weil er von seinem Handwerke, und von bürgerlichen Angelegenheiten klug zu sprechen wisse. IV. Liturgische Nachrichten. V. Recensionen liturgischer Schriften. Diesmal bloß eine Recension von Seilers allgemeiner Sammlung liturgischer Formulare. Th. 3. Abth. 1. Die von gewissen raschen Aufklärern verkannten Verdienste, die sich dieser thätige Gelehrte durch seine Schriften an Kirchen und Schulen erworben hat, werden mit Recht gerühmt. Er gab fast in allen Dingen, welche die innere Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens betrafen, den Ton an, und

zwar auf eine Art, die es allein möglich machte, auf dem freylich langsamern, aber auch natürlicheren und sicherern Wege des allnägigen Fortschreitens weiter zu kommen, und weiter zu führen. — Dies wird hier auf eine einleuchtende Art weiter aus einander gesetzt. — Den Beschluß dieses Stücks, und des ganzen ersten Bandes machen liturgische Formulare. Durch die Fortsetzung dieses Journals wird sich der Herausgeber ein wahres Verdienst erwerben. Wiederholungen einer und ebender selben Sache sind freylich bey einem solchen Institute unvermeidlich; auch kann nicht alles für alle Leser interessant seyn. Wenn aber des Guten und Brauchbaren weit mehr ist, als des Mittelmäßigen; so kann man mit Billigkeit nicht mehr verlangen.

LEIPZIG, b. Weygand: *Beylagen zur Theologie des Alten Testaments enthaltend die Begriffe von Gott, und Vorsehung nach den verschiedenen Büchern und Zeitperioden entwickelt.* Kann als zweyter Theil der *Theologie des A. Ts.* angesehen werden. 1801. VIII u. 255 S. 8. (1 Rthlr.)

Der ungenannte, aber nicht leicht zu verkennende Vf. welcher sich durch Verarbeitung und Verbreitung der bessern Exegete des A. und N. Ts. schon mannigfaltig verdient gemacht hat, bemerkte in seinen beiden frühern Schriften: *Theologie des A. Ts.* 1796. und *Dicta classica Vet. Test. notis perpetuis illustrata Sect. I. II.* 1798. 1799 den Mangel, die Lehre von Gott mehr dogmatisch, als historisch behandelt zu haben. Er verbessert diesen durch gegenwärtigen Nachtrag, in welchem er auch die Lehre von Gott, Schöpfung, Vorsehung und Engeln aus den alttestamentlichen Büchern, nach ihren Zeitaltern, sonder und folglich nach ihren localen und nationalen Entwicklungsperioden, in Uebersetzungen der Hauptstellen und nöthigen Erklärungen ihres der sonstigen Bildung jedes Zeitalters angemessenen Inhalts darstellt. In dieser Absicht wird, wo noch Zweifel vorkommen, auch die Summe der Gründe, warum diesem oder jenem Buch das vom Vf. angenommene Zeitalter zuzuschreiben sey, vorgelegt. Er zeigt z. B. daß die Genesis nicht vor Davids Zeit, damals aber wohl aus alten Urkunden, gesammelt worden sey, daß das Deuteronomium sich sehr von den drey übrigen sogenannten Büchern Moses unterscheide, in Jesaias Sammlung vom 40 Kapitel an spätere entstandene Aufsätze vorkommen. Bey den meisten andern Büchern aber, wie Josua, B. der Richter etc. wird kein Zeitalter bemerkt, bey andern des Vfs. Vernunftung, wie z. B. das B. Hiob in oder nach der Salomonischen Periode verfaßt sey, ohne seine Gründe angegeben. Die ausgehobenen Beweisstellen sind gut und verständlich übersetzt, auch nach einer gefunden Philosophie der Geschichte des menschlichen Geistes beleuchtet. In den Psalmen hätte eine grössere Sonderung vorgehoben seyn. Was der Vf. aus ihnen zieht, überschreibt er Begriffe Davids und seiner Zeitgenossen von Gott. Ohne Zweifel aber sind manche Psalmen älter,



älter, noch mehrere jünger als Davids Zeit. Auch hätte in der Ausführung selbst das Deuteronomium von den dreÿ andern mosaischen Büchern abgefordert werden können. In einer Monographie darfst man wohl auf die möglich genaueste Unterscheidungen dringen. In der Genesis unterscheidet der Vf. mit Recht die Begriffe der Urkunde Elohim von denen der Urkunde Jehova. In beiden hält er dies für charakteristisch, daß der אלהים oder אלהים יהוה Gottes-Engel für ein symbolisches Phänomen [Schema] der Gottheit angesehen worden sey, welches man angenommen habe, seit man nicht mehr Apparitionen der Gottheit selbst erwartete. Jener Maläch Elohim nämlich erklärt sich selbst 31, 4. für den dem Jakob zu Bethel erschienenen Gott. Auch der Maläch Jehovah sey als ein solches Schema [εἰδωλον] der Gottheit 16, 7. 9. II. gedacht und daher gesagt worden: Jehovah (des unten erscheinende) lasse regnen vom Jehovah herab. 19, 24. Dies wäre denn ungefähr eine solche Zeitmeynung, wie in der Odyssee XI. Gesang Vs. 600. ff. vom Halbgott Herakles: „Jenem zunächst erblickt' ich die hohe Kraft Herakles, Sein Gebild (εἰδωλον).“ Denn er selber (αυτος) im Kreis der unsterblichen Götter, freut sich der festlichen Wonne etc. Ueber die Apokryphen will der Vf. seine dogmatisch-historischen Untersuchungen anderswo mittheilen. Rec. sieht jede Probe seiner Thätigkeit, gelehrte Forschungen gemeinnützig zu machen, mit Vergnügen.

ALTENBURG u. ERFURT, b. Rink u. Schnuphase: Ausführliche Erklärung der sämtlichen messianischen Weissagungen des A. T. mit exegetischen, kritischen und historischen Anmerkungen, nebst einer Abhandlung über Prophetismus und messianische Weissagungen der Hebräer. Eine Beylage zu alten bisherigen Christologien. 1801. XXIV. u. 388. S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Die Hauptabsicht des Vfs., welcher an dieser Schrift viele Jahre gearbeitet zu haben versichert, ist: das Pro und Contra alter und neuer Exegeten bey jedem sogenannten messianischen Orakel neben einander zu stellen, zugleich aber auch „viele neue Ansichten, die er bey einem vieljährigen Studium derselben bekommen, mehrere neue Entdeckungen, die über manches ein neues Licht verbreiten, zur Prüfung mitzuthellen.“ Der Vf. beweist in der That viele Belesenheit und Gelehrsamkeit, auch nicht selten einen glücklichen Scharfsinn. Doch kann Rec. nicht behaupten, bedeutend viel neues und eigenthümliches in der ganzen Behandlung gefunden zu haben. Der älteste Name der Propheten war nach 1. Sam. 9, 9. אלהים Scher. Entweder mußte sich, sagt S. IV. mit Recht, hier der Sammler der Bücher Samuels geirrt haben, oder — wußte er noch nicht vom Pentateuchus, wo אלהים der gewöhnliche Name ist. s. schon Genes. 20, 7. bis Deut. 18, 18. 19. Daß aber die hebräischen Propheten den ägyptischen vollkommen gleich gewesen seyen, sagt S. V. allzu unbestimmt. In Aegypten war der αὐτῆς vom προφήτης verschieden, bey den Hebräern war der Empfänger

des Orakels auch der Herausfager. Die besten Propheten der Hebräer waren allerdings nicht die früheren (wie Samuel) sondern erst die spätern Michah, Jesaiah etc. Den Israelitischen traut der Vf. zu, daß sie nicht einmal schreiben konnten. Beyläufig wird die Anekdote von Swedenborg erklärt, welcher der Königin von Schweden eines an den Prinzen von Preussen, ihren Bruder, geschriebenen geheimen Briefes Inhalt sagte. Zweÿ Reichsräthe, die der Prinzessin nicht recht trauten, hatten den Brief aufgefangen, und gebrauchten den Geisterseher, um sie vor solchen Plänen, wie der Brief enthielt, feyn zu warnen. Von dem messianischen Weissagungen ist des Vfs. Glaubensbekenntniß, daß die Juden nur einen großen König, um ihren gesunkenen Staat emporzuheben, verlangt haben, daß also keine Weissagung auf Jesus eigentlich gehe, der weise Lehrer aber nach der Schwachheit seines Volks sich gerichtet habe. Dem Rec. scheint der Vf. zu übersehen, daß in manchen Erwartungen des hebräischen Alterthums die Hoffnung besserer Zeiten so sehr von Besserung der Nation zur religiösen Theokratie abhängig gemacht ist, daß diese Blicke mit Jesu Plan harmonirten, daß er sich nach ihnen wirklich für dert, der mit einem solchen Plan kommen sollte, halten konnte, und mit großer Gewißheit sich selbst dafür hielt, allerdings aber nie ein Orakel im A. T. auf seine Personalitäten und individuelle Schicksale als bestimmte Voraussagung derselben bezog, sondern bloß, wenn diese schon selbst zu sehen oder vorherzusehen waren, als Parallelen damit verglich, um sie sich selbst und andern als etwas auch bey einem Messias mögliches begreiflich zu machen. Genes. 12, 1. fehen wir nicht ein, warum aus dem Futurum אלהים ein Präsens- und sogar ein Zeichen Canaans in einem Traume werden soll. Ps. 2, 5. übersetzt der Vf.: andonnern wird er sie in seinem Zorn, und vergleicht sie mit dem Arabischen. Warum aber Vs. 9. mit eherner Keule? Die Note spricht richtiger von der eisernen Keule des Herkules vgl. Ovid. Metamorphi. 15, 284. der ganze Psalm wird recht passend von Salomo erklärt. Den Ps. 22. aber versetzt der Vf. in die Zeit des Chiskiah (S. 88.), ohne daß uns ein charakteristisch entscheidender Zug für diese Abweichung aufgefunden zu seyn scheint. Der Psalm spricht ganz deutlich von körperlichen Leiden, außer den gedrohten Anfällen der Feinde. Ps. 69, 14. ist gut übersetzt: Drum fleh' ich Dir, Jehova: gib bessere Zeit! Ps. 110: übersetzt der Vf. von Salomo. Allein, sollen dergleichen Deutungen nicht immerfort ins Willkürliche fallen: so muß man nicht bloß versuchen, ob nichts im Gedicht dagegen sey, sondern ob charakteristische Züge dahin leiten, und die andern nichts dagegen anzeigen. Es findet sich im 110 Ps. nichts, was bloß oder am deutlichsten auf Salomo bezogen werden könnte. Finden sich keine bezeichnende Züge, so muß man lieber nichts bestimmen, um nicht Willkürlichkeiten zu vermehren. Jes. 53. deutet der Vf. vom Priesterorden. Wie aber konnte selbst ein Priester, ohne die auffallendste Unversehrtheit, sagen: er sey vor dem Exil so gut gewesen, daß es nur der Nation

tion Sünden, nicht seine eigene, mit leide? Bey Dan. 9. nimmt der Vf. an, daß der Wahrsager absichtlich unverständliche Zahlen zu wählen pflege, folglich schon zum voraus nichts zum Rechnen gegeben sey. Sobald man aber untersucht, zu welcher Zeit wahrscheinlich diese Orakel unter Daniels Namen, als lang verborgene, ausgegeben worden sind, kann man die Rechnung als beabsichtigt gar wohl erklären. — In Ganzen geht die Schrift des Vfs. bloß negativ: alle gewöhnlich citirte Weissagungen auf Jesus Messias haben ihre Localbeziehungen, aus denen sie entstanden und zu erklären sind. Lehrreich müßte es seyn, mit eben so vieler Sorgfalt und Gelehrsamkeit zusammengefaßt zu sehen, welche Hoffnungen besserer Zeiten sich die Judenschaft vor der babylonischen Transportation, nach verschiedenen Stufenfolgen, wirklich gemacht, und wie sie sich dieselbe ausgemalt habe.

### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BASEL, b. Flick: *Der Greis im Frühling*. Von *Leonhard Meister*. 1802. 13 Bog. kl. 8. mit einem Titelkupfer und einer Vignette. (16 gr.)

Der Vf. widmete als ein sechszig jähriger Greis diese Schrift einem nun noch lebenden vier und neunzig jährigen, Hn. Bankier *Schulthess* in Zürich. Sie ist in einer Art von poetischer Prosa geschrieben und lieft sich angenehm, obgleich das Ganze keine große Wirkung thut. Dankbar erinnert sich Hr. M. S. 24. des alten *Bodmers*, *Joh. Joh. Brättingers*, *Steinbrückels*, *Salomon Gessners*, des vor einigen Monaten gestorbe-

nen *Hirzels*, der *Bürgermeister Heidegger* und *Ott*, und seines Oheims, *Meister* (des Vaters des *Heinrich Meister*, der Lavatern in einer interessanten *biographischen Skizze* geschildert hat. S. A. L. Z. 1802. Nr. 328.); denn alle diese Männer hatten Antheil an seiner geistigen Bildung. Von dem Oheime heist es S. 39.: „Wie könnte ich an den Ufern des Zürchersees „Euer vergessen, geliebte Fluren und Hayne von Küßsach (wo dieser M. Prediger gewesen war)! Den Frühling des Lebens genoß ich in Euerer Schooße, unter der Leitung des väterlichen Oheims, und an der Hand der Freundschaft und Liebe. Ach, in das beste „re Leben seyde auch Ihr übergegangen, du, mein „ehrwürdiger *Mentor*, und du, theilnehmende *Mina*! „Süße Wehmuth beschleicht mich!“ Ein gutes Zeichen ist es, daß nach S. 41. dem Bürger Pfarrer (dem Vf.) und seiner Gattin junge Leute in seiner Gemeinde „zum Abendbrode selbst gewirkte Butter, und Honig „bringen, andere sie mit Milchrahm und Most erfrischen, andere die ersten Violon und Silberglöckgen, „Mayenblumen und Kirschblüthen mit süßer Geschäftigkeit überreichen.“ Die schöne Natur, in welcher Hr. M. lebt, macht ihn fromm; er kimmt mit seiner Lebensgefährtin S. 51. den Abendpfahn an. „In seiner Vaterhand, sagt er, trägt der Schöpfer auch uns; „unser Hüter entschlämmert nicht; an ihn lehnen wir „uns unter seiner Beschattung; milde wandelt über „uns am Tage die Sonne, milde am Abend der Mond.“ Nur ein „stolzer Kunstrichter“ (S. 48.) könnte eines so harmlosen Schriftstellers strenge beurtheilen, und unzufrieden seyn, daß diese artige Schrift nicht noch etwas geistiger ist. *Friede sey mit ihm!*

### KLEINE SCHRIFTEN.

ОЕКОНОМІЯ. *Hadamar*, mit den Schriften der neuen Gelehrten - Bachh.: *Praktische Anweisung wie den täglich mehr zunehmenden Klagen über den einreisenden Holz-mangel zweckmässig und zum Vortheil der Waldeigenthümer abgeholfen werden kann*. Von *Johann Müller*, Freyherrlich von Steinitzischem Förster zu Frucht bey Nassau an der Lahn. 1802. 40 S. 8. (6 gr.) Der Vf. will eigentlich zwey Fragen beantworten: 1) Wie muß der Forstmann einen Wald behandeln, wenn er schnell wachsen und dauerhaft werden soll? und 2) welche Einrichtungen muß er treffen, damit die Herrschaft oder der Eigenthümer eines Waldes ein Drittheil Nutzen mehr erhalten, als sie durch die bisherige Behandlungsart gezogen haben? Diese Fragen, von einem geschickten praktischen Forstmann genau beantwortet, würden ein nicht zu verachtender Beytrag zur Forstbewirthschaftung geworden seyn. Die Hauptsache bey der ersten Frage ist, daß der Wald von der Ostseite her augehauen, und an der Westseite eine Fronte behalten soll. Nach der zweyten Frage soll man bey guter Mattung von Eichen und Bucheckern (dies sind die beiden Wörter, woraus man erräth, von welcher Art Waldung die Rede ist) die stärksten Bäume aushauen, und wenn der Wald licht ist, den Bäu-

men die Aeste 12 bis 16 Fufs hoch nehmen, damit sie durchsichtig werden, und die jungen Pflanzen Regen erhalten, sonst gehen sie zu Grunde oder bleiben sehr klein und verhärten in der Textur. Alsdann soll man den ganzen Wald nach und nach in einem warmen Himmelsstrich in 2 bis 3 Jahren, und in einem kalten, wenn die Pflanzen 8 bis 10 Zoll lang sind, abtreiben. Durch das geschwinde Abtreiben würden die Waldungen besser, erhielten einen Schluß, und die Pflanzen bekämen, besonders wenn sie auf süßen (?) Boden stünden, eine gleiche Länge u. s. w. Man sieht aus dieser Schrift wohl, daß der Vf. ein thätiger Förster seyn mag; allein zum Schriftsteller schickte er sich wenigstens jetzt noch nicht. Hierzu ist durchaus nöthig, daß man weiß, was andere über den Gegenstand, den man behandeln will, schon gesagt haben. Allein der Vf., der 600 Morgen (?) Wald zu besorgen hat, sagt selbst, daß ihm Zeit und Dienstgeschäfte nicht erlaubten, theoretische Untersuchungen anzustellen. Rec. wünschte, daß ihm Zeit und Dienstgeschäfte auch nicht erlaubt hätten, diese Bogen zu schreiben, da er ihm versichern kann, daß wir alles, was er in denselben sagt, schon lange bestimmter und besser wissen.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 1. Junius 1803.

## GOTTESGELAHRTHEIT.

ULM, b. Stettin: *Uebersetzung und Auslegung des neuen Testaments, nach seinem buchstäblichen und moralischen Inhalt, zum Gebrauche der Prediger und Religionslehrer.* Nach der höchsten Willensmeynung des gnädigsten Fürst Bischoffes von Constanz, Karl Theodors, Freyherrn von Dalberg etc. Herausgegeben von Carl Schwarzel, Doktor der heil. Schrift, K. K. Professor, Pfarrer, geistl. Rath und Prediger an der hohen Schule zu Freyburg. Mit Erlaubniß der K. K. wie auch der F. Bisch. Cost. Ordinariats - Censur. 1802. Erster Band. 32-B. Zweyter Band. 29½ B. gr. 8. (4 Rthlr. 4 gr.)

Um gegen dies Werk gerecht zu seyn, darf man nicht übersehen, daß der jetzige Kurfürst Erzkanzler gleich bey dem Antritte seiner bischöflichen Regierung zu Constanz (am 22 Januar 1800) es sich zum angelegentlichen Geschäfte machte, das *biblische Studium* den Geistlichen seines Sprengels ernstlich zu empfehlen, und daß er, um schlechte Bücher, aus denen ein Theil der Seelforger bey ihrer Amtsführung ihre dürftigen Kenntnisse schöpfte, zu verdrängen; eine gute und auf die geistigen Bedürfnisse seines Clerus und der Gemeinden seines Bisthums berechnete Schrift verfertigt wünschte, in welcher die Geistlichkeit einen erbaulichen Stoff fände, den sie bey ihren Religionsvorträgen auf der Kanzel, in dem Beichtstuhl, an dem Krankenbette, und bey andern Gelegenheiten mit Nutzen gebrauchen könnte. Dies gereicht unstreitig dem vortrefflichen Fürsten zu großer Ehre. Inzwischen möchte man doch, nachdem man diese Schrift gelesen hat, beynahe zweifeln, ob es ihm geglückt sey, in Hn. Schwarzel ganz den rechten Mann zu Ausarbeitung eines solchen Werks zu finden. Zwar nicht als ob wir einen Augenblick an dem *guten Willen* des Hn. D., etwas sehr Nützliches und Erbauliches zu liefern, zweifelten; wir wollen auch nicht läugnen, daß manches Brauchbare in diesem Werke zu finden sey, und wir würden vielleicht noch vortheilhafter davon denken, wenn uns die elenden Tröster zu Gesichte kämen, die bis dahin zum Theil in den Gegenden, für welche es bestimmt ist, als Hülfsmittel der geistlichen Amtsführung gebraucht worden seyn mögen, und an deren Statt nun *dies* Werk den Geistlichen des Bisthums, die einer solchen Anweisung bedürfen, in die Hände gegeben wird; man muß sogar fürchten, daß für die

A. L. Z. 1803. *Zweyter Band.*

Finsterlinge des katholischen Schwabens schon zu viel Licht in dieser Schrift sey, da sie nach S. VI der Vorrede des zweyten Theils, in den berichtigten *Augsburger Religionschriften* schon zum Voraus verketzert worden ist, ehe sie erschien; allein bey dem allen ist sie doch so gerathen, daß, wenn man auch noch so gelinde urtheilen will, man sich des Wunsches doch nicht enthalten kann; daß der erhabene Karl Theodor ein *tüchtigeres* Werkzeug der Ausführung seiner menschenfreundlichen Absichten gefunden haben möchte. Wir müßten zuvörderst Hn. Schw., der S. VII der Zueignung sich schmeichelt, daß vielleicht die hochwürdige Geistlichkeit von ganz Deutschland (!) diese Schrift benutzen werde, in der Meynung von dem hohen Werthe seines Werks stören. Wie wenig muß er mit dem jetzigen Zustande der theologischen Wissenschaften bekannt seyn, wenn er einen Augenblick glauben kann, daß man seiner Schrift einen andern als localen Werth beylegen, ja daß die Geistlichkeit von ganz Deutschland begierig darnach greifen werde, als wenn sie erst durch den Hn. D. erfahren müßte, was Unwissende allenfalls daraus lernen können. Er halte doch nach Paulus nicht weiter von sich, als es sich gebühret zu halten! Gewiß kann selbst ein großer Theil der katholischen Geistlichkeit seine Schrift entbehren, ob wir ihr gleich durch dies Urtheil von ihrem Verdienste um den vernachlässigten Theil des Clerus des Bisthums Constanz nichts entziehen wollen. — Wir können sodann nicht bergen, daß dies Werk *viel zu weitläufig* gerathen ist, und, da es durch das Officialat zu Constanz allen Geistlichen des Bisthums empfohlen, und den Decanen aufgegeben ward, das Verzeichniß der Pränume- ranten auf dasselbe an die Kanzley der geistlichen Regierung einzufenden, damit man sehe, wer es kaufe, oder nicht kaufe, beynahe einer Finanzoperation ähnlich sieht. Man denke: diese zwey Bände von mehr als sechzig sehr enge gedruckten Bogen umfassen erst die *zwanzig ersten Capitel des Matthäus*; welch ein voluminöses und theures Werk muß es also werden! Hr. Schw. selbst findet es zwar immer noch sehr klein; „Calmet, sagt er, füllte zwölf Foliobände mit „einer Erklärung des buchstäblichen Sinns der Bibel; „der heil. Chrysostomus schrieb ein und neunzig Ho- „milien über den Matthäus, die einen Folioband aus- „machen; und das Wesentliche dieser Homilien, wo- „von der heil. Thomas versichert, daß sie ihm lieber „seyen, als die Stadt Paris (!) sind, dem Wesentlichen „nach, meiner Erklärung des Matthäus einverleibt, „wovon der Bogen Pränumerando nur 5 Kr. kostet; „wie kann man sich denn beklagen?“ Ueber die

vier Evangelisten will er nur sechs Bände schreiben, wovon der dritte schon unter der Presse, der vierte schon unter der Censur, der fünfte schon unter der Feder ist, und der sechste mit Gottes Hülfe auch bald unter die Feder kommen wird. (Bewundrungswürdige Industriel!) Allein Rec. beruft sich auf den gutmüthigsten Leser, ob er nicht mit ihm dies Werk um mehr als die Hälfte zu weitläufig angelegt finden werde; gewiss die Schrift hätte eben so gemeinnützig, und vielleicht noch gemeinnütziger werden können, wenn Hr. Schw. diese zwey Bände in ein Alphabet hätte zusammenschmelzen wollen. Denn *omne supervacuum pleno de pectore manat*. — Und wie sieht es nun mit dem Inhalte der Schrift aus! Rec. will die erste Stelle, die er aufschlägt, als Probe mittheilen. Es trifft S. 229 des ersten Theils, und erläutert einen Theil von Matth. V, 31. 32. Hier heisst es: „Es fragt sich, wie es zu verstehen, das man das Weib (um) des Ehebruches willen (aber es heisst ja πορνεία!) entlassen könne. Da in der Schrift auch der Götzendienst ein Ehebruch genannt wird, so erklärt uns der heil. Paulus 1 Kor. VII diese (?) Stelle dahin, das der Mann und so auch das Weib den Gegentheil (andern Theil) um eines fleischlichen, oder geistlichen Ehebruches wegen (willen) entlassen könne, aber nicht müsse, weil er sagt: So ein Mann, oder eine Frau einen ungläubigen Gegentheil (Ehegenossen) hat, und will ihn beybehalten, so behalte er ihn; denn ein Theil kann den andern heiligen, und reinigen; will er ihn aber entlassen, oder der Gegentheil will ihn nicht beybehalten, so soll er zwar geschieden seyn; doch so das er ungehehlich bleibe bis zum Tode oder sich mit seinem Gegentheil ausfühne.“ Allein Paulus sagt ausdrücklich 1 Kor. VII, 15: „Wenn der ungläubige Theil nicht bey dem christlichen Ehegenossen bleiben will, so soll der Bruder oder die Schwester in solchen Fällen nicht gebunden seyn.“ Hr. Schw. schaltet hier das bis zum Tode Unverehelichtbleiben ein, das doch der Apostel für diesen Fall nichts fest setzt, ob er gleich V. 10. 11 allerdings sagt, das, wenn beide Theile Christen seyen, nach der Vorschrift des Herrn, die Ehe nicht getrennt werden dürfe (*παρεκτος λόγου πορνείας* Matth. V, 32). Laßt uns noch eine Stelle aufschlagen; sie steht S. 419, und bezieht sich auf das blutflüssige Weib. Hier heisst es: „So groß ihr Glaube war an die Mirakelkraft des Heilandes, so groß war ihre Unwissenheit in Bezug auf seine Natur und Person; denn wie konnte sie glauben, das sie unentdeckt bleiben würde, wenn sie den Heiland als einen (?) allwissenden Gott anerkannt hätte? Groß war ihr Vertrauen auf das Kleid des Heilandes; aber unvollkommen ihr Glaube in Bezug auf seine Person; daher (?) zwingt (?) sie Jesus, öffentlich zu bekennen, was sie suche“ u. s. w. Nun noch etwas aus dem zweyten Theile: S. 249 „Der Heiland erschien (Matth. XIV, 25. 26) „den Jüngern nicht gleich in der Person eines Erretters, sondern in der Gestalt eines Gespenstes.“ S. 232: „Die Schiffleute bekennen die Gottheit Christi, welche heut zu Tage viele Irrlehrer nicht

„anerkennen wollen.“ S. 256: „Christus scheint sich oft zu verstecken.“ S. 321: „Überall und zu allen Zeiten soll sich ein Christ mit dem Kreuze Christi bewaffnen; bey seiner Geburt wird er mit dem Kreuze bezeichnet; wenn er getauft und geheiligt wird, giebt man ihm das Siegszeichen des Kreuzes auf das Haupt und auf die Stirne. Dieses Zeichen der Erlösung prangt in unsern Häusern und Gemächern, in unsern Fenstern (!) und Wänden, glänzt auf unsrer Stirne“ u. s. w. Wenn man diese und andere ähnliche Stellen liest: so kann man sich des Gedankens nicht enthalten, das dies Werk ein wenig unschicklich mit dem Bilde des aufgeklärten Karl Theodors prange. Es gefällt übrigens an Hn. Schw., als an einem katholischen Geistlichen, wenn er S. 359 bey Erklärung von Matth. XVII, 24 — 27 sagt: „Oft will man gewisse persönliche Freyheiten, gewisse Vorzüge seines Standes vorschützen, wenn es um die Abführung allgemeiner Abgaben, oder um die Entrichtung gewisser Schuldigkeiten gegen obrigkeitliche Befehle zu thun ist; allein bey allen diesen Anmassungen liegt kein solcher Grad der Demuth, der Liebe und der Bescheidenheit zum Grunde, als Christus in seinem Betragen zeigte. Jene nahmen dem göttlichen Heilande gewiss nicht nach, welche eines kleinen Gewinnstes oder eines zweifelhaften Rechts wegen, den Frieden mit dem Nebenmenschen brechen, mit Obrigkeiten Zank und Streitigkeiten führen, die Gläubigen ärgern, und das Seelenheil vernachlässigen.“ (Dies zugleich als Probe der bessern Stellen; nun fährt er aber auch; zur Probe unbedachtsamer Ausdrücke, fort:) „Sollten wir auch unsers Standes oder Amtes wegen von allen Menschenpflichten (von allen Menschenpflichten!! *horrendum auditu!*) frey seyn, so sind wir doch, nach dem evangelischen Gesetze der Liebe, die „Nechte von allen.“ Noch bemerkt Rec., das Hr. Schw. bey der Uebersetzung des Matthäus nicht nur den Text des Originals, sondern auch den der Vulgata stets vor Augen hatte, das er aber von Varianten keine Notiz nahm, sondern sich lediglich an den Text der Complutenser Bibel nach der Ausgabe des Arias Montanus bey Plantinus zu Antwerpen vom Jahr 1584 hielt, wie es ihm denn auch scheint, das die Variantensammler dem Ansehen der göttlichen Bibel mehr geschadet als genützt haben. Satyrisch bittet er S. LI der Zueignung die Gelehrten. „bey ihrem hohen Adlerfluge, wozu er ihnen von Herzen Glück wünsche, mit seinen schwachen Taubenschwingen Geduld und Mitleiden zu haben,“ welche Bitte sie ihm gerne gewähren werden; Gott den Herrn aber bittet er S. XLVII. „er wolle dem am Ende der Zueignung Unterzeichneten die Gebrochen seiner Unwissenheit, die man oft wahrnehmen werde, durch die Saibung seiner Gnade ersetzen“ (soll vielleicht nach Offenb. III, 18 heißen: entdecken).

LEIPZIG, b. Crusius: M. Traugott August Seyffarth, Superint. zu Liebenwerda, praktische Anweisung zu einer fruchtbareren Einrichtung der Predigten über

*über die gewöhnlichsten Sonn- und Festtägigen Episteln, zum Gebrauche für solche, die bey ihren Predigten ihrem eignen Nachdenken durch gedrungene Gedanken eines andern zu Hülfe kommen wollen. Erstes Heft. Wird auch unter dem Titel ausgegeben: Uebersetzung und Erklärung der gewöhnlichen Episteln und Evangelien etc. Zweyter praktischer Anhang, welcher die gemeinnützige Anwendbarkeit der gewöhnlichen Episteln betrifft. Erstes Heft. 1801. XXVI u. 244 S. 8., (1 Rthlr.)*

Für welche Gattung von Predigern diese praktische Anweisung bestimmt sey, sagt schon der Titel, und der Vf. hat sich in der Vorrede zu seiner Bearbeitung der Evangelien ausführlicher darüber erklärt. Er sagt in der Vorrede zu dem gegenwärtigen Hefte: „Die übrigen (Prediger) will ich freudig von mir entlassen, die entweder von dem edlen Gefühle eigener Kraft belebt sind, oder die sich Krücken, worauf ihr ganzer Körper ruhet, in den Werkstätten eines Beyer, Kämpf, Witting und Andrer holen, dabey aber größtentheils eine Kost finden, die so schlechte Bestandtheile hat, und so wenig Nahrung für einen denkenden Geist verschafft.“ Dieses Urtheil würde Rec. nicht unterschreiben; denn man findet doch, besonders in dem Beyerischen Magazin, viele brauchbare Materialien, obgleich, wie es bey solchen Sammlungen gemeinlich der Fall ist, schlechte mit unterlaufen. Indessen hat die Arbeit des Vfs. vor andern dieser Art manche Vorzüge, und verdient Predigern empfohlen zu werden. Auch bemerken wir mit Vergnügen, daß er den an seinen frühern Arbeiten mit Recht getadelten Fehler der Dunkelheit und Unbestimmtheit hier größtentheils glücklich vermieden hat. Uebrigens sind in diesem ersten Hefte die Sonn- und Festtags-Episteln vom Neuenjahrstage an bis auf Mariä Heimfuchung enthalten.

BASEL, b. Flick: *Jesu von Nazareth, sein Leben und Geist (Jesu v. N. Leben u. G.) aus der Urquelle geschöpft nach dem Matthäus von Leonard Meißter. 1802. 187 B. 8. (16 gr.)*

Es gereicht dem Vf., einem Landprediger, der schon das sechzigste Jahr zurückgelegt hat, zur Ehre, daß er immer noch mit seinem Zeitalter fortschreitet. Diese seine Schrift ist mit Geschmack geschrieben; er verräth darin schöne Kenntnisse, und eine gute Bekanntschaft mit dem neuern Zustande der Theologie in unserm deutschen Vaterlande; der eigentliche Gelehrte kann sie zwar entbehren; aber der Mann im Amte, der über das Leben Jesu und den Geist seiner Lehre zu predigen hat; und seinen Vorträgen durch Mannigfaltigkeit der Darstellungen von Zeit zu Zeit einen neuen Reiz zu geben wünscht, wird manche oft nur mit wenigen Worten angedeutete Idee des Vfs. gelegentlich gut benutzen können, und auch der gebildete Lese, der Interesse für den Inhalt einer solchen Schrift hat, wird vieles daraus lernen können, wenn er sich nicht durch die Scholienform die-

ser Belehrungen über den Evangelisten Matthäus, und durch die lateinischen Noten (größtentheils aus Gualter's und Musculus's Commentarien über diesen Evangelisten) vom Lesen derselben abschrecken läßt. Hier und da kriecht freylich der Rec. an. Was soll z. B. der Leser dabey denken, wenn es S. 12 heißt: „Bey Maria äußerten sich die Anzeigen der Schwangerschaft, und zwar voll Kraft des Geistes von oben herab?“ Etliche solche Erläuterung erläutern nichts. Auch ist der Sinn der Worte: τὸ ἐν αὐτῇ γυνήθει ἐκ πνεύματος ἐστὶν ὄψιου, nicht richtig angegeben, wenn es heißt: „Unter der Kraft Gottes und seines Geistes wird ihre Leibesfrucht emporgewachsen.“ Offenbar wollte Hr. M. hier etwas verwischen. Matth. V, 18 ist keineswegs von dem Gesetze der Liebe die Rede, wovon nicht der geringste Punkt ausgelöscht werden solle; sondern Jesus spricht von dem ganzen mosaischen Gesetze, von dessen Forderungen nichts abgehen, das vielmehr nur vervollkommenet werden sollte. (Daß nach dem Tode Jesu eine neue Religionsverfassung nach und nach zu Stande kam, ist freylich wahr; aber der lebende Jesus entband niemanden von dem jüdischen Gesetze, und wollte niemanden davon entbunden wissen; auch unterwarf er sich selbst den Vorschriften desselben.) Matth. V, 29. 30. Hier geht Jesus nicht, wie der Vf. zu glauben scheint, von den μοιχοῖς zu den πορνόις über, sondern es ist immer noch von ehebrecherischen Attentaten auf das Weib eines andern die Rede. Daß die Regel, die Jesus hier giebt, auch den πορνόις zu empfehlen ist, versteht sich; nur hat er diese jetzt nicht im Auge, sondern er redet mit Rücksicht auf: οὐ μοιχεύσεις. Matth. XXVII, 46 ist das λαμὰ σαβαχθάνι so ausgedrückt: „warum scheinst auch du mich verlassen zu haben?“ Allein das Anthropopathische der Davidischen Frage berechtigt Hn. M. nicht, etwas daran zu ändern; eine Stelle eines Gedichts muß so angeführt werden, wie es im Gedichte lautet; solche Verfeinerungen der Ideen sind an unrichtigen Orte angebracht. Matth. XXVII, 53. 61 findet der Vf. einen besondern Zug der Sittsamkeit der Frauenzimmer darin, daß sie sich der Leiche Jesu erst genähert haben, nachdem sie eingewickelt gewesen sey; allein dies ist nicht nach unserm Begriffen von Sittsamkeit zu beurtheilen; nach diesen hätten sie sich schon der Kritik des Publicus dadurch ausgesetzt, daß sie in einiger Entfernung von dem Kreuze des ganz nackten Jesus standen, worüber sich doch, nach der Erzählung der Evangelisten, kein Mensch aufgehoben zu haben scheint; ob es gleich viele Frauenzimmer waren, von denen dies erzählt wird. S. 295 heißt es: „Um sich nach dem Geiste der Zeit zu bequemen, begleitete Jesus seinen Unterricht mit Zeichen und Wundern.“ Dies würde Rec. nicht so ausdrücken, sondern er würde lieber ganz kurz sagen: „Jesus begleitete seinen Unterricht mit Heilungen und Rettungen, welche zum Theil als Wunder angestaunt wurden.“ Solcher Bemerkungen ließen sich noch mehrere machen; wir lassen es aber bey diesen bewenden. Der Stil des Vfs. ist für einen Schweizer gut; um so mehr muß man sich wun-

wundern, daß auch Hr. M., der doch so viele deutsche Bücher liest, statt: *nicht so sehr*, oder: *nicht so wohl*, noch immer mit seinen übrigen Landstleuten schreibt: *nicht so fast*. Hierin könnte er sich doch wohl nach dem deutschen Sprachgebrauche richten,

HEILBRONN u. ROTENBURG, b. Clafs: *Neue Beyträge zur Homiletik für Prediger und Katecheten*, herausgegeben von Philipp Joseph Brunner, Erstes Bändchen. 213 S. in 8. (16 gr.)

Der durch seine Bemühungen, moralisch-religiöse Aufklärung unter den Katholiken in Deutschland zu verbreiten, und durch manche dabey erlittene Kränkungen von der Obscuranten-Parthey, schon bekannte Herausgeber, will durch diese Sammlung eine Fortsetzung der *homiletischen Beyträge*, wovon 6 Bände 1787—90 zu Heidelberg unter dem Titel: *christliche Reden* etc., und 3 Bände 1791—93 zu Salzburg herausgekommen sind, liefern, und sagt sich dabey ganz von allem Antheil an der zu Heidelberg bey Pfähler durch einen andern Redacteur 1792. 93 gelieferten Fortsetzung der *christlichen Reden* los. Absicht und Plan bleibt bey diesen *neuen Beyträgen* unverändert. In diesem ersten Bändchen ist unter der Rubrik *Abhandlungen und Recensionen*, welche mit zum Plane dieser Beyträge gehören, noch nichts mitgetheilt, der Herausgeber verspricht aber seine Leser im nächsten Bändchen dafür schadlos zu halten. Die hier aus dem Manuscript ihrer Vff. mitgetheilten Predigten sind folgende: 1) *Die wahre Aufklärung durch Jesum*, über Joh. 8, 12. zu Salzburg gehalten von Reiter, 2) *Es ist Pflicht, die Gründe unsers Glaubens zu prüfen*, über Joh. 20, 25 von Zirke. 3) *Leichenrede am Grabe des Galleriedirectors Guibel von Schlus*. 4) *Vorbereitungspredigt über Apostelgesch. 3, 19 auf den ersten Sonntag des Jubiläums, vom Herausgeber*. 5) *Dankpredigt über Pf. 102 zum Beschlusse des Jubiläums gehalten von demselben*. 6) *Anrede an Kinder bey ihrer ersten Communion von demselben*. 7) *Oeffentliches Kirchengebet am Schlusse des Jubiläums, und am ersten Communionstage der Kinder von demselben*. 8) *Predigt am Feste der Schmerzen Mariä*, über Luc. 1, 38 gehalten von Breenig. Unter diesen Beyträgen können Numer 3 wegen der vielen Wiederholungen, und mancher unnützen, wie es scheint, von französischen Kanzelrednern erborgten Tiraden, und Numer 8 wegen der vom Herausgeber selbst in den Noten gemißbilligten Uebertreibungen in der Darstellung der Schmerzen und der Geduld Mariens, so wie wegen vieler schwankenden Ideen und spielenden Ausdrücke, wohl nicht als Muster empfohlen werden, wenn gleich auch bey ihnen die lobenswürdige Hauptabsicht ist, moralisch-religiöse Gesinnung und Thätig-

keit anstatt der mechanischen Wirkheiligkeit, als die Hauptsache der Religion darzustellen. Alle übrigen Aufsätze verdienen zum Mufter für katholische Prediger aufgestellt zu werden, da sie sich durch Reichthum richtiger Ideen, und durch faßliche Darstellung in der That auszeichnen. Auch die Anmerkungen des Herausgebers, in welchen einige Ideen theils berichtigt und näher bestimmt, theils weiter entwickelt, theils Parallelen älterer und neuerer Schriften zur weitem Beherzigung angezeigt werden, erhöhen die Brauchbarkeit dieser homiletischen Beyträge. Möchte nur der Herausgeber in der Folge seine Aufmerksamkeit auch darauf richten, manche Provinzialismen in den gelieferten Beyträgen auszumerzen, und durch sprachrichtige Ausdrücke zu ersetzen. Rec. hat sich folgende angemerkt, deren Gebrauch gewifs nicht gebilligt werden kann. S. 61. 110. 166 *thorecht* für *thörich*. S. 70 *derley* für *dergleichen*. S. 73 *vergeuts* statt *vergräbt*. S. 75 *Begierlichkeit* für *Sinnlichkeit*. S. 197 *seine Lichter, ses lumieres* für *seine Einsichten*. S. 131 *verkosten* für *genießen*. S. 134 *gehorsamen* für *gehorschen*. S. 150. 169 *Auferbauung* für *Erbauung*. S. 193 *geschühete* für *geschähe*. S. 201 *die verbosfesten* statt *die boshaftesten*. Mit Ausnahme dieser wenigen Flecken ist die Sprache der hier gesammelten Beyträge rein und voll Würde und Kraft.

#### VERMISCHTE SCHRIFTEN

WIEN, b. Pichler: *Lehre über die erste Grundlags des menschlichen Glücks durch physische Erziehung und Bildung*. Von Anton Frölich, der Arzneywissensch. Doct. und wirkl. Mitgl. der medicin. Facultät. 1802, VI u. 195 S. gr. 8. (16 gr.)

Das Buch geht von den Aeltern aus, von dem Physischen und Moralischen der Ehen und dem Einfluß davon auf die Nachkommenschaft, von dem Verhalten der Schwangers, erstes Nahrung der Neugeborenen u. s. w., worauf dann die weitem Belehungen über die physische Erziehung der Kinder in Absicht auf Nahrung, Bewegung, Ruhe, Kälte, Wärme, Luft, Schlaf, Bekleidung, u. a. m. folgen. Von der Vaccine spricht der Vff. S. 173 noch problematisch, und will noch längere Erfahrung, ehe man ihr unbedingt Vertrauen schenken könne. Wir stimmen dem Vff. darin vollkommen bey, daß derjenige sein Buch interessant genug finden werde, „wer brauchbaren Inhalt für seine Kinder finden und benutzen wolle,“ bedauern aber, daß er ihm nicht auch das Interesse gegeben habe, welches man von einer gefälligen Darstellung und correcten Schreibart, nicht, wie er wunderbarlich genug meynt, „vom *erkabenen* Stil und *aufgeputzten* Geschichten“ erwartet.



## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 1. Junius 1803.

## GOTTESGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Barth: *Ern. Frid. Car. Rosenmüller*, Ling. Arab. in Acad. Lips. Prof. *Scholæ in vetus Testamentum. Partis quartæ, Psalmos continen- tis, Volumen secundum.*

Auch unter dem Titel:

*Psalmi annotatione perpetua illustrati ab Ern. Frid. Car. Rosenmüllero*, Ling. Arab. in Acad. Lips. Prof. *Volumen secundum.* 1802. in fortlaufender Seitenzahl 549—1127. 1 Alph. 14 Bog. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Dieser Theil, welcher die Anmerkungen zu Pf. 21 bis 50 enthält, ist mit eben der Sorgfalt ausgearbeitet, als der vorhergehende. Hr. R. fährt fort, die mannigfaltigen Erklärungen und Beyträge, welche ältere und neuere Interpreten über die Psalmen geliefert haben, fleißig zu benutzen, die verschiedenen Ansichten und Erklärungsversuche mit einer guten Auswahl darzustellen, sie genauer zu würdigen und mit seinen eigenen Bemerkungen zu begleiten. Auch hier kommt mehreres vor, welches nicht allein die schon bekannte richtige Interpretationsmethode des Vfs. aufs neue beurkundet, sondern auch einer näheren Aufmerksamkeit und Prüfung werth ist. Wir wollen einiges zur Probe auszeichnen. Pf. 21 wird die Meynung bestritten, daß dieser Psalm ein Danklied nach erfochtenem Siege sey. Auch mißbilligt der Vf. den von Dathe aufgestellten Gesichtspunkt, und findet es mit Paulus wahrscheinlich, daß dieser Psalm dazu gedichtet sey, um ihn an dem jährlichen Fest der Königsfeyer abzusingen. Sollte aber wohl die jährliche Feyer eines solchen Festes in diesen Zeiten hinreichend aus der Geschichte begründet werden können? Bey V. 13 werden die verschiedenen Erklärungen, die das Wort *שׁוּב* veranlaßt hat, angeführt und geprüft. Der Vf. erläutert es mit Müntinghe aus dem Samaritanischen und übersetzt *exitium eos pones*. Die gewöhnliche Uebersetzung *pones eos humerum*, scheint doch dem Rec. nicht so verwerflich zu seyn. Wenigstens hat Montanabbi eine ähnliche Redensart. *du machtest ihre Angesichter, wo du sie antriffst, zu ihrem Rücken* d. i. du schlugst sie aller Orten in die Flucht; und die Schwierigkeit, die man in dem letzten Glied des Verses findet, verschwindet, wenn man übersetzt: *du wirst machen, daß sie den Rücken kehren, wenn du den gespannten Bogen gegen ihr Angesicht richtest*. Pf. 22, 9. wird יהוה בל אל übersetzt *laetatur de Jehova, gloriatur eo, ut patrono et defensore suo.*  
A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

Allein wegen der Construction mit אל würde Rec. doch lieber בל von בלל *voluit* ableiten und mit den 70 und dem Syrer übersetzen: *er vertraut auf Jehova, verläßt sich auf ihn*. Daß das Wort בלל *laetari* sonst mit ב construiert wird, z. B. Pf. 35, 9 Jes. 65, 19 ist doch wichtiger, als was der Vf. jener Erklärung entgegen- setzt. V. 16. wird die Bedeutung von נאח *disposuit* mit Recht und ganz einleuchtend gegen Paulus vertheidigt. Von dem Wort נאח V. 17. wird in einem besondern *Epimetron* S. 627—645. ausführlich gehandelt. Der Vf. zieht die Lesart נאח von נאח *valide constrinxit, arcte colligavit*, als die wahre Lesart vor. V. 25. wird נאח richtig nach dem Vorgang der Alten und dem Parallelismus durch *preces afflicti* übersetzt. Im Syrischen ist חַבְבָּהּ *der Gesang* und נאח wird überhaupt von der Rede und der Bezeichnung durch dieselbe gebraucht. V. 30—32. hätte noch die Abtheilung und Aenderung von Müntinghe können bemerkt werden. Pf. 23, 4. wird die Meynung, daß צלחתי ein zusammengesetztes Wort sey, gegen Michaelis in Schutz genommen; und das Ansehen der alten Uebersetzer vertheidigt. Pf. 24, 4. wird mit 2. Mos. 20, 7. verglichen und נאח auf Gott gezogen. Rec. findet aber doch darin etwas Gezwungenes, weil יהוה so weit voranstehet, und durch נאח נאח von נאח נאח getrennt ist. Lieber würde er mit Köhler, der schon die Aehnlichkeit mit 2. Mos. 20, 7. bemerkte, übersetzen: *wer nicht falsch schwöret bey seiner Seele*, wie es auch die Syrer und Chaldäer nahmen, wenn nicht auch auf diese Weise der Satz völlig tautologisch mit dem folgenden würde. Eben deswegen ist er noch immer geneigt zu übersetzen: *wer sich nicht zur Falschheit neigt, und nicht betrüglich schwöret*. Auf diese Weise entsteht hier keine Tautologie, sondern der erstere Satz enthält das allgemeine, was der andere näher bestimmt, wie es die Regeln des eigentlichen Parallelismus erfordern. Hr. R. beruft sich zwar darauf, daß die Redensart נאח נאח *sich zu etwas hinneigen, etwas verlangen* sonst mit אל construiert werde; aber das praef. ל wird mehrmals mit אל in der Construction vertauscht. Wollte man durchaus dieses letzte hier nicht zugeben: so würde man in dem letzten Glied am besten der Lesart der 70 folgen, welche לרעה nach נאח lasen. Auf diese Weise wäre denn auch eine nähere Bestimmung in diesem letzten Satz. In dem alphabetischen Lied Pf. 25, 2. glaubt Hr. R. daß אלהי außer dem Verse stehe. Rec. würde es lieber zu dem ersten Vers ziehen, oder eine Verletzung annehmen אלהי בך. In dem 5. V. soll der Dichter sich die Freyheit erlaubt haben, die Buchstaben ה und ו zu verbinden, und dieser letztere soll in וליטרי zu suchen seyn.  
U u u  
Weil

Weil aber *למתי* mit dem vorhergehenden zu genau verbunden ist: so würde Rec. lieber *והנה* lesen, wie mehrere Ake und auch einige Handschriften haben, und damit den Buchstab *ו* anfangen. Wahrscheinlich ist aber ein Glied in diesem Vers verloren gegangen. Dafs der Buchstab *פ* in dem Wort *מפוקותי* enthalten sey, ist gesucht und ohne Beyspiel. Da V. 18. und 19. beide mit *ו* anfangen: so ist wohl hier ein offenkbarer Fehler im 18. V. Unter den verschiedenen Conjecturen ist wohl die wahrscheinlichste, dafs das Wort *קומה* im Anfang des Verses weggefallen sey. V. 14. wird *טו* sehr gut erläutert und durch *familiaris consuetudo* übersetzt. Hr. R. vergleicht das Arabische *سوان* in *M. clanculum in aurem locutus est* daher *colloquia secreta, consuetudo*, wie aus Meidani zugleich erwiesen wird. Denn 26. Pf. setzt Hr. R. in die Zeit, welche 1. Sam. 22, 5. 8. beschrieben wird. Unter *נלמים* versteht er *absconditos in insidiis*. Pf. 27, 2. wir die Redensart *אכל בשר*, welche Michaelis und andere durch *verläumdten* übersetzen, ganz richtig von der Wuth der Feinde Davids, die ihn ganz aufzureiben und zu vertilgen suchten, erklärt. V. 7. 8. ist die Aenderung und Conjectur von Müntinghe nicht angeführt, Rec. stimmt aber dem Urtheil bey, dafs die gewöhnliche Lesart als die schwierige müsse beyhalten werden. Billig wird das mit Punkten bezeichnete *לתי* V. 13. als unächt verworfen. Der Vf. erklärt sich die Entstehung dieses Worts daraus, dafs das *י* welches mehrere alte Handschriften, wie man z. B. aus den 70 siehet, am Ende des vorhergehenden Vers lasen, in einigen Handschriften *י* sey geschrieben worden, und die späteren Abschreiber beides mit einander verbunden hätten. Vielleicht würde ursprünglich von einem Abschreiber *י* blofs zur Ausfüllung der Zeile noch hinzugesetzt und dieses nachher von andern mit abgeschrieben und nun in *לתי* verändert. Pf. 28, 7. wird *משרי* als die seltene Construction in Schutz genommen, und *de cantico meo dicit uno vel pluribus canticorum meorum eum celebrabo* erklärt. Als Grund wird die ähnliche Redensart Pf. 137, 3. angeführt. V. 8. vertheidigt Hr. R. auch das Wort *למי* als die ächte Lesart. Es soll sich auf *ע* im folgenden Vers beziehen, und als Beyspiele werden die Stellen Pf. 87, 1. 4. Mos. 24, 17. angeführt. Allein diese Stellen können doch nicht wohl als Beweise hier gelten, denn zwischen *למי* und *ע* im folgenden Vers steht noch der Satz *ומה ישועה ממתי*, wodurch jenes von diesem zu weit getrennt ist, und überdem haben alle alten Uebersetzer ausser dem Chaldäer die Lesart *למי* ausgedrückt, welche auch durch 7 Handschriften bey Kennicott, und eine bey Rossi bestätigt wird. Den 30. Pf. setzt Hr. R. in die Zeit, als David nach der Pest den Platz zum Tempel erwählte, und einen Altar daselbst errichtete. 1. Chron. 12, 26. 22, 1. V. 8. wird *הררי* *monti meo* durch *magnitudini et dignitati meae* erklärt, und durch mehrere Beyspiele gezeigt, dafs die Araber *جبل* eben so gebrauchen. Rec. würde, besonders nach dem angegebenen Gesichtspunkt, das Wort lieber eigentlich

nehmen und übersetzen: *meinem Berg hattest du Festigkeit gegeben*, ich war glücklich und sicher auf Zion, aber ich erzitterte, als du dein Angesicht wegwandtest. Pf. 32, 7. wo Hr. R. übersetzt: *cantionibus liberationis circumdas me*, würde Rec. doch lieber *כי* ganz wegstreichen, weil es ganz seltsam hier stehet, und eine Wiederholung der drey letzten Buchstaben von *הררי* zu seyn scheint, aber alsdann auch im Verfolg *מטובני* lesen; welche Lesart die 70 schon vor sich hatten. V. 9. wird *עיי* durch *ornatus ejus* übersetzt, und hauptsächlich dadurch gerechtfertigt, dafs in andern Stellen, wo das Wort vorkommt, die Bedeutung *ornatus* die einzige sey. Allein da hier von dem Pferde die Rede ist und *عدو* im Arabischen der Lauf des Pferdes bestimmt bezeichnet, auch Zügel und Stricke wodurch das Pferd gebändigt wird, nicht schicklich der Schmuck des Pferdes können genannt werden: so zieht Rec. noch immer jene Bedeutung vor, ohne deswegen die Abtheilung von Müntinghe zu billigen. Pf. 33, 7. wird die Lesart *כר* quasi *cumulatus* gegen die Uebersetzung aller Alten, die hier *כר* lasen, behauptet. Pf. 34, 11. ist übersetzt: *Levites egent et esuriunt, sed qui Jovae student, nullo bene carent*; und dabey bemerkt, dafs David gewöhnlich seine Feinde und überhaupt die Gottlosen Löwen nannte. Rec. vergleicht hier das Arabische *كافر* *Ungläubiger, Gottloser* von *كفر* *verleugnen*. Warum sollte das Hebräische *כר* nicht auch diese Bedeutung haben, ob sie gleich in den Wörterbüchern seht? Auf diese Weise ist der Parallelismus vollkommen: Ungläubige, Gottesverächter darben und hungern, aber die Verehrer Jehovah's haben keinen Mangel. Pf. 35, 12. ist *שכיל* richtig durch *orbis, filiorum privatio* erklärt; aber Rec. würde den Sinn nicht also bestimmen: sie verursachen mir einen Schmerz, der dem Schmerz der Mutter gleicht, die ihrer Söhne beraubt wird. Bey den Arabern ist es eine der härtesten Verwünschungsformeln, wenn sie jemand wünschen, er solle kinderlos sterben. Aber bey den Hebräern wurde Kinderlosigkeit als das grösste Unglück angesehen. David will also sagen: Meine Feinde wollen euch kinderlos haben, sie wünschen mir das grösste Unglück, kinderlos zu sterben, und bestreben sich auch es in Erfüllung zu bringen. *שכיל* erklärt das vorhergehende *רעה* näher. Bey V. 16. würde Rec. die Aenderung und Erklärung von Müntinghe, der *מעג* vom Arabischen *مغ* *os distortit* ableitet, vorziehen. Uebersetzt hat, die Stelle noch ihre Schwierigkeiten. Pf. 37, 20. möchte wohl in dem Ausdruck *כר* *ut pingue ovium* zu viel gesucht werden. Der Vf. sagt: *similitudo agnorum pinguium ad praesens negotium valde est accommodata. Ut enim pinguior, agni dantur macianur, non macilenti, nec morbi. sic improbi, opibus et voluptatibus bene saginati misere pereunt*. Der Grund der Vergleichung liegt wohl allein darin, dafs sie schnell und gänzlich zu Grunde gehen, wie das Fett der Lämmer, das ganz verbrennt und im Rauche aufgehet. Fast möchte aber Rec. lieber

ber כָּעֵשׂן lesen, und im Verfolg כָּעֵשׂן, welches letztere durch die alten Uebersetzer und durch mehrere Handschriften bestätigt wird. Der Sinn wäre alsdann: wie angezündete Felder werden sie verzehret, wie Rauch schwinden sie dahin. V. 28. stimmt Hr. R. denen bey, welche עוֹלָיִם נִשְׁמְרוּ nach dem Wort נִשְׁמְרוּ ergänzen. Auf diese Weise ist der Vers ersetzt, der nach der alphabetischen Ordnung mit ע anfangen muß. Am richtigsten schließt man wohl mit לְעוֹלָיִם den Vers. Das Wort נִשְׁמְרוּ ist in נִשְׁמְרוּ verändert, weil עוֹלָיִם wegen des ähnlichen לְעוֹלָיִם weggefallen war, und nun נִשְׁמְרוּ nicht zu dem vorhergehenden paßte. V. 36. wird וַיֵּעָבֵר et abiit, statim perii überetzt. Hier ist aber doch wohl die Leseart וַיֵּעָבֵר dem gewöhnlichen Text vorzuziehen. Nicht allein die alten Uebersetzer die 70; der Syrer, Hieronymus haben so gelesen, sondern der Parallelismus erfordert die erste Person: *Ich gieng vorüber und er war nicht mehr, ich suchte nach ihm und fand ihn nicht.* Pf. 39, 2. wird die Bedeutung von מַחְסֵם *capistrum* gegen Michailis mit Recht vertheidigt. V. 6. wird כָּל אָדָם כָּצַב *omnis homo confusus* überetzt, und die Meynung von Knapp und Döcklein bestritten, welche das Arabische نَصَب *unmächtigmüde, hinfällig seyn* vergleichen wollten. Den 40 Pl. erklärt Hr. R. von David, er wagt es aber nicht genauer zu bestimmen, in welche Zeit er gehört. V. 8. wird überetzt *in volumine legis praescriptum est mihi.* Nimmt man mit *van der Palm* an, daß in dem Psalm auf die Anstellung Davids zum König über Israel 2. Sam. 5, 1—3. gesehen werde, bey welcher Gelegenheit der König das göttliche Gesetz beschwören mußte, so bekommt die Stelle noch mehr Licht. Auch die Meynung von *van der Palm*, daß dieser Psalm eigentlich aus zwey Liedern bestehe, wäre der Bemerkung werth gewesen. Bey den 42. Pf. sagt Hr. R. seine Meynung von der Ueberschrift לְבַי קִיר, welche überhaupt 11 Psalmen haben. Er findet es am wahrscheinlichsten, daß diese Psalmen von den vornehmsten unter den Korachiten, unter welchen sich mehrere durch Kenntniß und Geschicklichkeit rühmlichst auszeichneten, gedichtet seyn. Ganz richtig wird bemerkt, daß sich die Gesänge der Korachiten durch Erhabenheit der Gedanken und starke Einpfindungen von den Gesängen Davids sehr unterscheiden. Von dem 42. Pf. vermuthet Hr. R., daß er in die Zeit der Flucht vor Absalon gehöre, und daß damals einer von den Korachiten sich in die Lage Davids versetzt, und diesen Psalm im Geist des Königs gedichtet habe; andere Korachiten wären diesen Beyspiel gefolgt, und hätten mehrere Psalmen über diesen und ähnliche Gesänge gedichtet. V. 5. wird נָךְ in der Bedeutung *numerus collectus, turmae hominum* genommen. Wenn aber die Meynung, welche das Wort mit den meisten Alten durch *tabernaculum* erklärt, dadurch bestritten wird, daß diese Bedeutung deswegen nicht statt finden könne, weil das *suff. plur.* in אָדָם nur auf dieses *collectivum* könne gezogen werden: so kann Rec. nicht einstimmen. Dieses Suffix kann sehr füglich auf das folgende נָךְ sich beziehen. Man vergl. *Schroeder Synt. R. 39. Nr. 2. V. 7.* ist Hr. R. geneigt קָעַר *חר*

als Appellativ zu nehmen, welches auch ohne Zweifel die richtigste Erklärung ist. Nach der Geschichte 2. Sam. 17, 24. befand sich David zu Mahanaim am Fulse des Hermons. Den 44. Pf. setzt Hr. R. mit mehreren Auslegern in die Zeiten der Verfolgung der Juden unter Antiochus Epiphanes. V. 12. wird aus der Geschichte 1. Maccab. 1, 17—29. und 2. Macc. 5, 11 bis 27. erläutert, und V. 23. wird mit 1. Macc. 1, 30 bis 67. verglichen. V. 20. wird בְּמַקְרָם תְּהִים erklärt: *in servitute inter crudeles gentes, quae feritate draconibus similes sunt.* Den 45. Pf. hält Hr. R. für einen Glückwunsch, den ein jüdischer Sänger unter persischer Herrschaft einem neuen persischen König bey dem Antritt seiner Regierung überreicht habe. Er findet darin, besonders V. 17. persische Sitten und Gebräuche. Rec. kann sich aber nicht überzeugen, daß ein religiöser jüdischer Dichter sich so stark und erhaben von einem fremden König würde ausgedrückt haben, wie in diesem Gedicht besonders V. 7. 8. geschieht. Schwerlich würde sich auch einer unter den persischen Königen auffinden lassen, dem alle diese hier genannten Prädicate könnten beygelegt werden. Was als charakteristisch und übereinstimmend mit der persischen Sitte angegeben wird, ist nicht hinreichend, um gerade den König als einen persischen König auszuzeichnen. Es wird überhaupt ein orientallischer König geschildert. V. 17. kann nicht wohl von der Vertheilung der Satrapien unter die königlichen Kinder bey Lebzeiten des Königs erklärt werden. Es ist vielmehr von der Succession die Rede, wie der Ausdruck מְהֵרָה מְהֵרָה klar genug anzeigt, und בְּנֵיךְ ist gesetzt, weil מְהֵרָה מְהֵרָה vorhergeht. V. 9. wird wie gewöhnlich überetzt *Myrrha et xylabae et casia omnia vestimenta tua, ex palatiis eburneis Armeniae exhilarant te.* Das letztere stehet aber wirklich etwas sonderbar und stimmt nicht recht mit dem vorhergehenden. Rec. findet noch immer die Bemerkung von Berg (s. Müllers Denkschrift S. 147.) annehmlich, nach welcher man die Worte also lesen müsse: מְהֵרָה מְהֵרָה כְּלֵי שֵׁן מְנִי *pretiosa alabastrorum Minaea (arabica) recreant te.* Fände man aber diese Abtheilung der Worte zu gesucht, so würde man doch מְהֵרָה מְהֵרָה durch *mit Elfenbein geschmückte Palläste der Minnäer* übersetzen müssen; denn eben die vorhin genannten Producte, woran sich der König ergötzte, kamen nicht aus Armenien, sondern aus Arabien. Die Minnäer in dem glücklichen Arabien handelten aber mit Weihrauch und andern kostbaren Specereyen und hatten sehr prachtvoll Wohnungen. Diodor 3. B. Kap. 47. bemerkt überhaupt von dem Reichthum der Einwohner des glücklichen Arabiens, daß die Einwohner außerordentlichen Aufwand in ihren Gebäuden machten, und gedenkt ausdrücklich der Auszierung mit Elfenbein, Gold und kostbaren Steinen.

Diese wenigen Bemerkungen mögen hinreichend seyn, um die Leser, die etwa das Buch noch nicht aus eigenem Gebrauch kennen, auf dieses treffliche Handbuch aufmerksam zu machen, und zugleich um zu zeigen, daß Rec. das Buch mit Aufmerksamkeit gelesen hat. Wir wünschen die baldige Fortsetzung und

und Beerdigung dieses nützlichen Werks, das wir allen angehenden Theologen zum fleißigen Gebrauch empfehlen.

## GESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Martini: *Die Verschwörung der Gracchen*. 1803. 155 S. 8. (12 gr.)

Der Uebersetzer dieses Werkchens, welcher sich in der Vorrede *J. G. Grohmann* unterschreibt, hat wohl von den neuern historischen Producten wenig gelesen; er würde sich gewiß nach der Lectüre von *Hegewisch* Bearbeitung des nämlichen Gegenstands nicht zur Uebersetzung der ältern ganz oberflächlichen Erzählung des Franzosen *St. Remy* entschlossen haben. Es fehlt hier alle zusammenhängende Kenntniß der römischen Staatsverfassung, ohne welche die Bearbeitung schlechterdings nicht mit Glück unternehmen läßt. Statt einer Entwicklung der Ursachen, welche die vorhergehende Spannung der Anführer des Volks gegen den Senat bewirkten, liest man hier eine leere Tirade über den schon durchaus gekriegenen Luxus der Reichen; und dann als Einleitung die Geschichte der Kriege in Spanien gegen den *Viriathus* und die *Numantier*, ganz ohne Einsicht in die innere Verkettung der Dinge. Den *Viriathus* lernen wir hier als einen Hirten kennen, der es mit der Zeit „vermittelt seiner schlechten Gefinnungen“ bis zur

Würde des Anführers einer Räuberbande brachte; — und der den andern mißvergnügten Völkern Hispaniens die verderbliche Lehre gab, man dürfe sich unter einem kühnen und klugen Anführer nur empören etc. Sollte man nicht glauben, es wäre von lauter Unterthanen die Rede, die sich gegen ihre rechtmäßige Obrigkeit empört hätten? Dabey wird eine Stelle des *Eutropius* in der Note angeführt, außer dieser aber im ganzen Buche nur noch ein paar andere aus dem *Cicero* und *Homer*, welche gar nicht zum Beweis des Vorgetragten dienen. — Ueber den unrechtmäßigen Ackerbesitz und die dagegen erfolgten Gesetze hat der Vf. ohne Zweifel ganz eigene Quellen benutzt. Diese Felder waren den Feinden abgenommene Domänialgüter, die man den Armen so sehr im Pachte steigerte, daß er ihn nicht mehr zahlen konnte. Durch ein Ackergesetz, welches die Allgewalt der Tribunen *sgleich* durchsetzte und in Vollziehung brachte, wurde dem Uebel schnell abgeholfen. Aber nun ließen die Reichen die Güter an Gros verpachten, zogen die einzelnen Theile unter erdichteten Namen an sich, und trieben das Ding so arg, daß endlich *Tib. Gracchus*, der den Senat haßte, das Uebel bey der Wurzel ergriff. — Der Uebersetzer will aus dem nämlichen *St. Remy* auch den Bürgerkrieg des *Marius* und *Sulla*, nebst der Schilderung des *Lucullus* liefern. Möchte er es doch nicht thun! Er kann etwas Bessers liefern; seine Uebersetzung verräth Sprachkunde und Leichtigkeit des Ausdrucks.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**Senons Künsters.** *Weimar*, b. Gädicke: *Profusions altera de Medea Euripidea cum priscae artis operibus comparata, orationes* — indicit *Carolus Augustus Böttiger*. 1803. XVI S. 4. Nachdem der Vf. in dem ersten Programm (*f. A. L. Z.* 1803. Nr. 194) die dramatischen Behandlungen der *Medeefabel* bey den Alten erläutert, und mehrere von alten Schriftstellern erwähnte Kunstwerke, welche sich darauf bezogen, namhaft gemacht hatte: so führt er nunmehr, mit gleicher Sorgfalt, diejenigen Kunstwerke auf, welche bis zu unserer Zeit erhalten worden sind. Nur auf Einer Gemme findet der Vf. die *Medea* als Kindermörderin dargestellt, auf dem bekannten *Stofschischen Carniol*, welches man vor *Lessing* zu den *Furiendarstellungen* zählte. *Hr. B.* bringt es mit der Beschreibung einer *Medeen-Statue* bey *Callistrat*. XIII, p. 903. in Verbindung, und muthmaßt, daß beide Künstler Ein Urbild nachgeahmt haben. Auf Marmor aber und auf Sarkophagen sind mehrere Vorstellungen aus dem Fabelkreise von der *Medea*, wie sie die Verbindung des *Jason* mit der *Kreufa* durch eine Reihe von *Frevelthaten* richte, entlehnt. Der Fabelkreis selbst ward, wie andere, die gleichen Umfang hatten, und gleiche Mannigfaltigkeit der *Scenen* darboten, von den alten Künstlern Theilweise behandelt; so, daß man immer nur einzelne Vorstellungen, welche sich wechselseitig ergänzten und aufhielten, zum *Sujet* auswählte. *Hr. B.* vertheilt das Ganze, so wie es nach dem Vorgange des *Euripides* von Künstlern bearbeitet ward, in fünf Theile oder Acte: der erste Act befaßt die *Hochzeit des Jason* mit der *Kreufa*. Auf die Kunst-

werke, welche diesem Acte gewidmet sind, schränkt sich der Hauptinhalt dieses Programms ein.

Der Hauptinhalt, sagen wir; denn übrigens gilt auch von dieser Schrift, was überhaupt die *Böttigerischen* Arbeiten charakterisirt: *materiam superat opus*. Mögen es auch nur *Pargerya* seyn, welche der Vf. in den reichhaltigen Noten behandelt: so erregen sie doch, durch Inhalt und Ausführung, kein gemeines Interesse. In dieser Absicht ist es hinreichend, auf das aufmerksam zu machen, was S. 7. über die Eigenthümlichkeit der tragischen Trilogien bey den Griechen in Vergleichung mit den neuerlich von zwey deutschen Dichtern versuchten; S. 8. über die *Juno pronuba* auf den alten Kunstwerken; S. 10. über den phönischen *Hermes*, welche mit den großen Göttern und als Diener derselben (*Cadulus, Cadmilus, Casmilus* genannt) nach *Samothracien* kam, und die daher entsprungnen *Camillos*, d. h. Altar- oder Opfer-Knaben, welche von *Samothracien* zu den *Etruriern* und von diesen zu den *Römern* übergingen, und von denen, nach *Hn. B.* Meynung, fogar die Altarknaben der christlichen Kirche abstammen; S. 13. über den *Granatapfel*, als altes, schon den *Orientalern* gewöhnliches Symbol der *Begegnung* und *Fruchtbarkeit*, und über dessen geheimen, mystischen Sinn in den *Weihungen*, welcher dann zu einem *Kunstsymbol* überging, mit einem Aufwande von seltener Gelehrsamkeit und künstlich combinirten Deutungen von dem Verfasser bloß beyläufig gesagt worden ist.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstag, den 2. Junius 1803.

## RECHTSGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN. b. Dieterich: *Beiträge zur Erläuterung rechtlicher Gegenstände von D. Justus Friedrich Runde, Hofr. und Prof. der Rechte zu Göttingen.* Erster Band. 1799. 314 S. Zweyter Band. 1802. 288 S. 8. (3. Rthlr.)

Diese Beyträge entsprechen der Erwartung, wozu Arbeiten eines Rechtsgelehrten von dem allgemein anerkanntem Verdienste des Hn. Hofr. Runde berechtigen; sie tragen bey nahe durchaus das Gepräge eines richtigen praktischen Blickes, einer alle factische Umstände durchforschenden Genauigkeit und einer ungezwungenen Rechtsanwendung. Bey allen dem Werthe aber, den die Ausführungen, vielleicht ohne Ausnahme, für ihren Wirkungskreis als richterliche Aussprüche, oder als Proceßschriften, gehabt haben mögen, finden sich doch manche darunter, deren Entscheidungen zu sehr auf Thatumständen, auf natürlicher Auslegung besonderer Willensäußerungen, oder auf unhekritenen Gesetzen oder gesetzlicher Aehnlichkeit beruhen, als dafs dadurch dem Fache selbst ein Gewinn zuwächst: z. B. B. II. N. 2. über die in der Familie von Mesechede zu Alme vertragsmäßig statt findende Regredienterbsfolge nach Abgang des Mannstammes, N. 4. und 5. die weitläufigen in ihrem gerichtlichen Costume hier mitgetheilten Deductionen von der Dauer und Wirkung der Lehnsanwartschaften, besonders nach den Rechten des Kurbraunschweig-Lüneburg. Lehnhofs. Auch hätte wohl, selbst bey verschiedenen Abhandlungen von Belange, durch Weglassung facultischer Umstände, die keinen neuen Aufschluß geben, oder unbezweifelten Rechtsätze, eine zweckmäßigere Kürze erreicht, und die Aufmerksamkeit auf die neuen Bemerkungen mehr fixirt werden können.

Wir müssen diese Anzeige nur auf die erheblichsten Aufsätze, und einige wenige, die auf kleine Erinnerungen führen, einschränken. I. Band. N. 1. *Von den Theilnehmungsrechten bey Auseinandersetzung der Gemeinheiten.* So gerne wir dem Vf. beytreten, wenn er die Viehzahl, womit jeder Theilnehmer die gemeine Weide zu betreiben befugt war, als Maassstab zur Bestimmung der Antheile annimmt; so wenig können wir seiner Meynung beypflichten, dafs eine solche Gemeinheitsvertheilung unterbleiben muß, wenn ein einziges Mitglied derselben widerspricht; es ist ihr, auch schon in den *staatswiss. u. jurist. Nachrichten* 1800. B. II. S. 447—457 widersprochen worden. N. 2. *Welche Güter des Domcapitels zu Minden*

A. 4. Z. 1803. Zweyter Band.

*unter der Säkularisation des Stifts begriffen sind?* Ist ein gründlicher Beytrag zu einem Commentar über den Art. XI. des W. Fr. Instr. — Das Gutachten unter N. 3 über einige Ansprüche zwischen dem Freystaate der drey Bünde und seinen Unterthanen in Veltlin, Worms und Clève hat nach den neuesten politischen Veränderungen dieser Länder zwar sein Interesse verloren, doch kommen hier einige nützliche Erläuterungen über die Natur der Garantien, und die authentische Auslegung der Völkerverträge in Bezug auf dritte vor. In N. 4. wird der Satz bewiesen: *Die Zeit der Eröffnung eines Lehns, worauf angebliche Stammvatters Anspruch haben, tritt mit dem Tode des letzten Besitzers, und nicht erst bey dem Anfange des wider die Stammväter entschieden Rechtsstreites ein, und die während dieses Streits erhobenen Lehnansetzungen gehören den Anwärtern zu sochen Lehn, wenn dergleichen vorhanden sind, von der Zeit ihres gegründeten Befugnisses zur Erwerbung des Guts selbst.* (Macht der Lehnterrerein Präntendenten das *dominium utile* freitig: so bezieht jener mit Recht, so lange er nicht in *mala fide* sich befindet, die während der Zwischenzeit fälligen Früchte.) N. 9. *Ob kaiserliche Notarien in ihren Amtsverrichtungen der gesetzgebenden Gewalt des Landesherrn unterworfen sind?* ein im Nauen des vormaligen Fürstbischofs zu Hildesheim an das R. Kammergericht erstatteter Bericht, den die Beschwerden eifriger Hildesheimischen Notarien gegen eine Landesverordnung wegen der Legitimation zu Gemeindeproceß veranlafste; er liefert eine vortreffliche Entwicklung der Natur und des Ursprungs des kaiserlichen Reservatrechts, Notarien zu machen, und des landesherrlichen Rechts, sie an gewisse Vorschriften zu binden. Auf gleiche Weise ergänzen (N. 11.) die Betrachtungen über eine besondere Modification der Primogeniturordnung, nach welcher auch der Vater unter mehreren Söhnen einen zum Nachfolger erwählen kann, eine bisherige Lücke in der Theorie der Successionlehre, welche auch durch die in N. 12. mit Schaffinsse begründete Entscheidung bereichert wird: Wenn die Primogeniturerbefolge in den Hausverträgen auch auf die weiblichen Nachkommen erstreckt ist; und die Kinder einer älteren jedoch erst nach dem ledigen Anfall verstorbenen Schwester der letzten Besitzerin concurriren mit einer jüngeren Schwester derselben: so hat die Erstgeborene jener Kinder den Vorzug in der Erbfolge. — Der Begriff des Neubruchs ist N. 14. gegen J. H. Böhmers richtig, nach den Gesetzen und der Natur der Sache als solcher Böden bestimmt, welcher bey *Wirtschaftlichen* Gegenstand einer landwirtschaftlichen Bewirtschaftung ge-

Xxx

wesen ist. Dagegen findet Rec. N. 13. die Bemerkung über das *Unterschied zwischen Erbfolgerecht und Erbfolgeordnung* durch Poffes neuern Antritt dieser Ausdrücke entkräftet. Auch vermisst man No. 17. u. o. das *Befugniss öffentliche Schauspiele zu gestatten*, Landfassen; welche „*oberherrlich Recht und Gerechtigkeit Gebot und Verbot*“ (*advocatum patrimonialium*) besitzen; eingeräumt wird; eine bestimmtere Erörterung, ob dieses Recht zur höhern Landespolizey, oder zur niedern Polizey zu rechnen ist. Eben so sollte, da N. 18 gezeigt wird, daß *Ehescheidungsklagen wegen unversöhnlichen Hasses für sich allein der Regel nach unstatthaft sind*, daß aber der Landesherr nach dem Grundsätzen der Protestantischen Kirche in solchem Falle das eheliche Band auflösen kann, die Ursache dieses Dispensationsrecht mehr erhoben seyn.

Der *Ute Band* beginnt (N. 1.) mit sehr schätzbaren Bemerkungen über *Dienstinstructionen für die Sachwalter der Patrimonialgerichtsbarkeit* und mit einem brauchbaren *Beispiele* einer solchen Instruction. Hr. R. setzt dem Verhältnisse zwischen dem Gutsherrn und dem Patrimonialgerichtsverwalter den Mandatscontract voraus; erwägt man aber die mancherley in der Natur dieses Verhältnisses liegenden Modificationen eines gemeinen Auftrags; so wird man geneigter, eine bloße Präsentation des Patrimonialgerichtsbeamten, durch den Gutsherrn, zum Grunde zu legen. — In N. 3. wird der *Gebrauch des Rechtsmittels aus L. fin. C. de edict. D. Hadr. toll. und die Suspensivwirkung einer dagegen eingewandten Apellation bey Meyergütern* aus wahren Gründen verworfen; wenn aber überhaupt der gegen jede diesem Gesetze zufolge erkannte Inmischung in die Erbschaft ergriffenen Apellation eine Suspensivwirkung beygelegt wird; so widersprechen gesetzliche Bestimmung und das Wesen dieses Rechtsmittels offenbar; noch mehr fällt es auf, daß (S. 148) die *Veranlassung* eines Gesetzes mit dem *Grunde* desselben vermischt, und mit unverbürgter Zuversicht die Absicht des *Edict. Hadr.* einzig in dem fiscalischen Interesse gesucht wird. N. 6 und 7. *Wie fern den Angehörigen des Reichskammergerichts, wie auch des Tribunals zu Wismar eine rechtliche Befreyung vom Abschuss und der Nachsteuer zusehe?* enthält eine richtige Angabe und Würdigung der Quellen der bisher behaupteten Nachsteuerfreyheit der Angehörigen des R. Kammergerichts, und führt den Satz überzeugend aus, daß, solcher Befreyung ungeachtet, die der städtischen Gerichtsbarkeit und Besteuerung unterworfenen Grundstücke, wenn sie in der Absicht des Wegziehens und gänzlicher Verlassung des Wohnorts veräußert werden, als Gegenstände der Nachsteuer zu betrachten sind. Ist es aber wohl nicht eine zu große Begünstigung der städtischen Forderung, wenn ein solches Vorhaben, nach S. 352, schon aus einer nach der Veräußerung erfolgten Veränderung des Wohnorts, deutlich abgenommen werden soll? Wenn der Vf. ferner die von verkauften Grundstücken zu entrichtende Nachsteuer eine *Reallast* nennt: so kann dieser Ausdruck nur im

uneigentlichen Sinne genommen werden; denn nur dann ist die Nachsteuer in dem Verstande, wie die Steuer, eine Reallast; wenn sie mittelst einer besondern Verführung auf dem Grundstücke selbst haftet. — Der (N. 10) eine *gerichtlich geforderte Abstellung der Frohdienste* betreffende Rechtsfall führt auf die Bemerkung, daß ein allgemeines Versprechen der *Aufhebung der Naturalrodten* nicht nach den Grundsätzen des Kauf- und Verkaufcontractes zu beurtheilen sey, und daher, wenn gleich kein Entschädigungsquantum festgesetzt ward, eine Klage begründe, und zu einer Eideszuschreibung Gelegenheit gebe. Nach N. 12. hat die *Anwendung der L. 6. C. de sec. nupt. und Nov. 22. c. 27.* nur bey solchem *deutschen Wittum* statt, dessen alleiniger Grund in der *Freygebigkeit des Ehemanns* besteht, welcher sich in eine neue Ehe eingelassen hat. Hiebey muß aber, wie Rec. dünkt, das *Stamm- und Lehnvermögen* immer ausgehieden bleiben; denn es läßt sich ja auch denken, daß durch Hausgesetze den Nachgeborenen ein gewisses Deputat festgesetzt, und dabey dem Vater die Befugniss gegeben ist, seiner ersten oder zweyten Frau nach Willkür ein Wittum aus dem Stammgute zu bestimmen; auch hier würde das erwähnte römische Gesetz gewis nicht statt finden. — Der *Vorschlag zur Verbesserung des Sustentationswesens des k. Reichskammergerichts*, (N. 13.) geht wohlmeynend dahin, daß, statt die Zahl der arbeitenden Affectoren zu mindern, die unnothigen Präsidentenstellen aufgehoben würden. Es wäre auch zu wünschen, daß bey Landesstellen das dirigirende Personale, wozu sich freylich immer Liebhaber genug vorfinden, nicht auf Kosten des arbeitenden vermehrt würde. — N. 16. werden die Ausdrücke: *volltrittermäßige vollbürtige Heyrath* in den Testamenten und Ehestiftungen dahin erklärt, daß sie eine eheliche Verbindung zweyer zu Helm und Schild geborner Personen bedeuten, wobey es auf keine Achtenprobe ankommt. Von dieser kann, wie hier ganz richtig behauptet wird, die Erbfolge in Lehn- und Stammgütern nie abhängen, „weil kein Besitzer solcher Güter befugt ist, Bedingungen festzusetzen, unter denen die Nachkommen ein *ex pacto et providentia majorum* habendes Erbrecht verlieren.“ Paßt aber nicht eben dieser Grund auch auf Dispositionen wegen vollbürtiger Heyrath? — In einem sonderbar verwickelten Falle N. 17. ist der *Unterschied zwischen der Statthaftigkeit und Ausführbarkeit des Retracts* dargestellt; aber nicht befriedigend wird. N. 18. behauptet, daß der *Hofdiebstahl* nach allgemeinen Grundsätzen eine erschwertere Strafe verlohne.

In Ansehung der hier nicht berührten Aufsätze verweist Rec. die Leser auf das Buch selbst, an denen es dem würdigen Vf., auch in der Fortsetzung, gewis nicht fehlen wird, besonders wenn er aus dem Vorrathe seiner Ausführungen das Interessanteste, von der Geschäftsform entkleidet, in der Gestalt kurzer Bemerkungen, erscheinen läßt.



## HANDLUNGSWISSENSCHAFT.

WEIMAR, b. d. Gebrüd. Güticke: *Der Kaufmann auf den Messen und Märkten, oder Unterricht für alle Mess- und Marktverantw. sowohl für Ein- als Verkäufer, u. s. w.* — Größtentheils nach eigenen Erfahrungen bearbeitet, von Ehregott Meyer, Herz. Sachf. Cob. Saalf. Commerzienrath. *Erster Theil.* 1802. VIII u. 394 S. *Zweyter Theil.* 1802. 628 S. 8. (3. Rehr.)

Bey dem fast gänzlichen Mangel hinlänglicher Vorarbeiten über einen Gegenstand, der wegen seines großen Umfangs, fast eben so viele Einsichten, theoretisch praktischen Kenntnisse und Erfahrungen, als Geduld und Beharrlichkeit erforderte, um ihn zur Belehrung eines jeden zweckmäßig zu bearbeiten, ist ein Werk wie dieses, ein verdienstliches Unternehmen. Die bisherigen Klagen über die Messen und über die Stockung der Fabriken, die sogar oft zu den Thronen der Fürsten drangen, blieben unerhört, weil Keiner es wagte, Hand an's Werk zu legen und die Ursachen derselben vielen Staatsmännern und Kaufleuten räthselhaft waren. Der Vf. der diese bey den Kaufleuten selbst gefunden zu haben versichert, nimmt daher Gelegenheit, mit aller Freymüthigkeit, die zwar dem Stempel der Bescheidenheit trägt, doch nicht selten einen entscheidenden Ton annimmt, dem Kaufmannsstande, zu dem er sich selbst bekennt, harte Wahrheiten, zu sagen. Man kann daher dies Buch, zumal den *ersten Theil*, nicht aus der Hand legen, ohne dem Vf. für die mühevollte Arbeit, der er sich zum Vortheil des Handlungsstandes unterzög zu danken; und zu wünschen, daß doch alle die Messe besuchenden *stehenden* Kaufleute, dies lehrreiche Buch lesen möchten, — nicht um zu lesen, sondern über das darin Gesagte, gründlich nachdenken, und die ihnen vom Vf. erhaltenen Winke, zur Beförderung ihres Glücks und ihres eignen Wohlstandes zu befolgen! Alsdenn würden mit der Zeit der Klagen über schlechte Messen und geringe Güter-Concurrenz minder werden, und der allgemeine wie der besondre Credit zu der alteutschen Biederkeit wieder zurückkehren.

In *ersten Theil* werden zuvörderst das seit mehreren Jahren entstandene Sinken und Fallen der Messen, ihre Ursachen und Wirkungen, wie die Mittel, sie zu heben, gründlich erwogen, und die Vorzüge, weswegen der Commissionshandel, dem Besuchen deutscher Messen vorzuziehen sey, mit vieler Einsicht geschildert. Die Kenntnisse, die jeder Messenmannt mitbringen muß, um dem Namen eines rechtschaffenen, seinen Vortheil suchenden Kaufmanns zu verdienen, der zur rechten Zeit die Messe besucht, nachdem er sich hinlänglich dazu vorbereitet hat, rühen von der Gewandtheit eines Mannes, der auch in Ansehung der Mittel und Vorschläge, die er wegen der Reise zur Messe, der Messlois, der Läden und Gewölbe, wegen des Empfangs der Messgüter, der Spediteure, Fuhr- und Schiffsleute, der Messhelfer, Güter-Besitzer, Auf-

und Abgaben der Güter, der Transporte, der Nachwachen, u. dgl. ertheilt, allenthalben von der Erfahrung unterstützt wird. — Die Schilderung der Pflichten eines Kaufmanns gegen den Staat, und die weise Benützung der besondern Messfreyheiten ist, wie die Vorschrift des Verhaltens der Käufer, die auf Messen keine fremde Sprachen reden, und wie man es anzufangen habe, seine Handlung dem Mess Publico zu empfehlen, verdienen beherzigt und befolgt zu werden. Nicht minder lehrreich ist der Unterricht über die Anfertigung des Mess-Schemm's, das Abgeben der Preis-Couranten, der Börsenbesuche, die Benützung der Cours Zettel und Wechsel-Makler, die Vorlichts-Maisregeln, welche bey Annahme der Wechselbriefe, Ausweisungen und baarer Gelder zu beobachten sind, u. s. d. Dinge steht. Den Nutzen der Handels-Gerichte auf Messen, betrachtet der Vf. in einem zweydeutigen Lichte. (Wir können ihn darin völlig bey, und wünschen nichts sehnlicher, als daß es sich auch hiemit bessern möge!) Wem man auf Messen, und unter welchen Umständen man jemanden creditiren dürfe, — und ob der Kaufmann Gelder auf Wechsel, in der Messe zahlbar, auf sich selbst negociiren könne, wird, wie das Betragen des Kaufmanns bey guten oder schlechten Messen, hinlänglich aus einander gesetzt. Wenn eigentl. ch die beste Zeit zum Einkaufe der Waaren auf Messen sey, und wie man sich bey dem Einpacken und Aufheben, der übrig gebliebenen Güter zu benehmen habe, verdient, wie die Vorschrift über das Packen und Versenden der Güter, alten und jungen Messverantw. zur Nachahmung empfohlen zu werden. — Auch hat der Vf. über die Posten, Landkutschen, Marktschiffe, Messfremden, Speisehäuser, Gesellschaften und Vergnügungen zur Messzeit, und wegen der Rückreise, der Pflichten bey ihrer Ankunft zu Hause, viel brauchbares und lehrreiches gesagt.

Der *zweyte Theil* enthält zuvörderst eine historisch-topographisch-merkantilsche Beschreibung der vornehmsten deutschen Messen S. 5 — 136, die in alphabetischer Ordnung folgen. Dann wird S. 135 — 184 in 3 Kapiteln der Unterschied zwischen Messen und Märkten, der Kaufleute und Krämer, — der Professionisten und Juden, wie die Verschiedenheit ihrer geistigen Eigenschaften, Fähigkeiten und Bildung gezeigt. Die Bitten und Vorschläge an alle Obrigkeiten, dem Verfall der Märkte vorzubeugen, den Mängeln derselben abzuhelfen, und den Hindernissen, die sich oft ereignen, auf eine geschickte Art auszuweichen, werden gewiß so lange nicht erhört, als Magistrate nicht zum Theil aus Kaufleuten bestehen, welche des Vorgesetzten Absicht erkennen, beherzigen, und auf Mittel sinnen, den Verfall der Märkte darnach abzuwenden. — Auserst brauchbar ist S. 185 — 624 das alphabetische Verzeichniß der meisten Messen und Märkte, die in Deutschland und einigen angränzenden Ländern jährlich gehalten werden, welchem jezt Register der Namen und Feste angehängt ist, an welchen Messen und Märkten, da es meistens sogenannte Heiligen oder Kirchen-Patrons-Tage des Mittelalters etc. folglich unbeweglich

lich sind, gemeinlich Gebahren zu werden, Bey aller angewandten Sorgfalt des Vf. sind ihm doch einige Fehler entwichen, die aber leicht zu verbessern sind.

**Maubert's, b. Keil's Neues vollständiges und allgemeines Lehrbuch des Buchhaltens für jede Art der Handlung passend.** Zum Gebrauche für angehende Lehrer und Selbstlernende, wie auch für Handlungsschulen. Entworfen und nach eigenen Grundsätzen bearbeitet, von *Andreas Wagner*. 1802. 4<sup>te</sup> Bog. gr. 4. (3 Rthlr. 8 gr.)

Dass der Vf. das Buchhalten theoretisch und praktisch lehre, sieht man allenthalben dem Buche an; aber als Geschichtschreiber dieser Wissenschaft scheint er weniger in die Untersuchung der frühern Handelsbegebenheiten eingedrungen zu seyn. S. 7. behauptet der Vf., dass die Aegyptier früher als die Carthagener die Grundsätze der Handlung in ein regelmäßiges System gebracht hätten, da doch bekannt ist, dass die ältesten Aegyptier allen Verkehr mit Fremden verabscheuten, und fast bis zur Ankunft der Griechen und Macedonier jeden Seehandel hielten. — Dass Hr. W. die erste Epoche des eigentlichen Buchhaltens in Italien setzt, ist recht; und dass sie gegen die Mitte unserer Zeitrechnung außerst wahrscheinlich in den damaligen italienischen Handelsstaaten Venedig und Genua entstanden sey, kann nicht geleugnet werden. Die Gründe, die der Vf. von der frühen Einführung des Buchhaltens in doppelten Posten beybringt, sind daher schätzbar, indem sie bis zum Anfange des 15ten Jahrhunderts hinauffeigen. Rec. hat aber noch ältere Belege gesehen, die er andernwärts näher angehen wird. Hr. W. führt *Cosmo Donati* in einer Ausgabe von 1694 an; Rec. hat diese nicht gesehen, dagegen besitzt er von diesem damals noch in Lübeck gestandenen Schulmanne zwey andre Schriften ähnlichen Inhalts, unter den Titel: *Kurze doch gründliche Instruction vom Handels Buchhalten*; Lübeck 1691 4. und *Ein, nach jetzt üblichen Mercatorischen Stylo eingerichtetes Handels-Memorial, von ein- und ausländischer Proper-Commissions- ein- und ausländischer Comp.-Handlung in Grossen. In deutscher, dänischer und holländischer Sprache*; Lübeck 1692. 4. In letzterem Buche findet man das von Hr. W. angeführte. Da der Vf. einen angenehmen Theil Schriften der Hamburgischen Kunstrechner kennt, die zu Ende des 17ten und im Anfange des 18ten Jahrhunderts erschienen, unter welchen viele sind, die zugleich mit der Rechenkunst, auch gelegentlich das Buchhalten, wenigstens die Hauptsätze desselben in Kurzen abhandeln; so wandert es uns, dass er *Jak. Henr. Wohlgenuths wohlgeründete Unterhaltungs-Schulz*, worin gelehret wird, was Buchhalten sey, und wie die Bücher nach der sogenannten italienischen Manier gehalten werden, u. s. w. Hamburg 1711. 7<sup>te</sup> Bog. 4. nicht angeführt hat, *Schoep's* und

*andre große und kleine Bücher*, die das Buchhalten um keinen Schritt beförderten, nicht zu gedenken. Wenn aber der Vf. in einem schneidenden Tone die wirklichen Verbesserer des doppelten Buchhaltens neuerer Zeiten, und ihre Verdienste, als *Wischmachers* Uebelstand. Uebrigens vertheilt es sich von selbst, dass jede Anleitung zum Buchhalten, zugleich auch eine Uebung in der kaufmännischen Rechenkunst liefert, vorausgesetzt, dass der Unterricht in jenem, die höheren Theile auswärtiger Waaren-Wechsel- Land- und Seehandlungs-Geschäfte enthält. Wenn übrigens auch der Vf. S. 17 ff. mit Recht behauptet, dass die methodische Erlernung des Buchhaltens, den zur Handlung bestimmten Zöglingen zu weiter nichts dienen, als ihnen höchstens eine systematische Theorie dieser Wissenschaft, und einige praktische Anwendung derselben beyzubringen; so billigen wir gar nicht den Rath, dass das Buchhalten aus dem Lections-Catalog aller Handlungsschulen ausgestrichen, und die darauf zu verwendende Zeit lieber auf das Schönschreiben angewandt werden sollte; denn außer dass die Lehre und die praktische Anwendung des doppelten Buchhaltens, wohin wir auch die Führung der kaufmännischen Correspondenz rechnen, die den Schüler gleichzeitig, wenigstens nach Abschluss eines jeden Monats in einer oder mehreren National Sprachen, mit vornehmen muss, den Verstand aufklärt und den Handlungsbediffenen, bey einem zweckmäßigen mündlichen historischen Vortrage, mit Dingen bekannt macht, die ihm nachher bey der Handlung und in seinen Lehrjahren geläufig und gemeinnützig werden, ohne zu seiner Selbstbelehrung die oft unfreundlichen Handlungsbedienten um Rath zu fragen. — Ist das praktische Buchhalten eine wahre Schule der Schönschreibekunst, in der man sich, ohne mechanische Vorschriften, unvollkommen und auch zugleich im Stil üben kann. — Uebrigens wird S. 20—31. vom Buchhalten überhaupt, und S. 32—60 vom Gebrauche der als Schema angeführten Handlungsbücher insbesondere gehandelt, wobey S. 60—64 eine Erläuterung verschiedener Handlungsbücher angebracht wird, die mit in den Plan des Vfs. aufgenommen worden. Dann folgen die schematisch bearbeiteten Handlungsbücher selbst, als *Memorial*, *Cassa-Inventur*- und *Bilanz-Buch*, *Facturen*- und *Calculatur-Buch*, nebst einem *Anhange* zum Entwurf eines *Costo Finto*, *Journal*- und *Hauptbuch* ohne jedoch die Geschichte historisch zu beschreiben, wie es *Hellwig*, *Berghaus*, *Ihring* und *Gerhard* thaten. Etwas Ausgezeichnetes haben wir nirgend angetroffen, es sey denn, dass die Debitores und Creditores der hier in sechs Monaten von Januar bis Junius einschließlichs vorgetragenen Handlungsgeschäfte, bey einer jeden Memorial-Post, durch *Soll* und *Haben* bezeichnet worden, welches vor hundert Jahren üblich war.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 3. Junius 1803.

## C H E M I E.

**HALLE, b. Hemmerde u. Schwetschke:** *Archiv für die thierische Chemie.* Herausgegeben von D. Johann Horkel, Privatlehrer der Chemie auf der Universität zu Halle. *Ersten Bandes erstes und zweytes Heft.* 1800. 1801. zusammen 284 S. 8. (jedes Heft 12 gr.)

Die chemischen Zeitschriften, die schon seit einer ansehnlichen Reihe von Jahren in Deutschland fortgesetzt werden, sind freylich auch für Aerzte und Wundärzte bestimmt; indessen kann man nicht in Abrede seyn, daß diese Gelehrten, besonders die, welche sich mit der Physiologie und Pathologie beschäftigen, weit weniger Nahrung für ihre Wissensbegierde in diesen Werken finden, als der eigentliche Physiker, der Apotheker, der Technolog u. s. w., und daß sie dieselben, eben weil zoochemische Aufsätze nur selten darin vorkommen, wenig benutzen, und sonst mit manchen Versuchen und Beobachtungen, die sie interessiren könnten, gar nicht bekannt werden. Der Herausgeber dieses Archivs hat sich daher mit einer nützlichen Arbeit zu beschäftigen geglaubt, wenn er die zoochemischen Abhandlungen und kürzern Aufsätze, die in mehreren neuen, oft ziemlich voluminösen, Werken zerstreuet sind, in einer eigenen Zeitschrift sammelte, und sie mit eignen, oder ihm von andern Scheidekünstlern zugesendeten Bemerkungen und Versuchen vermehrte. Auch wir halten dafür, daß dieses Unternehmen sehr gebilligt zu werden verdiene, und wünschen daher, daß dieses Archiv, das unsers Erachtens recht gut neben den Journalen der Herren *Crell* und *Schöner* bestehen kann, fortgesetzt werden möge. — Die Abhandlungen, die den Inhalt der ersten Hefte ausmachen, und die größtentheils aus englischen und französischen Schriften, z. B. aus *Nicholson's Journal of natural Philosophy*, aus den *Annales de Chimie*, der *Encyclopedie methodique* u. s. w. entlehnt sind, enthalten manche wichtige Thatfachen und Folgerungen, und sie verdienen daher kürzlich angezeigt zu werden: 1) *Fourcroy über die künftigen Arbeiten in der thierischen Chemie.* Der Vf. behauptet mit Recht, daß diese Chemie für die Zukunft unglaublich viel, in Rücksicht auf das Wesen der Krankheiten, auf die Ursachen und Wirkungen derselben u. s. w. verspricht; sie wird, meynet er, die größte und wohlthätigste Umformung der Heilkunde herbeiführen und überhaupt den Aerzten Mittel an die Hand geben, durch deren rechten Gebrauch sie ihre Zwecke weit sicherer, als bisher, zu erreichen im Stande seyn werden u. s. w.

Der Vf. fügt einige gute Vorschriften für die bey, die sich mit der thierischen Chemie beschäftigen wollen, und nennt zugleich mehrere Materialien, die wir, in Ansehung ihrer Bestandtheile, nur wenig kennen, und mit welchen wir doch genau bekannt seyn müssen, wenn wir uns von den mehr oder weniger bedeutenden Rollen, die sie in der thierischen Oekonomie spielen, richtige Begriffe verschaffen wollen. 2) *Cruikshank über den Harn, besonders im kranken Zustande.* Der Herausgeber erzählt in diesem Abschnitte die Versuche, die Hr. Cr. mit gesundem und kranken menschlichen Harn angestellt, und Hr. Rollo in seiner ins Deutsche überetzten Schrift: *Cases of the diabetes mellitus*, ausführlich beschrieben hat. 3) *Auszug aus einer Abhandlung der Bürger Buniva und Vanquelin über das Schaafwasser von Frauen und Kühen.* Die Vff. beweisen, daß das Schaafwasser der Kühe sich von dem der Frauen durch eine schmutzige Farbe, durch einen gewissen, einem Pflanzenextracte ähnlichen Geruch, und besonders durch eine eigenthümliche Säure unterscheidet; die letztere kommt, wie mehrere Versuche gelehrt haben, weder mit der Säure des Milchsuckers, noch mit der Blausäure überein, doch hat sie Stickstoff in sich, und die Vff. tragen daher kein Bedenken, sie zu den thierischen Säuren zu zählen. 4) *Pauffe über die Benzoesäure im Viehharn.* Hr. Fourcroy hat gezeigt, daß der Harn der Pferde Benzoesäure in sich hat; unser Vf. hat die Versuche des Hn. F. wiederholt, und hierbey, so wie bey andern Arbeiten, die er anzustellen Gelegenheit hatte, gefunden, daß nicht nur der Harn der Pferde, sondern auch der Harn der Schaafe, Schweine und Kühe, Benzoesäure aus sich abscheiden läßt. 5) *Versuche und Beobachtungen über Schalthiergehäuse und Knochen.* Die Gehäuse verschiedner Schalthiere weichen, wie Hr. Hatchett, der Vf. dieser Abhandlung, darthut, sowohl in Ansehung ihrer äußerlichen Eigenschaften, als auch in Rücksicht auf ihre Mischung, von einander ab; einige dieser Schalen, die wie Porzellan aussehen und eine mit Schmelz überzogene Oberfläche und zuweilen ein frohliges Ansehn auf dem Brüche haben, sind aus kohlenaurer Kalkerde, die durch einen kleinen Antheil Gallerte unter sich verbunden ist, zusammengesetzt, andere aber, wie z. B. das Gehäuse der gemeinen Garten Schnecke, die Schalen der Seeigel, Krebse u. s. w. haben, aufser den genannten Bestandtheilen, auch phosphorsaure Kalkerde in sich, und nähern sich also, beides in Hinsicht der Natur und des Verhältnisses ihrer Theile, den Eierschalen der Vögel u. s. w.

f. w. 6) *Auszug aus der ersten Abhandlung der Bürger Fourcroy und Vauquelin über den Menschenharn, besonders über seine Analyse und Fäulniß.* Die von diesen beiden Scheidekünstlern mit dem Harn vorgenommenen Untersuchungen haben ihnen die Gelegenheit verschafft, manche wichtige Entdeckung zu machen; sie haben, außer den Bestandtheilen, die man schon längst kannte, phosphorsaure Talkerde, blausaure Ammoniac, Eyweiß, wahre Gallerte, Säuerkleeßäure und zuweilen auch Kieselerde im Harn gefunden; die so eben genannte Erde haben sie indeffen eben so wenig, als die Säuerkleeßäure, für einen wesentlichen Bestandtheil des Harns, sie glauben vielmehr, daß diese Erde nur äußerst selten, oder zufälliger Weise, darin vorkomme, und daß die Säuerkleeßäure wohl zuweilen einen Bestandtheil der Blasensteine ausmache, aber eigentlich nie im Harn eines gesunden Menschen zugegen sey. — Die Materie, der die Vff. den Namen *Harnstoff (Urée)* geben, und welcher sie noch eine besondere Abhandlung (die 7te in diesem Archive) gewidmet haben, ist eine Zusammenetzung aus Gallerte, Benzoesäure, salzsaure Ammoniac und etwas salzsaurem Natron, und sie wird durch die Gährung, die die gallertartige Substanz erleidet, in Ammoniac, Kohlenäure und carbonisirte Essigsäure verwandelt. Der Harn verdankt, nach dem Urtheile der Herren F. und V. alle seine charakteristischen Eigenschaften diesem Stoffe, und je reichlicher derselbe damit versehen ist, desto dunkler ist seine Farbe, desto stärker sein Geruch u. s. w. Die Vff. haben auch diesen Stoff in seine entferntern Bestandtheile zu zerlegen gesucht, und gefunden, daß 100 Theile desselben aus 39½ Oxygen, 32½ Stickstoff, 14½ Kohlenstoff und 13½ Wasserstoff zusammengesetzt sind. — Am Schlusse dieses Aufsatzes sprechen die Vff. noch vom Nutzen der Kenntniß des Harnstoffs für die Physiologie und Technologie, und erläutern mehrere ihrer Behauptungen mit guten Beyspielen. 8) *Versuche über den Harn.* Hr. Proust, der diese Versuche angestellt hat, bestätigt das Daseyn der Benzoesäure im Menschenharn, und benachrichtigt uns zugleich, daß er eben diese Säure auch im Eyweiß und im Eydotter, im Blute, in der Seide, im Leime und in der Wolle entdeckt habe. Den Harnstoff hält er für eine harzartige Substanz, und meynt, daß er mit dem Gallenharze sehr übereinkomme. 9) *Abhandlung der Bürger Fourcroy und Vauquelin über den Harn der Pferde.* Die Bestandtheile, welche die Mischung dieses Harns ausmachen, sind Wasser, Schleim, salzsaures Kali, benzoesaures und kohlensaures Natron, kohlensaure Kalk und eine eigenthümliche vegetabilische oder animalische Substanz. Die Gährung bringt, so wie in andern Materien, die dazu geneigt sind, so auch im Harn der Pferde eine bedeutende Veränderung hervor, und man muß daher, wenn man sich vom Daseyn der genannten Stoffe überzeugen will, Versuche mit frischem Harn anstellen, oder, wenn man ge-gohrnen Harn bearbeitet, gewärtig seyn, daß man, statt des kohlen-sauren Kalks und Natrons,

stirte Essigsäure und kohlen-saure Ammoniac erhält. 10) *Versuche über die hydropische Flüssigkeit.* Hr. Fourcroy hat, wie er verlieth, wenigstens 20 vergleichende Analysen dieser Flüssigkeit unternommen, und bey allen diesen Versuchen keine bedeutende Verschiedenheit, in Ansehung der Erscheinungen, bemerkt, die Flüssigkeit mochte aus dem Unterleibe eines mit der eigentlichen Bauchwassersucht, oder mit der sogenannten Sackwassersucht behafteten Menschen abgezapt, oder bey der Operation des Wasserbruchs aufgefangen, oder aus dem Herzbeutel eines Brustwassersüchtigen genommen worden seyn; diese Flüssigkeit scheint also immer die nämliche Beschaffenheit zu haben und sich aus den nämlichen Gefäßen zu ergießen; und wenn ja, bey verschiedenen Fällen der Wassersucht, eine Verschiedenheit, in Hinsicht der angesammelten Flüssigkeit, statt findet: so beruht diese bloß auf dem Verhältnisse der im Wasser aufgelösten Theile (des freyen Natrons, phosphorsauren Kalks, und phosphorsauren und salzsauren Natrons), und namentlich auch in der Stärken oder schwächern Verdünnung des Eyweißes und der darin herumschwimmenden Eyweißflocken; die letztern kommen, nach Hn. F. Erfahrungen, um so häufiger in der Flüssigkeit vor, je länger diese in den Hohl des Körpers gestockt hat, und das hydropische Wasser stellt überhaupt, in allen Fällen eine mehr oder weniger gesättigte, und mit einigen Salzen und etwas Schwefel vermischte, Eyweißauflösung vor; (diese letztere Behauptung muß wohl etwas eingeschränkt werden: denn es giebt bekanntlich wassersüchtige Kranke, bey welchen die im Unterleibe, oder in einem besondern Sacke angesammelte Flüssigkeit einer dünnen Milch, und noch andere, bey welchen sie dem Harn sehr ähnlich ist, und solche hydropische Flüssigkeiten müssen sich folglich auch bey der chemischen Bearbeitung anders verhalten, als das helle und fast ganz geschmacklose Wasser, das sich freylich in den meisten Fällen im Zellgewebe, oder im Unterleibe, oder in einer andern Höle eines wassersüchtigen Kranken anzuhäufen pflegt). 11) *Autenrieth und Werner Versuche über die Art und Weise, wie der Chymus in Chylus verwandelt wird.* Der Chymus mehrerer Säugthiere hat, den Erfahrungen zufolge, die die Vff. angestellt haben, eine Säure in sich, die nicht von den genossenen Speisen und Getränken herkommt, sondern im Magen erzeugt worden ist; — der Chylus ist eine mehr dem Blute, als der Milch ähnliche Flüssigkeit, er hat Eisen, aber kein Oel und keinen Milchzucker in sich, und das genannt: Metall; das sich im Blute als phosphorsaures Eisenoxyd befindet, scheint im Chylus im Zustande eines weißen Phosphats enthalten zu seyn, u. s. w. — Außer diesen ausführlichern Abhandlungen theilt Hr. H. noch einige *Auszüge aus Rollo's* bereits genannter Schrift und aus der französischen Uebersetzung dieses Werkes mit, und beschließt das zweyte Heft mit einigen *Notizen von Versuchen, die mit Ohrenschmalz, mit Gichtknotenmaterie, mit dem Schmelze von Zähnen u. s. w. von Macqart, Deynes, Halle* und an-

dern Chemikern angefecht worden sind. Die letztern sind größtentheils aus bekannten Schriften entlehnt, und sie bedürfen daher hier so wenig, als jene Auszüge, einer umständlichern Anzeige.

### ERDBESCHREIBUNG.

STOCKHOLM, gedr. b. Holmberg: *Utförlig Geografi författad af Dom. Djurberg, Rector Scholae, Ledamot af Cosmogr. Sällsk. i Upsala. I Delen. Andra Uplagan.* (Ausführliche Geographie, verfasst von D. Djurberg, Rector der Schule und Mitglied der Cosmogr. Gesellschaft zu Upsala —) 1801, 7<sup>te</sup> S. 8.

*Bihang til utförliga Geografien* — (Anhang zur ausführlichen Geographie) mit einer Karte von Westindien, von D. Djurberg. 1802. 181 S. 8.

Hr. Rector Djurberg hat sich schon auf mancherley Art an die Geographie verdient gemacht. Aufser einem Auszug seiner ausführlichen Geographie in drey Bänden, wovon wir gleich reden wollen, hat er auch eine Geographie für die Jugend, eine andere für Anfänger, und ein kleines geographisches Handbuch, alle in schwedischer Sprache, seit 1776 drucken lassen. Auch hat man von ihm fünf geographische Karten, eine in großem Imperialformat von Polynesen, und vier kleinere von Frankreich nach seiner jetzigen Eintheilung, der asiatischen Turkey, von Polynesen und Westindien erhalten. Seine vollständige oder ausführliche Geographie aber fing er 1785 an herauszugeben; es sind davon drey Theile in sechs Bänden erschienen, die zusammen 3 Rthlr. 36 Sch. kosten, womit aber das Werk noch nicht geendigt ist. (Der vierte Theil, der Schweden enthält, wird nächstens ans Licht treten.) Da der erste Band dieses großen Werks schon ganz vergriffen ist; so erscheint davon hier eine neue sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Dieser enthält eigentlich nur die Cosmographie und allgemeine Erdbeschreibung. Der Vf. handelt zuerst vom Weltsystem, in dessen ganzen Umfange, von S. 1—100 hier weit ausführlicher als in der ersten Ausgabe. Zweytens von der Erde überhaupt. Sie ist hier von S. 101—153 mathematisch, von S. 153—434 physisch und von 435—570 geographisch beschrieben. Auch hier, so wie überhaupt in seinem Buche, ist der Vf. bisweilen zu weitläufig, bisweilen wieder zu kurz. Dann folgt eine besondere Untersuchung über die Bevölkerung der Erde von S. 570—665. Da der Vf. hier von einigen andern abgeht; so wollen wir daraus bemerken, daß er Portugal 3 Mill., Spanien 11, Frankreich 33, Italien (ohne die östreichischen Besitzungen und Corsica) 16.600.000 Mill., Deutschland, (ohne die Oestreichischen und Preussischen Länder) 11.360.000, Oestreich 24.900.000, Preussen 8 Mill., England 13, Dänemark 2.500.000, Schweden 3.200.000, Rußland in Europa 33, der Turkey 10 Mill., Europa überhaupt an 180, Asien 440, Africa 120, Columbia (so nennt der Vf., der

die Welt in sechs Theile theilt; Nordamerika) 25; Amerika (eigentlich Südamerika) 15, und Polynesen 20 Mill., und also der Erde überhaupt 800 Mill. Einwohner giebt, wobey er in Ansehung der Geborenen und Gestorbenen doch fast zu sehr ins Detail geht. Nun folgt eine allgemeine politische Beschreibung der Erde oder die Abtheilung derselben in Reiche und Staaten, von S. 655—666, also nur ganz kurz. Den Schluß macht die Geognosie, die vielleicht ganz zuerst hätte stehen sollen. Wenn Rec. hier gleich nicht ganz mit dem Vf. einstimmt; so bemerkt dieser doch sehr richtig, daß man die mosaische Erzählung von der Bildung der Erde als eine solche Vorstellung ansehen müsse, wie sie sich für den Begriff und für das Bedürfnis der damaligen Zeit, als sie aufgesetzt worden, schickte. Unter dem Titel: Kritik, sind einige Zusätze zum vorigen, als z. B. von dem neuen von Piazzi entdeckten Planeten u. d. m. kurz beygefügt. Ueberhaupt sind die neuesten Entdeckungen in allen Theilen dieser Geographie benutzt, doch ohne die Quellen anzuführen.

Der Anhang enthält eine ausführliche Beschreibung der vier Inseln, Ceylon, Cuba, Jamaica und Domingo, wo von den Nauten, der Lage und Größe, der physikalischen Beschaffenheit, den Produkten, der geographischen Eintheilung, den Gewerben und dem Handel, der Zeitrechnung, den Sitten, den Einwohner; der Religion; Literatur, Staatsverfassung, Landesgeschichte und Topographie dieser Inseln gehandelt ist. Beygefügt ist eine Karte der Antillen.

BRESLAU u. LEIPZIG, b. Buchheister: *Reise eines Ungenannten durch Deutschland und die Schweiz in den Jahren 1799, 1800, 1801. — 1802.* 216 S. gr. 8. (1 Rthlr. 22 gr.)

Die Reise geht von Leipzig aus über Gera und Bayreuth nach Nürnberg, wo der Vf. etwas verweilt und einige gute Nachrichten sammelt. Er wandert dann weiter über Anspach und Donauwerth nach Augspurg. Von hier eilt er über Burgau, Günzburg und Ulm, und so weiter über Möskirch und Bregenz nach Graubünden, welches er sehr kurz abfertigt, so daß wir ihn bald in Bormio, oder Wornis finden. Seine Absicht war, nach Italien zu gehen; da aber die Zeitumstände dieses nicht erlaubten, wendete er sich nach dem Gotthard über ungewöhnliche und unbefuchte Wege. Diese beschreibt er als gefährlich, und das können sie wohl seyn; allein er scheint hierüber ganz eigene Begriffe zu haben, denn er findet auch Gefahr auf der Straße durch das Livineralthal, wo Rec. nie die geringste entdecken konnte. Ueberhaupt sind seine Nachrichten über die Schweiz oberflächlich, und hin und wieder zeigt er, daß es ihm gänzlich an Vorkenntnissen fehlte. So wünscht er die Quelle des Tessin zu sehen, der oben auf dem Gotthard entspringt, und setzt hinzu, daß drey Stunden weiter die Quelle der Rhone sey. Aus zehn Reisebeschreibungen hätte er lernen können, daß die Rhone auf der Walliserseite der Furk entspringt, und von dem

Capuzinerkloster auf dem Gotthardt eine gute Tage, reife entfernt ist. Mehrere Orte der Schweiz sind unrichtig geschrieben. — Der Vf. geht nun durch den Canton Uri herab nach Altorf und über den vier Waldstettersee nach Luzern, Seonpach und Zürich. Von hier aus besucht er verschiedene Orte am See, und verfolgt dann seinen Weg weiter nach Schaffhausen. Mit dieser Stadt endiget sich die Reise durch die Schweiz und geht über Hechingen nach Stuttgart, Ludwigsburg, Carlsruhe, Heidelberg und Mannheim. Ueber die letzte Stadt findet man einige gute, und richtige Bemerkungen. Weiter geht der Weg über Hanau, Frankfurt, Würzburg, Bamberg, Erlangen und abermals nach Nürnberg. Hier liefert der Vf. wieder einige Bemerkungen, unter andern über die sogenannte große Uhr und ihre Art, die Zeit anzugeben. Diese schien ihm wichtig genug, um eine besondere Tabelle darüber zu liefern. Hier endiget sich die Reise.

Wenn man bedenkt, dass diese Reise auf 200 Meilen Weges umfasst: so kann man dem Vf. wenig-

stens nicht vorwerfen, dass seine Beschreibung zu weitläufig ist. Er hält den Leser nicht mit sich selbst, mit Geschichten und unnötigen Nebensachen auf, und was er sagt, enthält wirklich entweder Beschreibungen oder Bemerkungen. Ueber Nürnberg, Stuttgart, Mannheim und Frankfurt sagt er manches Lebenswerthe, und so kann denn seine Reise neben der Menge von andern wohl auch bestehen.

Hin und wieder ist die Sprache etwas fehlerhaft, besonders macht er einen zwar nicht ungewöhnlichen, aber falschen Gebrauch von dem Wörtchen *was*. S. 13 Das Opernhaus, das allerdings dem Dresdner, *was* (welches) zu den Zeiten, der Auguste gebraucht wurde etc. S. 32 In einem Zimmer, *was* (das) noch gut eingerichtet war etc. Ebend. Diese *finden* einen eignen Hang an der Nationaltracht etc.

Die sechs Kupferstiche, die zu dieser Reise gehören und Ansichten von 1) Nürnberg, 2) Altorf im Canton Uri, 3) Zürich, 4) Constanz, 5) Heidelberg, und 6) Mannheim liefern, sind unter aller Kritik.

### KLEINE SCHRIFTEN.

**ARENZGELEHRTHEIT.** Leipzig: Die sichersten und untrüglichen Mittel, sich von den Krämpfen zu befreien, kein Geheimniß. Für Aerzte und Nichtärzte, und besonders für alle diejenigen zu Tage befördert, welche von diesem Uebel gequält werden und sich nach Hülfe sehnen. Oder eine genaue und richtige Beschreibung dessen, 1) Was unter Krampf zu verstehen sey. 2) Der Ursachen, woher Krämpfe entstehen, und 3) Wodurch man Krämpfe bey Zeiten verhüten, und, wenn man einmal damit befallen ist, wie man sich gänzlich davon befreien könne. 1802. 8. (12 gr.) Unter diesem schwarzamtsförmigen Aushängeschild wird dem Publicum ein, mit einem Pelttschafte, worin ein großes F. steht, versiegelttes Couvert von blauem Papiere, auf dessen Rückseite der obige, auf rothes Papier gedruckte, Titel aufgeklebt ist, geliefert. Schon dieses Aeußere erfüllte uns mit einer Ahnung und Indignation, die wir durch das bekannte: *Quid dignum tanto seret hic promissor hiatus?* noch viel zu schwach ausdrücken würden, und nach den Erbrechung des Siegels vollkommen gerecht fanden. Jeder Umschlag enthält nämlich eine, mit demselben Titel gezeichnete, gedruckte und brochirte Piece von — anderthalb Bogen, so, dass, wenn man das Titelblatt und die letzte leere Seite abrechnet, jedes Blatt von materiellen Inhalte über einen Groschen zu stehen kommt. Das gute Zutrauen, was der Verfasser und der Vorleger (wenn sie anders nicht vielleicht nur Eine Person ausmachen) zu dem deutschen Publicum haben müssen, ist wahrlich Nichts weniger, als ein Compliment für dasselbe. Wie es dies aufnehmen und erwidern will, ist seine Sache. Unsere Pflicht aber erfordert, dass wir es vor dieser offenbaren und großen Frellererey warnen, so viel wir können. Denn das Innere des Couverts ist ganz so, wie das Aeußere es bey dem ersten Blick erwarten lässt. Nach einem Galimathias über Krampf, Reizbarkeit, Muskelfaser, Nerven, Nervenfaßt, u. d. g. und über die Ursachen der Krämpfe, der für Aerzte und Nichtärzte gleich leicht ist, empfiehlt der Vf. auf den letzten vier Seiten, völlig als bloßer

nackter Empiriker, drey Recepte, deren keines für ohne Unterschied unschädlich gelten kann, und in denen Chinarinde, Baldrian, Eisensteile, und Römische Chamillen die Basis, Citronen- und Pommeranzenschale aber, Pfeffermünze, Anis, Zimmet, Cardamomen, Malagawein, Zimmetwasser etc. die Adjuvantien ausmachen. Die Corrigentien hat er dem Publicum, wie es scheint, überlassen; das beste ist, seine Schrift nicht zu kaufen, aus der wir nur noch den Schluss, als Probestück, ausheben. „Bey der Cur selbst,“ heist es, „kann der Patient folgende, nicht genugsam zu empfehlende Nahrung genießsen, und zwar Mittags und Abends, nämlich:

„Einige halb weich gekochene Eyer. Darzu trinke man ein nächtes Glas (!) Tri-Madera-Wein. Zum Frühstück genieße man ein leichtes lockeres Brod, wie z. B. das Lockwitzer, ist, mit einigen Schnitten Braunschweiger- oder Cervelat,“ wurst, (!) wozu man auch ein Glas von obigen Weine trinken kann, wenn der Patient es zu bezahlen im Stande ist. (!!) Zur Abwechselung genieße man des Mittags auch etwas gebratenes Wildpret, oder eine gute Kraftbrühe von gutem Rindfleisch, mit etwas Wurzelwerk und Cardamomen abgekocht, worzu man ein Eydotter abziehen kann.“

**ERDBESCHREIBUNG.** Potsdam, b. Horvath; Der Königliche neue Garten an der (dem) heiligen See, und die Pfaueninsel bey Potsdam, welche Friedrich Wilhelm II zu seinem Lieblingaufenthalte erbauet hat. 1802. 60 S. 8. 3. m. K. (22 gr.) Dieses kleine Buch wird für den, der den neuen Garten und das Marmorhaus besucht, von Nutzen seyn; da es die Erklärung sämtlicher Gemälde, Statuen und anderer Kunstwerke enthält, die darin befindlich sind, und deren Meister angiebt. Auch die Zeichnungen und Risse sind recht gut, und können dem Entfernten eine deutliche Idee vom Ganzen geben.



# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 4. Junius 1803.

## PHILOSOPHIE.

LEIPZIG, b. Kuchler: *Versuch eines neuen Entwurfs des einzig richtigen und zweckmäßig dargestellten Systems der transcendentalen Elementarphilosophie oder der sogenannten Metaphysik*, als der Grundlage, des Kerns und Geistes aller wahren Philosophie und Wissenschaft überhaupt, von D. Joh. Karl Wexel. 1802. LVI. u. 459 S. gr. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. ist, so wie Fichte, dem er auch in mehreren Punkten nachtritt, überzeugt, daß ohne eine über alle bisherige Logik und Metaphysik hinausgehende absolut höchste Grundwissenschaft, welche die Realität des Inhalts und der Form aller Erkenntniß aus einem und demselben absolut höchsten Princip darthue, kein Theil der Philosophie auf sicherem und festem Grunde ruhe. Alle bisherige Metaphysik thue nur die Realität ihres Inhalts, die Logik hingegen nur die Realität der Form, und auch diese nicht einmal mit Gewißheit dar; folglich könne keine von beiden die eigentliche Fundamentalphilosophie oder Wissenschaft der höchsten Erkenntnißgründe alles Wissens, *Philosophia prima*, seyn. Von jeher und bis auf die neuesten Zeiten wären alle metaphysischen Systeme bey dem gegebenen Bewußtseyn und Vorstellen stehen geblieben, ohne den absolut letzten Grund desselben, den selbst das ursprüngliche Vorstellen doch eben so gut, als das empirische, voraussetze, anzugeben. Selbst die Kantische Philosophie bleibe bey den Thatsachen des ursprünglichen Bewußtseyns und Vorstellens stehen, ohne den unbedingt höchsten Grund desselben aufzustellen, und also ohne die Möglichkeit alles Bewußtseyns erklären zu können; obgleich Kantens das Verdienst bleibe, die Transcendentalphilosophie vorbereitet und manche bedeutende Winke zur Entdeckung des schlechthin letzten Grundes alles Bewußtseyns und Wissens gegeben zu haben. (Kant dürfte sich wohl auch diese ihm zudachte Ehre verbitten, da es ihm so wenig als irgend einem Menschen von gesunder Vernunft einfallen konnte, einen schlechthin letzten Grund der transcendentalen Einheit des Bewußtseyns, oder der bloßen Vorstellung Ich, an die ich meine Vorstellungen knüpfte, die aber selbst nicht weiter an etwas geknüpft, folglich auch nicht von einer höhern Vorstellung, als ihrem Grunde, abgeleitet werden kann, auszugrübeln. Er konnte also auch nicht darauf hindeuten, und wir wären begierig, die Stellen in seinen Schriften zu wissen, in welchen die vorgeblichen bedeutenden Winke zur Entdeckung jenes höchsten absoluten Grundes der Möglichkeit alles Be-

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

wußtseyns, enthalten wären.) An dem, woran alle Philosophen bis auf diese Stunde gescheitert sind, will nun auch unser Vf. sein Heil versuchen. Seine Ueberzeugung von der Möglichkeit einer alle formale und materiale Philosophie durch ein einziges gemeinschaftliches Princip begründenden Fundamentalphilosophie ist so felsenfest, als sein Vertrauen auf die Gründlichkeit seiner Forschungen zur wirklichen Herstellung einer solchen ersten Grundphilosophie. Es thut uns leid, bekennen zu müssen, daß wir die Sache anders finden. Bey aller Deutlichkeit, denn sich Hr. W. befließiget, fehlt es doch durchgehends den Begriffen an Bestimmtheit, den Raisonnements an der nöthigen Begründung, und das Ganze beruht auf einer mangelhaften Einsicht in den Geist der kritischen Philosophie und auf grundlosen Voraussetzungen; dabey ist die Ausführung so weitschweifig, und so voller Wiederholungen derselben Gedankens, daß der Vf., wenn er seine Darstellung gedrängter abgefaßt hätte, mehr als die Hälfte des Raums, den seine Schrift einnimmt, und seinen Lesern den Verdruß und die Langeweile, die ihnen jene in ihrer jetzigen Gestalt verursacht, erspart haben würde.

Das Ganze, das aber hier noch nicht vollendet ist, besteht aus einer allgemeinen Einleitung und zwey Haupttheilen. Jene Einleitung beschättiget sich in vier Nummern mit folgenden Gegenständen: Nr. I. Ueber den Begriff der Philosophie überhaupt liefert: 1) eine kurze Theorie der (von) Wissenschaft überhaupt in Beziehung auf Philosophie; 2) eine vorläufige Deduction des Begriffs der Philosophie überhaupt; 3) eine vorläufige hypothetische Eintheilung aller Philosophie. II. Hypothetisch aufgestellter Begriff von Fundamentalphilosophie. Hier werden die Fragen, 1) kann die absolute Grundwissenschaft entweder bloße Logik, oder Metaphysik, oder beides zugleich seyn, und auf Definitionen ursprünglich gegründet werden? 2) was hat Fundamentalphilosophie eigentlich zu leisten, welchem wichtigen Bedürfnisse unter allen Wissenschaften allein ganz ausschließend abzuwehren? beantwortet, und 3) der Begriff der absoluten Grundwissenschaft oder Fundamentalphilosophie systematisch entwickelt. III. Giebt eine wissenschaftliche Erörterung des Begriffs der Fundamentalphilosophie, und IV. eine hypothetische Eintheilung derselben. Von den beiden Haupttheilen enthält der erste die transcendentalen Elementarlehre in zwey Theilen, einen problematischen oder hypothetischen und einen apodiktischen, theoretisch-praktischen. Hier erscheint nur der erste problematische Theil, der, im ersten Hauptstück, von Principien und Grundätzen, und im zweyten vom abso-

Z z z

luc

lut letzten Grunde und von der Bedingung der Möglichkeit alles Bewusstseyns überhaupt handelt. Dieses zweyte Hauptstück zerfällt wieder in zwey Abschnitte: 1) von dem Ursprünge alles Bewusstseyns; 2) Prüfung des Schulzischen Scepticismus; 3) kurze Uebersicht dieses Entwurfs; 4) Beschlufs.

Wir wollen einiges zur Bestätigung unseres obigen Urtheils anführen. Kant hat in der *Disciplin der reinen Vernunft* einleuchtend genug gezeigt, daß die Philosophie keine eigentlichen Definitionen, sondern nur Erklärungen anerkenne, daß sich weder empirisch noch *a priori* gegebene Begriffe definiren lassen, und daß man in der Philosophie nicht so, wie in der Mathematik, von Definitionen ausgehen könne. Hr. W. redet in der allgemeinen Einleitung §. 2. und 3. wo er vom Begriff der Wissenschaft handelt, von dem Gebrauch der Definitionen ebenfalls, aber auf eine so unbestimmte und zweydeutige Art, daß man seine eigentliche Meynung nicht errathen kann. Einmal heißt es, die Grunddefinition, welche an der Spitze einer Wissenschaft stehe, solle das jeder besondern Wissenschaft eigenthümliche Object angeben; er nennt es eine gerechte Forderung, daß jeder Verfasser seinen wissenschaftlichen Vortrag mit einer vollständigen und richtigen Definition von dem Begriffe der abzuhandelnden Wissenschaft anfangen, und dieses sey in dem Systeme der Philosophie um so nöthiger, je weniger es bis jetzt einen allgemein geltenden, noch weniger aber einen schon allgemein gültigen Begriff von Philosophie gebe u. s. w. und doch heißt es kurz darauf wieder: durch bloße Definition sey in der Philosophie nichts auszurichten, und man könne hierdurch allein, also mit Hülfe der *leidigen Logik* (setzt der Vf. sehr bedeutend hinzu, ob man gleich nicht erfährt, was die Logik dabey verschuldet haben soll, da sie mit den Objecten selbst gar nichts zu thun hat) nicht zu dem einzig richtigen unter allen möglichen Begriffen von Philosophie gelangen. Unter solchen Umständen, fährt der Vf. fort, ist es unmöglich, die Philosophie auf eine bloße Definition zu gründen und damit anzufangen. Gleichwohl kann ohne einen vollständigen und richtig bestimmten Begriff, ohne eine richtige Definition von Philosophie auch in dieser Wissenschaft kein Schritt mit Sicherheit vorwärts gehen werden. In dieser kritischen Lage glaubt sich der Vf. von der *anzuhänglichen, abgleich so hochgepriesenen Schullogik*, ganz verlassen. (Freylich! er sollte aber nur nicht mehr von ihr fordern, als sie zu leisten übernommen hat. Mit mehr Grund, als seine der Logik gemachten Vorwürfe haben, dürfte diese sein ganzes in diesen Paragraphen geliefertes Raisonnement in starken Anspruch nehmen. Das Widersprechende in demselben liegt vor Augen.) Nach §. 5. sollen die ursprünglichen, wesentlichen Merkmale des Begriffs von Philosophie überhaupt, und von Fundamentalphilosophie insbesondere, nur durch den richtigen Begriff der Wissenschaft aufgefunden und dargestellt werden können; denn das Eigenthümliche jeder Wissenschaft, wodurch sie sich von jeder andern wesentlich unterscheidet und auszeichne, könne nur in dem Objecte und

der Quelle gegründet seyn, wodurch eine Wissenschaft von jeder andern abgefordert werde. (Also enthielte der Begriff von Wissenschaft das Object und die Quelle der Philosophie! O arme Logik!) In der Anmerkung zu diesem § ändert der Vf. die Sprache; aber auch hier läßt sein Ausdruck die Sache noch sehr unbestimmt. „Wir müssen daher von dem Begriffe der Wissenschaft überhaupt ausgehen, dann den Begriff von Philosophie bestimmen, und erst nach diesem Untersuchungen zur wissenschaftlichen Erörterung des Begriffs der Fundamental-Philosophie fortschreiten.“ (Es ist doch etwas Sonderbares, daß nach dieser Wetzelschen Methode zu philosophiren, der Begriff von Wissenschaft, welcher nichts als ein systematisches Ganzes unserer Erkenntniß, also etwas bloß die Form der letztern betreffendes ausdrückt, den Begriff der Philosophie überhaupt und den der Fundamental-Philosophie insonderheit erst begründen und bedingen soll!) Aber, eben so wie Fichte, hält unser Vf. dafür, daß jede Wissenschaft — ein Begriff, der ihm offenbar aus den Begriffen *Wissen* und *Schaffen* zusammengesetzt ist! — einen an und für sich, seiner innern Natur nach unmittelbar gewissen, *absolut höchsten* Satz als Grundsatz haben müsse, von welchem die Gewisheit aller übrigen Sätze abhängen. Dieser Behauptung liegt eines Theils ein zu enger Begriff von Wissenschaft, andern Theils die Voraussetzung zum Grunde, daß die systematische Verbindung die Gewisheit der Folgesätze aus den Vorderätzen, die alle aus einem einzigen allgemeinen evidenten Satze, der an der Spitze stehe, abgeleitet würden, bezwecke. Allein nicht jedes systematische Ganze führt einen allgemeinen höchsten Grundsatz an der Spitze; dieses ist der Fall nur bey den Systemen, welche nach synthetischer oder progressiver Methode, nicht aber bey denen, die nach der analytischen oder regressiven Methode aufgeführt werden. Wenn ich den Grundbegriff, den Grundsatz zu einer Wissenschaft noch nicht habe, und es darauf ankömmt, ihn erst auszumitteln; so kann ich in meinen Untersuchungen nur die regressiven Methode, die vom Besondern ausgeht, und zum Allgemeinen bis zum Allgemeinsten fortschreitet, befolgen. Was also der Vf. von der Wissenschaft allgemein behauptet, paßt nur auf die progressive Methode, die vom Allgemeinen auf das Besondere übergeht. Es erhellet also auch hieraus schon von selbst, daß in einem nach analytischer Methode aufgeführten Systeme die Gewisheit der Sätze nicht von der Gewisheit der durch einen höchsten Grundsatz begründeten vorhergehenden Sätze abhängen, und es ist nicht wahr, daß es in keiner Wissenschaft und in keinem philosophischen Systeme einen an sich gewissen Satz gebe, und daß in jedem solchen Systeme alle Sätze ihre Gewisheit erst durch den ersten höchsten Grundsatz erhalten müßten. Daß überhaupt auch ein vollständiges philosophisches, selbst nach progressiver Methode aufgestelltes System nur durch einen einzigen Grundsatz möglich sey, wie der Vf. nach Fichten behauptet, wird derjenige schwerlich glauben, der aus seiner Logik weiß, daß, wenn Sätze aus andern abgelei-

geleitet werden sollen, welches nur durch Syllogismen geschehen könne, deren jeder wenigstens zwey Vordersätze als Grundsätze haben müsse, in welchen die Gewisheit des Obersatzes so wenig von dem Untersätze, als diese beiden von dem Schlusssatze abhängen. (Wenn nun schon in einem Schlusse wenigstens zwey Vordersätze, die ihn begründen, erforderlich sind, wie viel weniger ist da ein ganzes System durch einen Grundsatz möglich, das aus einer Reihe von Schlüssen besteht!) S. 65. und 107. ff. kommt der Vf. wieder auf seine schon oben gedachte Lehre von den Begriffen und Definitionen zurück, mit der er nicht fertig werden kann, mit der es ihm nirgend glücken will, und in der er nicht müde wird, sich zu wiederholen. Etwas ganz Neues und bisher Unerhörtes ist indess, daß keine *Definition* ohne zwey Begriffe, die einander entgegen und doch auch wieder gleich gesetzt werden müßten, möglich sey; denn wenn man etwas definiren sollte, so müsse man es an ein *anderes Etwas* halten; damit vergleichen, es ihm entgegensetzen und davon genau unterscheiden. Die Begründung der Fundamental-Philosophie durch Definitionen kann nach dem Vf. darum nicht statt finden, weil jede Definition irgend ein *Seyn* nothwendig voraussetze, auf dem Standpunkte des *Seyns* aber es kein *absolut Erstes* und *Letztes* geben könne, weil jedes *Seyn* als entstanden ein *höheres*, und als begründend ein unter ihm stehendes *tieferes* *Seyn* voraussetze. Hieraus folge denn, daß das, worauf sich die Fundamental-Philosophie gründen, wovon alle Philosophie ausgehen sollte, so etwas seyn müsse, das gar nicht als *seyend* gedacht, das folglich gar nicht bestimmt und erklärt werden könne. Wie gleichwohl aus einem solchen *Etwas*, wenn man das, was nicht ist, anders so nennen darf, Philosophie entstehen, wie man ein Etwas, dem gar kein *Seyn*, weder ein *ideales* und *logisches*, noch ein *reales* und *materiales* zukommen soll, denken, und aus demselben etwas ableiten könne, mag Hr. W. begreifen, wir begreifen es nicht. Was über die Principien überhaupt vorgebracht wird, charakterisirt das Unbestimmte und Verworrene in des Vfs. Art zu philosophiren so sprechend, daß wir uns nicht enthalten können, auch hiervon Einiges anzuführen. Es giebt, äußert er, offenbar nur zweyerley Arten von Principien, *Realprincipien* und *Idealprincipien*. Jene enthalten den unmittelbaren Grund des Philosophirens und in so fern (in wie fern denn?) den mittelbaren der aus dem Philosophiren entspringenden philosophischen Erkenntniß. Soll aber diese letztere in ein System gebracht werden: so sind hierzu die *Idealprincipien* unentbehrlich; sie dienen zur *Ableitung* bestimmter philosophischer Erkenntniße, der *Materie* und *Form* nach, mithin zur *Bestimmung* und Begründung anderer Sätze dieser Erkenntniß, und müssen entweder *materiell* oder *formell* seyn. Da das Philosophiren nur eine bestimmte *Art und Weise* des Vernunftgebrauchs überhaupt ausdrückt: so können die Principien des Philosophirens keine andern, als die Regeln für den Verstandes- oder den Vernunftgebrauch überhaupt, und in wie fern

diese eine Wissenschaft zu Stande bringen will, seyn, also keine andern, als welche die Elementarlehre und die Methodenlehre der reinen allgemeinen Logik aufstellt; da ferner diese Regeln sich gar nicht mit bestimmten Gegenständen, die gedacht oder erkannt würden, sondern bloß mit dem, was zum Denken überhaupt erfordert wird, also mit der bloßen Form des Denkens, beschäftigen; so ist weder einzusehen, warum sie *Realprincipien* heißen sollen, noch wie sie den obgleich auch nur mittelbaren Grund der philosophischen Erkenntniß enthalten können. Wenn es endlich auch schon Principien giebt, die den unmittelbaren Grund des Philosophirens und den mittelbaren der philosophischen Erkenntniß enthalten: so sind ja die *idealen* Principien, welche zur Ableitung der philosophischen Erkenntniße dienen sollen, ganz überflüssig, da diese letztern auch aus den sogenannten *Realprincipien*, als ihrem mittelbaren Grunde, müssen abgeleitet werden können. Aber was wohl diese Zwülf von *materiellen Idealprincipien* für Dinge seyn mögen! Solcher *Idealprincipien*, lautet es weiter, kann es zwar mehrere geben; sie müssen aber alle auf die *Realprincipien*, als ihre gemeinschaftlichen Quellen, bezogen und zuletzt aus denselben geschöpft werden können. (Dann wären ja aber die *Real- und Idealprincipien* nicht zweyerley verschiedene Arten! Wenn das nicht Unsinn ist, so giebt es keinen!) Gäbe es nun mehrere *Realprincipien*: so müßten auch diese einen gemeinschaftlichen Quell, ein absolut höchstes Princip haben, und dieses müßte *real* und *ideal*, folglich in letzterer Hinsicht, *material* und *formal* zugleich seyn; denn sonst könnte das absolut höchste Princip nicht der gemeinschaftliche letzte Grund und Quell aller möglichen *Real- und materialen und formalen Idealprincipien* seyn, wie doch gefordert wird. (Natürlich! die *Realprincipien* müssen ja einen gemeinschaftlichen Grund und Quell haben, wenn es ihrer mehrere giebt, denn woher sollten sie denn sonst kommen? und die *materialen und formalen Idealprincipien*, müssen sich in den Schooß ihrer Mütter, der *Realprincipien*, zurückziehen und diese, wenn sie jenen das *Daseyn* geben sollten, auch erst geschaffen werden. Es muß also nothwendig ein höchstes Princip, eine erste Mutter aller Principien geben, aus der sie hervorgehen können; und es müssen *Real- und Ideal Principien* da seyn, denn sonst wäre ja ein höchstes Princip gar nicht nöthig. Man sieht, das ist alles sehr natürlich und anschaulich; das höchste Princip des Hn. W. ist der wahre *Androgyn* der alten jüdischen Philosophie.) So reich dieses Buch noch an Stoff zu ähnlichen Beyspielen ist: so müssen wir doch zu Ende eilen, und so mag denn folgendes Raisonnement über den einzig möglichen höchsten Grund, von welchem der wahre Philosoph, nach Hn. Ws. Vorstellung, ausgehen muß, diese Anzeige beschließen. Der letzte Grund, heißt es, jedes möglichen Dinges kann nur ein solches Etwas seyn, das eigentlich ursprünglich noch gar kein Etwas ist, sondern sich erst als ein Etwas bestimmt, also durch *Bestimmung seiner selbst* aus eigener freyer Kraft sich erst in die Sphäre aller Wirk-

Wirklichkeit herrscht und sich zu einem Etwas im Denken macht, nämlich zugleich zum *Subjecte* und *Objecte* des Denkens. Dies ist nur die *absolute freye Selbstthätigkeit der Vernunft* als absolut, d. h. so gesetzt, daß ihr kein bloßes leb- und bewußtloses Etwas, wodurch sie bestimmt werde, also weder ein Subject noch ein Object, vorausgesetzt wird. Sie macht sich vielmehr selbst zum Subject-Object, in wie fern sie sich eigenmächtig bestimmt; sie ist bestimmend und bestimmt zugleich, doch beides für und durch sich selbst, aber weder für noch durch etwas anderes außer ihr. Daher ist nichts, was man außer der absoluten Vernunftfreyheit setzen mag, für und durch sich selbst bestimmt und bestimmend, sondern immer nur für und durch die freye Intelligenz. Die *absolute Freyheit* ist also der *einzig mögliche höchste Grund*, von welchem der wahre Philosoph ausgehen muß u. s. w. (Hierauf nur so viel) Wenn der letzte Grund jedes möglichen Dinges, also auch des Denkens, Erkennens, Wollens u. s. w. nur ein solches Etwas seyn kann, das eigentlich ursprünglich gar kein Etwas ist, wie der Vf. so zuversichtlich weiß: so sehen wir die Möglichkeit nicht so leicht wie der Vf. ein, wie sich ein solches ursprüngliches Nicht-Etwas oder Nichts zu einem Etwas selbst und aus freyer Thätigkeit bestimmen, und in die Sphäre der Wirklichkeit durch sich selbst übergehen könne. Daß die absolut freye Thätigkeit der Vernunft, ganz unabhängig von irgend einem Etwas außer ihr, ein solches Etwas wäre, das eigentlich ursprünglich kein Etwas sey, und als ein solches Nichts sich selbst zu einem Etwas im Denken, zu einem Subject-Object machen könne, daß sie, als ein ursprüngliches Nichts, sich zum Denken zu erheben vermöge, und im Denken ein Etwas, ein Subject und Object zugleich werde, übersteigt auf gleiche Wei-

se unsere Begriffe. Woher endlich weiß denn der Vf. etwas von einer absoluten freyen Selbstthätigkeit der Vernunft, wenn diese ursprünglich ein Nichts seyn soll, und daß sie ursprünglich ein solches Nichts ist? Der Grund dieser Erkenntniß muß also in etwas andern als in jener freyen Thätigkeit liegen. Woher weiß er überhaupt nur etwas von einer freyen Thätigkeit der Vernunft, da er sich allenthalben als einen großen Widerfacher aller innern und äußern Erfahrung, aller Thatfachen des Bewußtseyns äußert? Woher können wir versichert seyn, daß seine *absolute freye Thätigkeit* keine bloße Fiction sey? Er sage uns, woran wir uns zu halten haben; denn auf sein Wort und da er alle weitem Gründe verwirft, und diesen höchsten Grund eigenmächtig, ohne allen Erkenntnißgrund, so nackt und bloß hinstellt, können wir ihm nicht glauben, sondern müssen sein ganzes Raisonement, für eben so grundlos erklären, als es der gesunde Vernunft widerspricht und sinnlos ist.)

### SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Voss u. Comp.: *Die elegante Strickerei, oder Sammlung kleiner Strickmuster für Freudeninnen des guten Geschmacks.* Mit 12 illuminirten Kupfern. 1802. 4. (1 Rthlr. 4 gr.)

Von allen diesen Mustern können wir nur zwey nicht billigen. Das erste ist eine Ionische Säule Tab. 2. die uns als Zwickel auf Strümpfe gestrickt keineswegs passend scheint; das andere in gleichem Geschmack ein Fußgestell mit canelirtem Säulensturz und oben darauf etwas, das fast wie eine Blume aussieht Tab. 3. Die übrigen sind alle mehr oder weniger zweckmäßig und einige in der That zierlich.

### KLEINE SCHRIFTEN.

ВРАНСОНТА БАРАМОН. Danzig, b. Troschel: D. Friedrich Theodor Rink's Actenmäßige Ablehnung der Vollmer'schen Insinuationen. 1803. 38 S. gr. 8. Der auch im Intelligenzblatte dieser Zeitung (vgl. 1802. Nr. 129) zwischen dem Hn. D. Rink und Buchhändler Vollmer geführte Streit gewann bekanntlich literarische Wichtigkeit durch die Anschuldigung des letzten, daß Hr. Rink eine unrechtmäßige, Erntgegen, der Buchhändler Vollmer, eine rechtmäßige Ausgabe von *Kants physischer Geographie* ins Publicum gebracht habe. Es kann keinem Verehrer der Kantischen Schriften gleichgültig seyn, zu erfahren, auf welche Art und durch welche Gründe der täuschende Beschuldigung begegnet werde. Diese Gründe nun legt Hr. D. Rink in dieser Schrift mit einer Mäßigkeit dar, welche schon an sich für die gute Sache sprechen würde, wenn auch nicht das volle Gewicht von jenen hinzukam: Hr. Rink hat nämlich, um seines Gegners Anschläge abzuwehren, 1)

*Kants eigene Handschrift der physischen Geographie*, 2) zwey andere ihm von Kant übergebene Handschriften desselben Werks, mit dessen eigenen Randanmerkungen versehen, 3) ein von Kant eigenhändig unzerzeichnetes Schreiben an ihn, aus dem dessen Genehmigung dieser Ausgabe augenscheinlich erhellet, an die akademischen Gerichte zu Königsberg mit dem Ansuchen eingeschickt, eine gerichtliche Recognition der Handschrift anzustellen, und ihm darüber eine Vidimation in Form Rechts auszustellen. Diese „unter des Senats-Insiegel und der gewöhnlichen Unterschrift ausgefertigte“ Vidimation, welche zu Hn. Rink's vollkommener Rechtfertigung gereicht, hat er hier wörtlich abdrucken lassen, und dadurch eine Sache entschieden, welche auch für diejenigen, die von der moralischen Seite des Gegners den Blick wandten, ein nicht geringes literarisches Interesse haben mußte.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 6. Junius 1803.

## PHILOSOPHIE.

BERLIN, b. Maurer: *Ueber den Ursprung unserer Erkenntnißs. Zwey Preisschriften*, von Lazarus Bendavid und Block, Prediger zu Holtorf bey Gartow im Hannöverischen. Herausgegeben von der königl. Akad. d. Wiss. zu Berlin. 1802. 212 S. gr. 8. (16 gr.)

Ogleich die Frage über den Ursprung unserer Erkenntnißs durch die Kantische Kritik der reinen speculativen und praktischen Vernunft und der Urtheilskraft, nach ihrem ganzen Umfange beantwortet und völlig entschieden war: so glaubte doch die philosophische Classe der im Titel genannten Akademie, wahrscheinlich durch die Widersprüche, welche besonders die Kritik der reinen Vernunft gefunden hatte, veranlaßt, jene Frage, wegen ihrer Wichtigkeit, von neuem zum Gegenstande der Untersuchung machen zu müssen. Unter den eingelaufenen Abhandlungen wurde zweyen, nämlich der hier gelieferten des Hn. Bendavid und einer bis jetzt noch nicht bekannt gemachten des französischen Bürgers *Degerando*, der Preis zuerkannt; die hier ebenfalls abgedruckte *Blockische* erhielt das Accessit. Nach den Urtheilen, die *Degerando* im National-Institute über die kritische Philosophie, öffentlichen Nachrichten zu folge, geäußert hat, kann das Verfahren bey seiner Untersuchung der Preisfrage kein anderes als das dem kritischen entgegengesetzte seyn, und auch Hr. Block nimmt einen andern als den kritischen Weg. Bendavid allein folgt dem Kantischen Lehrbegriffe. Da nun der Preis unter zwey entgegengesetzte Partheyen vertheilt worden: so scheint die Akademie durch diese Arbeiten noch zu keiner sichern Ueberzeugung in Ansehung des beantworteten Gegenstandes gekommen, und die Preisvertheilung mehr durch äußere als durch innere Gründe bestimmt worden zu seyn. Dem sey nun wie ihm wolle: so sind die beiden hier mitgetheilten Abhandlungen von sehr verschiedener Natur. Bendavid konnte zwar, da für ihn die Sache schon lange zuvor, ehe die Akademie die Frage anwarf, abgethan war, auf keine neuen Resultate stoßen, und von keinem andern Standpunkte ausgehen, als welchen die Kritik genommen hatte, und seiner Ueberzeugung nach alleß mit Sicherheit nehmen konnte; aber deswegen ermangelt seine Arbeit der Beweise von Selbstständigkeit und Freyheit seiner philosophirenden Vernunft doch keinesweges. Diese offenbaret sich vielmehr in der hellen Ansicht der Sachen, über die er reflectirt, in der überdachten Wahl der Beyspiele und den glücklichen A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

chen Wendungen, durch welche er jeden Gegenstand, jeden Satz, jede Gedankenfolge zu verdeutlichem weifs, durch die Gefälligkeit, Leichtigkeit und Popularität seiner Darstellung und selbst durch den originellen Gang, den seine Untersuchung dadurch nimmt, daß er sich stellt, als kenne er gar kein bisher bestandenes metaphysisches System, und in sich selbst einen Mann als Selbstbeobachter einführt, „der sich über diese wichtige Frage belehren, sich nicht durch rhetorische Wendungen täuschen oder durch Eintheilungen und Terminologien verwirren will; der keine andere systematische Ordnung kennt, als die ihm die Natur seiner Untersuchung selbst an die Hand giebt; keine andere Terminologie, als die ihm der gewöhnliche Sprachgebrauch darbietet, und keine andere Sprache, als die des Menschen mit sich selbst; der sich daher auch nicht scheut, morgen den Gedanken weiter auszuführen, den er gestern für vollendet gehalten hat, und in seinen Untersuchungen nicht weiter zu gehen, als gerade so weit er sie zur Beantwortung der vor ihm liegenden Frage braucht.“ Um dieser wohlgewählten und gut ausgeführten Form willen, in welcher die Sachen hier vorgetragen sind, halten wir diesen Aufsatz für eine wahre Bereicherung unserer philosophischen Literatur. Ueber den wesentlichen Inhalt selbst aber haben wir nicht nöthig uns zu verbreiten, da dieser den bekannten Resultaten der Kritik ganz entspricht. Nur wünschten wir noch, daß es dem Vf. gefallen haben möchte, in einem Anhange auch die wichtigsten Einwürfe der Gegner zu beantworten, um dem Urtheile der akademischen zur Entscheidung über die eingelaufenen Abhandlungen ernannten Commission leitende und bestimmende Entscheidungsgründe an die Hand zu geben, da die einmal gewählte Form nicht wohl verstattete, auf diese Einwürfe in der Ausführung selbst Rücksicht zu nehmen.

Von einer andern und ganz entgegengesetzten Beschaffenheit ist die *Blockische* Abhandlung; in ihr ist alles schwankend, unbestimmt, grundlos und verworren; allenthalben will der Vf. *Kanten* widerlegen, ohne zuvor seine Erkenntniß von den Dingen, von denen er redet und die er widerlegen will, berichtet und deutlich aufgefaßt zu haben. Hier sind einige Proben, die den Geist dieser Schrift zur Genüge bezeichnen werden.

Die Preisfrage scheint unserm Vf. den Sinn zu haben: „nicht allein ob, sondern vorzüglich wiefern unsere Erkenntnißs aus äußerer *leidentlicher* (!) Einwirkung der Gegenstände — aus *Erfahrung*, oder aus der innern Selbstständigkeit der denkenden Kraft — aus *Vernunft*“

nunft — ihren Ursprung nehme.“ Der Vf. läßt hier die Erfahrung schon zum voraus in der Erkenntniß aus äußerer leidenschaftlicher Einwirkung der Gegenstände, oder, wie er wahrscheinlich hat sagen wollen, in der Erkenntniß, die aus der Einwirkung äußerer Gegenstände auf unsere sich leidend verhaltende Sinnlichkeit, entspringt, bestehen, ohne zu bedenken, daß bloße empirische Anschauung, die er hier im Sinne hat und mit Erfahrung verwechselt, noch keine Erfahrung zu Stande bringen kann, und daß zu dieser außer den sinnlichen Eindrücken, noch andere Bestandtheile erfordert werden, die a priori aus dem Gemüthe entspringen. Wie verkehrt deutet er also den Sinn der Aufgabe, wenn er meynt, die Akademie wolle wissen, ob und wiefern unsere Erkenntniß aus Erfahrung oder aus Vernunft abstamme! Das erste kann sie nicht wissen wollen, sondern sie fragt nach der Quelle der Erfahrung selbst, sie will wissen, aus welcher Quelle die Bestandtheile fließen, welche die Erfahrungserkenntniß ausmachen. Der Vf. wendet die Sache um, und macht die Erfahrung, die schon ihrer Natur nach eine Erkenntniß ist, in welcher empirische mit reinen Vorstellungen verbunden sind, zur Quelle der Erkenntniß. Auch verlangt die Akademie nicht vorzüglich zu wissen, wiefern unsere Erkenntniß empirisch oder rein a priori ist; dieses würde den Sinn der Frage, der von dem weitesten Umfange ist, ohne Grund und Nutzen eingeschränkt, und zu Beantwortungen, die den Gegenstand nur einseitig betrachten und unerschöpft gelassen hätten, Veranlassung gegeben haben, sondern, ob es außer den empirischen Erkenntnissen auch Erkenntnisse a priori gebe, und aus welchen Quellen die Bestandtheile einer jeden von beiden fließen. S. 112. heißt es ganz richtig: die Materie, der Stoff, der Inhalt der Vorstellungen von wirklichen Dingen werde von außen gegeben, ihre Form aber entspringe aus der vor aller Wahrnehmung hergehenden Anlage und Einrichtung des Erkenntnißvermögens und sey insofern a priori entsprungen. Aber darum, fährt der Vf. nunmehr fort, daß in Vorstellungen etwas a priori entsprungen sey, könne man doch nicht sagen, die Vorstellungen wären a priori, indem ja die Form derselben nichts für sich bestehendes sey, sondern erst mit dem Inhalte entstehe. Und da man eben so wenig die Form oder Anlage des Erkenntnißvermögens, wodurch von Seiten desselben Vorstellungen möglich oder begründet würden, Vorstellung nennen könne: so gebe es keine Vorstellungen a priori, so wenig a priori vorhandene, als a priori entsprungene; sondern alle Vorstellungen der äußern und innern Sinne wären Producte aus dem Erkenntnißvermögen durch Einwirkung der Gegenstände. (Hier ist der Ort nicht, uns auf alle die Unbestimmtheiten und Widersprüche, die in diesen Sätzen liegen, umständlich einzulassen; also nur so viel! Wer hat denn Vorstellungen, deren Inhalt uns von außen gegeben wird, oder den wir durch unmittelbare Wahrnehmung, durch Empfindung erhalten, jemals a priori genannt? Ohne die Formen der Sinnlichkeit und des Verstandes sind freylich weder Anschauungen

noch Begriffe möglich, aber diese bloße logische Rücksicht bestimmt die Beschaffenheit und den Unterschied der Vorstellungen, als empirischer und a priori, selbst nicht; dieses kann nur der Inhalt der Vorstellung, folglich nur die metaphysische Betrachtung der letztern, bewirken. Ist dieser Inhalt einer Vorstellung durch unmittelbare Wahrnehmung und Empfindung gegeben: so heißt sie empirisch; ist er hingegen aus der Natur des Erkenntnißvermögens hervorgegangen: so heißt sie a priori und rein; in wiefern gar nichts Empfindbares in ihr enthalten ist. Dergleichen reine Vorstellungen will der Vf. nun nicht zulassen, weil ja das, was an den Vorstellungen die Form ausmache, nichts für sich bestehendes sey, erst mit dem Inhalte entstehe und weil man die Form des Erkenntnißvermögens, wodurch Vorstellungen möglich würden, nicht Vorstellung überhaupt nennen könne. Ist denn die Materie der Vorstellungen substantieller als ihre Form, besteht denn diese nicht eben so gut für sich als jene? beide machen ja, nach dem Vf. selbst, Bestandtheile der Vorstellungen aus. Es ist ja der auffallendste Widerspruch, wenn er die Form der Vorstellungen erst für etwas, das schon vor aller Wahrnehmung aus der Anlage und Einrichtung unseres Erkenntnißvermögens selbst entsprungen sey, erklärt, und dann doch behauptet, daß sie erst mit dem Inhalte, der Materie der Vorstellung, entstehe. Die Formen des Erkenntnißvermögens entstehen nicht durch, oder welches hier eben das heißen soll, mit den sinnlichen Merkmalen unserer Vorstellungen und Erkenntnisse, oder der Erfahrung, sondern diese veranlaßt nur, daß die im Gemüthe schon liegenden Formen in Wirksamkeit und Anwendung gesetzt, und daß wir uns ihrer, als solcher bewußt werden. Und warum sollten denn die Formen der Sinnlichkeit und des Verstandes, — nicht die Form, wie der Vf. immer redet, als ob es nur eine überhaupt gäbe — nicht Vorstellungen abgeben können? Wenn man in den Vorstellungen überhaupt Materie und Form, wie er selbst zugiebt, unterscheiden kann: so müssen sie auch Gegenstände unserer Vorstellungen seyn, sie müssen von uns vorgestellt werden können, außer dem wären wir nicht vermögend, beide von einander zu unterscheiden, und der Vf. hätte selbst kein Wort darüber vorbringen können.) In eben diesem oberflächlichen, unbestimmten und an keine sichern Gründe gebundenen Gleise bewegt sich das Raisonnement des Vfs. mechanisch fort, indem er sich zu beweisen qualt, daß die Formen der Vorstellungen, Zeit und Raum, die reinen Begriffe, Grundsätze und Gesetze des Verstandes, die Ideen der Vernunft, zwar a priori, aber dennoch nur durch und mit der sinnlichen Wahrnehmung entstanden; daß die reine Mathematik gar nicht auf reinen Anschauungen beruhe u. s. w. Aller der verständlichsten und überzeugendsten Beweise Kants von der Unmöglichkeit einer Erkenntniß der Dinge, wie sie an sich sind oder seyn mögen, ungeachtet, besteht unser Vf. dennoch darauf, das wir doch einige Erkenntniß davon hätten, weiß aber nicht anzugeben, worin denn dieselbe eigentlich bestehe. Er so wenig als wir, mag wissen, was er will, wenn er spricht:



„Wir erkennen die Dinge nicht, wie sie an sich sind, nach ihrer wesentlichen Beschaffenheit und Verknüpfung; aber wir erkennen sie auch nicht bloß als Erscheinungen oder Gegenstände der Erfahrung. Sie sind nicht allein an sich selbst, sondern auch für unsere Erkenntniß etwas mehr als Erscheinungen sinnlicher Wahrnehmung. Wir erkennen, daß den letztern und ihrer Beschaffenheit und Verknüpfung etwas Reales außer uns zum Grunde liegt, und indem wir das Daseyn dieses Realen und die notwendige Verknüpfung desselben mit den Erscheinungen durch Vernunft einsehen, so erkennen wir allerdings mehr von den Dingen, als wir erfahren können.“ Die Leser mögen zusehen, wie sie sich aus dieser Verwirrung herausfinden; der Vf. selbst hat sich aller Mühe überhoben zu seyn geglaubt, Licht in dieses Chaos zu bringen, und seine Ansprüche gegen den Vorwurf des Widerspruchs zu retten. S. 138 heißt es: „Wir können zwar die Gesetze, wonach wir die Dinge erkennen, aus uns selbst schöpfen, nicht aber die Gesetze der Dinge, als Gegenstände der Erkenntniß selbst und schlechthin; indem die aus unserm Verstande hergeleiteten Gesetze der Erfahrung uns nichts von den Gegenständen selbst und ihren Verknüpfungen lehren.“ Wir wären doch begierig, den Unterschied zwischen jenen Gesetzen, die der Verstand selbst hergiebt, und diesen, die wir an oder in den Dingen selbst gewahr werden sollen, und die Harmonie oder Differenz beider von dem Vf. näher entwickelt zu sehen; wie kommt es, daß er über diesen so wichtigen Gegenstand gar kein Wort weiter fallen läßt, als seine bloße Behauptung? — Mit den höchsten Denkgesetzen ist es eben so: sie „beruhen freylich nicht auf Erfahrung; die Erkenntniß derselben aber ist allerdings von Erfahrung abhängig, sofern sie nicht ohne Wahrnehmung entstehen kann.“ Psychologisch betrachtet giebt es freylich keine reinen Gesetze des Verstandes und der Vernunft, deren, als solcher, ich mir nicht bewußt werden müßte, wenn ich sie zu einem Gegenstande meines Nachdenkens machen will. In wiefern ich mir dieser Gesetze in mir, als solcher, und ihres Inhalts und Zwecks bewußt bin, ist die Erkenntniß derselben, *subjectiv*, und dieses Bewußtseyn ist es ohne Zweifel, was der Vf. als Erfahrung betrachtet; er will sagen, daß wir doch das Daseyn jener Gesetze in uns erst erfahren müßten. Allein dieser verändert die Beschaffenheit jener Gesetze und unser Erkenntnißes von ihnen, als a priori, gar nicht; jene Gesetze enthalten so wenig als unser Erkenntniß von ihnen etwas Empirisches, kein Prädicat, das sie als einen Gegenstand der äußern oder innern Anschauung charakterisirt, und der Vf. ist auch nicht im Stande, ein solches aufzuzeigen. Die reinen Gesetze der theoretischen und der praktischen Vernunft sind *objective* Erkenntniße, da sie die Bedingungen der Möglichkeit aller Erkenntniß der Gegenstände der Erfahrung und aller Bestimmungen der Willkür enthalten, und für alle vernünftige Wesen gültig sind. Wir könnten noch mehrere dergleichen Beispiele anführen, wenn wir nicht glaubten, über diese Abhandlung schon

mehr gesagt zu haben, als ihr innerer Gehalt eigentlich verdient.

## KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

STOCKHOLM, b. Forsgren: *Svenska Krigsmanna Sällskapets Handlingar för år 1800.* (Abhandlungen der schwedischen militärischen Gesellschaft für d. J. 1800.) 1802. 195 S. 8.

Die schwedische militärische Gesellschaft besteht unter ihrem Protector, dem Könige, aus 11 Ehrenmitgliedern und 80 arbeitenden Mitgliedern; doch ist dies nur das zweyte Heft ihrer gedruckten Abhandlungen, seit 1797, wo das erste, das auch in diesen Blättern 1798 N. 144. angezeigt worden, ans Licht trat. Auch liefert dieses Heft nur zwey Stücke 1) *Versuche um die Kraft des Pulvers zu bestimmen*, vom Grafen Benj. Rumford, ausgezogen aus seiner Abhandlung von William Nicholson, und hier aus dem *Philosophical Transactions* des Jahrs 1781 übersetzt von C. A. A. (Obristleut. Arrhenius). Robins Behauptung, daß die Ausdehnungskraft des durch Entzündung des Pulvers erzeugten elastischen Fluidums tausendmal größer sey, als das Medium des Drucks der Atmosphäre, und Dan. Bernoulli's Berechnung dagegen, daß diese Kraft zehntausendmal größer sey als letztere, bewogen den Grafen Rumford zu diesen mit vieler Vorsicht und Mühe angestellten schätzbaren Versuchen. Ohne sie hier, da sie längst bekannt sind, näher anzuführen, wollen wir nur bemerken, daß der Uebersetzer in den Anmerkungen die Kraft des Pulvers nach neuern chemischen Entdeckungen, besonders auch aus der im Salpeter befindlichen Salpetersäure und deren Decomposition erklärt. Auch empfiehlt er bey den Versuchen eine aus Eisen und Gold zusammengeschnolzene Halbkugel, welche härter als die von Stahl sey, und stärkere Politur annehme, daher die aufgelöseten Dünste sie weniger angreifen können. Ferner hält er dafür, daß daraus, wenn die aufgelöseten Dünste aus der Röhre drangen und in der Röhre nichts zurückließen, nicht folge, daß in dem Moment der Explosion die ganze Pulvermasse in Dünste aufgelöset sey. Er glaubt vielmehr, daß die Dünste sich so geschwinde ausdehnen, daß sie mehrere seite Bestandtheile des Pulvers mit sich wegführen und zerstreuen. Er glaubt, daß die Wirkung des Pulvers bloß durch die erhitzten darin befindlichen Wasserdünste entstehe, und daß diese Dünste daher ihre Ausdehnungskraft in dem Masse verlieren, als sie kälter werden u. d. m. Die zu dieser Abhandlung gehörigen Figuren in Kupfer fehlen doch hier. 2) Hr. Obristleutnant und Ritter von Döbeln hat eingelandt: *Anmerkungen zum Exercir-Reglement der Armee; Regeln zum Ein- und Ausmarsch zur grösseren im Lager stehende Corps; Berechnung der zum Marsch gehörigen Zeit, mit Hinsicht auf die Beschaffenheit der Wege, und einen Entwurf zu gewissen militärischen und localen Ortsbeschreibungen, zur An-*

*Anlegung eines Kriegsarchivs.* Allein, obgleich die Gesellschaft einhellig beschloß, solche den Abhandlungen dieses Jahrs einzurücken: so haben doch die Kosten, welche die dazu gehörigen Kupfer erfordert, solches verhindert. Es muß also wohl der Gesellschaft, so stark sie ist, doch gänzlich an einem gewissen Fond fehlen. Daher ist denn auch hier nur aus der angeführten Döbelschen für die Tactik nicht unwichtigen Abhandlung bloß ein Auszug mitgetheilt worden. Die Berechnung der Marschzeit von einem Lager zum andern auf alle Fälle anwendbar, ist besonders mit Tabellen und vielen Exempeln erläutert. Bey der österreichischen Armee sind dergleichen Berechnungen allgemein bekannt, bey andern aber hat sie der General-Quartiermeister oft nur in seinem Portefeuille. Auch sind die Marschzeiten für Infanterie, Cavallerie, Artillerie und den Tross besonders berechnet u. d. m.

TÜBINGEN, in d. Cotta'schen Buchh.: *Taschenbuch für Soldaten* auf 1803, von J. G. Hoyer. 1802. 197 S. 12. X S. Vorr. u. militärische Zeitrechnung für 1802, u. 1 Kupft. die Feldschanzen betreffend.

Auch unter dem Titel:

*Taschenkalender auf das Jahr 1803.* (20 gr.)

Die auf 46 Seiten mitgetheilte Uebersicht der Geschichte der Kriegskunst findet Rec. so zweckmäfsig,

dafs er wünschte, es hätte dem Vf. gefallen mögen, das ganze Taschenbuch diesem Artikel zu widmen, wodurch manches viel ausführlicher und folglich lehrreicher hätte dargestellt werden können. Nicht minder interessant ist auch die Schilderung von Kaiser Karls V. Kriegszug nach Afrika im J. 1535 und in einigen der folgenden Jahre. Minder zweckmäfsig scheint dagegen Rec. das alphabetische Register der Terrain-Gegenstände zur Nachricht bey dem Recognosciren, theils weil man eigene Schriften über diesen Gegenstand hat, theils aber auch, weil in Schriften über das Aufnehmen dieser Gegenstand beyläufig abgehandelt wird, theils und hauptsächlich deswegen, weil dieses Recognoscirungswörterbuch doch eigentlich nur eine Uebersetzung aus dem *Aide memoire à l'usage des Offic. de l'Artillerie* (von Gassendi) ist, welches nützliche Werk keinem mit gründlichen Kenntnissen sich beschäftigenden Officier unbekannt seyn sollte. Die Notizen über die Feldverschanzungen sind bey dem Besitze des ältern Scharnhorstschen Taschenbuches entbehrlich. Was die Bemerkungen über die Kriegskunst (auch nach dem *Aide memoire*) betrifft: so sind sie für den Linienofficier zu kurz und daher zu wenig lehrreich; besonders ist das, was vom *Defilement* einer Festung im erwähnten *Aide memoire* vorkommt und hier mitgetheilt wird, für Dilettanten unverständlich und für Sachkundige viel zu unbefriedigend.

## KLEINE SCHRIFTEN.

PARLOLEER. Dresden, in d. Hülfchar. Buchh.: *Versuch einer neuen Art, geschwind und deutlich zu schreiben, auch für diejenigen, die wenig oder gar nicht schreiben können.* Mit (vier) Kupfern. 1802. 1 Bog. 4. (4 gr.) — Ein Product von unbedeutendem Gehalte, wie wir seit einigen Jahren mehrere ähnlicher Art erhalten haben. Der Mechanismus der Schreibart ist folgender. Drey Zeichen, nämlich ein gerader, senkrechter Strich, ein gewöhnliches lateinisches C, und ein umgekehrtes C. (ICU) drücken, nach ihrem Standorte, alle Buchstaben des Alphabets aus. Man zieht mit einem Rolstrale, das aber nur vier Linien beschreibt, vier gleichlaufende Striche. Ueber dem ersten derselben nun bedeuten jene drey Zeichen a. b. ch., auf der ersten Linie d. e. f., zwischen der ersten und zweyten g. h. i., auf der zweyten k. l. m., zwischen der zweyten und dritten n. o. p., auf der dritten q. r. s., zwischen der dritten und vierten sch. t. u., auf der vierten v. w. y., unterhalb der vierten z. ä. ö. (Also c. und x. fallen weg.) Man kann, wie sich von selbst versteht, die Bedeutung jener drey Zeichen, nach

dem Orte, den man ihnen giebt, auf mannichfaltige Art nach Belieben verändern. Die Interpunctioenszeichen lassen sich durch einen kleinen horizontalen Querstrich zwischen den Linien andeuten. Als tachygraphisches Hülfsmittel hat, wie man sieht, diese Methode vor der gewöhnlichen Buchstabenschrift Nichts voraus; im Gegentheile ist sie umständlicher, und weit eher Irrthümer veranlassend, als diese, wie denn auch z. B. auf der dritten Kupfertafel gleich das zweyte Wort einen Beweis davon liefert; es heist, durch eine verkehrte Richtung der krummen Striche daselbst *Erehdnsag. Ratt Erfindung.* Als Stenographisches Kunststück betrachtet, gehört sie unter die ganz einfachen, alltäglichen, von jedem Halbkennner leicht zu übersetzenden Zifferschriften, obgleich der Vf. S. 8. das Gegentheile versichert. Und für diejenigen, die wenig oder gar nicht schreiben können, ist sie schon aus dem Grunde nicht passlich, weil es solchen Leuten gemeinlich auch am richtigen Buchstabiren zu fehlen pflegt.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 7. Junius 1803.

## MATHEMATIK.

AMSTERDAM, b. den Hengst: *Verhandeling over Volmaakte Maaten en Gewigten*, door (Abhandlung über vollkommene Maasse und Gewichte, von) *S (an) H (endrik) van Swinden. Eerste Deel, XVI und 416 S. Mit 2 Kupfertafeln. Tweede Deel, S. 417—708. Mit XLVIII Vergleichungstafeln, u. IV Hülftafeln. 1802. gr. 8. (5 Fl. 10 Stüb. holl.)*

Dieses wichtige Werk rührt von einem Manne her, der nicht nur als Physiker und Mathematiker längst vortheilhaft bekannt ist, sondern der auch als Mitglied derjenigen merkwürdigen Versammlung von französischen, dänischen, batavischen, spanischen, piemontesischen, römischen, ligurischen, cisalpinischen, toscanischen und helvetischen Gelehrten, welche, auf Einladung der französischen Regierung, vom 28 Nov. 1798 bis zur Mitte des Julius 1799 in Paris sich über die beste Art berathschlugte, Einheit der Maasse und Gewichte einzuführen, eine ausgezeichnete Rolle spielte. Er war es auch, dem die physische und mathematische Classe des französischen Nationalinstituts auftrug, dem Publicum einen kurzen Bericht über die Arbeiten der gedachten Versammlung vorzulegen; ein Bericht, den das französische gesetzgebende Corps bekannt machen ließ, und der hernach in dem *Journal de Physique* wieder abgedruckt wurde. Den ersten Stoff zu dem gegenwärtigen Werke gaben eine Anzahl Vorlesungen, die der Vf. in den Jahren 1794, 1795 und 1796 in der bekannten Amsterdamer Gesellschaft *Felix Meritis* gehalten hatte, die er aber nicht eher bekannt machen wollte, als bis er ihren Gegenstand noch sorgfältiger und vielseitiger bearbeitet hätte; wozu ihm in der Folge der Auftrag der batavischen Regierung, jenem gelehrten Congresse in Paris, nebst dem kundigen Mathematiker *Aeneas*, beyzuwohnen, die erwünschteste Gelegenheit darbot. Die Art der Bearbeitung wird aus der folgenden Anzeige erhellen.

*Einleitung.* Die Frage: *Was muß geschehen, wenn Maasse und Gewichte vervollkommenet werden sollen?* zerfällt eigentlich in folgende Fragen: „Welches sind die Erfodernisse vollkommener Maasse und Gewichte? Was gehört dazu, wenn man diesen Erfodernissen Genüge thun will? Wie weit kann man es in diesem Stücke bringen, und wie weit hat man es darü gebracht? Hat man die Vollkommenheit erreicht? wo nicht, wie nahe ist man ihr gekommen?“ Ein philosophisches, ein vollkommenes Maass muß folgende acht Erfodernisse besitzen: 1) Es muß  
A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

eine bestimmte, hialänglich bekannte Gröfse haben; diese muß der Maassstab seyn, wornach alle, im Handel und Wandel gebräuchliche Maasse mit der nöthigen Genauigkeit verfertigt werden. 2) Diese Gröfse muß, wenn sie einnal festgesetzt ist, unverändert und immer dieselbe bleiben. 3) Diese Gröfse muß nicht willkürlich angenommen seyn, nicht auf schwankende Gründe sich stützen, sondern sie muß aus der Natur selbst genommen seyn, und auf einen Maassstab, den die Natur selbst liefert, philosophisch sich gründen. 4) Diese, als Grundlage der Maasse festgesetzte, und, dem dritten Erfodernisse zufolge, aus der Natur genommene Gröfse muß, ihrem Wesen nach, unveränderlich, mithin unabhängig von allem verändernden, zerstörenden Einflusse der Zeit und der Menschen seyn. 5) Diese Grundlage der Maasse muß auch so beschaffen seyn, daß ihre Gröfse jederzeit, wenn auch alle, darnach verfertigte Maassstäbe verloren gingen, wiedergefunden und hergestellt werden könnte, wofern sich nur die Erinnerung an das, worin sie bestand, erhalten hätte. 6) Da man im Handel und Wandel für jede Art von Dingen, die gemessen oder gewogen (gewogen, d. i. ihrem materiellen Inhalte nach gemessen) werden, Maasse von verschiedener Gröfse nöthig hat: so müssen die Unterabtheilungen der Maasse so eingerichtet seyn, daß sie alle aus der angenommenen Einheit, oder aus der Grundlage des Maasses, auf eine einfache, ungezwungene Weise folgen, und von jedem Menschen leicht behandelt und berechnet werden können. 7) Maasse dienen im Handel und Wandel dazu, verschiedene Sachen zu bestimmen, nämlich a) die Länge; b) die Oberflächen, oder den Inhalt nach Vierecken; c) den Raum, den die Körper einnehmen, z. B. Würfelschuhe; d) die Menge der, in einem Körper enthaltenen Materie (Gewichte); e) den Werth der Dinge (das Geld); und endlich, wenn man will, die Dauer oder die Zeit. Alle diese verschiedenen Maasse müssen, wenn sie ein vollkommenes und philosophisches System ausmachen sollen, in einem natürlichen, engen und bestimmten Zusammenhange mit einander stehen. 8) Endlich muß die Grundlage der Maasse, oder ihres ganzen Systems, und der Zusammenhang zwischen den verschiedenen Arten von Maassen, von der Beschaffenheit seyn, daß alle Völker gleich viel Interesse dabey haben, sie anzunehmen, und sich ihrer zu bedienen, und keine Nation einen Grund finde, sie zu verwerfen. Durch die Auseinandersetzung dieser Materien, sagt der Vf., sey zwar der Umfang der Abhandlung gröfser, sie selbst aber auch um so viel vollständiger geworden, als  
Bbbb wenn

wenn er sich blofs auf die Darlegung des Systems der neuen französischen Maasse und Gewichte eingeschränkt hätte.

Der Inhalt der *Abschnitte*, woraus das Werk besteht, zeigt, wie Hr. v. Sw. den so eben angegebenen Plan verfolgt hat. *I. Abschn.* Ueber das erste Erfodernifs vollkommener Maasse und Gewichte, die genaue Bestimmung eines Maassstabes. *II. Abschn.* Ueber das zweyte Erfodernifs vollkommener Maasse und Gewichte, die Unveränderlichkeit des Maassstabes. *III. Abschn.* Ueber die Nothwendigkeit, den Maassstab der Maasse aus der Natur zu nehmen. *IV. Abschn.* Ueber die Länge des einfachen Pendels, betrachtet als Maassstab des Längenmaasses. *V. Abschn.* Ueber den Meridian des Erdbodens, betrachtet als Grundlage des Längenmaasses. *VI. Abschn.* Wie ein Bogen des Meridians mit der gehörigen Genauigkeit zu messen sey. *VII. Abschn.* Ueber die Gröfse des Umfanges des Erdbodens. *VIII. Abschn.* Ueber denjenigen Theil des Meridians, welcher als Maassstab der Längenmaasse gebraucht werden muß; und über die Länge des Mètre. *IX. Abschn.* Ueber die Wahl zwischen der Länge des Pendels und des Mètre, als natürlichen Einheiten der Längenmaasse. Einwürfe beantwortet. *X. Abschn.* Ueber das vierte und fünfte Erfodernifs vollkommener Maasse: das die, zur Grundlage dienende Gröfse unveränderlich seyn, und, wenn sie verloren gegangen, aufs Neue müsse bestimmt werden können; und über die, bey der Verrfertigung der Maassstäbe anzuwendende Sorgfalt. *XI. Abschn.* Ueber die Unterabtheilungen der Maasse. *XII. Abschn.* Ueber die besondern Arten von Maassen, und über die Längenmaasse insbesondere. *XIII. Abschn.* Ueber die Maasse der Oberflächen, und über die Maasse der Länder. *XIV. Abschn.* Ueber die Gewichte. *XV. Abschn.* (Deel II) Ueber die Maasse fester Körper, und über die Inhaltsmaasse. *XVI. Abschn.* Ueber die Münzsorten. (Besonders ausführlich über die holländischen Gold- und Silbermünzen.) *XVII. Abschn.* Ueber die Zeit. Resultat: Den Tag, statt 12 Stunden, in 10 eintheilen zu wollen, kann nur für Berechnungen der Sternkundigen und Seefahrer, aber nicht für das gemeine Leben, von Nutzen seyn. *XVIII. Abschn.* Ueber das achte und letzte Erfodernifs vollkommener Maasse und Gewichte: das ihr System allen Völkern auf gleiche Weise sich empfehle.

*Anhang.* Genaue Untersuchung einiger, in Holland gebräuchlichen Maasse; nebst einer nähern Beleuchtung der Namen, die man den neuen Maassen gegeben hat. Die gedachten holländischen Maasse sind: das rheinländische Fußmaass; der amsterdamer Schuh; die haagsche Elle; die, in Amsterdam gebräuchlichen Ellen; die, in Delft gebräuchlichen Ellen; das Troygewicht; das haagsche Gewicht; und das Gewicht in Delft. Bey der Beleuchtung der neuen Namen ist auch auf die neueste französische Verordnung, vom 13. Brumaire IX (4 Nov. 1800), worin die allgemeine Einführung des Decimalsystems der Maasse und Gewichte auf den 1. Vendemiaire X

(23 Sept. 1801) festgesetzt wurde, Rücksicht genommen. Dafs auch die batavische Regierung am 8 Junius 1802 die Einführung jenes Decimalsystems in gesetzlicher Form verordnet hat, konnte der Vf. als er dieses schrieb, noch nicht wissen. — *Zusätze.* Erklärung der (XLVIII) *Vergleichungstafeln* der Maasse und Gewichte. Wie nützlich diese, mühsam gearbeiteten, und sorgfältig erklärten *Vergleichungstafeln* seyn müssen, kann man sich leicht vorstellen. Sie erstrecken sich auf alle gewöhnliche Maasse und Gewichte, und die alten Maasse und Gewichte der bekanntesten Länder sind mit den neuen französischen verglichen. Wie natürlich, ist das Medicinalgewicht auch nicht vergessen: Die (IV) *Hülftafeln* betreffen 1) das Längenmaass nach Ruthen und Schuhen, in gemeinen Zollen; 2) dasselbe in Quadratzollen; 3) dasselbe in Würfelzollen; und 4) das Medicinalgewicht.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Lehrbuch der mathematischen Wissenschaften*, theils für den öffentlichen, theils für den Privatgebrauch in denselben, besonders auf Gelehrten- und Bürgerschulen eingerichtet; dann aber auch zur eignen Belehrung zu gebrauchen. *Erster Band*, welcher die *reine Arithmetik und Geometrie*, besonders für den öffentlichen Unterricht auf den benannten Schulen, enthält, von Joh. Gottl. Schmidt, d. W. M. und Mathem. zu Pforta. 1803. 381 S. 8. mit 8 Kupfertafeln. 1 Rthlr. 16 gr.)

Der weitläufige Titel bestimmt das Buch, wie man sieht, hauptsächlich für öffentliche Schulen, und sodann auch zum Privatunterricht und zur eigenen Belehrung. Ungeachtet wir nun dergleichen Bücher im Ueberflusse haben: so kann man doch die Rechtfertigung gelten lassen, das der Lehrer einer öffentlichen Anstalt, gerade für seinen Zweck, für seine Lehrart, für seine Schüler auch am besten sein eigenes Buch zum Grunde legen könne; um so mehr dann, wenn ihr Verfasser nicht blofs andere abgeschrieben oder ausgezogen, sondern die Materien selbst durchdacht und selbst geordnet hat. Diefs müssen wir nun dem Vf. des vorliegenden Buchs allerdings einräumen. Die Sätze sind fälschlich vorgetragen, und der Vf. zeigt sich allenthalben als selbstdenkender Mathematiker, der seinem Fache gewachsen ist. Nur will uns die *Ordnung* der Materien nicht recht gefallen; nicht etwa, als ob wir dem Vf. vorwerfen wollten, unordentlich geschrieben zu haben; vielmehr ist uns das Absichtliche und Ueberdachte in der gewählten Anordnung nicht entgangen; aber — es mag Angewöhnung an den Euklidischen Gang seyn, die Anordnung kam uns nicht durchaus methodisch und zweckmäfsig vor; z. B. die Aufgabe von Halbierung des Winkels nach dem Lehrsatz von der Summe der Winkel im Dreyecke folgen zu lassen u. dgl. Ueberdies glauben wir, in einem Buche, woraus sich der Anfänger belehren soll, müsse nicht blofs Ordnung wirklich da seyn, sondern auch so viel möglich in die

die Augen fallen. Diefs letztere hätte durch Abschnitte sowohl in der Arithmetik als Geometrie bewirkt werden sollen. Hier geht aber der Vortrag in einem fort, ohne dem Schüler Ruhepunkte und systematische Uebersicht zu gewähren. Auch hätten wir mehr Kürze gewünscht. Die Erklärung der wörtlichen und schriftlichen Zahlenbezeichnung nimmt zehn Seiten, die Division sechzehn Seiten ein. Wie gedehnt ist der Vortrag bey der Aufgabe: auf eine gerade Linie eine andere senkrecht zu ziehen; ferner bey der Lehre von den Parallellinien, bey dem Beweise der Aehnlichkeit der Durchschnitte einer Pyramide u. s. w. — Und nun noch einige andere Bemerkungen. S. 96 scheint uns die Angabe der Merkmale, woran man erkennen kann, ob eine Zahl durch 7 aufgehe, ziemlich überflüssig. Für die übrigen einfachen Ziffern auch etwa für 11 und 12 sind dergleichen Merkmale brauchbarer. — S. 153 ist der Beweis für Ausziehung der Quadratwurzel, und eben so S. 173 der für die Cubikwurzel übergangen. — S. 190 heist es: „die Zahl, welche anzeigt, wie viel mal ein nachfolgendes Glied in seinem vorhergehenden enthalten ist, heist der Exponent des Verhältnisses.“ Diefs ist gerade das Umgekehrte von der gewöhnlichen Bedeutung. Dafs es kein Druckfehler sey, lehrt die Folge. — Von Progressionen und Logarithmen ist gar nichts beygebracht. — Dafs der Vf. vor der Lehre von den Parallellinien, Sätze von der Lage der Linien mehr als gewöhnlich auseinander setzt, ist sehr zu billigen; die *geometria situs* verdient mehr Erörterung, als ihr in den Lehrbüchern meistens zu Theil wird. Auch der Vortrag von Entstehung der Prismen u. s. w. ist beyfallswerth. — So wenig übrigens Rec. ein strenger Purist ist: so würde er doch *Vertex*, *opponit*, *Diameter*, *Centrum*, *Chorde* u. a. mit deutschen Wörtern vertauscht haben.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Supprian: *Saadi's, des weisen Persers, Königsspiegel*. Herausgegeben von J. G. Grohmann, Prof. zu Leipzig. Mit dem Bildniß des Saadi. 1802. XX u. 172 S. 8. (18 gr.)

Nach Herbelot war dieser persische Dichter zu Schiras im Jahr 571 der Hegira (1193 unserer Zeitrechnung) geboren, soll ein Alter von 120 Jahren erreicht haben und im Jahr 691 der H. (1313 u. ZR.) gestorben seyn. Er ist den Europäern durch drey Werke bekannt worden, *Gulistan* oder der *Rosengarten*, *Bostan*, der *Obstgarten*, und *Molamaat*, die *Strahlen*. Von den beiden erstern hat der Baron Rewiczki von *Rewisnie* Auszüge geliefert. *Bostan* und *Molamaat* sind durchaus metrisch, *Gulistan* prosaisch mit untermischten Versen. Eine vollständige Uebersetzung mit dem persischen Original zur Seite, liefs Georg Gentius vom *Gulistan*, im Jahr 1651 zu Amsterdamm bey Joh. Blaeu in Fol. unter dem Titel *Rosarium politicum* drucken, und im Jahr 1687 erschien eine Ausgabe derselben mit Kupfern in 12. Hr. G. hat keine

Zeile von Nachricht beygefügt, woher er seine Uebersetzung genommen hat. Einige der hier gelieferten 48 Stücke befinden sich in der Folioausgabe des *Gentius* vom Rosengarten, die wir vor uns haben, wiewohl in veränderter Gestalt, die meisten sind aber anderswoher entlehnt, vielleicht aus den *Asiatic Miscellanies*. Jene stehen im ersten Buche des *Rosarii*, welches *de moribus regum* überschrieben ist und von *Gentius* gleich zu Anfange seiner Vorrede auch *Speculum regum et principum* genannt wird, woher vielleicht der Titel dieser Uebersetzung entstanden ist. Die deutsche durchaus prosaische Uebersetzung — das persische Original ist, wie gesagt, vermischt, prosaisch und metrisch — ist angenehm, leicht und fließend, und bestätigt das günstige Urtheil, welches der gelehrte Baron Rewiczki von diesem Dichter gefällt hat. Der Gang der kurzen Erzählungen, die diese Uebersetzung liefert, ist ganz einfach, der Ton und die Manier des Vortrags gefällig und sanft. Ihr Stoff ist eben nicht von Bedeutung; er besteht aus kleinen Geschichten, Anekdoten und eigenen Erfahrungen aus dem gesellschaftlichen Leben; aber die Art, wie der Dichter sich derselben zu moralischen Zwecken bedient, und die Wendungen, die er in dieser Rücksicht niannt, sind fein und sinnreich; Lehren der Weisheit und Klugheit anschaulich zu machen, ist der Hauptzweck dieser Erzählungen. Der Titel *Königsspiegel* ist aber dem Inhalte nicht ganz entsprechend; die Materie der Erzählungen ist nicht immer aus der Sphäre des Hof- und Regentenlebens und der höhern Staatsbedienungen, sondern auch aus dem kleineren Wirkungskreise der niedern Stände genommen, und viele Moralen und *Maximen* sind von allgemeinerem Interesse. Von den originellen Formen der Gedanken des Persers mag wohl, da eine Uebersetzung aus einer andern in unseren europäischen Sprachen vielleicht durch die dritte und vierte Hand, abstammt, vieles verwischt seyn. Wie verschieden ist schon der Ton und Ausdruck in nachstehenden zwey deutschen Uebersetzungen, von welchen die erste prosaische diesem Buche, die andere metrische *Herdern*, in der vierten Sammlung seiner *zerstreuten Blätter* (Gotha 1792), wo die meisten der dafelbst gesammelten Blumen morgenländischer Dichtkunst, aus *Saadi* genommen sind, angehört.

Grohmann.

### Die Höflinge.

*Nourshivan* der Gerechte war eines Tages auf der Jagd, und wollte ein von ihm erlegtes Wild genießen; aber es fehlte ihm an Salz. Er schickte in das nächste Dorf, *desen zu holen* (!), und verbot, es ohne Bezahlung zu nehmen.

„Was könnte daraus für ein Unglück entstehen“, sprach einer von den Höflingen, „wenn ein König ein Bißchen Salz nicht bezahlte?“

*Nourshivan* gab zur Antwort: „Wenn ein König in dem Garten eines seiner Unterthanen einen Apfel pflückt, so kommen des folgenden Tages die Höflinge, und hauen die Bäume ab.“

Her-

Herder.

Salz.

Nuschirvan, der Gerechte, speißt einmal  
auf seiner Jagd in freyem Felde. Salz  
gebrach ihm. Holet, sprach er, Salz,  
im nächsten Hause; doch bezahlt das Salz.  
Wie? sagten seine Diener, großer König,  
bekümmert dich die Kleinigkeit, das Salz?  
Aus solchen Kleinigkeiten, sprach Nuschirvan,  
ist aller Druck entstanden, der die Welt drückt.  
Alles Uebel der Welt ist aus dem kleinsten entsprossen;  
Klein war der Anfang stets jeder unedeln Gewalt.  
Brach der König nur einen Apfel vom Baume des Armen;  
Hioben die Knechte sofort, nieder zur Wurzel, den Baum.  
Eignete er fünf Eyer sich zu; sie nahmen der Hennen  
Hundert. Der Thäter entwich; aber die Sitte verblieb.

Genius übersetzt diese Erzählung so;

*Narrant historiae; juxta Nuschirvano in venatus campo, praedam a suis assatam fuisse: deficiente forte sale, servum in proximam villam miserunt, qui sal offerret: Mōmenti Nuschirvano, ut sal pretio emeret, ne malus mos inde natus, villam vastaret; inquit ministri: Ex re adeo parvi momenti, quid damni surgere potest? Nuschirvanus respondet: Iniquitatis initia in hoc orbe primum fuerunt exigua, quae a posteris paulatim aucta, in tantum adoleverunt.*

*Si Rex ex subditi horto unum pomum comederit;  
Servi ipsius arborem ipsam eruerint.  
Si Rex quinque ovorum iniquitatem licitam duxerit;  
Continuo milites ejus mille gallinas veru fixerint.  
Non restat iniquus iniqui temporis autor:  
Restat vero aeternum super illo dirissima execratio.*

Man sieht leicht, daß unter diesen drey Uebersetzern der zweyte den Genius des Persers am besten aufgefasset und wiedergegeben habe.

WEIMAR, im Industrie-Comptoir: *Novus Natur- und Kunstlexicon*, enthaltend die wichtigsten und gemeinnützigsten Gegenstände aus der Naturgeschichte, Naturlehre, Chemie und Technologie. Zum bequemen Gebrauch insonderheit auch für

Ungelehrte und für gebildete Frauenzimmer ausgearbeitet von G. H. C. Lippold, und herausgegeben von C. Ph. Funke. — *Erster Band*. 1801. 1203 S. (A — I) (4 Rthlr.) *Zweyter Band*. 891 S. (K — R) gr. 8. (3 Rthlr.)

Man hat naturhistorische, physicalische, chemische und Gärtner-Wörterbücher u. s. w., die alle für diese einzelnen Zweige ausschließlich berechnet sind, und dieselben ausführlich behandeln. Diefs Lexicon, welches Hr. Lippold, Prediger in Herdorf bey Wörlitz, nach dem Plane des bekannten Herausgebers ausgearbeitet hat, erstreckt sich über mehrere Theile der gemeinnützigen Natur- und Kunstwissenschaften. Rec. hat nicht nöthig, eine ausführliche Anzeige von diesem Werke zu liefern, da er die Ausarbeitung ganz den Versprechungen getreu findet, die in einer besondern Ankündigung und in der Vorrede gemacht worden sind. Es soll die Stelle des veralteten *Hübnerischen* Natur- Kunst- und Gewerbslexicons vertreten, und ist daher ein zweckmäßiges und bequemes neues Hilfsmittel zur Belehrung über die wichtigsten Gegenstände aus dem Gebiete der Natur und Kunst, und zwar für alle diejenigen, welche nicht aus den Quellen selbst schöpfen können. Dafs der Vf. mit Vorliebe die Gegenstände aus der Naturgeschichte bearbeitet, wird der Leser sogleich finden, und auch diefs, dafs er sogar diese Wissenschaft in der freyen Natur selbst studirt hat; daher es denn aber auch kommen mag, dafs dieser Theil des Wörterbuchs am ausführlichsten behandelt worden ist, so dafs vielleicht eine zweckmäßige Abkürzung mancher solcher Artikel einen dritten Band (denn mit dem zweyten ist das Werk, wie doch versprochen worden, nicht geschlossen, sondern läßt noch einen dritten erwarten) überflüssig gemacht hätte. Die Quellen, aus welchen der Vf. geschöpft hat, sind allezeit hinter dem Artikel angegeben; nur hätte der Vf. auch bey *Blochs* Naturgeschichte der Fische, wovon er nur die Abfschrift besessen, und also den Theil und die Seitenzahl nicht hat angeben können, wenigstens ein Exemplar leihen sollen, um diefs noch beyzufügen; da die genauere Angabe dieses Werkes eben so nöthig ist, als die der übrigen angeführten Schriften.

## KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESICHTE. Leipzig, in d. Schäfer. Buchh. *Observationum botanicarum fasciculus primus*. Scripsit Rom. Ad. Hedwig. Cum tabb. XI. pictis. 1802. 16 S. 4. (3 Rthlr.) Es ist nicht abzusehen, was Hn. H. bewogen haben mag, diese zwey Bogen Text und elf mittelmäßige oder schlechte Tafeln als eine einzelne Schrift heraus zu geben, da, was wichtig scheinen könnte, sich süglich auf zwey Tafeln darstellen, auf einem halben Bogen beschreiben, und irgend einer botanischen Zeitschrift einverleiben liefs. Gleich die erste Tafel, die *Fucus Tetrasphira ovata* darstellen soll, ist so sehr unter al-

ler Kritik, dafs man Hedwigs des Vaters Meisterwerke kennen muß, um den Abfschick desto empfindlicher zu fühlen. *Calyptra* und *Deckel*, sagt der Vf., habe er nie gesehen, und doch bildet er sie ab. Die Zähne des *Peristoms* könnten eher für eine Schweinsklau gelten. Dann folgt *Tremella lactea* im Texte *Tr. nivea*, nicht viel besser dargestellt. Der Vf. fand sie an den Halmen der Riedgräser unter Wasser. Die übrigen Kupfer enthalten Schwämme, worunter Rec. Taf. 5. *Pollinia fusca*, Taf. 8. und 9. mehrere *Octospora*, und Taf. 11. zwey *Lycopoda* auszeichnet.



# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 8. Junius 1803.

## NATURGESCHICHTE.

LEIPZIG, im Industrie-Comtoir: *Die Rosen*, nach der Natur gezeichnet und colorirt, mit kurzen botanischen Bestimmungen begleitet von Dr. Rössig. Erstes und zweytes Heft. Taf. I—X. gr. 4. (4 Rthlr. 12 gr.)

**E**in deutsches Prachtwerk, welches der Verlags- handlung alle Ehre macht. Die Künstler haben im Ganzen genommen die Natur erreicht, auch Hr. Rössig, der die botanische Bestimmung zu besorgen hatte, ist wegen seiner sorgfältigen Bearbeitung zu rühmen. Doch möchten gerade in botanischer Rücksicht noch am ehesten Blößen entdeckt werden. In der voran geschickten Terminologie findet Rec. einige auffallende Fehler: z. B. verwechselt Hr. R. *wollig* und *sitzig*: er unterscheidet *oval* von *elliptisch*, welches doch einerley ist. Von *eyförmig (ovatum)* giebt er keine genügende Erklärung, die er in *Willdenow's* Anfangsgründen besser hätte finden können. Was die Kupfer selbst betrifft: so ist Nr. I. die *Centifolie* zwar recht gut gearbeitet, und besonders sticht das glänzende Grün der Blätter, gegen das matte Grün der *Monatsrose* Nr. VIII. sehr gut ab. Allein, um die Unterschiede dieser beiden leicht zu verwechselnden Arten noch mehr ins Licht zu setzen, hätte doch die untere Fläche der Blätter genauer gezeichnet werden müssen, damit man die Härchen auf den Nerven der Centifolien-Blätter und die Zotten-Haare auf der Unterfläche der Blätter der Monatsrose hätte sehen können. Die letztere (Nr. VIII.) ist überhaupt sehr flüchtig gezeichnet: die Blattstiele, Blütenstiele, Kelche und Fruchtknoten sind ganz glatt, da alle diese Theile wenigstens mit gestielten Drüsen und die Blattstiele oft mit weichen Stacheln besetzt sind, welche bey der Centifolie gewöhnlich an den Blattstielen vermischt werden. Bey Hr. R.'s Beschreibung dieser beiden Arten bemerken wir, dafs die Blätter der Centifolie nicht *eyförmig (ovata)* sondern *rundlich, oval*, sind. Richtig ist es, wenn er dem Blattstiele Stacheln giebt, die aber die Zeichnung nicht ausdrückt, und auf die Unterscheidungskennzeichen von der Centifolie macht er auch nicht aufmerksam, nur dafs er der Monatsrose schmalere Blätter giebt, als der Centifolie. Nr. II. *Die gelbe Rose (Rosa lutea, hier cerea* genannt.) An der Zeichnung ist auszusetzen, dafs die rothen Punkte, die die Drüsen der Kelchblätter vorstellen sollen, auch über den Fruchtknoten, ja sogar über den Blumenstiel weggehen, welche letztere Theile doch vollkommen glatt sind. Ferner sind die Blattstiele ganz glatt gezeichnet.

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

net, da sie doch hier und da einen feinen Stachel haben. Die Unterfläche der Blätter, die gewöhnlich mit Drüsen besetzt ist, ist gar nicht angegeben. Die doppelt gefägten Ränder der Blätter fehlen; sie sind hier nur einfach gefägt; die Form der Blätter selbst ist zu schmal; sie sind eigentlich *rundlich eyförmig*. Die Beschreibung ist zu kurz, und besonders fehlt die Angabe des Wanzen-Geruchs der Blume, wodurch sich diese Art, mit ihrer Abart, der Samtrose, so sehr auszeichnet. Nr. III. *Die Mayrose (Rosa cinnamomea hier maialis)*. Die Zeichnung ist, im Ganzen genommen, richtig. Nur hätten die feinen Haare und kurzen Stacheln des Hauptblattstiels ausgedrückt werden müssen. Die Beschreibung ist untadelhaft: nur bemerkt Hr. R. dafs das Vaterland dieser Rose unbekannt sey, da sie doch in Deutschland wild wächst. Nr. IV. *Die Burgunder-Rose*. Der systematische Name *R. parvifolia Ehrh.* hätte doch angegeben werden müssen. *Guillemeau* hält sie fälschlich für die *R. pumila*, welche letztere sich doch durch borstige Fruchtknoten sehr wesentlich unterscheidet. Die vorliegende Zeichnung ist unstreitig eine der mittelmäßigsten, und stellt keine der wesentlichen Bestimmungen dar, weder die drüsigen Blumenstiele, noch die feinen Stacheln an den Blattstielen und den Aesten, noch die Zottenhaare auf der Unterfläche der Blätter, noch die runzliche Beschaffenheit der letztern, worauf auch Hr. R. in der Beschreibung nicht einmal Rücksicht nimmt. Dagegen führt er, gegen alle Gesetze der Wissenschaft, die Carminfarbe der Blume als wesentliches Kennzeichen an. Nr. V. *Die Samtrose*, hier die Feuerfarbene genannt. (*Rosa lutea β. bicolor.*) Die Zeichnung ist, bis auf die Blätter, die verfehlt sind, richtig; besonders ist der Ueberzug der Kelchblätter richtig begränzt und besser dargestellt, wie bey Nr. II. In der Beschreibung fehlt ebenfalls die Angabe des Wanzen-Geruchs der Blumen. Nr. VI. *Die Moosrose*. Die Zeichnung der klebrigen gestielten Drüsen, deren Stiele vielfach getheilt sind, ist nicht sorgfältig genug. Auf dem einen Blatt ist auch der Rost (*Accidium rosarum*) illuminirt, welches wohl hätte wegbleiben können. Dafs die Moosrose, wie Hr. R. sagt, auf den Alpen einheimisch ist, hätte erwiesen werden müssen. Rec. weifs vom dem Vaterlande dieser Art nichts, und glaubt, dafs sie erst durch die Cultur entstanden ist. Nr. VII. *Die glänzende Rose (R. lucida)* Hr. R. sagt: Einige nennen sie *R. pimpinellifolia*. Allein die letztere hat glatte Fruchtknoten, welche bey dieser Art borstig sind; auch sind die Blätter hier viel schmäler und lanzetförmig, bey der *R. pimpinellifolia* aber zugerundet. An der Zeichnung ist nichts auszusetzen: auch

Cccc

auch die Farben sind gut aufgetragen. Das Vaterland, sagt Hr. R., sey ungewiss: es ist aber Pensylvanien und Kanada. Nr. IX. *Rosa spinosissima*, heisst hier *R. pimpinellifolia*. Diese Verwechslung fällt sogleich durch den ersten Anblick der Zeichnung auf. *Rosa pimpinellifolia* nämlich hat blafsrothe Blumen, die hier weifs sind, und bey weitem nicht so häufig gedrängte ungleiche Stacheln am Stamin und den Aesten, wie die *R. spinosissima*. In der Beschreibung kommen mehrere Fehler vor: Hr. R. sagt: die Blätter seyn *subrotunda*; in der Zeichnung aber sind sie ganz richtig eyförmig und etwas lanzetförmig. Er sagt, die Blumenstiele seyn glatt: sie sind aber borstig. Nr. X. *Rosa rubiginosa*, die *Weinrose*, heisst hier *R. Eglanteria rubra*. Die Zeichnung ist gut: nur dass die Blattstiele keine Stacheln haben, und dass der Unterfläche der Blätter die klebrigen Drüsen fehlen. Die Beschreibung ist gut, aus *Willdenows* Bauinzucht entlehnt.

NÜRNBERG, in d. Raspiſchen Buchh.: *Allgemeines botanisches Repertorium*, zum gemeinnützigen Gebrauch für jeden Kenner und Liebhaber dieser interessanten Wissenschaft, von *Friedr. Ludw. Langstedt*, der Weltweish. Doctor und Privatlehrer zu Göttingen. *Erster Band. A—F. 1801. 768 S. 8. (2 Rthlr.)*

Eine möglichst-vollständige Sammlung der Synonymieen, genaue Angabe der Etymologie der Kunstausdrücke und Pflanzen-Namen, kurze Anführung der besten Beschreibung und Abbildung der Pflanzen, nebst der Auseinandersetzung des medicinischen, ökonomischen und technischen Gebrauchs; das war es, was Rec. in diesem Werke vermuthete, und vermöge dieser vorgefassten Idee glaubte er ein nützliches Buch zu bekommen. Aber dafür hat Hr. L. ein elendes, geistloses Machwerk, ohne Sachkenntnis und ohne Beurtheilung zusammen geschrieben, und fast allein aus *Nemnichs* Lexikon, aus *Beckmanns* und einigen andern Arbeiten alles zusammen gerafft, was ihm eben in den Wurf kam. Der Liebhaber der Botanik wird dieses Buch nicht brauchbarer finden, als der Kenner; denn kein einziger Artikel ist mit Verstand ausgearbeitet. Nirgends sind die Synonymieen beygebracht, selten das Vaterland angegeben, überall kommen grobe Verstöße gegen Botanik und Sprachkenntnis vor. Rec. hebt bloß wenige Artikel aus, wie sie ihm eben auffossen. *Aconitum Lycocotenum* soll blau blühen. Wer weifs nicht, dass es gelbe Blumen hat? *Adiantum lunulatum* soll in Nordamerika so häufig wachsen, dass die Kaufleute ihre Waaren damit einpacken. Dieses Farrenkraut wächst aber in Bengalen, wo es auch nur selten vorkommt. Von *Aeschynomene* werden exotische Benennungen angeführt, ohne zu sagen, in welcher Sprache. *Ambelonia auda* Aubl. unter diesem Namen angeführt, ohne zu sagen, dass sie jetzt *Willughbeya* heisst. *Anastomoses* sollen Pflanzen seyn, die mit ihren Spitzen zusammen laufen. (Wie unverständig!) Es ist von den Gefäßbündeln oder Rippen der Blätter die Rede. *An-*

*cistrum* soll Widerhaken am Kelche haben; sie sitzen aber an Saamen. *Anthericum calyculatum* wird allein unter diesem Namen aufgeführt, da es doch jetzt *Helonia borealis*, sonst auch *Tofieldia*, *Scheuchzeria*, *Heriteria* und *Phalangium* genannt wurde. Bey *Caryophyllus aromaticus* fehlt auch der systematische Name *Eugenia caryophyllata*. Bey *Cauda* sind alle gleichbedeutende Wörter aus *Nemnich* abgeschrieben, aber mit keiner Sylbe erklärt, was man in der Botanik darunter versteht. Bey *Croton lacciferum* heisst es: nach Einigen soll der Baum selbst das Gummi-Lack ausschwitzen, nach andern sind es die Excremente der rothen Ameisen, und dabey wird der Artikel *Coccus* citirt, der gar nicht in diesem Buche vorkommt. Man sieht, der Vf. schrieb gedankenlos diesen Artikel aus irgend einem andern Wörterbuch aus, ohne sich um *Kerr's* (*Philos. transact. T. 1781.*) und *Sprengel's* (*antiqu. botan. p. 86. sq.*) Untersuchungen über die *Lacca* zu bekümmern. Bey *Conmarouina odorata* Aublet. erfährt man nichts davon, dass dieser Baum die bekannten Tonca-Bohnen trägt, und dass es *Dipteryx odorata* Schreb. ist. Bey *Datiscacannabina* steht kein Wort von ihren medicinischen Kräften. Unter *Evea guianensis* wird von der *Ivea* gesprochen, ohne zu bemerken, dass dieser Baum vorzüglich das Federharz liefert. *Epistomium* übersetzt der Vf. durch den Deckel auf den Antheren der Moose. Er weifs also nicht, dass, was Linné bey den Moosen Antheren nannte, die Fruchtkapsel ist. Doch Rec. wird müde, Beweise von der Unwissenheit des Verfassers und von der Unbrauchbarkeit dieses Werkes zu geben.

LEIPZIG, in d. von Kleefeld. Buchh.: *Oekonomisch-botanische Beschreibung der verschiedenen und vorzüglichen Arten, Ab- und Spielarten der Rosen*, zu näherer Berichtigung derselben, für Liebhaber von Lustanlagen und Gärten, von D. C. G. Rössig, Prof. in Leipzig. *Zweiter Theil. Nebst Nachträgen zu dem ersten Theile. 1803. 246 S. 8. (18 gr.)*

Die genaue Bestimmung der Rosen hat so große und zum Theil noch größere Schwierigkeiten als die Auseinandersetzung derer Gattungen, wovon mehrere Arten cultivirt werden. „*Cultura, tot varietatum mater, optima quoque varietatum examinatrix est*“ sagt Linné; aber er setzt auch gleich hinzu: „*Varietates diversas sub sua specie colligere, non minoris est, quam species sub suo genere collocare.*“ Das Verdienst einer solchen Unterordnung der durch Cultur entstandenen Spielarten unter die wesentlich verschiedenen Arten ist um so größer, je auffällender dem ungeübten Auge die Abweichungen der Formen (besonders bey den Rosen) erscheinen. Aber von der Größe eines solchen Verdienstes scheint der Vf. dieser *Rhodologie* keine Begriffe zu haben. Nicht allein fehlte er darin, dass er die Bearbeitung dieser Monographie anfang, ehe er das ganze Feld übersah, welches er durchzumustern sich vornahm; daher unaufhörliche Nachträge und Nach-

Nachträge zu Nachträgen nothwendig werden; sondern er stellt auch ohne alle Ordnung eine Varietät nach der andern hin, uneingedenk des Linné'schen Ausspruches: „*Varietates levissimas non curat botanicus.*“ Rec. muß frey bekennen, daß durch diese Monographie noch mehr Verwirrung in die Rosen-Historie gebracht zu werden scheint, als vorher darin herrschte. Beweise von dieser Behauptung braucht man gar nicht ängstlich zu suchen. Die Rose von Meaux, die Burgunder und Champagner Rose werden an verschiedenen Orten aufgeführt; da sie doch alle zur *Rosa parvifolia Ehrh.* gehören. Ganz richtig ist die Idee des Vfs., durch genauere Unterscheidung der Formen des Fruchtknotens die Arten und Abarthen der Rosen selbst sorgfältiger zu bestimmen. Aber Rec. sieht aus dem Detail selbst, daß es dem Vf. an deutlichen Begriffen hierüber fehlt. Ohne irgend ein erläuterndes Beyspiel anzuführen, unterscheidet er den ovalen von dem eiförmigen, diesen von dem halbkugelichten Fruchtknoten, und nun noch die Riebel- (Rüben-) Form von der Birn- und Kugelform. Wie die Unterabtheilung, der eingeschnittenen und uneingeschnittenen Blumendecke zu verstehen und anzuwenden sey, sieht Rec. nicht wohl ein. In der Literatur der Rosen können auch die Schriften über die Rose von Jericho vor, welches bekanntlich ein Sommergewächs. „*Anastatica hierochuntiva*, ist. Zum Ueberdruß des Lesers werden eine Menge Floren angeführt, worin kaum die Rede von genauerer Bestimmung der Rosen ist. Auch steht hier eine „*Flora Pannoniae a Comite Wallensteinio edita.*“ Wahrscheinlich sind die *Waldstein-Kraibitz'schen* Beschreibungen und Abbildungen hungarischer Pflanzen gemeint. Rosen-Archäologie. Von den Feinden der Rosen, besonders von den Insekten, die hier nach systematischer Ordnung angegeben sind, und endlich die Ordnung der von Lawrence gelieferten Rosen-Gemälde.

LEIPZIG, b. Supprian: *Handbuch der Pflanzenkenntnis*, für Oekonomen, Gartenliebhaber, Forstleute, Manufakturisten und Apotheker, zur leichtern und vortheilhaftern Betreibung ihrer verschiedenen Geschäfte; von F. C. Berger. 1801. 446 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Dem Vf. fehlt es an allen erforderlichen Kenntnissen und Talenten, um ein guter populärer Schriftsteller über die Botanik zu seyn. Die erste Forderung, welche man an jeden machen kann, der es unternimmt, eine Wissenschaft gemeinverständlich vorzutragen, muß doch wohl die seyn, daß er die Wissenschaft selbst kenne und daß er beträchtliche Fortschritte in derselben gemacht habe; aber auch diese erste Forderung bleibt bey dem Verfasser unbefriedigt. Gedankenlos hat er das Meiste aus verlegenen Büchern oder aus Collegien-Heften zusammen gestoppelt, und dies unverdaute Zeug in der gemeinsten Sprache vorgetragen. Zuerst handelt er von den Bestandtheilen der Pflanzen. Da erfahren wir, daß das vegetabilische Laugensalz aus Kalkerde, Phlogiston und Feuermaterie,

das mineralische Laugensalz aus Bittererde, Phlogiston und Feuermaterie; daß das ätherische Oel, mit Brennbarem stark beladen, den Zucker bilde; daß in hundert Pfunden grünen frischen Pflanzers sich ungefähr 12 bis 13 Pfund fettes ausgepresstes Oel befinden; daß eben dieses fette Oel mit Säuren und Erde verbunden, Gummi bilde, Harze liefere theils die Natur, theils die Kunst. Die Wege der Natur seyn: a) die Gährung; b) die Extraction mit Oel oder Weingeist; c) heftiges Kochen mit Wasser; d) das Aufsieden des frisch ausgepressten Saftes. Das sind nur einige Proben der phytochemischen Kenntnisse des Vfs. Rec. versichert, daß jede Periode von solchen Schnitzern Beweise liefert. Nun folgt eine Art von Terminologie, aber so erbärmlich, daß man nicht weiß, ob man der Thorheit des Vfs., in einem ihm ganz fremden Fache Schriftsteller seyn zu wollen, lachen oder ihn bemitleiden soll. „Ranken, *cirrhii*, sind schnurförmige Bänder zur Haltung schwacher Gewächse an fremden Körpern.“ — „Die Blätter sind, wie Wurzel und Stamm, aus Oberhaut, Rinde, holziger Substanz und Mark zusammen gesetzt. Das Mark liegt zwischen einem holzigen Netze, das auf beiden Seiten mit einer rindenähnlichen Haut, dem *Cutikel*, überzogen ist, die aus einem saubern Netze von Gefäßen und feinen Drüsen besteht, und von dem sehr zarten Oberhäutchen, das zu äußerst die Blätter überzieht, verschieden ist.“ Den Zweck des Honigsalts in den Blüten kennt der Vf. nicht. Die „flügelartigen, haarichten Ansätze“ der Samen nennt der Vf. *cornula*: dies Wort ist Rec. nie vorgekommen.

Hierauf handelt der Vf. von den zum Nutzen des Menschen und der Thiere anzuwendenden Gewächsen, namentlich von Getraide-Arten, Küchen-Gewächsen, Futterkräutern, Manufactur- Arzneypflanzen, Garten-Blumen, Obstbäumen, Forsthölzern und Gesträuchen, alles ohne Kenntniß, Ordnung und Verstand zusammen gerast. *Lathyrus odoratus*, *pratensis*, *sylvestris* und *latifolius* stehen unter den Getraide-Arten. Die ganze Anleiung zur Cultur gehörte gar nicht in ein Handbuch der Pflanzen-Kenntniß, aber der Vf. hat sie treulich aus ökonomischen Büchern abgeschrieben.

WIEN, b. Schalhacher: *Fern. Bern. Vietz — icones plantarum medico - oeconomico - technologicarum cum earum fructus ususque descriptione.* Vol. II. — Ferdin. Bern. Vietz, *Abbildungen aller medicinisch-ökonomisch-technologischen Gewächse, sammt der Beschreibung ihres Nutzens und Gebrauchs.* Zweyter Band. (Ohne Jahrzahl.) 64 S. 4. (20 Rthlr.)

Dieser Band enthält Taf. 111—222. doch fehlen drey Tafeln, nämlich 142, für *Juniperus lycia*, 171, für *Veratrum luteum* und 180, für *Pterocarpus santalinus* bestimmt. Der Vf. entschuldigt sich deswegen in einem beygelegten Blatte, daß er keine Abbildungen der genannten Gewächse habe aufreiben können; von *Juniperus lycia* hätte er sie indess aus *Labelii icon.* 221. entlehnen können. Im Ganzen kann man über die-

diese Kupfer kein günstiges Urtheil fällen. Sie sind größtentheils, und oft schlecht, copirt, grob gearbeitet, schlecht colorirt, und nicht wissenschaftlich, zur Unterscheidung der wesentlichen Merkmale, eingerichtet. Die Anordnung ist alphabetisch, und zwar nach den in den Officinen gebräuchlichen Namen, welches sehr unbequem ist. Die beygefügte lateinische und deutsche Beschreibung ist aus den gewöhnlichen Handbüchern zusammen getragen. Rec. will einige Tafeln näher durchgehen. Taf. 111. *Rumex acutus*, aus dem Blackwell, doch die Blüthen etwas vergrößert, sieben Antheren: nichts von dem gezähnten Rande der Kelchblätter. Taf. 114. a. *Laurus nobilis*. Die Blätter schlecht: die Nektarien an den Staubfäden grob und unrichtig. Taf. 120. *Glycyrrhiza glabra*. Der Gattungs-Charakter im Kelche fehlt völlig. Taf. 121. *Myristica officinalis*; aus *Usteri's* Magaz. St. 6. Taf. 136. *Cynomorium coccineum*, bey weitem nicht so gut, wie *Micheli's* Darstellung. Taf. 138. *Aconitum Napellus*, schlecht colorirt, ohne Unterscheidungs-Merkmale von *A. Cammarum*, *neomontanum* und *tauricum*. Taf. 166. *Rosa centifolia*: die Rippen der Blätter viel zu roth. Taf. 174. *Orchis Moria*: erbärmlich: die Zeichnung ist eine aus dem sechszehnten Jahrhundert. Taf. 209. *Astragalus Tragacantha*. Es ist nicht möglich zu errathen, was hier für eine Pflanze abgebildet ist; auf keinen Fall aber ist es der Traganth. Manche, aber nur wenige Abbildungen, sind besser: z. B. Taf. 203. *Tamarindus indica*. Taf. 221. *Magnolia glauca*; auch Taf. 160. *Anthemis Pyrethrum*.

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Hortus Herrenhusanus*, seu plantae rariores, quae in hortu regio Herrenhusano prope Hannoveram coluntur, auctore Jo. Christoph. Wendland. Fasc. 2—4. 1799—1801. tab. VII—XXIV. Fol. max. (7 Rthlr. 12 gr.)

Musterhafte Abbildungen und genaue Beschreibungen seltener exotischer Gewächse zeichnen auch diese Fortsetzung so sehr zu ihrem Vortheil aus, daß wir sie den besten neuern Kupferwerken an die Seite setzen

können. Ganz neue Arten sind: 1) *Pultenaea retorta* Taf. 9. 2) *Pelargonium alternans* Taf. 10. 3) *Achyronia villosa* Taf. 12. Die mit den Bourbonien verwandte, neue Gattung *Achyronia* hat der Vf. schon in seinen *observ. botan.* p. 40. beschrieben; so wie auch 4) *Billarderia canariensis* Taf. 15. 5) *Wendlandia populifolia* Willd. von dem Vf. in seinen *observ. bot.* p. 38. als *Androphylax scandens* aufgeführt. Die hier abgebildeten, schon bekannten Arten sind: 1) *Protea torta* Taf. 7. 2) *Protea mellifera* Taf. 13. 3) *Protea imbricata* Taf. 14. 4) *Protea pallens* Taf. 19. 5) *Protea conifera* Taf. 20. 6) *Pultenaea daphnoides* Taf. 17. 7) *Mimosa linearis* Taf. 18. (Der *Mimosa angustifolia* hort. Schönbrunn. tab. 301. sehr ähnlich.) 8) *Banksia dentata* Taf. 8. 9) *Hibiscus speciosus* Taf. 11. 10) *Solanum Vespertilio* Taf. 21. 11) *Asparagus retrofractus* Taf. 22. 12) *Rosa bracteata* Taf. 23. 13) *Hibiscus incanus* Taf. 24. Einzelne Unvollkommenheiten in der Zeichnung und Ausführung könnte man zwar hier und da finden, z. B. daß Taf. 19. die Blätter der *Protea pallens* mit ihrer bräunlichen Knorpelspitze nicht ganz richtig gezeichnet und illuminirt sind, daß Taf. 8. die Unterfläche der Blätter der *Banksia dentata* nicht weiß genug sind; aber diese Kleinigkeiten verringern den Werth der vortrefflichen Arbeit auf keine Weise.

### SCHÖNE KÜNSTE.

FREYBERG, im Verlage d. Craz. Buchh.: *Neues Zeichnen und Stickerbuch, mit sechszechen Kupfertafeln*, (eigentlich acht colorirte und eben dieselben wieder in bloßen Umriffen) *enthaltend nach der Natur ausgemalte Blumen und Früchte*, gezeichnet von Lück. Dritte Sammlung. 1801. gr. 4. (2 Rthlr. 16 gr.)

Die Umriffe sind zart; an den ausgemalten Blättern bemerkt man, so wie in den von uns zu seiner Zeit angezeigten frühern Heften oder Sammlungen dieses Werks, eine leichte geübte Hand und schöne helle Farben.

### KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. Leipzig, b. Langhof: *De Philosophiaestudio scholarum doctoribus perquam utili. Oratio solennis, quam pro munere docentis in Gymnasio Lubecensi rite impetrando iussu magnificorum scholae illustris praefectorum publice habuit Henricus Knackardt, Philos. Doct. Gymnas. Correct. Bibliothecae publ. Praef. 30 S. 8. (4 gr.)* Die Vortheile des Studiums der Philosophie sowohl überhaupt als einzelner Disciplinen für Schullehrer, in so fern es ihnen Mittel an die Hand giebt, den Charakter und die Fähigkeiten ihrer Lehrlinge kennen zu lernen, ihre moralische und religiöse Denkart zu bilden, ihre moralische Erkenntniß fest zu gründen, gegen die Zweifel-

sucht, den Unglauben und den Leichtsinns des Zeitalters zu befestigen, ihren Verstand auf mannigfaltige Weise zu üben; endlich auch in wie fern Lehrer bey Erklärung der Werke alter Dichter und Philosophen von philosophischen Kenntnissen unterstützt werden müssen, diese und mehrere Vortheile werden in dieser Antrittsrede nur kurz aber zweckmäßig geschildert. Ein acht philosophischer Geist, ein gebildeter Geschmack, und Sinn für das Praktische, zeichnen diese Rede auch ohne rednerische Begeisterung, welche der Stoff nicht zuließ, aus, und erwecken die günstigsten Erwartungen von dem glücklichen Erfolge seines Lehramtes.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 8. Junius 1803.

## ERDBESCHREIBUNG.

**BRAUNSCHWEIG.** in Comm. b. Culemann: *Geographisch-statistische Beschreibung der Fürstenthümer Wolfenbüttel und Blankenburg*, von G. Hassel u. K. Bege. *Erster Band*, welcher die Statistik der beiden Fürstenthümer und die Topographie des Wolfenbüttelschen Bezirks enthält. 1802. XXVII u. 532 S. 8. (1 Rthlr. 21 gr.)

Die vieljährigen Sammlungen des verstorbenen Hn. Consistorial-Raths Hassel in Wolfenbüttel aus beglaubten schriftlichen und mündlichen Nachrichten gaben den beiden Verfassern dieses unftreitig schätzbaren Werks, von denen der erste dessen Sohn ist, die Veranlassung, mit Zuziehung mehrerer handschriftlichen sowohl als gedruckter Nachrichten eine vollständige Topographie und Statistik der beiden Fürstenthümer, die uns bisher fehlte, zu schreiben. Sie theilten Beschreibungen der einzelnen Ortschaften den Superintendenten, und durch diese den Predigern mit, um nach ihrer planmäßigen Vorschrift durch sie die Lücken zu füllen, und das fehlerhafte verbessern zu lassen. Diese so berichtigte und ergänzte Arbeiten schickten sie abermals an verschiedene Obrigkeiten, und andre sachkundige Männer, und fanden fast überall Bereitwilligkeit und Beförderung ihres mühsamen Unternehmens. Dafs auf solche Art ein sehr vollständiges Werk geliefert werden konnte, wenn damit von den Vf. eine sorgfältige Prüfung und geschickte Zusammenstellung der Materialien überall beobachtet wurde, leidet keinen Zweifel. Rec. glaubt aber, dafs der vielen Unterstützung und des angewandten Fleisses ungeachtet, vieles ihrer Aufmerksamkeit entgangen, dafs überhaupt die letzte Feile nicht angewandt sey, und dafs besonders die lebhaftere Einbildungskraft des Vfs. der Einleitung und Statistik oft zu rasche Urtheile und Behauptungen, die eine große Einschränkung verdienen, veranlaßt habe. Gleichwohl hebt diese die große Brauchbarkeit dieses Buchs nicht auf, und man kann immer behaupten, dafs wir nur von wenig Ländern eine so vollständige Topographie und Statistik haben, wenn anders der zweyte Band diesem ersten an Reichthum der Materialien nicht nachsteht, welches man aber wohl nicht zu befürchten hat.

In diesem ersten Bande begreift der erste Theil die Statistik beider Fürstenthümer in drey Abschnitten, davon der erste unter dem Titel: „*Chorographisch-statistische Ansicht der beiden Fürstenthümer*“ aus sechs Unterabtheilungen besteht: Bestandtheile und Grän-

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

zen, Flächeninhalt, Lage und Boden, Klima, Gebirge und Waldungen, Gewässer. Der Flächen-Inhalt ist theils nach der grossen noch nicht bekannt gemachten, auch nicht graduirten Karte des verstorbenen Obristlieutenants Gerlach, deren Vollständigkeit man aus dem 1772 herausgegebenen Plan des Amts Calvörde schon erkennen kann, so, wie solche der Professor Leiste berechnet, theils nach den eigenen Angaben des sel. Gerlach, der solche aus den Rissen und einzelnen Berechnungen der Feldmesser nehmen konnte, und selbst bey der Landesvermessung angestellt war, bestimmt, nach Leiste nämlich  $70\frac{1}{2}$ , und nach Gerlach  $71$  Quadrat-Meilen oder  $1,581000$  Morgen. Davon rechnet er für das Fürstenthum Wolfenbüttel und das Amt Thedinghausen  $62\frac{1}{2}$  Qu. M., oder  $1,400000$  Morgen, und für das Fürstenthum Blankenburg und Stiftsamt Walkenried  $8\frac{1}{2}$  Qu. Meilen, oder  $181000$  Morgen. Die Länge einer Meile nimmt er zu  $23629$  Rheinfl. Fufs, den Morgen aber zu  $120$  Qu. Ruthen, die Wurzel oder Seite einer Quadrat-Ruthe  $16$  Braunschweigische Werkfufs, und das Verhältnifs eines solchen Werkfusses zum Pariser königl. Fufs, wie  $1265:1440$  an. Da er nun  $22041$  Braunschweigische Morgen auf eine Qu. Meile rechnet: so wären jene  $1400,000$  Morgen noch etwas über  $63$  Qu. Meilen und die  $181000$  Morgen etwas über  $8\frac{1}{2}$  Qu. Meilen, also der ganze Flächen-Inhalt  $71\frac{1}{5}$  Qu. Meilen. Allein die runden Zahlen von Morgen, darin alles angegeben ist, machen die ganze Gerlachische Angabe etwas verdächtig. Auch wird man in folgenden Angaben schon bemerken, dafs man es hiebey sogar genau nicht genommen hat. Es werden nämlich von diesen  $1,581000$  Morgen für das Acker- und Gartenland  $542000$ , für Wiesen, Weiden und Aecker  $446000$ , für Holzungen  $406000$ , (es sind nur, wie in der Folge bemerkt wird,  $495196$  Morgen) und für den Raum der Städte, Dörfer, Wege, Flüsse, Teiche, und unbarbarer Plätze  $97000$  Br. Morgen gerechnet, lauter runde Zahlen, die unmöglich genau seyn können.

Bey der Beschreibung des Bodens, nach seiner Lage, Gestalt und Beschaffenheit ist es auffallend, dafs der grosse zu  $18000$  Morgen angegebene Lehrerwald im Amte Kampen unter die Moore gerechnet wird, die reichhaltig an Torf sind. Es ist ein grosser Streitplatz für mehrere Dörfer, der hin und wieder nasse Gründe hat, welche Torf enthalten mögen. Auch das ist nicht eigentlich zu nehmen, dafs von hier an in einer Strecke zwischen Helmstädt und grossen Steinum bis in die alte Mark hinein auf den meisten Sandhügeln dieser Gegend ungeheure Granitblöcke oft in regelmässiger Ordnung aufgethürmt sind, Gro-

D d d d

180

fse granitartige Feldsteine findet man hier, wie anderwärts, und einige mögen wohl im Alterthum über Begräbnisplätze zusammengewälzt, und über einander gelegt seyn, wie diess wahrscheinlich bey den über einander gelegten grossen Steinen auf dem Corneliusberg vor Helmstädt der Fall ist. Für merkwürdige Naturspiele kann man diess wenigstens nicht halten.

Die Höhe des Brockens ist nach Rosenthal und Erleben angegeben. Woher aber kommt der höchst unrichtige Zusatz, daß die oberste Kuppe an 6000 rheinl. Fuß über die Meeresfläche erhoben sey? Der 2te Abschnitt handelt von Bevölkerung, Abstammung, Körperbau, Charakter etc., Sprache, Religion, Standes-Klassen. Die Zahl der Einwohner ist aus den Zahlungslisten von 1760, 1788, 1793 und 1799 genommen. In dem letzten Jahre betrug sie mit Inbegriff des Militärs und Kommunion-Harzes 200164 Menschen. Im Jahre 1793 war sie ohne das Militär und den Kommunion-Harz 191713, mit denselben aber 194545 Menschen. Im J. 1793 lebten in den Städten 54720 und auf dem Lande 136983 Menschen. Das ganze Land enthält überhaupt 12 Städte, 12 Flecken, 434 Dörfer und Weiler, 18 Stifter und Klöster, 38 Aemter, 7 fürstliche, 5 Kloster- und 49 Adliche Gerichte, und 25560 Feuerstellen, wovon 6814 in den Städten befindlich waren.

Die Charakteristik der Einwohner hätte füglich wegleiben können. Von der plattdeutschen Sprache wird gesagt, daß sie seit 1532 aus den Gerichten, aus den Kirchen aber seit der Mitte des 17ten Jahrhunderts, und aus den Städten erst seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts verdrängt worden sey. Das letzte möchten wir doch nicht behaupten.

Unter der Aufschrift Religion findet man eine kurze Geschichte der Reformation und des Kirchen-Regiments, der Consistorien, General- und Special-Superintendenturen, Kirchen, Pfarrer etc. In den 12 Städten sind 26. auf dem flachen Lande aber 373 Kirchen und Kapellen, und bey jenen 41, bey diesen aber 197 Prediger, ohne Adjuncten, Collaboratoren und Prädicanten. Ueber 100 Ortschaften haben keine Kirchen und Kapellen, und 79 keine Schulen. Das baare Kapital aller Kirchen im Fürstenthum Wolfenbüttel betrug im J. 1800, 210000 Rthlr. Die Einkünfte aller Pfarren schätzte man 130,000 und die der sämtlichen Schulen 36000 Rthlr.

Der 3te Abschnitt von den Producten, der Landwirthschaft, und Forst-Cultur, dem Bergbau, den Fabriken, Messen, Exporten und Importen, Handel, Maafs, Gewicht und Münzen giebt uns einen hohen Begriff von den Reichthümern des Landes, und dem Wohlstande seiner Einwohner.

Bey Aufzählung der Produkte aus allen drey Reichen der Natur, besonders des Getraides, des Holzes und der vorzüglichsten Mineralien sind auch die Gegenden angewiesen, wo sie vorzüglich gewonnen werden. Man wird mit dieser ganzen Darstellung zufrieden seyn; und wenn es ja auffallend seyn sollte, wenn er einmal sagt, der Bar und das Elend sey

schon seit Jahrtausenden aus den Wildnissen verjagt, der wolle doch bedenken, wie häufig man in ultioren Zeiten besonders bey Berechnung des Weltalters, Jahrtausende statt Jahrhunderte, ja wohl gar halbe Jahre, wie bey den Lava Schichten des Aetna, gebraucht findet. Von dem Flor der Landwirthschaft, und der Güte des Bodens mag folgendes zur Probe dienen. In der Gegend um Wolfenbüttel galt 1798 ein Halbspannerhof, völlig Last tragend 8200 Rthl., und 1796 ein Kothhof mit 12 Morgen Land 1400 Rthl., und in mehreren Aemtern des nördlichen Theils des Fürstenthums Wolfenbüttel giebt es auf den Dörfern Hofbesitzer, die neben ihren Grundstücken noch ein baares Vermögen von 20 bis 30,000 Rthlr. besitzen. Beide Fürstenthümer enthalten 542000 steuerbares und freyes Ackerland. Davon kommen 1) auf die Domänen und Klosterpachtungen 56340 Morgen, 2) auf die Besitzungen der Geistlichen und piorum Corporum 19710 Morgen, 3) auf die Besitzungen des Adels 42980 Morgen, 4) auf die Aecker der Städte und Bürgerchaft 27740 Morgen. 365230 Morgen betragen die Bauerländereyen, und den übrigen Raum nehmen die Frucht Obst und Hopfgärten ein.

Ungeachtet die Waldungen und Berge beynahe  $\frac{1}{2}$  des Landes bedecken, und von dessen Ackerfeldern  $\frac{1}{4}$  dürftigen und undankbaren Boden haben: so kann das Land doch in Mitteljahre ohne seinen Nachtheil immer 10.000 Wispel Korn abgeben, und dabey noch für fehlschlagende Aernten einen kleinen Vorrath anhäufen. Bey Schätzung dieses Getraidewerthes kommen die Vff. auf die Vergleichung der ehemaligen und jetzigen Kornpreise, und liefern zu dem Ende die seltene völlig authentische Fruchttaxe des Braunschw. Stifts S. Blasii von 1330 bis 1630, davon wir doch einiges anführen wollen.

Nach der Blasianischen Fruchttaxe von 1330—1632 galt der Hümpfen

|      | Waizen |                 | Rocken |                 | Gerste |     | Hafer |                 |
|------|--------|-----------------|--------|-----------------|--------|-----|-------|-----------------|
|      | Ssl.   | Pf.             | Ssl.   | Pf.             | Ssl.   | Pf. | Ssl.  | Pf.             |
| 1330 | —      | 8 $\frac{1}{2}$ | —      | 7 $\frac{1}{2}$ | —      | 6   | —     | 4 $\frac{1}{2}$ |
| 1500 | 2      | —               | 1      | 6               | 1      | —   | 1     | —               |
| 1545 | 5      | —               | 4      | —               | 3      | —   | 2     | 6               |
| 1600 | 10     | 6               | 10     | —               | 8      | 6   | 7     | 2 $\frac{1}{2}$ |
| 1632 | 13     | 6               | 8      | 1 $\frac{1}{2}$ | 7      | 6   | 7     | 1 $\frac{1}{2}$ |

|      | Mgr. |     | Mgr. |     | Mgr. |     | Mgr. |     |
|------|------|-----|------|-----|------|-----|------|-----|
|      | Pf.  | Pf. | Pf.  | Pf. | Pf.  | Pf. | Pf.  | Pf. |
| 1633 | 18   | —   | 14   | —   | 14   | —   | 11   | —   |
| 1645 | 20   | —   | 13   | —   | 10   | —   | 9    | —   |
| 1695 | 22   | —   | 18   | —   | 14   | —   | 9    | 2   |

Umständlich wird hier der Flachsbau, ein Hauptgegenstand der National-Industrie, der Garnhandel, Leinwand-Manufaktur, besonders im Weser-District beschrieben, und gezeigt, was für grosse Summen das Land dafür zieht. Bey einer Gattung Leinwand, die



die die Bauern in einigen Orten zu ihrer Kleidung selbst verfertigen und färben, scheint indess der Vf. nicht genau unterrichtet zu seyn. Man nennt dieses theils aus Wolle, theils aus Garn verfertigte Zeug Beilewand, und giebt ihm seine schwarzbraune Farbe in Modderkublen. So viel Rec. weiß, wird es in einem Kessel gefärbt, woein eine schwarzeisenhaltige Erde gethan wird.

Es würde zu viel Raum erfordert werden, wenn wir die vielen schönen statistischen Bemerkungen über andere Artikel des Gewerbes und Kunstfleisses hier anführen wollten. Das hier bemerkte wird hinreichend seyn, bey jedem, der dies Land näher kennen lernen will, die Begierde nach dem Buche selbst zu erregen. Von der Topographie des Fürstenthums Wolfenbüttel, als dem 2ten Theile dieses ersten Bandes ist hier nur der Wolfenbüttelsche District beschrieben. Ueberall, auch von den kleinsten Oertern findet man ihre Lage und Entfernung von Wolfenbüttel, Zahl der Feuerstellen, der Einwohner, Mühlen, Bäche etc. häufig auch Geschichte, Gerechtfame etc. bemerkt, wobey indess noch wohl manches zu berichtigen seyn möchte. So würde Rec. nicht sagen, daß das Fürstenthum Wolfenbüttel aus uralten Besitzungen des Hauses Wolf-Elte bestände, sondern, wie auch nachher gesagt wird, aus den Alodien der Billinger, Brunonen, Supplingenberger und Nordhemmer, die durch Heyrath an das Haus Wolf-Elte gekommen sind, und aus den Gütern verschiedner Dynastien, die nach und nach mit denselben vereinigt worden. Um dergleichen kleine Flecken wegzuschaffen, wird nur nothig seyn, daß dieses Werk eine 2te Auflage, die es gewiß verdient, bald bekomme. Sachkundige werden nun viel leichter an Ort und Stelle mit dem Buche in der Hand alles genauer prüfen, und den Vf. die nöthigen Verbesserungen mittheilen können.

**MAGDEBURG, b. Creutz: Wanderung durch einen großen Theil des Harzes und einen Theil der Grafschaften Hohenstein und Mansfeld. 1802. XXIV u. 283 S. 8. (1 Rthlr.)**

Eine sehr unständliche Beschreibung der Naturschönheiten des Harzes; denn auf andere Dinge läßt sich der Vf. wenig ein. Die Statistik ist ihm zu kalt, und er berührt bloß einige dahin gehörige Gegenstände in kurzen Notizen. Was über die Bergwerke gesagt wird, ist nicht befriedigend für den Leser, der schon etwas davon weiß, und nicht hinlänglich für denjenigen, der ganz Neuling darin ist. So weit Rec. selbst den Harz kennt, hat er die Beschreibung des Localen ziemlich genau gefunden; nur muß man bey seinen Gemälden und Naturschönheiten sehr vieles für den Enthusiasmus des Vfs. wegrechnen. Er ist ein junger Mann, der zum ersten male in seinen Leben Berggegenden zu besuchen scheint, und bey jeder Gelegenheit in die große Posaune stößt, womit er dem Leser, der mehr gesehen hat, oft nicht wenig lästig wird. Seine Sprache und Bewunderung sind

immer auf das höchste gespannt. Wie würde er sich ausdrücken, wenn er die schönsten Gegenden von Sachsen sähe, die weit über den Harz sind; wie, wenn er in gewisse noch schönere Striche von Süd-Deutschland käme? Und wo würde er endlich Worte und Buder hernehmen, wenn er die Schweiz sähe, die über alles Genannte erhaben ist? Junge Leute sollten das doch überlegen und bedenken, daß sie durch ihren Enthusiasmus und ihre pomphafte Sprache den Unwissenden irreführen, denjenigen Lesern hingegen, welche wissen, daß die Herrlichkeiten des Harzes weder unter die erste, noch die zweyte Classe europäischer Naturschönheiten gehören, Ekel erregen. Auch ließe sich etwas über den Umfang des Bandchens sagen! Wie konnte der Vf. dem Leser zumuthen, 300 Seiten über seine kurze Reise und alle die Ausbrüche seines Enthusiasmus und seiner jugendlichen Freude zu lesen? Es konnte ihm doch auch nicht unbekannt seyn, daß wir noch mehrere Werke über den Harz haben. Aber der Vf. scheint sich wenig um das Publicum zu bekümmern, und sich bloß mit seiner schönen, holden, liebenswürdigen Edwina zu beschäftigen, an welche diese Briefe geschrieben sind. Diese findet man auf jeder dritten und vierten Seite; ihr sagt der Vf. so viel Schönes und Gutes vor, an sie richtet er so viele Complimente, daß er ganz und gar zu vergeffen scheint, daß sein Buch auch ernüchterten Lesern in die Hände fallen könnte. In allen diesen überflüssigen Stellen vermisst man wenigstens jugendliche Bescheidenheit, so wie in der 24 Seiten langen Vorrede, wo der Vf. gleich bey seinem ersten Auszuge zum Lehrer und Rathgeber für künftige Reisende wird, und ihnen sagt, wie sie ihren Plan machen, wie sie sich kleiden, wie sie ihre Ausgaben einrichten, wie sie Trinkgelder geben müssen u. s. w. Uebrigens ist das Werkchen recht gut geschrieben; und, um es vollständig zu machen, giebt der Vf. auch Nachricht von mehrern Orten, die er nicht selbst gesehen hat. — Die Reise geht von Magdeburg über Ballenstedt, das Selkethal, Falkenstein, die Kusttrappe, Blankenburg, die Biels- und Baumanshöhlen, Elbingerode, den Brocken, Goslar, Clausthal, Andreasberg, Nordhausen, und über Sangerhausen nach Magdeburg zurück.

**PARIS u. LEIPZIG: Manuel portatif, ou Guide des Voyageurs de toutes les classes qui parcourent l'Allemagne par Jean Chr. Fick, Lecteur de la langue Angloise à l'Université d'Erlangen. Ouvrage traduit de l'Allemand sur la troisieme Edition. 1802. 444 S. 8. Gebunden mit dem Etui. 6 Liv. (1 Rthl. 12 gr.)**

Da das Original dieses Werkes „Taschenbuch für Reisende jeder Gattung durch Deutschland“ in der Allg. Lit. Zeit. schon zweymal angezeigt worden ist: so haben wir es hier bloß mit der Uebersetzung zu thun. Die Franzosen dürften freylich hin und wieder Ausstellungen zu machen haben, sie ist aber doch im Ganzen weit besser als die mehresten französifchen

fischen Uebersetzungen, die von deutschen Büchern dieser Art in Deutschland erschienen sind. Eigentliche Verstöße hat Rec. nur wenige gefunden, wie z. E. das *Magazin des hardes* zu Leipzig, wodurch das von Tischlern errichtete Meublen-Magazin gemeint seyn muß. Aber warum hat man durchaus das französische *lieue* für eine halbe deutsche Meile gebraucht? Die *lieue*, deren 25 auf den Grad gehen, ist ein sehr bestimmtes Maas und läßt sich auf deutsche Meilen nur durch Brüche reduciren. Daher ist es besser, das deutsche Wort zu gebrauchen, und der Franzose, der in Deutschland reist, kennt das *mille d'Allemagne* recht gut. — Uebrigens war diese französische Uebersetzung sehr zu wünschen, und dem Ausländer wird ein so kurzes und dabey so reichhaltiges Werkchen über Deutschland gewiß willkommen seyn,

### •RÖMISCHE LITERATUR.

LÜBECK u. LEIPZIG, b. Bohn: *Horaceus lyrische Gedichte, in poetische Prose übersetzt*, mit einer kurzen Vertheidigung ungebundener Uebersetzungen alter Dichtwerke von M. Heinrich Kunhardt, Conrector des Lüb. Gymnasiums. *Erster Band*, welcher die drey ersten Bücher enthält. XVI und 148 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. giebt in der Vorrede drey Gründe an, welche ihn zur Bekanntmachung dieser Probe eines profaisch übersetzten Horaz bewogen. Der erste — oder vielmehr bey dem Vf. der letzte; allein wir erlauben uns hier der Deutlichkeit halber ein Hysteron Proteron. — ist von dem wohlfeileren Preise dieser Uebersetzung hergenommen; wogegen wir nichts zu sagen haben. Der zweyte besteht in der Hoffnung eines vielfachen Nutzens für Schulen, und hängt genau mit dem letzten zusammen. Hr. K. hält es nämlich für unläugbar gewiß, daß in ihrer Art eine profaische Uebersetzung vollkommener als eine metrische seyn könne; ja er behauptet gerade zu, daß es ein fruchtloses Unternehmen sey, alle Gefänge des venusischen Dichters in einer mit der feinigsten so grell con-

trafrenden Sprache metrisch nachsingen zu wollen. Rec. bekennet, daß er gegen jene unlängbare Gewisheit sehr viel zu sagen hätte, wenn hier der Ort wäre, weitläufig zu entwickeln, warum ein Dichter nur metrisch, und zwar in seinem eigenthümlichen Silbenmaße übersetzt werden müsse. Am wenigsten befriedigt uns der Vf., wenn er, um seine Behauptung zu rechtfertigen, Stellen aus Ramlers oder Eschens Uebersetzungen anführt, in welchen das Höchste, aber deshalb nicht Unerreichbare, nicht erreicht worden ist, oder gar solche Stellen, welche durch bedeutende Schnitzer nichts weiter erweisen, als daß die Flüchtigkeit ihrer Verfasser Tadel verdiene. Ein solcher ist es z. B., wo Eschen das Horazische *diversa, prisca natus am Inacho — sub divo moreris*, so verdeutlicht, als ob das letzte Wort von *mori* abgeleitet werde: *ob du reich — am freyen Himmel sterbest*. Solche Fehler zu vermeiden, bedarf es noch keines profaischen Horaz. Unser Vf. hat sie freylich vermieden: ob aber seine Uebersetzung mehr, als etwa die Ramlersche, dazu geeignet sey, dem Schüler ein Gefühl des Schönen und die Ueberzeugung zu erwecken, daß auch in der deutschen Sprache die Gedanken der Alten mit *Würde und Anmuth* (Vorrede p. XVI) vorzutragen möglich sey; dieses mögen verständige Leser aus einer kurzen Probe selbst beurtheilen. Wir wählen dazu die bekannte Ode *Vile potabis modicis Sabinum Cantharis*, und glauben, zur Würdigung dieses Versuchs, nichts weiter hinzusetzen zu dürfen.

*An den Mäenas,*

den er auf seinem sabinischen Landgute erwartete.

Schlechten Sabiner wirst du hier trinken, geliebter Bitter Mäenas! aus mänsigen Bechern, den ich selbst in griechische Scherben that, und verpflichte, als im Theater so laut dein Beyfall erscholl, daß des väterlichen Stromes Ufer und mit ihm des vaticanischen Berges scherzender Wiederhall dein Lob zurück schallen ließe. Cäcuber wirst du hier trinken und den ausgepreßten Traubensaft des Caleners. Weder die Frucht des salernischen Weinstocks, noch der formlanischen Hügel, wird in meine Pokale gemischt.

### KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. Leipzig, in A. Baumgärtner. Buchh.: *Neues Verfahren, um Baumwolle, Wolle u. s. w. mit Dampf zu bleichen*. Nebst Beschreibung der von dem französischen Bürger O'Reilly veranstalteten Einrichtung. Einzeln abgedruckt aus dem Magazin aller neuen Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen für Fabrikanten u. s. w. Ohne Jahreszahl, 8 S. 4. m. 1 Kpft. (6 gr.) Die neue Art Leinwand, Wolle u. s. w. zu bleichen, welche der Bürger O'Reilly zuerst ausführlich beschrieben hat, ist in Deutschland schon aus mehreren theils einzeln herausgekommenen, theils in Samm-

lungen abgedruckten Aufsätzen so bekannt, daß sie eben keiner neuen Wiederholung bedürftig hätte. Wer indessen weder das Magazin, aus dem die vor uns liegende Abhandlung entlehnt ist, noch die Uebersetzung derselben, die in Strassburg herausgekommen ist, noch die von H. Eschenbach herausgegebene vollständige Bleichkunst O'Reilly's oder das Kunstmagazin der Mechanik und technischen Chemie, besitzt, kann sich, wenn er die Methode, durch Dampf zu bleichen, kennen zu lernen wünscht, den angezeigten neuen Abdruck beschaffen.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 9. Junius 1803.

## GESCHICHTE.

WINTERTHUR, in d. Steiner. Buchh.: *Historische Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung*. Gesammelt und herausgegeben von Heinrich Zschokke. Erster Band. 1803. 330 S. 8.

**D**ieser erste Band enthält: I. Uebersicht der politischen Ereignisse von Graubünden. Seit dem J. 1787 bis 1799 von B. \*\* (Bawier?) II. Die Emigration der Bündner. Von dem Herausgeber. Richtig gewählt ist der Standpunkt, aus welchem der Vf. der ersten Schrift allseitig sowohl die Quellen als die Ueberschwemmungen jener Partheywuth ins Auge faßt, die Jahrhunderte lang unaufhörlich Bündens Bergthäler erschütterte. In ältern Zeiten nährten den Partheygeist auswärtige Mächte, denen es während der italiänischen Feldzüge keineswegs gleichgültig war, auf welche Seite Bünden sich lenkte; in neuern, selbst friedlichen Zeiten nährten diesen Geist das Gold und Silber, welches theils aus den unterworfenen Provinzen, Veltlin, Cleven und Worms, theils aus den auswärtigen Kriegesdiensten, theils aus den Zöllen dem Lande zufließt, und welches jede Parthey oder mächtige Familie der andern aus der Hand reißen wollte. Gleich einer Waare, kauften und verkauften die bündnerischen Beamten Recht und Gericht; um diesen Handel theils sicherer, theils vortheilhafter zu treiben, vereinigten sie sich gleichsam in Handelsgesellschaften, und sie trieben ihr Spiel mit dem Räuhergeiste von Monopolisten; eben so die Befehlshaber in auswärtigen Kriegesdiensten; ausschließend und erblich benutzten solche Dienste nur einzelne Familien, und im Lande verstärkten sie ihr Ansehen unter auswärtigem Einflusse, z. B. die Familie Salis unter französischem, die Familie Planta unter österreichischem. Die Zölle, die einzigen Staatseinkünfte von Bünden, die man noch bis in den Anfang des XVIII. Jahrhunderts für öffentliche Rechnung bezog, überließ man hernach beynahe sechzig Jahre um den sehr niedrigen Pachtzins von 12 bis 16000 Gulden der Salis-Masnerischen Familie. Im J. 1787 büßte diese Familie einen Theil ihres Gewinns ein, indem sie in den Zollpacht auch die Familie Bawier aufnehmen mußte. Um eben diese Zeit beschwerte man sich über den Monopolistengeist der Salis auch von anderer Seite, von Seiten der unterwürfigen Provinzen; sie stellten den bündnerischen Oberherrn sowohl als dem Kaiser, dem Gewährleister des mayländischen Capitulats vom J. 1639, sehr dringend vor, daß diesem Capitulate zuwider sich auch reformirte Bündner im Veltline und in Cleven niederließen; daß sie

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

(hier waren die Salis gemeint) mittelst ihres Ansehns und Reichthums theils die besten Güter an sich zögen, theils die Aemter gleichsam forterbten, theils ihre Zollbefreyung, als Bündner, zum Verderben der Eingebornen mißbrauchten. Dagegen beriefen sich die eingeeffneten reformirten Bündner auf einen geheimen Artikel des Vertrages zwischen Mayland und Bünden vom J. 1764, vermöge dessen die Familie Salis und einige andere in Betreff ihres Aufenthaltes im Veltline nicht an die Beschränkung des Capitulats gebunden seyn sollten. Durch die Anmaßung dieses Vorrechtes, durch die bloß ausschließend erworbene Privatduldung machte sich bey der Gegenparthey die Familie Salis verdächtig, als ob es ihr weniger um Duldung überhaupt, um Humanität und Aufklärung zu thun sey, als um ausschließend persönlichen Vortheil. Die Mehrheit der bündnerischen Gemeinen beschloß die Zurückberufung der Reformirten aus den Provinzen.

Als die französische Revolution ausbrach, erfolgte auch von dieser Seite Untergrabung der Vorrechte der Familie Salis; bisher besaß sie in Frankreich ausschließend und erblich mehrere Compagnieen, nun aber wurden auch die bündnerischen Truppen, so wie die schweizerischen, ganz abgedankt. Bey dieser Umkehrung der Dinge neigte sich die Salisische Familie (es versteht sich, daß immer nur einzelne Mitglieder gemeint sind,) unvermerkt von der französischen Seite auf die österreichische. Um sich auf dieser Seite Verdienst zu erwerben, hob im Julius 1793 die Parthey Salis den französischen Gesandten Semonville mitten auf neutralem Boden bey seiner Durchreise auf; um ihren Anhang im Lande zu verstärken, warf sie die Schuld von der schwäbischen Fruchtsperre auf die Gegenparthey. Zur Untersuchung theils von den Ursachen des Getreidemangels, theils von andern Landesbeschwerden traten unter tumultuarischen Bewegungen im Februar 1794 in Chur aus allen Gemeinen Abgeordnete zusammen, welche eine Landesversammlung niederzusetzen, die sich aber im Augustmonate schon wieder auflösete. Im J. 1796 verbreitete sich der Schauplatz des auswärtigen Krieges von der Lombardey her bis nach der bündnerischen Gränze. Bey der allgemeinen Gefahr vereinigten sich alle Partheyen zur Niedersetzung einer Landescommission; sehr bald verlor diese Commission das Zutrauen, besonders auch in dem Veltlin. In dieser Provinz drang eine Parthey auf gänzliche Losreißung von Bündens Oberherrschaft. Auf Bitten der bündnerischen Obrigkeit, übernahm im Sommer 1797 Bonsparte, französischer Obergeneral in Mayland, das Mittleramt; sein Vorschlag

Eccc

ging dahin: Entweder sollten die Bündner unter gleichen Rechten auch die Provinzen in ihren Bund aufnehmen, oder diese letztern sollten der neuen italienischen Republik einverleibt werden. Auf Anstiften der Salischen Parthey überschritt Bündens die gestattete Bedenkzeit, und nun wurden am 10. October 1797 Veltlin, Cleven und Worms der neuen cisalpinischen Republik einverleibt. In Bündens wurde ein Landtag niedergefetzt; zu Anfange des Jahrs 1798 befragte dieser die sämtlichen Gemeinen um ihre Gesinnungen betreffend Bündens Einverleibung in die helvetische Republik; mit großer Stimmenmehrheit erneuerten die Gemeinen den Wunsch nach solcher Einverleibung, jedoch freylich unter Vorbehalt ihrer besondern Oekonomie und Polizey. Klüglich verfiel: ob hierüber der Landtag nähere Unterhandlungen; zu Ende des Augustmonats 1798 begehrte und erhielt er die Entlassung. Kaum hatte er die Regierung an die Bundeshäupter übertragen: so beriefen diese im Anfange des Septembers nach Ilanz einen Bundestag. Unter dem Vorwande von Gränzbesetzung und auf das grundlose Gerüchte von drohendem französischen Einmarsche in Disentis, verordnete der Bundestag eine Bewaffnung von 6000 Mann, und aus eigener Willkür trat er die Landesregierung einem Kriegsrath ab. Da dieser die Gränze nur nach der französischen Seite bewachen liefs: so beschwerte sich hierüber der französische Resident in Bündens, als über Verletzung der Neutralität. Mehrere, besonders Gränzgemeinen erklärten die Gränzbewachung für beleidigend und unklug, der Kriegsrath aber liefs sie durch andere, ihm ergebene Gemeinen entwasfen. Auf seine Einladung erfolgte den 19. October 1798 der österreichische Einmarsch. Nun wurde über die Anhänger der Gegenparthey von Salis ein Strafgericht niedergefetzt; kaum hatte es seine Sitzungen eröffnet, so wurden den 7. März 1799 die österreichischen Truppen von den französischen über die Gränze gejagt. Wegen Verletzung der Neutralität und Organisirung eines Landsturmes gegen die Franzosen liefs der französische Feldherr 61 theils Mitglieder, theils Anhänger des Kriegsrathes gefänglich nach Frankreich führen. Die harten Bedrückungen von Seiten eines französischen Commissars in Disentis jagten den 1. May 1799 die Bauern in Harnisch; bey tausenden zogen sie auf die Franzosen los; am 14. May kehrten die Oesterreicher triumphirend wieder in Chur ein; sogleich nahmen sie 78 Bündner in Verhaft, und schickten sie gefänglich nach Innsbruck.

Die zweyte Schrift (über die *Emigration der Bündner*) ist von dem Herausgeber selbst; sie enthält theils die bündnerische Revolutionsgeschichte, theils des Vfs. eigene Geschichte. Je reichhaltiger diese Schrift, und je häufiger sie mit episodischen Scenen verwebt ist, um so viel weniger sind wir im Stande, davon einen vollständigen Auszug zu liefern. Bevor sich der Vf. mit der Zeit- und Tagesgeschichte beschäftigt, wirft er den Blick auf die Geschichte der grauern Vorwelt. Das Volk der rhätischen Gebirge bildete sich aus verschiedenen, theils frühern und spätern, theils allezeit-

gen Einwanderungen; noch heut zu Tage herrschen unter diesem Volke hin und wieder theils uralte, theils sonst nirgends übliche Sprachen, z. B. die romanische und die provincial-ladinische. Noch interessanter sind des Vfs. Bemerkungen theils über die fortgeerbten Sitten und Meynungen des Volkes, theils über seine Verfassung und Wirthschaft, Viehzucht und Spedition. Warum sieht man weit weniger Cultur in den bündnerischen Berghälern, als z. B. in den Schweizerischen und Neuenburgischen? In jenen mangelt es an Menschenverkehr, Bevölkerung, Beschäftigung. Eine Ausnahme macht das Engadin. So wie in Bündens, war der Föderalismus nie und nirgends bis in die kleinsten Bezirke zerflükkelt, und eben darum nirgends so anarchisch und so wenig für Ausbildung empfänglich. Sowohl in der vegetabilischen als in der animalischen Schöpfung bemerkt man in Bündens auffallenden Unterschied auf der nordwestlichen und auf der südöstlichen Seite; weit schöner, gefünder und kräftiger sind auf der erstern Seite Gewächse und Menschen. — S. 119—129. Nachrichten über die Schulanstalten von Haldenstein, Marschlinz, Reichenau.

II. Abschn. Neuere Revolutionsgeschichte. An der Spitze der Factionen erhoben sich mehr durch Rang als Talent die auswärtigen Minister; auf der einen Seite der Baron v. *Kronthal* als kaiserlicher Resident, auf der andern Seite *Comeyras*, französischer Geschäftsträger. Treffend geschildert ist der Charakter des letztern; eben so der Charakter seines Nachfolgers, *Florent Guiot*. Einwirkung der helvetischen Revolution auf die bündnerische. In Bündens blieb nur die Frage noch übrig: Wenn wir uns nicht an die Schweiz anschliessen, wie entgehen wir der österreichischen Oberherrschaft? Auf österreichische Seite neigte sich allein die Parthey Salis. Zur Schwächung ihres Einflusses schrieb der Vf. einige Flugblätter, jedoch ohne viel Erfolg. Den 29. Julius 1798 verwarf die Mehrheit der Gemeinen den Vorschlag zur Einverleibung in die helvetische Republik. Nun verbreitete die helvetisch gesinnte Parthey ein Kreischreiben mit der Einladung an alle gleich gesinnten Gemeinen, sie sollten sich von Bündens losreißen und sich für helvetisch erklären. Ein solches revolutionäres Verfahren zog dieser Parthey von der Parthey Salis heftige Verfolgungen zu. Zahlreich flüchteten sich die helvetisch gesinnten Bündner über die Gränze; unter denselben auch der Vf. Hier schaltet dieser über die Lage und den Lauf der rhätischen Gebirge ein interessantes Fragment ein; noch ein anderes Fragment über die Frage: Hat die Minorität der Staatsbürger ein Recht gegen die Majorität; hat sie ein gegründetes Recht, Reformationen zu beginnen?

In Aarau, dem damaligen Sitze der helvetischen Regierung, arbeitete *Zschokke* nebst *Tscharnner* an partieller Einverleibung einzelner bündnerischen Gemeinen in die helvetische Republik; in Paris hingegen beschränkte sich eben so klug als bescheiden J. V. Sprecher nur auf Bemühungen zur Sicherstellung der bündnerischen Neutralität und Unabhängigkeit.

III. Abschn. Traurig ist des Vfs. Schilderung von der Unbehüllichkeit der helvetischen Regierung. Während sowohl diese als die französische die Entscheidung für oder wider Bündens Einverleibung verzögerten, rief unter der Hand die Parthey Salis Oesterreich um Schutz an. Dictatorisch herrschte in Bünden ein österreichisch gesinnter Kriegsrath; am 19ten October zog er österreichische Truppen ins Land, und organisirte den Landsturm. Wenige Tage vorher begab sich der französische Geschäftsträger über die Gränze. Ganz ohne Hoffnung zu künftiger Rückkehr ins Vaterland, traten unter *Zschokke's* und *Jost's* Leitung die ausgewanderten Bündner über die Gründung einer bündnerischen Colonie in den Bergthälern von Einsiedeln mit der helvetischen Regierung in Unterhandlungen. Ueberflüssig aber wurden die Unterhandlungen, als im J. 1799 unter Massena's Anführung die Franzosen alle österreichischen Truppen aus Bünden verjagten.

So weit der Inhalt des ersten Bandes. Den Schluss machen von S. 281—330. verschiedene Anmerkungen, z. B. über die romansche und die ladinische Sprache; bündnerische Aus- und Einfuhrartikel; Urkunden über Bündens Vereinigung mit der Schweiz.

GÖTTINGEN, b. Vandenhök u. Ruprecht: M. Georg Christian Ruffs, weiland ordentlichen Lehrers der Geschichte und Erdbeschreibung auf dem Lyceum zu Göttingen, *Abriss der allgemeinen Weltgeschichte* für die Jugend und ihre Freunde. — Nach dem Tode des Verfassers fortgesetzt von einem Freunde desselben. *Fünfter Theil*. 1800. 552 S. *Sechster Theil*. 1803. 940 S. in zwey Abtheilungen. 8.

Auch unter dem Titel:

*Abriss der neuern allgemeinen Weltgeschichte*, von Adam Christian Gaspari, der Philosophie Doctor und Professor. *Erster und zweyter Theil*. (3 Rthlr. 10 gr.)

Eigentlich sollte bloß dieser zweyte Titel an der Spitze des Werks stehen, denn die beiden Bande werden auch als eigenes Buch verkauft, und die Behandlung ist in Rücksicht des Vortrags, und wir dürfen sagen, auch der Kenntnisse, welche Ruff in den ersten Theilen zeigte, sehr weit verschieden. Keine Spur findet sich hier von dem kindisch tadelnden Tone, von der Redseligkeit, welche die frühere Arbeit nicht zu ihrem Vortheile auszeichnet; alles ist in einem leichten erzählenden, aber der Geschichte ziemenden, ernsthaften Stile niedergelegt. — Bey der Bestimmung des Buchs für das größere Publicum, für Menschen aller Stände, die auf Cultur Anspruch machen, kann von kritischen Untersuchungen, von Aufklärung oder Berichtigung bisher schwankender Thatfachen aus den ersten Quellen nicht die Rede seyn; die wichtigsten größern schon vorhandenen Werke neuerer Schriftsteller, von welchen Hr. G. einige all-

gemein geschätzte in der Vorrede angiebt, dienen als Führer. Das Hauptverdienst einer solchen Arbeit besteht also in der richtigen Auswahl des Merkwürdigen, in der wahren Verkettung der Begebenheiten und in der kräftigen, lichtvollen Darstellung derselben. Diese Vorzüge findet Rec. bey dem vorliegenden Werke in einem hohen Maasse. Der Vf. räsonnirt nicht häufig, aber er erzählt mit hinlänglicher Vollständigkeit, und setzt dadurch den Leser in den Stand, selbst zu urtheilen, spricht unbefangen, und mit keiner fühlbaren Partheylichkeit, selbst in den neuesten Zeiten, aber offenherzig genug, um Ungerechtigkeiten geradezu bey ihrem Namen zu nennen; und wir wüßten kein anderes Buch über die neuere Geschichte, von den Zeiten der Reformation an bis auf unsere Tage, welches wir dem Manne oder Jüngling, der ohne größere Werke zu studieren, sich in den Thatfachen befriedigend unterrichten will, zuversichtlicher empfehlen könnten, als diese viel umfassende, mit dem sparfamsten Druck in ein kleines Volumen gebrachte Erzählung. Ein Werk ähnlichen Inhalts, wo alles in gleichen Zuge fortgeht, erlaubt weder eine Inhalts-Anzeige, noch die Auszeichnung hervorstechender Untersuchungen. Doch macht Rec. auf die gut entwickelte und unterhaltend vorgetragene Geschichte des 30 jährigen Kriegs aufmerksam, wo der Vf. als lebhafter Vertheidiger Wallensteins erscheint; auf die Erzählung der Pariser Bluthochzeit etc. — Mit der zweyten Abtheilung des zweyten Theils fängt die Geschichte des 18ten Jahrhunderts an, bey welcher wir die zu große Sparsamkeit, welche vielleicht merkantilische Rücksichten des Verlegers hervorbrachten, tadelhaft finden. Es ist zwar kein wichtiger Vorfall übergangen, und bey jedem einzelnen die nöthige Auskunft gegeben, ohne daß der Leser nöthig hat, erst zu andern Büchern seine Zuflucht zu nehmen; aber bey den neuesten Ereignissen dürfte man eine etwas reichlichere Entwicklung der Verkettungen, der veranlassenden Ursachen erwarten, als sie hier sich findet; zumal da Hn. G's. Unpartheylichkeit und seine kurzen aber treffenden Urtheile den Leser bey dem Vortrage mit Vergnügen fest halten. Die Einleitung zu diesem zweyten Abschnitte diene als Beleg unserer Angabe von dem schlichten Vortrage, der richtigen Einsicht und Unbefangenheit des Vfs. „Die Geschichte des deutschen Reichs im achtzehnten Jahrhundert ist fast nichts anders als die Geschichte seiner größern Stände, die demselben nur so viel einräumen, als sie wollen. Für Deutschland als einen verbundenen Staat bleibt wenig übrig. Schon seit dem Westphälischen Frieden, der den deutschen Ständen so große Rechte, sonderlich das dem Staatskörper so gefährliche Recht der Waffen und Bündnisse, gab oder zusicherte, konnte man deutlich merken, wie das Band, das die Vasallen an den Kaiserthron knüpfen, und mit ihrem Haupte zu einem gemeinschaftlichen Interesse vereinigen sollte, immer schlaffer und weniger geachtet wurde. Dazu trug viel bey, daß so viele Reichsstände Kronen trugen: Oesterreich die Ungarische, Sachsen die Polnische, Zweybrücken die

Schwa-

Schwedische, Brandenburg die ganz neue Preussische; Dänemark hatte wegen Holstein, Schweden wegen Bremen und Pommern die Reichsständschaft, und bald bestieg noch ein Kurfürst den Großbritannischen Thron. Es war natürlich, daß der König seine Souveränität auch als Reichsstand möglichst geltend zu machen suchte, und was die gekrönten Fürsten sich erlaubten, das verlangten die übrigen alten ebenfalls. Daß dabey der Landfriede einer Seits, und auf der andern der Reichsverband sehr gefährdet war, zeigte sich bey vielen Gelegenheiten.“ Eine andere Bemerkung ist Rec. aus der Seele geschrieben: S. 382. „Wenn die Jacobiner insonderheit Robespierre durch ihren schrecklichen Blutdurst den Fluch und Abscheu der Nachwelt verdient haben: so ist doch nicht zu läugnen, daß sie die Republik durch ihre erstaunenswürdige Energie retteten.“ S. 484. übernimmt er die Vertheidigung des Betragens Pitts während des letzten Kriegs mit sehr guten Gründen.

### SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Leo: *Neues Möbel-Magazin für Tischler und Ebenisten*. 1. 2. und 3. Heft, jeder mit 6 Kupfertafeln. 1802. gr. 4. (2 Rthlr.)

Fast der ganze Inhalt besteht aus schon bekannten Sachen; ja es läßt sich vermuthen, daß sogar einige

Kupferplatten von andern Werken benutzt worden sind. Unterdeß schadet solches dem innern Werth der Sache nicht; sondern wir glauben vielmehr dieses Magazin denjenigen, für die es bestimmt ist, empfehlen zu dürfen; verschiedene Muster, welche dasselbe enthält, sind in der That schön und gut; die meisten dem gegenwärtig herrschenden Mode-Geschmack gemäß, und also das Ganze für den damit beabsichtigten Zweck wohl eingerichtet.

LEIPZIG, b. Voss u. Comp.: *L'Art de tricoter, développé dans toute son étendue; ou Instruction complète et raisonnée sur toutes sortes de tricotages simples et compliqués*, mise dans un ordre méthodique, par Netto et Lekmann. Avec L. planches dont XXV. sont enluminées. 1802. Querfol. mit dem Text, der 51 bedruckte Seiten einnimmt. (10 Rthlr.)

Eine beträchtliche Anzahl sehr geschmackvoller Strickmuster machen dieses Werk unserer Empfehlung werth; nur ein paar Blätter mit Landschaften, Papageyen, Hunden, Vasen, Bouquets, und andern unzweckmäßigen Dingen, hätten wir entweder ganz weg, oder mit besseren angefüllt wünschen mögen. Der Text giebt hinlänglich deutlichen Bericht über die verschiedenen Arten zu stricken, und kann für solche, die nicht nur bloße Anfänger in dieser Kunst sind, auch wohl als Anweisung dienen.

### KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Ohne Druckort: *Freymüthige Betrachtungen eines Weltbürgers über eine in Hamburg erschienene Schrift*, genannt: *Hamburgs bestes Glück nicht von ausßen*. 1801. 90 S. 8. (12 gr.) Allerdings verdient der Vf. von „*Hamburgs bestes Glück nicht von ausßen*“, eine Zurechtweisung; aber schwerlich eine, wie die, welche er hier empfängt. Auch ist der Vf. dieser Rüge keinesweges der unpartheyische und unbefangene Mann, für den er sich ausgiebt, und wofür er sich vermuthlich selbst hält. Er sagt zwar, er sey weder ein dänischer Unterthan, noch ein Hamburger, und schreibe bloß aus Liebe zur Wahrheit; daher erlaube er sich keine *Invectiven* und wisse nichts von *Animosität*; allein er verfolgt seinen Gegner durch das ganze Werkchen hindurch mit so viel Heftigkeit und Bitterkeit, wirft dabey so manche widrige Nebenblicke auf Hamburg, und macht den humanen, großmüthigen und edlen Dänen so viel Complimente, daß es dem unbefangenen Leser gar wohl erlaubt ist, anzunehmen, daß der Vf. bey Ergreifung der Feder noch andere Beweggründe hatte, als die Liebe zur Wahrheit. Hin und wieder scheint er auch seinen Gegner vorsetzlich zu mißverstehen; wenigstens zieht er so manche Folge aus dem Buche, woran sein Vf. wohl schwerlich gedacht haben möchte. Doch vielleicht hat Rec. schon zu viel über eine Schrift dieser Art gesagt, welche nebst manchen andern, die über den nämlichen Gegenstand geschrieben worden sind, in kurzem verfaßt seyn wird.

Ohne Druckort: *Apologie Dänemarks wider die Schrift: „Hamburgs bestes Glück nicht von ausßen.“* Von einem Holsteiner. 1801. 93 S. 8. (12 gr.) Diese Schrift verhandelt den nämlichen Gegenstand, bestrittet das nämliche Werk, wie die vorhergehende, nur ist ihr Vf. unendlich humaner, und schreibt nicht mit jener Bitterkeit und Heftigkeit, ob er sich gleich für einen Holsteiner und nicht für einen Weltbürger erklärt, auch nicht sagt und wiederholt, daß er ohne Animosität sey. Man sieht durchaus einen ruhigeren Forscher, und seine Widerlegung ruht auf bessern Gründen, als die vorhergehende. Freylich geht es auch ihm, wie den mehresten, die alles vertheidigen wollen; er legt Grundsätze nieder, die, wenn man sie ausdehnt und auf andere Gegenstände anwendet, endlich alles positive Recht umstoßen und alles erlaubt machen. Dahin gehört vorzüglich der Grundsatz, daß eine kriegführende Macht alles thun kann, was ihrem Feinde schadet. Folglich kann sie auch, wenn ihrem Feinde dadurch Schaden geschieht, die Länder ihres unschuldigen Nachbarn wegnehmen, sein Eigenthum angreifen, seinen Handel zu Grunde richten, und was sich alles sonst daraus folgern läßt. Dinge dieser Art, und Sophismen, die schwerlich vor dem Richterstuhl der ganz ruhigen Vernunft die Prüfung aushalten möchten, finden sich hin und wieder. Aber es ist beynahe unmöglich, daß ein Hamburger oder ein Däne in den ersten Augenblicken ohne alle Partheylichkeit über den Gegenstand hätte schreiben sollen.



# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 10. Junius 1803.

## SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Mylius: *J. J. Engels Schriften. Dritter und vierter Band.* 1802. *Der Fürstenspiegel.* 335 S. *Reden. Aesthetische Versuche.* 373 S. 8. Auf Velinpapier (3 Rthl. 8 gr.) auf Schreibpapier 3 Rthl.)

Der Fürstenspiegel, eines der letzten Werke des verewigten Vfs., wurde zum ersten male im J. 1798 gedruckt, und scheint durch die Begebenheiten der Zeit veranlaßt zu seyn. In dem verfloffenen Jahrzehnt gab es wohl wenige denkende Männer, die nicht in der Geschichte des Tages dringende Veranlassung fanden, ihren Blick auf den Staat zu richten, einen von den beiden Polen, wie Voltaire sagt, um welche das menschliche Leben sich wendet. Während André bemüht waren, neue Verfassungsformen zu erfinden, trachtete unser Vf., den Geist zu veredeln, der die in dem fürstenreichen Deutschlande bestehenden Formen beseelen muß. In den großen Geschäften des Lebens überhaupt, und der Regierung insbesondere, kommt, wie Geschichte und Erfahrung lehren, weniger an auf großen Verstand, als auf rechten Willen. Der besonnene, thätige, mehr um den Gebrauch als um den Genuß des Lebens bekümmerte, Regent wird in den meisten Fällen durch das Gewissen schneller und sicherer finden, was heilsam ist, als der leidenschaftliche bey der größten Klugheit. Insofern hat vorliegendes Werk, obgleich es seiner nächsten Bestimmung nach ethisch ist, auch politischen Werth. — „Die Absicht bey nachstehenden Aufsätzen, heißt es in der Vorrede, ist: jungen Prinzen, und besonders solchen, die zum Regieren bestimmt sind, manche eben ihnen nützliche Wahrheit zu sagen; nicht wie gewöhnlich in Bildern, als wodurch der Vortrag zwar feiner, aber zugleich auch unkräftiger wird, sondern mit aller der Offenheit, die sich ein Erzieher zur Pflicht machen würde, wenn nicht diesen die Furcht vor Anwendungen bände.“

Sey auf der Hut, sagt Marc Aurel zu sich, daß du nicht *verkaiserst*. Sich häufig in jenem Spiegel zu beschauen, kann man den Söhnen unserer Fürsten nicht genug empfehlen, als ein wirksames Mittel, zu verhüten, daß sie nicht *verprinzen*, d. i., daß sie nicht unterliegen den mannichfaltigen rings sie umgebenden Versuchungen zur Trägheit, zur Ausländererey, zum Eigensinne, zur Hoffarth, zum Uebermuthe, zur Ueppigkeit, zur Menschenverachtung. Der Vf. reihet eine Anzahl von Gemälden auf, um die genannten Fehler entweder als lächerlich, oder hassenswürdig,

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

oder verächtlich, oder abscheulich darzustellen. Ueberall merkt man ihm an, es sey ihm Ernst gewesen, er habe nicht für sich geschrieben, für seinen schriftstellerischen Ruhm, den dieses Werk eben nicht erhöht, sondern wahrhaftig für das Vaterland. In allen Aufsätzen herrscht die bey Vornehmen so beliebte französische Leichtigkeit, die in Form und Inhalt alles meidet, was anstrengen und ermüden könnte. Wer nur mit halb geöffnetem Auge vor diesen Spiegel tritt, muß sehen was er sehen soll.

Die auf die höchsten Stände berechnete Popularität, welche dieses Werk auszeichnet, giebt dem Vf. gerechten Anspruch auf den Namen eines Hofphilosophen im edelsten Sinne des Wortes. Die Sprache ist meistens, wie es dem Deutschen ziemt, ernst, gemüthlich, herzlich, väterlich. Doch verschmäht der Vf. auch nicht den Spott, weder den lachenden, noch selbst den bitteren. Zur Erinnerung an vorige Zeiten heben wir folgende Anekdoten aus, die den Abschnitt *Nationalehre*, anfängt. „Zu dem letzten Herzoge von Zelle, der mit einer Französin vernäht, und von lauter Franzosen umringt war, sagte einst einer dieser Ausländer: Drollicht, Monseigneur! Sie sind der einzige Etranger hier im Zimmer.“

In Ansehung der Ausländererey scheint noch jetzt der Beherzigung sehr werth des Vfs. Bemerkung (S. 181) daß in der französischen Sprache so manche zur Sittlichkeit gehörige Begriffe in ein Licht treten, worin sie von ihrer Wahrheit verlieren. Gewiß! allen Prinzen Erziehern liegt die Pflicht ob, sorgfältig darüber zu wachen, daß durch zu häufige und zu frühzeitige Uebung jener *gleissenden* Sprache das innere Auge ihrer Zöglinge nicht erkrankt; und in seiner Verblendung verwirrte Ansichten von den menschlichen Dingen fasse. Von einigen Aufsätzen hat der Vf. wahrscheinlich befürchtet, sie möchten ihm den Vorwurf einer zu großen Bitterkeit zuziehn. Er verwahrt sich dagegen in der Vorrede mit der Bemerkung, daß durch zu bescheidene Verschleyerung keine Scham, und durch zu furchtsame Schonung kein Abscheu erweckt werde. Ein wahrhaftiges Meisterstück von erschütterndes Betrübsamkeit ist der Abschnitt überschrieben: *Culturgrad*. Oft scheint die Ausarbeitung des Werkes die Seele des Vfs. getrübt zu haben; um so erfreulicher ist die heitere Stimmung, mit welcher er dasselbe also schließt: „Junge Prinzen, die Ihr zu Regenten bestimmt seyd! Ihr habt nach Westen gesehn, und Ihr habt zittern gelernt. Sehet nach Nordosten, und lernt aufhören zu zittern.“

Ohne Zweifel verdient der Fürstenspiegel die öffentliche Aufmerksamkeit mehr als jemals jetzt, wo

eine neue Ordnung der Dinge unter uns erhebt. Nach dem Umsturze der ständischen Geistlichkeit, und nach der Unterwerfung fast aller freyen Städte, ruhet Deutschlands Wohlfahrt mehr als je in den Händen der Erbfürsten. Jene Umwandlung des Reichs, herbeygeführt durch Umstände und Begebenheiten, die den Patrioten tief betrüben mußten, inhöge sie uns und den Nachkommen heilsam werden, als glänzende Epoche neu belebten Eifers der Fürsten für das Volk, des Volkes für die Fürsten!

Johannes Müller, ein großer Mann, der die Geschichte der Welt und des Vaterlandes kennt wie wenige, ist der Meynung, das im Süden die Tugend mit Rom vergangen ist, im Norden aber sich, wenn irgendwo, bey dem deutschen Volke unterhalten hat. Arbeitsamkeit und eine darats entspringende gewisse Kraft des Gemüths, welche die Wohlüste des Lebens nicht übermäßig schätzend und das Ungemach nicht übermäßig scheuend, beides dem Glück und dem Unglück standhaft widersteht; in Kunst und Wissenschaft starkes Gefühl, tiefer Verstand, Geist der Vollendung, in den gesellschaftlichen Verhältnissen des häuslichen Lebens, durch Gutmüthigkeit gemilderter Ernst, in den großen Geschäften, mit Ordnungsliebe verbundener Unternehmungsgest, mit Bescheidenheit verbundener Freymuth; tiefe Ehrfurcht für bestehendes Recht und Gesetz, welche sie scheuer macht, gegen dasselbe zu handeln als zu sündeln. — So ist der Charakter der Deutschen des Kernes der Nation, derer, welche weder herrschen noch dienen, welche auf der einen Seite sich nicht veräußern dürfen, weil sie Glück und Ruhm nur von sich selber erwarten können; und welche auf der andern Seite in ihrer Thätigkeit durch keine Willkür gehemmt werden. Unter solchem Volke des fürstlichen Ranges würdig zu seyn, erfordert viel, gewähret aber dem, der es ist, schönen Lohn in allgemeiner Liebe solcher, deren Liebe ehrt. „Denn, möchten wir ausrufen, was der edle und glückliche Weimarische Dichter den Tasso sagen läßt:

„Denn glaubet nicht, daß uns  
Der Freyheit wilder Trieb den Busen blähe.  
Der Mensch ist nicht geboren, frey zu seyn,  
Und für den Edeln ist kein schöner Glück,  
Als einem Fürsten, den er ehrt, zu dienen.“

Beyzutragen, das unsere künftigen Regenten der Verehrung der Guten und Edeln würdig werden, Energie zu gießen in die fürstliche Jugend, sie mit ermunternder, warnender, strafender Stimme aus dem Schlummer der Selbstvergessenheit aufzurufen, und unablässig wacker zu erhalten und kräftig, wie es Deutschen dieser Zeit geziemet — dahin hat Engel gestrebt, dafür gebührt dem Verewigten der Dank des Vaterlandes, und dieser Dank besteht darin, daß man auf seine Stimme hört.

Der vierte Band fängt an mit drey Reden; die erste ist eine Lobrede auf den König Friedrich den

Großen vom Jahre 1781; die zweyte wurde gehalten bey der Aufnahme des Vfs. in die königliche Akademie der Künste im Jahr 1786; die dritte am Geburtstage König Friedrich Wilhelms II. im Jahre 1786, fünf Wochen nach der Thronbesteigung dieses Monarchen.

Bey aller Theilnahme, mit welcher man diese Reden liest, wird man doch gewahr, das sie in ihrer Art nicht das Höchste erreichen. Die Beredsamkeit ist nicht, wie die Poesie, eine freye Kunst, sondern eine dienende; sie arbeitet nicht für die Phantasie, sondern durch die Phantasie, sie soll als letzte und höchste Wirkung nicht Ruhe hervorbringen, sondern Bewegung; sie hat nicht zum Zwecke schöne Darstellung ihres Objects, sondern eine solche, die ein bestimmtes Gefühl erwecke, unterhalte, herrschend mache. Es giebt Redner, die in ihren Werken durch eine unendliche Ideenfülle des Hörers Einbildungskraft in solchem Grade beleben, das sie zur Erregung des beabsichtigten Gefühls schöpferisch wirkt. Das sind die Redner des ersten Ranges, die genialischen. Es giebt andere, die durch eine begrenzte Ideenfülle die Einbildungskraft zwar in Thätigkeit setzen, aber in eine solche, die ihre Schranken fühlt. Das sind die Redner des zweyten Ranges, die talentvollen. Zu diesen scheint Engel zu gehören. Durch die zierlich an einander gereiheten zweckmäßigen Gedanken und Bilder befriedigen seine Reden in hohem Grade den Verstand; aber ihnen fehlt das Herz, ihnen fehlt jene feurige Kraft, die, wohin sie sich richtet, zündet. In Johannes Müllers (ohne Zweifel eines der größten Pfythagogen) Darstellung des Fürstenbundes vergleiche man den Abschnitt über den Tod Friederichs II., und man wird finden, das hier wenige Zeilen von der Größe jenes Königs ein innigeres und tieferes Gefühl geben als die ganze Lobrede Engels.

Unter den ästhetischen Aufsätzen enthält der erste Fragmente über Handlung, Gespräch und Erzählung (S. 101 — 266) geschrieben im Jahre 1774. In der Einleitung, welche allgemeine Principien zur Eintheilung der Dichtungsarten aufstellt, wird der Vf. dem, welcher die Schriften der neuesten Kritiker kennt, nicht genügen, desto mehr in der Abhandlung selbst durch viele sehr feine und scharfsinnige Bemerkungen. So ist der Gang des Rasonnements. In einem Gedichte ist Handlung insofern, als wir darin eine Veränderung werden sehn durch die Thätigkeit eines Wesens, welches mit Absicht wirkt. Der Künstler zeigt uns einen bestimmten Zustand, und führt uns durch eine Folge von glücklichen oder unglücklichen Schritten, günstigen oder ungünstigen Revolutionen bis zu einer letzten Hauptveränderung hindurch, wo die ganze bisherige Thätigkeit aufhört, und alle während der Handlung geschäftigen Kräfte und Leidenschaften zur Ruhe kommen. Die Einheit der Handlung liegt in der Einheit der hervorgebrachten Veränderung, die Vollständigkeit der Handlung liegt darin, das die letzte

letzte Ablicht der Person erreicht oder verfehlt wird.

Die bey der Handlung beabsichtigte Veränderung ist entweder bloß Veränderung des innern oder zugleich des äußern Zustandes. Jene ist die philosophische Handlung, diese ist Handlung in enger Bedeutung. Sie erfordert immer Mitwirkung anderer Personen, die philosophische dagegen in den meisten Fällen nur die Wirksamkeit einer einzigen nachdenkenden Seele. So entstehen philosophische Selbstgespräche, über die der Vf. vortreffliche Bemerkungen macht, und für welche er Lessings Schriften als Muster anführt. (Diesen Mültern könnte man vielleicht Engels eigene Schriften beyzählen, namentlich diese Fragmente.) Wenn gleich in den philosophischen Dialogen die Personen nicht so zusammenwirken wie im Drama: so ist doch das Gespräch voll wahrer Handlung; denn die Hauptperson trägt nicht Resultate von Untersuchungen vor, sondern stellt die Untersuchung selbst an. Nachdem der Vf. noch bemerkt hat, daß der philosophische Dialog oft nichts ist, als Selbstgespräch unter der Form des Dialogen, daß gleichwohl in diesem Falle die zweyte Person nicht überflüssig ist, weil sie den ganzen Gang der Untersuchung bestimmt, und durch das Eigenthümliche der Situation, die sie herbeyführt, die Wahrheit in ein sehr helles Licht setzen hilft, nachdem er ferner bemerkt hat, es gebe eine Art von Dialogen, die nichts sind als Abhandlungen unter der gefälligen Form des Gesprächs (wie die Dialogen des Cicero)— kommt er auf eine höchst wichtige Untersuchung, die schon manchen in der Stille mag beschäftigt haben. So wie man, sagt er, Abhandlungen machen kann unter der Form von Dialogen: so kann man Erzählungen machen unter der Form von Scenen. *Aber die Erzählung im Drama ist etwas anderes als in dem Epos, das Dramatische im Epos ist etwas anderes als im Drama selbst.* Worin liegt dieser Unterschied? Rec. bekennt, daß er lange darnach gesucht hat. Unser Vf. findet ihn nur in der größeren oder geringeren Ausführlichkeit— eine Erklärung, die durchaus nicht genügt; denn es giebt eine epische Ausführlichkeit, die im Drama, es giebt eine dramatische, die im Epos unerträglich wäre. Nein! der Unterschied liegt anderswo. Rec. sey erlaubt, nach den neuen Grundsätzen der Kritik eine Erklärung desselben zu versuchen. Im Epos hören wir von Personen erzählen: die gehandelt haben; im Drama sehn wir handelnde Personen vor uns. Jenes stellt eine Handlung dar, wie sie geworden; dieses eine Handlung, wie sie wird. Die Stimmung, worein jenes versetzt, ist der Zustand ruhiger Betrachtung; die Stimmung, worein dieses versetzt, der Zustand eines bestimmten Gefühls. Alles was uns einseitig berührt und die Gleichmüthigkeit aufhebt, ist dem Epos, alles was uns vielseitig berührt und die Theilnahme unterbricht, ist dem Drama entgegen. Also müssen den Gesprächen epischer Personen bey aller Subjectivität solche Züge beygemischt werden, welche die Ansicht des Objects nach seinem ganzen Umfange klar und herrschend erhal-

ten, und von den Erzählungen dramatischer Personen muß, ungeachtet ihrer Objectivität, alles entfernt werden, was nicht der Individualität des Sprechenden angemessen ist. Der heftigen Leidenschaft, mit welcher der zürnende Achilles gegen den Agamemnon wüthet, ist es durchaus entgegen, daß er eine lange Beschreibung des Zepters macht, bey dem er schwört (Iliade I. 234 — 239). Deswegen ist jene Beschreibung durchaus undramatisch, aber eben deswegen ist sie im höchsten Grade episch: denn der Dichter will, daß wir den zornigen Achilles betrachten sollen, ohne mit ihm den Zorn zu theilen. Was thut er also? Alle die Vorstellungen, welche in der Seele des bey seinem Zepter schwörenden Achilles sich regten, aber zu schwach, als daß er in dem Momente der entzündeten Leidenschaft sie hätte in Worte fassen können; alle diese nimmt der erzählende Dichter auf in die Rede, welche er ihm in den Mund legt, und zwar thut er dieses um zu verhüten, daß wir, seine Zuhörer, unsern Blick nicht zu starr auf Einen Punct richten, daß wir mit dem Auge immer eine gewisse Fläche beherrschen, auf welcher das Größte neben dem Kleinsten, das Wichtigste neben dem Unwichtigsten in angemessener Helle erscheint. Eben so ist im Oedipus des Sophokles die Schilderung der Pest unepisch, aber eben dadurch im höchsten Grade dramatisch, weil die gewählten Züge sich vereinigen, nicht, die Pest als ein Object der Betrachtung, sondern den jammervollen Zustand, worein sie die Stadt versetzt, als ein Object des Gefühls darzustellen.

(Der Beschuß folgt.)

TÜBINGEN, b. Cotta, u. PARIS, b. Fuchs, Levrault u. Henrichs, *Almanach des Dames pour l'an XI, 1802 et 1803, avec figures. Diversité c'est ma Déesse.* Au XI. 1802 u. 1803. 204 S. 12.

Zu dieser gefälligen Blumenlese lieferten poetische oder profaische Beyträge *Chenier, G. Delille, le Brun, Mercier, Parny, Colin Harleville, Ducis, Simonain, Segur* der ältere, *Hoffmann, Piémouillé, la Chabeaufière, Pezai, St. Marcel, St. Lambert, Raboteau*, die liebenswürdigen Dichterinnen *Georgeon, Beaufort, Pipelet, Dufrenoi, d'Antrémont, Jaucourt*, und mehrere Ungenannte. Für Rec. war es besonders erfreulich, einige Stellen aus *Gesners* erstem Schiffer, vier Amazonenlieder von *Weisse*, *Zacharia's* Gedicht an die Nachtigall, und *Klopstocks* Herrmann und Thunelda glücklich übersetzt zu finden. Aber die Kraft und Kürze der deutschen Sprache vermisste Rec. dennoch in diesen Nachbildungen. Man vergleiche z. B. die Verse von *Chenier*:

*Hermann, repose toi; que sur ton front j'esue  
Ton sang et ta noble sueur.  
Comme il brule, ton front, de Rome heurieux  
vainqueur.  
Non jamais Thunelde ravié  
Ne sentit pour toi cette ardeur.*

Non!

*Non! pas même le jour, en fous un chéus antique,  
Hermann, par l'amour emporté,  
Fuyante, me saisit de son bras indompable;  
J'observai son oeil héroïque,  
Et'fy vis l'immortalité.  
C'est ton bien désormais etc.*

mit den Klopstockischen Strophen:

Ruh' hier, dafs ich den Schweis der Stirn' abtrockne,  
Und der Wange das Blut! Wie glüht die Wange!  
Hermann! Hermann! So hat dich  
Niemand Thusnelda geliebt!  
Selbst nicht, da du zuerst in Eichenschatten  
Mit dem bräunlichen Arm mich wilder fafstest!  
Fliehend blieb ich, und sah dir  
Schon die Unsterblichkeit an,  
Die nun dein ist etc.

Bey dem Briefe *Martins* an seinen *Sohn*, S. 14. *Le sermon sans fin* S. 149 und dem Epigramm S. 188 sind alte Anekdoten benützt. Die Glossen über *Wortspiele* mögen den Franzosen heilsam seyn. Das Sinngedicht: „*Sur un Pédant*“

*Amant passionné d'Homère et Ciceron,  
Bardus à chaque instant nous dit d'un ton farouche,  
Que le françois n'est qu'un Jargon.  
Oui, Bardus, mais c'est dans ta bouche.*

dürfte auch in unsern Gränzen etwa so treffen:

Du giebst von hoher *Griechheit* alte Kunde,  
Und lehrt in göttlich-großem Ton:  
„Die neue Dichtkunst sey *Jargon*.“  
Ja, *Pompus*, aber nur in deinem Munde.

Le Brua's Einfall über einen: „*Facheux, dont la utilité nous ennuit.*“

*On n'est pas seul, on n'est pas deux*

entstand wohl aus dem Epigramm in den *Delassemens d'un galant homme* 1742.

„*Partons, disputons ensemble,  
Car autrement il me semble,  
Que je suis seul avec toi.*“

Der Ausfall auf einen *Medicaster*: *En se montrant il fait vomir et pour faire suer, il parle*“ hätte Rec. weggewünscht. — An witzigen und rührenden Gedichten ehlt es diesem *Almanache* nicht. Die sieben Kupfer nach *Raphael*, *Pouffin*, *Le Brua* etc. interessiren. Ein Register würde künftig die Uebersicht erleichtern.

ARNSBERG, gedruckt b. Herken: *Poetische Versuche*, von *Ferdinand Wolf*, Kan. Präm. und

Professor der Philosophie. 1802. XVI. und 240 S. 8.

Den Anfang dieser Sammlung macht die an das Publicum gerichtete Fabel vom *Neanthus*, der die *Leyer* des *Orpheus* zu erhalten wufste, und damit gleiche Wunder zu bewirken hoffte. Es glückte ihm zwar, die Thiere gleichfalls dadurch rege zu machen; aber die Ungeschicklichkeit seines Spiels besänftigte sie nicht, sondern reizte sie zur Wuth; und er ward von Hunden zerrissen. „Zitternd schreib' ichs — sie zerrissen ihn!“ singt unser Vf. und fährt fort:

Gott steh mir bey und allen jungen Dichtern!  
Mir schaudert sehr vor solchen strengen Richtern;  
Drum bitt' ich dich, mein liebes Publikum,  
Sag mir doch treu, mit unverstellter Miene,  
Ob ich des Stümpers Schandetod verdiene?  
Dann bleibt in Zukunft meine *Leyer* stumm.

Doch, würdest du zu diesen kleinen Stücken  
Halbschonend mir erheuten Beyfall nicken,  
Dann greife ich mit kühn gewordner Hand  
Zur *Leyer*, um ein größres Lied zu singen;  
Dir töut es schuldigst, sollt' es mir gelingen,  
Zu meines Dankes schwachen Unterpfand.

Ohne dem Publicum im mindesten vorgreifen zu wollen, und ohne auf den Charakter oder die Strenge solcher Richter, vor denen der Vf. schaudert, und deren Vorbilder seine Fabel gar schmeichelhaft darstellt, den geringsten Anspruch zu machen, wagt es Rec., ihm treu, mit unverstellter Miene zu sagen, dafs seine poetischen Versuche der Todesstrafe — wenn gleich sie nicht Schandetod seyn wird — wohl schwerlich entgehen werde. Nicken werden vielleicht manche Leser dabey; aber schwerlich halbschonenden Beyfall, sondern eher vor halbchlummernder Müdigkeit. Denn in der That, die Reimerey ist durchaus mittelmäßig; und schwerlich läst sich aus diesen kleinen Stücken, die meistentheils aus Fabeln bestehen, irgend ein völlig Erträgliches auszeichnen. Des Schlechten enthält die Sammlung desto mehr; und wenn davon die obige Probe nicht genügt, der lese noch folgende Fabel:

#### Der gute Knabe.

Ein armer Knabe trug gewandt  
Und wonnevoll in zarter Hand  
Ein wohlbelegtes Butterbrod,  
Und bat: O lieber guter Gott!  
Nimm doch dem Mann, der mir es gab,  
Die lange, lange Krankheit ab!  
Ein Biedermann von edler Sitze  
Vernahm des Knaben fromme Bitte,  
Und sprach zu ihm: Du gutes Kind,  
Genieße doch das liebe Butter!  
Mein Herr, verletz' er sanft gelind,  
Ich habe eine arme Mutter.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 11. Junius 1803.

## SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Mylius: *J. J. Engels Schriften. Dritter und vierter Band. etc.*

(Beschluß der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Jetzt zurück zu unserm Autor! Er unterscheidet drey Gattungen philosophischer Dialogen. Einige sind durchaus und rein philosophisch, es ist darin den Personen um nichts als um die Erkenntniß einer Wahrheit zu thun; in andern hängt der philosophische Charakter der Personen mit ihrem allgemeinen sittlichen zusammen; in noch andern ist das dramatische Interesse mit dem philosophischen verknüpft, so fern an dem Ausgange des Raisonnements dem Ehrgeize, dem Eigennutze der Personen gelegen ist. Im Drama entstehen philosophische Gespräche dann, wenn um eines individuellen Falls willen eine allgemeine Wahrheit erörtert wird. Motiologen sind es, wenn die Person sich durch ihre eigene Einsicht zu überzeugen sucht, Scenen, wenn die Ueberzeugung durch Hülfe der Einsichten eines andern entsteht. Wird der Monolog bloß bey Gelegenheit des vorhergehenden Auftretts von der zurückbleibenden müßigen Person geführt: so ist er Episode. Ist aber der Person an dem Ausgange des Raisonnements um der Folge willen gelegen: so ist der Monolog oder der philosophische Dialog ein Theil der Handlung.

Ein classisches Werk der dialogischen Literatur giebt es, welches keiner der erwähnten Gattungen beygezählt werden kann — das ist Diderots Unterredung eines Vaters mit seinen Kindern. Um das Eigenthümliche desselben zu zeigen, vergleicht der Vf. es mit den Theaterstücken, die man *pièces à tiroir* nennt, spricht mit großer Bewunderung und Vorliebe von jenem Dialog, und findet nur das eine tadelhaft, daß der Leser ungewiß gelassen wird wegen der Parthey, die er über die wichtige Streitfrage zu ergreifen hat. Diefs letzte ist merkwürdig als ein abermaliger Beweis, daß Engel selten sich zu rein ästhetischen Ansichten erhob; gar zu häufig sucht und vermischt er in der Kunst etwas, das nicht Kunst ist.

In dem letzten Theile dieser Fragmente, welcher den Unterschied zwischen Gespräch und Erzählung bestimmt, werden für beide Formen folgende Hauptvergleichungspunkte angegeben: jetziger Augenblick, vergangene Zeit — Individualität, Allgemeinheit — Moment für Moment, Sprung — Absichten des Erzählers; alleinige Absichten der Handelnden.

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

S. 267—296. folgt ein Aufsatz über die Schönheit des Einfachen. Alle noch so verschiedenen Definitionen vom Schönen geben als wesentliches Merkmal desselben Fülle und Mannigfaltigkeit an. Gleichwohl giebt es Farben, Töne, Bewegungen, Unrisse, in denen man nichts Mannigfaltiges unterscheidet, und die man dennoch schön nennt. Wie kann diefs geschehen? So fern, sagt der Vf., als sie durch die Bestimmtheit des Eindrucks, den sie machen, sich als Elemente des Schönen ankündigen. Bey Farben und Tönen hält er außer der Bestimmtheit auch sinnliche Annehmlichkeit zur Schönheit für nothwendig. Diefes aber scheint dem Rec. nur negativ zu wirken, weil nämlich ihr Gegentheil, sinnliche Unannehmlichkeit, die Seele verhindert, die Bestimmtheit des Eindrucks durch Reflexion aufzufassen.

Den Aufsatz über die musikalische Malerey (S. 297—342.) kann Rec. wegen Mangels an Kenntniß der Musik nicht beurtheilen, begnügt sich also einen gedrängten Auszug davon zu geben, und nur diefs anzuführen, daß er des Vfs. Bemerkungen mit seinen eigenen Beobachtungen über eine verwandte Kunst, die Declamation, übereinstimmend gefunden.

So ist der Gang des Raisonnements: Von dem Tonsetzer sagt man, er male, wenn er seine Töne so nachahmend macht, und ihnen mit dem Gegenstande selbst so viele Aehnlichkeit giebt als möglich. Er bewerkstelligt diefes dadurch, daß er entweder den Gegenstand nachahmt, oder den Eindruck, den dieser auf die Seele zu machen pflegt. Die Mittel, welche die Musik zum Malen hat, sind die Wahl der Tonart, die Wahl des Tons, aus welchem das Stück gehen soll, die Melodie, die Bewegung und andere mehr. Um zu erklären, wie die Musik durch Anwendung dieser Mittel malen könne, muß man bemerken: Alle Leidenschaften haben gemein, daß sie mit gewissen Bewegungen im Nervensysteme verbunden sind. Was sie unterscheidet, ist die größere oder geringere Stärke jener Erschütterung, und die Folge derselben: also kann die Musik malen, indem sie Töne wählt von einer Wirkung auf die Nerven, welche den Eindrücken einer gegebenen Empfindung ähnlich ist, und indem sie diese Töne auf einander folgen läßt gemäß dem Gange, den die darzustellende Leidenschaft nimmt. Hieraus folgt, daß die Musik weit fähiger ist, Empfindungen zu malen als Gegenstände der Empfindung: denn diese kann sie fast immer nur durch einzelne, schwache, entfernte; jene aber durch eine Menge sehr bestimmter Aehnlichkeiten andeuten. So viel über die Frage: Was und wie kann die Musik malen?

Gggg

len? Jetzt zu der Frage: Was soll sie malen? Sie soll lieber Empfindungen als Gegenstände malen. Sie soll ferner nur eine solche Reihe von Empfindungen malen, deren Gang und Folge lyrisch ist, d. i. eine solche Reihe von Empfindungen, wie sie sich von selbst in einer ganz in Leidenschaft versenkten, von außen ungestörten, in dem freyen Laufe ihrer Ideen ununterbrochenen Seele entwickeln. Alle diese Bemerkungen gelten von der Musik, wenn sie rein wirkt ohne Begleitung einer redenden oder mimischen Kunst. Nun geht der Vf. über zur Singcomposition. Hier muß man unterscheiden Malerey und Ausdruck. Nämlich: in jeder Empfindung unterscheidet man die Vorstellung des Gegenstandes und die Vorstellung des Eindrucks, welchen der Gegenstand auf unser Begehungsvermögen macht. Jenes ist das Objectiv in der Empfindung, dieses das Subjectiv. Malerey in der Singcomposition heißt Nachahmung des Objectiven, Ausdruck, Nachahmung des Subjectiven. Die gewöhnliche Regel: der Singecomponist soll nicht malen, sondern ausdrücken, will der Vf. lieber so fassen: *Der Singecomponist soll sich hüten, wider den Ausdruck zu malen.* Um diese Regel richtig anzuwenden, muß man unterscheiden die homogenen und heterogenen Empfindungen. Homogen sind diejenigen, in welchen das Objectiv mit dem Subjectiven verschmilzt, wie bey der Liebe, wo das Wohlgefallen an der Schönheit, und das Verlangen nach Vereinigung mit derselben in gleichem Grade wirken; heterogen sind diejenigen Empfindungen, in welchen das Subjective dem Objectiven widerstrebt, wie bey der Furcht, wo die Stärke des Subjects sinkt, in eben dem Grade als die Stärke des Objects steigt. In der Darstellung homogener Empfindungen ist Malerey zugleich Ausdruck; in der Darstellung heterogener Empfindungen zerstört Malerey den Ausdruck.

Der letzte Aufsatz dieses Bandes ist eine im Jahr 1793 gehaltene akademische Vorlesung über Artikel, Hülfswörter und Personenwörter der neuern Sprachen. Sie ist gegen Hn. *Adelung* gerichtet, welcher die genannten Eigenheiten der neuern Sprachen für eine Wirkung der Cultur, für eine Frucht der wachsenden Klarheit und Deutlichkeit der Begriffe hält. Siegreich bestreitet unser Vf. diese Behauptung erst historisch, dann philosophisch; und in diesem Theile schien dem Rec. vornehmlich lehrreich, was von dem engen Bündnisse gesagt wird, in welchem Deutlichkeit und Lebhaftigkeit stehen. Man kann nicht aufmerksam genug machen auf den großen Unterschied zwischen der flachen *Begreiflichkeit* und der tief einleuchtenden *Heligkeit* des Vortrags. Wenn man jene an französischen und französischen Schriftstellern oft über die Gebühr preist: so vergißt man, daß diese ein weit größeres Vorzug der Schreibart ist.

Dies nun ist der Inhalt von *Engels* ästhetischen Versuchen, welche, obgleich seit ihrer Erscheinung dieses Fach unserer Literatur mit so manchen Werken vortrefflicher Denker bereichert worden, für immer einen unschätzbaren Werth behalten, wäre es auch

nur wegen des Vortrags, in welchem ein höchst edler, gebildeter, heiterer, freyer Geist sich auf die gefälligste, liebenswürdigste und einnehmendste Art mittheilt. Das fleißige Studium derselben kann nicht genug empfohlen werden, besonders jungen Männern, welche lernen wollen, so zu sprechen und zu schreiben, daß man auch außer der Schule sie gerne höre und lese. — Nur eine Bemerkung gegen die Schreibart unseres Vfs. kann der Rec. nicht unterdrücken; nämlich, daß *Engel*, der so viel auf Correctheit hielt, sich ihrer so eifrig befließt, dennoch dieselbe dann und wann auffallend verletzt. Sind z. B. die oben angeführten Schlusszeilen des Fürstenspiegels correct? Läßt sich das Zittern, und noch mehr, das Aufhören des Zitterns als ein Gegenstand der Erlernung darstellen? Und eine solche Uncorrectheit am Schlusse eines solchen Werkes und in einer Anrede!

### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Frölich: *Handbuch der italiänischen Sprache und Literatur, oder Auswahl interessanter Stücke aus den classischen italiänischen Prosaisten und Dichtern, nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken*, von Ludwig Ideler. Zwey Theile. 1800—1802. 8.

Der Vf. dieses Handbuchs ist durch die Herausgabe ähnlicher Werke zum Behuf eines sorgfältigeren und zweckmäßigeren Studiums der französischen und englischen Sprache und Literatur hinlänglich von Seiten seiner Gelehrsamkeit, seines Geschmacks, und seiner Liebe für Correctheit bekannt. Das vor uns liegende Handbuch hat Form und Tendenz mit den älteren Handbüchern gemein, und unterscheidet sich von diesen nur durch eine größere Vollständigkeit. Auf die Tendenz macht der Vf. in seiner Vorrede noch besonders aufmerksam, indem er erklärt: „*Er habe nicht für Anfänger, am wenigsten für Kinder, gearbeitet, sondern sich gebildete Leser gedacht, die, mit der italiänischen Sprache vertraut, die vorzüglichsten in derselben geschriebenen Geisteswerke kennen zu lernen wünschen.*“ In der That ist dies das Charakteristische des ganzen Werks.

Der erste Theil enthält Auszüge aus vierzig Prosaisten, welche in chronologischer Ordnung neben einander gestellt sind, um auf die Entwicklung der Sprache in einem Zeitraum von mehr als drey Jahrhunderten aufmerksam zu machen. *Dino Compagni* macht den Anfang; *Dante* den Beschluß. Ohne alle die einzelnen Namen anzuführen, welche zwischen beiden in der Mitte stehen, begnügt sich Rec. mit der Anzeige, daß sich unter denselben kein einziger befindet, welcher nicht in seinem Vaterlande oder auch in Auslande von besonderem Gewicht gewesen wäre, oder noch ist. Alle bezeichnen entweder Historiographen, oder Romanendichter, oder Redner, oder Literatoren, oder Reisebeschreiber, oder Epistolographen; kurz, man trifft in diesen Auszügen nicht nur eine große



große Mannigfaltigkeit der Materien, sondern auch in den Materien selbst so viel Unterhaltung an, daß ganze Bibliotheken dadurch überflüssig gemacht werden. Sehr vortheilhaft zeichnet sich das Ganze noch durch die Biographien aus, welche der Vf. den Auszügen aus jedem einzelnen Schriftsteller vorangeschickt hat; Biographien, die, wie sehr sie auch ins Kurze mögen gezogen seyn, dennoch charakteristisch genug sind, und durch eine Menge unschätzbare Nachweisungen, die sie enthalten, nicht nur auf eine sehr genaue Bekanntschaft mit der italienischen, sondern mit europäischer Literatur überhaupt zurückzuschließen lassen. Wie groß auch die Zahl der italienischen Hand- und Lesebücher seyn mag: so befindet sich darunter kein einziges, welches in dieser Hinsicht mit dem vor uns liegenden auch nur eine entfernte Ähnlichkeit hätte; und doch ist eine vorübergegangene Bekanntschaft mit dem Schriftsteller das natürlichste und stärkste Licentament zur Lectüre seiner Werke. Aber nicht genug, daß der Vf. hierin den Vorzug vor allen seinen Vorgängern hat; er hat diese wesentlichen Theile seines Werks auch mit so viel Sorgfalt und Kritik gearbeitet, daß er selbst Gelehrten von Profession sehr nützlich werden kann. Um nicht allzu ausführlich zu seyn, macht Rec. nur auf den Artikel *Macchiavelli* aufmerksam. *Macchiavelli* ist ein so berühmter Name. Gleichwohl findet man unter den Gelehrten höchst selten einen zuverlässigen Beurtheiler der Verdienste dieses Mannes, indem die Vorurtheile, welche im siebzehnten Jahrhundert von ihm verbreitet wurden, in beynah alle Köpfe übergegangen sind und noch immer fortdauern. Was der Herausgeber über ihn als Geschichtschreiber sagt, ist um so mehr der Wahrheit angemessen, da selbst Robertson in *Macchiavelli* seinen Meister sah. Auch des berühmten Principe hat sich Hr. I. angenommen, um den moralischen Charakter des großen Schriftstellers vor künftigen Verunglimpfungen zu bewahren. Was er über die Entstehung dieses Werks sagt, ist gewiß im Detail sehr zuverlässig; aber die Hauptidee desselben scheint er doch nicht ganz aufgefaßt zu haben. Ohne sich von irgend einer Autorität unterstützt zu sehen, glaubt Rec. daß diese Hauptidee keine andere seyn könne, als die: daß schlechte Social- und Nationalverhältnisse sich nicht anders als auf dem Wege der Gewalt und List verbessern lassen. Dies beweiset vorzüglich der Schluss des ganzen Werks, wo *Macchiavelli* den berühmten *Lorenzo de' Medici* auffodert, das unglückliche Italien, mit Hülfe seines Oheims *Leo's X.* von fremden Jochen zu befreien, und alle einzelnen Staaten zu einem großen Ganzen zu vereinigen; und wo er mit dürren Worten sagt, daß, wer so etwas zu Stande bringen wollte, einen *Moses*, *Cyrus* und andere Staatengründer zum Muster nehmen, und alle moralischen Rücksichten um so mehr beseitigen müßte, da Menschen in einer schlechten Verfassung nicht anders als schlecht seyn, und eben daher auf keine gültige und offene Behandlung Anspruch machen könnten. Einen solchen Gedanken kann nur ein Mann haben, der, wie *Macchiavelli*, den größten Theil seines Le-

bens hindurch Partheyen beobachtet, und die Welt im Großen kennen gelernt hat; einen solchen Gedanken kann nur ein Mann haben, der, weil das Studium der Geschichte sein ausschließendes Studium ist, die menschliche Tugend nach ihrem Wesen, nicht nach bloßen Definitionen kennt; einen solchen Gedanken können alle diejenigen nicht haben, welche mit dem wahren Inhalte der Geschichte, wie *Bacon*, *Rouffau*, u. s. w. ganz unbekannt sind. Daher die schiefen Urtheile über ein Werk, dessen Inhalt nur für die Zeiten vorhanden war, in welchen es geschrieben wurde, und eben deshalb für unsere bessern Verfassungen beynah gänzlich verloren ist. Rec. hofft, den Vf. werde diese Ansicht eines Werks nicht befremden, dessen Einheit und Uebereinstimmung mit sich selbst nur auf diesem Wege gerettet werden kann. Dafür gesteht Rec. dem Vf., daß ihn viele seiner Berichtigungen sehr angenehm überrascht haben, daß das italienische Handbuch überhaupt sehr belehrend für ihn gewesen ist, und daß es ihm besondere Freude gemacht hat, einen *Galilei*, *Frisi*, u. s. w. entkleidet von dem Ernst der mathematischen und physischen Wissenschaften, in Briefen an vertraute Freunde oder in historischen Compositionen als classische Schriftsteller ihrer Nation kennen zu lernen. Die Nachrichten, welche von den beiden eben genannten Mathematikern gegeben werden, sind in der That so vollständig und gründlich, daß sie noch anderweitig bekannt gemacht zu werden verdienen. So viel von dem prosaischen Theil des Handbuchs.

Der poetische Theil zerfällt in zwey Abtheilungen, von welchen die erste Auszüge aus den älteren, die zweyte Auszüge aus den mittleren und neueren Dichtern Italiens enthält. Beide zusammen genommen machen mit einigen achtzig Dichtern bekannt. Des Vfs. Absicht ist bey diesem Theile, offenbar eine Fortsetzung der *Meinhard'schen Versuche über den Charakter und die Werke italienischer Dichter* gewesen; und jeder unpartheyische Leser, welcher der Uebersetzung entbehren kann, wird eingestehen, daß diese Absicht erreicht ist. Ist es einem historischen Gemüthe angenehm, den Verwandlungen zu folgen, welche die poetische Welt der Italiener in einem Zeitraume von mehr als drey Jahrhunderten durch eine nothwendige Veränderung der Ideenmasse in Europa erfahren hat: so wird es für ein poetisches Gemüth unstreitig noch größeres Vergnügen seyn, in jeder dieser Verwandlungen eine neue Welt zu erblicken, welche die Willkür selbst geschaffen hat, um sich darin nach Herzenslust zu bewegen. Der Vf. seiner Seits hat alles gethan, diese verschiedenen Welten gehörig aufzuklären; und da fast alle seine Bemerkungen historischen Inhalts sind, so unterscheiden sie sich um so wesentlicher von denen, die man in den gewöhnlichen Anthologien antrifft, und deren der Leser, wenn er nicht von allem Abstractionsvermögen verlassen ist, sehr füglich entbehren kann. Den Anfang der ersten Abtheilung macht *Guittone*; den Beschluß derselben, *Testi*. In der Mitte stehen, außer den allgemein bekannten: *Caval-*

*Cavalcanti, Burchiello, Lorenzo de' Medici, Pulci, Bojardo, Sannazaro, Vittoria Colonna, Rucellai, Casa, Caro, Bernardo Tasso, Costanzo, Baldi, Rinuccini, Tassoni, Chiabrera, Lalli.* Von allen diesen Dichtern giebt der Vf. ausführlichere oder kürzere Nachrichten, je nachdem ihr Leben merkwürdig ist; und obgleich die sorgfältigste Kritik gleichen Antheil an allen diesen Artikeln hat: so muß Rec. doch vorzüglichst aufmerksam auf diejenigen machen, deren Gegenstände *Dante, Petrarca, Lorenzo de' Medici und Torquato Tasso* sind; denn in ihnen wird der gelehrte Leser sehr viel Neues finden, da der Vf. alle in Deutschland vorhandenen Hülfsmittel benutzt hat, um die Widersprüche zu lösen, die sich in den Nachrichten von diesen Männern befinden: Untersuchungen dieser Art verdienen um so mehr den Beyfall der Kenner, weil die damit verbundene Mühe und Aufopferung den Blicken der gewöhnlichen Leser ganz entgeht. Die zweyte Abtheilung beginnt mit *Salvator Rosa* und endet mit *Filistri*. Zwischen beiden in der Mitte stehen: *Redi, Filicaja, Lomens, Zappi, Marchetti, Baldovini, Fortiguerra, Manfredi, Maffei, Rolli, Frugoni, Algarotti, Metastasio, Colpani, Parini, Cesavotti, Monti, Bondi, Fantoni, Pindemonte, Casti, Pignotti, Bertola, Rossi, Alfieri, Federici*, und neunzehn minder merkwürdige Sonnetten-Dichter. Die Interpretation der italiänischen Dichter des siebzehnten Jahrhunderts ist bekanntlich mit eben so grossen, wo nicht noch grösseren Schwierigkeit verbunden, als die der ältesten, theils wegen der ungeheuern Menge von Anspielungen, die sie enthalten, theils wegen der Verknüpfung überhaupt, welche den Charakter ihrer Werke ausmacht. Der Vf. hat also dasjenige, was er zur Charakteristik der Zeiten aufnehmen mußte, nicht nur so gewählt, daß er seinen Lesern die unüberwindlichen Schwierigkeiten erspart, sondern er hat auch, von den besten Commentaren unterstützt, die übriggebliebenen Schwierigkeiten gehoben. Unter den neueren Dichtern wird der Leser mehrere antreffen, die er bisher nur den Namen nach gekannt hat. Hier war ein fortlaufender Commentar minder nothwen-

dig, weil sie von der gegenwärtig in Europa herrschenden Darstellungsart weniger abweichen, ob sie gleich zum Theil von hoher Originalität sind. Aufmerksam macht Rec. vorzüglich auf die Werke des Grafen *Alfieri*. Dieser Dichter ist so ganz aus sich selbst hervorgegangen. Geraume Zeit vor der französischen Revolution trat dieser Graf — eine für Deutsche höchst seltsame Erscheinung — in dem Gewande eines Tragicers als Apostel der Freyheit in seinem Vaterlande auf. Alle seine Werke glühen von einem Ideal der Freyheit, das theils aus den Schriften des Tacitus, theils aus den älteren Schriftstellern Italiens, besonders aus Dante und Macchiavelli abstrahirt ist. Entsprechen sie vermöge dieser besonderen Tendenz den Begriffen nicht, die sich die Deutschen in neueren Zeiten von der Kunst gebildet haben: so sind sie doch im höchsten Grade poetisch, und den Werken der Griechen nur allzu sehr verwandt. Niemand wird sie ohne großes Vergnügen lesen; und jeder wird es unfrem Vf. Dank wissen, daß er so ausführliche Nachrichten von einem Manne gegeben hat, der als Dichter den Ausschlag über alle seine Landesleute neuerer Zeit giebt, obgleich *Fantoni, Monti, Casti, Parini, Bondi* in den lyrischen, didaktischen und beschreibenden Gattungen mit großen Erfolge gearbeitet haben.

Es ist kaum der Mühe werth, zu bemerken, daß durch dies Handbuch und besonders durch den zweyten Theil desselben alle die Vorurtheile über den Haufen fallen, welche Hr. von *Archenholz* über Italiens neuere Dichter verbreitet hat. Das Handbuch selbst ist in jedem Betracht das vollständigste und beste von allen in Deutschland vorhandenen. Werden Arbeiten dieser Art in der Regel mit Recht gering geschätzt, weil sie das Machwerk weniger Wochen oder Monate sind; so macht diese die gerechtesten Ansprüche auf Beyfall und Hochachtung, da jede Zeile beweiset, daß sie das Product eines gereiften Geschmacks, einer seltenen Gelehrsamkeit und eines anhaltenden und mühsamen Forschens und Sammelns ist.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**SCHÖNE KÜNSTE.** Halle u. Leipzig, b. Ruff: Ein deutscher Auszug aus *Georg Bertola's und Joh. Gerk. de Rossi's italiänischen Fabeln*, für die erwachsenere Jugend beiderley Geschlechts, von Joh. Chr. Drayzig. 1803. 76 S. 8. (6 gr.) Bertola und de Rossi zeichnen sich unter den italiänischen Schriftstellern durch edle Schreibart und feinen Geschmack aus. Von ihren Fabeln einen Auszug in deutschem Gewande zu machen, war daher kein unglücklicher Einfall. Gegenwärtige Arbeit wird unserer Jugend lehrreich und angenehm seyn, weil jede Fabel mit einer moralischen Lebensregel schließt,

und sich durch einen leichten und schönen Vortrag empfiehlt. Nur zuweilen erscheint der italiänische Genius zu genau nachgeahmt, besonders in Participien; z. B. *und sie bereueten beym halbtod und zuckend auf die Erde Fallen zu spät ihre thörichte Aenderung.* — *Die Beglückten den Busen bewohnenden Rosen überhoben sich.* Mehrere harre Stellen dieser Art fallen beym Lesen ins Auge, auch einige Provinzialismen, als: Man lief zum Arzte, welcher die Ursache dieses Uebels benannte — und unrichtige Imperfecte, als S. 2. *sprung*, S. 20. *schtung*, u. a. m.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 13. Junius 1803.

## PHILOGIE.

ERLANGEN, b. Palm, u. HAMBURG, b. Remnant:  
*A compleat english-german, (and) german english Dictionary.* Vol. I. containing the english german part, wherein (wherein) not only the words to be met with in other dictionaries may be found, but all expressions of natural history, husbandry, marine, merchandise, the law and its courts, the vulgar tongue and provincialisms are inserted by *John Christ. Fick.* *Vollständiges Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Lexicon.* Erster Band, worin etc. (der übrige Titel dem Englischen gleichlautend). 1802. 726 S. zwey Columnen für eine Seite gerechnet. — Der 2te B. enthält den Deutsch-Englischen Theil. 523 S. (3 Rthlr. 12 gr.)

In der Vorrede sagt der Vf., daß der öftere Gebrauch, den sowohl er als mehrere seiner Schüler von den jetzt vorhandenen Englischen Wörterbüchern gemacht, ihn überzeugt habe, daß sie unzureichend sind; daß ihre Verfasser viele Hülfquellen und Autoritäten ganz übersehen haben, und daß ein jeder, der auch nur wenige Englische Bücher gelesen hat, eingestehen werde, daß er sich oft vergeblich in seinem Wörterbuche Rath zu erholen suchte; daß viele technische Ausdrücke, Wörter der Volkssprache und Provinzialismen gar nicht zu finden wären; (hier ist jedoch das von Ebers zum Theil auszunehmen, weil dieser eine Menge Wörter aus dem *Diction. of the vulgar tongue* in das seinige übergetragen hat;) daß man endlich wenig Wörter finde, die auf die Englische Verfassung, auf politische und gesellschaftliche Institute, auf Rechte, Gerichtshöfe etc. Beziehung haben; daß sie endlich sehr mangelhaft in der Naturgeschichte, Landwirthschaft, Schiffahrt, Handel etc. waren. (Hierin stimmt Rec. dem Vf. vollkommen bey.) Hr. F. fing daher an, alle Wörter und Ausdrücke sorgfältig zu sammeln, die seine Vorgänger ausgelassen hatten, und suchte neue Hülfsmittel, die Lücken zu ersetzen. Unter diesen nennt er *Nemnich* und *Röding*, die Werke eines *Wendeborn*, *Archenthalz*, *Küttner*, das *Journal London* und *Paris*, die Englischen *Miscellen*. Aufser den bekannten Wörterbüchern bediente er sich *Masons Supplement to Johnsons engl. Diction.*, des *botanical Diction. for the curious in husbandry et gardening* von *Bladley*, des *complete Farmers*, oder *Diction. of husbandry etc.* *Martyns language of Botany etc.* *Mrs. Piozzis Brit. Synonymy*, des *Class. Diction. of the vulgar tongue*, A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

des *provincial Glossary* und *Blackstones Commentary upon civil Law*. (Zu wünschen wäre, daß der Vf. auch *Chambers Cyclopedia*, oder wenigstens ein Kunstwörterbuch gehabt hätte.) Durch diese Hülfquellen behauptet er, über 5000 Wörter mehr in sein Werk gebracht zu haben, als man in den Wörterbüchern seiner Vorgänger findet.

Für dieses mühsame Zusammentragen verdient Hr. F. unstreitig den Dank aller Liebhaber der Englischen Sprache. Auch ist die ganze Einrichtung seines Werkes so, daß er durchaus Platz zu ersparen gesucht hat, wodurch es dann, der Vermehrung ungeachtet, noch immer die Gröfse eines Handwörterbuchs nicht überstiegen hat.

Wir wollen nun die ersten zwanzig Bogen wählen, und von jedem derselben die zwey ersten Seiten genauer durchgehen. *I am a bed* ist gemein, und sollte durch ein Zeichen dafür angegeben seyn. (Ueberhaupt ist es ein Fehler dieses Werkes, daß das Pöbelhafte zwar oft, aber nicht immer als solches angezeigt ist. Der Deutsche will nicht nur wissen, was ein Wort, oder eine Redensart bedeute, sondern ihm liegt auch sehr viel daran, ob er sie wieder gebrauchen darf). *Abacus* ist nicht ein Säulencapital, sondern das, was zunächst auf dem Capital liegt, und wird auch von den Deutschen *Abacus*, oder die *Platte* genannt. *Abbeys* ist nicht eine Kupplerin, sondern die Eigenthümerin eines Bordels. *Alligation* ist im Deutschen die Kettenrechnung. *Alliteration* ist jede Zusammenstellung mehrerer Wörter, die sich mit den nämlichen Buchstaben anfangen, nicht nur Verfe. S. 43 fehlt das sehr bekannte Wort *to authenticate*, authentisch machen. *An authenticated copy*, eine vidimirte Copie. S. 49 Die Eintheilung der Englischen Barone paßt nicht mehr. Man überläßt es einem jeden, der zum Baron gemacht wird, ob er zu seinem Namen den *Lordstitel*, oder ein Gut, das ihm gehört, oder irgend einen Ort, mit dem er in Verbindung steht, setzen will. Daher *Lord Thurlow*, *Lord Nelson* etc. Daß die Frau eines *Baronets* den Titel *Lady* hat, ist ganz richtig; aber was meynt der Vf. mit *Madam*? *Madam* gebraucht man bloß in der Anrede und zwar für jedes weibliche Wesen, verheyraethet, oder unverheyraethet, von der Königin an durch alle Stände bis auf die Handwerksfrau herab. *A baron of beef* ist wohl nichts weiter als ein Irrthum, oder Mißverständniß aus dem *Journal London* und *Paris*. Das Englische ist *Sir loin of beef*. S. 50 Die Erklärung von *Barrister* ist ganz falsch. B. ist jeder Rechtsgelehrte, der vor den hohen Gerichtshöfen plaidiren darf. Erskine und alle die großen Rechtsgelehrten, H h h die

die man aus den Zeitungen kennt, sind Barristers. *Barrow*, ein Grabhügel, nämlich jene alten, die wir gewöhnlich *tumuli* nennen. *Basket*. Die niedrige Redensart „*I am in the basket*“ kommt häufig vor, und bedeutet: Ich verstehe nicht, was gemeint ist, ich bin nicht im Geheimnisse. S. 65 *to blanch almonds*, Mandeln mit heissem Wasser brühen und die Haut davon abschälen. S. 66 *Blast*, jedes große Feuer, als *the blast of a forge, the blast of gun-powder*. S. 67 weggelassen *venitian blinds*, Jalousien oder jene beweglichen Bretchen in den Hausfenstern, Kutschfenstern etc. S. 68 fehlt *bloody hand*, die blutige Hand in den Wappen der Englischen Barone, worauf häufig angepielt wird; *blotting paper*, Löschpapier; *to blow one up* heisst nicht einen verschreyen, sondern, ihn zu Grunde richten, indem man sein Geheimniß, oder seine Betrügerey entdeckt. S. 81 fehlt *to bruise*, boxen. *Bruiser*, ein Boxer, besonders von denen, die recht eigentlich Profession davon machen. *Brush* ist nicht nur ein Borstenpinsel, sondern auch jeder Haarpinsel, zum Malen, Laviren etc. *to brush up*, herausputzen, aufputzen; (*He brushed himself up* etc. *to brush up any thing old.*) fehlt, eben so *Buck*, eine Art Stutzer und zwar von denen, welche die Moden übertreiben. *to cast away*, Schiffbruch leiden etc. muß heißen *to be cast away*. *Castrametation*, die Kunst, sich zu lagern; besser: die Kunst, ein Lager abzustecken. *Catchpenny* ist nicht die Erfindung einer neuen Auflage, sondern jedes Ding, wodurch man den Leuten ihr Geld ablockt. Ein schlechtes Buch mit einem anziehenden Titel, eine Ausstellung, von der man viel verspricht und die unbedeutend ist u. dgl. sind ein *catch-penny*. *Cathedral* heisst zu einer Cathedralkirche gehörig, oder ihr gemäß. Eine Menge Kirchen, zu denen kein Bischoff gehört, haben *cathedral service*, d. h. einen Gottesdienst, wie er in den Cathedralkirchen gebräuchlich ist, wie z. B. in Westminster, Windsor und vielen andern. S. 113 *Close to the ground* heisst nicht, der Erde gleich (das ist *on the level of* etc.), sondern dicht an der Erde. Ein *congé d'elire* ist die Erlaubniß, die der König einem Capitel giebt, sich einen Bischoff zu wählen etc. nicht *aus dem Capitel*, denn letzteres geschieht sehr selten. Uebrigens ist das Ganze eine bloße Form, denn der Hof macht die Bischöffe, nicht die Capitel. S. 145 *Bey crest* fehlt die Bedeutung *Helmzierde*, welche sehr oft vorkommt. Ein paar Worte weiter fehlt *crim-con*, Ehebruch. Eigentlich ist es *criminal conversation*, wird aber fast allgemein *crimcon* geschrieben und ausgesprochen. Weiterhin fehlt *the Curse of Scotland*, die Careau Neune, ein Ausdruck, den man bey dem Spiel oft hört. *Demagogue* ist nicht Oberhaupt einer Parthey, sondern nur einer Volksparthey, ein Volksführer. *Bey demi* fehlt *demi-rep*, ein Frauenzimmer von zweydeutigem Rufe, eine, die nur nicht gerade eine Hure ist. *to dine with duke Humphrey* heisst nicht nur fasten, sondern gewöhnlicher, allein essen. Ebend. Die ältesten Söhne der Englischen Herzoge haben den Rang als Marquis, aber nicht immer den Titel. Die jüngern Söhne haben den Titel

Lord vor dem Tauf- und Familiennamen, als Lord Henry Spencer, Sohn des Herzogs von Marlborough, Lord Robert Fitzgerald, Sohn des Herzogs von Leinster. S. 194 *dunghill cock* ist jeder gemeine Hahn, im Gegensatze der Streithähne, die von einem edlern Blute sind. Eben so sagt man auch *dunghill hen*, eine gemeine Heune. Ebend. *to kick up* oder *raise a dust* ist nicht sowohl Unruhe erwecken, als Lärm machen, Aufsehn erregen. *Entablature*, das Gebälk; richtig! Nicht aber „das Fries oder der Kranz einer Säule“, denn es ist, so wie das deutsche Wort Gebälk, der Hauptbalken, der Fries und der Kranz zusammen. S. 209 *Envoy* ist niemahls Resident. Er kommt gleich auf den Ambassador und steht über dem Minister plenipotentiary. *Epigraphe* ist jede Ueberschrift, nicht nur auf einer Säule. S. 210 *Equerries* sind am Englischen Hofe Officianten, die den König begleiten, besonders bey dem Ausreiten; gewöhnlich Officiers der Armee. *Farmer*. Anstatt „in England heißen alle Bauern *farmers*“ würde Rec. sagen: in England giebt es fast keine Bauern, sondern Pächter, Knechte und Tagelöhner. In Nord-England findet man hin und wieder Bauern nach unserer Art, und diese heißen *estatesmen*. *Fascia* (Archit.) heisst nicht der Kranz an einer Säule, sondern ein Streif des Unterbalkens (Architrave), welcher aus drey solchen Streifen besteht. S. 228 *people of fashion* sind nicht Leute, worunter man den Adel und die größten Güterbesitzer versteht; sondern Leute von Ton, die auf den großen Fuß der Mode leben. Viele Adelige sind nicht *people of fashion*, so wie viele *people of fashion* nicht vom Adel sind. *Flippant* entspricht auch einigermaßen unserm *Naseweis*, welches die Engländer sonst nicht auszudrücken wissen. *Bey to flirt* fehlt die Bedeutung coquettiren, worin es sehr häufig gebraucht wird; eben so *a flirt*, eine Coquette; und *flirtation*, Coquetterie, ohne Buhlerey zu seyn. *Bey fusée* ist die Bedeutung Rackete vergessen. *Grace. To say grace*, vor oder nach der Mahlzeit beten. *to grapple* fehlt die Bedeutung, sich an ein Schiff anlegen und Handgemeng werden. *To grate*, einem wehe thun, besonders seiner Empfindlichkeit. *Hustings* bedeutet auch das hölzerne Gerüste, wo an einigen Orten die Parlamentsglieder gewählt werden.

Der Leser wird nunmehr im Stande seyn, selbst zu beurtheilen, was er von dem Englisch-Deutschen Theile dieses Wörterbuchs zu erwarten hat. Rec. hat nur noch hinzuzusetzen, daß er es, aller dieser Erinnerungen ungeachtet, für das brauchbarste hält, das wir jetzt haben. Sollte es manchem auffallen, daß sich auf 40 Seiten so viel zu erinnern fand, so muß er bedenken, daß es andern Wörterbüchern an Mängeln und Irrungen auch nicht fehlt, wenn man sie auf die nämliche Art prüft. Rec. stellte diese Untersuchung an, weil das Werk wirklich viel Verdienst hat, und weil der Vf. vielleicht dadurch bewegen wird, die Sprache noch mehr zu studieren, und in der Folge eine vollkommnere Ausgabe zu liefern; denn Vieles bleibt ihm allerdings noch zu thun übrig.

Auch die Aussprache hat der Vf. mit deutschen Buchstaben anzugeben gesucht; allein dieß ist der schlechteste Theil des ganzen Buches, und Rec. findet da ungefähr alle die Fehler, die er noch zeither in den Werken gefunden hat, die von Deutschen über die Englische Aussprache geschrieben worden sind. Sie sind unzählig, und Rec. muß dem Leser rathen, ja keinen Gebrauch davon zu machen; so weiß er wenigstens, daß er nichts falsch lernt. Um seine Behauptung zu beweisen, will Rec. nur Einiges ausheben. Für drey verschiedene Aussprachen des Englischen *a* nimmt er nur ein einziges Zeichen an, das deutsche *ä*, welches er denn vermuthlich ausspricht, wie das *e* in *Leben*, *geben*, *streben*. Dieß paßt denn auf das erste *a* in *abate*, *abdicate*, *abdication*, *away*. Aber das zweyte *a* in allen diesen Wörtern muß wie unser *e* in *gehen*, *stehen*, *ausgesprochen* werden. Nun nimmt aber der Vf. auch für das zweyte *a* ein *ä* an; folglich spricht er alle die Tausende von Wörtern, die sich in *ation*, *ate* und *ay* endigen, falsch aus. Selbst die Endungen in *ai* überfetzt er durch *ä*; also sind auch diese falsch. Er irret gleich in der ersten Zeile seines Werkes, indem er das Englische *A* *äh* ausspricht. Dieß ist das *A* der Schotten und Irländer; der Engländer nennt den ersten Buchstaben seines Alphabets *e*, oder *eh*, wie in *Ehre*. Ja selbst da, wo das Englische *A* beynahe wie unser deutsches *a* klingt, als in *arch*, *father*, *farmer* etc. schreibt er noch immer *ä*. — Die Endungen in *er* drückt er durch *ör* aus; ein Ton, der, wenn er im Deutschen richtig ausgesprochen wird, in der Englischen Sprache nicht existirt, den auch der Engländer, in der Regel, gar nicht aussprechen kann. — In manche Wörter setzt er ein *h*, wo im Englischen keins zu hören ist, als *deification*, *deifikation*, *deiform*, *dihisam*, *deism*, *dihism* etc. — Auch das *o* schreibt er in einer Menge von Wörtern durch ein deutsches *a*, wie fast alle seine Vorgänger. Von allen falschen Aussprachen ist dem Engländer keine so widerlich, wie diese. — Doch genug, um den Leser vor der Aussprache des Vf. zu warnen.

Der zweyte Theil ist für den Deutschen weniger wichtig; auch hat dieser dem Vf. gewiß nicht so viel Arbeit gemacht, als der erste, da er das große und ziemlich vollständige Ebersche Wörterbuch benutzen konnte. Er ist aber, so wie der erste, mit vielem Fleiße angearbeitet und überaus reichhaltig an Wörtern. Für den Engländer ist es ein sehr brauchbares Handbuch; aber für den Deutschen, der aus seiner Sprache ins Englische übersetzen will, reicht es nicht zu, denn dazu ist es, bey der ungeheuern Menge von Wörtern, die es enthält, nicht unständig genug. Auch ist nicht zu verlangen, daß ein Handwörterbuch allen Zwecken entsprechen soll. Daß das Englische oft nicht richtig ist, und noch öfter das Deutsche nicht erschöpft, wird wohl niemanden befremden, der die Schwierigkeit der Unternehmung kennt. Auch hier nur einigermaßen in das Umständliche einzutreten, würde den Umfang einer Recension weit überschreiten.

BERLIN, in d. Vossischen Buchhändl.: *Einleitung in die Grammatik, oder Vorbereitungslehre zu jedem grammatischen Unterricht, für Knaben- und Töchter Schulen; von Theodor Heinßius, Dr. der Philosophie. 1801. XIV u. 146 S. 8. (10 gr.)*

Einen zweckmäßigeren Sprachunterricht zu befördern, und dem Anfänger das trockene Studium der Grammatik zu erleichtern, dazu ist vorliegende Schrift nicht bloß von dem Vf. bestimmt, sondern durch gute Abfassung wirklich geeignet. Sie enthält die Prolegomena zu jedem grammatischen Unterricht, zwar nicht mit erschöpfender Gründlichkeit, aber faßlich und in lichtvoller Ordnung vorgetragen; und da fast auf jeder Schule wenigstens die deutsche, lateinische und französische Sprache schon in den untern Classen gelehrt wird, so kann sie als Einleitung zu diesen Lehrvorträgen dienen. Der Vf. ist nicht bloß bey der Erklärung grammatischer Kunstausdrücke, stehen geblieben, sondern hat alles, was die allgemeine Grammatik betrifft, und was überhaupt bey dem Erlernen einer bestimmten Sprache schon vorausgesetzt werden sollte, mit aufgenommen, insofern es für den ersten Unterricht gehört, und einer populären Darstellung fähig ist. Wenn daher gleich, wie Hr. H. in der Vorrede selbst bekennt, manche Erklärungen, z. B. von dem Verbum, dem Substantivum etc. in philosophischer Hinsicht nicht befriedigend genug sind: so halten wir doch schon das für Gewinn, wenn erst durch diesen Leitfaden auch Ungeübte zu grammatischen Begriffen gelangen, und nicht mehr bloß Worte erlernen werden, bey welchen sie gar nichts zu denken vermögen. Fügt ein geschickter Lehrer zu den hier gegebenen Erläuterungen passende Beyspiele hinzu: so kann es nicht schwer fallen, auf diesem Wege auch Mädchen grammatische Begriffe beizubringen, und sie eine Sprache nach Regeln, mithin gründlicher als gewöhnlich, zu lehren.

#### GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Schwickert: *Vollständiges griechisch-deutsches Wörterbuch*, ausgearbeitet von Johann Gottfried Haas, Conrector an d. Schule zu Schneeberg. *Zweyter Band: A bis und mit Ω. 1801. 1952 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)*

Wir können uns bey der Anzeige dieses Bandes kurz fassen, da nicht bloß in der Recension des ersten (A. L. Z. 1797. N. 252) die Einrichtung des Werkes, sammt dessen Vorzügen und Fehlern, umständlich dargelegt, sondern auch bey Beurtheilung des Schneiderschen Handwörterbuchs (A. L. Z. 1798. N. 236) von Neuem vergleichende Rücksicht darauf genommen worden ist. Auch in diesem Bande offenbart sich überall der mit eigener Prüfung und sorgfältiger Belesenheit verbundene Sammlerfleiß des gelehrten Vis.; aber die Erfordernisse eines Handwörterbuchs, zumal wenn es sich als ein vollständiges ankündigt, welche

welche in obgedachte Recension aufgestellt wurden, sind auch hier nicht befriediget. Selbst bey einzelnen Wörtern ist noch Manches zu berichtigen, Manches nachzutragen. Die Artikel *μυρός*, *μυριαμβος*, *πίστις* fielen uns zuerst ins Auge. Bey den eriten beiden finden sich so viel Fehler, als Zeilen, bey dem letzten ist wenigstens nicht bemerkt worden, das bey den Griechen auch die Versicherung durch Handschlag *πίστις* genannt wurde. So unterscheidet Aristophanes (Acharn. 307) *βωμός*, eidliche Versicherung bey'm Opfer, *ὄρκος*, Zuf. durch Worte, und *πίστις*, durch Handschlag. Der Scholiast führt dabey das homerische *δεξιάι*, *ἤσ ἐπέτιθμεν* an. Uebrigens mußte, schon der Consequenz halber, in diesem Theile manches von dem Plane des Vfs. beybehalten werden, was schon bey der Recension des ersten als unzumuthig, entweder überhaupt, oder doch für ein solches Wörterbuch, ausgezeichnet ward. Dahin rechnen wir namentlich die geographischen, historischen und mythologischen Artikel, und die Ableitung der griechischen Wörter von hebräischen, arabischen oder syrischen Wurzeln. Wir konnten uns auch jetzt der Befremdung nicht erwehren, als wir *μασχάλη* von *ψα*; *μάτην* oder dorisch *μάταν* von *ψα*, *wanken*, *kehren*, *μηνίγξ*, das *Hirnhütchen* von

*ψα*, *prohibere*, *tegere*, in vollem Ernst hergeleitet fanden. Jedoch auch über diese etymologischen Grillen ist in jener ersten Recension das Nöthige bemerkt worden, und damit nicht Nachahmer zu ähnlichen Combinationen verlockt werden, stehe hier, zu kräftiger Warnung, ein merkwürdiges Urtheil Bentley's aus einem ziemlich vergessenen Briefe an Godofr. Richter (in dessen *Specim. Observat. criticarum* p. 43): *Certe, si in ulla eruditionis parte, in hac praecipue τῶν ἐτυμολογιῶν, opus est solido et subacto judicio: quo qui destituuntur, turpissime se dare solent et deridendos propinare. Ea enim est indoles linguarum Orientalium, ut si (pro more hominum, qui in ea re hodie lauream quaerunt) vocalium nulla ratio habeatur, consonantium autem permutatio tam patienter admittatur, quidvis possit deduci, et tota verborum graecorum suppelles ex Oriente deportari. Superiore saeculo Goropius Becanus — omnia linguae ebraea vocabula ex brabantica deducere aggressus est: vix magis insanus, quam qui hodie omnia nostra et ebraeis petere conantur, febriculosis conjecturis et inanibus suspicionibus freti. Hanc tu ut ingeniorum pestem fugias, auctor tibi ero. Nullus enim solidae doctrinae fructus, nulla apud cordatos homines gloria provenire hinc poterit.*

## KLEINE SCHRIFTEN.

**NATURGESCHICHTE.** *Altorf u. Nürnberg*, b. Lechner: *Diff. inaug. de Lemna*, quam in studiorum universitate Altorfina pro gradu Doctoris medicinae et chirurgiae obtinendo, die IX Nov. 1801 publice defendit auctor *Io. Fried. Wolf*, Suenofurto-Francus. Cum tabula aeri incisa. 1801. 22 S. 4. (10 gr.) Eine fleißige Arbeit, die für den Beobachtungsgeist ihres Vfs. auch für seinen Beruf zum Naturforscher ein günstiges Vorurtheil erweckt. Die Wasserlinsen, diese in ganz Europa außerst gemeinen Gewächse, dienen zum auffallenden Beweise, wie fortlos unsere Naturforscher in der Untersuchung des Baues und der Oekonomie der Pflanzen noch oft gewesen sind. Ungeachtet die Befruchtungstheile der *Lemna minor* dem bloßen Auge sich leicht darstellen, und im Späthommer häufig zu finden sind: so hat die Gattung doch bis jetzt einen falschen Ort im Linnéschen System eingenommen. Zur 21sten Classe gehört sie nämlich viel weniger, als die *Callitriche*, und man kann sie mit allem Rechte, schon nach den trefflichen Micheli'schen Beobachtungen, in die zweyte Classe setzen. *Vallisneri* war zwar der erste, der die Blüthen etwas genauer untersuchte (*Opere*, tom. II. p. 81. f.), aber seine Beschreibung ist so undeutlich und sticht zu ihrem Nachtheil so sehr gegen die unvergleichlichen Beschreibungen und Abbildungen von *Micheli* (*nov. plant. gener.* p. 15. 16. tab. II) ab, das man den letztern eigentlich als den wahren Entdecker ansehen muß. *Micheli* setzte die Wahrheit seiner Bemerkungen so außer allen Zweifel, das man sich billig wundert, wie *Gärtner* (de fruct. et semin. p. XIX) die Sexual-Fortpflanzung den Wasserlinsen abstreiten und sie allein durch Keime sich vervielfältigen lassen konnte. *Medicus* und Andere nehmen indessen diese Idee an, und selbst *Schkuhr's* treue Forschungen (*Handb. III. Taf. 381*) so wie *Ehrhart's* frühere Bemerkungen

(*Beyträge*, Th. I. S. 43 f.) an der *Lemna gibba* gewonnen nur einen Theil der Botanisten. Denn die eigentlichen Samen, durch eigentliche Befruchtung entstanden, hatte doch nur *Micheli* beobachtet; seine Angabe von der Gestalt und Zahl der Fruchtkapsel widersprach *Roth* (*flor. germ.* I. p. 391) und weder *Ehrhart*, noch *Schkuhr* konnten die Samen selbst untersuchen.

Diese Ungewissheit machte demnach eine neue Untersuchung sehr nothwendig, und der Vf. hat dieselbe, außer der italienischen *L. arrhiza*, an allen übrigen Arten mit vieler Sorgfalt angestellt. Sehr zweckmäßig fangt er mit der Fortpflanzung durch Keime an, und zeigt, wie sich durch Öffnung des Seitentheils eines Blatts ein neues Blatt erzeugt, und wie diese Art der Vermehrung bey Wasserlinsen, die auf schattigen Sümpfen wachsen, die gewöhnlichste ist, dagegen solche, die von der Sonne beschienen werden, eher Befruchtungstheile erzeugen. Die Wurzeln beschreibt er sehr genau, läßt es aber dahin gestellt seyn, wozu die Mützcchen an der Spitze der Wurzeln dienen. In Rücksicht der Befruchtung selbst hat er zwar *Micheli's* treffliche Untersuchungen nicht übertroffen, ja in Rücksicht der Darstellung der Samen nicht einmal erreicht. Aber er macht dagegen auf die Körperchen aufmerksam, womit die Blätter und Wurzeln der *L. trifida* besetzt sind, und die dem Rec. wie Knospen vorgekommen sind. Die Abbildungen sind richtig, wenigstens besser als die *Schkuhr'schen*, aber mit Vergnügen verweilt man doch noch immer bey den *Micheli'schen*, wo man unter andern den Unterschied findet, das M. der *Lemna gibba* fünf Samen in jeder Kapsel, der *L. minor* aber nur zwey giebt, Hr. *Vf.* hingegen bildet auch Fig. 14. 15 bey der *L. gibba* eine *capsula disperma* ab.



# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 14. Junius 1803.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Pest, gedr. b. Patzko: *Zeitschrift von und für Ungern* zur Beförderung der vaterländischen Geschichte, Erdkunde und Literatur, herausgegeben von Ludw. von Schedius. *Ersten Jahrganges Zweytens Bandes Zweytes Heft.* S. 131—255 *Drittes Heft.* S. 259—368. *Zweytens Jahrganges 1803 Dritten Bandes Erstes Heft.* S. 1—68. *Zweytes Heft.* S. 71—132. 8.

Schon aus der vorangezeigten Seitenzahl wird ersichtlich, daß mit dem Jahr. 1803 eine Veränderung in der Herausgabe dieser Zeitschrift eingetreten sey. Diese Veränderung besteht nämlich darin, daß sie nunmehr in monatlichen Heften, jeden zu wenigstens 4 Bogen gerechnet, erscheint, und so durch die Post regelmäßig versendet werden kann.

*Zweyter Band 2tes Heft.* 1) *Reise nach Constantinopel in Briefen*, vom Hn. Grafen Vincenz Batthyáni, eine Fortsetzung. Herabgefunkener militärischer Ruhm der Türken; äußere Politik, innere Verwaltung: alles kurz aber kräftig geschildert. (Hiehey eine — wiewohl sehr lesenswürdige Abschweifung auf einen neuern leider schon verstorbenen, in seinem Leben verkannten ungrischen Staatsmann, Alexander von Pászthori, in dem sich große Talente mit warmen Patriotismus vereinigen.) Wirkung der Religion auf die Türken; Müßiggang; Geringschätzung andrer Nationen; schneller Uebergang von Entschlossenheit zur Feigheit. 2) *Maafs- und Gewichtseinrichtung in den k. k. Erbländern*, vom (verstorbenen) Freyherrn Georg Vega, verglichen mit dem französischen neuen Maafs- und Gewichtssystem. 3) *Historisch-diplomatische Aufklärungen über Stephan V. Königs von Ungern Tod im J. 1272, und über die ersten Regierungsräthe Ladislaus des Kumanoers*, von Joh. Christ. v. Engel. Diese Aufklärungen, die ein paar neue Facta zur ungrischen Geschichte beytragen, sind aus einer Handschrift der k. k. Hofbibliothek genommen, welche ein Formularium des Kanzlers von Ottocar, K. in Böhmen, des M. Henricus de Ysernia enthalten. 4) *Rhapsodische Bemerkungen über Croaticn und einige Gegenden Ungerns*, von Steph. v. Köröskényi. Der reellen Thatsachen und Bemerkungen sind hier nicht viele; aber dennoch ließt sich dieses Gemisch von sentimentalen, dichterischen, philosophischen und reellen Bemerkungen wegen der reinen Schreibart und der lebhaften Darstellung sehr gut. Der erste Brief handelt vom Charakter des croatischen Landmanns, der zweyte von dem Zustand der Schriftstel-

A. L. Z. 1803. *Zweyter Band,*

lerey und der Gelehrsamkeit in jenen Gegenden: freylich ist alles mit verschönerndem Griffel geschildert. Die Büchersammlung des verstorbenen gelehrten Staatsmanns und Obergespans Nic. Skerletz von Lomnitsa soll sich auf 60,000 Bände belaufen, und wie der Vf. gehört hat, zum öffentlichen Gebrauch aufgestellt werden. Dieser Mann hat sich auch um das Schulwesen in seinem Comitate viel Verdienste gesammelt. 5) *Ueber die Verbreitung der Kuhpocken im Graner Comitate*, vom Comitatsarzt D. Mich. Lenkoffek. 6) *Ueber den handschriftlichen Nachlass des Matth. Bel.* von Jac. Ferd. v. Miller. Bekanntlich hat der verstorbene Cardinal und Primas von Ungern, Joseph Batthyáni, Bels Nachlass im J. 1767 an sich gekauft, und mit den Schätzen seiner reichhaltigen Bibliothek vereinigt. Bey dem Transporte wurden einige Handschriften durch das auf dem Schiff in die Küsten eingedrungene Wasser beschädigt. Diefs war mit Ursache, daß die Fortsetzung der Belischen *Notitia Hungariae Novae*, wovon nur vier Bände und vom 5ten einige Bogen gedruckt sind, bisher nicht ans Licht trat, ungeachtet sie Bel ganz ausgearbeitet, und deren Herausgabe nach seinem Tode anempfohlen hatte. Allein wenn auch einiges durch das Wasser verdorben und unleserlich worden; warum wollte man das übrige der Kenntniß des Publicums vorenthalten? Eben so bedauernswerth ist es, daß Bels in Handschrift liegender 2ter Theil seines vortreflichen *Apparatus ad historiam Hung.* bis jetzt noch nicht ans Licht gefördert ist. Zwar sind die dazu bestimmten Stücke größtentheils schon gedruckt, aber wie selten, und wie werth des Nachdrucks ist nicht z. E. *Stephani Taurini Stauromachia*. Sie fehlt sogar im gräf. Széchényischen Catalog. Sollte die wünschenswerthe Herausgabe noch erfolgen: so könnten einige neuerlich herausgegebene Stücke (wie z. E. *Sigism. a Pefitz richtiger a Pefintz hist. exped. Max. in Pol. und Ruinae Pannonicae lib. IV.* nämlich von *Christ. Schefjaeus*, wovon das erstere von Hn. v. Kovachick *Script. minores* l. 158 und das andere vom Hn. Abbe *Eder* herausgegeben worden) wegbleiben. Hr. v. Miller hätte nach der Pflicht eines guten Bibliographen nicht vergessen sollen zu bemerken, daß sowohl die Dec. I. Nr. 3. erwähnte *Vita Jacobi Despotae* als die Dec. II. vorkommenden *Elegiae XV.* (nämlich *de Clade Moldavica*) von Joh. Sommer herrühren. — Wir übergehen hier, wie bey den folgenden Heften die zweckmäßigen Bücher-Anzeigen und das nützliche literarische Intelligenzblatt, wovon die Leser der A. L. Z. aus Nro. 160. 1803. die Einrichtung und Beschaffenheit kennen.

Zweyter Band 3tes Heft. 1) Fortsetzung der Briefe über Constantinopel. Ueber die Lage und den Umfang dieser Hauptstadt; über die merkwürdigern Gebäude und Plätze derselben; vorzüglich über die Sophienkirche, in Begleitung historischer Rückerrinnerungen. 2) Vorschlag eines Instituts für Fallsüchtige in Ungern, vom Hn. Prof. G. (Generalsich zu Kasmarkt.) Das Institut sollte sowohl zur Heilung als zur Aufbewahrung solcher Kranken bestimmt seyn. Was wider diesen Vorschlag vom Protomedicus Hn. von Schraud eingewendet worden, wird unten vorkommen. 3) Etwas über den Wegebau in Ungern, und über die Nothwendigkeit einer Chaussée zwischen Presburg und Kaschau über Neusohl und Leutschau, von Joh. Christ. v. Engel. Der Aufsatz hat zur Abicht, zum ordentlichen Betrieb des Straßensbaues zu ermuntern, die Nothwendigkeit der Bezahlung von Wegzöllen, ohne alle Rücksicht auf Privilegien des Clerus und des Adels zu zeigen, und zugleich das Muster nach Verdienst zu rühmen, welches Hr. Graf Kobáry durch seinen Straßensbau im nördlichen Theil des Gomörer Comitats in seinem Gebiet gegeben hat. Auf dem Reichstag des J. 1803 kam der Wegbau auch zur Sprache, aber unglücklicher weise nicht eher, als damals, wo sich schon die durch das Vorhergegangene ermüdeten Stände der bevorstehenden Weinlese wegen nach Hause sehnten. In Siebenbürgen — ist der Wegbau, wie auch der Vf. bemerkt, am schlechtesten bestellt; Rec. muß die Ursache hinzusetzen: weil in Siebenbürgen noch nicht einmal ein Urbarium eingeführt ist, und der Bauer weder weiß, wie viel Ländereyen er vom Grundherrn angewiesen bekommen soll, noch wenn und wieviel Dienste er hievon zu leisten hat. Ein Bauer, den der Edelmann nach Willkür zu Frohndiensten verwendet, kann freylich nicht noch zum Wegbau hinausgetrieben werden, ohne ganz zu Grunde zu gehen. 4) Einige Hindernisse der Industrie in Ungern besonders an der Theiß, von Sam. Theßedich. Der Vf. meynt es gut, hat aber nicht deutlicher reden können oder wollen. Winke genug liegen indessen in folgenden Worten: „Kaum fängt die Industrie auf irgend einem bisher wüste gelegenen Flecke an aufzublühen: so drückt man sie schon in der Blüthe durch schwerere Abgaben, durch Vertauschung der verbesserten Gründe mit schlechtern u. s. w. mit Gewalt nieder.“ — Der Vf. wünscht ferner Induschulen, und vorzüglich die Zertheilung und Regulirung der Ortschaften, welche bey dem großen Umfang ihres Gebiets von ihren Gründen und Szállásen (d. h. ungefähr Meyerhöfen) zu weit entfernt sind, und wobey die Landleute viel Zeit mit Hin- und Herfahren verlieren. Rec. begreift leicht, wie nach der Verwüstung der Gegenden an der Theiß, die er aus eigener Ansicht kennt, durch Türken, Tataren etc. die sich wieder ansiedelnden Ortschaften zu so großen Gebieten gelangten; (so z. E. hat Kartzag 1500 Familien Väter, aber ein Gebiet von mehrern Meilen im Umkreise) aber er begreift nicht, wie man es dabey laßt, ungeachtet der in die Augen springenden Nachteile. 5) Bibliogra-

phische Merkwürdigkeiten. Hr. Prof. Joh. Szombathi zeichnet aus dem ihm vorgekommenen Catalog der Bibliothek des jungen Sigmund Rákóczy (Harban Blattern 1652) einige seltene Bücher, vorzüglich in ungrischer Sprache aus. Hr. Alexius Horányi giebt Nachricht von einer seltenen gedruckten Beschreibung Palätina's von einem ungrischen Mönch Gabriel von Pétsvárad, der dahin 1514 gewallfahrtet war. Hr. Prof. Ladisl. Németh in Raab beschreibt (aber zu kurz und ohne Auszug) eine Kirchenagende und Kirchenordnung für die Superintendentur A. Conf. jenseits der Donau, aus den Zeiten des Superint. Mufai vom J. 1650. 6) Fortgesetzte Bemerkungen über Croaticen u. s. w. Ueber die Vaterlandsliebe der Ungern — über das augencheinlich ausgebreitete Streben nach höherer Cultur — über die Verdienste des Bischoffs von Croaticen Max. Verhovázt. (Von diesem durch K. Joseph II. vom Rectorat des Generalseminariums zum Zagraber Bisthum beförderten Manne heist es hier, und dies mag auch eine Probe des Stils des Hn. v. Köröskényi seyn: „Er wirket hier für die bessere Bildung des jungen Clerus, und dort für die bessere Verwaltung seiner ausgebreiteten Güter. Er schenkt hier einem Nonnenkloster, wo weibliche Jugend erzogen wird, gute deutsche Erziehungsschriften, und läßt dort zwey Steinkohlengruben mit Nutzen arbeiten. Wenn er hier an der (Agramer) Akademie Schüler und Lehrer aufzumuntern weiß: so verfolgt er dort zu gleichen Zeiten die Spur edlerer Metalle. Er hat wir Silber und andre Stufen gewiesen, die er in Croaticen vorfand. Vielleicht dankt ihm einst Croaticen ergiebige Bergwerke. Die für den Handel Ungerns so wichtige Schiffbarmachung der Kupa beschäftigt ihn itzt überaus; alle Hindernisse derselben und die Mittel sie zu entfernen, setzt er dir mit Sachkenntnis und Eifer auseinander. Alle dahin gehörigen Plane und Karten kannst du bey ihm sehen.“) Ueber die Gartenanlagen zu Paukovez — Vergleichung des Charakters der Ungern und der Croaten. („Diese Sprache, hörst du, wie kühn, wie scharf, hochtrönend, stolz — dies ist der Unger; jene wie friedlich, einfach, sanft, ruhig — dies ist vielleicht der Grundzug im Charakter des Croaten und Slaven.“) Ueber die schiefen Urtheile und die geographische Unwissenheit vieler Ausländer über Ungern. In der Encyclopädie wurde gesagt: „La langue Hongroise est un dialecte de l'Esclavonne.“ — Zu diesem Abschnitt ließen sich viele Nachträge sammeln, aber Rec. gesteht mit dem Vf.: „Wie wenig haben wir selbst gethan, um den Ausländer eines Bessern über unsre Heymath zu belehren.“ Zuletzt etwas zum Lob der Schauspielergesellschaft, die im Winter 1801 zu Warasdin gespielt hat. — Ein brauchbares Register beschließt den ersten Jahrgang der nützlichen Zeitschrift.

Dritter Band erstes Heft. Im bündigen Vorbericht verspricht der Hr. Herausgeber fortzuführen auf seiner Bahn „beseelt von jenem vorsichtigen Muth, der zwar nie mit gigantischer Wuth den Him-

„mel

„mel stürmen, noch mit abergläubischer Schwärme-  
 „rey sich in den brennenden Pfuhl stürzen wird, der  
 „aber manches Hinderniß, das den kalten Rechner  
 „zurückschreckt, zu besiegen im Stande ist.“ — 1) *Ueber die medicinische und naturhistorische Literatur von Ungern*, von Hn. D. Joh. Carl Lübek. Eine nützliche, noch weiter fortzusetzende Uebersicht; nur glaubt Rec., der Vf. hätte von Veszprémis *biographia Medicorum*, aus der er selbst so viel geschöpft hat, glimpflicher urtheilen können. 2) *Fragmente aus dem Tagebuch eines Reisenden in Siebenbürgen*. Der ungenannte Vf. beschäftigt sich vorzüglich mit Cronstadt und mit dessen Handels- und Fabriks-Vertrieb, wovon er genaue und richtige Angaben liefert. Wenn aber der Vf. die Ursache des Abstands zwischen den Szeklern und den deutsch-burzelländischen Dörfern in der orientalischen Indolenz der erstern findet; so hat er vermuthlich dabey vergessen, daß die Szekler jetzt nicht mehr ihre alte Verfassung haben, sondern entweder das Gewehr tragen, oder unterthänige Leute sind. Hingegen die Burzelländer Deutschen sind keinem Grundherrn, sondern nur ihrem Landsherrn unterthänig. 3) *Ein Beytrag zur vaterländischen historischen Literatur*, von Joh. Christ. v. Engel aus v. Smittmers vermehrter Literatur der geistlichen und weltlichen Ritterorden besonders des Malteserordens. Hr. v. E. schlägt vor, den Catalog der gräfl. Széchenyischen Bibliothek zum Grunde zu legen, um ein vollständigeres Gebäude der ungrischen Literatur aufzuführen; zu diesem Ende aber auch alle in ausländischen Journalen und Büchern zerstreute Aufsätze über und von ungrischen Gegenständen in der Zeitschrift zu verzeichnen. 4) *Flächen-Inhalt einzelner ungrischen Gespanschaften in Decimal-Zahlen nach den Görögischen Comitats-Karten berechnet*, von Ladisl. Németh. Es wird nämlich sowohl das trockene Land als das sumpfigte, jedes für sich angegeben. Dieser Aufsatz zeigt wohl ganz deutlich, wieviel neue Länderen die österreichisch-ungrische Regierung ohne alles Blutvergießen, bloß durch Austrocknen von Sümpfen gewinnen könnte. Wie wenn der Vf. noch außerdem hätte bestimmen können, wie viel von trockenen Lande ungebaut, und unbenutzt oder schlecht benutzt sey?

*Dritten Bandes 2tes Heft.* 1) *Fortgesetzte Fragmente aus dem Tagebuch einer Reise in Siebenbürgen*. In Cronstadt und im benachbarten Hidvég wird Baumwollengarn und Baumwollenzug hochroth gefärbt. Den Vorschlag Zucker, Caffee, ausländische Zeuge, welche die Wallachey, Bulgarey u. s. w. über Cronstadt beziehen könnte, nur mälsige Transitsozölle bezahlen zu lassen, ist sehr beherzigenswerth. Die Ursachen, warum die Bevölkerung unter den Wallachen schneller zunehme, als unter den Sachsen, werden gut angegeben. Ueberhaupt hat der Vf., ungeachtet er sich nur anderthalb Tage zu Cronstadt aufhielt, ganz richtig gesehen und beobachtet, was er erzählt. 2) *Prüfung des Vorschlages zur Errichtung eines Instituts für Faktische in Ungern*, vom Protomedicus Franz v. Schraud. Das Uebel fange in der Jugend

an, und müsse in dieser Zeitperiode geheilt werden. Aber gerade dann ließen die Aeltern diese Kranken nur unliebsten von sich weg; und sie würden es um so weniger thun, da der Wahn der Unheilbarkeit der Krankheit allgemein verbreitet ist. In einem solchen Institut würde das Laster der Selbstbefleckung allgemeiner werden, und die Krankheit noch mehr unterhalten: so wie die traurige Abgeschiedenheit von den Seinigen auf das Gemüth und den Körper des Kranken nachtheilig wirken müßte. Die epileptischen Zufälle des einen Kranken würden die Fallsucht des Andern reizen. Ein solches Institut würde auch die Wissenschaft zu heilen nicht weiter bringen. — Rec. scheint diese letztere Behauptung des Hn. S. nicht gegründet; auch dessen übrige Bemerkungen könnten vielmehr dazu dienen, eine gewisse Modification und Einrichtung eines solchen Instituts rätlich und nöthig zu machen, nicht aber den Vorschlag an sich selbst zu widerlegen. 3) *Ueber den Seidenbau in Ungern*, von Jos. Barcheti, Kaufmann in Erlau. Mit Recht hält der Vf. diesen Zweig der Industrie für desto wichtiger, da die Franzosen nun Heben des Preises der Piemontesischen, Mayländischen, ja gewissermaßen der Florentiner Seide sind. Der Vf. sey von der Brauchbarkeit der ungrischen Seide ganz überzeugt, und habe hierüber die besten Zeugnisse von Wiener Fabrikanten gehört. — Was that nicht Preussen für den Seidenbau bey einem rauhern Klima? Was würde nicht K. Joseph II. thun? Wo eigner Vortheil bey dem hohen Preise der Seide Reiz genug zum Seidenanbau giebt, da bedarf es nur einer zweckmäßigen Impulsion der executiven Macht zu einem günstigen Erfolg, und die österreichische Monarchie bedarf wirklich aller Hülfquellen, um das Conventionsgeld, das sie noch besitzt, zu Hause zu behalten, und durch Activ-Verkauf zu vermehren. 4) *Flächen-Inhalt einiger Gespanschaften*, eine Fortsetzung. S. 94. rügt der Vf. Hr. v. Némethan der Novotnyischen Statistik einige Fehler in der Angabe des Quadratflächen-Inhalts der einzelnen Gespanschaften, so wie der Bevölkerung derselben, und schließt mit dem Epiphonem: „Hiernach kann „jedermann über den Werth der Novotnyischen Statistik urtheilen.“ — Rec. kann dies nicht als ein bescheidenes Urtheil eines Inländers über die verdienstvolle, wiewohl nicht vollkommene Bemühung eines Ausländers ansehen, in der ungrischen Statistik etwas zu leisten. 5) *Etwas über die Erziehung der Servischen Jugend aus einer schon 1798 gedruckten Schrift des jetzt in Arad privatirendenden Hn. Sabbas Tökölji*. Die Servischen Schulen zu Carlowitz und zu Werschez stehen unter der Leitung des Servischen Clerus, welches die Folge hat, daß auch die besten Köpfe zum geistlichen Stande gezogen werden, wenn sie sich nicht etwa dem Militärstand in den Gränzen widmen. Der Vf. wünschte eine Servische Schule zu Arad unter Civilaufsicht, und für Civillisten, d. h. so eingerichtet, daß hier vorzüglich gute Handwerker, Kaufleute, Dicastrial- und Comitatsbeamte gebildet würden. Er bot hiezu 2000 fl. Capital an und seine Schwester die Frau Generalin von Putnik eben-

ebenfalls 2000 fl. Es ist zu wünschen, daß der Erfolg der rühmlichen Absicht entspreche. 6) *Etwas über den Zustand der ungrischen Finanzen im Anfange des XVI. Jahrhunderts*, aus einer Handschrift der königl. Universitätsbibliothek. Diese Handschrift füllt im Drucke drey Seiten und ist ein sogenanntes Präliminarsystem, (ein Budget), ein vorauskalkulirter Ueberschlag der Einnahmen und Ausgaben des Reichs, und zwar für das J. 1323 oder 1324, wie der Herausgeber es scharfsinnig aus den Zeitumständen bestimmt hat. Mit diesem Präliminar-System sah es denn nun freylich sehr traurig aus. Mehrere einträgliche Zweige der Einkünfte waren an mächtige Reichsbaronen verpfändet, die übrigen wurden erbärmlich verwaltet; das Deficit war vorauszu sehen; die Stände halfen nicht, weil sie mit den Ministern und den Höflingen Ludwigs II. ganz unzufrieden waren, und auch diesen Ministern, zum Theil Bischöfen, war daran gelegen, einen armen von ihnen selbst abhängigen König zu haben. So mußte freylich das Reich seinem Verderben bey Moháts entgegen eilen. Noch mehr würde dieser Finanzerat und der damalige Zu-

stand des Reichs erläutert, wenn das *Registrum proventuum et erogationum* von J. 1525 u. d. 1526, welches z. E. in den Kollarischen Handschriften des k. k. Hausarchivs vorhanden ist, herausgegeben würde; und die Herausgabe desselben müßte selbst dem höchsten Hofe willkommen seyn, da auch dieses Registrum beweist, wie wenig sich Clerus und Adel billigen Beyträgen, zumal in Zeiten der Bedrängniß entziehen sollten, wenn sie es mit dem König, dem Vaterland und sich selbst redlich meynen. In den Bücheranzeigen dieses Hefts kommt vor die kritische Untersuchung des sel. *Cornides* über den sogenannten *Anonymus Belae regis Notarius*, herausgegeben von Hn. v. Engel, (*Vindiciae Anonymi B. R. Not. 1802. 4.*) welche die Zweifel mehrerer neueren deutschen Kritiker von Gewicht wider die Glaubwürdigkeit dieses ältesten Geschichtschreibers der Ungern beantwortet. Auch war es Rec. sehr lieb, im Intelligenzblatt biographische Notizen vom Hn. Mich. v. Thibólt zu lesen, dem die gräfl. Széchényische, jetzige Reichsbibliothek so viel verdankt.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**VERMISCHTE SCHRIFTEN.** Ohne Druckort: *Der neue Cölibatsapostel in Frankreich.* 1802. 64 S. 8. (4 gr.) Dafs ein Mann, wie *Portalis*, in seiner bekannten schönen Rede, durch welche er dem Gesetzgebungscorps im Namen der Regierung das mit dem Papste geschlossene Concordat ankündigte, sich mit so feichten Gründen zum Vertheidiger des Cölibats der Geistlichkeit aufgeworfen hat; darüber muß man sich, sagt der Vf. dieser Schrift, billig wundern. Nichts weniger. Aus ihm sprach bloß der Wille der Regierung; und wenn der Machthaber im Staate einmal seinen Entschluß gefaßt hat, wenn er selbst seine bessern, Einsicht, der Politik und der vielbedeutenden Convenienz aufopfern will: so mußten sich die Gründe dazu wohl finden; ob sie großen oder geringen Beyfall finden, kümmert ihn weiter nicht. In dieser Betrachtung verdienten also auch die von P. gebrauchten desto weniger eine Widerlegung, da ihnen diese schon so oft und so leicht zu Theil geworden ist. Allein da doch, wie unser Vf. (allem Ansehen nach ein Katholik) mit Recht bemerkt, die Aeußerungen eines so angesehenen und aufgeklärten französischen Philosophen auf den großen, ungelehrten Haufen starken Eindruck machen, und die zahlreiche Verfinsternungszunft der Zeloten darüber vermuthlich frohlockt: so ist diese Prüfung keine überflüssige Arbeit. Auch ist diese so befriedigend, daß selbst dem spitzfindigsten Verfechter des Cölibats keine Auskunft übrig bleibt; und der Schreiberart fehlt es nicht an Lebhaftigkeit. Gegen den ersten Grund z. B. *der Cölibat sey eine zu alte, zu tief eingewurzelte Satzung, als daß sie ohne Gefahr für das Ganze angetastet werden könnte*, zeigt der Vf., was nach und nach zu diesem Vorurtheil und Mißbrauch Gelegenheit gegeben; wie ihn die Päpste seit dem Ende des elften Jahrhunderts mit Gewalt durchzusetzen angefangen, und wie noch im sechzehnten katholische Fürsten und Bischöfe zur Zeit des Tridenter Concilium die Anhebung desselben betrieben haben; und daß also erst seitdem diese Versammlung, d. h. die sie regierenden Päpste, alle solche Bestrebungen abgewiesen haben, die eigentliche Herrschaft des unnatürlichen Verbots ihren Anfang genommen habe. Bey dem zweyten Grunde: *Menschen, die sich dem Dienste der Gottheit widmen, müssen sich selbst einer*

*gewissen körperlichen Reinigkeit befleißigen, ist es etwas schwer, ernsthaft zu bleiben, wenn man sich erinnert, welche körperliche und Sittenreinigkeit der eheliche Stand des Clerus bey so vielen Tausenden in vertraulichem Umgange mit ihren *Focariis*, (wie sie die heilige Kirche nannte,) unvermeidlich hervorgebracht habe. Unter den trefflichen Anstalten, die der Vf. dagegen beybringt, ist auch diese: „Nach der allgemeinen Lehre der Moralisten, machen nur schwere Sünden den Priester unwürdig, das Messopfer zu verrichten, und verpflichten ihn, züror zu beichten, oder wenigstens eine vollkommene Reue zu erwecken; wegen kleiner oder läßlicher (erlässlicher, *venialiu*) Sünden aber fodert man weder das Eine, noch das Andere. Läßliche Sünden machen folglich den Priester nicht unwürdig, die Messe zu lesen; wie kann ihn denn der eheliche Beyßchaf, der nicht einmal eine läßliche Sünde ist, (wenn wir anders mehr der Schrift und der gesunden Vernunft, als einigen überspannten Moralisten und Doctoren glauben wollen,) unwürdig und unfähig dazu machen?“ — Doch man möchte sich beynahe in unsern Zeiten schämen, solche und ähnliche Gründe für den Cölibat, z. B. *der katholische Gottesdienst erfordere eine ununterbrochene Aufmerksamkeit, und dürfe durch keine häusliche Angelegenheiten gestört werden*, zu wiederholen; oder anzugeben, wie sie abgefertigt werden müssen. Schon in frühern Jahrhunderten haben mehrere römisch-katholische Gemeinen keine ehelosen Priester dulden wollen; um die Keuschheit ihrer Weiber und Töchter mehr zu sichern; und nach S. 43 „haben vor einigen zwanzig Jahren, unter *Mixien Theresens* Regierung, verschiedene Gemeinen in Mähren mit allem „Ernfte verheyrathete Seelsorger verlangt, weil sonst die Cölibanten ihren Eneweibern allzusehr zusetzten.“ Wie laut weit verbreitet und nachdrücklich jetzt im römisch-katholischen Deutschland das Verlangen nach Aufhebung des Cölibats werde, ist allgemein bekannt. Aber nichts ist den Vortheilen des Papstes mehr zuwider; und so lange noch katholische Fürsten ihm die oberste Regentschaft in Kirchensachen zugestehn, wird auch jenes Verlangen immer noch unter die frommen und fruchtlosen Wünsche gerechnet werden müssen.*

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 15. Junius 1803.

## GOTTESGELAHRTHEIT.

MARBURG, in d. neuen academ. Buchhandl.: *Nationalgesänge der Hebräer*; neu übersetzt und erläutert von *Karl Wilhelm Juffi*, Consistorialrath; Superint., D. u. ordentl. Prof. der Philof. auf der Univerf. zu Marburg. 1803. XIV u. 160 S. 8.

Unter diesem Titel liefert Hr. J. die Uebersetzung und Erklärung folgender Stücke aus dem hebräischen Alterthum: I. Mose's Siegesgesang, 2 Mos. 15. II. David's Klagegesang über Saul und Jonathan, 2 Sam. I, 19—27. III. Todtengesang auf den König von Babylon. Jef. 14, 4—23. IV. Trauergesang auf die Babylonische Verweifung. Der 137 Psalm. *Nationalgesänge* nennt der Vf. diese schönen Ergießungen des dichterischen Geistes, weil sie nicht nur in dem Geiste der hebräischen Nation gedichtet sind, sondern auch, nach der Absicht ihrer Verfasser, von der Nation gesungen werden sollten. Der Uebersetzer hat durch Weglassung des bestimmenden Artikels ohne Zweifel andeuten wollen, daß er nicht alle Nationalgesänge der Hebräer hier liefere. Denn der Kenner des hebräischen Alterthums wird unmöglich zugeben können, daß bloß die hier mitgetheilten Stücke auf den Namen Nationalgesänge Anspruch machen können. Wer wird nicht z. B. sogleich *Deborah's* treffliches Epinikion (B. d. Richt. K. 5) anern vermissen? Aber auch die *Apokryphen* könnten manchen schönen Beytrag liefern, z. B. Tobit K. 13. Judith K. 16 u. s. Wir wünschen daher, daß Hr. J. uns in einer zweyten Sammlung die noch fehlenden Nationalgesänge geben möge. Wir wünschen dies nicht nur deswegen, damit das Publicum etwas Vollständiges in dieser Gattung erhalte, sondern auch damit ihm von der vollendenden Hand des Vfs. ein neuer Genuss bereitet werde. Das Letztere wird jeder Leser mit Grund hoffen, der die frühern geschmackvollen Arbeiten des Vfs. in diesem Fache kennt, und die Vollkommenheit der gegenwärtigen zu würdigen versteht.

Jedem der hier mitgetheilten Gesänge ist eine Einleitung vorgesetzt, welche die Resultate der Untersuchungen älterer und neuerer Erklärer, mit den eigenen Ansichten und Bemerkungen des Vfs. durchflochten, enthält. Hierauf folgt eine metrische Uebersetzung, der man es auf den ersten Blick ansieht, daß Hr. J. die Dichtersprache in seiner Gewalt hat, und die bey genauester Vergleichung sich dem Kenner eben so sehr durch gewissenhafte Treue als durch zweck-

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

mäßig gewählten Ausdruck empfiehlt. Diese Uebersetzung begleitet Anmerkungen philologischen und ästhetischen Inhalts, welche eben so sehr die orientalische Sprachgelehrsamkeit als den gebildeten Geschmack des Vfs. documentiren; und eine glückliche Mittelstraße zwischen der exotischen Dürftigkeit und einem allzureichlichen Auskramen von philologischer Gelehrsamkeit halten. Von Mose's Siegesgesang fällt Hr. J. im Allgemeinen das Urtheil: „Er trägt unsträflich das Gepräge des hohen Alterthums an sich; und dürfte höchstens in einzelnen Ausdrücken späterhin etwas überarbeitet worden seyn, wiewohl auch diese bisweilen angefochtenen Ausdrücke sich noch rechtfertigen lassen.“ Diese angefochtenen Ausdrücke sind V. 17 *וְיָרֵם כְּחֵלֶק מִכּוֹן לְשִׁבְחָהּ* und *וְקָרָא מִרְיָהּ* (vgl. V. 13). In den Anmerkungen zu dieser Stelle S. 48—50 sucht zwar Hr. J. zu erweisen, daß diese Ausdrücke nicht nothwendig vom Tempel verstanden werden müßten; allein wenn auch jeder einzelne Ausdruck entweder das *gebürgige Palästina* oder die *Stiftshütte* bezeichnen könnte: so scheint doch diese Zusammenstellung allerdings auf den Tempel hinzudeuten. An den Tempel, der dem *Jehovah* künftig erbaut werden sollte (wornach also die Stelle als Weissagung zu betrachten wäre), will der Vf., nach S. 49 nicht gedacht wissen. Indes versteht er doch darunter den Berg *Silo*, oder einen andern Ort, wo die Stiftshütte aufgerichtet werden sollte — also doch eine Hindeutung auf etwas Zukünftiges. Aber selbst nach des Vfs. Uebersetzung:

Führ' es (das Volk) hinein und pflanz' es auf dein Erbgebürge,

Auf deiner Wohnung Sitz,  
Die du, Jehovah, dir erkohrest,

Hin auf das Heiligthum, das du dir selbst erbauest —

scheint sich die Idee von Tempel von selbst aufzudringen. Ausser dieser Localität, die sich allerdings auf das Zeitalter nach David zu beziehen scheint, enthält, wie uns dünkt, das Lied noch manche Aeußerungen, die ein späteres Zeitalter verrathen. Die Idee vom Jehovah, als *מַלְכֵנוּ מִיָּמֵינוּ* (Kriegsgott) (V. 13) ist gewiß erst späterhin ausgebildet worden. Die Erwähnung der Philistäer, Fürsten Edom's, Moab's und Kanaan's V. 14 und 15 paßt auch gar nicht auf Mose, der mit seinem Haufen so eben erst Aegypten verlassen hat und das Land Kanaan niemals betritt. Auf jeden Fall müßte es als Vorhervorkündigung genommen werden. Endlich finden wir auch noch in dem Gebrauch einiger Formen und Ausdrücke Be-

Kkkk

denk,

denklichkeiten, die wir hier bloß andeuten wollen. Z. B. מָוֹן statt מִן הַיַּם, וְעַל הַיַּם, אֲנִי גַם כִּי, gleich dem וְעַל הַיַּם, die Infinitivconstruction מִן הַיַּם, וְעַל הַיַּם u. a. Diese Umstände zusammengenommen machen es uns wahrscheinlich, daß dieses Lied entweder sein Dafeyn erst nach David erhielt, oder daß die Hand eines spätern Emendators dem verketen Mosaïschen Siegeslied eben den Dienst leistete, den einige neuere Dichter Luther's Kraftliedern oft so undankbar erwiesen haben. Die Einleitung zu Jes. 14, 4—23 hat uns vorzüglich gefallen, und wir erkennen in ihr ein würdiges Seitenstück zu dem von dem Vf. ehemals bearbeiteten *Triumphgefange über Babylon*. Jes. K. 47. (Marburg 1789. 8.) Indess wundern wir uns, daß er V. 3 nicht noch hieher gezogen hat, eben so wie es bey dem Mosaïschen Hymnus geschahen ist. Auch würden wir statt der Ueberschrift: „*Todtengesang*“ lieber *Spottlied* oder eine ähnliche Benennung gewählt haben; denn מָוֹן ist offenbar ein *vituperium*, ein bitterer Sarkasmus. Auch hier weicht מָוֹן nicht von seiner ursprünglichen Bedeutung ab, denn das Ganze ist eine Vergleichung; der Tyrann von Babel wird verglichen mit dem, was er ehemals war und was er jetzt ist, es werden zu seiner Kränkung die übrigen Erdenbeherrscher aufgeführt. Vgl. V. 9. 19. 18. 19. Die Stelle V. 21 übersetzt Hr. J.:

Hinabgestürzt zur Todtenwelt ist nun dein Stolz,  
Dahin der Vollklang deiner Harfen.

In der Anmerkung S. 123 erklärt er מָוֹן durch *Grab*, „weil von Moder und Würmern die Rede ist.“ Rec. möchte die Bedeutung doch nicht ändern; Moder und Würmer geht auf den erschlagenen Leichnam, der auf der Erde liegt und unbegraben verfault (V. 19); das *simulacrum* kommt hinab in den Orkus. Dahin begleiten den Tyrannen, der nun auch ein Schattenkönig geworden ist, sein מָוֹן (stolzer Sinn, Uebermuth) und מָוֹן מָוֹן, das Rauschen seines Saitenspiels. Der Vf. erklärt dies mit den übrigen Auslegern so: „Das Rauschen des Harfenspiels, womit der übermüthige König einst seine Siege feyerte, steht hier für Pracht überhaupt. Sollte aber nicht der Sinn noch weit stärker werden, wenn man מָוֹן von מָוֹן, Thorheit, eitle, nichtige Thorheit ableitete; also: *Arepitus stultitiae tuae inanis*: dein Stolz und deine eitle Thorheit, die sich mit so viel Geräusch ankündigte, sind nun deine Begleiter im Scheol? Ps. 137. 2 übersetzt der Vf.;

Unsre Harfen hingen wir  
Dort an ihren Weiden auf.

מָוֹן wird richtig auf *Babylon* und die dortige Gegend bezogen; מָוֹן *suspensivus*. „Das Aufhängen der musikalischen Instrumente ist ein bekanntes Zeichen der Fraurigkeit. Virg. Eclog. VII, 23. 24.“ Dazu scheint aber מָוֹן, Weidengesträuch, doch nicht recht passen zu wollen. Rec. möchte daher das Wort מָוֹן ableiten, welches bekanntlich auch die Bedeutung *murmuravit, ejulavit, congestus est* u. s. w. hat, wobei

thies hier einen sehr treffenden Sinn giebt: *Am Babel's Strömen fassen wir, weinend wenn wir an Zion dächten; gelagert in dem Weidengesträuch umher ließen wir unsere Harfen Trauertöne erschallen.* Auf diese Weise hängt auch der folgende Vers mit dem gegenwärtigen an natürlichsten zusammen. Sollten nicht vielleicht auch V. 7 מָוֹן וְעַל הַיַּם (Edom's Söhne, Idumäer), welche ganz unerwartet hier aufgeführt werden, in מָוֹן וְעַל הַיַּם (hier *Feinde, Barbaren* vgl. Pf. 12, 2. 9 u. a.) zu verwandeln seyn? Rec. legt auch diese Vermuthung den Lesern und dem Vf. zur weitern Prüfung vor. S. 159 ff. ist eine lateinische-metrische Uebersetzung unsers Psalms von dem gelehrten Landgrafen Moritz von Hessen (aus der selten gewordenen Schrift: *Davidis regii Prophetae Psalterium vario genere carminis latine redditum ab ill. Principe ac Domino Dn. Mauritio H. L. Smalcaldiae 1593. 4* angehängt, welche als eine literarische Merkwürdigkeit, und da sie wirklich in ihrer Art vorzüglich ist, allerdings hier eine Stelle verdiente.

LÜNEBURG, b. Herold und Wahlstab: *Beiträge zur Verbesserung der Liturgie*, denken den Freunden des Christenthums zur Prüfung mitgetheilt von Z. H. B. Dräseke, erstem Prediger in Mölln. 1802. 164 S. 8. (12 gr.)

Im ersten Abschnitt giebt der Vf. nach allgemeinen Bemerkungen über die Rechtmäßigkeit und Pflichtmäßigkeit liturgischer Verbesserungen, kurze Nachrichten von der Entstehung, Einleitung, und den ersten Schicksalen, der von ihm vorgenommenen liturgischen Veränderungen. Zuerst hatte er bey Privatcommunicationen dem Buchstaben der Agende verlassen; durch *Henke's Eusebia* erwachte in ihm der Wunsch, auch das alte schlechte Tauf- und Trauformular zu verbessern. Gemeinschaftlich mit einem würdigen Collegen, und gesichert vor der Mißbilligung seiner Obern, nach vorbereitenden Belehrungen seiner Gemeinde, und im Vertrauen auf den Beystand und die Liebe der gebildeten Gemeindeglieder, wurde nun ein neues Taufformular, aber nicht als feststehende buchstabliche Norm, sondern als Muster zu geistvoller Nachahmung und Benützung, nach wohlgeprüften richtigen Regeln im Abficht des Materials und Formaten, entworfen, um die Gemüther auf das Bessere vorzubereiten, und zu künftigen, mit der steigenden Zeitalter fortschreitenden Verbesserungen den Grund zu legen. Die Vorgesetzten billigten des Vfs. Vorhaben, und empfahlen bloß Vorsicht bey der Ausführung, um das angefangene Gute nicht wieder rückgängig zu machen. Bald nach der wirklichen Einführung entstand indessen Gemurmel über das verneynliche Ansehen von Neuerungen in Religionsfachen, besonders über die verneynlich neuen Verpflichtungen der Taufpaten zur Fürsorge für die Taufkinder, welche der Vf. in dem Formulare durch bestimmte Fragen über ihre Entschlossenung zur Erfüllung ihrer Pflichten den Taufpaten dringender aus Herz gelegt hatte. Endlich weiterten sich einige



Taufzeugen geradezu, diese Fragen zu bejahen, und gaben erst nach vorheriger kurzer Belehrung ihre Zustimmung. Dadurch, und durch ähnliche Unterredungen vor und während der Taufhandlung, endlich durch eine eigne Predigt über liturgische Verbesserungen, siegte der Vf. über alle Vorurtheile. Gleiche Verbesserung nahm er nun mit dem Taufformular vor, mit gleicher Vorsicht, und gleich gutem Erfolg. Der zweyte Abschnitt seiner Schrift liefert nun das neue Taufformular, die Rede zur Aheempfehlung desselben, und eine Copulationsrede, nebst angehängter Probe eines neuen Taufformulars. Die Taufrede empfiehlt sich durch Wahrheit und Herzlichkeit, nur ist sie etwas zu wortreich, besonders in den Gebeten, und läßt noch eine bestimmtere Belehrung über das bedeutende Symbolische der Taufgebräuche, und über den Sinn der Taufformel, vermischen, auch kann der Ausdruck „Teufelswerke“ S. 71 leicht Irrthum veranlassen. Die folgende Predigt ist gründlich und falschlich, und meist mit Ruhe, und ohne lärmenden Eifer wider die Gegner des neuen Formulars abgefasset. In der Copulationsrede ist wieder das Gebet zu wortreich, der Ausdruck „harmonisch“, der dreymal in fünf Zeilen hintereinander, und sonst noch öfter, vorkommt, wohl für viele Brautpaare unverständlich, so wie „Interessa, Harmonie, Disharmonie, Phantasie, Einklang, Mißklang, Zärtling, sympathetisch, der Popularität des Ausdrucks zuwider sind. Die Taufformel ist nach Inhalt und Ausdruck empfehlenswertig. In einer Nachschrift S. 146 — 164 vergleicht der Vf. noch sein Formular mit den Forderungen an eine neue Taufkirche in *Henke's Eusebia* St. 4. Rec. wünscht, daß viele Prediger dem Vf. nacheifern möchten im Streben nach dem Bessern, und in der Vorsicht, es herbeizuführen, aber eine so weitläufige Rechenschaft ans Publicum über jede liturgische Verbesserung hält er für überflüssig, höchstens kurze Anzeigen in liturgischen Journalen für zweckmäßig.

**ALTENBURG, b. Rink u. Schnuphase: Kritik und Erklärung der im hebräischen Staate sich ereigneten Wunderbegebenheiten, von Josua bis auf Jesus, mit exegetischen und historischen Anmerkungen.** Ein Beytrag zum richtigen Verstehen der heiligen Schriften der Hebräer. 1802. 318 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der uns unbekante Vf. dieser Schrift hätte nicht nöthig gehabt, sich in der Vorrede *pöbelhafte* Recensionen zu verbitten. Die wenigsten seiner Kritiken und Erklärungen sind neu; sie sind größtentheils von andern guten Exegeten, z. B. von *Eichhorn, Hezel*, von dem Vf. einer ausführlichen Erklärung der *summtlichen Wundergeschichten des A. T.*, in dem *Bibelmanual für Prediger*, in dem *exegetischen Handbuch des A. T.* und in andern Schriften vorgetragen worden, die doch, so viel wir wissen, in keiner guten gelehrten Zeitschrift *pöbelhaft* recensirt worden sind. Der Vf., dem es keinesweges an Sprachkenntnissen und an Belesenheit fehlt, hat die verschied-

nen Erklärungen der eben genannten und andrer Gelehrten angeführt und beurtheilt. Bisweilen kommen auch neue Erklärungen vor, welche eine weitere Prüfung wohl werth sind, und Beyfall verdienen. So sucht er z. B. den Schwierigkeiten bey der bekannten Stelle 1 Sam 6, 19. dadurch abzuhelfen, daß er vermurhet, das hebräische *מָוּת* sey nicht zu übersetzen: und er (Jehovah) tödtete 30.000 Menschen. Er meynt, die Urkunde wolle bloß im Allgemeinen sagen: es konnten ungefähr 30.000 Menschen seyn, welche von jener Krankheit befallen worden; und es sey allem Anschein nach die näuliche Krankheit gewesen, unter welcher die Philistäer litten. Dafs übrigens manche, auch unwahrscheinliche Conjecturen mit unter vorkommen, verkehret sich wohl von selbst. Nicht selten ist sein Tadel der jüdischen Priester übertrieben und ungerecht. Er beschuldiget sie, ihr Streben sey ganz auf die Unterjochung des Volks gerichtet gewesen. *Elias* und *Elise* werden Schamanen genannt; und so werden auch *Samuel* und *David* von einer häßlichen Seite dargestellt. Hingegen läßt er den Dichtungen eines *Jeremias*, *Ezechiel* etc. volle Gerechtigkeit wiederfahren, und bey der Erläuterung der aus ihren Schriften ausgehobenen Stellen hat er die meisten und besten neuen Ausleger sorgfältig benutzt. Der vorangeschickten Abhandlung über *Wunder und übernatürliche Offenbarung* fehlt es sehr an Gründlichkeit, und sie hätte füglich ganz wegbleiben können. Der Vf. leugnet z. B. die Möglichkeit göttlicher Erscheinungen und Offenbarungen unter andern auch aus dem Grunde, weil Gott nur *Idee* für den Menschen sey, die aus unsern Innern hervorgehe; sobald unser moralisches Bewußtseyn aufhöre, sobald höre auch Gott auf. Hierüber sollen die Philosophen unsrer Zeit so gut als *einverstandend* (??) seyn. Dafs weder *Moses*, noch *Josua*, noch irgend ein andres Mensch eigentlich durch vernehmliche Worte mit der Gottheit gesprochen habe, brauchte wohl in einer solchen Schrift nicht bemerkt zu werden; denn welcher, nicht ganz unwissende Theologe wird sich heutiges Tages noch so krasse Begriffe von dem Sprechen Gottes machen? Uebrigens verspricht der Vf., zu einer andern Zeit mehr über diesen Gegenstand zu schreiben; und das müssen wir erwarten. Wir wünschen nur, daß seine künftigen Untersuchungen gründlicher ausfallen mögen, als die gegenwärtige ist.

## OEKONOMIE.

**STOCKHOLM, b. Carlbohm: Ny Journal uti Hushållningen** (Neues ökonomisches Journal für das Jahr) 1807. 12 Stücke. 268 S. 8. Jahr 1802, vom Januar bis Junius, 6 Stücke, mit Kupf.

Wie gewöhnlich wollen wir aus dieser noch hinunter unter Aufsicht der königl. patriotischen Gesellschaft mit Beyfall fortgesetzten Monatschrift wenigstens einige der gemeinützigsten Aufsätze bemerken. Dahin gehören in dem Jahrgange von 1801 z. B. An-

leitung

leitung; zu einer nähern Kenntniß der englischen Landwirthschaft, aus den neuesten und zuverlässigsten Berichten. Beschreibung, wie verschiedene der besten Arten von Käse in England, in der Schweiz und in Frankreich gemacht werden. Nutzen des Alaunschlammes zum Anstreichen der Häuser, zur Sicherung vor dem Verfaulen des Holzes und vor Feuergefahr; die Kunst, französisches Brodt zu backen; *machia thyrsiflora* und *Swietenia* zum Färben anzuwenden; über die Natur des Düngers und die Mittel, ihn zu vermehren; Beantwortung der Preisfrage: wie man die Kohlplanzen vor schädlichen Insekten und Würmern verwahren und solche vertilgen könne, nach sichern Versuchen und vieljährigen Erfahrungen, vom Bergrath v. Engeström; C. A. G. über eine verbesserte Methode, Gulseisen zu verfertigen; über die neueste und sicherste Art, den Hanf in die Röthe zu legen; aus den ökonomischen Heften; Methode, Stroh- und Rohrdächer so einzurichten, daß sie nicht allein dauerhaft, sondern auch der Feuergefahr minder ausgesetzt sind; Vergleichung der Vortheile, die man davon hat, wenn man die Aecker mit Ochsen statt mit Pferden bearbeitet; auch aus den ökonomischen Heften.

Aus den sechs Stücken des Jahrs 1802 zeichnen wir hier nur an: Art und Weise, wie aus Rostkastanien gutes Mehl zu machen sey, aus dem polytechnischen Magazin; Methode, das Rübul so rein zu erhalten, daß es dem Baum- und Mandelöl gleichkomme; wie die Aulftern, so wie in Amerika geschieht, durch Einsalzen zu einer Handelswaare gemacht und verschickt werden können, von *Seffström*; Beschreibung eines so eingerichteten Hecks, daß es

von fahrenden und reitenden Personen leicht aufgemacht werden kann, ohne aus- oder abzusteigen, mit Zeichnung; Beschreibung der in Frankreich und England neulich gemachten Entdeckungen in Ansehung der Gerberey und Bereitung des Leders; über den Nutzen, den man aus der Frucht der Sibirischen Hanbuttenstaude (*Rosa ochroleuca*) ziehen kann. Hr. Prof. Schwarz hat sie aus dem Samen gezogen, und im botanischen Garten verpflanzt. Sie kommt sehr gut fort, und der rothbraune Saft der Frucht kann zu vielerley Farben gebraucht werden. Beschreibung, wie ein Acker von Steinen gereinigt werden könne, wie auch eines neuen Sechs am Pfluge, von S. N. Collin, mit Zeichn.; über den Anbau des weissen Mohns im Großen, um daraus ein herrliches Oel zu ziehen; Methode, die Erdtoffeln durch die Samenkapfeln der Stauden fortzupflanzen u. d. m.

### VOLKSSCHRIFTEN.

BERLIN, in der Müllerischen Buchhandl.: *Lesebuch in Beyspielen*, für dienende Mädchen und solche, die es werden wollen. Erste Sammlung. (Ohne Jahr) VIII u. 96 S. gr. 8. (7 gr.)

Die kleinen Erzählungen entsprechen ihrer Absicht. Sie lehren Vermeidung des Unrechts und der Fehler an den Beyspielen unrechtlicher und schlechter, und Befolgung des Guten an den Beyspielen braver Dienstboten. Der Sammler hat aus *Zobers* rechtlichaffern Dienstboten und aus *Reinhardt's* Mädchenspiegel geschöpft, und verpricht eine zweyte Sammlung nachfolgen zu lassen.

### KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. Jena, b. Göpferdt: *Was hatten Luthers Bemühungen für ihr Zeitalter für eine Wirkung? und welche gesegneten Vortheile hat die Nachwelt ihnen zu danken?* 1802. 83 S. 8. (6 gr.) Der VL dieser Schrift ist allerdings voll von seinem großen Gegenstande; er hat auch das, was zur Beantwortung der von ihm vorgelegten Fragen gehört, ziemlich gut ins Auge gefaßt; allein die Gabe, recht bestimmt, bündig und lichtvoll darüber zu schreiben, besitzt er nicht. Da es seine Absicht nicht seyn konnte, etwas Neues zu sagen, wohl aber das historische Wahre und Ausgemachte, mit Verweisung auf die ächten Quellen, in historischer Simplicität darzustellen: so war das Rednerische, Panegyristische zuweilen sogar Heftige im Ausdrucke, (der auch nicht immer correct und fließend genug ist,) die zweymalige Vergleichung der kirchlichen Finsterniß mit der ägyptischen, u. dgl. m. hier nicht am rechten Orte. Für Leser, welche sich erst einen Begriff von den Wirkungen der großen Unternehmung *Luthers* machen wollen, hätte derselbe theils kürzer, theils noch vollständiger gefaßt, noch mehr aus dem Innern der Geschichte hergeleitet werden sollen; und er mußte nicht allein von übertriebenen Lobpreisungen frey bleiben; sondern auch

durch seine Geradheit den schiefen Wendungen von selbst ausweichen, die man in unsern Zeiten der Reformation zu geben versucht hat. Ueberhaupt wäre es wohl im Jahr 1803 u. fg. weit leichter, als noch vor zwanzig, dreißig Jahren, von den Grundätzen, der Richtung, den Mitteln und den Folgen der Reformation einen historischen Begriff zu entwerfen, der die aufgeklärten und billigen Mitglieder aller Religionsgesellschaften befriedigen könnte. Unrichtig ist es übrigens, wenn S. 60 fg. erzählt wird, „daß die Fürsten des Schmalkaldischen Bundes es durch das Glück ihrer Waffen dahin gebracht hätten, daß den Christen von der Augsburgischen Confession die Religionsfreyheit ertheilt, und ihre Kirche für unabhängig erkannt worden sey.“ Sie haben das so wenig bewirkt, daß vielmehr ihr Bund im Jahr 1547 ganz zernichtet, und sie selbst mit ihren Glaubensgenossen in die willkürlichste Abhängigkeit von dem Kayser gestürzt worden sind. Aber bekanntlich hat fünf Jahre später ein Fürst, der niemals Schmalkaldischer Bundesgenosse seyn wollte, und vielmehr gegen sie selbst focht, durch die Ueberlegenheit seiner Waffen den Grund zum Religionsfrieden gelegt.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 15. Junius 1803.

## RECHTSGELAHRTHEIT.

MANNOVER, b. Hahn: *Kritische und systematische Darstellung der verbotenen Grade der Verwandtschaft und Schwägerschaft bey Heyrathen*, nach dem mosaischen Gesetze, dem römischen und kanonischen Rechte, und den protestantischen Kirchenordnungen; nebst einem Versuche zu einer neuen Begründung der Eheverbote nach reinen Principien der Sittenlehre und des Naturrechts, und einer Prüfung der bisher darüber aufgestellten Systeme, von Karl August Moriz Schlegel, Superint. d. Inspection Göttingen andern Theils. 1802. 652 u. XXS. 8. Mit 1. Kupfertafel. (1 Rthlr. 16 gr.)

Diese Abhandlung zeichnet sich durch sorgfältiges Quellenstudium und philosophische Behandlung ihres, in mehrerer Hinsicht schwierigen, Gegenstandes so vortheilhaft aus, daß Rec. sie ohne Bedenken einen wahren Gewinn für das Kirchenrecht nennt. Da übrigens der Titel schon ziemlich bestimmt die Ordnung der Ausführung selbst nachweist: so wird es genügen, nur einige der vorzüglichern eigenthümlichen Ansichten des Vfs. hier anzugeben, um dieses Urtheil zu motiviren.

Bey der Erörterung der Eheverbote des mosaischen Gesetzes macht der Vf. darauf aufmerksam, daß Moses diese Verbote selbst für allgemein verbindliche Naturgesetze erklärt. Doch findet sich im N. T. keine ausdrückliche Bestätigung derselben. Gegen das vormals gangbare System sind diese Eheverbote übrigens nicht nach Graden zu erklären, sondern auf die einzeln namhaft gemachten Fälle zu beschränken, wie schon Luther in seinem 1522 herausgegebenen Buche vom ehelichen Leben sie erklärt. Eine absolute und allgemeine Gültigkeit derselben läßt sich aber nicht behaupten, sondern sie sind nur in so fern und in so weit allgemein verbindlich, als sie erweislich Natur- und Moralgesetze sind, und in so fern findet auch keine Dispensation davon statt.

Die Eheverbote des römischen Rechts weisen fast durchgängig auf das Natur- und Völkerrecht zurück, und gründen sich ganz besonders auf das älterliche und kindliche Verhältniß. Daher sind sie in der geraden Linie gar nicht auf gewisse Grade beschränkt, so wie sie überhaupt nicht nach Graden bestimmt sind, und in der ungleichen Seitenlinie berücksichtigen sie fast einzig den *Respectum parentelae*. Auch hierauf se-

A. L. Z. 1803. Zweyter Band,

hen sie nur bey der Schwägerschaft, welche ohnedies nur, sofern sie durch gesetzmäßige Ehe entstanden, ein Ehehinderniß bildet. — Da das römische Recht aber auch das Princip der Schicklichkeit annimmt: so sind demselben die Eheverbote wegen vorhergegangenen Verlöbnißes mit dem Vater oder Sohn, wegen Adoption, wegen Vormundschaft und späterhin wegen geistlicher Verwandtschaft eigenthümlich. In frühern Zeiten konnte es keine Dispensabilität, sondern setzte allenthalben die Nichtigkeit verbotener Ehen fest; unter den Kaisern ward aber schon einzeln dispensirt.

Das kanonische Recht ist zwar von den Eheverboten des römischen Civilrechts ausgegangen, hat aber dieselben weit über die bisherigen Gränzen ausgedehnt, und zuerst die Verbote nach Graden festgesetzt. (Hier vermiffen wir ungerne die Entwicklung, wie die kirchliche Gesetzgebung die bis dahin bloß bürgerliche Bestimmung der Ehehindernisse an sich geriffen habe.) Die Eheverbote des kanonischen Rechts sind eben deshalb durchaus nicht nach Principien des römischen Rechts zu beurtheilen, weil es specifischer Charakter derselben ist, daß sie sich durchaus auf gewisse festgesetzte Grade erstrecken. Nach dem ausdehnenden System derselben bewirkt daher jede fleischliche Vermischung eine Schwägerschaft, welche überdem vormals mehrere Gattungen (*Genera*) haben sollte; und von der geistlichen Verwandtschaft stellte man auch mehrere Arten durch die Confirmation und den Katechismus auf. — Die auch hier vorhandene ursprüngliche Indispensabilität ward aber erst im 13ten Jahrhundert durch das aufgestellte Princip der unbeschränkten, und an kein Gesetz gebundenen Machtvollkommenheit des Papstes ganz vernichtet, und ist durch die Trienter Synode und jetzige Praxis nur sehr beschränkt hergestellt.

Bey den protestantischen Eheverboten sind zwar die mosaischen zum Grunde gelegt, die Hauptprincipien, und die hinzugefügten Bestimmungen aber größtentheils nicht aus dem damals so sehr verabscheuten kanonischen Rechte, sondern nach den eigenen ausdrücklichen Erklärungen der Kirchenordnungen, aus dem alten römischen Civilrecht entlehnt, wie auch die, in vielen Punkten, und besonders in den charakteristischen Principien der römischen Eheverbote auffallende Uebereinstimmung beweist. Daher erklärt sich die vorzügliche Rücksicht auf den *Respectum parentelae*, und dieser war auch wohl der Grund, daß man die Eheverbote bis auf den dritten Grad der ungleichen Seitenlinie erstreckte. Um so mehr möchte

liegende verdient wegen der vielen Veränderungen, Zusätze und Erweiterungen, die sich schon aus der Vergleichung beider Seitenzahlen ergeben, vorzügliche Aufmerksamkeit; selbst ohne auf die politischen Modificationen und auf die Incorporation von Piemont Rücksicht zu nehmen.

Die literarische Statistik Frankreichs, nämlich das Personale aller Anstalten zur Beförderung der Wissenschaften und Künste, mithin der Ministerien, Institute, Schulen und Collegien unter den mannigfaltigen Benennungen vom *Prytanée*, *Lycee*, *Bureau* u. s. w. der Bibliotheken, Societäten, Conservatoires, füllet ein Sechstheil des großen Volumens, und insbesondere das achte Kapitel ganz, so wie zwey Abschnitte des neunten aus. Diese ist aber bereits im diesjährigen Intelligenzblatt der A. L. Z. Nr. 72. und 75. zusammengestellt, so daß Rec. sich lediglich darauf bezieht. Kein Staatskalender ist darin so reichhaltig, wie der Französische, zum Contraste mit dem magern *Cracas* des ehemals wissenschaftlich-reichen Roms.

Neun Kapitel dienen zu Rahepunkten der fast unzähligen Nomenclatur. — Das Erste begreift das Ausland und Frankreichs Verhältnisse mit demselben. Bey jedem Staat, selbst den deutschen Reichsständen, die Staatsminister ziemlich correct. Statt *Etrurien* das alte Wort *Toscana*; *Baden*, *Hessen* und *Wirttemberg* schon als *Kurfürsten*; die neuen Republiken *Ragusa* und *Malis*; bey der *Italiänischen* ihr Rang in die Stelle von *Venedig*; bey *Lucca* die zwölf *Anciens*; bey *Malta* noch der Großmeister *Ruspoli* u. s. w. Am Schlusse die Titulaturen aller Gouvernements, und der Autoritäten und Bürger in Frankreich; eine Rubrik, die längst in den politischen Zeitungen herausgehoben wurde. Das zweyte Kapitel enthält das Gouvernement und die vordersten Autoritäten mit deren Attributen,

*Bureaux*, *Administrationen* und *Dépèndenzen* nebst dem *Wohnungszeiger*, bisweilen unter Beziehung auf die beiden letzten Jahrgänge. Das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, S. 112—121. ist für den diplomatischen Geschäfts- und zugleich wegen der Handlungs-Commisariate für das *Commerz* sehr unterrichtend. So sind es auch die Notizen von den Audienzen der Staatsminister für jeden Geschäftsmann. — S. 226—234. zum erstenmal die *Bischöfe* und deren *General-Vicarien*; mit Inbegriff dèrer in *Piemont*. — Im dritten Kapitel die *Militär-Organisation* unter vier Abschnitten durch alle 27 *Divisionen* hindurch. Der besonders jährlich herauskommende *Militär-Abnachs* wird dadurch für den *Civilstand* entbehrlich. — Ganz diesem ähnlich ist das vierte Kapitel von der *Marine* und *Colonien* eingerichtet. — Am anschaulichsten wird der Zustand von Frankreich durch die administrative, die gerichtliche und die Handels-Organisation, welche den Inhalt der drey folgenden Kapitel ausmacht. Hier findet der Statistiker und der im Innern des Landes Reisende in vorkommenden Fällen befriedigende Auskunft, und summarisch alles dasjenige beysammen, was die in 24 französischen Departements seit Jahres Frist herausgekommenen Special-Staatskalender ausführlicher geben. — Vom neunten Kapitel an (S. 585—732.) wird das Handbuch ein *Departements- und Adresskalender für die Stadt Paris*, von der Präfectur an durch alle Quartiere und *Divisionen* hindurch, bis zu dem untersten *Polizey-Diener*; auch die *Bankiers*, *Handels-Agenten*, *Pfarrer*, *Aerzte*, *Chirurgen*, *Apotheker*, *Postbesamte*, mit praktischen Notizen aller Art durchflochten. Den Beschlafs machen die *General-Post-Boten-Markt-Münz- und Maafszeiger*, eine höchst detaillirte *Bevölkerungs-Liste* von Frankreich, und ein *Sach-Register*.

### KLEINE SCHRIFTEN.

STATISTIK. Breslau, b. Barth u. Hamberger: *Verzeichniß der in Schlesien, der Graffschaft Glatz und neu Schlesien (Neu-Schlesien) lebenden katholischen Pfarrern* nebst einer Uebersicht der Eintheilung des Breslauischen Bisthums in Ansehung der Geistlichkeit. (1802.) 70 S. kl. 8. (gr.). Der vollständige Titel zeigt den Inhalt des Buchs. Die Uebersicht des Bisthums nach seinen vier Archidiaconaten steht voran S. 1—30. Hierauf folgt das Verzeichniß sämmtlicher Pfarrern in Alt-Schlesien preussischen Antheils und Glatz 660 an der Zahl, die genaue Angabe des Tauf- und Zunamens; so wie auch des Antritts der Amtsführung muß jedem Geschäftsmanne willkommen seyn. Zuletzt steht ein Verzeichniß der katholischen Geistlichkeit in Neu-Schlesien und Südpreußen Breslauer Diöces, 74 Pfarrern; folglich mit obiger Summe zusammen 744. Aber

die Graffschaft Glatz steht eigentlich unter dem Erzbisthum Prag; und einige Gegenden von Ober-Schlesien gehören zu der Ollmützer und andere zu der Cracauer Diöces. Dafür aber gehörte schon von alten Zeiten her das Archipresbyteriat Ostrzeszów (ein Theil des Wieluner-Landes) zum Bisthum Breslau, und durch die preussische Acquisition von Südpreußen und Neu-Schlesien sind noch in Neu-Schlesien die Archipresbyteriate Siewierz und Pilica mit 39 Pfarreyen in Südpreußen Czenstochow und Kempen mit 24 Pfarreyen dazu gekommen. Wie viel Pfarreyen eigentlich nun unter Breslau stehen, hat Rec. nicht bestimmt gefunden. Nach S. 24. sind es wahrscheinlich mit Einschluß der südpreussischen und neuschlesischen 583 Pfarreyen, 52 Curatien. Folglich blieben für die Ollmützer, Cracauer und Prager Diöces 49 Pfarreyen.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 16. Junius 1803.

## ARZNEYGELÄHRTHEIT.

CASSEL, b. Griefsbach: *Archiv für die Pharmacie und ärztliche Naturkunde*, herausgegeben von *J. Schaub*, der Arznei- und Wundarzneykunst Doctor, Professor der Chemie u. s. w. und *D. Georg Heinrich Piepenbring*, Apotheker zu Carlshafen u. s. w. *Ersten Bandes erstes, zweytes und drittes Stück*. 1802. 359 S. 8. mit 1 Kupf. (1 Rthlr. 12 gr.)

Bekanntlich haben wir schon mehrere Journale für die Cultur und Vervollkommnung der pharmaceutischen Chemie und Materia medica; es fragt sich also nur, ob dieses neue reichhaltig genug gewesen sey, um seine Stelle neben den frühern behaupten zu können. Eine genauere Inhaltsanzeige mag den Leser selbst urtheilen lassen. Das erste Heft, welches, so wie die beiden folgenden, weitläufigere Abhandlungen und kürzere Anzeigen und Notizen enthält, beginnt mit einer Rede bey der ersten Versammlung der Mitglieder der correspondirenden Gesellschaft der Pharmacie und ärztlichen Naturkunde des Bezirks Hessen-Cassel gehalten, von *Schaub*. Der Vf. spricht zuerst (freylich nicht so, wie einst *H. von Haller* über denselben Gegenstand sprach, aber doch leidlich genug,) von den Vortheilen, welche gelehrte Gesellschaften den Wissenschaften überhaupt, und besonders der Chemie und Pharmacie verschafft haben, und breitet sich dann über den Nutzen aus, den die correspondirende Gesellschaft der Pharmacie und ärztlichen Naturkunde leisten kann. Diese Hülfswissenschaften der Heilkunst sind allerdings noch mancher Verbesserungen fähig, und wir wünschen, daß diese Gesellschaft den Gesichtspunkt, den sie sich vorgesteckt hat, nie aus den Augen verlieren möge. Die zweite Abhandlung von *Hn. Piepenbring* enthält Antworten auf die Fragen: *Verdient die Schwefelmilch als Arznei beygehalten zu werden, und wenn die Antwort bejahend ausfällt, welches ist denn die beste Zubereitung derselben?* Dieser pharmaceutische Präparat unterscheidet sich, sagt *Mr. P.*, durch seine größere Zartheit sowohl als durch einige Stoffe (Wasserstoff und Sauerstoff), die es in sich hat, so sehr von dem gemeinen Schwefel, daß man sich davon, wenn man es als Heilmittel gebraucht, schnellere und stärkere Wirkungen, als von dem Schwefel selbst und von den Schwefelblumen, versprechen kann; es behauptete also, setzt der Vf. hinzu, in der Heilkunst einen vorzüglichen Rang, und sey der Stelle, die es in dem *A. L. Z.* 1803. Zweyter Band.

Arzneyvorrathe einnimmt, sehr würdig. *Mr. P.* macht noch einige, wie uns dünkt, nicht ungegründete Erinnerungen wider die von *Hermstadt* empfohlne Bereitungsart der Schwefelmilch, und giebt ein anderes Verfahren, diesen Niederschlag zu verfertigen, an, das aber von dem, das man gewöhnlich in den Apotheken zu befolgen pflegt, eben nicht verschieden ist. Einige Bemerkungen, die sich in diesem Aufsatze finden, sind recht gut, aber die Weiterschweifigkeit desselben können wir nicht billigen; denn was *z. B. Gren, Mönch, Hahnemann* und andere Schriftsteller von der Schwefelmilch gesagt haben, welchen Begriff sich manche Scheidekünstler vom Schwefel machen, was von den Heilkräften des schweifstreibenden Spießglases und des Zinnobers zu halten sey, u. s. w. ist bekannt genug, und hätte nicht so weitläufig, als hier geschehen ist, angeführt werden sollen. 3) *Huxham's Spießglaswein*, ein sehr wirksames, aber unsicheres Arzneimittel, ersetzt durch eine vortheilhaftere und zweckmässigere Zubereitung, von *Schaub*. Der Vf. wiederholt, was andere Aerzte schon oft von dem nach *Huxham's* Vorschrift bereiteten Brechweine gesagt haben, und giebt den Rath, daß man künftig, statt dieses Mittels, lieber eine Auflösung von zwey Granen Brechweinstein in einer Unze Wein anwenden solle. Dieser Vorschlag ist, wie *Mr. S.* selbst eingesteht, nicht neu. Wenn übrigens der Vf. glaubt, daß diese kürzere Bereitungsart nur erst in einer einzigen Pharmakopöe bekannt gemacht worden sey: so irrt er sehr; denn schon *Wiegleb* und *Schlegel*, die Herausgeber des Bremenschen Apothekerbuchs und der Vf. der *Pharmacopoea exquisita* lehren den Brechwein auf eine Art bereiten, die von der, in der *Pharmacopoea borussica*, wenig oder gar nicht abweicht. 4) *Ueber Apotheken-Privilegien, ihren Werth, und über die Vermehrung derselben im Staate*. *Mr. Schmidt* in *Sonderburg*, von dem dieser Aufsatz herrührt, eifert wider die Einschränkung oder Aufhebung der Privilegien der Apotheker, und führt mehrere Gründe für die Meynung an, daß es nicht gut sey, die Anzahl der Apotheken in einem Staate ohne Noth zu vermehren. 5) *Kürzere Nachrichten*. *Mr. Piepenbring* belehrt die Leser, daß das Bitterfüßextract viel gebundene Ammoniac enthält, und daß diese salificable Basis in dem, was man das Narkotische nennt, etwa den andern Bestandtheil ausmache, der, mit dem narkotischen Princip verbunden, die Wirkung hervorbringt, die auf den Genuß aller mit einem betäubenden Stoffe verlebten Arzneyen zu erfolgen pflegt; *Mr. Rink* redet vom Gebrauche der Ameisensäure und eines weinichen

ten Aufgusses von Ameisen, Zaunrübe und Farnkrautwurzel wider die Gicht u. s. w.

*Zweytes Stück.* 1) *Gedanken über die Wirkungen der äußerlichen Bleymittel von Hunold.* Die austrocknende Wirkung des äußerlich angewendeten Bleyes äußere sich dadurch, daß dieses Metall die lymphatischen Gefäße reize, ihre Thätigkeit vermehre, folglich die Zurückführung befördere und so, wenigstens an dem Orte, wo es angebracht worden ist, die Menge der Säfte vermindere; auf eben diese Art bewirke es auch eine Zusammenziehung; denn wenn die flüssigen Theile, die im menschlichen Körper die Ursache der Ausdehnung der festen Theile seyen, vermindert würden; so müsse sich nothwendig die in den letztern liegende angeschaffene Elastizität äußern, die Gefäße müßten sich verengern und das dieselben verbindende Zellgewebe und die Muskelfasern sich verkürzen; auf die Blutgefäße wirke das Bley eben so, wie auf andere Gefäße, es hemme mithin auch den Einfluß des Blutes, und hieraus ergebe sich, daß alle Bleymittel, wo nicht gleich Anfangs, doch gewiss in der Folge, sich selbst den Weg in die Masse der Säfte versperrern; übrigens wolle er in diesen Blättern durch die Auseinandersetzung seiner Gedanken über die Wirkungsart der äußerlichen Bleymittel zwar nicht ganz leugnen, daß Bleytheilchen zuweilen und unter besondern Umständen in den menschlichen Körper wirklich aufgenommen werden können, vielleicht aber stehe nur den allerfeinsten Auflösungen dieses Metalles der Weg durch die Saugkanäle offen u. s. w. 2) *Ueber die Quecksilberseife von Piepenbring.* Diese Seife habe eigentlich kein Quecksilber aufgelöst in sich, sondern dieses Metall sey nur mit der Seife vermischt; indeß sey dieses Präparat einer mit Hahnemann'schem Quecksilberniederschlage vermischten Seife doch nicht ganz gleich, das Metall befinde sich in einer solchen Vermischung nicht so innig mit der Seife verbunden, als in jenem Produkte u. s. w. Wir halten die Quecksilberseife für ein sehr entbehrliches Heilmittel. 3) *Untersuchung der Piepenbring'schen und Krüger'schen Methode, die concentrirte Essigsäure zu bereiten, von Schmidt.* Der Vf. hat mehrere Versuche angestellt, um die Vorschläge des Hn. P. und K. zur Erhaltung einer concentrirten Essigsäure zu prüfen, und gefunden, daß man eine sehr starke und ganz reine Essigsäure erhält, wenn man ein Gemisch von 1 Unze Bleyzucker, einer halben Unze feingestossenen Braunstein und eben so viel Nordhäuser Vitriolöl der Destillation aussetzt, und daß die auf diese Art verfertigte Säure ziemlich wohlfeil ist. 4) *Ueber die Verwechslung der männlichen Farnkrautwurzel, von Krüger dem Jüngern, mit einem Zusatz von Piepenbring.* Da die männliche Farnkrautwurzel zuweilen mit der Wurzel des Tüpfelfarns und anderer Farnkrautarten verfälscht, oder die Wurzel der zuletzt genannten Kräuter statt der ächten Farnkrautwurzel verkauft zu werden pflegen; so geben die Vff. die Kennzeichen an, durch welche man diese Wurzeln von einander unterscheiden, und

der Gefahr, betrogen zu werden, entgehen kann. Hr. P. hat immer eine ziemliche Menge echter Farnkrautwurzel vorräthig, und ist erbötig, mehr oder weniger davon abzulassen. 5) *Fragmente über den Galvanismus; a) Vorschlag zu einer liegenden Voltaischen Säule, von Schmidt.* Diese von Hn. Neumann angegebene Batterie soll den Erwartungen, die man sich nur davon machen könne, vollkommen entsprechen. Der Vf. hat die Bemerkung gemacht, daß eine von Silber und Zink aufgebaute Säule eine desto stärkere Erschütterung zuwege bringe, je größer die Platten seyen, daß Kupfer und Zink bey weitem nicht eine so starke Wirkung äußern, als Silber und Zink u. s. w. b) Anwendung des Galvanismus auf den menschlichen Körper zur Heilung verschiedener Krankheiten, von Schaub. Dieser Aufsatz enthält einige nicht unwichtige Beobachtungen; der Vf. hat an 30 Personen, unter welchen 4 Taubstumme waren, mit dem Galvanismus behandelt; und mehrere male sehr gute Wirkungen dadurch hervorgebracht; zwey Taubstummen sey das Mittel so wohl bekommen, daß sie bald hören lernten, und ihr Zustand habe sich, bey länger fortgesetztem Gebrauche desselben, immer verbessert; einigen Kranken habe es aber nur wenig, und einigen andern gar keinen Nutzen verschafft; indes hofft der Vf., daß diese Heilart, wenn man mit der Anwendung erlitten lange genug fortfährt, auch solchen Personen, auf welche sie in den ersten acht oder vierzehn Tagen gar keine vortheilhafte Wirkung zu äußern scheint, nützlich seyn werde; denn er habe die Bemerkung gemacht, daß dies Mittel erst in der dritten Woche einige Zufälle, besonders Schwerhörigkeit, die lange angehalten und andern Arzneyen hartnäckig widerstanden hatten, glücklich gehoben habe.

*Drittes Stück.* 1) *Beitrag zur nähern Kenntniß des ächten Guajakgummi, und Empfehlung eines neuen vorzüglichen Prüfungsmittels zur Entdeckung seiner Aechtheit oder Verfälschung, von Schaub.* Der Vf. hat gefunden, daß die ätzende Pottaschenlauge das beste Mittel zur Untersuchung der Aechtheit des Guajakharzes ist; denn wenn man, sagt er, etwas von diesem Harze in höchstverklärtem Weingeiste auflöst, das Harz wieder durch destillirtes Wasser daraus fällt, und dann auf diesen Niederschlag, oder auch zu der milchartigen Mischung eine hinreichende Menge ätzende Pottaschenlauge gießt: so löst sich, wenn man achtens natürliches Guajakharz zu dem Versuche genommen hatte, alles wieder hell und klar auf, wenn aber ein mit Colophonium vermishtes Harz gewählt worden war: so bleibt das eritere in der Flüssigkeit unaufgelöst zurück, und kann dann leicht durch ein Filtrum abgetrennt werden. Dieses Verfahren ist auch, den Versuchen des Vfs. zufolge, bey der Prüfung des zuweilen ebenfalls mit Colophonium verfälschten Jalappenharzes anwendbar u. s. w. 2) *Nachtrag zu dem Aufsätze über Apotheken Privilegien und ihre Vermehrung im Staate.* Hr. Schmidt beantwortet hier die Frage: von wem der



in seinen Gerechtsamen durch die Verstattung einer neuen Apotheke in derselben Stadt, oder in demselben Bezirke eingeschränkte Apotheker Schadenersatz fordern könne? und urtheilt ganz natürlich, daß, wenn ein Apotheker durch mächtige Freunde, die er durch unrichtige Vorstellungen zu seinem Vortheile einzunehmen gesucht hat, eines Privilegiums theilhaftig geworden ist, ihm obliege, dem Kaufgenossen der dabey leidet, den Schaden zu vergüten, wenn aber die Regierung selbst ein solches Privilegium gegeben hat, diese auch verpflichtet sey, den beeinträchtigten Apotheker zu entschädigen. 3) *Bemerkungen über die Wirkungen des Rhus radicans oder Toxicodendron auf den äussern Theil des menschlichen Körpers*, von Krüger. Die Wirkungen, die dieser Gattrebenstrauch (den der Vf. hält die genannten Rhusarten für eine und dieselbe Pflanze, welcher Meynung wir doch beyzustimmen Bedenken tragen;) und besonders der haarichte Giftsumach, manchmal auf den menschlichen Körper äusert, beschreibt Hr. K. nach den Beobachtungen, die er an sich selbst gemacht hat, und erzählt zugleich, daß er, als Praeservativ, das Streichen mit Oel vor dem Berühren dieser Pflanze, sehr dienlich befunden habe. — Da indessen die meisten Bemerkungen, die hier mitgetheilt werden, schon in andern Schriften, z. B. in *Böhmer's* Abhandlung *de Toxicodendro*, (Wittenberg 1800), vorkommen: so hatte der Vf. sich wohl bey der Erzählung seiner Erfahrungen, kürzer fassen können. — H. Hunold liefert einen Nachtrag zu diesem Aufsätze, worin er eine in Nordamerika bey dem Verbrennen des Sunachholzes beobachtete Erscheinung mittheilt. 5) *Chemische Zerlegung des Rhus radicans; Daseyn eines eignen Grundstoffes in dieser Pflanze; Kennzeichen, Eigenschaften und Natur dieses Grundstoffes*, von van Mons. Aus H. Scherer's Journal entlehnt. 6) *Ueber die von Trommsdorf angegebene verbesserte Bereitungsart des Spiessglaschwefels durch Zerzeugung des schwefelhaltigen Kali, von Rink*. Der Vf. hat bemerkt, daß es allerdings vortheilhaft ist, wenn man, bey Bereitung des goldfarbenen Spiessglaschwefels, das schwefelsaure Kali benützt; doch folgert er aus seinen Erfahrungen, daß  $\frac{1}{8}$  Kohle zur Erreichung des beabsichtigten Zwecks nicht hinlänglich sey, sondern davon genommen werden müßte; denn durch eine kleinere Menge Kohle könne das schwefelsaure Kali nicht völlig zerfetzt werden u. s. w. 7) *Anwendungsart der Galvani-Voltaischen Metall-Electricität zur Abheilung der Taubheit und Harthörigkeit*, von Sprenger. Man weiß schon aus Nachrichten in einigen ökonomischen Blättern, daß Hr. S. so glücklich gewesen ist, manchen Taubstummen durch den Galvanismus das Gehör zu verschaffen, und andere Personen, die mehr oder weniger schwer hörten, von ihrem Uebel zu befreyn. Aufgefodert dazu beschreibt er hier seine Galvani-Voltaische Gehörgeheukunst, wie er sich sonderbar genug ausrichtet, und theilt zugleich einige Beobachtungen mit. — Manche Thatfachen, die hier vorkommen, sind allerdings wichtig, aber die Schreibart des Vfs. können wir nicht loben; wir rathen ihm

seine künftigen Schriften durch einen Freund von Wiederholungen und andern Fehlern befreyn zu lassen. 8) *Winke und Beyträge für die frühere Geschichte des Galvanismus*, von Schaub. Der Vf. zeigt wie andere, daß Hr. Sulzer lange vor Galvani Beobachtungen über den Metallreiz angestellt habe; und macht auf eine Schrift *de effluviis metallorum* aufmerksam, die, wie er vermuthet, Nachrichten über den Galvanismus (sollte wohl heißen: Nachrichten von Versuchen über die Wirkungen des Metallreizes auf den thierischen Körper) enthalte, mit dem Wunsche, sie näher kennen zu lernen. Rec. kennt sie nicht, weiß aber, daß *Agricola* und *Boyle de natura eorum, quae effluunt ex terra, de mira subtilitate effluviolorum, de natura effluviolorum determinata* u. s. w. geschrieben haben, und glaubt, daß hier eine dieser Schriften gemeynt seyn möge. 9) *Auszüge aus Briefen*. Hr. Valentin hat einige Male bey Kranken, die mit der Harntrenge behaftet waren; die Phosphorlauge nützlich befunden; Hr. Rink ist im Begriffe, Versuche zu unternehmen, um zu entdecken, welche Menge Sauerstoff im fressenden und im versüßten Quecksilbersublimat enthalten sey, in welchem Verhältnisse die Galluslaure zu den andern Bestandtheilen in den Knoppem stehe u. s. w.

BERLIN, in d. Felisch. Buchh.: *Journal für die Chirurgie, Arzneykunde und Geburtshülfe*, von Christian Ludwig Alvsinna, königl. preuss. Gen. Chir. und Prof. d. Chirurgie. *Zweyten Bandes erstes Stück*. 1802. XLVIII und 148 S. *Zweyten Bandes zweytes Stück*. 1803. 149—324 S. 8. (r. Rthlr. 8 gr.)

Der Zweck und die Einrichtung dieses Journals ist schon aus der Anzeige des ersten Bandes bekannt. (A. L. Z. 1802 Nro. 252.) Was der Vf. auf den ersten XLVIII S. des Iten Stückes dieses Iten Bds sagt, ist bloß gegen Hn. Röschlaub gerichtet, dessen Bemerkungen und Vorwürfe der Vf. zu berichtigen und zu widerlegen sucht. Hierauf folgen: 1) *Erinnerungen und Winke zur glücklichen Ausführung der neuen Kurmethode des Wund-Starrkrampfes*, von Dr. Stütz, Phylicus zu Schwablich-Gemünd. Nach dem Vf. sollen Schwäche des Körpers, Erkältung und niederschlagende Leidenschaften Ursache des Krampfes seyn, die Diät soll stärkend, Opium und die Auflösung des vegetabilischen Laugenfalzes so lange verstatet gegeben werden, als die Krankheit zunimmt, täglich ein Bad von Waschlauge, und einen Tag und den andern ein Klystier von mit Seife saturirten Wasser genommen werden. Hr. M. bemerkt sehr richtig, daß der Vf. in diesem Aufsätze zu einseitig urtheilt, und verichert, den inneren Gebrauch des Laugenfalzes unzulässig, ja schädlich befunden, vom Opium aber noch immer die beste Wirkung erfahren zu haben. 2) *Von der Ausschälung eines grossen schwammigten Gewächses, das an der innern Seite des rechten Schenkels über der Schenkelschlagader befind-*

beständig war, vom Reg. Chir. Ollenrodt. 3) Von der glücklichen Operation eines complicirten Wasserbruchs, von Ebendenselben. Der Vf. nahm gegen Hr. M's Rath (S. B. I. St. 2. S. 246) den über der Scheidenhaut befindlichen Zellstoff erst weg, ehe er dieselbe öffnete. 4) Ueber die Wirksamkeit der Infusion einer Auflösung des Brechweinsteins bey verschluckten und im Schlunde fest sitzenden Körpern. Durch zwey Beyspiele erläutert von dem Reg. Chir. Bator. Die von Köhler im ersten Bande von Schmuckers vermischten chirurgischen Schriften angegebene Operation ist zweymal von B. mit Nutzen angewendet worden. Hr. M. bedient sich intner einer Federpöse, deren raubes Ende er in Oel taucht, und, wenn er bis an die leidende Stelle gekommen ist, so lange um ihre Axe drehet, bis die Verminderung des Schmerzens die geschehene Lösung des fremden Körpers anzeigt. 5) Eine Amputatio femoris, welche im hohen Alter mit glücklichem Erfolg unternommen wurde, vom Reg. Chir. Mönlich. 6) Von einem in der Beckenhöle eingekleinten Wasserkopfe und (einer) daher entstandenen schweren Geburt, von Demselben. 7) Eine schwere Kopfgeburt mit einem Blasenbruch der Mutterscheide vergesellschaftet, vom Reg. Chir. Bauer. Den zur Erschlaffung der gespannten Theile der Mutterscheide und der Schamlefze angewandten Dampfbädern ist Rec. abgeneigt. 8) Von einem eingeklemmten und glücklich operirten Schenkelbruch an der rechten Seite, vom Herausgeber. 9) Von einer ausgebreiteten falschen Pulsadergeschwulst in der Biegung des Arms, das durch die Unterbindung glücklich geheilt wurde, von Demselben. 10) Von der Operation eines eingeklemmten Schenkelbruchs in der linken Seite, von Demselben. Der Vf. legte dem Operirten ein Bruchband an. Rec. stimmt den Gründen des Vfs. ganz bey. 11) Ueber den Gebrauch der Jasserschen Salbe bey dem Erbgrind (tinea) und dem Kleyengrind (pityriasis), vom Reg. Chir. Schack. Auch Hr. M. bestätigt die gute Wirkung der Salbe in den genannten Krankheiten.

Zweytes Stück. 1) Beobachtung einer Verrenkung des zweyten Halswirbelbeins von dem ersten, worauf sogleich der Tod erfolgte, vom Reg. Chir. Schack d. ä. 2) Beobachtung einer Steinerzeugung im Hodensack und dessen Entfernung durch die Operation, von Demselben. 3) Beobachtung einer zur Familie der Wechselfieber gehörenden Fallsucht, von Demselben. Hr. M. bedauert, daß der Vf. nicht Opium in stärkerer Dosis und ohne Kali angewendet hat. 4) Von einer vollkommenen und veralteten Verrenkung des Oberschenkelknochens, die aber glücklich wieder eingebracht und geheilt worden, von D. Helling. Ein Iesenswerther Aufsatz! Der Vf. glaubt, daß das runde Band sowohl, als das Kapselband bey einer jeden Verrenkung zerreiße. In einem Anhang hat er einen

schönen Beytrag zur Diagnostik der Verrenkung und des Bruchs geliefert. Nach seiner Erfahrung finden nur zwey Verrenkungen, nach außen und innen, statt. 5) Von der Operation eines Netz-Darm-Bruchs, durch Hr. Reg. Chir. Ollenrodt d. j. verrichtet. Der Sectionsbericht ist nicht so vollständig, wie man es hier wünschen sollte. 6) Etwas über die Entzündung, vom Stadt-Chirurgus Drewes in Belgard. Diese Abhandlung ist nicht an ihrer rechten Stelle, da sie ganz und gar nicht dazu geeignet ist, dem Militär-Chirurgen eine richtige Idee von der Entzündung zu geben. Da Rec. sich hier nicht in das Detail einlassen kann: so mag eine Stelle S. 229 den Leser davon überzeugen; es heißt daselbst nämlich: „Je dichter und folglich elastischer das Blut ist, desto mehr Luft hat es in sich, es gährt also bey der, von der vermehrten unordentlichen Bewegung der Gefäße, erregten Wärme schon für sich leichter, so wie diese alle Säfte than in der Wärme, die verschiedene Bestandtheile und viel Luft in sich enthalten. Nun füge man hinzu die vorhandene Schnellkraft der Gefäße, die durch den Reiz und Attritas des Blutes alle Augenblicke vermehrt wird, so dünkt mir, hat man den sogenannten Entzündungsstand.“ 7) Beschreibung einer Säugmaschine, bey aufgesprungenen, durchgefogenen oder durch Schwämme verletzten Brustwarzen, vom Reg. Chir. Fibing. Eine vom Lohgerber zubereitete Kuhzitze wird über einen durchlöcheren Warzendeckel gebunden, so daß von derselben so viel hervorkommt, daß das Kind die Zitze, ohne das Holz zu fassen, saugen kann. 8) Entbindung einer Frau durch den Kaiserschnitt, vom Herausgeber. Ein lehrreicher Aufsatz. Die beygefügte Abbildung der Frau ist ganz überflüssig. 9) Geschichte eines durch den Höllestein geheilten Staphylomatis partialis, vom Bataill. Chir. Seidel. 10) Etwas über die Speichelfistel, von Nessel, W. A. und Geb. Helf. zu Stettin. 11) Einige Beobachtungen von der Wirkung der Salpetersäure in venerischen Krankheiten, von Demselben. Hr. M. verwirft dieselbe und empfiehlt dagegen vorzüglich den Sublimat in Pillenform. 12) Geschichte einer nach einem Fall von einer beträchtlichen Höhe entstandenen Kopfverletzung, vom Reg. Chir. Balk d. j. Enthält für den angehenden Wundarzt manche schöne Winke. 13) Von einer Gelbfucht, die bey einem gesunden Menschen plötzlich erfolgte und binnen 50 Stunden tödtete, vom Herausgeber. Ein merkwürdiger Fall, Rec. kann diese Anzeige nicht ohne den Wunsch schließen, daß der Herausgeber die Anzahl solcher Beobachtungen und Erfahrungen, in denen die Kur oder Operation wegen fremder von innen oder außen hinzugetretener Umstände mißlungen ist, vermehren wolle. Für den Anfänger sind dergleichen Aufsätze, deren man schon in den bisher erschienenen Stücken einige findet, gewiß sehr lehrreich.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 17. Junius 1803.

## ARZNEIGELAHRTHEIT.

DELFT, b. Roelofswaert: *Geneeskundig Magazijn* (Magazin der Heilkunde), door A. van Stipriaan Luisicus, C. G. Ontyd. M. J. Macquelyn, en J. van Heekeren. *Eerste Deel*. 1801. *Eerste Stuk*, XXII u. 203 S. Mit 1 Kupfert. *Tweede Stuk*, 226 S. Mit 4 Kupfert. *Derde Stuk*, VI u. 230 S. gr. 8. (5 Guld. 12 Stüb. holl.)

Seitdem Ed. Sandifort seine *Geneeskundige Bibliothek* geschlossen, hatte die batavische Republik eine Reihe von Jahren keine, der Heilkunde ausschliesslich gewidmete Zeitschrift. Im Jahr 1801 erschienen endlich deren zwey, das vor uns liegende *Magazijn*, und eine zu Leyden herauskommende Zeitschrift, die fast durchgehends aus Uebersetzungen besteht.

Das *Geneeskundige Magazijn* soll, nach der Erklärung der Herausgeber, angesehen werden: 1) als ein Repertorium dessen, was die batavischen Aerate in der theoretischen und praktischen Heilkunde entdecken und beobachten; 2) als eine Fortsetzung der *Verhandlungen*, herausgegeben von der nicht mehr bestehenden *Natuur- en Geneeskundige Correspondentie-Societeit* im Haag (S. *Ergänz. Bl. z. A. L. Z. J. H. B. I. Nr. 65*); 3) als eine Sammlung der, die Staatsarzneywissenschaft betreffenden Verordnungen, die von der batavischen Regierung erlassen werden; 4) als ein Journal, worin in- und ausländische medicinische Schriften beurtheilt werden; 5) als eine Sammlung von Geburts- Trauungs- und Sterbelisten, wie sie bey der Agentur der Nationalerziehung (wobey einer der Herausgeber, Hr. Dr. van Heekeren, in Medicinalfachen als Commissar angestellt ist) einlaufen; und 6) ein Verzeichniß neuer in- und ausländischer medicinischer Schriften, und medicinische Neuigkeiten.

Von den, auf dem Titel genannten vier Herausgebern dieses *Magazins* sind drey, nämlich die Herren Luisicus, Ontyd und van Heekeren, als Schriftsteller, bereits dem Auslande vortheilhaft bekannt; den vierten, Hn. Macquelyn, kennt man aus seiner gut aufgenommenen Inauguraldissertation *de Vomitu*. Was sie in ihrem Journale leisten, wird die folgende Anzeige lehren. In den drey Stücken, welche den ersten Band ausmachen, sind enthalten:

I. *Abhandlungen und Beobachtungen*. 1) C. G. Ontyd's, Arztes im Haag, *Versuch über den Einfluss der Scheidekunst auf die Verrichtungen des thierischen Körpers*. im 1sten bis 3ten Stücke, zusammen 160 S. A. L. Z. 1803. *Zweyter Band*.

Die Abhandlung zerfällt in zwey Hauptstücke, in deren erstem der Vf. untersucht, in wie fern der gesunde, im zweyten aber, in wie fern der kranke Zustand des thierischen Körpers durch die Chemie bestimmt werde. Er hat es besonders mit dem Prof. Reich, in dessen Schrift *vom Fieber*, zu thun, von dem er sagt: „keiner von den Anhängern der neuen „chemischen Secte sey in der Anwendung der chemischen Gesetze auf die Naturkunde des menschlichen „Körpers so weit gegangen, als er“ (S. 6); aus welchen Worten zugleich die Tendenz des Vfs. durchblickt. Reich scheine seine Fiebertheorie aus Reil's Archiv und Fieberlehre, aus von Humboldt über die gereizte Muskelfaser, und aus Ritter's Beweifs, daß ein beständiger Galvanismus den Lebensproceß im Thierreiche begleite, entlehnt zu haben. Allein einerseits hätten diese Männer eben so wenig, als Ackermann (physische Darstellung der Lebenskräfte), Brandis und Schelver (Elementarlehre der organischen Natur) überzeugend bewiesen, daß die erste Ursache der Lebensverrichtungen in der besonderen Mischung der thierischen Stoffe zu suchen sey, und andererseits kämen auch die Lehrsätze der drey Ersten mit den Folgerungen, die Reich daraus hergeleitet, nicht völlig überein. In der Folge macht er den neuen Jatrochemikern den Vorwurf, sie liessen sich *inductiones, petitiones principii*, und Zirkel im Beweise zu Schulden kommen; sie liessen die besondere Mischung der organischen Materie nicht als eine bloße *conditio sine qua non* gelten; sie machten nicht den gehörigen Unterschied zwischen erstem Princip des Lebens, und zwischen unmittelbarer Ursache der Lebensäußerungen in organischen Wesen; u. s. w. Des Vfs. Definition der *Gesundheit* ist (St. 2. S. 11): „Sie ist diejenige „Beschaffenheit des menschlichen Körpers, wo die verschiedenen Grundstoffe, aus welchen die thierische Materie „gebildet ist, durch den Einfluss der Lebenskraft immerfort im Gleichgewichte erhalten werden, und ihre „chemischen Verwandtschaften und gegenseitigen Beziehungen dergestalt modificirt sind, daß sie diejenige „Proportion und dasjenige Verhältniß zu einander behalten, welches sich zu der Natur des organischen „Wesens, dessen Form und Mischung sie darstellen, am „besten schicket.“ „Krankheit hingegen, sagt er ebendasselbst S. 21 „ist der Zustand des menschlichen Körpers, wo, durch irgend eine Ursache, die Wirkung „des Lebensprincips auf die thierische Materie verschieden, „deutlich modificirt, und hierdurch ein besonderes Verhältniß der Grundstoffe, eine, demselben entsprechende „de Form und Mischung, hervorgebracht wird; wovon „natürlich die Folge seyn muß, daß das Gleichgewicht „Nann „zwei-

„zwischen den verschiedenen thierischen Verrichtungen „nicht oder weniger gefordert wird, und manche thierische Thätigkeiten langsam und mühsam vor sich gehen, „oder auch ganz gehemmt, und andere dagegen vermehrt sind.“ Wie wichtig der thierisch-thematische Gesichtspunct der Krankheit sey, wird umständlich gezeigt. Zuletzt werden die drey Fragen beantwortet: a) Findet in den verschiedenen Krankheiten Mangel oder Ueberfluß eines oder mehrerer Grundstoffe des thierischen Körpers statt? b) Besteht diese Verschiedenheit der Grundstoffe einzig und allein in dem zu vielen oder zu wenigen Säurestoffen? c) Angenommen, es kann einen Ueberfluß oder einen Mangel an Grundstoffen geben, hat man ihn für die Ursache oder für eine Folge der Krankheit zu halten? — 2) Etwas über den Perkinismus. Von Demselben (St. 2). Die Sache habe einen haßenswerthen Anstrich von Universalärzney. Der Vf. wolle mit londoner Aerzten darüber in Briefwechsel treten. — 3) Der Werth der Kuhpocken, besonders als eines Vorwahrungsmittels gegen die Kinderpocken; erwogen, in einer Antwort an den Agenten der Nationalerziehung, von Matth. van Geuns, Prof. zu Utrecht. (St. 1.) Unterschrieben den 14ten Januar, 1807. Der Geis erscheint zwar nicht als Gegner der Kuhpocken, dringt aber auf fortgesetzte kaltblütige Beobachtung des neuen Schutzmittels. Einige der von ihm berührten Punkte sind wohl, seitdem er schrieb, mehr aufgeklärt worden. — 4. Bericht, betreffend die Impfung der Kuhpocken zu Arnheim, nebst Beobachtungen. Aus Briefen von O. de Ruuk, Arzte zu Arnheim, an J. van Heteren, Arzt in Haag. (St. 1.) Ueber den Fortgang der Kuhpockenimpfung zu Arnheim. Interessant ist ein Fall, wo bey einem Knaben von 10 Wochen zu verschiedenen Zeiten Nachkühpocken zum Vorschein kamen. — 5. Auszug aus dem Briefwechsel des Hn. Trompert, Wundarztes, Operators und Geburtshelfers zu Rotterdam, mit einem der Herausgeber, über die Kuhpocken. (St. 1.) Fortgang der Kuhpockenimpfung zu Rotterdam. Unter den beschriebenen Fällen dieser Impfung ist einer, in welchem nach gehörigem Verlaufe der Krankheit, bey einem zweyjährigen Mädchen am zehnten Tage sich sehr schwere Zufälle einfinden. — 6) Schreiben der (Rotterdammer) Aerzte G. Davids, Th. F. Opdorp, und der Wundärzte F. H. Gram, J. F. Duvoigneau, und C. van Hattem, über die Kuhpocken, an den Agenten der Nationalerziehung der batavischen Republik. (St. 2.) Bericht über den Erfolg ihrer Bemühungen, die Impfung der Kuhpocken einzuführen, nebst Beobachtungen; veranlaßt durch ein Umlaufschreiben des Agenten der Nationalerziehung. — 7) Beobachtungen über die Naturgeschichte der menschlichen Excremente überhaupt, und über eine beträchtliche Menge einer darin gefundenen Crystallcruste insbesondere. Von A. van Stipriaan Luisicius, Med. Doct. und Chem. Lect. zu Delft (St. 1 u. 3). Diese lesenswerthe Abhandlung findet man übersetzt in Schmidt's Holländ. Magaz. der Naturkunde, B. I. St. 2. S. 344—382. Unter den Bestandtheilen des chemisch zerlegten Ururates befindet sich auch

Alaunerde. — 8) Bey einer Frau wahrgenommene Ausartung der Eyerstocke. Von H. van den Bosch, Stadt- arzte zu Wageningen. (St. 1.) Erläutert durch eine Kupfertafel. Als Hr. v. d. B. die Frau zum ersten Male sah, fand er ihren Unterleib zu einer so ungeheuren Größe angeschwollen, daß er über die Schenkel herab, bis an die Knie, hing, und in seiner Mitte einen Umfang von 2 1/2 Elle hatte. Der Nabel stand wie eine Mannsfaust hervor. Nach dem Tode fand man den rechten Eyerstock unbeschreiblich vergrößert, und den linken in eine Knorpelmasse verwandelt. Boym Leben war jedoch auf der rechten Seite über dem Hüftknochen, wo die Kranke oft über Schmerzen klagte, keine größere Geschwulst, als überhaupt an Bauche, zu sehen. — 9) Zwey Beispiele von dem Nutzen der Lopenwurzel. Von Demselben. Uebersetzt in Döring's and Sakomn's Journ. B. I. St. 2. — 10) Beschreibung einer misgestalteten siebenmonatlichen menschlichen Frucht, die durch das theilweise Zusammenwachsen zweyer Hoden entstanden war. Von M. J. Mäquelin, Stadtarzte zu Delft. Erläutert durch 4 Kupfertafeln. (St. 2.) Das Geschöpf hatte, nach Aussage der Hebammen und der Umstehenden, 8—9 Minuten nach der Geburt gelebt, d. i. convulsivische Bewegungen mit den Gliedmaßen gemacht; und Hr. M. fand, als er bald darauf geboren wurde, in der noch vorhandenen Wärme desselben die Spuren des erst kürzlich erloschenen Lebensfunken. Es waren, von unten an gerechnet, zwey völlig ausgebildete männliche Unterteile, jeder mit seinen Geschlechtstheilen, zusammengewachsen in der Gegend des Nabels; zwey vollkommene Wisbelsäulen, vier Schulterblätter, natürliche Einpflanzung der vier obern Gliedmaßen in dem Oberarmgelenke, u. s. w. Die übrigen, besonders auch die durch die Zergliederung entdeckten Merkwürdigkeiten dieses Naturspiels müssen wir, kurze halber, übergelien. — 11) Beobachtung einer, von der Natur verrichteten Trennung des rechten Fußes, und eines Theils des Brints. Von B. J. Schuuring, Lect. d. Geburtshülfe, Wundarzte und Geburtshelfer der Stadt in Haag. (St. 2.) Der Kranke war durch einen Schlag von seinem Pferde dergestalt verwundet, daß, ungefähr anderthalb Hände breit über dem Knöchel, das Schien- und Wadenbein gebrochen waren, und die obern Knochen-Enden aus den Hautbedeckungen herausstanden. Durch zweckwidrige Behandlung wurde der Brand herbeygeführt. Dem Vf. gelang es, durch den innerlichen und äußerlichen Gebrauch der petruischen Rinde und des Camphers den Brand zum Stillstehen zu bringen, worauf die Natur auf die glücklichste Weise durch Absonderung sich des Abgestorbenen entledigte, und der Kranke mittelst eines gut gearbeiteten künstlichen Fußes wieder zu dem freyen Gebrauche des rechten Beines gelangte. — 12) Beobachtung über den ersten oder den Zeitraum der Ansteckung in den Kinderpocken. Von J. G. Sundberg, Arzte zu Hattem. (St. 3.) In sechs, von dem Vf. beobachteten Fällen der natürlichen Menschenpocken war die kürzeste Zeit, die, von dem Tage der Ansteckung an (diesem nicht mit gerechnet)

rechnet) bis zum Anfange des Ausbruchfiebers verlief, neun, die längste zwölf Tage. Er zieht, besonders mit Hülfe dessen, was Camper hierüber in Ansehung der geimpften Menschenpocken beobachtete; das Resultat, daß sich hierin die natürlichen und künstlichen Menschenpocken auf dieselbe Weise verhalten. — 13) *Beobachtung einer Entbindung von einem Mutterpolypen.* Von G. J. van Wy, Wundarzte und Geburtshelfer, auch Lect. der Wundarzneykunst und Geburtshelfer zu Arnheim. (St. 3). Das Uebel war als ein Gebärmuttervorfall behandelt worden. Als man aber des Vfs. Hülfe suchte, fand er, daß die Frau von einem birnförmigen, wie die Gebärmutter gestalteten Polypen, der an seinem, in der Gebärmutter sitzenden Stiele vor den Geschlechtsheilen hing, entbunden war. Dieser Polyp war 10 rhein. Zoll, 8 aber da, wo er am dicksten war, breit, und hatte 17 Zoll im Umfange. Den dritten Tag unternahm der Vf., vermittelst des von van der Haer in dessen *ausgelesenen Abhandlungen* Th. 2 beschriebenen *Paternosters*, die Unterbindung, deren so nahe glückliche Folgen jedoch die Kranke nicht erlebte, indem sie den sechsten Tag nach dem Herausfallendes Polypen starb.

II. *Nachrichten von epidemischen und andern, in der batavischen Republik wahrgenommenen Krankheiten.* 1) J. Bodel, Stadtarzt zu Dordrecht, über die Krankheiten, die im Jahr 1794 in dieser Stadt vorgekommen sind. (St. 2). Vbraus etwas über die Localität von Dordrecht, inso fern sie auf die Gesundheit der Einwohner Einfluß hat. Als seltene Krankheiten bemerkt der Vf.: *Wechselfieber; Bauchwassersucht; Lungenfucht und Harnstein.* Der Krankheitszustand ist Monat für Monat angegeben. — 2) *Nachricht von den Krankheiten, die vom September 1797 bis zum Julius 1798 in dem akademischen Hospitale zu Groningen wahrgenommen wurden.* Von dem daligen Prof. E. J. Thomassen à Thuessink. Voran der Witterungszustand, nach den Monaten, den Bodel in Nr. 1 nicht angegeben hat. Die Beobachtungen sind, nach den Krankheiten, in zwey Classen gebracht, nämlich *Fieber und Pleuritis rheumatico-gastrica* mit vielen Erinnerungen gegen die noch in Holland sich mehrenden Anhänger brownischer Behandlungsart. — 3) *Hr. van den Bosch über die Masernepidemie und die Catarrhe, die in den Monaten December 1800 und Januar 1801 zu Wageningen herrschten.* Aus einem Briefe an Dr. J. van Heekeren, in Haag. Die Catarrhe gehören zu der Classe der sogenannten *Influenza*, und waren also nervöser Art.

III. 1) *Vorstellung des Agenten der Nationalziehung an die vollziehende Macht der batavischen Republik, betreffend die Beförderung und allgemeiner Verbreitung der Impfung der Kinderpocken.* Mitgetheilt von J. van Heekeren. (St. 1). Das Vornehme ist wie hier in Vorschlag gebrachte, und von der Regierung genehmigte Verprünung, welche in der Reihe der *Geneeskundige Verordnungen* (S. A. L. Z. 1803. Nr. 20) die vierte ausmachet. — 2) *Bericht des Commissars der Regierung in Medicinalfachen* (des Doct. J.

van Heekeren); wie, und methodischem Gesichtspuncte betrachtet, *Geburts-Traunungs- und Sterbelisten einzuführen seyen.* (St. 2). Dem schriftlichen Vortrage waren Formulare zu diesen Listen beygefügt, die v. H. in diesem Magazin weggelassen hat. So viel dem Rec. bekannt ist, und die gedachten Listen wirklich eingeführt. Wir können ihnen das verdiente Lob nicht verlagern.

IV. *Beurtheilungen und Auszüge in- und ausländischer medicinischer Schriften.* — V. *Kurze Nachrichten und Auszüge.* (Beides: medicinische Neuigkeiten; in- und ausländische). — VI. *Alphabetisches Verzeichniß neuer in- und ausländischer medicinischer Schriften.* Dieses Verzeichniß ist jedem Stücke angehängt. Bey den deutschen Artikeln möchte man mehr Auswahl und richtigern Druck wünschen.

ERFURT, in d. Henningischen Buchh.: *Die Heilkunst auf ihren Wegen zur Gewisheit; oder die Theorien, Systeme und Heilmethoden der Aerzte seit Hippokrates bis auf unsere Zeiten.* Von dem Hofrath und Professor Hecker zu Erfurt: 1802. 272 S. 8. (1 Rthlr.)

Unter diesem gesuchten Titel liefert der Vf. eine kurze Uebersicht der Geschichte der Medicin. Im Ganzen genommen ist wenig daran auszusetzen, ja sie enthält sogar einige glückliche Darstellungen, z. B. vom Schaden der mißverstandenen Hippokratishen Lehre; doch hätte Rec. gewünscht, daß der Vf. etwas tiefer eingedrungen seyn möchte. Es ist Hn. H. fast bloß um gefuchte Parallelen zwischen der alten und neuen Medicin zu thun; ja er geht so weit, den ebrlichen Pythagoräer, Alkmaon, sogar zu einem Vorläufer Browns machen zu wollen, weil dieser, nach dem Pseudo-Plutarch, die Gesundheit in Harmonie gegründet fand. Wer aber weiß, daß Gesundheit des Leibes von den Pythagoräern eben so wie die Gesundheit der Seele durch *ἡμετέριος ἀρμονία* erklärt wurde (*Aristoxen. apud Iamblich. de vita Pythagor. c. 95.*), der wird bey jener Definition schwerlich an etwas Anderes als an die dem Pythagoras so gewöhnliche Vergleichung aller Dinge mit Zahlen denken. Die Grundsätze der ersten dogmatischen Schule werden auch nicht ganz richtig dargestellt; denn nicht bloß von der Galle leiteten die ersten Dogmatiker die Fieber, sondern von der *τῆρας τῶν γυμίων*, (Blut, Galle, Schleim und schwarzer Galle). Die Grundsätze der alten empirischen Schule findet Hr. H. in Hahnemanns Theorie der *Materia Medica* wieder, Galens System ist nicht hinreichend aus dem Peripatetischen, Akademischen und Eklektischen entwickelt; auch nicht die Paracelsische Lehre. Sydenham und Fr. Hofmann werden über die Gebühr gepriesen; eine genauere Bekanntschaft mit dem Systeme des letztern lehrt, daß es ihm an Gründlichkeit und Consequenz mangelte. Stahls Seele wird mit dem körperlichen Pneuma der Stoiker vereinigt. Christ. Ludw. Hoffmanns unzuammenhängende Grundsätze nehmen eine ganze Kubrik ein; so wie auch

auch Stoll's gastrische Methode und Kämpfs Instructus. Das hätte süglich viel kürzer unter der Rubrik: *Späte Spuren des Humoral-Systems*, zusammengefasst werden können. Ganz gut ist die Geschichte des neuesten chemischen Materialismus vorgetragen. Von der Erregungs-Theorie hat der Vf. einen ihm ganz eigenen Begriff. Sie ist ihm eine seltsame Art von *ἐκλεξίς*, aus den verschiedenen dynamischen und atomistischen Systemen unserer Zeit. Oberflächliche Kenntniss zeigt es allemahl an, wenn der Vf. die Brown'sche Theorie schon bey Helmont, Hofmann und andern Aeltern finden will.

### ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG, b. Voss u. Comp.: *Malerische Charakteristik der Länder und Nationen für Kinder und Erwachsene, Gelehrte und Ungelernte*, eine Sammlung von neuen Originalzeichnungen und Handschriften, als ein Beytrag zur Erweiterung der Länder- und Völkerkunde. *Erstes Heft*. Russen und Kalmücken. (Ohne Jahrzahl). 39 S. ohne die 16 S. lange Vorrede, 4. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die angebliche Bestimmung des Buchs „für Kinder“ hat wol nur eine kaufmännische Rücksicht zum Grunde, denn was für Erwachsene und Gelehrte interessant ist, kann es schwerlich zugleich für Kinder seyn, vorzüglich wenn es, wie hier, zur Erweiterung der Länder- und Völkerkunde beytragen soll. Auch darf man nur Eine Seite gelesen haben, um zu finden, das das Buch für Kinder so wenig als für Gelehrte geschrieben ist.

Für Ungelernte reifern Alters gewährt indessen das Buch eine angenehme und lehrreiche Unterhaltung. Die Charakterzüge der geschilderten Nationen sind sehr gut ausgehoben und in einer lichtvollen Ordnung zusammengestellt. Hin und wieder stößt man auf Sprachfehler, welche das Vergnügen der Lectüre unterbrechen,

z. B. Die Kalmücken sind aber auch vor (für) eine Kleinigkeit dienstfertig. — Diejenigen, welche kleine Handwerker (Handwerke, denn jenes bedeutet die *opifices* selbst) treiben. Weder die Charakteristik der Russen noch der Kalmücken ist in diesem ersten Hefte beendigt, sondern sie soll in dem folgenden fortgesetzt werden. Die dazu gehörigen fünf Kupfer stellen die Nationaltrachten und andre Eigenthümlichkeiten der beiden Nationen vor. Die Zeichnung verdient Lob, aber Stich und Illumination könnten besser seyn.

### SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, in d. Baumgärtnerischen Buchhandl.: *Phantasien zu ländlichen Verzierungen und Gartengebäuden*. Von verschiedenen Aesthetikern und Architecten. *1stes bis 4tes Heft*. Mit Kupfern und Erklärung derselben in deutscher und französischer Sprache. gr. 4. (6 Rthlr.)

„Diese Phantasien, heisst es in dem Vorbericht, welchen die Verlagsbandlung an die Spitze des ersten Hefts gesetzt, schliessen sich an das *Ideen-Magazin* (vom Hn. Prof. Grohmann) an; ja sind eine Fortsetzung desselben, und nur die Betrachtung, das jenes zu einer sehr beträchtlichen Stärke angewachsen ist, hat uns zu dem Entschlusse bewogen, unter vorstehendem Titel ein neues Werk anzufangen, welches übrigens die Freunde des *Ideen-Magazins* als Fortsetzung dieses Werks erhalten, denn der *Phantasien* erstes Heft macht zugleich den 39ten des *Ideen-Magazins* aus.“ Da nun der 33. 34. 35 u. 36te Heft von Grohmanns *Ideen-Magazin* in der A. L. Z. 1802 Nr. 78 und 1803 Nr. 18 bereits recensirt worden, und der Inhalt derselben mit dem Inhalte der vier vorliegenden ersten Hefte der *Phantasien* einerley ist; so verweisen wir, um überflüssigen Wiederholungen auszuweichen, auf das an den angeführten Stellen gefällte Urtheil.

### KLEINE SCHRIFTEN.

*Sensou Kivros*. Paris, b. Goujon, Sohn u. Desenne: *Mon premier Pas*. Par le C. Justin G\*\*\*\* 1803. 62 S. 8. Ein junger Dichter, der sich schon in den ersten Versuchen als Liebling der Grazien ankündigt. Nicht ohne feine Erfindung sind seine Tändeleien und Spiele; nicht ohne delicate Empfindsamkeit; glücklich verbindet er mit den Blüten des Witzes reifere Früchte der Weisheit, so z. B. in der Lobrede auf die Langeweile. Unter den scherzhaften Gedichten zeichnet sich das Gedicht aus, (*les Armes de l'Amour*) in welchem Amor während seiner Verbannung aus dem Olympe dem Plutus seinen Köcher und Bogen um einige Goldstücke verkauft:

*Enfin l'Amour, les yeux baignés de larmes,  
Consent à tout, et lui remet ses armes,  
Plusus les prit, et les conserva encor.*

Sinnreich ist das Gedicht: *Die Zeit*. Freundschaft und Liebe werben als Nebenbuhler um die Schönheit; zwischen beide tritt die Zeit; plötzlich verschwindet bey ihrer Annäherung die Liebe; die Freundschaft aber bleibt, und immer neuen Reiz giebt ihr die Zeit. Ein angenehmes Gemisch von Zärtlichkeit und Muthwille herrscht in dem Briefe an die Geliebte meines Freundes und in den Antworten.



# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 18. Junius 1803.

## PHILOSOPHIE.

LEIPZIG, b. Wolf u. Comp.: *Die Philosophie und der Philosoph aus dem wahren Gesichtspunkte und mit Hinsicht auf die heutigen Streitigkeiten betrachtet*, von Johann Christian Friedrich Dietz, Doct. d. Philos. u. Subrektor am Gymnasium zu Gütstrow. 1802. 13 $\frac{1}{2}$  Bog. gr. 8. (20 gr.)

Der Vf. ist schon durch seinen *Antitheätet* und die *Beantwortung der idealistischen Briefe* des Hn. Hofr. Tiedemann als ein gründlicher und einsichtsvoller Vertheidiger der kritischen Philosophie bekannt. In der gegenwärtigen Schrift fährt er fort, die Einwendungen, welche andere Gegner dieser Philosophie und einzelnen Behauptungen und Philosophemen derselben gemacht haben, einer strengen, aber bescheidenen, Prüfung zu unterwerfen, und bey dieser Gelegenheit manchen missverstandenen Punkt mehr ins Licht zu setzen, wie auch manche gegen jene Philosophie entstandenen Vorurtheile und Zweifel zu berichtigen und zu heben. Alles dieses geschieht in einer überall sehr verständlichen, die Begriffe und Gedanken jederzeit mit Präcision ausdrückenden, correcten und angenehmen Schreibart, wodurch diese Schrift zu einer sowohl dem gefunden richtigen Verstand als Geschmack entsprechenden, unterrichtenden und unterhaltenden Lectüre wird. Die Gegenstände, welche sie abhandelt, sind in IV. Numern eingetheilt: Die erste ist gegen das Schreiben eines Ungenannten über die Frage: *was ist ein Philosoph?* in der neuen *Biblioth. der schönen Wissensch.* 57. B. S. 70. ff. gerichtet, prüft den von demselben aufgestellten Begriff eines Philosophen und entwickelt den Begriff der Philosophie bündig und einleuchtend. Aus der Entwicklung und weitem Verfolgung der Gedanken des Ungenannten ergibt sich, das das Absolute, das Unbedingte das Ziel sey, zu welchem das Philosophiren uns hintreibe; ja das alles Philosophiren nur Haltung und Bedeutung habe, in so fern etwas Absolutes entweder gesucht oder vorausgesetzt werde. „Mit diesem Ziele aber, das sich der menschliche Geist setzt, indem er auf das Geheiß seiner Vernunft zu philosophiren beginnt, erzeugt er auch die Idee einer Wissenschaft des Absolutgewissen, und einer Reihe mit Sicherheit daraus abzuleitender Wahrheiten. Gesetzt, das diese Idee nicht ausgeführt werden könnte, so ist es doch eine Vernunftaufgabe, ihre Ausführung zu versuchen.“ Gegen Reinholds Behauptung, das es keine Philosophie geben könne, bevor man eine vollkommene Definition der Philosophie habe, wird

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

richtig angeführt, das, wenn anders eine solche Definition zu finden sey, solche nur durch die Philosophie selbst herbeygeführt werden könne. Da die Idee des Absoluten durch die Vernunft selbst, als einer Kraft, die sich dadurch äußert, das sie alles, was in unserm Innern vorgeht, in ein Ganzes zu fassen und zur Einheit zu verbinden strebt, gegeben ist: so ist es auch die Vernunft, die in uns die Idee jener Wissenschaft erzeugt und uns auffodert, sie zu bearbeiten. Sollte die Philosophie auch nur eine idealische Wissenschaft seyn: so kann man sie doch als den, so viel wenigstens möglich, durch Principien verbundenen Inbegriff derjenigen Sätze erklären, die bis jetzt durch die philosophischen Forschungen, d. i. durch das Bemühen nach dem Absolutgewissen und Ersten, durch das Bestreben, alle Erkenntnisse auf die wesentlichen Zwecke der Vernunft zu beziehen und ihnen unterzuordnen, gefunden sind. Kann eine Philosophie, wie sie in der Idee ist; gefunden werden: so kann dieses nur durch immer fortgesetzte Untersuchungen geschehen; wird sie nicht gefunden: so ist uns doch die Idee derselben durch die Vernunft gegeben, und ohne Zweifel zu keinem andern Zwecke, als um uns derselben, so weit wir können, zu nähern. Diese Betrachtungen führen den Vf. zu der Beantwortung der Frage: wie sich der Philosoph in dem Falle zu benehmen habe, wenn uns jene vollendete Philosophie wirklich zu Theil geworden wäre, und wie dann, wenn es unentschieden bleibe, ob die beste vorhandene menschliche Philosophie das sey oder nicht sey, was sie der Idee nach seyn soll; bey welcher Gelegenheit, außer andern interessanten Gegenständen, auf welche jener Aufsatz des Ungenannten hinleitete, von dem Unterschiede der Logik, Transcendentalphilosophie, Metaphysik, reinen und empirischen Philosophie und Mathematik befriedigend gehandelt wird.

Nr. II. hat die Systeme der Philosophie, das dogmatische, skeptische und kritische überhaupt zum Gegenstand. In dem Raisonnement, das der Vf. über die Natur einer jeden dieser Methoden zu philosophiren führt, stößt er wieder auf jenen Ungenannten, welcher die *kritische Philosophie* für eine *Kritik der Philosophie* und die erstere Benennung für einen Pleonasmus erklärte, und meynte, mit einer Kritik der Philosophie solle man den philosophischen Curfus nicht anfangen, sondern beschließen, und man könne auf die Kritik einer *Kunst*, für die er die *Philosophie* hält, nicht füglich ein neues Lehrgebäude errichten, da sie bloß dazu diene, Fehler zu vermeiden. Nach vollendeter gründlichen Widerlegung dieser Meynungen, kommt Hr. Nicolai an die Reihe, der in seiner Be-

Oooo  
schrei-

*Schreibung einer Reise* etc. Bd. II. S. 183., die „Anwendung metaphysischer oder formeller-theoretischer Begriffe auf Dinge in der wirklichen Welt“ für *Thorheit* erklärt hatte. Der Vf. bestimmt zuvörderst den Sinn dieser Behauptung genau, und zeigt sodann nicht allein das Irrige in derselben, sondern auch das Ungegründete, Fehlerhafte und sich selbst Zerstörende in dem Urtheile, das Hr. N. über *Fichte*, *Snell*, *Schumann*, *Niethammer*, *Grüffe*, u. a. deren von ihm selbst entstellte Aeußerungen er als Beyspiele jener thörichten Anwendung und „philosophischer Querköpfigkeit“ anführt, ergehen läßt. Das Unangenehme, das mit der Widerlegung solcher auf ganz falschen Ansichten und Sinnentstellungen beruhenden Urtheile für den sachverständigen Leser natürlich verbunden ist, hat der Vf. durch desto lehrreichere Betrachtungen über das Verhältniß der Moral zur Lehre des Christenthums und über den heilsamen Einfluß einer gründlichen Philosophie und die Anwendung ihrer reinen Grundätze auf Dinge der wirklichen Welt, die auf seinem Wege lagen, und manche durch sie herbeygeführte treffende kritische Bemerkung wieder zu vergüten gewußt.

Nr. III. Nach einer wahren Darstellung des Geistes und Inhalts des Criticismus, von welchem es zuletzt noch heißt, daß er mehr eine Art zu philosophiren, als ein bestimmtes Lehrgebäude sey; daß die Lehren, die seinen Inhalt ausmachen, durchaus mehr Grundätze des Verfahrens bey der theoretischen und praktischen Behandlung der Gegenstände, als selbst Gegenstände des speculativen Wissens wären; daß so wie jeder ächte Philosoph, also auch besonders der kritische, von den Fesseln seines individuellen Lehrgebüdes frey, und dieses ihm nur Mittel sey, den Zusammenhang seiner Gedanken und Grundätze zu übersehen, sich ihrer Bündigkeit, Wahrheit und Verketzung zu versichern und bewußt zu werden; geht der Vf. auf eine sehr wohl gerathene Ausführung der Gründe von der Evidenz und Wahrheit des Wesentlichen des Criticismus über, die wir um so mehr der Beherzigung der für die Sache interessirten Leser empfehlen müssen, da dieser Gegenstand bis jetzt noch nie so laut und bestimmt zur Sprache gebracht und durchgeführt worden ist, als hier. Er findet hierbey Veranlassung, mit vieler Einsicht und Gelehrsamkeit den Beweis zu führen, daß der den Widersachern der kritischen Philosophie gemachte Vorwurf des Mißverstehens derselben nicht ungegründet und keine bloße Ausflucht sey, und zeigt, daß das Schicksal mißverstanden zu werden, nicht bloß die kritische, sondern auch jede andere Philosophie zur Zeit ihres Entstehens betroffen habe, und bewährt die Wahrheit seiner Behauptung, daß der Vorwurf des Mißverstehens wirklich gegründet sey, durch mehrere Beyspiele; bey welcher Gelegenheit manche mißverständene Sätze und Aeußerungen *Kants* ins Licht gesetzt werden. Am ausführlichsten geschieht dieses in Aufsehung der bekannten Erklärung *Kants*, im Intell. Bl. dieser Zeitung 1799. S. 876. daß es ihm nie in den Sinn habe kommen können, in seiner Kritik der

reinen Vernunft bloß eine *Propädeutik* zur Transcendental Philosophie und nicht das *System* dieser Philosophie selbst liefern zu wollen, welche Hr. *Schwab* u. a. mit einer andern frühern Erklärung *Kants* (Kritik der reinen Vernunft Vorr. S. XLIII. der zweyten Ausgabe) ganz unvereinbar gefunden haben. Das Resultat dieser Ausführung ist: „Propädeutik heißt die Kritik nicht im Gegensatze der Transcendental-Philosophie insbesondere, sondern gegen die ganze Metaphysik; und nicht sein Buch nannte er Propädeutik, als wenn es nur auf eine Wissenschaft vorbereiten sollte, die er noch nicht zu Stande gebracht hätte, sondern die Wissenschaft selbst ist Propädeutik zur Metaphysik und ganzen Philosophie;“ und noch zuvor wird richtig gesagt: „das System der Transcendental-Philosophie war also nach *Kant* nicht vollendet, in so fern er nicht alle Begriffe vollständig analysirt; aber es war vollendet, in so fern die Kritik wirklich alles *Synthetische* enthielt, was dieses System ausmacht, und wovon nur manches noch weiter analysirt werden darf, um das Ganze vollständig zu machen.“ (Oder, wenn auch das noch nicht deutlich und befriedigend genug seyn sollte: Transcendental-Philosophie ist das System aller reinen Erkenntniß *a priori*. Nun stellt sie entweder bloß die Stammbegriffe, welche die reine Erkenntniß ausmachen, vollständig auf, oder sie analysirt auch diese Stammbegriffe und liefert eine vollständige Recension der aus ihnen abgeleiteten Begriffe. Jenes geschieht in der Kritik der reinen Vernunft. Diese Kritik enthält also wirklich das, was den Gegenstand des *Systems der Transcendental-Philosophie* ausmacht, aber sie heißt nur *Propädeutik* zum System der reinen Vernunfterkentniß, weil es dem Kritiker *Kant*, vor der Vollendung seiner Kritik, noch problematisch seyn mußte, ob ein System reiner Vernunfterkentniß überhaupt auch möglich sey. Nun, und nach dieser Vollendung, kann er gar wohl sagen, er habe dieses System in der Kritik aufgestellt; denn um den Namen Transcendental-Philosophie in seinem ganzen Umfange zu verdienen, darf nur noch die Analyse der Stammbegriffe, ein viel leichteres Geschäft, als die Auffindung derselben selbst war, hinzukommen. Das Gebäude ist schon architectonisch aufgenommen, die Materialien sind schon da, sie dürfen nur vollends verarbeitet werden.)

In Nr. IV. wird der von *Fichte* in der Wissenschaftslehre und in andern seiner Schriften aufgestellte Lehrbegriff, mit Rücksicht auf das, was dieser und seine Anhänger der kritischen Philosophie dabey zum Vorwurf gemacht haben, einer strengen aber sehr humanen Prüfung unterworfen. Es wird durch die Prüfung der Hauptsätze der *Fichteschen* und der Anklagen gegen die kritische Philosophie bewiesen, daß jene das gar nicht leiste, was sie auf ihrem vorgeblich höheren Standpunkte zu leisten verspreche, und gezeigt, wo entweder Urtheile und *Raisonnements* inconsequent sind, und auf willkürlichen und falschen Voraussetzungen beruhen, oder wo die Behauptungen einer dem Sinne der Kritik weniger oder mehr angemessenen Auslegung, obgleich der Absicht des Urthe-

Urhebers der Wissenschaftslehre zuwider, fähig sind. Bey bloßen Widerlegungen, wozu die Fichteschen Philosopheme unmittelbar selbst Anlaß geben, läßt es der Vf. nicht bewenden, sondern er nutzt zugleich jede sich ihm darbietende Gelegenheit, den Sinn kritischer Sätze, die einen Anstoß erregten oder deren nicht genugsame Beachtung auf Abwege führte, mehr hervor zu heben, und näher ins Licht zu setzen. Wo Reinhold, als ehemaliger Bekenner der Wissenschaftslehre, Schelling und selbst Grohmann und Schad mit ihren Bestimmungen dieses oder jenen Punkts der Fichteschen Lehre eingreifen, werden auch diese mit Schonung und besonders die beiden erstern mit Anerkennung ihrer Vorzüge und ihres philosophischen Geistes beurtheilt. Auszüge zu geben, verstatet die Natur dieser Abhandlung, deren Censuren in enger Verbindung fortlaufen, und die nur hier und da durch treffende Nebenbemerkungen, Parallelen und Urtheile anderer Schriftsteller episodisch unterbrochen werden, nicht, und einzelne Stellen würden doch den, auch durch die vertraute Bekanntschaft mit unsern classischen Schriften, besonders Lessings und Garve's, ästhetisch gebildeten, philosophischen Geist des Vfs., der aus dem Ganzen hervorleuchtet, nur unvollkommen darstellen.

LEIPZIG, b. Liebeskind: *Betrachtungen über die Natur*, nicht nach Bonnet und Sander. 1801. 400 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Eine Anti-Theodicée, die zum Theil ihre Principien aus David Hume's Schriften entlehnt, zum Theil aber auf einer sorgfältigen, aber immer einseitigen Betrachtung der Natur selbst gegründet ist. Dafs viel mehr Böses als Gutes in der Welt ist, facht der Vf. theils aus den Verheerungen der Elemente, und aus den Zerstörungen, die die Veränderungen auf dem Erdboden selbst veranlassen, theils aus der Menge Raubthiere, theils aus dem moralischen Verderben der menschlichen Natur zu erweisen. Er wagt es nicht, die Vorsehung wegen der physischen Uebel anzuklagen, weil diese nothwendige Folgen der Naturgesetze seyn, aber er ist auch so trostlos, dafs er den Widerspruch zwischen dem Uebel in der Welt und der göttlichen Gerechtigkeit selbst nicht durch Erwartung einer bessern Zukunft zu lösen hofft. Bey der Darstellung der physischen Uebel in der Welt macht sich der Vf. vorzüglich der Einseitigkeit und des Mangels an Sachkenntniß schuldig. Was hat das Ai, oder das Faulthier, verbrochen, dafs es als ein schädliches Raubthier aufgestellt wird? Wie konnte der Vf. von der Schiefe der Ekliptik, die doch unserm Planeten nicht allein eigen ist, einen Grund hernehmen, um das Ubergewicht des physischen Uebels anzunehmen? Wie konnte er seiner Neigung zum Widerspruch so weit nachgeben, dafs er alle Stufenfolge in der Natur und alle Endabsichten bey der Einrichtung der Welt gänzlich läugnet? Wie konnte ein Mann, der Feld oder Rebhühner und zahme Hühner für eine Art hält, es unternehmen, Betrachtungen über die Na-

tur zu schreiben? Das moralische Uebel wird mit kräftigen und wahrern Farben geschildert. Aber auch hier übertreibt der Vf., wenn er alles Gewissen wegläugnet, und sich der unzähligen Fälle ächter Tugend nicht erinnert, wodurch die Menschen das Dafeyn des göttlichen Funkens in ihnen von je her bewährten. Wie ungerecht und wie einseitig ist nicht der Grundsatz, den der Vf. S. 184. aufstellt: „Die Bemühungen der Natur scheinen bloß dahin gerichtet zu seyn, das Leben und die Existenz jedes lebendigen Wesens so „qualvoll als nur immer möglich zu machen.“ Die Schreibart ist kräftig und klar, aber nicht frey von grammaticalischen Fehlern: „Gott behüte uns für den letzten.“ „Der Mann ist nicht zu verdenken.“ „Er laßt unschuldigen Menschen den Tod sterben.“ „Das Rösler“ etc.

## P H Y S I K.

KOPENHAGEN, b. Brümmer: *J. D. Herholdts*, königl. dan. Divisions - Chirurgen und Mitgliedes der königl. Gesellschaft der Wissenschaften, *Uebersicht der mechanischen und chemischen Mittel zur Reinigung der Luft in Hospitälern, Gefängnissen, in Bergwerken, auf Kriegsschiffen u. s. w.* Mit (3) erläuternden Kupfertafeln. Aus dem Dänischen übersetzt von D. Joh. Clemens Tode, ältestem Professor der Arzneywissenschaft u. s. w. 1802. 126 S. 8. (16 gr.)

KOPENHAGEN u. LEIPZIG, b. Schubothe: *Die Luftveiniger. Eine Uebersicht der Reinigung der Luft in Berggruben, auf Kriegsschiffen, in Hospitälern, Gefängnissen, u. s. w. durch mechanische und chemische Mittel* von Johann Daniel Herholdt, Divisionschirurg. u. s. w. Aus dem Dänischen übertragen von Johannes Ambrosius Markussen. Mit 3 Kupfertafeln. 1802. 122 S. 8. (16 gr.)

Die mechanischen Mittel, die mehrere Gelehrte und Künstler zur Verbesserung und Reinigung der Luft in Schächten und Gefenken, auf Stöllen oder in andern unterirdischen Hölen, auf Schiffen, in Gefängnissen u. s. w. angewendet, oder vorgeschlagen haben, sind zur Erreichung des beabsichtigten Zwecks nicht immer gleich gut und tsuglich befunden worden, weil entweder das Locale der Benutzung mancher dieser Mittel nicht günstig war, oder weil andere Umstände den Gebrauch derselben nicht verstateten. Indessen sind mehrere Maschinen und Werkzeuge, die man in der erwähnten Hinsicht empfohlen hat, in gewissen Fällen allerdings sehr brauchbar, und man kann oft vermittelt eines halesischen oder andern Ventilators, oder durch die Anwendung einer Wassertroumel, eines Lufttrichters, einer nach Switon's Angabe verfertigten hölzernen Röhre, einer nach van Marum Vorschrift eingerichteten Lampe, (deren Abbildung wir auf den Kupfertafeln bey Hn. M's. Uebersetzung vermisst haben,) oder einer andern Maschine, die den Umständen in einem gegebenen Falle wirklich angemessen

messen ist, die verdorbene und zum Athmen mehr oder weniger untaugliche Luft wegschaffen, und den Raum, den diese einnahm, mit gesunder Luft anfüllen. Der Vf. der angezeigten Schrift, die eigentlich aus zwey in der königl. dänischen Gesellschaft der Wissenschaften gehaltenen Vorlesungen besteht, hat denen, die sich in der Nothwendigkeit befinden, von einem solchen Werkzeuge oder Hülfsmittel Gebrauch zu machen, das Auffinden des schicklichsten, in einem gegebenen Falle, sehr erleichtert; er hat aus einer Menge von Schriften die Nachrichten und Beschreibungen von solchen Maschinen und Werkzeugen mit vieler Mühe gesammelt, und die Gutachten mehrerer Theoretiker und Praktiker, zuweilen auch seine eigene Meynung, über die Anwendbarkeit dieser Mittel beygefügt, so das sein Werkchen von denen, die den Auftrag haben, eine auf die Verbesserung der Luft abzweckende Einrichtung zu treffen, mit Nutzen zu Rathe gezogen werden kann. Hr. H. hat sich aber nicht allein damit begnügt, die mechanischen Mittel, die zu der genannten Absicht schicklich sind, zu nennen, er hat auch die Verfahrensarten, die einige neuere Aerzte und Scheidekünstler zur Reinigung der Luft empfohlen haben, mit Sorgfalt angegeben, und die Umstände, unter welchen man sich solcher chemischen Mittel, z. B. des destillirten oder mit mancherley Pflanzentheilen geschwängerten Essigs, der Salpetersäure, der gemeinen sowohl, als

der oxygenirten Setzsäure u. s. w. mit Vortheile bedienen kann, genau bestimmt. Neue Entdeckungen oder Bemerkungen sind uns freylich nicht vorgekommen, aber der Vf. hatte auch nicht den Zweck, neue Verfahrensarten bekannt zu machen; sondern blofs, die von andern Physikern gethauen und in verschiedenen Schriften zerstreuten Vorschläge zu sammeln, und dieses hat er so gut ausgeführt, das gewifs alle Leser mit seiner Arbeit zufrieden seyn werden. — Die Uebersetzer haben, in der Hauptsache, ihre Pflicht erfüllt; zwar hat Hr. Markussen an einigen Orten andere Ausdrücke gebraucht, als Hr. Tode; doch kommen diese Abweichungen, so wie fehlerhafte Constructionen, (z. B. Tode's Uebers. S. 6. 18, 54. u. s. w.) nur selten vor, und sind zu unbedeutend, als das sie gerügt zu werden verdienten.

JENA u. LEIPZIG, b. Frommann; M. Joh. Gottlob Heyms vollständige Sammlung von Predigten für christliche Landleute über alle Sonn- und Festtagspredigten des ganzen Jahres zur häuslichen Erbauung und zum Vorlesen in Kirchen, Nebst einer kurzen Lebensbeschreibung des Verfassers. Verbessert herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet von Christ. Friedr. Karl Herzlieb. 3te Auflage. 1802. 867 S. 4. (1 Rthlr. 12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1790. Nr. 139.)

## KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. Bamberg, b. Klietsch: *De mutuo Domini territorialis et subditorum consensu ad mutandum religionis exercitium contra observantiam anni normalis necessario et sufficiente* — — — disertis Nicol. Thadd. Gönner, Phil. D. 1789. 57 S. gr. 4. (16 gr.)

Landshut, b. Krüll: *Ueber Veränderungen der Religionsübung gegen den Zustand des Normaljahrs.* Ein Commentar über §§. 30. 31. Art. V. des Osnabr. Friedensinstruments. Vom Hofrath und Professor Gönner zu Landshut. Zweyte vermehrte Auflage. 1802. 172 S. 8. (15 gr.)

Das Hauptthema beider Abhandlungen ist der Beweis, das Vaträge über die Religionsübung, welche nach dem Westphälischen Frieden zwischen dem Landesherrn und solchen Unterthanen geschlossen sind, die sich zu einer von jenem verschiedenen Religion bekennen, nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen gültig, und dem Westphälischen Frieden nicht entgegen seyen, wenn auch dadurch der Zustand des Normaljahrs geändert wird. Um dies in ein besseres Licht zu setzen, schickt der Vf. im ersten Hauptst. allgemeine Grundsätze über das Subject (Landesherrn und Unterthanen von einer von jenem verschiedenen Religion) das Object (öffentliche und privat Religionsübung *cum annexis*) und Prädicat voraus, sondert

im zweyten Hauptst. die verschiedenen Fälle von einander ab, und beweiset gegen die Meynung einiger Schriftsteller, besonders Kreitmayers, die Gültigkeit solcher Vaträge mit ganz überzeugenden Gründen. Im dritten Hauptst. werden die nähern Bestimmungen angegeben, wie diese Einwilligung des Landesherrn und der Unterthanen beschaffen seyn müsse. Zu solchen Vaträgen ist weder die Einwilligung der Landstände, noch sämmtlicher Glieder einer Religion im Lande, noch des ganzen Religionstheils im Reiche erforderlich, wie im vierten Hauptst. bündig gezeigt wird.

Beide Schriften kommen in den Hauptgrundsätzen überein; die zweyte deutsche Ausgabe zeichnet sich vor der ersten dadurch aus, das der Vf. seine Sätze durchgängig weiter ausführt, hier und da berichtigt, und Schnauberts Erinnerungen benutzt hat, was besonders der Fall bey der Frage ist: ob Stimmenmehrheit unter den Unterthanen eines Orts entscheide, oder ob Stimmeneinheit nöthig sey, worüber der Vf. in der ersten Ausgabe das letztere annahm, nun aber gewissermassen seine Meynung ändert, und mit Unterschied auch Stimmenmehrheit zulässt. Ueberhaupt wird jeder Unbefangene durch die Gründe des Vfs. überzeugt, und durch die gründliche lichtvolle Darstellung, wie auch die Bündigkeit der Beweise vollkommen befriedigt werden.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 20. Junius 1803.

## PÄDAGOGIK.

BRESLAU, b. Barth u. Hamberger: *Studien- und Erziehungsplan für die (katholische) Universität Breslau und die katholischen Gymnasien in dem Herzogthum Schlesien und der Grafschaft Glatz.* 1801. 51 S. Fol. (12 gr.)

Nach einem königlichen Befehl sind durch ein neues Schulreglement für die Universität Breslau und die damit verbundenen Gymnasien d. d. Charlottenburg den 26. Julius 1800. und durch das Schulreglement für die niedern katholischen Schulen in den Städten und auf dem platten Lande von Schlesien und der Grafschaft Glatz d. d. Potsdam 18. May 1801 mit dem katholischen Schulwesen in Schlesien sehr große Veränderungen vorgenommen worden. Eine neue Schuldirection bestehend aus sechs Mitgliedern, nämlich zwey königlichen Kriegsräthen von der Kammer, zwey Mitgliedern des Schulinstituts und zwey bischöflichen Assessoren, steht an der Spitze des Ganzen. Die katholische Universität zu Breslau, (die aber nur zwey Facultäten hat, die philosophische und theologische); sieben Gymnasien und sämtliche Landschulen, wofür drey neue Seminaria errichtet worden sind, stehen unter derselben. Die Professoren der Universität und der Gymnasien, (sämtliche Dozenten derselben führen diesen Titel) dürfen von nun an eben keine Geistlichen mehr seyn, welches sonst *conditio sine qua non* war, und die Congregation der Priester des Schulinstituts (der Exjesuiten) ist aufgehoben. Doch ist der Zeit nur ein einziger Professor ein Weltlicher. Alle Gymnasien der Klostergeistlichen hören auf, nur das Gymnasium zu Grüssau ausgenommen, welches späterhin nachgegeben worden ist. Sonach sind jetzt die 7 Gymnasien in Schlesien zu Breslau, Glogau, Glatz, Neisse, Oppeln, Leobschütz (ehedem Sagan) und Grüssau; die Landschulenlehrer-Seminaria aber zu Breslau, Sagan und Oppeln. Jeder im Seminario gebildete Schullehrer auf dem Lande hat die Zusicherung eines jährlichen Gehalts von wenigstens 50 Rthlr., 15 Scheffel Getraide, 3 Scheffel Küchenspeise, freyes Holz, freye Wohnung, einen Gartenstuck von einem Scheffel Ausfaat oder 3 Beere ein Gewende lang, die nöthige Gräserey und freye Hutung für 2 Stück Rind- und ein Stück Schwarzvieh. Der Cursus für die Seminaristen ist ein halbes Jahr, während welcher Zeit sie monatlich 2 Rthlr. adjurum bekommen. Dies ist also die neue äufsere Einrichtung des Schulwesens in Schlesien. Fast mit ihr zugleich begannen die Reformen bey der

A. L. Z. 1803, Zweyter Band.

Universität und den Gymnasien, und hierzu gehört der neue Studienplan; der durch seine Zweckmäßigkeit sich sehr empfiehlt. Der Cursus auf den Gymnasien ist auf 6 Jahr berechnet, und der Zuschnitt des Ganzen trägt die Form der protestantischen Realgymnasien an sich. Der Cursus für die philosophische, in zwey Classen abgetheilte Facultät ist auf 2 Jahre festgesetzt. Die erste Classe erhält den Unterricht in der theoretischen Philosophie 9 Stunden wöchentlich, Mathematik 8 Stunden, deutsche Reichsgeschichte 3 Stunden, philosophische Naturgeschichte 3 Stunden, griechische Literatur 1 Stunde. Der Unterricht dieser Classe dauert ein Jahr. Für das zweyte Jahr sind folgende Lehrgegenstände bestimmt: praktische Philosophie in 3 Stunden wöchentlich; prüfende Darstellung neuer philosophischer Systeme in 3 Stunden, theoretische und Experimentalphysik verbunden mit Mathematik in 8 Stunden, Staatengeschichte in 3 Stunden, das Allgemeinste von der historischen Kritik, Numismatik und Diplomatik in einer Stunde. Einen zweyjährigen Cursus für beide Classen haben die römische classische Literatur wöchentlich 2 Stunden, Geschichte der Griechen und Römer lateinisch vorgelesen 1 Stunde, deutsche classische Literatur 1 Stunde, Religionswissenschaft 1 Stunde. Diese vollständige Angabe der Lectionen kann den Leser in Stand setzen, über das Ganze selbst zu urtheilen. Lobenswerth ist es, daß der Zuschnitt der philosophischen Facultät von der Art ist, daß auch der künftige Jurist und Mediciner Theil am Unterrichte haben kann. Der theologische Cursus dauert drey Jahre. Die Zuhörer theilen sich in 3 Classen. Jede Classe hat wöchentlich 20 Stunden und zwar über folgende Gegenstände. Die erste Classe hebräische Sprache nach Vater's Sprachlehre und Chrestomathie 3 Stunden, Einleitung in das A. T. und hebräische Archäologie 3 Stunden, Einleitung in das N. T. nach Hug 2 Stunden, griechische Sprache 1 Stunde, Kirchengeschichte nach *Epitome historiae ecclesiasticae (Vratislaviae)* 3 Stunden, Patrologie nach Wiest 1 Stunde, theologische Encyclopädie und Dogmatik nach Klüpfel 2 Stunden, Pastoraltheologie 4 Stunden, Pädagogik 1 Stunde. Die Theologen der zweyten Classe setzen den Unterricht in der hebräischen und griechischen Sprache jeder in einer, die Dogmatik in 3, die Pastoraltheologie in 4, die Pädagogik in 1 Stunde, wöchentlich fort, und haben auferdem Hermeneutik des A. T. in 1, des N. T. in 2, beides mit Exegese verbunden, Kirchenrecht in 2, Moralthologie und Liturgik in 5 Stunden. — Die Theologen der dritten Classe beendigen oben angeführte Lehrkursus. Für

P p p p

Juri.

Juristen und Mediciner haben einige Rechtsgelehrten und Aerzte Privatcollegia angefangen, die aber eigentlich keinen öffentlichen Zusammenhang mit der hiesigen Universität haben. Auf dem Lande können die Reformen nicht sobald allgemein gemacht werden, aber ein sehr löblicher Eifer dazu belebt einen großen Theil der Pfarrer und Gutsherrn, so daß hoffentlich bald sehr viel davon zu Stande kommen wird.

NEISSE, b. Rosenkranz: *Versuch eines Planes zur Verbesserung der katholischen Landschulen in Schlesien*, von Florian Schmil, Localcaplan zu Hundorf. 1801. 127 S. kl. 8. (12 gr.)

Recht gute Gedanken und Vorschläge machen diese kleine Buch sehr lesenswerth. Rec. bemerkt mit Vergnügen, daß auch alle Vorschläge des Vfs. von der Art sind, daß man sie leicht ausführen könnte, wenn sich alle Umstände dazu vereinigen wollten, sie zu bewerkstelligen. Leider aber ist dies nicht immer der Fall. Was der Vf. von Felbigers sonst recht gutem Katechismus sagt: daß es fehlerhaft ist, daß die dogmatischen Wahrheiten, als die wichtigern den moralischen vorangestellt sind, ist sehr wahr; aber schwerlich dürfte sich hier bald eine Abänderung hoffen lassen.

1.) LEIPZIG, b. Jacobäer: *Banferil oder über den Nachtheil, welchen das tiefe Stillschweigen unserer Erzieher in Rücksicht des Geschlechtstriebes nach sich zieht*. Von ihm selbst geschrieben und herausgegeben, von D. Dähne d. j. 1801. 8. (1 Rthl. 8 gr.)

2.) BREMEN, b. Wilmans: *Das wahre Gemälde der Selbstbefleckung, die Ursachen und Folgen (und ihrer Ursachen und Folgen.) Zur Belehrung und Warnung für Jünglinge*, von August Heinrich Curdts, d. A. G. D. 1802. 8. (4 gr.)

Die noch immer fortdauernde Erscheinung neuer Schriften über diesen Gegenstand, nachdem die Bücher von Tissot, Börner, Salzmann, Vogel, die Aufsätze im 6ten Theil des Campischen Revif. Werks u. a. m. schon längst das meiste Wesentliche darüber gesagt haben, scheint wenigstens zu beweisen, daß die Pest stummer Sünden noch immer, wie bisher, zu wüthen fortfahre. Möchten nur diejenigen, die von dem dadurch angerichteten Verderben Zeugen zu seyn Gelegenheit haben, lieber durch thätige Bemühungen dagegen wirken, die schon vorhandenen guten Werke in Erinnerung bringen, und allenfalls einzelne neue Bemerkungen, die ihnen darüber vorkommen, in periodischen Schriften, wo etwan Raum dazu vorhanden ist, z. B. in Guts-Muths pädagogischer Bibliothek niederlegen; als in eigenen Schriften hundertmal gesagte Dinge wiederholen, damit aber bey vielleicht sehr zweifelhaften schriftstellerischen Talenten den heilsamen Eindruck dessen, was sie vorbringen, schwächen. So zeigt der Vf. oder Herausgeber

von No: 1. eine große Unkunde in der bessern Literatur dieses Fachs, wenn er schon in der Vorrede behauptet: „eine vernünftige, und den Umständen „angemessene von Aeltern oder Erziehern den Kindern gegebene Belehrung über den Geschlechtstrieb „sey bisher gänzlich vernachlässigt worden“ — da in der That von den einsichtsvollern Schriftstellern dieses Fachs hierüber sehr viel (namentlich in Revisionswerke und im Braunschweigischen Journale) debattirt und mancher treffliche Rath gegeben, zum Theil auch gewiß befolgt worden ist; mithin eben in dieser Hinsicht es durchaus nicht an dem gegenwärtigen Buche fehlt, so wahr es auch seyn mag, daß die gemeine Erziehungspraxis die besten Vorschriften unbefolgt läßt. Uebrigens sind seine Grundsätze über die Art, wie Kindern dergleichen Belehrungen zu ertheilen sind, Kap. 19—22 allerdings nach Rec. Einsicht die richtigen und besonders wegen einer vernünftigen Mäßigung, die solche Belehrungen doch auch nicht übereilt, darin nicht mehr gesagt wissen will, als Kinder jedesmal interessieren kann, allerdings zu loben. Die Einkleidung des Buchs ist eine Art Roman, dem eine wahre Geschichte, die ein Engländer dem Herausgeber mitgetheilt habe, zum Grunde liegen soll. Es gewinnt das Vorgeben dadurch Wahrscheinlichkeit, daß in den verschiedenen Bestandtheilen der Geschichte so durchaus keine ästhetische Verbindung, so sehr viel *hors d'oeuvre*, kurz die ganze Einkleidung völlig gemißglückt ist, indem das Buch für den Erzieher von Handwerk, dem es eigentlich bestimmt seyn könnte, unausstehlich langweilig ist, und mehr als zwey Drittheil, für ihn unnützes enthält. Jungen Lesern möchte es Rec. durchaus nicht in die Hand geben, weil es vermöge seiner Form wiederum Vieles, was ihre Phantasie schädlich entzünden könnte, enthält. An manchen übertriebenen und dadurch der guten Sache schädlichen Behauptungen ist auch kein Mangel, wie z. B. S. 194 „ein Mensch, der sich der „Selbstbefleckung ergeben hat, ist nie im Stande, gesunde Kinder zu zeugen,“ wovon die Erfahrung das Gegentheil an so manchen Kindern solcher Väter, wenn diese nur nach der Hand jenem Laster entsagten, beweiset — uneingeschränkter dürfte allenfalls jene Behauptung von Kindern derjenigen Mütter, die dergleichen verschuldeten, gelten. Sehr zu tadeln ist es, daß in allen Belehrungen, zu denen der Vf. hier Winke giebt, nur auf die übeln Folgen, nicht auf die innere Schändlichkeit jenes Lasters, und selbst, was jene Folgen anlangt, nur auf die physiologischen, nicht auf die psychologischen hingewiesen ist. Beide Auslassungen würden aus den trefflichen hier gar nicht benutzten Aeusserungen Heydenreichs über die solitäre Wollust in der Schrift Mann und Weib zu ergänzen gewesen seyn. Dankenswerth und sehr der Beherzigung zu empfehlen sind hingegen die Bemerkungen über die Unzulänglichkeit und Schädlichkeit mechanischer Vorkehrungen gegen jenes Laster z. B. der Infubulation. Alles Gute, was das Buch hat, verliert nur dadurch ungemein, daß Alles so unausstehlich breit gesagt ist. An Sprachfehlern ist auch kein Man-



Mangel, die übrigens der Rec. dem Vf., der bey mehrerer Uebung wohl etwas Besseres leisten wird, selbst aufzufinden überlassen will; Dafs der Vf. von No. 2. nicht Deutsch schreiben könne, beweist schon factum der Titel — und Stellen, wie etwan diese „ich „liefern hier ein Bild der Selbstbefleckung in seiner „Originalität unzähliger anderer sinnloser und geradbrechter Ausdrücke nicht zu gedenken: Es war grobe Unverschämtheit, dies planlose verworrene Machwerk dem Hn. Geh. Rath Hufeland zu dediciren.

PRAG, in Comm. b. Widmann: *Encyclopädie für die weibliche Jugend*, Ihrer Kais. Königl. Majestät Maria Theresia mit allergnädigster Bewilligung unterthänigst gewidmet von der Verfasserin. Mit 1 Titelkupf. 1802. 299 S. gr. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Keine Vorrede belehrt über Plan und Umfang dieses schön gedruckten Werkes, welches ein Nebentitel als den ersten Band ankündigt. Eine Erzieherin theilt ihren Pflögöttern in Gesprächen eine Menge nützlicher Belehrungen mit, die sie gewöhnlich an die biblische Geschichte anknüpft, welche in diesem Bande bis zu Joseph vorrückt, und dann auch mit mancherley Erzählungen, vornämlich aus Salzmanns moralischem Elementarbuch begleitet. Man findet hier nicht blofs encyclopädische Entwicklungen desjenigen, was für das weibliche Geschlecht am wissenschaftlichsten ist (die wissenschaftlichen, psychologischen u. a. Auseinandersetzungen gelingen der Verfasserin nicht immer zum besten), sondern, und vielleicht noch mehr, Belehrungen sittlicher Art. Die Erzieherin bahnt sich immer von ihrem Unterrichten Uebergang auf die Fehler und Mängel der Kinder, macht sie auf die Quellen derselben aufmerksam, sucht Lust und Liebe zum Guten zu erregen und zu stärken. Sie hat freylich so gelehrige, gütartige, für allen moralischen Unterricht so empfängliche, so reife Schülerinnen, die ihr im Buch das Geschäft, an anderer Besserung zu arbeiten, weit leichter machen, als es im Leben der Fall seyn soll. Kleine Mängel wollen wir nicht rügen, eingedenk, dafs von einer Schriftstellerin nicht so viel gefordert werden kann als von einem Schriftsteller, und überzeugt, dafs das Buch manchen Erzieherinnen zu einer ganz nützlichen Anleitung dienen kann.

STRASBURG, b. König: *Base d'instruction donnée par une mère à son fils*. 1801. 131 S. 12. (6 gr.)

Eine lesenswerthe kleine Schrift, in welcher gute Vorschriften zur Erziehung jünger Leute gegeben werden, hauptsächlich in Hinlicht auf die Religion; welche die Vernunft lehrt. Unsere deutschen Erziehungsschriften erhalten darin das ihnen vorzugsweise gebührende Lob. „Il est étonnant“, heifst es in dem Vorbericht, „que dans un département moitié allemand; les Français dédaignent de faire apprendre à lire l'Alle-

mand à leurs enfans, ce qui leur coûterait si peu. Si au moins ils le faisaient apprendre à leurs filles, qui ont du tems de reste pour cela. Cependant on a en français bien peu de livres vraiment convenables aux enfans. J'aurai même le courage de dire qu'il n'y en a aucun; lorsqu'il y a en allemand de quoi faire une bibliothèque convenable, depuis l'âge de six ans jusqu'à vingt. Presque tout ce qu'on peut donner à lire aux enfans ou français, sont des traductions de l'allemand, et qui sont bien au-dessous du mérite des originaux. Les Allemands sont plus avancés d'un siècle que les Français dans les lumieres sur l'éducation et la manière d'écrire pour la jeunesse.“

Ohne Ort und Verleger: *Ein aufrichtiger Blick in das Innere der deutschen Stadt- und Landschulen in meinem Vaterlande Bayern*. Von einem wahren (jungen) Vaterlands- und Jugendfreunde. 1802. 59 S. gr. 8. (4 gr.)

Keine erfreuliche Schilderung, die aber doch wenig darbietet, was sich nur in Bayern so finden, und wozu nicht allenthalben Seitenstücke anzutreffen seyn sollten. Dafs es auch in Bayern Ausnahmen von den in der Regel im Argen liegenden Schulen gebe, dafs man itzt auf Verbesserungen bedacht sey, und zunächst vorzüglich bey den deutschen Schulen der Stadt München, das erkennt der Vf. selbst an. Folgende Stelle S. 49, würden wir nicht unbedingt unterschreiben: „Die Naturgeschichte ist so wichtig, dafs, die Lehren unserer heiligen Religion, das Lesen, Schreiben und Rechnen ausgenommen, nichts so wichtiges gefunden werden kann (?), wenn wir auch das ganze Reich der Gelehrsamkeit durchsuchen, das mit so ausgebreitetem Nutzen und mit gröfserer Bequemlichkeit (?) in öffentlichen Schulen gelehrt und gelernt werden kann, als eben sie, diese Geschichte, wie Beckmann sagt.“

## SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Leo: *Artistische Blätter, der Verzierung und Verschönerungskunst gewidmet*. Ersten Bandes 3ter und 4ter Heft, und zweyten Bandes 1ster Heft 1801. 2ter u. 3ter Heft. 1802. Jeder Heft enthält nebst einer Vignette 10 zum Theil illuminierte Kupfertafeln und Erklärung derselben. gr. 4. (20 Rthlr.)

Schon die zwey ersten Hefte dieses Werks, welche A. L. Z. 1801. N. 92 u. 173 angezeigt worden, haben uns im Ganzen nicht unbefriedigt gelassen, und gleiches Lob können wir auch den gegenwärtig vorliegenden Heften desselben ertheilen. Manches, was sie enthalten, verdient, wenn man, wie in dergleichen Fällen wohl billig ist, von den allerstrengsten Forderungen der Kunst und des Geschmacks etwas nachläfst, empfohlen zu werden; vieles Andere ist zum wenigsten nicht tadelnswerth und von dem Uebrigen, wogegen wir unserer Pflicht gemäß glauben Einwendungen machen

chen zu müssen, wollen wir das Erfoderliche kurz bemerken.

Im 3ten Heft des 1sten Bandes sieht das Landhaus oder Villa Tab. 23. im Ganzen gut aus, indeffen thun die dreyfachen Fenster der Seitengebäude keine gute Wirkung; auch würden wir den kleinen Altan, der auf einem größern steht, wegwünschen, zumal da die Last von beiden das Gebäude ohnehin zu sehr beschweren dürfte. Die Decoration eines Speisezimmers Tab. 27 ist an sich recht niedlich, aber die Blumengewinde in den Lambris so wie die Festonen und Medaillons, wovon die Felder geziert sind, scheinen überflüssig. Dem Taubenhaus in Gestalt eines Grabmals Tab. 34 im 4ten Heft, so wie den Stühlen, Tisch und Kanapee Tab. 39 von Gothischem Geschmack können wir nicht geneigt seyn. — Des zweyten Bandes erster Heft zeigt Tab. 44 ein Gartenhäuschen in Form einer Moschee mit Minarets; allein dergleichen kleinliches Spielwerk thut allemal eine schlechte Wirkung, und sollte darum sorgfältig vermieden werden. Die Decoration eines Spielzimmers Tab. 45 worin Kartenbilder angebracht sind, verdient Mißbilligung, obchon sie bedeutend genug ist; aber der feine und schöne Geschmack wird dadurch verletzt, und nichts kann der Künstler rechtfertigen, der sich von demselben entfernt. An dem Prachtbette T. 48 hingegen hat der Erfinder zwar Geschmack bewiesen, aber, was ebenfalls ein Fehler ist, sich um die Bedeutung wenig bekümmert: denn die Verzierungen mit bacchischen Attributen ist hier ganz und gar nicht schicklich angebracht. Zu einer fast ähnlichen Erinnerung giebt der Fries einer Kapelle Tab. 51 im 2ten Heft des 2ten Bandes und ein Altar Tab. 33 ebendasselbst Anlaß, beide mit Teltern und gestürzten Bechern verziert. Man begreift aber leicht, daß solcher Zierrath Nebenbegriffe erwecken kann, die der eigentlichen Absicht ganz zuwider sind. Im dritten Heft des 2ten Banden Tab. 63 findet sich ein Garten-

Häuschen von fehlerhaftem Geschmack; die kleinen Dorischen Säulen scheinen von dem Aufsatz viel zu sehr beladen und gedrückt. Zwey andere Kupfertafeln eben dieses Hefts enthalten Modelle zu Gartenanlagen, die zwar an sich nicht übel erfunden scheinen, aber doch vergebliche Bemühungen sind; denn das Eigentliche der Gartenkunst, oder die Bestimmung derselben, ist, daß sie sich in die örtlichen Umstände und Lagen füge, die ein jeder angewiesene Platz ihr bieten mag. Darum wird eine frey erfundene Gartenanlage nirgends anwendbar seyn, weil der Raum, den man zum Garten umschaffen wollte, jedesmal eigene und andere Bedingungen aufstellen wird, als diejenigen gewesen sind, die der erfindende Künstler bey seinem Plan sich gedacht hat.

Hof, b. Grau: *Zwölf große Charakter-Köpfe in Crayonmanier nach le Brun*, zur Uebung für angehende Zeichner. Eine Beylage zu dem neuen theoretisch-praktischen Zeichenbuch zum Selbstunterricht für alle Stände. 1802. Zwey Hefte jeder mit 6 Kupfertafeln und zusammen 28 S. Text gr. 4. (2 Rthlr. 12 gr.)

Eigentlich sind es nicht Charakterköpfe; denn darunter versteht man in der Kunstsprache gewöhnlich etwas ganz Anders; sondern sie sollen den Ausdruck leidenschaftlicher Gemüthsbewegungen darstellen. Unterrichtete Kunstfreunde wissen aber ja wohl, daß der Meister, nach welchem sie copirt sind, gerade in diesem Theile der Kunst nicht sehr vorzüglich gewesen, wofür eben die angezeigten Köpfe selbst Gewähr leisten können, welches schon im Original grosentheils unnatürliche Zerrbilder und hier überdem noch schlecht nachgeahmt sind. Der Text giebt Belehrung über die Handgriffe, welche Anfänger bey dem Nachzeichnen dieser Köpfe zu beobachten haben.

## KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Wittenberg*, b. Vf. u. in allen Buchhandlungen: *Kurze Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Universität zu Wittenberg*, nebst einigen Bemerkungen über die Fortschritte der Wissenschaften im verfloßenen Jahrhundert. Von Johann Maafs. 1802. 44 S. 8. (4 gr.)

2) Ebendasselbst, u. Leipzig, b. Göthe: *Kurze Nachricht von den Feyerlichkeiten am dritten Jubelfeste der Stiftung der Universität zu Wittenberg*, von Joh. Maafs. 1802. 40 S. 8. (4 gr.) Der Vf. dieser beiden Schriften, ein Studiosus zu Wittenberg, hat darin Aufmerksamkeit und Fleiß genug bewie-

sen; und wenn in der ersten manches zu oberflächlich ausgefallen ist, ein Vorwurf, der besonders die Schätzung der Verdienste jedes akademischen Lehrers, auch den Fortgang der Wissenschaften trifft: so weiß man wohl, daß man über einen Gegenstand, zu dessen Würdigung eine so mannichfaltige Kenntniß und reife Beurtheilung gehört, nicht zu viel fordern darf. Von den Jubelfeyerlichkeiten dieser Universität sind schon in den Intelligenzblättern der A. L. Z. umständliche Nachrichten ertheilt worden.

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 21. Junius 1803.

## NATURGESCHICHTE.

- 1) PARIS, b. Debray: *Livre du second age, ou instructions amusantes sur l'histoire naturelle des animaux, des végétaux et des minéraux*, par J. B. Pujoux. Ouvrage orné de 108 figures, représentant quadrupèdes, osseaux, insectes et végétaux. Troisième édition, augmentée des mammifères amphibies, des cétacés et d'un Traité sur les minéraux. An XI. — 1803. 291 S. 8. (mit schwarz. Kpfr. 1 Rthlr., colorirt, 1 Rthlr. 8 gr.)
- 2) GÖTTINGEN, b. Brose: *Teinture de l'histoire naturelle pour les enfans, accompagnée d'un vocabulaire françois-allemand* par J. H. Emmert. 1786. 205 S. 8. (12 gr.)
- 3) LEIPZIG, b. Heinsius: *Hausbedarf für Bürger- und Landschulen*. Erste Abtheilung. *Naturgeschichte*, von M. Wilh. Ludw. Steinbrenner, Prediger in Grofsbodungen. 1799.  
Auch unter dem Titel:  
*Naturgeschichte in Fragen und Antworten*. Erste Hälfte. *Die Säugethiere*. 208 S. *Die Vögel*. 48 S. *Die Amphibien und Fische*. 40 S. 8. (10 gr.)
- 4) NÜRNBERG, in d. Riegel- und Wiefsnerfchen Buchh.: *Kleiner Beytrag zur Kenntniß der Naturgeschichte in Schulen und zur Berichtigung so mancher Fabeln, Vorurtheile und Aberglauben, bey Erklärung derselben*. 1802. 63 S. 8. (4 gr.)
- 5) ERLANGEN, b. Palm: *Wie lehrt man Kinder im Buche der Natur lesen? Oder: Sokratische Unterhaltungen eines Lehrers mit seinen Schülern über Gegenstände der Natur*. Von Joh. Paulus Pöhlmann. Erstes Bändchen. Mit zehn Kupfertafeln.

Auch unter dem Titel:

*Versuch einer praktischen Anweisung für Schullehrer, Hofmeister und Aeltern, welche die Verstandeskkräfte ihrer Zöglinge und Kinder auf eine zweckmäßige Weise üben und schärfen wollen*. Zweytes Bändchen. 1802. 348 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Nr. 1. dient zum Beweise, daß das Publicum in Frankreich eben so wenig, wie in Deutschland, an Schriftsteller für Kinder strenge Forderungen macht, und gutmüthig genug ist, auch mittelmäßige Schriften mit großem Beyfall aufzunehmen. Hat nicht Raffe Naturgeschichte für Kinder unter uns die siebente Auflage erlebt? — Auch Pujoux rühmt in der Vor-  
A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

rede zur dritten Auflage seines Werks den reisenden Abgang desselben, und die einseitigen Lobeserhebungen der Journalisten. Besonders schmeichelhaft fand der Vf. den Viervers (*quatrain*) eines zwölfjährigen Knaben, worin dieser ihn *le Buffon de la Jeunesse* nennt, und er war fast Willens, dies zum Titel bey der neuen Ausgabe zu wählen, weil noch kein Buch denselben führe; er beschied sich aber doch nachher, jene Worte nur als Motto unter die Titel-Vignette zu setzen.

Indessen ist nicht zu läugnen, daß der Vf. einen ungemein leichten und angenehmen Vortrag in seiner Gewalt hat, und daß er sich von dieser Seite vorzüglich empfiehlt. Zeigte er mehr Ordnung, Genauigkeit und Fleiß in Behandlung der Materien und weniger Seichtigkeit und Einseitigkeit in seinen Räsonelements; so würde sein Werk eine bedeutende Stelle unter den Schriften für die Jugend behaupten können. Wie flüchtig er aber gearbeitet hat, läßt sich schon aus dem Anfange wahrnehmen. Er hatte in der ersten Ausgabe von *vierfüßigen Thieren* (*quadrupèdes*) [wenn wird man doch aufhören, diese ganz falsche Benennung statt des richtigern Ausdrucks *Säugethiere* zu gebrauchen?], *Vögeln*, *Insekten* und *Vegetabilien* gehandelt. In der neuen Ausgabe fügte er noch hinzu: *mit Brüsten versehene Amphibien* (abermals ein unrichtiger Ausdruck, denn die Seekuh, *Lamantin*, die er dahin rechnet, ist weder in der eigentlichen, noch angenommenen Bedeutung des Worts ein Amphibium), *Cetaceen* und *Mineralien*. Nun sagt er S. 7. so: Wir werden diejenigen Thiere, die wir kennen lernen wollen, in *drey Theile* (??) oder *Classen* eintheilen 1) vierfüßige Säugethiere (*quadrupèdes mammifères*); 2) Amphibien und Cetaceen; 3) Vögel; 4) Insekten. Ersttheilt er also in drey Classen, und dann nennt er vier, und welche Eintheilung! Welcher Naturgeschichtschreiber macht wohl aus den *vierfüßigen Säugethiern* eine besondere Classe, und rechnet nicht gleich die Cetaceen etc. mit dazu? Und wie kommt der Mensch, der S. 33. unter den vierfüßigen Säugethiern aufgeführt wird, zu dieser Ehre? Daß er von den Amphibien, die er hier mit den Cetaceen zusammenstellt, einen ganz unrichtigen Begriff hat, sieht man S. 57., wo es heißt: *Quelques (?) naturalistes donnent aussi ce nom (amphibies) à ceux, qui, vivant seulement sur la terre, ou dans l'eau, respirent dans des intervalles inégaux, et non d'une manière aussi réglée, que les mammifères en général*. Ein Mann, der so wenig Kenntniß von der Sache hat, sollte es doch nicht wagen, auch nur für Kinder schreiben zu wollen.

Man sieht nicht ein, und der Vf. führt auch keinen Grund an, warum er zwey wichtige und interessante Classen des Thierreichs, Fische und Würmer, ganz übergangen hat. Ueberhaupt liefse sich auch gegen die Auswahl und Anordnung der einzelnen Gegenstände manches erinnern. Denn wenn gleich ein Buch für Kinder nicht systematisch seyn darf: so ist doch die Zusammenstellung der Producte nach dem Alphabet, wie sie der Vf. gewählt hat, ein wenig allzu bunt, und er selbst weifs es nicht anders zu entschuldigen, dafs er den Esel an die Spitze aller Thiere gestellt hat, als weil *Ane* sich mit *A* anfängt. Ein anderes wäre es, wenn er eine Bilderbibel hätte schreiben wollen.

An Fehlern der Art mangelt es auch nicht, wie z. B. S. 108.: *Le rossignol construit un nid fragile (?) sur un arbre (??)* — S. 118.: *Tous les insectes, qui n'ont point d'ailes, sortent de l'œuf avec la forme, qu'ils doivent toujours garder; aussi les appelle-t-on insectes sans métamorphoses.* Der Vf. wufste also nicht, dafs der Floh durch eine Metamorphose zu seiner Vollkommenheit gelangt.

Zuletzt mag hier noch eine kleine Probe von seinen moralischen Betrachtungen, die er hin und wieder anbringt, stehen. S. 17. beschliesst er die Geschichte des Bibers mit folgenden Worten: *Plaignez ces animaux si sages, si intelligens: je n'achète jamais un chapeau de Castor, sans me rappeler, qu'il a coûté la vie à plusieurs de ces petits êtres, et que pour se procurer un peu de leur poil, on a peut-être répandu l'effroi dans une peuplade de deux ou trois cents castors, et détruit des dignes, des habitations, qui leur avoient coûté tant de travaux.* Was für Empfindungen mag der mitleidige Vf. nicht erst bey einer wohl besetzten Tafel haben! — Die Kupfer sind schlecht.

Nr. 2. hat den Zweck, mit dem Unterrichte in der französischen Sprache die Unterweisung in nützlichen Kenntnissen zu verbinden, und diese als ein bequemes Vehikel zu jenem zu gebrauchen. Der Vf. wählte dazu die Naturgeschichte, die so anziehend für die Jugend ist, schränkte sich aber fast bloss auf die Nomenclatur ein. Man hat also hier keinesweges eine ausführliche Naturgeschichte zu suchen, da es dem Vf. hauptsächlich nur darum zu thun war, den Anfängern in der französischen Sprache eine Menge Wörter und Redensarten bezubringen, wozu die reiche Nomenclatur in der Naturgeschichte den besten Anlaß giebt. Der vorliegende Theil erstreckt sich nur über das Thierreich, wobey Blumenbach und Leske die Führer des Vfs. waren. Dem Rec. scheint das Büchelchen sehr zweckmäfsig zu seyn.

Nr. 3. ist, laut der Vorrede, die erste Probe eines Katechismus für Volks- und Bürger Schulen, dergleichen der Vf. in der Folge mehrere liefern, und auf ähnliche Art die *Technologie*, *Oekonomie*, *Geschichte* und *Erdbeschreibung* und die *Religion* bearbeiten will. Er nimmt deshalb die Katechismusform als die zweckmäfsigste, worin Lehrbücher für niedere Schulen abgefaßt werden können, in Schutz, und verwirft die aphoristischen Lehrbücher als trocken und unverständ-

lich für Kinder. Er scheint also die wichtigen Gründe für das Gegentheil, welche unter andern in *Henkens Eusebia* vorgetragen werden, nicht zu kennen. Rec. will dem Vf. hier nur zweyerley zu bedenken geben: 1) die Katechismusform führt zu einer Weitschweifigkeit, die mit der durchaus nothwendigen Wohlfeilheit der Lehrbücher für niedere Schulen im Widerspruche steht. Er hat auf 206 Seiten nur die vier ersten Classen des Thierreichs abgehandelt; wie viel Raum wird er nun noch für die beiden folgenden Classen und dann für die Botanik und Mineralogie brauchen? Werden so voluminöse Lehrbücher auch gekauft werden? — 2) Die Katechismusform, (die man nicht mit der Katechetik oder Sokratik verwechseln muss) befördert gar zu leicht Gedankenlosigkeit sowohl auf Seiten des Lehrenden, als der Lernenden. Jener hat die Fragen vor sich; warum soll er sich die Mühe geben, eine andere Frage, wenn sie auch zu mehrerer Deutlichkeit nothwendig wäre, zu bilden? Diese lesen entweder die Antwort aus dem Buche ab, oder sie lernen sie auswendig. Rec. weifs aus Erfahrung, dafs diefs fast überall bey dem Unterricht geschieht, der nach Katechismen ertheilt wird. Soll ja ein Lehrbuch in Fragen abgefaßt seyn, so ist ohne Zweifel die Methode, welche Bröder in seinem neuen Elementar-buche angenommen hat, die beste, nur dafs auch hier die allzu grosse Weitläufigkeit der Einführung solcher Lehrbücher in öffentlichen Schulen entgegen steht.

In der Auswahl der Materien ist der Vf. auch nicht sorgfältig genug. Die 60ste Lection z. B. ist überschrieben: *Krankheit, Hypochondrie, Fieber, Pocken, Pest*. Fr. Welches ist eine von den gemeinsten Krankheiten? Die Hypochondrie. Wie heisst sie bey dem weiblichen Geschlecht? Hysterie. — Was nützt Kindern auf dem Lande ein solcher Unterricht?

Nr. 4. Der Titel ist nicht gut gewählt. Zur Kenntniß der Naturgeschichte trägt diefs Büchelchen nichts bey, und was soll das heissen „bey Erklärung derselben?“ Der Naturgeschichte, oder der Fabeln etc.? — Gegen die Ausführung selbst läst sich auch manches erinnern. Es gehört wohl nicht zu den schädlichen Vorurtheilen, dafs der Diamant unverbrennlich sey; dafs die Seidenhaasen sich nicht mit den gemeinen Käninchen begatten; dafs Mauleselinnen nicht befruchtet werden etc. Falsch ist es auch, dafs die Störche ganz unschädliche Vögel seyn, wie der Vf. behauptet. Wo Bienenzucht gedeihen soll, da dürfen in der Nähe keine Störche geduldet werden.

Nr. 5. Zwar auch eine Naturgeschichte in Fragen und Antworten, wie Nr. 3.; aber in einem ganz andern Geiste geschrieben, und da Hr. *Pöhlmann* sein Buch nicht für Kinder, sondern für Lehrer bestimmte, so trifft ihn der Vorwurf der durch diese Form entstehenden Weitläufigkeit gar nicht. Es ist ein eigentliches Methodenbuch, und leistet das wirklich, was der Titel verspricht. In der lesenswerthen Vorrede erklärt sich der Vf. über seinen Zweck näher. Er will 1) solchen Lehrern, die mit der Kunst, Begriffe sokratisch zu entwickeln, noch nicht vertraut sind, ein Buch in die Hände liefern, durch dessen Gebrauch

brauch sie sich allmählig an eine bessere Fragmethode gewöhnen können. Der Vf. tadelt in einer Note das Unnatürliche in den Gesprächen, welche in Thiem's erster Nahrung etc. und in Höpfners kleinem Physiker vorkommen. Der Recensent des letzten in der A. L. Z. hatte sich als sachkundigen Physiker gezeigt; und als solcher mehrere Erinnerungen beygebracht. Beyläufig hatte er gesagt, der Vf. habe in der Einleitung eine vortrefliche Methode aufgestellt, die Kinder zur Entwicklung der Begriffe zu leiten. Hr. P. ist mit diesem Lobe unzufrieden, und es mag leicht zu stark seyn; deswegen hätte er aber die A. L. Z. nicht beschuldigen sollen, sie nehme zuweilen Recensionen auf, die nicht von Sachkundigen herrühren. 2) Soll dadurch der Geist der Verkehrtheit, der in vieler Schulen noch sein Wesen treibt, in seinem Wirkungskreise eingeschränkt werden. Mit der Sinnewelt soll der Unterricht anfangen und nicht mit überflüssigen Dingen, und zur Beförderung dieses Zwecks schrieb der Vf. sein Buch. 3) Will er zugleich Materialien zu kürzern oder längern, den Kleinen leicht verständlichen, Sätzen liefern, die da, wo man die im ersten Bändchen dargelegte Buchstabil- und Lesemethode eingeführt hat, an die Buchstabirtafel gelegt und statt unverständlicher Sätze, womit manche Fibeln angefüllt sind, gelesen werden können.

In diesem ersten Bändchen findet man Unterhaltungen über die Körper im Allgemeinen, über die Säugethiere im Allgemeinen und zuletzt ausführliche Unterhaltungen über einige Säugethiere insbesondere. Rec. hat sie mit Vergnügen gelesen, und empfiehlt sie allen denen, welche sich mit dem Unterricht der Jugend beschäftigen, als ein brauchbares Hülfsmittel zur Erlernung der schweren Kunst, Begriffe sokratisch zu entwickeln. Auch die Sprache ist rein; nur eine Construction, die öfters vorkommt, möchte wohl nicht dem gewöhnlichen Sprachgebrauche gemäß seyn. Der Vf. sagt nämlich: Wie heißt (st. nennt) man das? — Die Körper da droben — — — heißen wir Himmelskörper. — Die Kupfer sind zweckmäßsig und instructiv.

LEIPZIG, b. Gerh. Fleischer: *Die Natur und die Menschen*. Ein Inbegriff vieler Merkwürdigkeiten für Leser aus allerley Ständen, für die Jugend und ihre Freunde insonderheit von J. A. C. Löhr, Pastor in der Altenburg vor Merseburg. Erster Band. 1803. 366 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Eine nützliche Sammlung, die wenigstens für die Jugend auch viel Neues enthält. Doch selbst diejenigen, welchen die darin vorkommenden Sachen zum Theil nicht unbekannt sind, werden sie hier gern noch einmal lesen, da der Vf. das Talent besitzt, zu unterhalten und seinen Gegenstand von einer interessantesten Seite zu zeigen. Rec. will nur zum Beweise der Aufmerksamkeit, womit er diese Schrift gelesen hat, einige Kleinigkeiten bemerken. In dem ersten Abschnitt über *feuerspeyende Berge und Erdbeben* sagt der

Vf. von Island: „Dieses Land ist trotz dem ewigen Eise, mit welchem es überdeckt ist, doch mit feuerspeyenden Bergen übersät, von denen sich bald der, bald jener durch seine Ausbrüche furchtbar macht. So ist eine lange Zeit der Hekla berühmt gewesen, der so viel ausgeworfen hat, das man 68 Fufs tief graben kann, ehe man auf das Marmorpflaster einer ehemaligen Stadt kommt.“ Hier vermisst man ungern die nähere Angabe sowohl von der Stadt, die muthmaßlich hier stand, als auch von der Veranlassung und der Zeit des Nachgrabens. S. 33. wird *Durra* durch *Hirse* und S. 83. noch mit dem Beysatz *indianische Hirse* erklärt. Diese ist ein ganz anderes Pflanzengeschlecht (*Holcus*), als unsere *Hirse* (*Panicum miliaceum*), und unterscheidet sich durch seine schwarzbraune Farbe, und durch die ansehnlichere Größe der Saamenkörner, die wohl drey mal so groß sind, als europäische *Hirse*. S. 40. „Sie schnitten dünne Striemen aus dem Fleische, und hingen (hängten ist die active Form) sie aufs Gepäck.“ — „Von nun an nahm ihr Elend sehr zu — — und wiewohl sie von nun an öfters Brunnen fanden.“ — „Sie hatten deren nur noch fünf“ (fünf). S. 162. „Die Kunst, auf ähnliche Weise *Renntiere* zu fangen, war schon in alten Zeiten in *England* bekannt,“ ist vermuthlich ein Schreib- oder Druckfehler. S. 203. wird behauptet, das die Schwalben, welche bey uns nur offene Nester bauen, dieselben in Afrika mit einer 6—7 Zoll langen Röhre gegen Raubthiere verwahren. Adanson, Kalm und andere Reisende versichern aber, das die im October aus Europa dort angekommenen Schwalben gar keine Nester bauen, sondern bloß als Gäste der Nahrung wegen sich daselbst bis zum Frühjahre aufhalten.

NÜRNBERG, in d. Stein. Buchh.: *Handbuch der pharmaceutischen Botanik*. Zweyter bis achter Heft. 1801, 1802. zusammen 19 Bog. Text und 42 illuminierte Kupfertafeln. Fol. (jeder Heft 1 Rthlr.)

Wir haben unsere Leser bereits in dieser Zeitung (1801. Nr. 138.) mit der Absicht des Vf. sowohl, als auch mit seinem Plane bekannt gemacht; wir zeigen daher jetzt nur an, das die vor uns liegenden Hefte, beides in Rücksicht auf den Text und auf die Zeichnungen, dem ersten Hefte ganz gleich sind, und das sie Abbildungen und Beschreibungen der officinellen Pflanzen enthalten, die in die 5te und die 7 folgenden Classen und in die beiden ersten Ordnungen der 13ten Classe des Sexual-Systems gehören. — Die meisten Vegetabilien, von welchen in diesen Heften die Rede ist, zeichnen sich durch medicinische Kräfte aus, und sie sind also der Stellen, die ihnen der Vf. hier angewiesen hat, allerdings werth; in dessen haben wir doch auch auf den zu diesen Heften gehörigen Tafeln einige Abbildungen von Pflanzen bemerkt, die keine oder nur sehr zweifelhafte Heilkräfte besitzen, und wir wünschen daher, das der Vf. in der Folge in der Wahl der zu beschreibenden und abzubildenden Pflanzen etwas strenger, als bisher, seyn, und die Vegetabilien, die in Hinsicht des medi-

cinischen Nutzens dem Pfennigkraute, dem Ritter-sporn, dem Hünerdarm, der Schwarzkerze; der Elephantenlaus u. s. w. gleichen; ganz mit Stillschweigen übergehen möge. Auch auf die Correctur des Textes hätte mehr Sorgfalt gewendet werden sollen; viele, besonders Linnéische, Namen sind ziemlich verunstaltet, und da wohl nur wenige von den Lesern, für welche eigentlich dieses Werk bestimmt ist, dieselben zu verbessern im Stande seyn werden, so mag der Vf. dafür sorgen, daß in der Folge solche Fehler vermieden, und die bereits eingeschlichenen verbessert werden.

BERLIN, b. Franke: *Abbildungen und Beschreibungen naturhistorischer Gegenstände*. Heft XIV—XVII. Von S. 69—124. 8. Mit ausgemalten Kupfern. (2 Rthlr. 8 gr.)

Die Abbildungen sind größtentheils richtig; aber die Illumination ist weder fein, noch der Natur immer ganz getreu. Rec. hat z. B. den Gold- und Silberfalsen, die sich in seiner Nähe lebendig befinden, mit den Abbildungen auf der XXIX. Taf. verglichen, und beträchtliche Abweichungen gefunden. Die Beschreibungen sind kurz und gut. Aber wozu die Vervielfältigung der Bilderbücher, wenn sie vor ähnlichen, schon längst vorhandenen weder durch innere Güte, noch durch Wohlfeilheit des Preises sich auszeichnen?

### PHILOGOLOGIE.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Praktische Methode, Kinder französisch lesen und aussprechen zu lehren*, von Z. Beaurains. Mit 12 illuminirten Kupfern.

Auch unter dem französischen Titel:

*Méthode pratique etc.* 1802. 178 S. 8. (16 gr.)

Bey der großen Anzahl solcher Bücher, die für den ersten Unterricht der Jugend in der französischen Sprache bestimmt sind, scheint das vorliegende gar nicht überflüssig zu seyn, indem die Absicht, welche hier zum Grunde liegt, vornehmlich dahin geht, die Denkkraft des Kindes selbst durch das, was es liest, zu we-

cken und zu üben. Daher sind die vorgetragenen Sachen von der Art, daß das kleinste Kind, wenn es das ABC gelernt hat, sie zu fassen und sich dafür zu interessieren im Stande ist. Ueberdem herrscht ein Stufengang in den beygebrachten Uebungen, so daß die Ideen der Jugend sich nach und nach entwickeln und erweitern können. Die Vorrede, welche von Erziehern gelesen zu werden verdient, zeigt den Gebrauch dieses Buches und eine zweckmäßige Lehrmethode ausführlich.

ALTENBURG, in Comm. des literarischen Comtoirs: *Auswahl interessanter Anekdoten und sinnreicher Gedanken, Darstellungen aus der Völkerkunde und Naturgeschichte, freundschaftliche und kaufmännische Briefe*, als Aufgaben zum Uebersetzen ins Französische, gesammelt und mit Noten versehen von F. A. S. 1802. 350 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Herausgeber dieser Auswahl fand die in den meisten Büchern dieser Art enthaltenen Aufsätze zu gemeinen oder wohl gar anstößigen Inhaltes, oder in zu schlechtem Deutsch abgefaßt, oder für die Jugend, die des Reizes der Abwechslung bedarf, zu trocken und langweilig, oder mit zu vielen Noten versehen, als daß sie für seine in der Kenntniß der französischen Sprache schon weiter vorgeführten Schüler von Nutzen seyn konnten. Er hat daher alles weggelassen, was ihnen schon bekannt seyn dürfte, oder wovon er glaubte, daß es in den Wörterbüchern leicht und richtig zu finden sey, und bey schwereren Fällen, die untergelegte Redensart in den Infinitiv, oder in einem von dem Texte abweichenden Modus gesetzt; nur bisweilen, wenn die Genien der beiden Sprachen zu sehr von einander abweichen, siehet man die völlige Uebersetzung eines Satzes unten auf der Seite. Größtentheils sind die hier abgedruckten Anekdoten neu und unbekannt, und das Ganze so gewählt, daß es das Angenehme mit dem Nützlichen satfam verbindet. Die Aufsätze eignen sich überdies dazu, daß der Lehrer mit den Schülern eine Art von Unterredung darüber halten könne, um letztern die Fertigkeit, sich im Französischen ausdrücken zu lernen, auf eine wegen Fülle des Stoffs leichte Weise beyzubringen.

### KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOGOLOGIE. Göttingen, b. Vandenhök u. Ruprecht: *De l'Article, du Prétérit imparfait, des Prétérits défini et indéfini. Pour servir d'introduction à l'étude de la langue française*. Par P. Crevel. 1802. 63 S. 8. (4 gr.) In der französischen Sprache ist wohl kein Redetheil für den Ausländer schwerer als der Artikel, und die drey vergangenen Zeiten des Verbi. Welche häufige Fehler gegen den richtigen Gebrauch derselben gemacht werden, lehret die tägliche Erfahrung. Selbst die

Sprachlehren sind in Hinsicht auf ihre Namen nicht einig, und selten deutlich und vollständig genug in dem, was ihre Anwendung betrifft. Um nun dem Ausländer die Mühe zu ersparen, die Sprachlehren zu vergleichen und aus ihnen ein befriedigendes Resultat zu ziehen, stellt Hr. Crevel auf diesen wenigen Bogen den kritischen Gegenstand in ein helles Licht. Mehr zum Lobe seiner Arbeit hinzuzusetzen, wäre überflüssig, da sie sich selbst genugsam empfiehlt.



# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 22. Junius 1803.

## GESCHICHTE.

SCHLESWIG, b. Röhfs: *D. Martin Luthers Reisen und merkwürdige Schicksale*. Nebst einer kurzen Geschichte der Reformation und ihrer Schicksale, bis auf den westphälischen Frieden. Ein Lesebuch für Bürger und Bürgerschulen, herausgegeben von Franz Jacob Kutscher, Prediger zu Afferde bey Hameln. 1802. 1 Alph. 8. (1 Rthlr.)

Hr. K. hätte sein Buch nur immer gleich: *Geschichte des Lebens und der Reformation Luthers*, überschreiben sollen: denn das ist eigentlich der Inhalt desselben; und den jetzigen Titel hat er wohl nur darum gewählt, damit sich das Buch nicht so leicht unter der Menge schon vorhandener Bücher von jenem Inhalte verlieren möchte. Reisen können überhaupt in der Geschichte eines grossen oder berühmten Mannes nur alsdann ein Hauptgegenstand der Aufmerksamkeit werden, wenn er einen sehr beträchtlichen Theil seines Lebens darauf verwandt; durch dieselben viel zur Erweiterung der Weltkenntnis und Erdbeschreibung beygetragen; oder auf denselben ausserordentlich merkwürdige Schicksale gehabt hat. Alles dieses aber ist bey *Luthern* ganz und gar der Fall nicht. Nimmt man seine folgenreiche Reise nach Rom aus: so sind die meisten übrigen nur von geringer Bedeutung; oder, wenn sie auch in wichtigen Absichten unternommen wurden: so ist es die Ausführung von diesen, nicht die Reise selbst, welche ins Licht gestellt werden muß. Doch der Vf. gesteht es selbst, daß, da noch niemand sich die Mühe gegeben habe, die Reformationsgeschichte für den Verstand des Ungelehrten auf irgend eine anziehende Weise zu bearbeiten, er demselben eine kurze und gründliche Uebersicht derselben habe übergeben wollen. Er erkennt, daß es nicht so gar leicht sey, ein solches Buch zu schreiben; hat aber doch die Schwierigkeiten, welche sich dabey finden, zu wenig eingesehen, und sie daher auch keineswegs überwunden. Bey einem solchen Buche kommt es nicht darauf an, bekannte Vorfälle ohne eine genaue Wahl zu sammeln, und erträglich zu erzählen, auch sie mit allgemeinen Declamationen, Reflexionen und panegyrischem Schmucke zu verbrümen; sondern darauf, daß zuerst treffend und gelassen der Zustand der Religion und Kirche zur Zeit des Anfangs der Reformation, geschildert; daraus recht faßlich das Bedürfnis derselben hergeleitet; ferner eben so historisch, ohne alle kirchliche Rücksicht oder gar polemische

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

Ausfälle, gezeigt werde, was man von einer solchen Reformation zu erwarten und zu fodern berechtigt gewesen sey; welche Veranlassung *Luther* zu der von ihm gestifteten gehabt habe; was für Absichten er dabey gehabt, welcher Mittel er sich dazu bedient habe, und welches der Erfolg davon gewesen sey. Daß hier die vornehmsten Auftritte der Reformationsgeschichte, ingleichen der Charakter und die Thätigkeit *Luthers* und *Melanchthons* mit möglichst unpartheyischer Mäßigung beschrieben werden müssen, versteht sich von selbst. Endlich müssen auch die Folgen entwickelt werden, welche die Reformation auf Religion, öffentlichen Gottesdienst, Sitten, gesellschaftliches Leben, Rechte der Fürsten und Obrigkeiten; Wissenschaften, u. dgl. m. geäußert hat. Unentbehrlich ist freylich für eine solche historische Darstellung eine Apologie der Reformation nicht; aber einige milde Aufklärungen über gewisse Vorwürfe, die man ihr gemacht hat, würden doch auch hier nicht am unrechten Orte stehen. Alles dieses könnte gar wohl höchstens auf zehn, zwölf Bogen zusammengefaßt werden. Einen solchen Plan hat nun Hr. K. nicht entworfen. Er hat vielerley, aber nicht immer zweckmäfsig, eine Menge Kleinigkeiten eben sowohl, als Begebenheiten von Wichtigkeit, zusammengetragen, und das Ganze gar nicht unter den Gesichtspunkt seiner bestimmten Leser geschickt zu stellen gewußt. Wir müssen sogar noch mehr sagen: er hat sich zwar aus manchen neuen Handbüchern einen ziemlichen Begriff von der Reformationsgeschichte gemacht; aber in ihren Quellen kann er sie wenig studiert haben, sonst würden nicht so viele historische Unrichtigkeiten eingeschlichen seyn.

Im ersten Buche werden *Luthers* Lebensumstände vom Jahr 1483 — 1517 erzählt. Bey Gelegenheit seiner Reise nach Rom wird von der *Ambrosianischen* und *Gregorianischen* Messliturgie eine für ein solches Lesebuch ganz unnütze und unverständliche Erzählung hingeworfen; und was vom Siroccowind, vom L. Kopfschmerzen, u. s. w. gesammelt ist, war auch alles überflüssig. Große Unbekanntschaft mit Rom beweiset es, daß nach S. 28 an der Stelle des alten *Capitolium* nichts als ein Baarfüßerkloster stehen soll: Nach S. 37 soll *Hufs* mündlich und schriftlich fast eben so wie *Luther*, nur nicht so ausführlich, gelehrt haben; wovon das Gegentheil bekannt genug ist. Im Eingange des zweyten Buchs, vom Jahr 1518 bis 1522 (und warum eben bis 1522, nicht gleich bis 1525, da *Luthers* Reformation in Kurpfalz durch landesherrliche Genehmigung eingeführt wurde?) wird gemeldet,

Rrrr

meldet, daß Luther im Anfange des J. 1518 bey seinem Aufenthalte zu Leipzig mit einem Dominicaner Mönch, der zugleich Professor der Theologie war, mit Namen *Pierias* (so steht zweymal statt *Prierias*.) in einen schriftlichen Streit wegen verschiedener theologischer Lehrsätze, die besonders die päpstliche Herrschaft betrafen, gerathen sey. Muß nicht der Bürger, für den Hr. K. schreibt, glauben, der berühmte Magister S. Palatti zu Rom, *Prierias*, sey Professor der Theologie zu Leipzig gewesen? Wozu nützt ihm diese Nachricht überhaupt? Endlich wie schief steht sie an diesem Platze, da bekanntlich Pr. wider *Luthern* wegen seines Angriffs auf den Ablass geschrieben hat, von welchem Angriffe doch noch nichts gesagt ist? Nun wird derselbe zwar auf der folgenden Seite angeführt; aber wiederum seicht genug. *Tezel* soll sich, auf Befehl des Papstes, auch in Deutschland haben sehen lassen; als wenn er nicht in seinem Kloster zu Leipzig gelebt, nicht schon neun Jahre früher den Ablass in Sachsen gepredigt hätte. Und hier, wo der erste Hauptauftritt *Luthers*, als Reformators, vorkommt, wo vor allen Dingen ein bündiger Begriff von dem Lehrbegriff hätte gegeben werden sollen, den *Luther* *Tezels* Ablasspredigt entgegengesetzte, findet sich nichts, als die kahle Meldung von seinen 95 Thesibus. S. 72 und an andern Orten schreibt der Vf. immer so, als wenn *Luther* sich mit dem Kurf. *Friedrich* unterredet hätte; und es ist doch allgemeiner bekannt, daß er ihn nie gesprochen hat. *Melanchthon* wird S. 73 nur im Vorbeygehen, nur als ein Mann, der weiter unten noch öfterer erwähnt werden wird, angeführt; hingegen kommen öfters ganze unnöthige Reisen *Diaria* von *Luthern*, sogar S. 66 auf einer ganzen Seite umständliche Nachrichten von einer aus Mißverstand unternommenen Reise desselben vor. Das dritte Buch geht von 1523 bis 1530. Hier wird S. 132 die *Engelsburg* ein sehr stark besetzter Berg in Rom genannt, worauf auch viele Gebäude stehen, die dem Papste gehören. S. 141 wird bemerkt, daß schon im J. 1524 (es muß heißen 1519) ein neuer Reformator in der Schweiz, *Zwingel*, aufgestanden sey; in Ansehung des Abendmahls soll er mit seiner Meynung von *Luthern* abgewichen seyn; da aber nicht gesagt wird, worin diese Abweichung bestanden habe: so hilft die Nachricht niemanden etwas; auch soll der Streit zwischen beiden der guten Sache der Reformation und ihrem Fortgange nicht im geringsten geschadet haben; welches bekanntlich falsch ist. Ein noch größerer Fehler ist es, wenn im vierten Buche, das sich bis zum J. 1537 erstreckt, behauptet wird, *Heinrich VIII* habe *Luthers* Reformation angenommen, und sie in seinen Landen eingeführt: er, der diejenigen bis an sein Ende verbrennen ließ, welche die Transsubstantiation und andere unterscheidende Lehren der Röm. Kirche bestritten. Doch wir wollen dieses Verzeichniß von Verirrungen nicht erst noch mit dem Erzbischoff von *Cambridge*; mit *Genf* an der Schweizerischen Gränze, u. dgl. m. vergrößern; man sieht, daß der Vf. kaum zur Beschreibung der Reisen *Luthers* genug vorbereitet kam.

LEIPZIG, in d. Schäfer. Buchh.: *Leben und wunderbare Abentheuer des Ersten und Unvergleichlichsten aller fahrenden Ritter der Römischkatholischen streitenden Kirche, Ignaz von Lojola, Ritters der heiligen Jungfrau, und Stifters des Ordens der Jesuiten. Von Wilhelm Frank, genannt P. Theil I. Nebst (2) Kupfern. 1802. 227 S. ohne die Vorrede von 20 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)*

Es ist bekannt, wie reichlichen und unterhaltenden Stoff zu einem Ritterromane die Lebensgeschichte des heil. *Ignatius* darbiere, ohne daß es eben nöthig wäre, die Erfindungskraft dabey in große Unkosten zu setzen. Daher erschien bereits im Jahr 1736 des damals schon verstorbenen Buchhändlers im Haag, *Charles le Vier*, der aber den Namen *Heroule Rasiel de Selva* angenommen hatte, „*Histoire de l'admirable Dom Ingo de Guipuscoa, Chevalier de la Vierge, et Fondateur de la Monarchie des Inquistes, avec une description abrégée de l'établissement et du gouvernement de cette formidable Monarchie*“, in zwey Octavbändchen im Haag: eine Geschichte, die freylich nicht zur Ehre des geistlichen Helden und seiner Gesellschaft geschrieben ist, aber ihnen doch in keiner wesentlichen Erzählung oder Abschilderung Unrecht thut. Sie ist auch vor mehrern Jahren deutsch übersetzt worden. Dabey hätte man es nun bewenden lassen sollen. Vor sechzig, siebzig Jahren konnte es noch nöthig scheinen, das Thorichte und Schädliche der religiösen Schwärmerey in einer komischen Einkleidung begreiflich zu machen. Jetzt, da so viele nachdenkende Männer unter unsern R. katholischen Mitbürgern, es nicht nur einsehen, sondern auch öffentlich gestehen, daß die Heiligkeit eines *Ignatius* und Consorten nicht diejenige sey, welche Christus und die Apostel durch Vorschrift und Beyspiele gelehrt haben, kann eine Schrift, wie die gegenwärtige, nur dazu dienen, die eifrigen Verehrer solcher Heiligen noch mehr zu erbittern. Der Vf. derselben sagt zwar, er sey zur Herausgabe derselben durch die Religionsveränderung des Grafen von *Stollberg* bewogen worden. Allein zur Beurtheilung dieses Schritts kann sie gar nichts Neues beytragen; und der berühmte Profelyt selbst wird ohne Zweifel, wenn er sie zu sehen bekommt, dem heil. *Ignatius* das Aergerniß abbitten, zu welchem er Veranlassung gegeben haben soll. Doch unser Vf., entweder an Jahren, oder an Beurtheilung noch sehr jung, scheint sich das *dummodo risum excusat*, zu seiner Hauptabsicht gemacht zu haben. Nicht genug, daß er durchaus beflissen ist, seinen Heiligen in einer lächerlichen Gestalt auftreten zu lassen, und dazu außer der Ingredientien seiner Geschichte, auch noch seinen eigenen Vorrath von Witz und Lüttigmacherey benutzt hat; er fällt auch über andere Gegenstände her, die ihm seines Spottes würdig zu seyn scheinen. Wir übergehen die anstößige Dedication, die, weyn sie gleich nach einem spanischen Mutter gefornit ist, doch immer keine Verpflanzung verdiente. Auch in der Vorrede glänzt der Vf. bereits durch Einfälle, wie folgt: „Die protestantischen

„tischen Hirten haben die Nothwendigkeit eines Hundes für einen Hirten ebenfalls einsehen gelernt. Sie sind nur Protestanten in Absicht auf die Römische Kirche, und sind von dem eigentlichen Geiste Luthers und des Protestantismus, der nichts anerkennen will, als was in der Bibel steht, ganz abgewichen; sie treiben ihre Schaafe in die Horden der symbolischen Bücher; verbrennen die Abtrünnigen zwar nicht; sperren aber die, welche sich unterstehen, die Bibel nicht nach den symbolischen Büchern, sondern mit Hülfe der classischen Autoren, der Geschichte und Philosophie, anders zu erklären, in Gefängnisse; (wo muß wohl das Land liegen, in welchem es Gefängnisse für solche Ausleger giebt?) oder setzen dergleichen Geistliche von ihren Aemtern ab, um mittelst des Hungers die Schaafe zu dem Futter zu treiben, das nur in den Krippen innerhalb der symbolischen Horden anzutreffen ist.“ In dem Büchlein selbst kommen sehr feine Späße über ein himmlisches Gesicht des verstorbenen Doktors und Professors P. zu Leipzig; (S. 64 fg.) ingleichen (S. 142) über die theologischen Streitigkeiten von Christo, vor. Selbst der scherzhafte Verleger hat eine Nachschrift beygefügt, die sogar mit lateinischen und englischen Floskeln prangt.

ГОТНА, б. Ettinger: *Geschichte des Orients, besonders Palestina's älterer und neuerer Zeiten, nebst einer Kritik biblischer Stellen*, von A. G. Brehme. 1801. Erster Theil. XX u. 116 S. Zweyter u. Dritter Theil. 200 S. 8. (1 Rthlr.)

In der Vorrede sagt der Vf.: „Wenn das scharfe Auge dieses Werk beleuchtet, so zweifle ich nicht, ohne mich in eine stolze Anmaßung zu verlieten, daß dem unpartheylichen Kritiker die Beurtheilung nicht entgebe: dieses Produkt sey angehenden Theologen ein Schlüssel, der ihnen den Weg zur richtigen Bibelerklärung bahne, und ein Hülfsmittel, viele Dunkelheiten biblischer Stellen aufzulösen, und sowohl für ihn, als für die, welche sich nicht in den Armen der Musen wiegen, ein Ganzes in gedrängter Kürze, welches andere Schriften für die Geschichte des Orients entbehrlich mache; und beabsichtige, manches Anstößige und Irrige bey Lesung der Bibel zu verschweigen und Wahrheit an dessen Stelle zu setzen.“ Rec. kann aber ehrlich und unpartheylich versichern, daß ihm lange kein so schlechtes Machwerk vorgekommen ist, als eben diese so betitelte Geschichte des Orients, worin der Vf. in neun Kapiteln von der natürlichen Beschaffenheit, Lage und Fruchtbarkeit Palästina's, der Naturgeschichte dieses Landes, der Gottesverehrung und den gottesdienstlichen Gebräuchen der Juden, den wissenschaftlichen und Kunstkenntnissen der Morgenländer, ihrer häuslichen Einrichtung, Kleidungsart, Beschäftigungen, Speisen und Getränken, der Schätzung des Reichthums der Morgenländer, und der Art, im Morgenlande zu reisen, mancherley auf das sonderbarste zusammengetragen hat. Das Buch ist wirklich eine der

elendesten Compilationen, die neuerlich erschienen sind. Mit unter kommen zwar auch einzelne richtige Bemerkungen vor, aber das Ganze ist so voll von Unrichtigkeiten, schiefer und oberflächlicher Darstellung, verworrenen und sich widersprechenden Sätzen, fremden und nicht zur Sache gehörigen Dingen; und dabey mit einer solchen Nachlässigkeit und so geschmacklos zusammengefezt, daß es kaum zu begreifen ist, wie ein Mann es wagen konnte, so ein Machwerk ins Publicum zu bringen. Rec. glaubte anfangs, das Buch wimmle von Druckfehlern, da er überall auf Unrichtigkeiten stieß; aber das weitere Lesen überzeugte ihn bald, daß die mannigfaltigen Ungereimtheiten und Fehler bey weitem nicht alle auf Rechnung des Setzers oder Correctors zu setzen seyen, sondern größtentheils dem Verfasser selbst zur Last fallen. Dieses Urtheil ist hart, aber Rec., der nicht gewohnt ist, durch einen Machtspruch zu entscheiden, will es durch einige Belege bestätigen. Man braucht nicht weit zu gehen, um die Beweise aufzusuchen. Wie sonderbar ist gleich der Anfang des ersten Kapitels: „Unter dem neuern Palästina, das in der heil. Schrift vorkommt, wird das Land verstanden, welches Gott den Nachkommen Abrahams zu geben verheißsen hatte, daher hieß es das verheißsene Land, oder das Land Kanaan, unter welchen letzten Namen der Strich verstanden wird, welchen die Israeliten an der Ost- und Westseite in Besitz nahmen.“ Diese Ost- und Westseite mußte doch eigentlich durch etwas näher bezeichnet und bestimmt werden. Es soll heißen an der Ost- und Westseite des Jordans. Ist eine solche Nachlässigkeit wohl zu entschuldigen, wenn man auch davon, wie das Ganze gesagt ist, absehen will? Nachher heißt es S. 2 von der Lage des Landes: „Es lag an der südöstlichen Spitze des mittelländischen Meers, gegen Mittag an Syrien, gegen Morgen an der Wüste, gegen Abend an dem heiligen Arabien.“ Wer kann sich in diese Bestimmung der Lage finden? Rec. weiß sie auch mit dem, was der Vf. nachher sagt, auf keine Weise zu vereinigen; denn in dem Vorwort sagt er selbst ganz richtig: der Westwind komme in Palästina vom mittelländischen Meere her, der Südwind von den Gebirgen Arabiens, und der Nordwind über Syrien. Auch heißt es S. 9 ausdrücklich: Arabia Petraë liege gegen Mittag des Landes Kanaan. S. 3 wird gesagt: „Sehr wahrscheinlich ist es, daß David und Salomo durchs Glück der Waffen die anfangs kleinen Grenzen sehr erweitert habe.“ Nach der Geschichte ist es nicht bloß wahrscheinlich, sondern gewiß. Was S. 4 von Kanaan und den von ihm abstammenden Völkern bemerkt wird, ist äußerst verworren und zum Theil ganz unverständlich. Es wird erzählt, „Kanaan habe 11 Söhne gehabt, die Stammväter eben so vieler Nationen gewesen seyen.“ Nun heißt es weiter: „Werden sie einzeln gezählt, so findet man die Zahl eilf nicht beysammen, sondern 5 oder 7. — Wenn man sie mit den vorkommenden Namen im 1 B. Mos. 10, 15 — 18 zusammenstellt, so ist es auffallend, daß unter ihnen die meisten Völker vor-  
kommen.“

kommen, deren Stammväter wir unter den Söhnen der Kananiter finden. Noch auffallender aber ist es, daß die Söhne Kanaans, die unter den zehn Völker genannt werden, unter den sieben nicht vorkommen.“ Welches wunderliche Gewäfch! Der Vf. will eigentlich sagen: es sey auffallend, daß von den eilf Völkerschaften der Kananiter nur die sieben genannt würden, welche von den Israeliten bekriegt wurden. Wenn er nun darauf geantwortet hat, einige Geschlechter hätten sich, weil das Land zu klein war, gegen Norden gewendet und andere Wohnungen gesucht, so fährt er fort: „Hierdurch läßt sich der Zweifel heben, woher es komme, daß in der Geschichte des Kriegs der Israeliten gegen die Kananiter nichts von den Nachkommen und eilf Söhnen Kanaans gedacht werde.“ Wie verworren und widersprechend ist hier alles! Sieben werden ja, wie der Vf. selbst vorher sagt, aufgezählt. Man höre auch, was er von den Pheresiern und ihrer Erscheinung unter den kananitischen Völkerschaften sagt. „Pheres, heißt es S. 6, war nicht der Sohn des Kanaans, so wird seiner nicht gedacht; vielleicht wird er als Enkel genannt, dessen große Nachkommenschaft einen eigenen Stamm bildete, und sich in den nördlichen Ländern niederliefs.“ Nach Jos. 17, 13 u. 1 Mos. 34, 30 wohnten sie zwischen Bethel und Ai, in der Gegend von Sichem. S. 7 wird erzählt: „als die Juden Kanaan bekamen, fanden sie als Nachbarn die Nationen; Midianiter, Moabiter, Amoriter (ist wohl ein Druckfehler anstatt Ammoniter, denn die Amoriter waren eine Kananitische Völkerschaft), Idomäer (Idumäer), Amalekiter — die vier ersten stammten von Abraham ab, die andern von Loth.“ Mit welcher Unbesonnenheit ist dieses wieder niedergeschrieben! Nur die Midianiter stammten von Abraham, die Moabiter und Ammoniter aber von Loth, die Idumäer von Esau, und die Amalekiter, wie der Vf. selbst drey Zeilen nachher schreibt, von Eliphas. Auf den folgenden 8 Seiten sagt der Vf. wieder selbst: die Idomäer, die von Esau, der auch Edom hiefs, abstammten, und S. 10 die Moabiter, welche von Loth abstammten. Muß man nicht sagen, daß der Vf. oft selbst nicht weiß, was er niederschreibt? Ähnliche Verwirrungen und Unrichtigkeiten finden sich fast auf allen Seiten. Nach S. 28 entspringt der Jordan aus dem See Phiota, kommt an dem Fusse des Berges, der Panäps heißt, wieder zum Vorschein — breitet sich nachher

gegen Westen aus, strömt durch die See, fällt in das Meer Lyberias, und verliert sich allmählich in der Asfaldischen See. S. 43 werden die ersten Bewohner des Gebirge Seir Horder genannt. Nach S. 48 hat der Berg Mořija den Namen von myrha, weil darauf viel solcher und andere Kräuter wachsen. S. 50 wird erzählt, man halte Quarantania für den Ort, wo der Teufel Christum versucht habe. Der Vf. macht dabey die Bemerkung: „da aber der Teufel gewöhnlich mit Klumpfüßen vorgestellt wird, so ist's unwahrscheinlich, indem Reisende bemerken, daß er wegen der vielen Steine schwer zu ersteigen sey, und oben fänden sich noch Spuren von einem ehemaligen dagestandenen griechischen Kloster. Nach S. 52 ist es der Wahrheit am nächsten, daß die Verklärung Christi in weiter nichts bestand, als darin, daß er bey einem feyerlichen Gewitter durch Kraft der Worte und Wärme des Herzens seine Begleiter in Extase setzte. S. 65 wird von der Ebene am Jordan gesagt: sie lag zwischen dem Galilaischen und Salzmeer, sie ging durch den Jordan, und wurde gleichsam in zwey Hälften getheilt. Nur noch ein kleines Probchen, woraus man zugleich die Erläuterungen aus der Naturgeschichte beurtheilen kann. Der Vf., der S. 88 die Schakals unter die zahmen Thiere in Palästina rechnet, sagt S. 90 „Crocodill oder Leviathan, der den Namen von einem Flusse gleiches Namens führt, nach dem Zeugniß des Plinius. Der Fluß war bey Casarea, lateinisch heißt er Chorfeus. Die Araber nennen ihn Crocodillen. Prokogne nennt ihn Choradin, und hält ihn mit dem Fluß Zirkau für eins. Er selbst hat einige gesehen, die man nach Akra gebracht hat.“ Prokogne soll Pocock seyn, man vergl. s. Beschr. des Morgenland. 2 Th. S. 84. Er sagt aber daselbst, er sey auf seiner Reise nach Casarea an einen Fluß, Namens Coradge gekommen; dieser sey vernuthlich der Kerfeos des Ptolemäus. Nachher sey er über den Fluß Zirka, etwa 3 Meilen nordwärts von Casarea gekommen, und diesen halte er für den Crocodillon des Plinius. Man siehet also, wie unrichtig der Vf. abgeschrieben. Maundrel wird mehrmals Montrel geschrieben. Wir haben uns wirklich zu lange bey diesem Buche aufgehalten; aber wir hielten uns verpflichtet, die Leser davor zu warnen, und dieses konnten wir nicht nachdrücklicher thun, als wenn wir ihnen einige Proben zugleich vorlegten.

### KLEINE SCHRIFTEN,

ΠΑΡΑΔΟΧΗ. Breslau, b. Barth u. Hamberger: Ueber die Hindernisse, wodurch die katholischen Dorfschulmeister in Schlessen bisher größtentheils außer Stand gesetzt wurden, das zu seyn, was sie ihrer wichtigen Bestimmung gemäß seyn sollten, und über die Mittel, dieselben in Stand zu setzen, das zu werden, was sie bisher nicht waren; von einem kathol. Pfarrer und Erzpriester im Bisthum Breslau. Ohne Jahrzahl, aber gewiß 1802. 78 8. kl. 8. (6 gr.) Diese kleine Schrift ist sehr lesenswerth. Der Vf. zeigt sich darin als einen denken-

den, mit seinem Gegenstande vertrauten Mann. Rec. hat seine Gedanken mit Vergnügen gelesen und wünscht, daß sie bald realisiert werden möchten; und dies läßt sich eher als vorher hoffen, da das vortreffliche Schulenreglement für die katholischen Landschulen in Schlessen den Grund zu großen Verbesserungen gelegt hat. Der Vf. bezieht sich hierauf und dringt auf die Mitwirkung von Seiten der Unterthanen und Gutsherrn, um den Zweck der Schulverbesserung möglichst bald zu erlangen.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 22. Junius 1803.

## LITERATURGESCHICHTE.

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Michael Ignaz Schmidts*, des Geschichtschreibers der Deutschen, *Lebensgeschichte*. Ein so wichtiger als reichhaltiger Beytrag zur Culturgeschichte der Deutschen. Geschrieben von D. Franz Oberthür. 1802. 20 B. gr. 8. (1 Rthlr.)

Ein Mann, wie M. I. Schmidt, setzt sich zwar durch seine Werke, durch seine Verdienste um Aufklärung und Wissenschaft überhaupt, bleibendere Denkmale, als alle Lebensbeschreibungen und Lobschriften, die ihm gewidmet sind, werden können; allein die Nachwelt wünscht doch mit Recht, noch näher mit ihm bekannt zu werden, den Gang seiner Bildung und Bestimmung zuverlässig zu erfahren, und aus den mancherley Auftritten und Verhältnissen seines Lebens, aus seinem Betragen bey wichtigen Ereignissen, die Züge herzzunehmen, welche den Ehrifs seines Charakters vollenden. Um ihr solche lehrreiche Nachrichten mitzuthellen, dazu hatte vielleicht niemand mehr Beruf, als Hr. Oberthür. Er ist unter allen seinen Zeitgenossen am längsten und vertrautesten mit ihm umgegangen; hat manches Gute, das S. in seinem Vaterlande stiftete, mit ihm gemeinschaftlich bewirkt; seine sämtlichen Schriften gelesen; mit ihm einen sehr lebhaften Briefwechsel unterhalten; auch von glaubwürdigen Zeugen alles vernommen, was er nicht von ihm selbst gehört hatte. Ein kurzer Auszug aus seinen Nachrichten, die oft mit eigenen wichtigen Bemerkungen begleitet werden, wird unsern Lesern nicht unangenehm seyn.

Schmidt kam im J. 1736 zu Arnstein, einem Städtchen des Bisthums Würzburg, auf die Welt. Sowohl im Gynnasium zu Würzburg, als im bischöflichen Seminarium daselbst, hatte er Jesuiten zu Lehrern. Auch beobachtete er die gewöhnliche Politik ihrer Zöglinge, die sich vor andern auszeichneten, oder nach den ersten Plätzen unter ihren Mitschülern strebten, sich zu erklären, dasz er in ihren Orten treten wolle; wählte aber nachher, wie es mehrere derselben auch thaten, den Stand eines Weltgeistlichen. In spätern Jahren hat er bisweilen über die isolirte Lage eines Geistlichen geklagt, der sich außer dem Hause mit Mühe, oft gar nicht oder mit widriger Wirkung, eine Erholung verschaffen kann; — auch einer, von den vielen Gründen, wider den an sich schon so unnatürlichen Cölibat des Clerus! Bey dieser Gelegenheit wundert sich auch Hr. O. darüber, (S. 32)

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

„wie man so lange, so ganz unbedingt, dem Jesuiten-Orden das Monopolium der Erziehung auch in solchen Ländern habe überlassen können, wo es an der Menge tüchtiger Lehrer aus den verschiedensten Ständen gewiß nicht gefehlt haben würde, hätte man nur suchen und wählen wollen.“ Aber ein so scharfsichtiger, mit dem Zustande seiner Kirche so wohl bekannter Gelehrter als Hr. O. hätte die Ursachen davon sehr leicht aus der Geschichte dieses Ordens angeben können. Eben so auch davon, wenn er sich wundert, „wie man noch in unsern Tagen habe glauben können, dasz die französische Revolution nicht erfolgt seyn würde, wenn die Gesellschaft Jesu noch bestanden hätte.“ Er glaubt übrigens, dasz dieselbe schon deswegen von der öffentlichen Erziehung ausgeschlossen bleiben mußte, weil der Gemeingeist, welcher jedes Mitglied an das andere, und an den ganzen Orden bindet, nur gar zu leicht jeden Lehrer dahin bringen konnte, dem Interesse des Ordens das Wohl seiner Zöglinge unterzuordnen, und nicht selten ganz aufzuopfern. Doch zu Würzburg hatte damals bereits Barthel, der Stifter einer bessern canonistischen Schule im katholischen Deutschlande, und öffentlicher Lehrer des canonischen Rechts, an dem Clerus des Hochstifts, dem sonst im ausschließenden Besitze der geistlichen Wissenschaften, wenigstens des Rufs der tiefsten Gelehrsamkeit in den theologischen und philosophischen Wissenschaften, unter den katholischen Deutschen gestandenen Jesuitenorden, einen nicht unbedeutenden Rival geweckt, der in der Stille immer stärker ward, und nicht nur eben zu der Zeit, da man die Aufhebung des Ordens erwartete, im Stande war, aus seiner Mitte für alle bis dahin von Jesuiten besetzte öffentliche Lehrämter Männer aufzustellen, die sie mit Ehren einnehmen konnten, sondern es auch so weit gebracht hatte, dasz, wenn auch jene Gesellschaft fortgewahrt hätte, eine ganz andere Lehrmethode hätte eingeführt werden müssen; für welche auch sowohl aus dem Clerus, als aus andern Ständen, öffentliche Lehrer aufgestellt worden wären. Diesen Entschluß hatte der Fürst Adam Friedrich wirklich gefaßt. Von der durch jene Rivalität entstandenen Gährung erlebte S. schon den vollen Ausbruch, und half sie vorzüglich bewirken. Sie fieng eigentlich durch die Verschiedenheit der Meynungen über gewisse theologische Gegenstände an, welche Barthel einfuhrte, und welche unter Lehrern und Schülern Parthey stifteten. Er trug nämlich über den Primat des Papstes die Lehre der Gallicanischen Kirche vor, und behauptete das Gegentheil von dem Probabilismus der Jesuiten. Der junge Cle-

S 333  
rus

rus, der nun zweifeln und nachdenken durfte, entschied meistens für seine Lehrsätze, und S. bestritt in einer öffentlichen Disputation den Probabilismus mit überlegener Stärke. Auch wählte er zeitig die Geschichte zu seinem Lieblingsfache.

Er wurde nun zwar als Licentiat der Theologie und Priester, Caplan zu *Hassfurt*, wo er die Nothwendigkeit einer Reformation des vaterländischen Erziehungswesens zuerst recht einsehen lernte. Als er aber bald darauf in das Haus des Groß-Hofmeisters von *Rotenhan* zu *Bamberg* zur Erziehung dessen jüngsten Sohnes gerufen wurde: so bildete er sich darin recht eigentlich zum pädagogischen Reformator, zum vorzüglichem Gelehrten und trefflichen Geschichtschreiber. Denn *Rotenhan*, ein Mann von vielen Kenntnissen und hohem Geiste, in dessen Hause die deutschen und französischen Musen einheimisch waren, führte den jungen Akademiker, der mehr zum Disputiren, als zum Handeln und Wirken, mehr für die Schule, als für das gemeine Wesen studirt hatte, in eine ganz neue Schule der praktischen Weisheit, und von da aus in die Mitte der wirklichen Welt. S. lernte zugleich die besten Schriftsteller aller Nationen kennen, und gewann auch viel durch den Umgang mit angesehenen Männern. Während des siebenjährigen Kriegs nahm ihn *Rotenhan* auf seine Güter bey *Stuttgart*, wo die Nähe des prachtvollen Hofes sein Kunstgefühl verfeinerte. Man rief ihn jedoch nach *Würzburg* zurück, um im Seminarium die Stelle des abwesenden Vorstehers zu übernehmen, und im J. 1771 wurde ihm das Bibliothekariat bey der Universität anvertrauet. Der dortige Fürstbischof errichtete kurz vor der Aufhebung des Jesuitenordens eine Schulcommission, welche für die Verbesserung des Erziehungswesens sorgen sollte, und S. wurde ein Mitglied derselben. Da die Reformation des Gymnasiums und der beiden bis dahin durch die Jesuiten allein besetzten Facultäten, der theologischen und philosophischen, durch die Aufhebung ihres Ordens erleichtert wurde, und nunmehr neben den aus demselben beygehaltenen Mitgliedern, auch aus andern Ständen Lehrer aufgestellt werden sollten, wurde S. zum Beysitzer der theologischen Facultät, und zum Lehrer der deutschen Reichsgeschichte ernannt. Einige Zeit darauf erhielt er eine Präbende und die Würde eines geistlichen Raths, mit Sitz und Stimme an dem ersten der Landes-Dikasterien, an der geistlichen Regierung.

Unterdessen hatte er sich schon auf mehr als eine Art rühmlich ausgezeichnet. Hr. *Oberthür* erhielt zwar zuerst den Auftrag, pädagogische Verbesserungsversuche an Zöglingen des Seminarium anzustellen, und er erzählt lehrreich (S. 67 ff.) wie, und zum Theil unter welchen Fehlritten, er dieses ausgeführt habe. Allein zu gleicher Zeit bereitete S. eine grössere Reformation für das Gymnasium und die Landschulen vor, indem er (im J. 1769) seine lateinisch abgefasste Schrift über die *Methode zu katechisiren*, ans Licht

stellte; eben da der Fürst *Adam Friedrich* den Grund zu einem Landschullehrer Seminarium, einem der ersten in ganz Deutschland, legte. Jenes Buch, das der Abt *Felbiger* ins Deutsche übersetzen liess, das vorzüglichste seiner Art, in der römisch-katholischen Kirche, wurde auch von Protestanten mit Recht geschätzt. Einen vielumfassenden Studien-Plan entwarf er im J. 1773 auf Befehl seines Fürsten, der auch im J. 1774 gedruckt wurde; doch mehr an einzelnen vortrefflichen Bemerkungen reich, als ganz ausgeführt und zusammenhängend. Indessen hat Hr. O. wohlgethan, da dieser Plan wenig auswärts bekannt geworden ist, einen Auszug desselben mitzutheilen. (S. 116. ff.) *Schmidt* macht unter andern darin auf die Wichtigkeit der Moral aufmerksam. (S. 121) „Der „Lehrer derselben, schreibt er, wird die Erheblichkeit „seines Amtes, so wie die Wichtigkeit jenes Vorurtheils von selbst einsehen, als wenn nicht eben so „große Geisteskräfte, Geschicklichkeit und Fleiß dazu, zu erfordern würden, als zur Dogmatik.“ Es war dieses desto nöthiger einzuschärfen, weil vorher bey den Jesuiten die Moral von weniger Bedeutung gewesen war. Ganz von der Dogmatik getrennt, schien sie bloß Casuistik zu seyn, wie sie ein Seelforger brauchte, und die Candidaten, welche sie hörten, hießen spottweise *Theologi a prandio*, weil die Moral Nachmittags gelesen ward. Eben so zeigt er auch, (S. 124) „dass durch das Katechisiren oft“ (er konnte sagen, meistens) „mehr Nutzen, als durch das „Predigen selbst gestiftet, und nach und nach eine „ganze Gemeine umgeschaffen werden könne; man „müsse zugleich den Candidaten jenes Vorurtheil benehmen, als wenn das Katechisiren so leicht und „unwichtig wäre, als es ohne alle Vorbereitung „könnte ausgeübt werden.“ S. war überdies einer von den Mitarbeitern an den *Fränkischen Zuschauern*, der ersten Monatschrift, welche freyere Denkungsart und feinern Geschmack im katholischen Frankenlande zu wecken suchte. Durch seine *Geschichte des Selbstgefühls*, die er im J. 1772 herausgab, charakterisirte er sich noch besonders als einen philosophischen Beobachter.

Wie vielen Ruhm sich *Schmidt* hauptsächlich als *Geschichtschreiber der Deutschen* erworben habe, ist so allgemein bekannt, und selbst über die Vorwürfe, welche man seiner Geschichte gemacht hat, ist schon so viel Erfchöpfendes gesagt worden, als wir uns dabey nicht zu verweilen brauchten, wenn nicht die Behandlungsart dieses Gegenstandes von Hn. O. solches erforderte. Zuerst hat er, um nicht partheyisch zu scheinen, Urtheile über jenes berühmte Werk, sowohl von protestantischen Gelehrten, (die er sich aber meist von ihnen selbst erbat, und die also nicht so scharf eindringend sind, als andere,) als von Römisch-Katholischen, (darunter das vom sogenannten *Justus Sincerus Veridicus*, bey allein Anschein von Mäßigung, doch offenbare Unrichtigkeiten willkürlich eingewebt hat, z. B. dass lange vor *Luthern* *Zwingli*, *Guillaume de St. Amour*, *Armand von Lilla*



lanova, u. s. m. ebendieselben und noch kühnere Thesen, als er, aufgestellt und vertheidigt hätten, u. dgl. m.) vorangeschickt. Aber schon mitten unter dieselben mischt sich auch der Freund des Geschichtschreibers, Hr. Oberthür, und wiederholt im Grunde nur dasjenige, was jener zum Nachtheil der Reformation erfunden hatte; besonders den mit der augenscheinlichen Geschichte kreitenden Einfall: *dass sie den wohlthätigen, friedlichen Geist, der lange vor der Reformation angefangen habe, begleitet von der Philosophie und den schönen Wissenschaften, die Theologie aus den düsteren Schulen der unfruchtbaren Scholastik in die offene Menschenwelt einzuführen, erschreckt habe; dass nun erst die Theologen Polemiker geworden wären; u. dgl. m.* Hr. O. gründet auch darauf eine Hauptbeschuldigung gegen die Reformation, *dass sie eine Trennung der Christen, und selbst der Bürger eines Staats von einander bewirkt hat.* Er behauptet sogar, (S. 247 ff.) *was einmal Menschen trenne, könne und dürfe nicht unter die nützlichen Dinge gerechnet werden.* Also auch nicht die Verschiedenheit der Meinungen, die oft eine so heilsame Trennung hervorgebracht hat? und aus dieser entstand ja die Reformation! Außerdem muß ja Hr. O. wissen, *dass Luther in den drey ersten Jahren seines Streits an keine Trennung gedacht hat, und ein Mitglied der römischen Kirche geblieben ist; dass ihm die päpstliche Bulle aus derselben herausgestossen, und zu dieser Trennung genöthigt hat; dass noch zehn Jahre später die evangelischen Reichstände durch die so friedfertig abgefaßte Augsbürgische Confession einer immerwährenden Trennung auszuweichen gesucht haben, aber von der gebieterischen Kirche abgewiesen worden sind; dass eben diese Kirche, wenn ja die Trennung ein Uebel, und nicht vielmehr für den einen Theil der sich Trennenden ein unschätzbare Glück war, die traurigen Folgen derselben hauptsächlich verursacht habe; und was der historischen Belehrungen mehr sind, die einen so gelehrten und aufgeklärten Mann empfinden lassen müssen, wie viel er selbst der Reformation schuldig sey.*

Schmidt folgte endlich dem Rufe nach Wien, und entsagte seinem Vaterlande, weil er die Kälte, mit der ihn der neue, gegen ihn und seine ganze Gesellschaft durch Feinde der Aufklärung eingenommene ängstliche fromme Fürst behandelte, um so stärker fühlte, da er, den vielen Aeufserungen von Freundschaft und Achtung zufolge, mit welchen ihn derselbe als Privatmann beehrt hatte, etwas ganz anders zu erwarten berechtigt war, Gleichwohl konnte er seine eigentliche Entlassung von demselben nicht erhalten. Deutschland und die Wissenschaften verloren ihn am 11ten November 1794.

#### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEHRIG, D. Barth: *Ueber den Umgang des Landpfarrers mit dem Schulmeister seines Kirchspiels* von

Christ. Karl Friedr. Müller, Pfarrer zur Hirschfeld bey Gera. 1802. 55 S. 8. (3 gr.)

Wer den großen Einfluss, den das gute oder schlechte Vernehmen, worin Männer in den beiden auf dem Titel dieser Schrift angedeuteten Aemtern mit einander stehen können, in die zweckmäßige Bildung oder die Vorbildung ihrer Gemeinden zuverlässig hat, nicht nur kennt, sondern auch dafür sich interessiert, der kann den Gegenstand, von dem hier die Rede ist, einer neuen gefühntlichen Bearbeitung sicher nicht unwerth finden; so viel Wahres und Gutes auch hier und da gelegentlich schon darüber gesagt seyn dürfte. Rec. nahm daher auch das Büchlein, seines Titels wegen, mit Vergnügen in die Hände; aber er muß leider gestehen, *dass er es nicht mit eben so angenehmen Empfindungen wieder weggelegt hat.* Hr. M. hat Alles, was er uns über seine Sache gegeben hat, in vier Abschnitte getheilt. I. Den Schulmeister, als Gehülften des Pfarrers in der Kirche. II. Den Pfarrer und den Schulmeister, als Schulcollegen. III. Den Schulmeister, als Freund des Pfarrers. IV. Den Pfarrer und den Schulmeister, als Gesellschafter am dritten Orte. Aus dieser Eintheilung kann schon, nach Rec. Ermessen, nicht viel Gutes kommen. Sie greift nicht viel tiefer ein, als wenn sich der Vf. ungefähr so eingerichtet hätte, *dass er von dem Umgange des Pfarrers mit dem Schulmeister I. im Priesterrocke, II. im schwarzen Rocke, III. im bunten Rocke, IV. im Schlafrocke handeln wolle.* Rec. dünkte, der Vf. einer Abhandlung solcher Art müßte den Faden, an dem er zu arbeiten sich vornahm, lieber von der Verschiedenheit der Subjects in beiden Ständen, in intellectueller sowohl, als moralischer Hinsicht, für sich abzuwinden suchen. Wo er nun Beides, Kopf und Herz, auf Seiten beider Männer an seiner rechten Stelle fände; da hätte er wohl leichte und fröhliche Arbeit. Solche Männer fügen sich schon selbst, und wissen auch das Deficit, das die Verfassung hier und da in Bestimmung ihres gegenseitigen Verhältnisses etwa gelassen hat, aus ihren eigenen Mitteln zu decken. Glückwünschen mag der Schriftsteller ihnen und ihren Gemeinden und höchstens Winke geben, wie man sie solchen Männern, ohne sie roth zu machen, geben kann. Schwerer indessen würde die Arbeit nun werden, wenn sich der Vf. einer solchen Schrift auch auf die Fälle einließ, wo der Mann von Kopf und Herz; des einen oder des andern Standes, an der Seite eines Menschen so nahe wandeln muß, dem es im Kopfe oder im Herzen fehlt. Hier zeige er sich nun zuvörderst als Menschenkenner und mache auf die Krankheiten aufmerksam, die unter Pfarrern und Schulmeistern häufig grassiren; dann verleihe er, etwa im Geiste des sel. Knigge, die Einen oder die Andern, die darunter leiden, mit Rathe, mit Warnung, mit Troste. Rec. muß indessen frey bekennen, *dass er selten einem Pfarrer, oder einem Schulmeister zutrauen würde, über ein solches Thema unpersönlich schreiben zu können.* Besonders findet man, *dass noch bey vielen, selbst in ihrer Art auf-*

geklärten Landpredigern des Vorurtheil herrscht, das aus den Zeiten dicker Finsterniß entsprossen und durch fortdauernde Begünstigung und Auszeichnung des einen Standes vor dem andern sich wohl genährt hat; wir meynen den Wahn, daß ein Pfarrer zu Führung seines Amtes mehr Geist, mehr Herz, mehr Kraft brauche, als der Schulmeister zu Führung des seinigen; daß aber auch Jener in der Regel mehr davon habe, als Dieser; sich also durch größere Verdienste um sein Publicum erwerben könne und wirklich erwerbe, als Dieser um das seinige. Von dem Allen aber ist, nach Rec. innigster Ueberzeugung, das Meiste ganz falsch, das Uebrige mindestens sehr problematisch. Und der Tag, an dem man hierin ganz anders, als bisher, denken und handeln wird, ist vielleicht nicht eben sogar weit mehr entfernt. Scheint es doch, als ob Strahlen seiner Morgenröthe sich hier und da

schon sehen liessen. Erlebt Rec. zugleich mit Hn. M. diesen Tag noch; so hofft er auch noch zu erleben; daß der Vf. Manches in seiner Schrift von selbst zurücknehmen wird; z. B. seine Aeußerung S. 23, daß ein Schulmeister alle Eigenschaften eines nützlichen Lehrers besäße, wenn Liebe zu seinem Berufe ihn besele; ingleichen die Bemerkung S. 36, daß vertraut Freundschaft jetzt noch zwischen Pfarrer und Schulmeister gar nicht oder nur unter Umständen statt finden könne, die sich ungewein selten vereinigen, viellecht auch, daß er S. 40 die Frage: ob auch der Pfarrer den Schulmeister als Freund besuchen dürfe, so fast wie ein Problem nimmt; zu welchem Allen der Vf., so wie jetzt noch die Sachen, sonderlich allernächst bey und neben ihm, stehen mögen, wohl etwa mehr oder weniger Recht haben konnte.

### KLEINE SCHRIFTEN.

**PHILOSOPHIEN.** Leipzig, b. Leupold; *Ueber das Verhältniß der Kritik zur Metaphisik. Oder entspricht die neuere Philosophie den Ansprüchen des Menschen?* Ein Sendschreiben an Hn. Hofrath D. Platner, von Joh. Christian Aug. Grohmann. 1802: 48 S. gr. 8. (4 gr.) Dem Schluß dieser Schrift zufolge scheint dieselbe ursprünglich eine Ankündigung der philosophischen Vorlesungen des Vfs. auf der Universität Wittenberg gewesen zu seyn; eine Darstellung seiner Ansicht der Philosophie überhaupt, mit einer Anzeige seiner, dieser Ansicht gemäß zu haltenden, Vorlesungen. Der Mensch hat eine Anlage, welche den Wunsch nach der einzigen wahren Philosophie hervorbringt, aber die Erfüllung desselben zugleich unmöglich macht. Diese Anlage besteht in einer Sehnsucht, die aus einem Antheile der praktischen Vernunft und dem selbstthätigen Vermögen der Einbildungskraft entspringt; sie ist ein Inenschweben des Menschen zwischen dem Endlichen und Unendlichen, ohne daß dieses erreicht wird, nach auch der Mensch bey dem Erlern stehen bleibt. Den ersten Grad dieser Sehnsucht möchte der Vf. ein *Ahnden* oder eine *Ahnung*, das deutliche und stärkere Gefühl desselben *Glaubens*, und den höchsten Grad, wo selbst das sinnliche Bewußtseyn verloren geht, und wir das Unendliche erreicht zu haben glauben, *Andacht* oder *Begisterung* nennen. Die Erscheinungen, die aus dieser Sehnsucht hervorgehen, sind *Liebe*, *Philosophie* und *Religion*, die sich durch *weiter nichts* unterscheiden; als durch das ännlichere und geistigere *Colorit*, wodurch die Sehnsucht in ihnen gewalt ist. Das *Philosophiren* ist der stete Begleiter sowohl der *Liebe* als auch der *Religion*, und gleichsam der *Schatten*, den diese Erscheinungen bey ihrem *hellen* und *alles erleuchtenden Glanze* auf dem Grunde des menschlichen Herzens zurücklassen. Die *Liebe* und die *Religion* sind unmittelbare Erzeugnisse der *Sehnsucht*, die *Philosophie* oder das *Philosophiren* aber nur mittelbare Folge derselben; und der Philosoph kann am meisten von den Liebenden und den Religiösen, den Romanenschreibern, Dichtern und Theologen lernen. (Es ist nicht zu läugnen, daß diese Ansicht der Philosophie für junge Studierende viel Anlockendes habe.) In der Sehnsucht vereinigen sich alle mit einem eigenen Namen bezeichnete philo-

sophische Systeme. Der sich Sehrende ist Idealist, Realist, Supernaturalist, Naturalist, Pantheist und Skeptiker, alles zu einer Zeit und in einer Person zugleich. Alle philosophischen Systeme stellen die Sehnsucht des Menschen immer nur von einer Seite dar, und können daher nie die Ansprüche des Menschen erfüllen. Wenn auch schon ein Ideal von einem höchsten Grundsatz der Philosophie in dem *Gefühle* des Menschen da ist: so ist es doch unmöglich, ihn als *Satz* aufzufassen, weil durch die *logische* Bezeichnung sogleich sein idealischer Gehalt verloren geht. Der Egoismus und Realismus des *Lockeschen* Systems stimmt wenig mit der Geschichte des natürlichen Philosophirens überein, weil in der *Sehnsucht* zugleich die *idealistische Denkart* enthalten ist. Aus diesem Gesichtspuncte werden dann noch der *Berkleyische Idealismus*, das System des *des Cartes*, des *Spinoza*, *Leibnizens* und *Humes* beurtheilt. Unter allen Philosophien scheint dem Vf. der *Humische Skepticismus* die beste zu seyn. Der Mensch, heißt es, ist in seinen Anlagen, Kräften und Aeußerungen ein widersprechendes und mit sich selbst streitendes Wesen; es kann also nur eine Philosophie für ihn passen, welche eben so *widerstreitend* und aus *so widersprechenden Theilen* zusammengezetzt ist. Da sich aber doch auch bey allen seinen Widersprüchen eine feste und bestimmte Einheit in dem Menschen findet: so müßte jene Philosophie, bey allen *widerstreitenden Theilen*, doch wieder *Ein* und ein *Ganzes* seyn. Die *Erfahrungphilosophie* hält der Vf. *daher* für die *beste* und zweckmäßigste zu den Menschen. Die *Kantische* Philosophie ist nicht mehr als eine *Kritik* oder *Disciplin* für die vorhandenen Systeme, also eine *negative* Philosophie, welche zeigt, was die Philosophie nicht thun und seyn darf, sie ist aber *keine positive* Philosophie, und macht eine solche auch nicht *unmöglich*. Um den *Dyltangeist* in der *Zucht* zu halten, dazu diene die *Kantische Kritik*, aber das wahre, natürliche Philosophiren, die *positive* wahre Philosophie besteht in der — *Metaphisik*. — Diese hier ausgehobenen Züge sprechen den Geist dieses Productes und die Fortschritte des Vfs. im Philosophiren schon allzu deutlich aus, als daß wir nöthig hätten, sie noch mit Anmerkungen oder Fingerzeigen zu begleiten.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 23. Junius 1803.

## SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, in d. Sommerfchen Buchhandl.: *Frohe Gesellschaftslieder*, ein Taschenbuch für Freunde gefelliger Freuden, mit in Kupfer gestochenen Melodien der besten Tonkünstler. (1 Rthlr. 8 gr.)

DRESDEN, b. Gerlach: *Gefänge der Weisheit, Tugend und Freude*, für gefellige Kreise. 1802. (18 gr.)

REGENSBURG, in Commission der Montag- u. Weisfchen Buchhandl.: *Lieder der Freude und des Frohsinns zur gesellschaftlichen Unterhaltung*, mit Musik. 1802. (16 gr.)

Nr. 1 verdient das Lob einer geschickten Auswahl; die berühmtesten unfrer deutschen Liederdichter haben dem Herausgeber zu seiner Sammlung gesteuert; der sanft-schwärmerische Hölty, der griechisch-einfache und moralische Vofs, der zierliche Matthäson, der hausväterliche Claudius. Mit Vergnügen bemerkt Rec. in den deutschen Gesellschaftsliedern den herrschenden Charakter rührender Sentimentalität, welcher den britischen und französischen Liedern dieser Gattung, bey mehr Witz und überraschender Wendungen, so oft, wenn gleich nicht immer, abgeht, und der so vortrefflich zu dem sinnvollen Ausspruch des Seneca stimmt: *Gaudium — res seria!* Der bekannte Werth des größten Theils der einzelnen Stücke erspart ihre Kritik; hier — nur einige Bemerkungen über ein Paar derselben. Nach einer originellen Idee ist das Kretschmannsche Lied; S. 86 „Es lebe Freund Bacchus“ ausgearbeitet. Die Göttin der Liebe, die Göttin der Weisheit, und Freund Hain, treten nach der Reihe in's Zimmer, und werden, ihren Attributen gemäß, mit munterm Witz begrüßt; nur scheint noch ein Vers zu fehlen, in welchem diese Gottheiten des menschlichen Lebens in eine Art von Harmonie gesetzt würden, wie sie nun auch in dem wirklichen Leben ihre Rollen spielen. Eins der gelungensten Stücke der ganzen Sammlung ist Stollbergs Rundgesang zum Glückwunsch für einen neugebornen Knaben. Wie einfach, und zugleich voll wie hohen und schönen Sinnes ist die Strophe:

Sey deinen Freunden immer treu,  
und weish bey fremdem Schmerz!  
die Wahrheit sey dir nie ein Scherz!  
Rein sey dein Herz,  
und schaue glaubend himmelwärts! . .

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

In dem bekannnten Liede S. 94: „Bruder auf dein Wohlergehen“, sollte billig die Stelle: „bis der Tod ein Ende macht“, abgeändert seyn; das „*bona verba!*“ der Alten bey Opfern und andern Festlichkeiten war eine sehr weise Regel: denn sie hat in der Natur der Sache ihren Grund. Die Namen Schulz, Reichard, Kunzen empfehlen die Melodien dieser Liedersammlung; Druck und Papier, nebst einem Kupferstich, sind geschmackvoll.

Nr. 2 beschränkt sich auf solche Lieder, welche nicht Aufforderungen zu Wein und Liebe zum Gegenstande haben; die Wahl ward also durch diesen Gesichtspunct, wie durch den Umstand erschwert, das man, wenigstens dem größern Theil nach, Gesänge aufnehmen wollte, zu welchen bereits Gesangweisen vorhanden sind, oder welche bekannten Compositionen und Melodien leicht angepaßt werden können. Die Sammlung beweist den geläuterten Geschmack des Herausgebers; die Lieder sind theils von den in Nr. 1 genannten Verfassern, theils von Herder, Langbein, Meissner, Gries, Schreiber, Mächler u. s. w.; die musikalischen Compositionen gehören zu den beliebtesten ihrer Gattung. Das ganze poetisch-musikalische Blumenbündel verdient in recht viele Hände zu kommen.

Nr. 3 steht an Eleganz und Geschmack der Auswahl tief unter den beiden angeführten Sammlungen; Gutes und Schlechtes findet man hier bunt durcheinander geworfen, und Nationallieder mit Gelegenheitsreimereyen auf Geburts- und Namenstage vermengt. Gedichte, wie das S. 80 am Geburtstage einer Freundin:

Freudia, dem Tage, der dich gebar,  
bringen wir frohe Liederchen dar;  
schwärmen und tanzen lustig in Reih'n,  
uns deines lieben Festes zu freun;  
wünschen, wie Freundschaft wünschen uns lehrt,  
alles dir, was dein Herz nur begehrt.

haben gewiss ihre ganze Bestimmung erreicht, wenn man bey dem Gastmahl, bey welchem sie herungeboten werden, bon-bons darein wickelt; keine höhere Bestimmung kann man einem beträchtlichen Theil dieser Liedersammlung zuerkennen; fogar eine Renommistenphrase, wie „schlampampen“ hat man sich nicht gescheut, aufzunehmen. Die einzige Stelle aus der Vorrede: „Unser Schooskind, Hoffnung, bietet mit jugendlicher Stärke jedem aufkeimen wollenen Gedanken der Furcht vor ungünstigem Urtheil die Spitze“, mag hinreichen, die Herausgeber als Profaliten und als Aesthetiker zu charakterisiren. Rec. fürchtet

Tttt

tet

tet nicht, eines kritischen Kindermordes beschuldigt zu werden, wenn er diesen Herren ihr Schooskind, die Hoffnung, erdrückt hätte; im Gegentheil würde er sich freuen, künftige poetische Generationen dieser schamlosen Zucht im Keim vertilgt zu haben.

BRESLAU, b. Korn: *Das verlassene Dörfchen und der Reisende; zwey Gedichte von Dr. Goldsmith; aus dem Englischen neu übersezt, von S. G. Bürde.* 1802. 8. (12 gr.)

Gelungene Uebersetzungen ausländischer Originalgedichte von allgemein interessantem Inhalt nimmt der literarische Patriot immer mit dankbarer Achtung an, auch wenn die Originale nicht vom ersten Range sind. Goldsmith's Verlassenes Dörfchen, welches Hr. Bürde hier in einer zweyten sorgfältig umgearbeiteten Uebersetzung der deutschen Lesewelt in die Hände giebt; ist ungeachtet der Kürze des Gedichts reich an wohlgetroffenen Gemälden von menschlichen Sitten und von menschlichen Leiden, an rührenden Situationen, und an schön ausgedrückten Weisheitsprüchen, durch welche der Dichter dem Gemüth seiner Leser die reichste und wahrste Lebensphilosophie kräftig einprägen kann. Gemälde, wie folgende, (die zugleich als Proben des glücklichen Uebersetzerfleisses gelten können,) bringen durch das Sanftührende und Herzliche ihrer Darstellung wohlthätigere Wirkungen hervor, als manches epische Prunkstück, und manche tragische Scene voll wilder Leidenschaft:

So weit ich diese Welt der Sorgen auch durchstrichen,  
in jeder Noth, (und Gott gab mir mein Maas gehäuft!)  
stets hofft' ich, endlich doch im Schatten dieser Hecken,  
wo ich als Knabe lag, als Greis mich hinzustrecken.  
Behutsam wollt' ich dann die Flamm' am Lebenslicht  
durch Ruhe schonen — (denn der Stolz verläßt uns nicht)  
mit meiner Wisserey des Neuen und des Alten  
am kleinen Feuerheerd die Bauern unterhalten;  
erzählen, was ich sah', all mein erlittnes Weh u. f. w.

Eben so wird die Schilderung von dem edlen Landpfarrer, bey vierzig Pfunden Gehalt, immer ein Lieblingsstück des häuslichen Stilllebens seyn:

Das war ein Mann! entfernt von Stolz und Heuchelei,  
der ganzen Gegend werth, für reich, bey vierzig Pfunden  
des Jahrs geschätzt! u. f. w.

Ein militairischer Invalide kehrt bey unferm geistlichen Biedermann ein, um sich ein Allmoosen zu suchen:

erzählend, wie und wo er seine Wunden  
empfang, was alles er gelitten und gethan;  
warum man diese Schlacht verlor, und die — gewann;  
ein schneller Strahl von Muth belebte seine Blicke,  
begeistert stand er auf, und schulterte die Krücke.

Wer so schickert, dem kann man ein poetisches Auge nicht absprechen. Unfre oft so trockenen Nachahmer

der berühmten-Göthischen Hausepoeie könnten mitunter von Goldsmith viel lernen!

Das Gedicht desselben Verfassers; „*Der Reisende*“, hat zwar nicht so viel Handlung, mithin auch nicht so viel anziehendes Interesse, als das verlassne Dörfchen; es ist mehr didaktisch, dagegen das letztere mehr von der Elegie hat. Der Reisende entwirft eine poetisch sentimentale Charakteristik der Nationen Europas, wo es dann an starken Gemälden, treffenden Reflexionen und nachdrücklichen Sentenzen keinesweges fehlt. Von Italien heist es:

So zeigt die stolze Burg, aus deren Marmorzimmern  
August der Welt geboth, jetzt einen Berg von Trümmern  
worauf der Bettler, wenn's an Herberg' ihm gebricht,  
sich in die Säulenreih von Schilf ein Obdach sicht;  
erkant, wozu der Mensch der ungeheuren Stützen  
bedurft, jauchzt er stolz ein Häutchen zu besitzen.

Nur muß man, bey Goldsmith's Schilderung der Schweizer Sitten, sich nicht an unfers Hallers Alpen erinnern. In der Charakteristik Englands glänzt der Dichter, wie leicht zu erachten, in der vollen Glorie des brittischen Patriotismus. Kleine Mängel der Uebersetzung, z. B.

Gebrechen aller Art, die Reichthum, der verschwand,  
zurückläßt, schänden hier das Herz und den Verstand,

(wo die zweyte Hälfte des ersten Alexandriners zwar nicht sprachwidrig, aber nicht deutlich genug ausgedrückt ist), mag Rec., der die Zierlichkeit und Geschmeidigkeit des Ganzen der Uebersetzung anerkennen muß, nicht ausheben; er fügt nur den Wunsch hinzu, daß Hr. Bürde sein Uebersetzertalent noch an einigen andern englischen Originalen dieser Gattung versuchen möge. So scheinen „*the desolation of America*“, und „*the short and simple Annals of the Poor*“ der Uebertragung in unsre Muttersprache nicht unwerth zu seyn. Savage's Gedicht: „*the Wanderer*“, in der didaktisch beschreibenden Gattung, verdiente, mit einigen Auslassungen, vor allen andern der deutschen Lesewelt bekannt zu seyn.

1) RONNEBURG u. LEIPZIG, b. Schumann: *Moralische Erzählungen*, von Sophie Ludwig, gebornen Fritsche. 1802. XVI u. 325 S. 8.

2) LEIPZIG, b. Gräff: *Die Familie Hohenstam, oder Geschichte edler Menschen*, von Chr. Sophie Ludwig, geb. Fritsche. Zweyte verbesserte Auflage. 1801. Erster Theil 422 S. Zweyter Theil 446 S. Dritter Theil 454 S. Vierter Theil 472 S. 8. (mit dem Bildnisse der Verfasserin und vier Vign.)

Man kennt die Manier der Verfasserin aus ihren früheren mit Recht geschätzten Schriften; auch in den jetzt anzuzeigenden bleibt sie ihr getreu. Ohne höhere Ansprüche auf kunstvollen Plan und kunstvolle Ausführung zu machen oder zu befriedigen, gewähren diese Schriften eine angenehme, unterhaltende und lehrreiche Lectüre, besonders dem weiblichen Geschlecht.

schlecht, auf dessen Bildung und Veredelung die Verfasserin, mit geschärftem Beobachtungsgeiste und reich. n Erfahrungen begabt, rühmlich hinarbeitet. Hier stellt sie eine Gruppe guter Menschen zur Nachahmung auf; dort warnt sie durch den Contrast milder gurer oder schlechter Charaktere vor gewöhnlichen Fehlern der Erziehung, des Umgangs, des häuslichen und bürgerlichen Lebens. Ohne die Erwartung sehr zu spannen, weifs sie doch so viele interessante Verhältnisse herbeyzuführen, dass die Aufmerksamkeit immer rege erhalten wird; und obgleich die Sprache hier und da präciser seyn könnte: so verdient sie doch das Lob der Reinheit und eines sanft fortwährenden Flusses. An der schon bekannten Familie Hohenstarn, welche sich nunmehr auch durch ein gefälligeres Aeufserer mehr empfiehlt, ist die nachbessernde Feile der Verfasserin überall sichtbar; von den *moralischen Erzählungen* aber war vorher nur die erste: die *arme Familie*, zum Besten der unglücklichen Mitbürger, welche im Frühjahre 1799 durch Ueberschwemmung das Ihrige verloren hatten, abgedruckt; dieselbe wohlthätige Absicht in einem grösseren Umfange zu erreichen, ist nunmehr eine neue, mit vielem Zartgefühl geschriebene Erzählung: *Was vermag das Beyspiel nicht!* hinzugekommen.

LEIPZIG, b. Crusius: *Nouveau Recueil de Comédies et de Drames, à l'usage de la jeunesse. Imités de l'allemand de Mr. Weisse, et faisant suite aux pièces du même auteur contenues dans les oeuvres de Mr. Berquin et de Me. de La Fite. Par J. La Chaise. T. I. II. 1802. Jeder Theil an 400 S. 8. (2 Rthlr.)*

Wir verdanken bereits Herrn La Chaise eine gute Uebersetzung des Briefwechsels einer kleinen Familie (*la correspondance d'une petite famille*) von Weisse. Jetzt giebt er uns eine wohlgerathene Nachahmung aller seiner kleinen Schauspiele, nur die ausgenommen, welche Berquin und Me. de La Fite schon vor ihm bearbeitet haben. In der Vorrede zum ersten Theile zeigt er die Ungerechtigkeit derer, welche behaupten, dass Weisse den Berquin ausgeschrieben. Er führt die Stücke namentlich an, wo Berquin aus dem Deutschen schöpfte, und fügt hinzu: *Presque toutes les autres pièces contenues dans les oeuvres de M. Berquin sont également imitées de l'allemand; telles que le page et le bon fils d'Engel, le d'ferteur de Stephanie: en général, son ami des enfans n'est qu'une imitation de l'allemand. Ce n'est pas, du reste, qu'en cherchant à réhabiliter la gloire de M. Weisse, je veuille détruire celle de M. Berquin. Non, à Dieu ne plaise! Berquin est un auteur aimable; son livre fera toujours les charmes de l'enfance: mais je l'estimerois lui même bien davantage, s'il eût rendu plus de justice aux personnes, à qui il doit une grande partie de sa réputation. Il se contente de dire, dans sa préface, qu'il a des obligations à Mrs. Weisse, Campe, Salzmann, etc. tandis qu'il leur doit presque tout: n'ayant fait que rendre leurs idées en françois, en les parant des graces*

*de son style. En avouant ingénument, qu'il n'étoit qu'imitateur, M. Berquin eût eu encore assez de mérite; puisque ses imitations ne sont, en aucune manière, inférieures aux originaux.* Um sich nicht ähnlichen Vorwürfen auszusetzen, erklärt er öffentlich, dass diese neue Sammlung von Schauspielen nur eine freye Uebersetzung der Weiffeschen Stücke ist, welcher er einen Anstrich von Originalität zu geben sich bemüht hat.

## KINDERSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Leo: *Bilder vaterländischer Thiere nebst ihrer kurzen Beschreibung.* Zur angenehmen und nützlichen Beschäftigung kleiner Kinder. (Auch mit dem französischen Titel:) *Images d'animaux de notre pays avec leur courte description. Pour occuper agréablement et utilement les petits enfans. 1802. 271 S. 12. (Eingebunden 2 Rthlr. 16 gr.)*

Dies soll selbst nach der Vorrede eine blofs nützliche Spielerey für Kinder seyn; und ob man gleich dergleichen Bücher und Büchelchen schon in Menge hat, so muss Rec. doch geteihen, dass dies seiner Absicht um deswillen mehr als manches andere entsprechen wird, weil die Kupfer von Hn. Capieux gezeichnet und gestochen, und also besser als die gewöhnlichen sind. Es enthält 30 Kupfertafeln und 139 Thierabbildungen aus allen Classen. Es sind dazu die bekanntesten Säugethiere, Vögel, Amphibien, Fische, Insecten und Würmer gewählt. Im Texte, welcher deutsch und französisch gegenüber steht, sind blofs einige kleinen Kindern interessante Züge der abgebildeten Thiere angegeben. Z. B. vom Kukuk heisst es: „Er kann vorzüglich an den Bäumen umher klettern (?), und sich die kleinen Thiere hinter der Rinde hervorholen (?) wie der Specht; aber er ist garktig, denn er frisst auch mit unter kleine Vögel (?), und das thut der Specht nicht. Du weisst doch, was der Kukuk für einen Ruf hat? Kukuk! Kukuk! ruft er immer, und drum hat er auch diesen Namen bekommen. Zuweilen (?) giebt er auch Töne von sich, die fast so klingen, als ob er lachte. Er macht sich kein Nest; wo läst er nun aber seine Eyer? — Er legt sie in die Nester anderer kleiner Vögel, und die brüten ihm seine Eyer aus, und füttern auch seine Jungen, bis sie groß sind.“ Um auch von der französischen Uebersetzung eine Probe zu geben, so heisst die letzte Stelle: *Le coucou ne fait point de nid. Mais où fait-il ses œufs? — Il les fait dans les nids d'autres petits oiseaux, qui les couvent, et qui donnent aussi à manger à ses petits, jusqu'à ce qu'ils soient grands.* Dass hier dreyerley Fehler eingeschlichen sind, dass nämlich der Kukuk gut klettern, zwischen den Rinden die kleinen Thiere, wie der Specht, hervorhole, und kleine Vögel fresse, wird jeder Kenner sogleich bemerken. Es ist gar, dass so etwas nur selten vorkommt; allein, wer ein solches Büchelchen schreiben will, sollte doch vorher seinen

feinen Gegenstand richtig inne haben, besonders in einer Wissenschaft, in der man so viele bewährte Hülfsmittel vorfindet. Die Inſecten sind am schönsten gezeichnet, gestochen und illuminirt. Bey den Vögeln stößt man aber zuweilen auf eine Mißgestalt, so sind z. B. der Staar, die Dohle u. s. w. verzeichnet, noch mehrere aber sind in Rec. Exemplar ganz falsch illuminirt, vorzüglich die Farben zu dick und grell aufgetragen. Auch das Schaaf hat keine Stellung, in welcher es Kinder interessiren kann. Sie werden es vielleicht in dieser Gestalt gar nicht kennen. Doch, wie gesagt, reichen Leuten, die ihre 4 bis 6 jährigen Kinder auf eine angenehme Art beschäftigen wollen, ist dießes Büchelchen zu empfehlen.

1) LEIPZIG, b. Sommer: *Magisches Weihnachtsgeschenk für Kinder*, gesammelt von G. A. Eberhard, ohne Jahrzahl. 128 S. 12.

2) Ebendasselbst: *Der kleine Hexenmeister*, eine Fortsetzung von G. A. Eberhards magischen Kunststücken für Kinder, ohne Jahrzahl. 128 S. 12. (Beide zusammen 12 gr.)

„Da, wie bekannt, die sogenannten Schwarz- und Tausendkünstler u. s. w. eine eben nicht geringe Rolle spielen, so muß ein jeder Menschenfreund, dem das Wohl, so wie das Ach und Weh seiner Mitbrüder so ganz am Herzen liegt, mit vereinigten Kräften daran arbeiten, daß er diesen eingerissenen Uebel Einhalt thue. . . . . Obschon nun Bücher, die dahin abzielen, ihr Daseyn aus eben dem Grunde der Welt zu verdanken haben — (vortrefflich gesagt!) — so sind sie doch nicht von der Art und Beschaffenheit, wie es das Bedürfnis der jetzigen Zeitumstände erfordert — (oder vielleicht das Bedürfnis des Vfs.). Wenn in diesem Fache etwas Nützlichendes geleistet werden soll, so muß, wie erst oben erwähnt wurde, schon die Jugend damit bekannt gemacht werden. Dieses kann nun am bequemsten — (ja wohl am bequemsten!) — „so geschehen, wenn man ihr ein Buch auf eine leichte Art — (sehr naïv!) — in die Hand giebt, woraus sie sich selbst u. s. w.“ — Wir haben hier etwas aus der Vorrede abgeschrieben; um die Leser mit dem neuen Verdienst bekannt zu machen, welches sich die Verlagshandlung durch dieses wichtige Werk erworben hat. Ehmals mußte man sich dem Teufel verschreiben, um ein Hexenmeister zu werden, jetzt, ihr lieben Kinder, kostet es euch nur 12 gr. Die Hexereyen nun sind zwar aus bekannten Büchern zusammengetragen, aber so ein kleiner Hexenmeister hat doch vor *Wiegleb*, *Guyot*, *Halle* und andern großen Hexenmeistern viel voraus, als erstlich: daß er klein ist, und zweytens, daß in Ansehung der Ordnung hier noch ein Schritt weiter gegangen, das heißt, daß gar keine darin ist. Zuwei-

len haben zwar ein Paar beschriebene Stückchen einen zufälligen Zusammenhang, z. B. einen curiösen Sallat auf die Tafel zu bringen und die Eyer zu probiren, ob sie frisch oder nicht frisch sind, dafür aber lernt man auch gleich darauf einen immerwährenden Kalender und eine Zahl durch 3 theilbar zu machen. Auch für Abwechslung im Vortrage ist gesorgt. Einmal wird erzählt, wie der Taschenspieler Fix es machte, ein andermal wird der Ton herzlich: „Vor allen Dingen mußt du, mein Freund, einen Stein bey der Hand haben“ u. s. w. Da, wie bekannt, die sogenannten Scribler eine eben nicht geringe Rolle spielen: so muß ein Jeder, dem das Ach und Weh der Literatur am Herzen liegt, daran arbeiten, dem eingerissenen Uebel Einhalt zu thun.

LEIPZIG, b. Leo: *Die Erwartung, oder bitte, bitte, lieber Vater, gute Mutter, bestes Tantschen, lieber Onkel, schenk uns dies Bilderbuch*. Ein neues Bilderbuch zur Ausbildung des Verstandes. 1803. 168 S. 12. Mit 24 illuminirten Kupfern. (2 Rthlr.)

Der Vf. (Hr. C. A. Seidel) sagt in der Vorrede: „Schon manches kleine Buch schrieb ich für Kinder, und jedes mit Vergnügen, und hier, lieben Kinder, junge Freunde, wieder eins, und — durch die Veranlassung des Hn. Verlegers, der auch ein wackrer Kinderpatron ist, ein ganzes Buch voll Bilder u. s. w.“ Diese, die Bilder, sind wirklich recht nett, und das Buch zeichnet sich in dieser Hinsicht vor unsern gewöhnlichen Bilderbüchern vortheilhaft aus. Die Manier des Vfs. ist aus mehreren ähnlichen Schriften bekannt und sich auch hier gleich geblieben. Ohne eben etwas Vorzügliches zu leisten, wird er doch von Kindern gern und mit Nutzen gelesen werden. Rec. wählt eine Stelle, wie sie ihm beym Aufschlagen vorkommt, zur Probe. Kupf. 12. Die Kluckhenne und die jungen Entchen. „Einer Henne hatte man Enteneyer untergelegt, die sie mit der größten Sorgfalt ausgebrütet hatte; und auch die jungen Entchen hielt sie für ihre Art und ihre Kinder, führte sie, und lockte sie mit Mutterzärtlichkeit, wenn sie ein Körnchen (Körnchen) oder ein Würmchen fand, was ihnen zur Nahrung dienen konnte, und erwärmte sie des Nachts und am Tage, wenn sie müde waren, unter ihren Flügeln

„Einst führte sie ihre Pfleglinge in den Garten, und auf einmal fühlten diese einen Drang, nach den Fliegen und Mücken im Grafe herum zu jagen.

„Die Henne lockte besorgt durch ihr Kluck! Kluck! daß sie sich nicht zerstreuen möchten; allein vergebens! und huch! huch! waren sie ins Wasser, wie sie einen Bach erblickten u. s. w.“

Bey Abfassung des Titels hat der Vf. etwas gekündert.



# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 24. Junius 1803.

## ORIENTALISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Crusius: *Handbuch der hebräischen, syrischen, chaldäischen und arabischen Grammatik.* Für den Anfang der Erlernung dieser Sprachen bearbeitet von Johann Severin Vater, Prof. der Theol. u. d. morgenländ. Sprachen. 1802. XXX. u. 394 S. 8.

Wir sehen dieses grammatikalische Handbuch, in Verbindung mit den beiden darauf sich beziehenden in der A. L. Z. schon mit Beyfall angezeigten *Lesebüchern*, dem *hebräischen* (Leipzig, 1799.) und dem, welches für das *arabische, syrische und chaldäische* die nöthigen Uebungstücke enthält, (Leipzig, 1802.) als verdienstliche Beweise an, wie sehr sich der Vf., dessen auch über die unterhaltenderen Sprachschätze der classischen Literatur verbreitete Kenntnisse bekannt sind, zunächst seinem Amtsberuf, zur Bekanntheit mit den morgenländischen Sprachen Anleitung zu geben, widme und aufopfere; um jene (sich überall vermindernde) Zahl junger Männer, die ein gründliches Studium dieser Sprachen suchen, soviel dieses je vom Lehrer abhängt, zu vermehren, und sie durch mancherley Erleichterungen der Anfangsgründe gleichsam herbey zu locken. Der Hauptzweck dieses Handbuchs ist deswegen dieser, theils das Grammatikalische der auf dem Titel genannten morgenländischen oder hebräischsemitischen Dialekte so vollständig und deutlich, als dem Anfänger nützlich seyn kann, darzustellen, theils durch Hinweisung auf die Vergleichbarkeit dieser Dialekte miteinander zu einem Gesammtstudium des hebräischsemitischen Sprachstamms Veranlassung zu geben. Bey zweckmäßiger Vollständigkeit hütet er sich vor Ueberhäufung. Doch, dünkt uns, gehören die Zahlwörter, auch alle für sich bestehende Adverbien, die Präpositionen, welche nicht mit andern Worten als Präfixa zusammenfließen, und die ähnlichen Conjunctiva, eben so gewiß, als jedes andere Nomen, nicht in die Grammatik, sondern in das Wörterbuch, und besonders in die den Lesebüchern angehängten Wortregister. Der Grund, daß diese Worte oft und viel gebraucht werden, giebt ihnen auf einen Platz in der systematischen Sammlung von Sprachregeln (und dies soll die Grammatik seyn!) keinen gültigen Anspruch. Für die Deutlichkeit hat der Vf. vorzüglich durch Uebersichten der Paradigmen bey allen Formen von Nenn- und Zeitwörtern, durch Abtheilungen und Unterabtheilungen in Regeln und Ausnahmen; auch selbst durch äußere Kunstvortheile im Abdruck, um durch Verschiedenheit der Buchstaben-

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

formen gewisse Aenderungen in den Wortformen in die Augen fallend zu machen, mit eigenthümlichem Eifer gesorgt. Die vorangehende hebräische Grammatik ist in manchen Rücksichten als Auszug des von dem Vf. zuerst ausgearbeiteten größeren Werks anzusehen, und kann von Lehrern durch dieses um so leichter erläutert werden. Ueberall aber sieht man auch einen zum weiteren unpartheyischen Forschen geneigten Wahrheitsinn, und daher die nicht ausbleibende Früchte desselben, Verbesserungen aus neuer Prüfung. So nimmt die Vorrede auf Berichtigungen Rücksicht, welche in Nr. 126. 127. der A. L. Z. 1801. angedeutet waren. Doch würde Rec., wenn er zwischen Hn. V. und dem Vf. jener kenntnißreichen Recension in die Mitte treten darf, wegen des zu erklärenden plur. welches vor den suffigirten Pronominalworten  $\text{אני, את, כן, כן, כן}$ , bey fömininen Pluralformen etc. erscheint, nicht für die, bloß, als Erleichterung vom Vf. angenommene, Formel (S. 150.) stimmen: daß man jenes *Jod als einen Theil des Anhängepronomens selbst betrachten* möge. Eine Erleichterung in der Methode, welche auf einen precären oder gar in der Sache selbst unrichtigen Begriff sich gründet, scheint uns nicht empfehlenswerth. Wir wollten vielmehr rathen, die Masculin- und Föem. Formen jener Art z. B.  $\text{אני, את, כן}$  und  $\text{את, את, את}$ , ansehen zu lehren als zusammengesetzt aus dreyerley Theilen, nämlich aus zwey Nennwörtern (denn auch  $\text{את}$  ist Nennwort = *Ihr* nicht *Euer*, wie der *status constructus* des vorhergehenden Nennworts beweist) und aus einem als Pluralzeichen geltenden Laut, der Sylbe oder oder. Macht man dergl. Erklärungsversuche über die wahrscheinliche Entstehung dessen, was in einer Sprache regelmäßiger Gebrauch ist: so muß man unstreitig nach möglichster Richtigkeit streben. Doch hängt, wie sich von selbst versteht, der Hauptwerth einer für Anweisung der Sprachlernenden geschriebenen Grammatik nicht davon ab, da sie mehr in die höhere Untersuchung über Bildung einer gewissen Sprache (*de causis linguae*) gehören. S. 105. würden wir  $\text{את, את, את}$  und  $\text{את, את, את}$  u. dgl. nicht als „Veränderungen der Aussprache“ aufführen, da vielmehr Worte dieser Art zu zwey verschiedenen Stammwörtern gehören, wie der Vf. S. 121. richtig angemerkt hat, daß der Plural  $\text{את, את, את}$  syrischen nicht von  $\text{את}$  sondern von *einqr*, (im syrischen) außer Gebrauch gekommenen Singularform, abstamme. Nicht überflüssig möchte es gewesen seyn, bey dieser Anmerkung in Parenthesen jedesmal die obsoleete Form anzugeben, von welcher der sonst für anomal gehaltene Plural eigentlich abstammt. Die chaldäische und syrische Sprachlehre, die sich auch

Uuuu wirk-

wirklich sehr leicht mit einemmal lernen läßt, ist vom Vf. vereint durchgeführt; die arabische steht für sich, so daß auch die Volksausprache neben der gelehrten angemerkt ist. Von den noch feltener studierten Dialekten, dem samaritanischen und dem äthiopischen, sind bloß die Alphabete, jenes bey dem syrischen, dieses bey dem arabischen eingerückt. Für den Syntax bey diesen Sprachlehren ist noch bey weitem nicht soviel als bey dem Hebräischen geschehen. Doch hat der Vf. auch dazu das nöthige Fachwerk angelegt, nach dem vorhandenen Vorrath es ausgefüllt, und zu reicherer Ausfüllung Gelegenheit gemacht, wofür wir von seinem immer fortschreitenden Fleiße viele Vervollkommnung hoffen.

### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ZERST, b. Kramer: *Mnemosyne*. Das literarische Journal im Charakter der Literaturbriefe für jeden gebildeten Freund der Literatur und Lectüre; herausgegeben von K. G. Schelle. 1803. *Ersten Bandes, erstes Heft.* 86 S. *Ersten Bandes, zweytes Heft.* 228 S. 8.

Der Literatur im allgemeinsten Sinne, wie sie jeden gebildeten Menschen interessirt, ist diese Zeitschrift gewidmet. Denn „ein eigentlich literarisches Journal (sagt der Herausgeber im ersten Hefte S. 8.), das die allgemein interessantesten Gegenstände der Cultur immer von Seiten des Geistes und der Bildung faßt, die sie beurkunden und auf die sie führen, das durch Mittheilung die gebildete Classe immer im Zusammenhange des allgemein Wissenswürdigen erhalte, und Blicke der Betrachtung auf interessante Phänomene der Geisteswelt werfe, ist ein noch unausgeführtes Problem. Und doch würde die Lösung dieser Aufgabe einem wirklichen Bedürfnisse abhelfen.“ Wenn der innere Gehalt dieser Zeitschrift in demselben Verhältnisse fortschreitet, wie schon das zweyte Heft, nach unserem Urtheil, sich über das erste erhebt: so wird der kenntnißreiche Herausgeber zur Befriedigung jenes Bedürfnisses, sollte es auch nicht allen als ein allgemeines erscheinen, gewiß nicht wenig beytragen. Denn obgleich bis jetzt das Versprechen, „nichts Gemeines in diese Zeitschrift aufzunehmen,“ nicht vollkommen befriediget seyn mag: so enthält sie doch ohne Zweifel mehrere belehrende und interessante Aufsätze, und diese größtentheils, wie es scheint, vom Herausgeber selbst; und bey mancher sichtbaren Einseitigkeit der Betrachtung, bey manchem Widersprechenden des Urtheils, auch über einzelne Gelehrte (vgl. 1. Heft S. 8. 2. Heft S. 176. 178. ff.) zeichnet sie sich doch durch den rühmlichen Charakter einer bescheidenen Freymüthigkeit und einer erwogenen Entfernung von allem Sectengeiße aus. Jedes Heft greift theils *Ansichten* literarischer Gegenstände, theils *Reflexionen*, theils einen *literarischen Anzeiger*: immer aber werden nur allgemeine Gegenstände der Literatur, keiner besonderen Wissenschaft, verhandelt. Die *Ansichten* des ersten Hefes verbreiten sich über

die Zeitschriften der Deutschen, über Literatur, „an welcher es Deutschland noch vor fünfzig Jahren fehlte, da es erst seit dieser Zeit sich von der Schmach literarischer Nichtigkeit auf eine glänzende Weise befreit hat;“ über Gelehrtenstand, wo der Vf., gleichsam vorahndend die unbilligen Anforderungen des achten Stückes der *Adrastra*, den Zweck und die Beschäftigungen der privatirenden Gelehrten in Schutz nimmt; über Publicum, Lectüre, literarische Moden und literarischen Luxus. Wir zeichnen, um den Geist dieser Aufsätze zu charakterisiren, einige Aeußerungen aus, welche zum Theil wenigstens für Worte, zu seiner Zeit gesprochen, gelten können. S. 24. „Die Deutschen haben viele classische Schriftsteller (in dem Sinne, in welchem es ein moderner Autor seyn kann): aber es dürfte noch lange Zeit vergehen, ehe Deutschland recht viel classische Leser erhält. Noch giebt es keine neue Ausgabe von *Herders* Ideen zu einer Geschichte der Menschheit — (Rec. weiß nicht anders, als daß es eine giebt, nur ohne Veränderungen und daher ohne Anzeige auf dem Titelblatt) — und bey einem gebildeten Publicum könnten die sämmtlichen Werke *Klopstocks*, unsers ersten Dichters, keine so laue Aufnahme finden. Aber *Klopstocks* Werke haben einen tiefen Sinn!“ — S. 30. „Die Erscheinungen der Mode in dem Inneren der Wissenschaften und Künste sterben bey uns — nicht aus; es treten andere an ihre Stelle, zum Theil in noch größserer Zahl. Die neueste Aesthetik ist nur noch Sache der Mode; sie muß erst ihren modischen, von der Zeit zu verwehenden Anstrich überleben, muß sich von ihren Anmaßungen, Uebertreibungen und Auswüchsen reinigen, bis ihr Gewinn, in der Folge der Zeiten geläutert, hervortritt. Die Tendenz zum Katholicismus, zur naturhistorischen Mythologie, so wie zur Vergötterung eines Einzigen, nebst Beygabe anderer kleiner Götterchen, so wie selbst geschaffener kleiner Teufelchen, dürfte sie dann mindestens verlieren.“ — S. 37. Ueber den literarischen Luxus: „Prachtausgaben rechtfertigen bey dem Auslande unteren Kunstsinne und bringen vorzügliche Geisteswerke in den Besitz des begüterten Theils und der höchsten Classen der Nation. Stehn diese Prachtausgaben in Verbindung mit wohlfeilern desselben Werks — wie dies bey den Göschenschen Ausgaben der sämmtlichen Werke Wielands und *Klopstocks* der Fall ist: so gewinnt dadurch die Literatur in jeder Hinsicht. Ist dies hingegen, wie bey den neuen Heynischen Ausgaben des Virgil und Homer, der Fall nicht, oder entbehren die wohlfeileren Ausgaben desselben Werks, gerade wie bey den genannten neuen Bearbeitungen des Virgil und Homer, wesentliche Vortheile: — so bringen splendide Ausgaben gerade diejenigen Classen der Nation um diese Vortheile, welche am meisten in den Gegenständen der classischen Literatur leben. Bey den Reichen stehen sie häufig als bloße Zierden in ihren Bibliotheken aufgestellt. Nun ist es aber widersinnig. Bücher des bloßen Besitzes wegen zu haben, so wie sie für bloß müßige Besitzer zu vervielfältigen.“ — Ein noch allgemeineres Interesse werden vielleicht die

Ansichten des zweyten Heftes erzeugen, wovon die erste: *Unser Welttheil, in Beziehung auf Friedrich Schlegels Europa*, überschrieben ist; das zweyte sehr beiläufige, und wie der Vf. nicht zu wissen scheint, hier und da schon ausgeführte Vorschläge enthält, über deutsche Classiker als über alte Autoren auf Schulen und Univerfitäten zu lesen. Lehrreich sind in der ersten die Bemerkungen über die neuerdings als reiner Gegensatz gemißbrauchten Begriffe des Naiven und Sentimentalen: wir können aber hier nur das Resultat der ganzen Abhandlung mittheilen: Hr. Schlegel, der in Europa lauter Verderbniß sieht, muß es wohl freylich in den tiefsten Abgrund herabstoßen. Dank sey es nur dem Himmel, daß Er, um uns von dieser Verderbniß zu retten, auf keinem hohen Posten in der Welt steht. Als mit einem Universalmittel würde er sonst die arme europäische Menschheit gewiß ohne Weiteres mit der neuesten, idealistischen Philosophie und Aesthetik nebst einer asiatischen Revolution vacciniren. Doch bringt er diesen bölen Welttheil, nachdem er solchen als grundaus verderbt in den tiefsten Abgrund des Daseyns gestoßen, am Ende gewissermaßen wieder zu Ehren; nicht etwa aus Inconsequenz: nein, aus purer christlicher Milde, gleich einem Strafprediger an heiliger Stätte, wo er allein sprechen darf. — Möchte doch Hr. Schlegel in der Folge, ehe er sich zum Weltreformer aufwirft, erst in seinen eigenen Geist und in seine Begriffe Licht und Wahrheit bringen!

Unter der zweyten Rubrik: *Reflexionen*, finden sich im ersten Hefte einige Gedanken von Jean Paul, von Jacobi, von Platner (über Aufklärung, nicht sehr hervorstechend), und Fragmente aus Thiemens hinterlassenen Papieren, welche Hr. D. Gruber in Leipzig herauszugeben gedenkt. Diese Bruchstücke zeigen den als einen lehrreichen Schriftsteller für die Jugend bekannten Vf. von neuer Seiten, als selbstforschenden Denker über die verschiedensten praktischen Angelegenheiten der Menschheit. Im zweyten Hefte ist diese Rubrik vorzüglich fruchtbar, und enthält mehr Eigenes, als Auszüge aus anderen schon bekannten Werken. Besonders gewährt die Frage, ob Göthes oder Herders Meynung über den Charakter des Hamlet in Shakespear's Trauerspiel den Ausschlag gebe, Stoff zu interessanten Bemerkungen, die am Ende mehr für Göthes Meynung entscheiden. Am wenigsten hat uns der Aufsatz S. 172., über die besten deutschen Prosaisten befriediget. Lessing wird von dem Vf. aus diesem kleinen Cirkel ausgeschlossen, und, um dies Urtheil zu decken, Lessings eigenes Bekenntniß angeführt. Allein das letzte muß ungefähr mit einem ähnlichen, welches der mit attischer Feinheit sich schätzende Kunstrichter über seine dramatischen Verdienste fällt, in Parallele gebracht werden; und was das erste anlangt, so sollte ja wohl zuerst nach den verschiedenen Schattirungen, welche der prosaische Stil, den verschiedenen Gegenständen gemäß, nicht bloß annimmt, sondern erfordert, und ob denn viele andere Prosaisten diese Verschiedenheit mit glei-

cher Gewandtheit des Geistes und der Sprache dargestellt haben, von dem Urtheiler gefragt werden seyn.

Die dritte Rubrik, welche theils neue vorzügliche Werke kurz, aber meist treffend, charakterisirt, theils literarische Nachrichten und Anekdoten enthält, eignet sich nicht zu einer genaueren Beurtheilung in dieser Zeitung. Nur die Warnung müssen wir für den Herausgeber beifügen, alle literarische Phlyarie, welche bald in leeren und unverbürgten Sagen (z. B. von dem Wettstreit zwischen Göthe, Vofs und Baggesen I. S. 77. von Huber S. 76. von dem Director Plato II. S. 220. u. s. w.) sich umher treibt, bald auf Widersprüche des Urtheils hinausläuft (I. p. 66. 69.), künftig strenger zurück zu weisen, weil sie unter der Würde einer sich selbst achtenden und dem Charakter der Literaturbriefe nachstrebenden Zeitschrift ist.

NEU-RUPPIN, b. Kühn: *Auswahl interessanter prosaischer und poetischer Aufsätze aus den Werken berühmter neuer Schriftsteller*. 1801. VIII. u. 240 S. 8. (18 gr.)

Zwar eine Compilation, wie schon der Titel ankündigt, aber eine verständige. Denn da manche Werke unserer besseren Schriftsteller entweder für manchen Freund der Lectüre zu kostbar sind, oder vielleicht hier und da ganze Aufsätze, wenigstens einzelne Stellen enthalten, die der Sittlichkeit und dem reinen Gefühle junger Leser Gefahr drohen: so kann allerdings eine auserwählte Sammlung interessanter Aufsätze den Liebhabern der Lectüre ein dienliches Mittel werden, die Augenblicke der Muße auf eine so angenehme als erlaubte Art auszufüllen. Der Vf. hat aus Pfeffels, Ramlers, Meissners Schriften, aus dem deutschen Merkur, Starkes Gemälden und einigen ähnlichen Schriften gewählt, und bestimmt sein Buch dem Geschäftsmanne, der gebildeten Frau und der heranwachsenden Jugend zur belehrenden Unterhaltung. Für diesen Zweck können wir es aus eigener Erfahrung empfehlen.

LÜBECK u. LEIPZIG, b. Bohn: *Moralische Reden über die Bestimmung und (die) wichtigsten Pflichten des Jünglings*, in den Religionsstunden der zweyten Classe des Lübeckischen Gymnasiums gehalten von Heinrich Kunhardt, Dr. d. Philos. u. Conrector des Gymnasiums. 1803. VI. u. 140 S. 8.

Auch wir sind der Ueberzeugung, welche der Vf. in der Vorrede ausspricht, daß der zusammenhängende Vortrag religiöser und sittlicher Wahrheiten, wenn er mit katechetischen Vorübungen abwechselt, und Stoff sowohl als Einkleidung zweckmäßig gewählt sind, auf jugendliche Gemüther, durch Belebung und Verfeinerung des moralischen Sinnes, den wohlthätigsten Eindruck mache; da hingegen die bloße Fragmethode, so glücklich sie den Verstand übt, doch oftmals das Herz kalt läßt, und eine vollständige Einsicht in den Zusammenhang der Wahrheiten erschwert. Dieser Ueberzeugung gemäß, hat der Vf. diese Vorträge

träge vor Jünglingen gehalten, deren Fähigkeiten der Stoff sowohl als die Ausführung passend ist. Sie behandeln vorzüglich die Pflichten der Jugend: z. B. über den Zweck öffentlicher Schulen und über des Schülers Antheil an dessen Erreichung; über die zweckmäßigste Benutzung der Schuljahre; über die notwendigsten Rücksichten bey der Wahl des Standes, vorzüglich für junge Gelehrte und Künstler. Aber auch dann, wenn der Vf. solche Gebote der Sittlichkeit, die für jedermann gültig und anwendbar sind, behandelt,

z. B. über die Schaamhaftigkeit; über strenge Selbstprüfung, als Beförderungsmittel sittlicher Gewohnheit; über die Macht der Gewohnheit; und ähnliche, hat er diese Gebote in ihrer Beziehung auf die besondern Verhältnisse der Jugend dargestellt. Aeltern und Erzieher, welche ihre schon heranwachsenden Kinder oder Zöglinge auf ihre Pflichten und auf die Bestimmung des Menschen aufmerksam machen wollen, werden ihnen gewiß auch dieses Buch mit Nutzen in die Hände geben können.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**ARZNEYGELEHRTHEIT.** *Münster u. Leipzig, in Com. b. Waldeck: Johann Baptist Boners, Arzt(es) zu Münster, Beantwortung der Frage: Ob man bey der in den Jahren 1795 und 1800 im Hochstift Münster herrschenden Ruhr-Epidemie ein persönliches Contagium zu fürchten hatte; mit Hinsicht auf die Wichtigkeit der Entscheidung dieser Frage.* 1802. 3 Bog. 8. (4 gr.) So sehr Rec., durch viele und mehrjährige Erfahrungen überzeugt, mit dem Vf. über die (Stoll'sche) Theorie von der Ruhr und die Unschuld dieser Krankheit in Rücksicht des ihr angeschuldigten Ansteckungsvermögens übereinstimmt: so sehr hätte er gewünscht, daß derselbe manche ermüdende, weit-schweifige, Erörterungen weggelassen, und statt ihrer lieber vollständige beweisende Krankengeschichten hier niedergelegt hätte. Der Gegenstand wird in vier Abschnitten behandelt. Wir übergehen den I. und III., welche *Prolegomena* und *Raisonnement* überschrieben sind, und genugsame Beweise für das oben Gesagte enthalten, um Einiges aus dem II. auszuheben, den der Vf. *Resultate meiner Erfahrungen und Beobachtungen* betitelt hat. Beide Epidemien fingen nach vorhergegangener starker Hitze und darauf eingetretener nasser, unbeständiger, bald warmer, bald kühler, Witterung gegen die Mitte des Septembers an. Sie trafen, ohne Unterschied des Lebensalters, durchgehends den Mittelstand und die mehr arme Volksklasse. Bey vielen Kranken war nicht die mindeste Spur eines Fiebers zugegen. Bey einem elfjährigen Knaben war es doppelt dreytägig. Andere hatten leichte Tertianfieber. Im J. 1795 war der Genius der Epidemie sehr galligt, im J. 1800 nervös. Die Krankheit zeigte sich oft ganz als ein vager Rheumatismus. Die Ruhr verschwand; es stellte sich eine katarhalische Augenentzündung oder ein Halsübel, eine Brustkrankheit, (eine sehr uneigentliche Benennung!) ein Rheumatismus, u. d. gl. ein; und waren diese gehoben, so kehrte die Ruhr zurück. Uebelbehandelte Kranke starben bey weitem nicht immer an der unmittelbaren Gefahr drohenden Folgen der Ruhr, nämlich an einer Entzündung der Gedärme oder anderer Theile des Unterleibes, sondern, nach den Umständen, bald an einer Lungenentzündung, bald an einer Bräune, bald an einem Schlagflusse, u. s. w. (Dies ist eine von den Stellen, die hauptsächlich durch ganz bestimmte, genaue, detaillirte, Krankengeschichten und Sectionen unterstützt zu werden verdient hätten.) Bey neun Kranken beobachtete der Vf. wahre Ruhrtripper, (man kann wohl denken, was er eigentlich damit sagen will, aber zweckmäßiger wäre es doch gewesen, sich nicht so schwankend auszudrücken,) die er durch bloße antirheumatische Behandlung heilte. Bey einem Knaben von sechs Jah-

ren verschwand plötzlich die Ruhr, worauf sogleich eine hartnäckige Paraphimosis entstand. Bey Frauenzimmern wechselte verschiedentlich der weisse Fluß mit der Ruhr: letztere verschwand, und jener wich einzig und allein einer antirheumatischen Behandlung. Mehrmals nahm der Vf. nach dem Verlaufe der Ruhrkrankheit Puckel, Exostosen, und Gelenkwassersuchten wahr, die er alle mit stärkenden, nebenbey bald diaphoretischen, bald diuretischen und reizmildernden, Mitteln glücklich behandelte. Bey einer 32jährigen Frau zeigte sich nach überstandener Ruhr eine Pádarthrocace an der linken Tibia, die durch Antimoniaimittel mit China, häufige Getränke von Saraparille und Dulcamara, und die äußere Anwendung erst des Carottenbreyes, dann des trockenen Meereschwammes, geheilt wurde. (Auch hier wären genugthuende Belege durch die ganze Reihe von Thatfachen erforderlich gewesen. Sollte hier nicht vielleicht das bekannte: *post hoc, ergo propter hoc*, im Hinterhalte stecken? Gewiß wird wenigstens Rec. nicht der Einzige seyn, der nie dergleichen, als Folgen der Ruhr, sah.) Mehrere Ruhrkranke bekamen nach überstandener Krankheit Fleischgeschwüre, die ganz das Ansehen der Gichtgeschwüre hatten und mit gutem Erfolge als solche behandelt wurden. Der IV. Abschnitt handelt die *Wichtigkeit der Entscheidung der im Titel dieser Schrift vorgelegten Frage* gründlich ab, besonders die Nachteile, die daraus entspringen, wenn eine nicht ansteckende Krankheit von Aerzten für ansteckend erklärt wird. „Die Ruhr,“ sagt er S. 39., „sollte giftig und ansteckend seyn. Die Menschen mußten dieserhalb in der Kleidung, worin sie gestorben, begraben werden; ohne alle Gefolge mußten sie begraben werden; selbst bey den wirklich Genesenen besürchtete man nach ansteckendes Gift, und sie blieben mehrere Wochen von dem Umgange mit den Gesunden und dem gemeinschaftlichen Gottesdienste ausgeschlossen.“ Unbarmherzig genug wurden (S. 44.) zarte Ruhrkinder von ihren Müttern getrennt. „Der Erfolg“ (des Urtheils, daß die Ruhr nicht ansteckend sey,) „war für mich“ (schlieszt der Vf. S. 46. seinen Aufsatz), „nicht der beste; Verdruss mancherley Art stürzte auf mich ein; man beschuldigte mich eines Widersprechungsgeistes, eines Eigendünkels, — Eigenschaften, die keinem Arzte Ehre machen. Ich würde allen diesen Verdriesslichkeiten ausgewichen seyn, wenn ich meine Meynung eingelenkt, wenn ich das, was ich für erprobte Wahrheit hielt und halten mußte, nur allein für mich selbst benützt hätte. Ich habes nicht gethan, und ich habes mich gerechtfertigt.“ — Traurig, daß es noch einer Rechtfertigung bedurfte!!

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 25. Junius 1803.

## LITERATURGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Vofs. u. Comp.: *Leben des Desiderius Erasmus*. 1802. 171 S. 8. mit dem Bildn. des Erasmus.

Auch unter dem Titel:

*Lebensbeschreibungen berühmter Reformatoren. Ein Lesebuch für den Bürger. Siebenter Band.* (12 gr.)

**E**rasmus hat seit dreyhundert Jahren, nicht nur unter den Reformatoren, sondern überhaupt unter den grossen Männern im Reiche der Wissenschaften, sogar als einer der vornehmsten Anführer in der glücklichen Cultur dieses Reichs, eine sehr ehrenvolle Stelle eingenommen, und diese Stelle hat ihm nicht etwa bloß eine zahlreiche und mächtige Secte, oder der unübersehbare Haufe mittelmässiger Köpfe, welche jeden Mann, den seine Zeitgenossen angestaunt und bewundert haben, nie anzustaunen und zu bewundern aufhören, angewiesen; sondern es haben ihm die vortrefflichsten Männer neuerer Zeiten, selbst die einsichtvollsten Gelehrten der entgegengesetzten Religionspartheyen zwischen welchen er gleichsam in der Mitte stand, und deren keine er ganz befriedigte, diesen Rang bis auf unsere Tage willig zugestanden. Hier aber kommt ein Ungenannter, der die gesammte Nachkommenschaft eines andern belehrt, und das nicht etwa bloß durch vorgelegte Zweifel an der Richtigkeit des bisherigen Begriffs, sondern mit einer Zuversichtlichkeit, die wenig ihres gleichen hat. Er verweist gerade zu den *E. aus dem Kreise grosser Männer, unter welche ihn nur eine blinde und besawene Herkömmlichkeit gesetzt haben soll.* Es scheint ihm ganz an der Zeit zu seyn, Männer, wie E., so tief aufzugreifen, als möglich, und so ungescheut und stark hinzustellen. Was ist es denn nun mehr, wenn ein Götze weniger wird? Nach einer solchen Ankündigung muß man doch gewiß einen Schriftsteller erwarten, der weit tiefer in den Geist und die Gaben, in die Schriften, Verdienste, Fehler und Schwächen des E. eingedrungen ist, als die scharfsichtigsten Köpfe, die auf diesen gefolgt sind. Diese Erwartung fällt aber gewaltig, wenn man liest; daß der Vf. zwar *Gaudius* und *Burigny's* Lebensbeschreibungen des E. kenne; sich aber doch vorzüglich an die reichhaltige und fleißige, mit dem besten Willen von Hefs zu Zürich, 1790 in 2 Octavbänden geleistete, gehalten habe. Davon, daß der Vf. die Schriften des E. und ihn selbst darin genau studirt hätte — worauf doch hier so ungemein viel ankam — kein

A. L. Z. 1803. Zweyter Band,

Wort, und die ganze Schrift beweist das Gegentheil.

Nach einem Gemeinplatz also, wie folget: „Es liegt in den Bedingungen jedes wahrhaft grossen Ereignisses, welches das Fortschreiten des menschlichen Geistes befördert, daß nicht nur das, was ihn von aussen her entgegen steht, kräftig und gewaltsam zurückgetrieben; sondern auch der Kreis selbst, worin es sich bewegt, immer bestimmter abgerundet, und auch innerhalb desselben alles ausgeschieden werde, was ihn verunreinigen, und seine feste Abgeschlossenheit hindern konnte.“ und nach einer Anwendung desselben auf die Reformation und Erasmus, der so gleich — also viel zu früh, — ohne alle historische Data — tief unter *Luthern*, beschämt und feig, heruntergesetzt wird, findet man einen Auszug aus der gedachten *Hessischen* Biographie, der die merkwürdigen Auftritte und Vorfälle seines Lebens, seine Reisen, und besonders seine vielen Streitigkeiten erzählt; seine weit wichtigern Schriften aber gleichsam nur im Vorbeygehen berührt, und sie entweder mit Gleichgültigkeit, oder gar mit Verachtung abfertigt; eine Gefinnung, die überhaupt mit einer fast beständigen Herabwürdigung seiner Gaben, seines Charakters und seiner Arbeiten verbunden ist. So schreibt der Vf. S. 23. Der Hauptinhalt von *Erasmus Handbuche eines christlichen Soldaten*, laufe auf eine schale Vergleichung des Christen mit dem Soldaten hinaus; es sey ein rednerisches Spielwerk. Gleichwohl sagt E. selbst, er habe darin den Irthum der meisten Christen widerlegen wollen, daß die Religion in der Beobachtung eines äusserlichen Ceremoniels bestehe, und in der That erklärt er sich schon damals (im J. 1501.) lebhaft wider die Anrufung der Heiligen. Nach S. 24 konnte der Zustand der Religionswissenschaft nichts in ihm anregen und ansprechen, als seine Gatte und seinen Witz. Auf *Reuchlin* soll er eine gemeine, schale, schwülzige Vergötterung geschrieben haben. (S. 49.) In seiner Ausgabe des N. Test. waren Text, Uebersetzung und Anmerkungen für die Nachfrage da. (S. 51.) Sein Spott und seine Laune scheinen mehr eine Uebereilung seiner Natur, als ein mit Freyheit und Liebe bis zur Kunst gesteigerter Trieb, mehr ein vorlauter Kitzel, als ein üppiger Erguß einer ausgebildeten Kraft zu seyn. Die Religionswissenschaft war ihm nur ein Tummelplatz, auf welchem er Gelegenheit hatte, seine Belesenheit in verschiedenen abspringenden Richtungen zu zeigen, und eine Streitfrage von mehreren Seiten anzufassen, ohne darum immer in die Mitte kräftig einzudringen. (S. 61. 62.) Seine Streitschrift wider *Luthern vom freyen Willen* war eine rohe Schrift; aber

Xxxx

Lu-

Luther wollte die Theologie nicht als eine spitzfindige Wissenschaft menschlich betrieben wissen; sondern als eine Angelegenheit des Gewissens und Glaubens. Endlich sammelt sich der Vf. noch einmal. (S. 163) für das Bild des Erasmus. Ueppige Beweglichkeit soll der Grundzug seyn, aus dem sich alle Erscheinungen in ihm erklären lassen. „Er warf sich mit schöner Ueber-eilung in ein weiteres und fröhlicheres Gebiet, als das damalige wissenschaftliche war, ein Gebiet, welches auch die kleinste Bemühung, es urbar zu machen, reicher und köstlicher lohnte. Aber seine Kraft war noch zu weich, als daß sie herrschend in diesem Gebiete sich hätte halten können; dieß und die Umstände machten, daß er selbst darin verloren gieng. Denn kaum hatte er das damals schon nicht unwichtige Verdienst, die Oberfläche berührt zu haben, als ein zu frühes Lob seinen Ehrgeiz rege machte, und seine Ar-muth ihn zwang, sein anerkanntes Talent, sich leichter in einer fremden Sprache zu bewegen, zu gebrauchen. Stoff genug bot ihm die Zeit dar, an dem er es versuchen konnte, und je loser und minder ernst er es ge-brauchte, desto gefälliger lieh man ihm das Ohr. Aus dem Leben, wie aus der einzig geltenden Wissen-schaft, der Theologie, griff er irgend etwas auf, um welches er schwebte, und an welchem er mancherley aus-sündig machte. So gewann er eine Vielseitigkeit, die viele Menschen zu ihm lockte, und ihm sofern sein bürgerliches Daseyn sicherte; aber ihm selbst war sie nachtheilig. Denn sie machte ihm ein tiefes, inni-ges, einziges Interesse für irgend ein laut gewordenes Bedürfnis oder Streben des Gemüths unmöglich; machte es ihm unmöglich, von der Mitte aus sich kräftig, nach allen Seiten hin zu verbreiten. In den vielfachsten Richtungen immer abspringend, stofs seine Kraft dahin; brach sich früher in etwas freyerer Uep-pigkeit, und zerflatterte später in unfreyer Heftigkeit. Auf diesem eingeschlagenen Wege, auf dem alles für ihn nur Etwas ward, worüber er gefällig und zierlich plaudern konnte, erhielt ihn das verhätschelnde Lob-preisen seiner Freunde. Er kam im eigentlichsten Ver-stande nie zu sich selbst; konnte nie in sicherer vollendeteter Abgeschlossenheit beruhen; und nur aus dieser Unzusammenhängigkeit, nirgends anders woher, ist wiederum die Unmöglichkeit zu erklären, irgend etwas über seine Denkart festsetzen zu können, als das, daß sich eben nichts darüber festsetzen läßt.“

An dieser erkünstelten Declamation in die Luft hinein, aber völlig im neuesten Tone; an dieser Caricatur wird niemand, der mit dem Erasmus einiger-malsen vertraut ist, ihn wieder erkennen. Der Vf., der ihm, unter andern Seltsamkeiten, eine Vielseitig-keit beylegt, empfindet es nicht, daß sein Gemälde durch eine höchst einseitige und partheyische An-sicht völlig mißlungen ist. Weil Erasmus nicht den Geist Luthers hatte; nicht, wie dieser, das ganze kirchliche und Religionsgebäude seiner Zeit zertrüm-mern wollte, um ein festeres aufzubauen: so kann er unmöglich ein großer Mann gewesen seyn! und weil er nur viele Stellen desselben faßt, gelassen und ru-

heliebend, ohne selbst daraus zu weichen, zu verbef-fern suchte: so war er nothwendig ein elender Schwachkopf! Merkte der Vf. denn nicht, daß sich durch einen solchen Trugschluss manche ehrwürdige Theil-nehmer und Beförderer der Reformation, selbst ein Melancthon, tief erniedrigen lassen? Davon aber, daß Erasmus nach so vielen Jahrhunderten der erste war, ja, gewissermaßen überhaupt in der christlichen Kirche der allererste, der die ächte theologische Metho-de, Anwendung der alten Literatur auf die Theolo-gie, Kritik, gründlichere Exegese, freyern historischen, philosophischen und dogmatischen Forschungsgei-st, gleiche Behandlung der Patrikik, Anweisung zum edlern Religionsvortrag gelehrt, und bey richtiger und scharfer Beurtheilung, auch seinem Geschmacke und Witz im Ausdrücke von allem, was er lehrte, selbst das Beyspiel gegeben, daß er viele Gat-tungen des Aberglaubens und religiöser Vorurtheile glücklich bestritten; den Reformatoren ihren Weg ungemein gebahnt; selbst ohne und wider seine Ab-sicht die Reformation sehr befördert; auf die gebilde-testen Classen und angesehensten Stände unter mehreren europäischen Nationen zum Besten der Wissenschaften mächtig gewirkt hat, — doch wohl vernünftlich Eigenschaften und Verdienste eines großen Man-nes? — Von allem diesem weiß entweder der Vf. nichts, oder affectirt es nicht zu wissen, und be-schreibt gleichwohl das Leben des Erasmus! Endlich begreifen wir auch nicht, wie dieses nach dem Ti-tel, ein Lesebuch für den Bürger abgeben könne. Was kann es diesem helfen, weitausig bewiesen zu sehen, daß Erasmus kein großer Mann gewesen sey, und daß er ganz und gar keine Vergleichung mit Lu-thern, nicht einmal mit Hutten, aushalte, ausführliche Nachrichten von seinen Streitigkeiten, mit Stunica, Bedda, Carpi, Lee, u. a. m. zu lesen? Er will, wie ihm versprochen ist, den Reformator kennen lernen; und erfährt davon nichts. Selbst die pretiöse Schreib-art hindert ihn daran, hier ein Lesebuch zu finden. Und gerade das Einzige, was ihn in dem Leben des E. hatte anziehen können, so viele anmuthige, witzige, satyrische Schilderungen der Sitten, Meynun-gen, Mißbräuche, Thorheiten, abergläubischer Aus-schweifungen, u. dgl. m. seiner Zeit, von welchen besonders die Dialogen des großen Mannes überflie-ßen, ist hier durchaus nicht benutzt worden.

PARMA, in d. kön., jetzt Nat. Druck.: *Dizionario storico degli Autori ebrei e delle loro opere*, diitelo dal Dottore G. B. De-Rossi, Prof. di lingue or. 1802. Vol. I. 192 S. Vol. II. 170 S. 8.

Unter allen Zeitgenossen hatte wohl keiner zu ei-nem Werk dieser Art den Beruf, wie Hr. De Rossi. Er besitzt nicht allein eine besondre Kenntniss jüdi-scher Schriften, er besitzt auch eigenthümlich eine Sammlung von jüdischen, gedruckten und ungedruck-ten, Werken; wie sie nirgends, auch nicht in einer öffentlichen Bibliothek zu finden seyn wird. Das  
Wolf



Wolf in der *Bibliotheca hebraica*, und andre Vorgänger nicht selten berichtigt und ergänzt worden, ist zu erwarten. Ob aber auch Vollständigkeit beabsichtigt und erreicht worden sey, ist zweifelhaft. Man findet selbst aus Italien nur wenige Namen der neuern Zeit, z. B. Jacob Saraval, aus Venedig; er starb als Rabbiner zu Mantua 1782, er war auch mit den Schriften christlicher Philologen gut bekannt; als Beweis seiner aufgeklärten Denkungsart wird bemerkt, daß er bey aller Anhänglichkeit an die Masora und an den masoretischen Text der Meynung war, die verschiedenen Lesarten der hebräisch-biblischen Mspte seyen nach der Uebereinkimmung mit den alten Uebersetzungen zu beurtheilen. Israel Benjamin Bassani, Rabbiner zu Reggio, starb 1790. Er galt für einen der besten Dichter des Zeitalters, und war wegen seiner Gelehrsamkeit und wegen seiner Rechtschaffenheit von Juden und von Christen sehr geachtet. — Von Deutschen nicht unberühmten Juden erscheint Bloch; Maimon; sehr ausführlich Mendelssohn; auch Weisler Herz Naitali, deutsch: Hartwig Wessely. Von diesem wird aber nichts angegeben, als sein Sendschreiben *Divre Scolom veemed*. (Dieses Sendschreiben *דברי שלום ומעמד*, ist nur das Erste von vier Bändchen Sendschreiben, *מכתבים*.) Marcus Herz ist nur beyläufig, im Artikel Maimon, genannt. Vergebens sucht man Andre, z. B. Jo. Abr. Euchel, Dav. Friedländer, Joel Lpewy, Aaron Wolffsohn. — Freylich, selbst das gelehrte Deutschland hat von diesen und andern jüdischen Gelehrten in Deutschland nur unvollkommene Nachrichten. Die unsers Wissens eingegangene jüdische Zeitschrift, *המאמר*, der Sammler, ist eine reiche Quelle literarischer Nachrichten, aber selbst De-Rossi bey allen seinem Reichthum scheint dieses Werk nicht zu kennen. Unerwartete Zugaben sind *Biblia Rabbinica*; *Jetzira*; *Machazor*; *Masora*; *Mediascim*; *Pedach Devarai*; *Rabboth*; *Sifra*; *Talmud*, u. dgl. Nicht vergessen sind Filone Alessandrino, Flavio Giuseppe, Aquila, Teodoziona. Unter die vorzüglichern Artikel gehören Elias Levita, sein Geburtsjahr wird auf 1472 bestimmt; Mose Maimonides, geb. 1139. Saadia Gaon; Tanchum. Dieser wird auf das Urtheil von Pocock und Schnurrer sehr gerühmt, mit Verweisung auf des Letztern *Dissertazioni filologico-critiche, massimamente in quella, che riguarda il capo XXI di Ezechiele, nella quale posta in arabo e in latino un lungo estratto relativo a questo capo*. Es war vielmehr eine andre Abhandlung anzuführen, *R. Tanchum Hierosolymitani ad libros vet. Test. commentarii arabici specimen*. — Tubing. 1791. Das Hebräische ist durchaus nur mit lateinischer Schrift, aber nach italienischer Aussprache, ausgedrückt *Even ahezzer* (*אבן העזר*), *Sod ascim* (*סוד השם*), *Kaarad chesef* (*קערה כסף*). Eben so müssen sich auch die Namen von Personen behandeln lassen, *Illele* für *Hillel*; *Uezio* II. 146 wird wohl *Huetius* seyn. Sehr oft sagt der Vf. d. in Leser: *Ved'il Catalogo ragionato de' miei Mss.* Dieser *Catalogue raisonné* ist noch nicht vorhanden, er wird aber erscheinen unter dem Titel: *Mss. codices hebraici omnium facultatum biblio-*

*thecae auctoris accurate descripti, perpetuisque scholiis historico-criticis acq. commentario illustrati.* Der erste Band ist in der Presse.

### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HADAMAR, in d. neuen Gelehrten-Buchh.: *Rabbinische Mythen, Erzählungen und Lügen. Nebst zwey Balladen der christlichen Mythologie im Mittelalter.* 1802. VIII u. 136 S. 8. (12 gr.)

*Eisenmengers entdecktes Judenthum* hat seit einigen Jahren das Schickel, von vielen Schriftstellern compilirt zu werden. Auch die gegenwärtige Schrift hat, wie sie in der Vorrede selbst steht, ihre Erzählungen größtentheils daraus entlehnt, doch ist das, was im Eisenmenger zerstreut umher steht, hier zusammengestellt und abgekürzt worden. Daraus ist eine für das größere Publicum vielleicht nicht uninteressante, und, wie wir glauben, auch nicht ganz nutzlose Lectüre entstanden. Dafs aber der Sammler hauptsächlich ein theologisches Publicum vor Augen gehabt hat, ergiebt sich theils aus der Wahl der aufgenommenen Stücke, theils aus der Vorrede, worin der Vf., nach einigen Bemerkungen über die Absicht der gegenwärtigen Sammlung, Einiges über die Vorstellungen vom Teufel zu verschiedenen Zeiten bringt, was aber zum Theil nicht ganz richtig ist, zum Theil einer ausführlichern Entwicklung bedürfte. S. V. heist es, dafs, „die Furchtbarkeit des Teufels keinesweges eine alte Vorstellung, sondern erst in neueren Zeiten, zum Theil in den Jahrhunderten der Reformation, und vielleicht mit durch Luther, ausgebildet sey. Ferner: „In den Rabbinischen Erzählungen erscheint er (der Teufel) auch keinesweges als gräßlich, im Bilde eines Menschenfressers; sondern er ist der Verföhler zum Bösen, der da Gewalt hat, wo gesündigt wird, von der Gemeinschaft mit Gott aber nicht ausgeschlossen ist, sondern mit ihm freundschaftlich verkehrt; der thätig ist, wo Klugheit und List erfordert wird; und der, wie auch in den christlichen Erzählungen, fast immer mit einem komischen Zusatze erscheint. Was der Fuchs unter den Thieren ist, ist der Teufel unter den Engeln des Himnells. Wobey nur dies sonderbar, dafs man von den guten Engeln fast gar nichts hört, dafs man, wie in Klopstocks Messias, nur die Teufel handeln sieht, während die Engel in glücklicher Ruhe nur zu genießen scheinen, und in der That arme Teufel sind.“ Freylich ist es richtig, dafs der Teufel in den Zeiten des Mittelalters häufig mehr als ein lustiger Gefelle als ein Schreck-Gott vorgestellt wird, und dafs er auch in einigen rabbinischen Erzählungen so vorkommt; allein das ist nicht immer der Fall. Das neue Testament stellt ihn als brüllenden Löwen, als die alte Schlange, als furchtbaren Drachen, Fürsten der Hölle, Vater der Nacht u. s. w. vor. An die graukenden Beschreibungen, welche die Kirchenväter von seiner Furchtbarkeit entwerfen, muß der Vf.

gar nicht gedacht haben. Nro. XXXIII. S. 97 ff. *Rabbinische Erzählungen von Jesus Christus*. Eine Uebersetzung des berühmten *Sepher Toldoth Jeschu* aus Wagenfeil's: *Tela ignea Satanae* Altdorf. 1681. 4. S. 101. hätte eine Anmerkung über den Unterschied des Namens *Jeschu* und *Jesus* (nach den Rabbinen) gemacht werden sollen, denn ein des Hebräisches unkundiger Leser wird schwerlich das dort Gesagte verstehen. S. 102 und 103 steht zweymal „von den Löwen angebellt“ Ratt angebrüllt. Ueberhaupt hat der Vf. auf den Stil gar keine Sorgfalt verwendet, welches gleich in der Vorrede keinen guten Eindruck macht. S. VI. „Die talmudische Erzählung von der Gründung Roms daher scheint mir eine ältere zu seyn.“ S. VIII. „Ging nun die Bibel auch eben nicht mit ihrem Beyspiele voran; doch haben spätere Rabbinen“ u. s. w. Eine Reihe kleiner Erzählungen. Nro. XXVI. S. 70 ff. führt die sonderbare Aufschrift: „*Der hebräische Münchhausen!*“ Hin und wieder kommen auch Ausfälle auf die neuen Transcendental-Aesthetiker vor, die man so leicht hier nicht suchen dürfte. Z. B. S. 91. 92. in der Anmerkung. Und in der Vorrede heisst es S. I. „Man müßte es völlig unbegreiflich finden, wie ein ganzes Volk Jahrhunderte hindurch dies Gewirr von Witz und Aberwitz als Aushauch göttlicher Begeisterung verehren konnte, wenn nicht manches neuere Werk der neuesten philosophischen Aesthetik auf ähnliche Art unter einem Gewirr des sinnlosesten Unsinns einzelne große Ideen, wie verloren, verbürge, und Andere solche Werke doch als Meisterwerke des erhabensten Genius apothefirten. Und dies geschieht in unserm hellerem Zeitalter; jenes in den luftleeren Jahrhunderten der Barbarey“ —. Die auf dem Titel angekündigten: *Zwey Balladen der christlichen Mythologie im Mittelalter* S. 123 — 136 sind I. der Schneidermeister Fips im Paradiese. II. Der Minnesänger Salomo im Paradiese. Der Vf. versichert den Stoff aus „christlichen Fabeln des Mittelalters“ genommen zu haben. Wir wünschten, daß er seine Quellen genauer angegeben hätte. Die letztere ist von keiner Bedeutung. Die erstere aber ist ziemlich munter und angenehm erzählt. Meister Fips wird, weil er oft gestohlen, vom Teufel geholt. Da dieser aber sein ganzes Augenmerk auf die zugleich mitgeholte fettere Seele eines Prälaten richtet, findet Mstr. Fips Gelegenheit, an den Pforten der Hölle zu entweichen, und sich, da Perrus eben abwesend ist, in den Himmels-Hof einzuschleichen und zu verstecken. Einst, als an einem schönen Tage der Himmels-Herr mit seinem ganzen Hofstaate spazieren geht, schlüpft Fips, während ihrer Abwesenheit, in den Himmel, bewundert da die vielen schönen Sachen und vor allem unter dem Throne eine wunderbare Fallthüre, durch welche man alles, was auf der Erde geschieht, übersehen kann. Der neugierige Schneider sieht sogleich nach seiner Vaterstadt und Wohnung, wo er

zu seinem großen Schrecken gewahr wird, wie sich seine hochbetrubte Wittve und der Altgefell zärtlich umarmen. Voll Zorn reißt er einen Fuß vom Throne ab, um damit das liebende Paar zu zerfchmettern — aber in diesem Moment kommen die hohen Herrschaften vom Spatziergange zurück und der erschrockene Schneider retirirt sich hinter dem Ofen.

Jetzt setzt sich auch der Herr, da kracht  
Der Stuhl, und auf den Rücken  
Fiel lang der liebe Gott: da lacht  
Der Haufen bis zum Sticken.  
Doch er sprang auf: „Ihr Teufelspack,  
Wer thut mir diesen Schabernack! u. s. w.“

Petrus durchsucht nun den ganzen Himmelsaal, wo denn endlich Mstr. Fips ergriffen wird, der sein Verbrechen nicht leugnen kann und reuevoll um Erbarmen fleht. Er erhält folgende Warnung:

Hör Fips! Hätt' ich um jeden Kufs  
Und Flick, den du erschlichen,  
Geworfen mit des Stuhles Fuß,  
Du wärest längst verblichen.  
Drum sey gewarnt, o Mensch! und lern'  
Saftmüthig seyn, verzeihe gern.

Wenn, was wir nicht bezweifeln wollen (ob wir gleich eine bestimmte Angabe gewünscht hätten), die Fabel wirklich sich aus dem Mittelalter herschreibt: so ist das ein neuer Beweis von der liberalen Denkungsart jenes Zeitalters, wo man es der *gaya sciencia* erlaubte, selbst von den herrschenden Religionsvorstellungen einen unschuldigen Gebrauch zum Scherz zu machen.

STENDAL, b. Franzen u. Grosse: *C. D. Küsters christlicher Soldaten-Katechismus für die Jugend*, auch für Bejahrte des hohen und niedern Soldatenstandes in allen christlichen Reichen. Dritte verbess. Auflage. Von Sr. Majestät dem König, zum Prämiens-Buche für Soldatenkinder bestimmt. Erster Theil, in welchem die vier Grundwahrheiten der Lehre Christi vorgetragen werden. 1801: XXXII u. 79 S. 2ter Th. XXXIV u. 140 S. 8. (9 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. No. 376.)

Dieses Buch wird auch unter folgendem Titel verkauft:

*C. D. Küsters christliche Soldaten-Belehrungen. Ein Lesebuch für die zum Militärsstand bestimmte Jugend in Cadettenhäusern und Schulen. Auch Bejahrte des hohen und niedern Soldatenstandes in allen christlichen, von Katholischen, Lutherischen und Reformirten Religionsbekennern zu gebrauchen.*

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 27. Junius 1803.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LONDON, b. Egerton u. Waring: *The english Bowman, or tracts on Archery, to which is added the second part of the Bowman's glory, by T. Roberts, a member of the toxophilite society 1801. 42 S. Vorrede u. Inhalt und 298 S. 8. mit Titelkupfer. (3 Rthlr. 16 gr.)*

**E**in eignes Werk von mehr als dreyhundert Seiten, (werden viele unserer Leser bey dem Anblick des Titels ausrufen) über eine einzige und so einfache körperliche Uebung, wie das Schiessen mit Pfeil und Bogen! Zusammenge-setztere Uebungen, wie Tanzen, Reiten, Fechten, verstaten allerdings eine Menge von Regeln, und geben Stoff zu voluminösen Büchern, worin sie in *formam artis* gebracht sind; aber Bogenschiessen — das liesse sich wohl auf ein Paar Octavseiten hinlänglich beschreiben. — Freylich ist nicht zu läugnen, daß ziemlich viel Weitschweifigkeit und kleinliches Detail in diesem, wie in den meisten Büchern über ähnliche Materien, herrscht; Rec. indessen ist ein so großer Liebhaber von Leibesübungen, und von dem Nutzen und dem Vergnügen, welche sie gewähren, durch eigene Erfahrung so sehr überzeugt, daß dem ungeachtet auch das vorliegende Buch für ihn viel Interesse hatte.

Er kann sich bey dieser Gelegenheit nicht enthalten, den Wunsch zu äussern, daß man doch mehr und allgemeiner beherzigen möge, was in zwey, fast zu gleicher Zeit vor einigen Jahren erschienenen Schriften, in *Gutsmuths Gymnastik für die Jugend*, und in *Vieth's Encyclopädie der Leibesübungen* so eindringend empfohlen ist. In beiden ist auch das Bogenschiessen, wiewohl nur kurz, wie es der Zweck erforderte, abgehandelt. Das erstere Werk wird von Hn. Roberts unrichtig *Salzmanns Gymnastik* genannt — weil der englische Uebersetzer für gut gefunden hat, den ihm bekanntern Namen mit dem weniger bekannten zu vertauschen.

Die erste Hälfte des *english Bowman* ist historisch und zerfällt in drey Theile, wovon jeder in Kapitel und Abschnitte getheilt ist. Der erste Theil enthält eine Geschichte des Bogens von der ersten Bekanntwerdung in England, bis zu der Periode, wo sein Gebrauch im Kriege durch Erfindung des Feuergewehrs abkam. Der Bogen war bekanntlich bey den alten Völkern, so wie noch jetzt bey den nicht europäisch cultivirten allgemein im Gebrauch. Seine Einführung in England ist ungewiß. Wahrscheinlich indessen lernten die Einwohner des Landes diese Waf-

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

fen schon im fünften Jahrhundert durch die Sachsen kennen; obgleich weit später der Gebrauch im Kriege noch nicht allgemein gewesen zu seyn scheint, wenn es wahr ist, daß Wilhelm der Eroberer seinen Normannen den Sieg versprach, weil die Feinde keine Bogenschützen hätten. Seit dieser Zeit aber, das heißt seit dem Anfange des eilften Jahrhunderts, wurde der Bogen allgemein, und die Engländer zeichneten sich vor andern Nationen in der Geschicklichkeit, ihn zu behandeln, aus. — „*It was the weapon* (sagt unser Verfasser S. 15) „*of all others most suited to their genius, prowess and strength, with which they had been accustomed to form an acquaintance, very early in life; and it may with truth be said, to have been the toy of their infancy, the pride of their manhood, and the boast of their old age.*“ In der zweyten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts wurde der Bogen durch das Feuergewehr allmählig verdrängt, obgleich viele kriegskundige Männer die Beybehaltung des ersteren neben dem letzteren wünschten und empfahlen, und selbst über den Vorzug des einen oder des andern die Meynungen sehr getheilt waren. Einer der eifrigsten Vertheidiger des Bogens war *John Smith*, der in seinen *Discourses on Weapons*, London 1590. 4. eine Vergleichung desselben mit den Musketen anstellt; die ganz zum Nachtheil der letzteren ausfällt. *Humphry Barwick* schrieb dagegen seinen *Discours concerning the force and effect of all manual weapons of fire and the disability of the long bow or archery*. Unser Verfasser giebt von *Smiths* Werk einen Auszug S. 27—62, und stellt dann selbst zwischen den genannten Waffen eine Vergleichung an, die von Unpartheilichkeit und Sachkenntnis zeugt. *Smiths* Einwürfe gegen das Feuergewehr waren vielleicht für die damalige unvollkommene Beschaffenheit dieser neuen Waffen treffend; jetzt würde er sie wahrscheinlich selbst zurücknehmen. *Roberts* bemerkt S. 67 hauptsächlich drey Punkte, worin die Kugel vor dem Pfeile unverkennbare Vorzüge hat, Geschwindigkeit, Gewalt und Schussweite (letztere ist vom sogenannten Kernschuss zu verstehen; bey Hand-Feuergewehren kann überhaupt von Schüssen in hohen Bogen nicht leicht die Rede seyn). Die Kugel, sagt er, erreicht das Ziel in einer Entfernung von hundert Yards (eine Yard hat bekanntlich 405 $\frac{1}{2}$  franzöf. Linien) in einer Viertel-Zeitsecunde; ein Pfeil auch vom stärksten Bogen losgeschnellet, braucht dazu nicht weniger als drey volle Secunden. Der Pfeil hat in einer Weite von zwey- bis dreyhundert Yards eine geringe Gewalt, die Kugel noch eine sehr beträchtliche. Der *gezielte Schuss* mit der Kugel verstatet eine Weite

Yyyy

von

von ungefähr hundert und zwanzig Yards, mit dem Pfeil nur funfzig. Will der Bogenschütze über diese Weite hinaus etwas treffen: so hängt es nicht mehr von Zielen, sondern von Schätzung ab. Hingegen, sagt der Vf., wie uns dünkt, ganz richtig, hat auch der Bogen wiederum einige Vorzüge vor der Muskete. Jener verstatet geschwinder auf einander folgende Schüsse als diese. Es wird dabey folgende Erfahrung angeführt. *„An archer of this day has been known to shoot twelve arrows at forty six yards distance into the circumference of two feet within the space of one minute. An expert musketeer, cannot (we may presume) discharge above half as many bullets in that time with any certainty of effect. The best Prussian musketeers (whose pieces prime themselves) are said to discharge six bullets in a minute; but such rapidity of discharge is too fatiguing to be continued.“* — Der Pfeil, auch ohne Gift, macht eine gefährlichere Wunde als eine Kugel. Letztere kann bekämtlich selbst ohne sonderliche Unbequemlichkeit, im Fleische stecken bleiben. Es würde hier der unrechte Ort seyn, die Vorzüge der Pfeil- und Kugelwaffen aus einander zu setzen; wir bemerken nur noch, was der Vf. nicht anführt, daß Bogen und Pfeil wohlfeil zu haben, leicht von Jedem selbst zu machen und auszubessern sind, weder Blitz noch Knall geben, ein geringes Gewicht haben, folglich weniger ermüden, und daß ihre Behandlung leicht zu erlernen ist. Rec. ist von den Vorzügen des Bogens nicht so sehr eingenommen, daß er die jetzigen Waffen dagegen herabsetzen will: aber doch scheint es ihm, daß man wohl einmal in Kriege wieder einen Versuch mit einigen Compagnien guter Bogenschützen machen könnte; und wenn er sich recht erinnert, so haben Männer von Metier dasselbe schon in Vorschlag gebracht. Auf jeden Fall aber verdient der Bogen wenigstens als ein Mittel zu einer anständigen und angenehmen Unterhaltung wieder in Aufnahme zu kommen. Rec. war sonst als Knabe ein ziemlicher Bogenschütze, und erinnert sich mit Vergnügen seiner Bogen von Falsreisen, seiner Pfeile von Rohr, und seiner Wurfspieße. — Warum schämen wir Männer uns der Spiele der Jugend? Bedürfen wir diese Erholungen und Erheiterungen weniger? Warum verlaufen wir nicht die fatalen Zeit und Geld- und Gesundheit verzehrenden Kartenblätter mit den unschuldigen, lärkenden, ermunternden körperlichen Spielen, bey denen unsere Knaben und Jünglinge so froh und gesund werden, wenn wir nicht etwa auch diese schon abhalten, um sie frühzeitig zu sitzenden Maschinen zu machen. — In England hat sich das Bogenschießen als Vergnügen noch immer erhalten. Unser Vf. handelt davon im zweyten Theil seines Werks. Einzelne wenige Gesellschaften von Bogenschützen bestanden noch von alten Zeiten her, vornehmlich zwey in Lancashire und Cheshire. Aber nur erst vor zwanzig Jahren wurde es wieder allgemein beliebt. Im Jahr 1776 kam ein Hr. Waring auf den Einfall, seine durch vieles Sitzen zerrüttete Gesundheit durch diese Uebung wieder herzustellen, was ihm auch vollkom-

men gelang. Sir Ashton Lever, bey welchem jener sich in Leicesterhouse aufhielt, fand auch Geschmack daran; es gesellte sich bald eine Anzahl von Freunden zu ihm, und sie bildeten im Jahr 1780 eine Gesellschaft unter dem Namen der *Toxophilite Society*, wovon (wie das in Kupfer gestochene Dedicationsblatt dieses Buchs zeigt) der Prinz von Wales Patron, und der Herzog von Bedford Präsident ist. Es entstanden nun bald mehrere solche Bogenschützen-Gesellschaften, und selbst das schöne Geschlecht nahm Theil daran. — Im dritten Theil erzählt unser Vf. verschiedene Anekdoten von starken und geübten Bogenschützen älterer und neuerer Zeit — oder um uns feiner für ein deutsches Ohr etwas widrigen englischen Wortfügung zu bedienen: *an enquiry and investigation into such extraordinary feats, as are said to have been achieved with the english long bow etc.* vorzüglich von einem berühmten gewordenen, in einiger Hinsicht edlen Räuber, Robin Hood, der am Ende des zwölften Jahrhunderts lebte, und mit seinen hundert starken Bogenschützen ein Schrecken der Reichen und ein Beschützer der Weiber und Armen war. Er soll einen Pfeil bis auf eine Weite von 1760 Yards haben schießen können. Es werden bey dieser Gelegenheit noch einige Beyspiele von asiatischen Bogenschützen angeführt, womit man die in der *Encyclopädie der Leibesübungen* I. S. 424 und an andern Stellen vergleichen kann.

Wir haben uns bey dem historischen Theile des Werks etwas verweilt, theils weil dieser auch für solche Leser interessant seyn kann, welche die Uebung selbst nicht kennen und schätzen, indem wirklich historische Gelehrsamkeit darin angebracht ist, theils weil wir die letzte Hälfte des Buchs oder dessen vierten Theil kürzer anzeigen können, indem dieser eine lange Reihe von Regeln und Beschreibungen enthält, und keines Auszugs fähig ist. Es ist eine Umarbeitung eines vor dritthalb hundert Jahren herausgekommenen Buchs, unter dem Titel: *Toxophilus or the Scholæ of Partitions by Roger Ascham, London 1544. 4.* Es wird darin gehandelt: von den Instrumenten zum Bogenschießen überhaupt; von dem Armschilde (am linken Arm); von dem Handschuh (an der rechten Hand); von der Schnur oder Sehne; von dem Bogen selbst, dem besten Holze dazu, Regeln bey der Wahl des Bogens, Probe desselben, dem Handgriffe, den Enden, der besten Länge; von den Pfeilen, deren Materie, Form, Länge, Gewicht, Gefieder, u. s. w. Sodann von den Regeln der Behandlung selbst, überhaupt, und besonders vom Anspannen, von der Positur, vom Halten, Anziehen der Sehne, Losschnellen, von der Elevation, vom Schießen nach einem Ziele, u. s. w.; von Erhaltung und Aufbewahrung des Bogens . . . alles in eigenen Abschnitten, sehr lang ausgesponnen, — für einen, der nicht ganz besonderer Liebhaber ist, und selbst Bogen und Pfeil zur Hand hat, ermüdend. Zuletzt werden noch die verschiedenen Arten zu schießen aufgezählt, je nachdem man die größtmögliche Weite oder Höhe, oder das möglichst genaue Treffen eines Ziels

Ziels zur Absicht hat. Wenn die Uebung bey uns so beliebt wäre, wie sie in England jetzt zu werden scheint: so verdiente das Buch ins Deutsche übersetzt zu werden, aber es ließe sich um die Hälfte abkürzen. Schließlich merken wir noch an, daß das Titelkupfer eine sehr richtig gezeichnete und gut gestochene Figur eines Schützen vorstellt, in dem Moment, wo er den Pfeil liegen lassen will.

**LEIPZIG, b. Rein: Der Evangelische Kirchen-Rathgeber, mit Vorbereitung zur Zukunft und Kirchenanzeigen.** Herausgegeben von *Areoparep Aredisda*. Erstes Bändchen. Vorbereitung aufs Lutherische Jubelfest 1817. 1803. 9 Bog. Zweytes Bändchen. Vertheidigung meines Herrn und seiner Apostel gegen neuere Verunglimpfungen. 10 B. 8. (16 gr.)

Ob Hr. *Areoparep Aredisda*, wie er auch heißen mag, allein, oder ob mehrere mit ihm, wie er versichert, sich zu Evangelischen Rathgebern in dieser Schrift aufgeworfen haben; daran ist eben so gar viel nicht gelegen. Genug, es herrscht in derselben vom Anfange bis zum Ende einerley Ton: gurgemeynter, hitziger Eifer für biblische Religion, und ächt Evangelisch lutherischer Lehrbegriff; aber ein sehr geringes Maass von Beurtheilung; seltsame Enrvürfe, abentheuerliche Einfälle, apokalyptische Gesichter in die Zukunft, u. dgl. m. kurz das Resultat von allem diesem: *Non tati auxilio, nec defensoribus istis Tempus eget.* Man kann zwar Mitleiden mit dem oder den Verfassern haben, deren bedrängte Umstände nach S. 30 ein solches Erwerbungsmitel zu ergreifen genöthigt seyn mochten; aber darum ist es kein *Morden ihrer Ehre*, wie es S. 32 genannt wird, wenn man ihnen frey heraus sagt, daß solche Hülfsberathungen, wie die übrigen sind, bey der jetzigen Lage der Kirche, Religion und Theologie, von keiner Wirkung seyn können; wenn sie gleich in einer gewissen Classe Leser finden dürften, die wir ihnen gerne gönnen. Sie versprechen hier *Nachricht, Anzeige und Rath* 1) in *Evangelischen Religions- und Kirchensachen*; 2) in *Gewissenssachen*; 3) in *Besserungsangelegenheiten irrender Evangelischer Christen*; 4) in *Aufweckungsangelegenheiten schlafender Geistlichen*; 5) in *Wiederaufrichtungsangelegenheiten trostloser, bekümmertor Zweifelder, un des Bekenntnisses J. Christi und des Wortes Gottes Willen hintansetzer, grüßterter etc. Menschen*; 6) in *Ehe- und Erziehungsangelegenheiten*; 7) in *allen solchen Sachen und Umständen, die mit dem Protestantismus in Verbindung stehen*; 8) in *allerley theologischen Anfragen, Antworten und Streitigkeiten*; 9) in *Empfehlung wahrer Evangelischer Christen*; 10) in *Wiederbesetzungsangelegenheiten vacanter Evangelischer Aemter und Schulstellen.* Selbst diejenigen, welche gern Licht über die Zukunft zu erhalten wünschen, sollen dasselbe aus den prophetischen Schriften der Bibel empfangen, und sie sollen auf die Zukunft vorbereitet werden. Nun einige Beyspiele! Eine höchwichtige Botschaft und Rapport an alle Evangelisch-

*lutherische Christen.* (S. 33 fg.) Sie besteht darin, daß, nachdem in den Jahren 1784 und 1785 von einem *Schriftgelehrten* (vermuthlich von dem Vf. selbst) ein öffentlicher Versuch, der von Gott war, gemacht worden war, ob sich wohl die katholische und reformirte Kirche geneigt finden lassen wollte, sich mit der evangelisch lutherischen zu vereinigen; er aber darüber allgemein geschmäht, verfolgt, ins Elend verjagt, und genöthigt worden war, in seinem Exil weit über der See mehrere Jahre kummervoll zuzubringen, nunmehr folgender Rapport abgestattet werden kann, daß es unmöglich sey, die R. katholische Kirche zum reinen Evangelischen Bekenntnisse zu bringen, und zu bewegen; vielmehr, daß die beiden Thiere eine andere gewaltsame Vereinigung nach ihrem Plane im Werke haben, welchen Plan sie nie aufgeben; deshalb sie den westphälischen Frieden zum Theil schon „im Wegfall“ gebracht haben, und der ausgeführt werden soll, sobald die *schreckigten und rothen Kasse sich mit einander verbunden haben, und erstere gegen Mittag gezogen sind.* Man sagt, das werden sie ohngefahr um das Jahr 1848 thun; vorlier aber erst das Heer der Später in Sold nehmen, um die Evangelische Kirche zu peinigen, damit sie desto eher abfalle, u. s. w. *Vortrefliche Schilderung der Lutherischen Kirche und ihrer Schicksale in der heil. Schrift*, S. 39 fg. Sie ist Offenb. XII, 1 in den Worten enthalten: „Ein Weib mit der Sonne bekleidet, und der Mond unter ihren Füßen, und auf ihrem Haupte eine Krone von zwölf Sternen.“ Denn die Sonne ist Christus: und daß sie mit demselben noch angethan sey, davon zeugt das neue Dresdner Gesangbuch fast auf allen Seiten mit erhabnen Lobgesängen. Der Mond unter ihren Füßen aber ist das Reich der Finsterniß, welches sie nun bald 305 Jahre lang unter ihre Füße getreten hat. *Von ihr fällt der dritte Theil ab*, und wird wieder unter papistische Gewalt und Oberherrschaft gebracht. Dieser dritte Theil nennt sich: *Aufgeklärte. Erster Vorbereitungsvortrag zur dritten hundertjährigen Jubelfeyer der Evang. Luther. Kirche im Jahr 1817.* Eine Prüfung für die Evang. Luther. Gemeinen, ob sie es noch wahrhaftig, oder nur zum Scheine sind. *Eingegangens Bitten um die Fürbitten der Gläubigen*; z. B. für den Rector einer Evang. Luther. Schule, der sich feindseliger und lästender Ausdrücke wider den Evang. Luther. Glauben bedient hat. *Anfragen*: Wo wird das Verbot Pauli, 1 Cor. X, 7, an Sonntage nicht zu spielen und zu tanzen; in der Evang. Kirche beobachtet? und sollte nicht darüber gehalten werden? *Eine höchst wichtige Anfrage.* Hr. *Areop. Are.* wird *Peter Peterfens* Lateinbible mit vortheilhaften Veränderungen neu herausgegeben. Das zweyte Bändchen besteht brennlich ganz aus einem *Religionsgeschichte über einige aus den Kön. Preuss. Staaten und aus Jena ausgegangenen karten Angriffen aufers Herrn und seiner Apostel, im Jahr 1802*, besonders über des Hn. Pfarrers *Röschel* zu Bubenham in Anspachischen, in Hn. Prof. *Augusti* theologischen Monatschrift befindliche Bemerkungen zur Begründung eines reinen Ansicht der Wunderer-

zählungen, und der sogenannten positiven Lehren des Neuen Testaments.

BRESLAU, b. Barth u. Hamberger: *Recueil ou Choix instructif et amusant, extrait des meilleurs auteurs françois, par C. A. Goflar, maître à l'école royale de Frédéric, 1802. 268 S. 8. (16 gr.)*

Diese kleine Sammlung enthält eine lehrreiche und angenehme Auswahl französischer Lesestücke, und zwar aus bekannten guten Schriftstellern; nämlich

*Histoire de M. de la Palinière, von Mde. de Genlis; La bonne Mère, von Marmontel, la mauvaise Mère, von eben demselben; Le père de famille, von Diderot, und zuletzt Satyren von Boileau. Der gute Druck, die Correctheit desselben, und der wohlfeile Preis werden diese Sammlung zugleich empfehlen.*

LEIPZIG, in d. v. Kleefeldschen Buchh.: *Kabalen des Schicksals. 5tes Bändch. 1803. 191 S. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1802. No. 349.)*

### KLEINE SCHRIFTEN.

ÖKONOMIK. Frankfurt a. M., b. Eslinger: *Neuer Plan der allgemeinen Revolution in der bisherigen Forstökonomie-Verwaltung*, oder letztes Mittel, die misslichen Wald- und Wildnutzungen besser zu sichern, die Holzcultur auf ihre höchste Stufe zu bringen, und den großen Forst- und Jagdherrn gleich ansehnliche Summen Geldes in die Hände zu liefern. Von Johann Jacob Trunk, resignirten V. O. Oberforstmeister, nachher K. K. wirkl. Hofkammerrath und Professor der politisch-ökonomischen Wissenschaften, insbesondere der Land- und Forstwissenschaft. 1802. 96 S. gr. 8. (6 gr.) Der Vorrede zufolge hatte der Vf. seiner Schrift eigentlich folgenden den Inhalt besser und kräftiger ausdrückenden Titel: „Die schon längstens, besonders höchst nöthige, jedoch ohne einigen Ruin der unentbehrlichen Waldungen und unschuldiger Menschen, leicht ausführbare Revolution in der Forstökonomie, d. i. das einzige wahre Mittel, die misslichen Wald- und Wildnutzungen gegen die gewöhnlichen Betrug- und Diebereyen, ohne den bisherigen großen Aufwand, und ohne die häufigen Plackereyen der Forst- Irrevel- und Rüggerichte ihren großen Eigenthümern besser zu sichern. Nach theoretischen Grundsätzen durchgedacht, und aus der Erfahrung von Jahrhunderten bewiesen, von einem alten Rechts- und Forstverständigen Oekonomen.“ gegeben, welchen der Verleger aber für zu schulmäßig und weitläufig erklärte, daher er ihn, wie oben, abändern mußte. Der Revolutionsplan des Vfs. besteht nun eigentlich darin, *dass man aus dem Staats- Herrschafts- und Gemeinde-Eigenthum der Wälder und der wilden Thiere entweder ein völlig unabhängiges oder ein bloß nutzbares Eigenthum und zwar nur in lauter kleinen, von einer Familie oder Handlungs-gesellschaft wohl übersehbaren Stücken von Wald- und Wildrevieren machen soll.* Durch diese Veränderung der Eigenthümer würden den Herrschaften die großen Befolgungen der Förster und Jäger spart, die oft mehr als die Einkünfte von Wald und Wild ausmachen, die Privat-Gutsbesitzer aufgemuntert, sich mehr Forstkenntnisse zu erwerben, sich darin zu üben, und ihre Forstkultur auf die höchste Stufe zu bringen, folglich mehr Holz gezogen und dem Holzmangel abgeholfen, dann große Geldsummen, nämlich gleich anfänglich bey Verkauf der Waldungen und Jagden der Kaufschilling, bey jedem Besitzänderungsfalle ansehnliche Laudemial- oder Handlungsgelder, und jährlich von jedem Holzschlage das zum Verbrennen, Bauen, Verarbeiten und sonst nöthige Holz und Holzgeld oder andere Waldproducte ohne besondere Mühe und Ausgaben, gewonnen werden u. s. w. Die Veranlassung zu diesem Plan haben eigentlich dem Vf. die Unterforstbedienten gegeben, von denen er ein sehr gräßliches Bild entwirft. Er sagt auch S. 21 ausdrücklich, dass er den Forstverwaltern und Förstern hiermit den Krieg ankündigt und sie zu stürzen suche, denn sie wären nicht werth, beygehalten zu werden.

Dies führt er dann sehr weitläufig und bitter aus, und versichert, dass er bey den vielen von ihm bekleideten Amtesstellen die niederträchtigsten Handlungen von den verstorbenen, geilen und bestochenen Forstbedienten hätte begehren sehen. Er könnte Jäger nennen, die ihm selbst seine eigenen Bestallungsjagden bestohlen und andern, sogar geistlichen Seelförtern damit Präsenze gemacht, andere, welche vom herrschaftlichen Wildprete ihre ganze Haushaltung gefüttert, genährt und unterhalten; Förster, die um ein Stück Geldes oder Glas Wein allen Waldreviern durch die Finger gesehen, und wenn sie dieses, oder was sie sonst von den Bauern foderten, nicht erhielten, auch die unschädlichsten, unschuldigsten Handlungen als Waldreviel auf ihre Försterpflichten, zur Rüge gebracht, und andere, die von herrschaftlichen und Gemeinewaldungen sich ganze Häuser aufgebaut hätten. Ehrliche und redliche Leute, die ohne Arglist und Betrug oder heimtückischen Eigennutz wären, gäbe es nur wenige unter denselben, ein redlicher Mann wäre eine seltene Ausnahme von der gemeinen Regel oder dem großen Haufen der Schurken von Förstern und Jägern. Also weg mit diesen! ohne alle Schonung fort mit ihnen! u. s. w.

Wo die Wälder von solchen Forstmännern verwaltet werden, da mag es freylich schlecht um sie stehen, und man kann es dem Vf. nicht verdenken, wenn er sie als Privateigenthum vertheilt und behandelt wissen will, so wie er den Plan dazu auch mit vielem Scharfblinn und Genauigkeit ausgeführt hat. Allein ob nicht eine Revolution, nicht in den Waldungen selbst, sondern unter den Forstbedienten, wo solche schlechte Subjecte ausgestoßen, und überhaupt die Aufsicht über die herrschaftliche Waldung sorgfältiger und überflüchtiger geführt würde, zweckmäßiger und besser wäre, das wäre noch zu untersuchen. Rec. lebt in einer Gegend, wo gerade die umgekehrten Klagen geführt werden können, so dass die herrschaftlichen Waldungen am besten, und die Privatwaldungen am schlechtesten bewirthschaftet werden. Die Ursachen davon liegen sehr nahe, da es, wie bekannt, weit schwerer hält, den gemeinen Mann den Pflichten der Forst- und Jagdordnung zu unterwerfen, als den darauf gelernten und versideten Jäger. Da dieser Gegenstand überhaupt in den neuern Zeiten mehrmals zur Sprache gekommen ist: so ist Rec. der Mühe überhoben, alle Gründe, die gegen des Vfs. Behauptung streiten, zu wiederholen. Er kann sich auch noch gar nicht von den Vortheilen für die herrschaftlichen Casen überzeugen, wenn herrschaftliche Waldungen und Güter zu Privateigenthümern versetzt werden. Wenn so etwas z. B. zu Anfang dieses Jahrhunderts geschehen wäre, wie ärmlich würde es jetzt um manche Kammer-Casse stehen? Ja er sieht auch nicht ein, wie die Förster bey einer solchen Waldvertheilung zu entbehren sind; die Erfahrung lehrt Rec., dass noch größere Aufsicht nöthig ist.



# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 28. Junius 1803.

## ERBAUUNGSSCRIFTEN.

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Erbauungsbuch für Frauenzimmer aller Confessionen.* Von Johann Ludwig Ewald, Doctor der Theologie, Professor der Philosophie, Prediger an der Stephanskirche in Bremen, und der Haager Gesellschaft zu (r) Vertheidigung des Christenthums correspondirendem Mitgliede. I. Band. VIII. u. 244 S. II. Band. 255 S. 1803. 8. Mit einem schönen Kupfer von Stölzel. (1 Rthlr. 12 gr.)

**H**r. Ewald ist einer der fruchtbarsten Schriftsteller, besonders im aserischen Fache, und ein besserer, als man nach der Menge seiner Producte vermuthen sollte. Er verräth Talent und Kenntnisse, durch eine Fülle von Gedanken, die durch sich selbst und oft auch durch den Vortrag interessiren. Auch die vor uns liegende Schrift beweist das eine und das andere, und wir gestehen gern, daß sie im Ganzen ihrer Bestimmung gemäß eingerichtet ist. — Sie zerfällt in zwey Abtheilungen, von denen die erste allgemeine, die zweyte besondere Betrachtungen und Erweckungen für das Mädchen, die Gattinn und die Mutter, liefert. Dieser Angabe unerachtet vermisst man doch einen gewissen feilen Plan, nach welchem der Vf. gearbeitet, und seine Arbeiten geordnet haben könnte. Der erste Theil enthält manches, was in jedem Erbauungsbuche eben so an seinem rechten Orte stände, als hier; z. B. die Betrachtungen: *Gott ist unser Vater, der gestirnte Himmel*, und andere, die keine nähere Beziehung auf das weibliche Geschlecht haben. Aus der zweyten Abtheilung könnte wiederum manche der Abhandlungen in die erste gestellt seyn, ohne daß man sie dort weniger passend finden würde; z. B. *der Frühling*, eine *Selbstbetrachtung*; *der schöne Herbsttag*, an eine kinderreiche Wittwe. Doch, das thut der Erbaulichkeit der einzelnen Stücke, aus welchen das Ganze zusammengesetzt ist, keinen Eintrag. Diese besteht für sich, und wir machen diese Bemerkung bloß, weil der Vf. selbst, durch die Ueberschrift der beiden Bücher, dazu die Veranlassung giebt.

Es sind hier mehrere auf das weibliche Geschlecht und auf die sitzlichen Bedürfnisse desselben genau berechnete Themata abgehandelt, von denen wir einige, welche uns bey dem Durchlesen vorzüglich gefallen haben, nennen wollen. Im ersten Theile: *der weibliche Wirkungskreis; wie werden Bedürfnisse des Herzens befriedigt; weibliche Sanftmuth und Geduld; weibliche Wohlthätigkeit; über die Laune*, und beson-

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

ders die drey Abhandlungen über *Freundschaft*, welche sich eben so sehr durch ihre gute Anordnung, als durch ihre richtige Diction, empfehlen. In zweyten Theile zeichnen sich aus. die Betrachtung: *über Eifersucht, ein Gift für Sittlichkeit und Familienglück; Sorge für den guten Namen; an eine Freundin, die ihren geliebten Gatten verlor*, und die über *Bildung (der Kinder) zur Religion*. — Die dreyzehnte Abhandlung im ersten Bande wünschten wir, um Hn. Ewalds willen, ganz weg; wenigstens erinnert sie, so, wie sie da steht, gar zu deutlich an den bekannten Streit des Vfs. mit dem würdigen Stolz, und zeigt, daß er immer noch nicht kaltes Blut genug habe, unpartheyisch daran zu denken. Sie ist überschrieben: *über Bibellesen, an die Gr. L. v. St.* Unter andern heißt es S. 85. „Da (in der Bibel) ist nicht von Kaisern und Königen, von Bonaparte und Pitt, von Karl und Moreau — es ist von Gott die Rede“ u. s. w. Dann wird Luthers Uebersetzung dringend empfohlen, und S. 88. folgendes Urtheil gefällt: „Sie fühlen das Naive, Kräftige, Herzliche dieser Sprache, und ich weiß, es ist Ihnen lieber, als die gedrechelten Perioden, und die verwässerte, oberflüchliche Alltagsprache, die nicht bloß die bilderreiche, lebende, und durch Bilder so vielseitig bedeutende Darstellung des Morgenlands in unsere kalte todtte, tödtende Bücher- und Stubensprache, sondern auch den tiefen, oft in seiner ganzen Tiefe nur zu ahnenden Sinn jener Gottesmänner, in die freylich klare, aber nur wegen ihrer Flachheit so leicht zu durchsehende philosophische Religion unserer Zeit übersetzen will.“ Dann wendet er ein, von dem sel. Lichtenberg gefülltes, allgemeines Urtheil über Uebersetzungen auf die Lutherische an, und sagt: „ich führe diese Auktorität nicht um Ihrwillen an, sondern damit Sie dem Bedauern eines allweisen jungen Herrn, oder dem Nasenrumpfen einer vorlauten, immer für die neueste Meynung abergläubigen Dame ein Wort entgegen setzen können, wenn Sie von ihnen über Ihren Luther angetroffen werden.“ — Gleich darauf heißt es jedoch: „für das Neue Testament weiß ich Ihnen immer noch keine treuere und verständlichere (Uebersetzung) vorzuschlagen, als die Zürchische, die von mehreren Schweizer Theologen, aber in Einem, und einem guten Geiste, gemacht worden ist.“ S. 91. versichert er die Gr. St., daß er die neuern Hülfsmittel zum Verstehen der Bibel wohl kenne, aber sie darum nicht vorschlage — weil das Neue nicht immer das Beste sey. Nun! jeder lebe seines Glaubens, also auch Hr. Ewald; aber die Art, wie er sich hier darüber erklärt, ist uns eben so wenig erbaulich gewesen, als die Stelle S. 83. wo er sehr naiv bekant: „Ich sah in mehreren Jah-

ren nicht hinein (in die Bibel). Und jetzt — mag ich durchaus kein *Änderet-Buch* zu meiner Erbauung lesen. Ehe ich morgens etwas in der Bibel gelesen habe, ist mirs, als ob ich mich nicht gewaschen, oder mein Frühstück nicht genommen hätte. Und nichts ist natürlicher! — Ja wohl, natürlich genug!

Ueberhaupt müssen wir Hn. Ewald, bey allem Guten, was sein Buch enthält, doch noch auf einige Auswüchse aufmerksam machen. In einem Erbauungsbuche stößt man ungern auf *Spielereyen* im Ausdrucke. Es soll den Charakter der Ernsthaftigkeit an sich tragen, und eben darum fällt es z. B. sehr auf, das die Vorrede unterzeichnet ist: „*Bremen, an einem heiteren Apriltage, wo Knospen künstiger Blüten im hellen Sonnenschein glänzten — dem Bilde der schönsten Freuden, die uns hier werden können.* 1802.“ S. 49. „*Liebe ist der einzige Sinn für Liebe.*“ S. 23. „*Mein himmlischer Erzieher wird mich ja bewahren, das ich mir diese (verbotene sinnliche Vergnügen) nicht erlaube; das ich mich auch vor den Kosten derselben hüte.*“ u. dgl. m. Seinen inneren Beruf mehr für das weibliche Geschlecht, als für das männliche zu schreiben, schildert er so: „*mich hat meine Erfahrung gelehrt, das ich weit mehr auf das weibliche, wie auf das männliche Geschlecht wirken kann. Sags meine Achtung für die zarte Blüte des weiblichen Sinns, (?) für den feinen Duft der weiblichen (?) Jungfräulichkeit,*“ u. s. w. Auch muß ein Erbauungsschriftsteller bestimmt im Ausdrucke seyn, und gerade hierin fehlt unser Vf. am öftersten. So heist es in der, an sich erbaulichen Betrachtung: *am Morgen, von Jesu: er gieng zu Hochzeiten und Mahlzeiten, wozu man ihn einlad, selbst zu solchen (Hochzeiten?) die um seinetwillen angestellt wurden.* S. 11. sagt er: *es ist alles Gottes Werk: selbst das Loos, das gezogen wird, fällt wie er es will.* Th. II. S. 4. *ist ihm: innere Keuschheit alles, die einzige Keuschheit. Der Körper kann nicht mehr Jungfrau seyn, und die Seele noch sehr jungfräulich.* — Dergleichen leicht mißzuverstehende Stellen finden sich mehrere in diesem Erbauungsbuche; wir wünschten sie weg, und bey ein klein wenig mehr Aufmerksamkeit auf sich selbst, wird es dem Vf. ein leichtes seyn, sie zu vermeiden. Warum schreibt er übrigens *schwehr*, und doch *fülen*, *gewält*, *woler*?

LÜBCK u. LEIPZIG, b. Bohn: *Reden über die christliche Religion.* Von Friedrich Köppen. 1802. XXV. u. 228 S. gr. 8. (16 gr)

Diese Reden sind durchdacht, wohlgeordnet und sachreich, mehr für den Verstand, als für das Herz, nicht ohne schöne Stellen und treffliche Gemälde. Doch verrathen sie mehr Kunst als Natur, und machen auf Popularität im gemeinsten Sinne des Worts keinen Anspruch. Die erste Rede über Joh. 6, 27. hat, wenigens angenommen, unsern ganzen Beyfall. Es werden aus dem Texte folgende Hauptgedanken entwickelt: im Menschen findet sich, nebst seiner Endlichkeit, zugleich ein Streben nach Unendlichkeit — der Mensch muß (soll) suchen, sein Gefühl für das Unendliche und Un-

sichtbare zu beleben — die christliche Religion enthält hierzu eine Menge Aufforderungen. Die zweyte, welche die Stelle Joh. 14, 6. erklärt, scheint sich bey dem bildlichem Ausdrucke, *Weg*, zu lange aufzuhalten, und über den Weg der Ehre, der Reichthümer (?) und des Genusses, (?) bekannte Dinge zu sagen. Auch hätten wir eine Erklärung darüber gewünscht: wie niemand zum Vater kommen könne, als durch Jesum. Die dritte Rede über Phil. 1, 3—11. von der Art und Weise, wie sich die Freude und Dankbarkeit des Apostels äußert, und wie er darin für uns ein Muster der Nachahmung wird, hat uns wegen ihrer Natürlichkeit, Wärme und kunstlosen Beredsamkeit vorzüglich gefallen. Die vierte, die der Vf. selbst zu den gelungensten zählt, über Hebr. 1, 1—14. das Gott den Menschen seinen Willen kund gethan habe. Wie Gott seinen Willen bekannt machte — was er in demselben bekannt machte — ist besonders interessant, und voll schöner Stellen. Die fünfte über Tit. 2, 11 bis 14. von den eigenthümlichen Beweggründen, wodurch das Christenthum den Menschen zur Beobachtung seiner Pflichten ermuntert. Die sechste über Hiob. 15, 20. von den Folgen, welche aus bösen Handlungen für das menschliche Gemüth entspringen. Die siebente über Col. 2, 8. welche der Vf. gleichfalls zu den gelungensten rechnet, setzt die Hauptgedanken des Apostels in dieser Stelle auseinander: der Christ kann, nach der Meynung Pauli, zu seinem Schaden eines gewissen Eigenthums beraubt werden, insbesondere durch Meynungen. — Das Eigenthum, welches der Christ verliert, ist so wichtig, das er alle Aufmerksamkeit anwenden muß, es zu bewahren. Diese Rede hat unsere Erwartung nicht ganz erfüllt. Die achte über Matth. 27, 50—54. von dem Tode Jesu. Die neunte von dem Glauben an die Fortdauer des Menschen (des menschlichen Geistes) nach dem Tode. In der lesenswerthen Vorrede setzt der Vf. seine Gedanken über Popularität auseinander. Ihr Begriff sey sehr relativ. Vor einem Auditorium, wie es gewöhnlich in Städten gefunden werde, könne der Prediger am ersten dadurch populär werden, wenn er nur Dinge berühre, die der Zuhörer schon wisse; ungewöhnliche Gedanken, und ungewöhnliche Ausdrücke vermeide. Da doch aber der Kanzelredner seine Zuhörer auch mit neuen Kenntnissen bereichern solle; dürfe man die Forderung der Popularität nicht so weit treiben, das die grössere Anzahl dem ganzen Gedankengange solle folgen können. Die Bibel bleibe immer ein schönes Muster der Popularität.

LEIPZIG, b. Rein: *Beiträge zur Beförderung der Werthschätzung des Christenthums und (der) religiöser (en) Sittlichkeit.* Von Johann Samuel Bahl, Oberconsistorialrath in Glogau. 1802. 115 S. 8. (8 gr.)

Rec. vernüthet, das die, unter diesem Titel gelieferten sieben Predigten (das Inhaltsverzeichnis zählt nur sechs) die Zusätze ausmachen, mit welchen der Vf. seine älteren *Beiträge zur Beförderung d. W. d. Ch.*

Ch. etc. bey der letzten neuen Ausgabe derselben, vermehrt hat. Sollte das seyn, so hätte billig, in der Vorrede, oder auf dem Titel, es angezeigt werden müssen, weil sonst mancher Leser der Schriften des Vf. zu einer doppelten Ausgabe verleitet werden könnte. — Diese Predigten tragen übrigens, wie die früheren afketischen Schriften des Hn. Bail, das Gepräge kalter Ruhe, und es gelingt ihm auch hier nur selten, dem Herzen nahe zu kommen und es für Religion und Sittlichkeit zu erwärmen. Dies liegt vornehmlich daran, daß er fast immer nur bey dem Allgemeinen stehen bleibt, nicht genug ins Specielle geht, und — wie z. B. in der dritten Predigt: — ermüdende Tautologien nicht sorgfältig genug vermeidet. Daß er es verstehe, durch den Vortrag auf das Herz zu wirken, zeigt er in einzelnen Stellen seiner Schrift; aber sie sind nur selten. — Gegen die Reinheit der Sprache und gegen die Popularität des Ausdrucks wäre auch manches zu erinnern. Einige Beyspiele mögen hier den Beweis führen. *Schwerliche Begebenheiten, listige Anläufe des Unglaubens, auf Gottesverehrung was halten u. a.* sind Ausdrücke, die theils nicht edel, theils nicht richtig sind. S. 79. steht ein sehr verfehltes Bild. „*Lieber sind ihnen (den Zuhörern) die, (Vorträge) in welchen ihrem sitzlichen Schlummer ein sanftes Polster untergelegt wird, und die, (welche) die inneren Schäden entweder gar nicht, oder nur äußerst leise berühren, damit nur ja keine widrige Zuckung des Gewissens veranlaßt, oder der angenehme Eindruck einer lieblichen Rede nicht im mindesten gestört wird (werde).*“ Nur aus Achtung gegen den Vf. machen wir ihn auf diese, leicht zu vermeidende, Mängel einer sonst guten Schrift aufmerksam.

WIEN, b. Schaumburg u. Comp.: *Religionsvorträge* gehalten in dem Besaale der evangelisch-reformirten Christen in Wien, von Karl Cleymann, zweytem Prediger obgedachter Gemeine und Katecheten bey der vereinigten protestantischen Schulanstalt. *Erstes Bändchen.* 1802. VIII. u. 237 S. 8. (18 gr.)

Sieben Predigten, welche Hr. Cl. hier über folgende Themata liefert: *Die Verpflichtung des Christen, den öffentlichen Gottes-Verehrungen beyzuwohnen* (zwey); *über den Luxus; über die Ernährung der lebendigen Geschöpfe; über Alterspflichten und Altersfreuden; hier ist gut seyn, und wie handelt und denkt der aufgeklärte Christ in Ansehung der Verschiedenheit religiöser Meynungen und Gebräuche.* Von allem, was er darin sagt, ist fast nichts leer oder müßig da; nur selten stößt man auf bloße Declamation, und überall ist die Tendenz des Vf., nur erbauliche und anwendbare Sachen vorzutragen, sichtbar. Gegen die Richtigkeit der Eintheilungen ließe sich wohl manches einwenden; aber wir schränken uns hier nur auf einige Bemerkungen ein, von denen wir wünschen, daß der Vf. sie beherzigen möge. — Seine Predigten haben zwey Eigenschaften, welche sie sehr empfehlenswerth machen. Sie sind durchaus *praktisch* und sehr

*populär.* Aber es ist Hr. Cl. nicht immer gelungen, die Klippen zu vermeiden, welche dem, der nur anwendbare Sachen, in einer allgemein verständlichen Sprache, sagen will, sehr nahe liegen. Er ist vielmehr oft, sowohl was den Inhalt, als den Ausdruck betrifft, *gemein* geworden. Die zweyte Predigt liefert mehrere Belege zu diesem Urtheile. Hier nur einige. Es ist vom Kirchengehen aus unredlichen Bewegungsgründen die Rede; da heißt es dann S. 53. „*Aber seht da einen andern. Ich bitte euch, betrachtet ihn mit Aufmerksamkeit. Wie er räuspert, wie er gähnt, seine Hände reibt, bald mit seinen Fingern spielt, bald an seiner Kleidung schiebt und richtet — ach, wie muß ihn die Langeweile martern — hier wo es nichts zu essen und zu trinken giebt*“ etc. und S. 55. „*Wie das Geläute ertönt, — das die Verehrer Jesu versammelt, greift er unwillkürlich nach Stock und Hut; maschinenmäßig leiten ihn seine Füße hieher*“ u. s. w. So sollte kein Religionslehrer, denn es um Behauptung der Würde der Kanzel zu thun ist, und gerade in einer Residenz am wenigsten sprechen. Auch kommen der unedeln Ausdrücke, welche für das ungebildeteste Auditorium unschicklich seyn würden, viele vor, und der Vf. hätte sie um so eher zu vermeiden suchen müssen, da er selbst sagt: „*daß er dem größten Theile nach zu gebildeten Menschen rede.*“ S. 81. Hunde waren mitleidiger, als Menschen. So damals — so noch! S. 105. Beide Gatten gehen jedes (?) seine Wege bis das Geld in Saus und Braus verschwendet ist. S. 153. Höflichkeit läßt sich eintrichtern, in ein lautes Gelächter ausbrechen u. m. a.

Endlich hat der Vf. auch mehrere auf der Kanzel völlig unzulässigen Worte, wie *Cultus, Ideen, Philosophie, luxuriös* u. s. w. gebraucht.

ERLANGEN, b. Plam: *Christliche Religionsvorträge über die wichtigsten Gegenstände der Glaubens- und Sittenlehre*, von Dr. Christoph Friedrich Ammon, Königl. Großbritanniſchem Consistorialrath, ordentlichem Lehrer der Theologie, erstem Universitätsprediger und Director des Königl. Predigerseminariums zu Göttingen. *Erster Theil.* 1803. Zweyte, ganz neue Ausgabe. 264 S. 8. (18 gr.)

Es ist dies nicht sowohl eine neue Auflage, als vielmehr eine neue Sammlung von Predigten; denn von den zehn Religionsvorträgen, welche dieser Band enthält, sind neun ganz neu hinzugekommen, und nur einer von denen, welche schon gedruckt waren, hat hier seinen Platz behalten. Und schon hieraus läßt sich abnehmen, daß Hr. D. A. nicht unter diejenigen Gelehrten gehört, die sich selbst zu leicht befriedigen; auch darf man nur die gegenwärtigen Predigten mit seinen frühern Arbeiten in diesem Fache vergleichen, um überzeugt zu werden, wie wahr das sey, was er in der Vorrede von sich sagt. Es sind daher auch nur kleine und unbedeutende Flecken, die Rec. an diesen Reden entdeckt; Flecken, die nur bey einem Vf., der Sinn für Vollendung hat, bemerkt zu werden verdienen. Hierher rechnen wir z. B. die Methode, nach wel-

welcher Hr. D. A. die Sätze und Unterätze in seinen Predigten zu verbinden pflegt. Er ist nämlich in seiner Anleitung zur Kanzelberedsamkeit der Meynung, daß man die verschiedenen Abtheilungen nicht mit Zahlen bezeichnen, sondern immer durch schickliche Uebergänge an einander ketten müsse; aber daß dies nicht immer auf eine leichte und natürliche Art geschehen kann, davon findet man bey ihm selbst den Beweis. Denn Wendungen, wie die folgende, „*laßt uns nicht säumen, auch noch dieses und jenes hieherzurechnen*“, die in einer der vorzüglichsten Predigten dreyimal hintereinander vorkommt, sind nur leere Formeln, und man läuft noch außerdem Gefahr, sich solche so anzugewöhnen, daß man selbst nicht mehr weiß, wie oft man sie gebraucht. — Doch diese Erinnerung soll den würdigen Vf. bloß überzeugen, mit welcher Aufmerksamkeit wir seine Kanzelvorträge gelesen haben; und da sie richtige und interessante Gegenstände behandeln, so finden wir es der Mühe werth, unsern Lesern den Inhalt derselben hier bekannt zu machen. 1) Ueber die hohe Untrüglichkeit christlicher Wahrheit. 2) Von der edeln Festigkeit des Charakters. 3) Von den entscheidenden Augenblicken, wo uns ein gutes Gewissen über alles theuer ist. 4) Wie unwürdig es sey, seine Leiden durch einen freywilligen Tod zu endigen. 5) Von den Aufklärungen, welche uns die Religion über die dunkle Lehre von unserm Schicksale giebt. 6) Von dem Einflusse, den der Glaube an ein Wiedersehen in die Ewigkeit auf unsere Tugend hat. 7) Daß wir die Geburt Jesu noch immer nicht würdiger feyern können, als durch die lebhafteste Erinnerung an unsere göttliche Abstammung. 8) Von den Lehren der Weisheit, die uns die verjüngte Natur giebt. 9) Gottes Vatersegen in der Aernte. 10) Der Winter, ein Herold der Gottheit.

DORTMUND, b. Mallinkrodt: *Predigten bey merkwürdigen Gelegenheiten*. Gehalten von Friedrich Wilhelm Elbers, Pst. in Lüttringhausen. 1801. IV. u. 501 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Diese 25 Predigten, die bey verschiedenen, für die Gemeinde des Vf. mehr oder minder wichtigen, meist traurigen Veranlassungen, zum Theile vor vielen Jahren gehalten worden sind, hat Hr. E., nach seiner eigenen Angabe, fast alle gerade so, wie sie gehalten worden sind, abdrucken lassen. „Meine Zeit“ sagt er

in der Vorrede, „ist es nicht, an ihnen viel zu feilen.“ Das ist freylich schon gar nicht gut. Dabey versichert er, daß er bey ihrem Abdrucke bloß auf seinen Wirkungskreis Rücksicht genommen habe, und daß ihn, wenn er diesem durch die Herausgabe dieser Predigten (woran er nicht zweifle) nützlich werde, sonstige Urtheile gar nicht bekümmern würden. Das ist nun noch schlimmer. Wirklich scheint unser Vf. von dem was neuerer Zeit zur Verbesserung dieser Art Beredsamkeit gesagt und gethan worden ist, nicht nur überall keine Notiz genommen zu haben, sondern wirklich auch nicht haben nehmen zu wollen; außer etwa davon, daß man mitten in der Predigt Liederverse singen lassen kann, was, wie bekannt, neuerlich gerathen, aber nun auch schon widerrathen worden ist. Ob seine Sachen dem Leser, der seinen Geist, sein Herz, seinen Geschmack in unsern Zeiten ausgebildet hat, zusagen oder ihn empören; ob seine Worte abend- oder morgenländisch, deutsch oder undeutsch klingen; das scheint ihm so ziemlich einerley zu seyn. „Ich halte fest ob dem Worte“ so sagt er mehr als einmal und recht *con amore*. Zwar steht auch in der Vorrede: „Daß ich oft den Gedanken eines Andern genützt, diese (was denn? den Gedanken oder die Gedanken?) wohl, wenn es zweckmäßig war, mit seinen Worten ausgedrückt habe, ohne dies in einer Note anzuführen, darüber entschuldige ich mich so wenig, daß ich vielmehr glaube, bey Casualpredigten verdiene dies eher Lob, als Tadel.“ Allein, weggerechnet alles, was sich denn doch wohl mit Grunde dawider einwenden ließe, daß man schon gedruckte Gedanken unter seinem eigenen Namen wörtlich wieder abdrucken läßt, will Rec. hier nur bemerken, daß er in dem ganzen Buche des Hn. E. keine einzige Stelle gefunden habe, die ihm für seine Person in den Schriften solcher Männer, die das deutsche Publicum seit zwanzig Jahren als Muster für seine Prediger anerkannt hat, schon vorgekommen sey; daß in ihm aber auch nur sehr selten, wie etwa in der achtzehnten Predigt, eine Lust aufgefliegen sey, zu vermuthen, Hr. E. könne wohl etwa dort aus einer der eben erwähnten Quellen, aber mit einem unsaubern Gefasse, geschöpft haben. Uebrigens will Rec. damit durchaus nicht leugnen, daß Hr. E. es mit seiner Gemeinde recht herzlich gut meynen könne. Nur drucken hätte er seine Predigten in unsern Zeiten nicht lassen sollen.

## KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Ohne Druckort: *Charakterzüge des bürgerlichen Verordneten P. von St.* Mit Beylagen. 1802. 47 S. 8. (4 gr.) In einem satirischen Tone werden dem P. verschiedene Vergehungen vorgeworfen, besonders daß er durch Schleichwege Andere von Aemtern entfernt, und sich

dieselben verschafft habe. Zum Beweise werden verschiedene Briefe desselben in den Beylagen beygebracht. Wozu alles dies durch den Druck vor das größere Publicum gebracht ward, sieht Rec. nicht ein.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 29. Junius 1803.

## GOTTESGELAHRTHEIT.

- 1) GÖTTINGEN, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Dogmatik und Dogmengeschichte*, von Carl Friedrich Stäudlin, D. u. Prof. der Theol. zu Göttingen.

Auch unter dem besondern Titel:

*Grundrisse der Tugend- und Religionslehre zu akademischen Vorlesungen für zukünftige Lehrer in der christlichen Kirche. Zweyter Theil. 1800. VIII, XII u. 1035 S. gr. 8. (2 Rthlr. 18 gr.)*

- 2) Ebendaf.: *Lehrbuch der Dogmatik und Dogmengeschichte*, von Carl Friedr. Stäudlin. 1801. VI u. 660 S. gr. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Die Dogmatik des Hn. D. Stäudlin's leistet allen Erwartungen Genüge, zu denen der Name ihres Verfassers berechtigt. Sie gehört unter die wenigen Hauptwerke, die von allen Theologen studiert und geprüft und benutzt werden sollten. Zur Rechtfertigung dieses Urtheils wird die folgende ausführliche Anzeige hinreichen. Es steht aber mit diesem Urtheile die Erinnerung nicht in Widerspruch, daß es dem Vf. wohl möglich sey, seinem Werke eine noch größere Vollendung zu geben. Selten ist ein solches Werk, das eine ganze Wissenschaft in einem verhältnißmäßig kleinen Raum umfaßt, schon bey seiner ersten Erscheinung ein ganz vollendetes. Daß auch der Vf. das seinige nicht selbst genügsam dafür gehalten wissen wolle, bezeugen die Verbesserungen, die er ihm in dem *Lehrbuche*, welches mehr als eine bloße Abkürzung desselben ist, gegeben hat. Um so weniger haben wir zu beforgen, daß er die Absicht einiger Bemerkungen hierüber verkennen, oder ihnen seine prüfende Aufmerksamkeit versagen werde.

Die Anordnung der Dogmatik, welche im *Lehrbuch* unverändert beybehalten worden, ist folgende. Die *Einleitung* giebt im 1sten *Abschn.* die *Idee einer Religionslehre* für zukünftige Lehrer in der christlichen Kirche, und mit ihr die Methode, welche in der Ausführung des Ganzen und seiner Theile beobachtet ist. Der 2te *Abschn.* rechtfertigt das *Philosophiren* über die Religion. Er erklärt die *philosophische Religionslehre* für die Lehre vom Einfluß des Glaubens an Gott auf die Gesinnung und auf die Beobachtung aller unsrer Pflichten. [Wir würden sie lieber für die Lehre vom Glauben an Gott, in seiner (des Glaubens) Beziehung auf die Gesinnung und A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

Pflichterfüllung erklären.] Hierauf folgt die Eintheilung, nach welcher der Vf. sie vorträgt, mit genauerer Bestimmung derjenigen Gattung der philosophischen Religionslehre, zu welcher die seinige gehört. *Abschn. 3. Ueber die christliche Religionslehre.* Am besten wird diese mit der philosophischen so verbunden, daß man ein System der reinen Vernunftreligion auführt, und die religiösen Belehrungen des N. T. daran knüpft, auch wohl dadurch weiter entwickelt, berichtigt und vervollkommnet. Im N. T. findet man gewisse leitende Ideen, durch welche man die allgemeinen dogmatischen Sätze bekommt, welche die Haupttheile des dogmatischen Systems ausmachen, aber nicht auf Einen Satz gegründet, oder aus ihm hergeleitet werden können. Der 4te *Abschnitt. Ueber Religion und Offenbarung überhaupt*, hebt mit der treffenden Bemerkung an, daß in allen Religionen ohne Unterschied etwas angenommen wird, was über den Menschen in irgend einer Rücksicht erhaben sey, auf sein Schicksal Einfluß habe, in Ansehung dessen er gewisse Dinge thun und unterlassen, das er mehr als alles Andere ehren, und von dem er am meisten seine Glückseligkeit erwarten müsse; daß man also in dieser Hinsicht, und in der, daß der Grund zu einer reinen moralischen Religion in der Vernunft und in dem Herzen des Menschen liegt, sagen kann, es gebe nur Eine praktische Religion, nur Eine Art, Gott würdig zu verehren, nämlich die Tugend. Die Gründe des Ursprungs der Religion werden aus dem menschlichen Geiste und den Lagen der Menschen in dieser Welt entwickelt. Unterschieden werden Religionen der Sinnlichkeit, der Phantasie, des Verstandes, der Vernunft. Zu den *sinnlichen Religionen* wird die christliche gezählt, bey welcher der Mensch seinen Glauben auf gewisse Thatfachen gründet, und die immer, mehr oder minder, eine Autoritätsreligion ist. Bey der reinen Vernunftreligion im subjectiven Sinne wird unterschieden die theoretische und praktische. Unterschieden wird ferner die natürliche Religion von einer geoffenbarten. Der Ursprung der Allgemeinheit des Offenbarungsglaubens wird psychologisch erklärt. Die Offenbarungen werden eingetheilt in natürliche und übernatürliche. Die Hauptdenkartarten über übernatürliche Offenbarungen werden classificirt. Dargethan wird die Möglichkeit einer übernatürlichen Offenbarung, und bewiesen, daß eine solche Offenbarung Religionsgeheimnisse, d. h. solche Lehren, welche aus der Vernunft nicht können entwickelt und erwiesen werden, und auch statutarische Verordnungen oder Vorschriften in Ansehung der Gnadenmittel enthalten könne. Der 5te *Abschn. Ueber jüdische und christ-*

*christliche Religion und Offenbarung*, zeigt, daß das *Judenthum* wirklich eine Religion, und zugleich eine moralisch religiöse Anstalt enthält, aber fast gar keine Dogmatik und Theologie. Im *Judenthum* lagen schon die Grundlehren des Christenthums, welches die Vollendung des Judenthums ist. Das *Christenthum*, dessen Erkenntnisquellen die Bücher des N. T., und selbst die des A. T. (deren Aechtheit und Integrität sich, so weit es zu ihrem Gebrauche als Erkenntnisquellen nöthig ist, darthun läßt), und die Vernunft sind, enthält ebenfalls eine Religion. Der Hauptzweck Jesu und sein Hauptverdienst war, den Geist, die moralisch-religiöse Tendenz des Judenthums herauszuheben, das Mangelhafte desselben, so wie die herrschenden Vorstellungen, zu berichtigen, das Fehlende hinzuzusetzen, eine moralische Religion aufzustellen, und, sammt einer moralischen Anstalt, unter den Menschen fortzupflanzen. Zu diesem Zwecke ist alles Positive und Historische bloß als Mittel da. Jesus accommodirte sich dabey auf eine weise und wohlwollende Art, ganz gewiß negativ, zweifelhaft, ob auch positiv. Perfectibilität muß seiner Religion zugeschrieben werden; sie sollte sich mit der fortschreitenden Entwicklung und Vervollkommenung des Menschen vervollkommen. — Das *Judenthum* behauptet, eine übernatürliche Offenbarung zu enthalten; zugestanden kann ihm werden eine natürliche durch die Veranstaltung der Vorsehung. *Jesus* leitet sowohl den Auftrag, seine Lehre bekannt zu machen, als ihren Inhalt von Gott ab. Das *Christenthum* ist voll von Wundern und Geheimnissen, besonders in Absicht auf die Person seines Stifters. Auch die Beförderung des Menschen wird als eine besondere Wirkung der göttlichen Gnade beschrieben. Wenn der göttliche Ursprung der Lehre Jesu und die Wahrheit seiner positiven Lehren dargethan werden soll: so ist der Wunderbeweis durchaus nothwendig. Aber obgleich eigentliche Wunder (zu welchen auch Weissagungen gehören) zur Beglaubigung eines Religionslehrers und seiner Lehre möglich sind; und obgleich die Wunder Jesu, die er allerdings für Beweise der Göttlichkeit seiner Sendung und Lehre ausgab, weder bloße Erdichtungen sind, noch aus einem naturalistischen Gesichtspunkt aufzulösen und aus geübten Künsten zu erklären sind: so kann doch überhaupt schon kein Sterblicher je mit vollkommener Gewißheit überzeugt werden, daß ein wahres Wunder geschehen sey. [Der Wunderthäter selbst sollte es doch wohl können; wenigstens können wir über sein Erkenntnisvermögen in dieser Hinsicht nicht entscheiden, und die Uebrigen können doch nach einer solchen Wahrscheinlichkeit wahre Wunder glauben, die man in allen andern Fällen der *Gewißheit* gleich schätzt.] Indessen verdient der Glaube denkender Christen an das *Christenthum* als eine übernatürliche Offenbarung die größte Achtung. — Daß zur Erhaltung und Fortpflanzung des *Christenthums* eine *heilige Schrift* erforderlich seyn würde, glauben weder *Jesus* [?] noch die *Apostel*; allein die Schriften des N. T. würden wirklich ein ganz unentbehrliches

Mittel dazu. Für eine von Gott eingegebene Schrift hat sich keine der heiligen Schriften der *Juden* und *Christen* erklärt; aber bald verbreitete sich der Glaube an ihre Eingebung, zumal nachdem sie einmal in Sammlungen gebracht, und dadurch von allen andern Büchern unterschieden waren. Für heilig und göttlich kann man sie allerdings erklären, da sie eine göttliche Lehre enthalten, von Männern verfaßt sind, welche die Vorsehung selbst dazu erzog und bildete, und deren moralisch-reiner Charakter sich in ihnen abbildet, und da sie die Grundlagen und die Mittel der Fortpflanzung der wahren Kirche auf der Erde geworden sind.

Die *Dogmatik* selbst hat 2 Theile. I. *Elementarlehre*. A. *Gott*. Hiebey zugleich von der *Schöpfung der Welt* und von der *Vorsehung*. Die *Engellehre*. Die *Trinitätslehre*. B. *Freyheit*. Unter dieser Rubrik wird vieles abgehandelt, was man nicht unter ihr sucht; der Vf. setzt aber scharfsinnig auseinander, in welcher Beziehung es mit der *Freyheitslehre* stehe. *Schöpfung*, *Natur und Würde des Menschen*. *Person Jesu*. *Sünde*, ihr Verhältniß zu einer göttlichen Schöpfung und Regierung der Welt, ihre Folgen und Strafen. *Satan* und seine *Dämonen*. *Heiligung des Menschen* und *Gnadewirkungen*. *Begnadigung* (Genugthuung). *Gnadenmittel*. *Prädestination*. C. *Unsterblichkeit*. Dabey von *Auferstehung*, *Weltgericht*, *Zustand der Seligen und Unseligen*. II. *Methodenlehre*. Von der *Kirche*, dem *kirchlichen Lehramte*, den *Kirchengebräuchen*, von den *Sacramenten* überhaupt, von der *Laufe* und dem *Abendmahl* insbesondre. [Es fällt in die Augen, daß die Benennung *Methodenlehre* für diesen Theil nicht glücklich gewählt ist. Der Vf. erklärt sie (S. 20) so: „Die *Methodenlehre* oder *Ascetik* „ist die Lehre von den Mitteln, den religiösen Glauben und die religiöse Tugend unter den Menschen „zu befördern, auszubreiten, fortzupflanzen, und „wirksam zu machen.“ Aber erlaubt der Sprachgebrauch, *Methodenlehre* und *Ascetik* als Synonymen zu gebrauchen? Der Vf. fühlt diese Harte selbst. S. 918 sagt er: „Sie ist eine Theorie theils davon, wie „Religion gelehrt, theils davon, wie religiöse Empfindung, Gesinnung und Tugend befördert werden „soll, religiöse Didaktik und Ascetik.“ Allein nach dem Sprachgebrauch ist die *Methodenlehre* nur *Didaktik*, nur Anweisung, wie die Religion gelehrt werden soll; von welcher auch der Vf. Grundzüge giebt. Aber auch abgesehen vom Sprachgebrauche gehört weder die *Didaktik* noch die *Ascetik* in die *Dogmatik*. Die Lehre von der *Kirche*, dem *kirchlichen Lehramte* und den *kirchlichen Gebräuchen*, und von den *Sacramenten*, insofern sie als wirkliche Mittel zur Belehrung in der Religion, und zur Beförderung der Religiosität und Moralität betrachtet werden, gehören der *Moral* an; die *Dogmatik* hat sie bloß als *Anordnungen Christi* zu betrachten und zu behandeln.

Nach dem Bedünken des Rec. liegt an der *systematischen Anordnung* der *Dogmatik* so viel eben nicht, da doch durch keine eine strenge *systematische Einheit*



heit ist diese Wissenschaft gebracht werden kann; allerdings aber kann die eine besser seyn, als die andre. Die, welche der Vf. gewählt hat, hat viele Vorzüge vor den gewöhnlichen, von welchen allen sie abgeht. Sie setzt die wesentlichen Lehren mehr in das Licht, und verbindet einige Lehren natürlicher, als es in den andern Lehrbüchern der Dogmatik geschieht. Dagegen aber trennt sie doch auch manche Lehren auf eine nicht natürliche Weise, z. B. die Schöpfung der Menschen, die Angelogie von der Dämonologie; auch möchte wohl die Lehre von der Person Jesu natürlicher unmittelbar vor der Lehre von der Begnadigung stehen. — Die Einleitung fällt durch ihre Ausführlichkeit auf, da ihr nicht viel vom Drittel des ganzen Werkes fehlt. Allerdings macht die gegenwärtige Lage der christlichen Religionslehre eine solche Ausführlichkeit nöthig, aber abgekürzt hätte diese Einleitung dennoch, ohne Nachtheil ihres Inhalts, werden können, wenn der Vf. den 2ten und 3ten Abschnitt mit den folgenden sogleich in Eins verarbeitet, und dadurch eine Menge Wiederholungen sich erspart hätte. Vielleicht gefällt es ihm, in künftigen Ausgaben eine Aenderung damit vorzunehmen.

Die treffliche Methode der Behandlung der einzelnen Lehren läßt sich am besten in einigen Beyspielen darstellen; da sie durchaus, nur mit zweckmäßigen Modificationen, gleichförmig ist. — In der Lehre von der Besserung also wird zuerst (§. 120.) der Gesichtspunkt bestimmt, in welchem diese Lehre überhaupt in der Dogmatik betrachtet wird. Hierauf folgt (§. 121.) eine philosophische Untersuchung über die Annehmbarkeit göttlicher Gnadewirkungen (eines göttlichen Beystandes) zur Besserung. Der 122 §. trägt die Lehre von den Gnadewirkungen unter den Hebräern vor Jesu vor, und der 123. die Lehre Jesu und der Apostel, und ihm ist die Beurtheilung dieser Lehre angehängt. Der 124. §. handelt von den Gnademitteln (Mitteln zur Besserung) nach der Lehre des N. T., ohne Absonderung der Aussprüche Jesu und der Apostel, und ohne weitere Auseinandersetzung und Beurtheilung derselben, weil beides nicht nöthig ist. Der 125. §. liefert dann die Geschichte der Lehre von den Gnadewirkungen und Gnademitteln. — Die Lehre von der Sündenvergebung fängt (§. 126.) an mit dem Bedürfnis der Rechtfertigung oder einer zuverlässigen Hoffnung der Seligkeit. Hierauf wird (§. 127.) untersucht, ob eine Aufhebung der von den gebesserten Menschen verhandelten Strafen Gottes angenommen werden könne. Im 128. §. folgt die Geschichte der Lehre von der Sündenvergebung unter den Hebräern vor Jesu, im 129. die Lehre Jesu von der Sündenvergebung in ihrer Verbindung mit seinem Tode, im 130. die Lehre des Johannes und Petrus, im 131. die Lehre Paulus, im 132. die des Briefs an die Hebräer davon. Der 133. §. enthält die neutestamentliche Lehre von dem Glauben und den guten Werken, ohne vorausgeschickte Untersuchungen, die hier nicht wohl statt finden können. Der 134. §. beurtheilt und entwickelt die ganze neu-

testamentliche Lehre von der Sündenvergebung, dem Glauben, den guten Werken, und der Rechtfertigung. Die Geschichte dieser ganzen Lehre macht (§. 135) den Beschluß. — Was von der Prädestinationslehre gesagt wird, ist zweckmäßig in den einzigen 136. §. zusammengedrängt, im 137. wird die Geschichte dieser Lehre erzählt.

Die biblische Theologie ist sehr schätzbar, und bey einigen Lehren, z. B. von der Sünde, vom Abendmahl, ganz vorzüglich. Nur ist in der Dogmatik (N. 1.) nicht die strengste Ordnung in der Zusammenstellung der Bibelstellen beobachtet. So kommt z. B. im 59. §. die Erklärung Paulus, daß er sich nach den Schwachen richte, S. 241 vor aus 1 Kor. 9. 19—23, S. 244. aus 2 Kor. 11. 29; daß Christus alles, was er, (Paulus) lehre, durch ihn wirke, S. 240. aus Röm. 15. 18.; daß er Offenbarungen von Jesu erhalte, S. 244. aus 2 Kor. 12. 9.; daß Jesus durch ihn spreche, eb. da. aus 2 Kor. 12. (13. ist ein Druckfehler), 2 ff. dazwischen wird eingeschaltet, daß er nach dem Auftrag und unter der Einwirkung Gottes lehre, S. 243—246, und daß er Gebote Jesu von seinen eigenen unterscheide, S. 241; und wieder S. 244, daß er manches nicht auf Befehl des Herrn schreibe. — Was diese Zusammenstellung veranlaßte, ist leicht zu erkennen, und für den Vf. ehrenvoll. Er hat die biblischen Bücher der Reihe nach durchstudirt, und die dogmatischen Lehrsätze derselben excerptirt; er giebt uns also hier die Resultate seines von Vorgängern unabhängigen dogmatischen Bibelftudiums. Indessen gehört es zu den Vorzügen des Lehrbuchs (Num. 2.), daß hier die biblische Theologie mehr nach der Ordnung der Sachen, als historisch zusammengestellt ist. — Daß viele Theologen, so wie Rec., nicht in alle Erklärungen, in alle Bestimmungen der Begriffe mit dem Vf. einstimmen, daß manchen hier und da, was nicht zur Abhandlung gehörte, ausgehoben, und dagegen einschlagende Stellen übergangen zu seyn scheinen werden, laßt sich, zumal bey der nothwendigen Kürze, die die Gründe der Wahl und die Auslegung den Vorlesungen überlassen mußte, voraussehen; und Rec. hält es für unzuweckmäßig dergleichen Erinnerungen beyzubringen.

Wahrhaft vortreflich ist die Dogmengeschichte. Noch hat keine unsrer dogmatischen Lehrbücher eine solche aufzuweisen. Besonders Dank verdienet die Aufmerksamkeit auf den *Johannes Damascenus* und auf die merkwürdigsten *Scholastiker*. Die Verbindung einer so ausführlichen Dogmengeschichte mit einem Lehrbuch der Dogmatik scheint uns der Vf. hinreichend gerechtfertigt zu haben. Uebrigens verkehrt es sich von selbst, daß auch hier der eine manches zu viel, der andre zu wenig finden kann, und daß über einzelne Meynungen, ihre Wichtigkeit, und ihren Einfluß auf den Lehrbegriff abweichende Ansichten statt finden. Wir erlauben uns also hierüber nur den Wunsch, daß der Vf. in künftigen Auflagen eine historische Nachricht von den Meynungen über manche

Eigenschaften Gottes (nicht aber über die Gerechtigkeit und Güte, von welchen das Nöthige bey den Lehren von der Begnadigung und Vergeltung nachgeholt wird, aber hauptsächlich über die Allgegenwart und Allwissenheit), und warum nicht auch über die Fundamentalartikel, und über das Bibelverbot? einhalten möge.

(Der Beschlufs folgt.)

## TECHNOLOGIE.

FRANKFURT u. LEIPZIG: *Entdeckte Geheimnisse und Vortheile für Fabriken, Manufakturen und für den Hausbedarf.* Vom Bleichen der Leinwand und der baumwollenen Zeuge; vom Cattun- und Leinwanddruck; vom Walken der Tücher; von der Appretur der seidenen Zeuge, u. s. w. Ohne Jahrszahl. (1802.) 174 S. 8. (12 gr.)

Die hier mitgetheilten Anweisungen zur Verfertigung des Berlinerblaus, des Morveauischen Zinkweisses, einer blauen Farbe aus Erdkobalt u. s. f. ferner zur Benutzung des zuerst genannten Farbestoffes, der Dividivi (oder, wie diese Bohnenart eigentlich heist, der Libidibi) des Waus, Grapps und anderer Produkte des Pflanzenreichs in der Färberey, die Vorschriften, die Seide zum Färben geschickt zu machen, baumwollene Zeuge dauerhaft und schön zu drucken, Garn auf türkische Art roth zu färben u. s. w. mögen wohl sonst Geheimnisse gewesen seyn, jetzt sind sie es nicht mehr; denn verschiedene Schriftsteller, die der Vf. theils selbst anführt, theils aber auch nicht nennt, haben sie längst aufgedeckt, und die Künstler, die dergleichen Anweisungen bedürfen, und die allgemein bekannten Werke eines *Habich*, von *Justi*, *Weber*, *Winterl*, *Höpfner*, *Vogler* und anderer Chemiker und Technologen besitzen, werden in dem angezeigten Schriftchen wenig neues oder besonderes antreffen. Er scheint sogar mit den Gegenständen, welche er hier behandelt, nicht viel Bekanntschaft zu haben; er schreibt S. 4. Hn. *Scherer* eine Bemerkung zu, die wohl eher gemacht worden ist, als Hr. *Scherer* sein Daseyn erhalten hat; er redet ferner S. 5, 32 ff. von der Benutzung des Berlinerblaus und der Blutlauge in der Färberey auf eine Art, das man denken sollte, es müßte nichts leichter seyn, als mit diesen Dingen schön und dauerhaft blau zu färben, und doch sind dieselben, wie jeder Färber, der *Macquer's* und *Winterl's* Versuche wiederholt hat, weiß, nicht gut statt des Indigs zu benutzen; er spricht S. 13 von der Libidibibohne als von einem Farbematerial, das noch Niemand kennt, und doch machen die Färber schon seit einer ziemlichen Reihe von Jahren von dieser vegetabilischen Substanz mit Vortheile Gebrauch;

er bedient sich an mehreren Orten des Ausdrucks: Gähren, wo er von dem Geräusche redet, das bey der Vermischung einer Säure mit einem luftvollen Kali statt findet; er meynt, S. 120, das die Galläpfel ihre Eigenschaft schwarz zu färben, dem in ihnen enthaltenen Eisen zu verdanken haben, und begeht z. B. S. 14, 113, 118, 156 u. s. w. noch andere Fehler, die deutlich darthun, das er selbst zum Compiler keinen Beruf habe,

DESSAU u. LEIPZIG, b. *Steinacker*: *Vollständige und faßliche Beschreibung des Strumpfwirker-Stuhls und der darauf gefertigten Arbeiten*; ein Handbuch für Fabrikanten und Strumpfwirker, von *Johann Friedrich Lehmann*. 1803. 110 S. 8. m. 8 Kpft. (1 Rthlr.)

Die Maschine, auf welcher Strümpfe, Handschuh, Hosen, Mützen, kurze Westen, Geldbörsen u. s. w. eigentlich nicht gewirkt, sondern gestrickt werden, gehört unter die sinnreichsten Erfindungen des menschlichen Geistes, und sie hätte deshalb schon längst die Ehre, die ihr Hr. L. in diesem Werkchen erwiesen hat, verdient. Indessen mag freylich wohl mancher Mechaniker, oder anderer Künstler, der im Begriffe gewesen ist, den sogenannten Strumpfwirkerstuhl zu beschreiben, die Schwierigkeiten, mit welchen die Ausführung eines solchen Vorsatzes verbunden ist, bald eingesehen haben, und durch dieselben von seinem Vorhaben abgeschreckt worden seyn; unser Vf. hat mehr Beharrlichkeit bewiesen; er hat diese Schwierigkeiten zu überwäligen gesucht, und die Mühe, die er sich in dieser Hinsicht gegeben hat, ist in der That nicht vergeblich gewesen. Er beschreibt die genannte, äußerst zusammengesetzte, Maschine nach allen ihren verschiedenen Theilen; und erläutert seine Angaben durch gute Abbildungen; er redet ferner von den Arbeiten, die auf diesem Stuhle unternommen werden, und von dem Verfahren des Strumpfwirker bey denselben, und beschließt endlich sein Werkchen mit einer kurzen Anweisung zur Verfertigung der sogenannten Patentstrümpfe. Wir zweifeln nicht, das die Künstler und Fabrikanten, zu deren Belehrung der Vf. eigentlich diese Schrift aufgesetzt hat, sie mit Nutzen und Vergnügen lesen werden,

BERLIN, b. *Matzdorff*: *Natur-Wunder und Länder-Merkwürdigkeiten.* Ein Beytrag zur Verdrängung unnützer und schädlicher Romane. Von *S. Ch. Wageneyr*. Zweyte verbess. Auflage. 1803. 1 Th. 416 S. 2 Th. 376 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1802. No. 322.)

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 29. Junius 1803.

## GOTTESGELAHRTHEIT.

- 1) GÖTTINGEN, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Dogmatik und Dogmengeschichte*, von Karl Friedrich Stündlin, etc.
- 2) Ebendaf.: *Lehrbuch der Dogmatik und Dogmengeschichte*, von Karl Fried. Stündlin, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

**W**ichtiger aber ist es, mit den dogmatischen Grundsätzen des Vfs. die Leser bekannt zu machen. Er classificirt die Hauptdenkartens über die christliche Offenbarung und über Offenbarungen überhaupt (S. 157. ff.) also: 1) „Der Naturalist erklärt sie für durchaus unmöglich; 2) der reine Rationalist gesteht zu, eine solche Offenbarung sey möglich, sey auch vielleicht wirklich gewesen, aber der Glaube an sie sey nicht nothwendig zur Religion, zur Tugend und Seligkeit; 3) der reine Supernaturalist behauptet dagegen, der Glaube an sie sey zur Religion, zur Tugend und Seligkeit nothwendig; gemischt sind aus den beiden letztern Denkartens die folgenden; 4) nothwendig sey der Glaube für die, die sie kennen, oder wenigstens denen sie selbst unmittelbar bekannt gemacht worden, oder überhaupt für Menschen zu gewissen Zeiten und unter gewissen Umständen; 5) die reine Vernunftreligion sey die Hauptsache, der Offenbarungsglaube sey nicht gerade schlechterdings nothwendig zur Religion, aber doch für die Menschen, wie sie einmal sind, nützlich und wohlthätig, und es könne neben einem reinen Religionsglauben zugleich ein vernünftiger Offenbarungsglaube statt finden, ohne dass man jenen auf diesen baue.“ — Diese Eintheilung ist nicht genau. Die fünfte Classe ist offenbar keine andere, als die zweyte; kein Supernaturalist, nach dem unter Nr. 3. aufgestellten Begriffe, kann diese Denkart haben. Aber der Begriff des Supernaturalismus ist selbst unrichtig; dieser besteht nicht in dem Urtheile von der Nothwendigkeit des Glaubens zur Seligkeit, sondern in dem Glauben an die Wirklichkeit einer übernatürlichen Offenbarung. Dem Begriffe nach könnte es Supernaturalisten geben, die die Offenbarung jetzt für ganz entbehrlich, und bloß für die Zeit der Bekanntmachung bestimmt, ansähen, wenn es nur möglich wäre, das noch jetzt Brauchbare und Wohlthätige in dem Eigenthümlichen der christlichen Offenbarung zu verkennen, und für veraltet zu halten. Um so gewisser kann es Supernaturalisten geben, die den Glauben nicht nur für alle diejenigen zur Seligkeit entbehrlich finden, welche die Gründe

A. L. Z. 1803. Zweyter Band.

für die Göttlichkeit der Offenbarung nicht kennen, sondern auch für alle die, welche sich von ihrer entscheidenden Gültigkeit nach einer gewissenhaften Prüfung nicht überzeugen können. Die erhebliche Verschiedenheit unter den Supernaturalisten ist gar nicht angedeutet, dass einige in der christlichen Offenbarung nur solche Belehrungen finden; die schlechthin auf Autorität angenommen werden müssen, und dass dagegen andere diese Offenbarung als eine Erziehungsaufgabe betrachten, welche Winke enthält, die durch den Gebrauch der Vernunft verfolgt werden müssen. Auch ist desjenigen Rationalismus nicht gedacht, der zwar eine übernatürliche Offenbarung überhaupt für möglich erklärt, der christlichen aber entscheidend das Uebernatürliche abspricht; und doch ist nur dieser Rationalismus ein *reiner*. — Der Vf. gehört zur zweyten unter seinen fünf Classen nach den Bestimmungen, die er dem Begriffe des Rationalismus gegeben hat. Ueberall spricht er mit Achtung und Verehrung von der christlichen Offenbarung, und zeigt, dass die Gründe für ihre Göttlichkeit keineswegs als gänzlich widerlegt anzusehen sind; er erklärt aber auch deutlich genug, dass er die Beweise für ihre Göttlichkeit zur Begründung eines festen Glaubens nicht entscheidend genug finde; und dass er manchen Lehren Jesu nicht beypflichten könne, ungeachtet er in ihnen keine Accommodation nach den Zeit- und Volksbegriffen erkennt. Damit kann nun immer der Glaube bestehen, dass die christliche Lehre dem ungeachtet *vielleicht* übernatürlich geoffenbart sey, und dass *vielleicht* auch diese Lehren doch wahr seyen, deren Wahrheit die Vernunft anzuerkennen nicht geneigt, deren Falschheit sie aber auch nicht zu erweisen vermögend ist.

Allein wie dieser rationalistische (skeptische) Glaube mit dem Urtheile vereinbar sey, dass manche Lehren Jesu, in denen keine Accommodation angenommen werden könne, *offenbar falsch* seyen, ist nicht wohl einzusehen. So urtheilt aber der Vf. über die Versicherung, dass den wahrhaft Busfertigen die verschuldeten Strafen ganz erlassen werden sollen. Er behauptet (Dogm. S. 709.), dass „wer eine eigentliche Strafaufhebung vertheidige, immer etwas von der Vollkommenheit der göttlichen Eigenschaften, oder der Strenge und Reinheit der Aussprüche der praktischen Vernunft und der moralischen Grundsätze abdinge.“ [Der Rec. kann in dieses Urtheil nicht einstimmen. Es gründet sich einzig auf die abstracte Idee einer göttlichen Straferechtigkeit, mit welcher freylich keine Erlassung vereinbar ist (Kants Tugendlehre S. 185.). Aber wenn Gott als gerecht gedacht wird, so kann ja diese Idee nicht in ihrer Abstraction behal-

Bbbbb

behalten werden. Die Gerechtigkeit ist dann eine seiner Eigenschaften, die mit seinen übrigen, namentlich mit seiner Güte, vereinigt seyn, und durch diese Vereinigung eigene Modificationen bekommen muß. Ein Wesen, welches nach der Idee einer reinen Gerechtigkeit gerecht wäre, wäre kein gutes Wesen. Mit einem bürgerlichen Richter darf Gott auch nicht verglichen werden. Dem bürgerlichen Richter ist es aufgetragen, die Aussprüche des Gesetzes zu vollziehen, deren Vollziehung zum Besten der bürgerlichen Gesellschaft nothwendig ist, und er muß dabey seine milderen Gesinnungen verläugnen; aber auch er wäre kein guter Mensch, wenn er von allen mitleidigen Gefühlen frey bliebe, wenn er nicht wünschte, ohne Verletzung seiner Pflicht den Strafbarern schonender behandeln zu können. Wer wollte aber diesen Begriff auf Gott übertragen? Wer wollte ihn durch die Idee der Strafgerechtigkeit so fesseln, daß seiner Güte nur ein fruchtloses Bedauern des Gestraften frey gelassen würde? Können wir von seinen Strafen den Zweck der Besserung absondern? Und wenn wir diesen Zweck als den Zweck der mit Güte vereinigten Gerechtigkeit betrachten: verschwindet dann nicht das Bild des bürgerlichen Richters, erblicken wir dann nicht in Gott den gerechten Vater? Und streitet es mit der Gerechtigkeit des Vaters, wenn er die Strafen allen den gebesserten Kindern erläßt, bey denen er voraussieht, daß die Erlassung ihnen zur fernern Vervollkommnung nicht hinderlich sey? Bleibt er nicht gerecht, wenn er gegen alle seine Kinder gleich verfährt; nicht aus Vorliebe das eine vor dem andern begünstigt? Als der Vater der Menschen wird aber Gott im N. T. bestimmt dargestellt; und die Vernunft kann unmöglich diese Vorstellung für verwerflich erklären. Sie kann also auch der Straferlassung nichts entgegensetzen, als daß diese die Besserung nothwendig hindern müsse; sie müßte aber wahrhaftig sehr anmaßend seyn, wenn sie sich erkühnte, dies unbedingt zu behaupten.]

Eben so wenig würde ein rationalistischer Glaube des Vfs. begreiflich seyn, wenn er die Lehre, daß Gott durch einen *unbedingten* und *absoluten ewigen Rathschluss* dem einen Menschen die zur Besserung nöthigen Gnadenwirkungen zugestehet, dem andern verweigere, für eine wirkliche Lehre Jesu hielte. Dafür scheint er sie aber S. 825. ff. bestimmt zu erklären, wo er sagt: „Man braucht sich deswegen nicht einmal auf einzelne Stellen, sondern bloß auf den Geist und den Gang des Ganzen zu berufen. Gott hat immer im A. und N. T. auserwählte Lieblinge, nicht nur an einzelnen Menschen, sondern an ganzen Geschlechtern, Völkern und Secten“ u. s. w. Allein S. 827. ff. sagt er: „Die Schrift lehrt diesen Glauben eigentlich nicht, sondern läßt uns in dieser Sache nur im Dunkeln;“ mehrere Aeußerungen Jesu und Pauli verfichern, daß Gott mit Gerechtigkeit nach dem Verdienst und der Schuld der Menschen richte. [Aber eben dadurch werden wir gewiß, daß eine solche Prädestinationslehre dem Geist der Lehre Jesu entgegen ist, und daß die anscheinenden Widersprüche nur Accommodationen im Disputiren κατ' ἀπολογίαν sind.]

Es bleibt also ungewiß, was die eigentliche Meynung des Vfs. sey. Aber selbst sein philosophisches Urtheil über die absolute Prädestination ist sehr dunkel. Nach S. 823. ff. hat diese vieles für sich: selbst bey einem unbedingten Freyheitsvermögen des Menschen sey es doch unlängbar, daß die Entwicklung und der Gebrauch dieses Vermögens von einer Menge äußerlicher Umstände abhängt, welche nicht in unserer, sondern bloß in Gottes Gewalt stehen. Hingegen nach S. 826. ff. gebieten die Grundsätze einer reinen Moral und Religion, anzunehmen, daß Gottes Vorherwissen und Vorherbestimmen mit unserer Freyheit vollkommen vereinbar sey, „daß er keinen unverdient erwähle, und keinen unschuldig verwerfe, daß er es keinem vernünftigen Wesen in der ganzen Dauer seiner Existenz an Kraft und Gelegenheit zu seiner Besserung und an seinem gnädigen Beystande zu diesem Zwecke werde mangeln lassen.“ [Aber was ist dann die reine Moral und Religion, wenn ihre Grundsätze etwas anzunehmen gebieten, wovon das Gegentheil unlängbar ist? Merkwürdig ist es, daß der Vf. auf die Kantische Lösung der Schwierigkeit gar nicht Rücksicht nimmt, und sie also stillschweigend für ungenügend erklärt. In der That löset sich die Schwierigkeit nur dann, wenn man die Willensfreyheit für das Vermögen erkennt, mit voller Willkür Willensbeschlüsse nach den für stärker, oder nach den für schwächer erkannten Gründen zu fassen.] — In dem *Lehrbuche* (Nr. 2.) ist dieser §. umgearbeitet, und den Gründen für die Prädestination sind (S. 525.) Gegengründe beygegeben. Wir setzen diese hierher: 1) „Es muß eine Vereinbarkeit unserer Freyheit mit Gottes Vorherwissen geben, sonst gäbe es keine Sittlichkeit, keine moralische Welt, keine Religion. 2) Wir sind keine competente Richter über Gottes Erziehungsplan, und im andern Leben kann jeder für das noch entschädiget werden, was ihm in diesem zu seiner moralischen Bildung abgieng. 3) Der Grund der tiefsten Verdorbenheit kann immer noch in der freyen Willkür des Menschen liegen. 4) In verschiedenen Schriftstellen liegt allerdings die Prädestinationslehre, nur nicht die crasse, sondern als Erklärungsgrund verschiedener sonst unbegreiflicher Erscheinungen in der moralischen Welt. 5) Im Judenthum und Christenthum liegt allerdings bis zu einem gewissen Punkte die Lehre von einer absoluten Prädestination, nämlich in Ansehung vieler Nichtjuden und Nichtchristen. In dem letzten aber sind zugleich keine einer bessern Lehre enthalten, namentlich in dem, was von Gottes Gerechtigkeit und Liebe gegen alle Menschen, und davon gesagt wird, daß jeder nur nach dem ihm anvertrauten Pfunde, und dem ihm gegebenen Gesetze gerichtet werden soll. Und so giebt das Christenthum auch hier seine Perfectibilität zu erkennen.“ Wir müssen gestehen, daß wir auch dieses Raisonnement so wenig befriedigend als durchaus richtig finden können.

Noch sind die beiden Werke, als *akademische Lehrbücher der Dogmatik*, von einer eigenen Seite zu betrachten, auf die gewöhnlich bey solchen nicht viel

viel geachtet wird, und die doch von der größten Wichtigkeit ist. Die schwerste Kunst des akademischen Lehrers bey dem Vortrag der Dogmatik ist diese, zu verhüten, daß nicht seine Zuhörer Nachbeter von ihm werden. Freylich mag es Lehrer geben, die gerade das wünschenswerth finden, die die Aussicht reizet, eine eigene Schule zu bilden; aber dem streng-gewissenhaften Lehrer kann es bey der gegenwärtigen Krise der christlichen Religionslehre darum nicht zu thun seyn. Sein Augenmerk muß bleiben, den Zuhörern die Gründe der Hauptpartheyen deutlich und in ihrer vollen Stärke vorzutragen, damit sie in den Stand gesetzt werden, ein selbstständiges Urtheil, auch über seine eigenen Entscheidungen, zu fällen. Am sorgfältigsten muß hierbey derjenige Lehrer seyn, der vom Supernaturalismus fern ist, und doch künftige Lehrer zu bilden hat, die unter der Versicherung ihres Supernaturalismus ange stellt werden sollen. Der Geist der Zeit macht die Zuhörer immer geneigt, seinen freyeren Meynungen beyzutreten, ehe sie nur die Gründe derselben kennen. — Hr. D. St. hat hierin das Seinige redlich gethan; er hat den biblischen Lehrbegriff sorgfältig entwickelt, hat in den allermeisten Lehren die Vernunftmäßigkeit desselben gerettet, und dann erst sein abweichendes Urtheil beygefügt, und bisweilen auch dieses nicht einmal bestimmt ausgesprochen. Es ist also kein Vorwurf, den wir ihm zu machen gedächten, wenn wir bemerken, daß noch nicht alle Gründe für die Schriftlehre immer in ihrer ganzen Stärke dargelegt sind; auch zweifeln wir nicht, daß der würdige Lehrer vieles im mündlichen Vortrage nachholen werde.

Es ist bekannt, daß der Vf. den Kantischen Principien heypflichtet; auch rühmt er von ihrem Einflusse auf die Wissenschaft der christlichen Religionslehre mehr, als der Rec. unterschreiben kann. „Sie „hat ihr (sagt er S. 49.) ein neues Interesse und neuen „Schwung gegeben, und ihr Gesichtspunkte und Aus- „sichten eröffnet, die für sie äußerst wohlthätig (?) wer- „den können, wenn sie gehörig verstanden und ver- „folgt werden.“ Um so mehr ist es Pflicht, zu be- merken, daß er nicht nur nicht unter die Zeloten, sondern auch nicht unter die slavischen Anhänger dieser Schule gehört. So ist er z. B. gegen die theo- retischen Beweise für das Daseyn Gottes weit billiger, als der große Haufen der Kantianer. Seine Ueberzeugung, daß Gott alle Geschöpfe [also auch die freyen] ihre Bestimmung erreichen lasse (S. 396.), und die Behauptung (S. 397. ff.): wir wissen, die Vorsehung sey ein Actus, (vgl. Kants Religionslehre S. 115. ff.), geht über das Kantische *ensaym* hinaus.

In dem *Lehrbuch* (Nr. 2.) ist die *Literatur* ganz weggelassen, die *Dogmengeschichte* aber ganz beyhalten. Was zur *biblischen Theologie* gehört, ist ins kürzerer zusammengezogen, und mehr nach der Ordnung der Sachen, als historisch zusammengestellt. In der Abhandlung der *Dogmen* sind erhebliche Veränderungen vorgenommen. Manche Paragraphen sind ganz umgearbeitet, andere sehr verbessert, manches

ist weggelassen, manches abgekürzt, manches hinzu- gesetzt, hier und da etwas an der Ordnung geändert — alles, unfers Bedünkens, zweckmäßig und glücklich, und vieles vorreflich. So hat die Angelologie (S. 85., in Nr. 1. S. 90—92.) und die Trinitätslehre (S. 88., in Nr. 1. S. 95—100.) durch die Abkürzung sehr viel gewonnen. Kurz die Besitzer von Nr. 1. entbehren viel, wenn sie nicht auch Nr. 2. anschaffen. Da aber dieses ihnen der Billigkeit nach nicht zugemuthet werden kann: so ist zu hoffen, daß der Vf. die Verlagshandlung disponiren werde, die erheblichsten Veränderungen besonders abdrucken zu lassen.

Nr. 1. ist durch sehr viele Druckfehler entstellt, die bey weitem nicht alle verzeichnet sind. Wir be- merken unter den übergangenen nur folgendes. S. 123. Z. 2. *Religion*, l. *Reflexion*. S. 537. in der Mitte: *exiguatio aevi*, l. *exaequatio sive*. S. 851. Z. 6. v. u. nur l. *war*. S. 866. Z. 11. Ansprüche, l. *Ausprü- che*. S. 1018. Z. 8. v. u. *Basel*, l. *Cosnitz*. — In dem Verzeichnisse der Druckfehler im 2. Th. ist selbst ein Druckfehler. Es heist: S. 430. Nr. 3. philosophische, l. *physisch theologische*; das soll vielleicht heißen: S. 493. Z. 4. *historische*, l. *physisch theologische*. — In Nr. 2. sind uns weniger aufgestossen; aber ein auffal- lender Reht S. 625. Z. 8. v. u. *Wasser*, l. *Geist*, wie es in Nr. 1. S. 977. l. Z. richtig gedruckt ist. Auf den Abdruck so wichtiger Werke sollten die Verlagshandlungen mehr Sorgfalt wenden.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

- 1) BERLIN, b. Franke: *Giftpflanzenbuch*, oder die *schädlichsten Giftgewächse Deutschlands*, nach der Natur abgebildet und beschrieben für den Unter- richt in Schulen und das gemeine Leben. 1801. 60 S. 8. Mit 14 ausgemalten Kupfertafeln. (22 gr.)
- 2) BRESLAU, b. Barth u. Hamberger: *Gemeinnützi- ger Unterricht über die Gifte für Kinder und Un- wissende*. Von Scholz, Mitglied des freyen fürst- lichen Stifats zu St. Vinzenz. 1801. 192 S. 8. (14 gr.)

Nr. 1. ist gut und zweckmäßig. Die Abbildungen sind getrennt und die Beschreibungen richtig und deutlich. Der Vf. hat zuletzt noch einige Regeln hinzu- gefügt, wie man sich nach unvorsichtigem Genuss gif- tiger Gewächse verhalten müsse.

Nr. 2. begreift mehr, als man nach dem Titel ver- muthen sollte. Der Vf. handelt unter andern auch von Pocken, von Feuerkugeln, Sternschnuppen, etc. welche Erscheinungen er von breunbaren schädlichen (?) Dünken ableitet. Er beschließt seinen Unterricht mit einer Warnung vor dem unmäßigen Genuss des Brannt- weins, des Biers, Weins und Caffee's (warum nicht auch des Thee's?), Getränke, deren Uebermaafs im Körper wie Gift wirke. Auf die Art konnte er freylich auch mehrere, an sich unschädliche Nahrungs- mittel mit zu den Giften rechnen. Der Vortrag ist in

Fragen und Antworten eingekleidet; die Sprache des Vfs. oft fehlerhaft und undeutlich, z. B. *wofür* muß man sich in Acht nehmen? — Köche und Marktweiber *verkennen* den Wasserfchierling sehr oft mit Körbel, Peterfilge and Pastinack. Hier der Anfang der ersten Lection. Frage: Was sind Gifte? Antw. Es sind solche irdische Körper, welche sich nicht in die Natur des thierischen Körpers unschaffen, nicht von den Kräften der Verdauung bezwingen lassen, sondern die thierischen Säfte in eine andere Natur verwandeln. Es sind, zweytens, solche Körper, welche, wenn man ihrer Wirkung den freyen Lauf läßt, den meisten Menschen, schnell oder langsam, den Tod bringen.

Dies wird hoffentlich hinreichend seyn, um den Geist des Vfs. kennen zu lernen.

PRAG, b. Barth: כּוּב־יְשׁוּעָה, oder *Kelch des Heils*, gefüllt aus der Quelle der Wahrheit und mit dem wärmsten Brudergefühl dargereicht den Kindern Israel's in den K. K. Staaten, besonders in Böhmen, von P. Beer, Lehrer an der deutschen Schule der Israeliten zu Neubidschow in Böhmen. 1802. XVI u. 299 S. 8. (nebst einem Titelpuffer 16 gr.)

Eine gutgemeinte Ansprache des für die Wohlfahrt seines Volks enthusiastischen Vfs., der jeder gutdenkende Leser einen glücklichen Erfolg von Herzen wünschen wird. Hr. B. kennt genau das Eine, was seinem Volke Noth ist (ein weises Fortschreiten mit dem Geist der Zeit und Empfänglichkeit für nützliche Reformen) und er versteht die Kunst, es mit Wahrheit und Gefühl zu schildern. Die nächste Veranlassung zu dieser Schrift war ein im Jahr 1797 erschienenenes K. K. Patent, die Isaelitische Nation in Böhmen betreffend, welches trefliche Verordnungen

über Religion, Unterricht, Gemeindeverfassung, Bevölkerungszustand, Nahrungswege, Rechtsbehörden und Pflichten gegen den Staat enthält. Des Vfs. Absicht ist, die landesväterlichen und weisen Absichten des Regenten in diesen Verordnungen seinen Landesleuten recht anschaulich zu machen und sie zur pünktlichen Befolgung derselben aufzufordern. Gegenwärtig hat er sich bloß auf die beiden ersten Punkte Religion und Unterricht beschränkt, will aber, wenn sein Versuch Beyfall findet, die übrigen in einem zweyten Bändchen noch abhandeln. Rec. glaubt ihn dazu auffodern zu müssen. Hr. B. bekennt sich selbst in der Vorrede, viel Neues gesagt zu haben; er gesteht vielmehr ein, daß er beynahe Alles, was in neuern Zeiten, besonders von jüdischen Schriftstellern über die genannten Gegenstände geschrieben worden ist, sorgfältig benutzt habe. Man kann auch hierin um so mehr mit dem Vf. zufrieden seyn, da er alles gut zu seinem Zweck zu verarbeiten gewußt hat, so daß man ihn keinesweges unter die Compilatoren rechnen, noch viel weniger des Plagiats beschuldigen kann. Seine Vorschläge zur Verbesserung des Cultus, der religiösen Polizey und besonders der Erziehung können wir keiner ausführlicheren Discussion unterwerfen. Nur die Versicherung stehe hier, daß wir sie größtentheils zweckmäßig und ausführbar befunden haben. Die Schreibart ist edel und fast durchgängig rein. S. 257 ff. werden in der Note die Glaubensartikel der Karaiten richtig angegeben; allein in dem Citate S. 259 muß *von Augusti* statt *Augustini* heißen. Der vollständige Titel dieser Schrift ist: *Gründliche Nachrichten von den Karaiten*, von Friedr. Abrecht Augusti. Erfurt 1752. 8. Das gleich folgende Citat: *Wolff Biblioth. heb.* muß heißen: *Wolff: Bibliotheca hebraica*, Vol IV. p. 1069 seqq. u. p. 1086 seqq.

## KLEINE SCHRIFTEN.

NATUROESICHTLICH. Prag, b. Cramer: *Entwurf eines Pflanzensystems nach Zahlen und nach Verhältnissen*. 1802. 93 S. 8. (7 gr.) Linné, sagt der Vf., zerriß die natürlichsten Verbindungen dadurch, daß er in den meisten Fällen auf die Zahl der Staubfäden allein und unbedingt sah. Es würde nicht geschehen seyn, wenn er die Zahl derselben sowohl als anderer Blüthentheile gehörig zu berechnen gewußt hätte. Man fange mit der Blumenkrone an, und man wird zuerst bemerken, daß die einblättrigen eigentlich aus verwachsenen Blumenblättern bestehen, also nach der Zahl der Einschnitte zu ordnen sind. Man wird ferner finden, daß ein Staubfaden nie mit mehr als sechs Abtheilungen oder Blumenblättern verbunden ist; ein Wink, daß man nicht über sechs gehen, und die größern Zahlen auf niedrige bringen soll. Die Natur liebt die Verdoppelungen, folglich haben Zahlen die größte Verwandtschaft mit einander, wenn der Exponent ihres Verhältnisses 2 ist, und nach dieser Verwandtschaft lassen sich nun höhere Zahlen auf niedrige bringen. So muß nun ferner die Zahl der Staubfäden auf die der Blumenblätter auch Kelchblätter zu-

rückgeführt werden. Dieses geschieht ebenfalls durch Theilung oder Vermehrung mit dem Exponenten 2; hierauf folgen die Verwandtschaften mit den Exponenten  $\frac{1}{2}$ ,  $\frac{1}{3}$ , oder deren doppelten 4, 3, 5 u. s. w.; nur muß man bedenken, daß die Natur statt  $\frac{1}{2}$  immer ein Ganzes bildet. Dieses zeigt den Gang, welchen der allerdings scharfsinnige Vf. in dieser Schrift nimmt. Er würde, bey einer genauern Betrachtung der Pflanzenformen gefunden haben, wie viel leichter und ungezwungener man alle Pflanzen in zwey große Reihen bringen kann: in solche, welche eine Tendenz zeigen, drey, und in solche, welche eine Tendenz zeigen, fünf Theile in einem Kreis zu stellen. Aber wozu sollen Systeme dieser Art dienen? Zur Erkennung der Pflanzen sind sie viel zu gekünstelt, auch gehört die Zahl zu den veränderlichsten Kennzeichen. Zur natürlichen Zusammenstellung, zur Kenntniß der Pflanzen fehlt es uns nicht an andern viel genauern und weniger veränderlichen Kennzeichen, wohin besonders die Stellung des Fruchtknotens, der innere Bau der Frucht und des Saamens gehören.



# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 30. Junius 1803.

## ARZNEIGELAHRTHEIT.

AMSTERDAM, b. Elwe: *Verhandelingen van het Genootschap ter bevordering der Heelkunde te Amsterdam* (Schriften der Amsterdamer Gesellschaft zur Beförderung der Wundarzneykunst). VIIIe Deel. 1802. XXVIII u. 238 S. gr. 8. Mit 1 Kpf. (2 fl. 18 Stüb. holl.)

Auf die, jedem Bande vorgeetzte Nachricht von den seit der Herausgabe des vorigen (f. A. L. Z. 1802. N. 115) empfangenen Abhandlungen und den Preisfragen bey der Gesellschaft folgen acht Abhandlungen. I. *Sammlung von Beobachtungen über die Bauchwunden*, von *Johann Christoph Albrecht* (Stud. d. Chir. zu Amsterdam) und *Jacobus Haakman* (Stud. d. Med. zu Leyden), deren jedem eine silberne Denkmünze zuerkannt wurde. Dieses ist die vierte, von der Gesellschaft veranlasste Sammlung von Beobachtungen ursprünglich niederländischer Schriftsteller über Verwundungen einzelner Theile des menschlichen Körpers. Diese Sammlung nimmt in diesem Bande den meisten Raum (164 S.) ein, ist aber eben so wenig als die vorhergehenden, kritisch zusammengetragen. — II. *A. C. Mönro* (vier) *Beobachtungen; betreffend die Ansammlung blutiger Lympe in krebhaften Brüsten: Näher beståtigt durch (vier) åhnliche*, von *E. P. Swagerman* (Wundarzte der Diaconie-Armen der niederdeutschen Reformirten zu Amsterdam, und der dasigen chirurgischen Gesellschaft Beyitzer) *gemachte Beobachtungen*. Ueber die Zulåssigkeit oder Unzulåssigkeit der Ausrottung krebhafter Brüste durch den Schnitt erklårt sich *Monro* S. 179 also: „Unter fast sechzig Brustkrebsen, die ich durch das Messer wegnehmen sahe, fand ich nur vier Personen, die zwey Jahre lang frey von dieser Krankheit blieben; drey davon bekamen hernach wieder den verborgenen Krebs in der Brust, und die vierte litt an einem offenen Lippenkrebs.“ Die Zulåssigkeit der gedachten Operation schrånkt *M.* auf die zwey Fålle ein, wenn entweder der offene Krebs eine solche Verminderung der Lebenskråfte verursacht, das die Operation als das einzige Mittel, das Leben zu verlångern, anzusehen, oder, wenn bey einer gesunden, starken Person der verborgene Krebs von åußerlicher Gewalt entstanden ist. In allen andern Fållen dürfe der Wundarzt nur auf die dringendsten Bitten der Kranken sich dazu entschliessen. Auch die vier Kranken, worüber *Hr. S.* hier seine Beobachtungen mittheilt, starben, bey den nåmlichen Merkmalen des Krebses, nachdem dieselbe Art von blutiger Lympe, wie in  
A. L. Z. 1803. Zweyter Band,

den von *Monro* beschriebenen Fållen, sich ausgeleert hatte. — III. *Beobachtung einer ungewöhnlichen Verhaltung des Urins; und dessen Abzapfung, bey einer nicht schwangeren Frau, nebst einer daraus hergeleiteten Vorsichtsregel in Ansehung der Blaschwassersucht*. Von *François Jas* (Stadtwardarzte zu Amsterdam.) Eine Frau von 28 Jahren hatte in der Nacht verståmt, den Trieb zum Harmlassen zu befriedigen. Nach 8 Tagen, in welcher Zeit kein Harn abgegangen, und der Unterleib zu einer betråchtlichen GröÙe angeschwollen war, lieÙ sie den Vf. rufen. AuÙser der sehr hoch hinauf getriebenen, sehr angefüllten Harnblase, fand er einen Gebärmuttervorfall, und keine Schwangerschaft. Nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es ihm, mittelst des Catheters eine gewaltige Menge Urins abzupfen. Die Frau genas, nach einigen Wiederholungen des Catheterisirens, und nach stärkenden Umschlågen auf den Leib, bey einer zweckmåssigen Diåt vollkommen. — IV. *Beobachtung einer frischen, nach oben und hinten gehenden Ausrenkung des rechten Schenkelknochens, die in einer sitzenden Stellung der Kranken wieder eingerichtet wurde*. Von *J. Martens*, Stadtwardarzte zu Amsterdam. Mitgetheilt, und anatomisch erlåutert von *A. Bonn*. Der berühmte *Bonn* hatte im fünften Bande dieser *Verhandlungen* die Vortheile dargelegt, die, bey einer unterwårts gehenden Ausrenkung des Schenkelknochens, die Einrichtung gewåhre, wenn sich der Kranke dabey in sitzender Stellung befinde, und er hatte zugleich die Vermuthung geåuÙsert, man werde sich wohl bey einer nach oben gehenden Ausrenkung jenes Knochens dieselben Vortheile von dieser seiner neuen Methode zu versprechen haben. Auf diese AeuÙserung versuchte *Hr. M.* die *Bonn'sche* Methode in dem vorliegenden Falle mit dem besten Erfolge. *Hr. Bonn* hat auf der beygefügten Kupfertafel, die bey einer solchen Ausrenkung interessirten Theile auf eine lehrreiche Art abbilden lassen, und mit seiner gewöhnten Genauigkeit und Gråndlichkeit den Wundarzt über das bey einer solchen Einrichtung zu beobachtende Verfahren belehrt. Nach sechs Wochen (so lange hatte sie ihre Zeit liegend zugebracht) konnte die Kranke, eine Frau von 22 Jahren, wieder so gut, als vor der Ausrenkung, gehen. — *Beobachtung einer nach oben und hinten gehenden Ausrenkung des Schenkelknochens, bey einem Mädchen von vier Jahren, wieder eingerichtet in sitzender Stellung des Kindes*. Von *H. Benraad*, Oberwundarzt (Ordinaris Heelmeester) der Marine der batav. Rep., Departement Amsterdam. Eine eben so glückliche Beståtigung der *Bonn'schen* Methode. — VI.  
Ccccc Beob.

*Beobachtung einer eingeklemmten Gebärmutter, bey einem Bauernmädchen.* Von C. Terne, M. D. und Geburtshelfer. Das Mädchen hatte, weil sie zu Muttervorfällen geneigt war, von einem Geburtshelfer einen hölzernen Mutterkranz bekommen. Durch die Oeffnung des Kranzes, deren Durchmesser reichlich 1 Zoll und 1 Lin. betrug, war die Gebärmutter durchgedrungen, die, als der Vf. kam, wie ein Kindeskopf, roth, geschwollen, und äußerst schmerzhaft, vor den Geschlechtstheilen hing. Die Umstände waren drügend. Nach einem reichlichen Blutlassen legte Hr. T. eine Säge, womit er sonst den Schädel durchschlägt hatte, an den Kranz an, den er endlich, weil er ihn mit der Säge nicht mehr sicher beykommen konnte, mit dem *Friedschens* Kopfböhrer zerbrach, und so im Stände war, ihn stückweise herauszunehmen, und das Haupthinderniß der Zurückbringung der Gebärmutter zu beseitigen. Die Gebärmutter wurde sogleich zurückgebracht. Mit Hülfe eines Breyumschlagés, und einer kühlenden, schmerzstillenden Emulsion war die Kranke bald genesen. Der Vf. versorgte sie wieder mit einem schicklichen Mutterkranze (nur mit einer Oeffnung von 1 Zoll), worauf die Gebärmutter nicht mehr vorgefallen ist. Dieser interessante Fall giebt dem Vf. Gelegenheit, bey Jungfern und bey Frauen, die noch nicht geboren haben, vor den zu grossen Oeffnungen der Mutterkranze zu warnen. — VII. *Abhandlung über das übel gestaltete Becken der Frauen, und über einen neuen Kunstgriff, mit dessen Hülfe in einigen dieser Fälle die Entbindung sehr sicher, und mit Erhaltung von Mutter und Kind, vollbracht werden kann.* Von *Jacobus de Puyt*, Iz. (Jan's Sohne), Operator und Geburtshelfer der Stadt Middelburg. Unter Gestalt des Beckens versteht der Vf. hier diejenige widernatürliche Beschaffenheit desselben, wobey die Möglichkeit übrig bleibet, das, wosern man nur der Natur zu Hülfe kommt, der Kopf des Kindes in der günstigsten Lage sich darbiete. Seinen neuen Kunstgriff bestimmt er S. 242 näher in folgenden Worten: „Die neuern Geburtshelfer verlangen, man solle bey allen widernatürlichen Lagen des Kindes die *Wendung* machen, und es mit den Füßen herausholen. Meine Absicht hingegen war in diesem Falle, den Kopf des Kindes vor den Eingang des Beckens zu bringen, und folglich dessen widernatürliche Lage in eine natürliche zu verwandeln, in der Hoffnung, das, wenn der Kopf Zeit hätte, sich zu verlängern, und sich nach der Gestalt des Beckens zu bequemem, durch die Kräfte der Natur ein lebendiges Kind werde zur Welt gebracht werden.“ In zwey, hier erzählten Fällen glückte es dem Vf., durch den gedachten Kunstgriff Mutter und Kind zu retten. In dem ersten hatte die Frau bereits viermal todt Kinder zur Welt gebracht. Sollte, nachdem man auf diese Weise die widernatürliche Geburt in eine natürliche verwandelt hat, die Natur nicht Kräfte genug haben, das Kind selbst auszutreiben: so bleibe ja immer noch die Hülfe durch die Zange übrig. Schon *Hippocrates* (de *Morb. Mulier. Lib. I. Sect. 5.*) habe

den Rath gegeben, „das Kind, wenn es sich in einer verkehrten Lage darbiete, dergestalt zu wenden, „dafs es mit dem Kopfe zuerst zum Vorschein komme.“ — VIII. *Beobachtung einer Schwangerschaft und Geburt ohne Schafwasser.* Von *Ik. de Koning*, M. D. und Geburtshelf. zu Purmerende. Als der Vf. ungefähr am Ende des vierten Monats der Schwangerschaft gerufen wurde, erzählte ihm die, zum ersten male schwangere Frau, es sey so eben, nachdem sie sich vor einer Vierteltunde, wegen unerklärlichen Uebelbefindens, und befürchteten Frühgebärens, auf seinen Rath zu Bette gelegt, eine ungewöhnliche Feuchtigkeit in grosser Menge aus der Scheide geflossen. Bey nährer Untersuchung fand es sich, das diese Feuchtigkeit in ihrer Menge und Beschaffenheit dem Schafwasser ganz gleich war. Der Muttermund war ganz natürlich, und es erfolgte kein anderer Ausflufs aus den Geschlechtstheilen. Die Zeichen des Lebens der Frucht, die, obgleich unter vielen Beschwerden, ausgetragen wurde, offenbarten sich zur gewöhnlichen Zeit, und, als die Zeit da war, gebar die Frau einen wohlgebildeten Sohn, den sie selbst säugte. Bey der Geburt floss kein Tropfen Wasser oder Blut aus, welches letztere erst in drey bis vier Minuten folgte, als die Natur die Nachgeburt austrieb. Mutterkuchen und Häute waren ganz natürlich.

ERFURT, in d. Henning. Buchh.: *Deutliche Anweisung die verschiedenen Arten des Trippers genau zu erkennen und richtig zu behandeln.* Zur Empfehlung einer neuen Kurart des gemeinen Trippers für angehende Aerzte, Wundärzte, und in der Arzneywissenschaft nicht ganz Unkundige. Von *D. Aug. Friedr. Hecker*, Hofrath und Prof. der Medicin zu Erfurt. 1802. 276 S. 8. (22 gr.)

Der Vf., der sich schon durch seine 1786 herausgegebene Abhandlung vom Tripper um die Pathologie und Diagnostik dieser Krankheit kein geringes Verdienst erworben, hat in dieser Schrift, wie in jener ältern, hauptsächlich die Absicht, die verschiedenen Arten des Trippers gründlich unterscheiden und behandeln zu lehren. In der Einleitung giebt er zuörderst die Bedingungen an, unter welchen der Ausflufs des Schleims aus der Harnröhre erfolgt. Dabey unterscheidet er, wie Rec. glaubt, mit Unrecht, den geringen Grad der Entzündung von dem gereizten Zustande, mit dem jener zusammenfällt. Auch wäre eine genauere Angabe derer Stellen, welche den Schleim absondern, zu wünschen gewesen. Den sonst sogenannten venerischen Tripper belegt der Vf. mit dem Namen des *gemeinen*, und zeigt, das er auch durch andere Schärffen, vermöge des ansteckenden Beyfallses, sich mittheile. Er theilt den gemeinen Tripper in den athenischen und sihenischen, und jenen wieder in den einfachen, rothlaufartigen und odenatosen. Mit *Berlinghieri* nimmt der Vf. auch an, das der gemeine Tripper nicht selten durch die

Natur geheilt werde, und von selbst aufhöre. Zur Milderung der Schärfen des Urins schlägt er das Wachholderkraut vor, womit allein er viele gemeine Tripper in kurzer Zeit sicher geheilt zu haben versichert. (S. 67.) Die Einspritzungen rühmt er zwar, gesteht aber doch, daß ihre Wirkung sehr vorübergehend ist, und mehrere nachtheilige Nebenwirkungen hervorbringt. Daher empfiehlt er auflösbliche Bougies, die er folgendermaßen bereitet: Vier Gran ätzendes fixes Laugenalz werden in zwey Unzen destillirtes Wasser aufgelöst, und zu dieser Auflösung so viel arabisches Gummi gesetzt, daß die Mischung davon dick wird und sich ziehen läßt. Darein taucht man starke leinene oder baumwollene Fäden, die, eines Fingers lang, nachher aufgehängt und getrocknet werden. Sind sie trocken: so werden sie aufs neue in die Masse getaucht, bis jeder Faden gleichmäßig und glatt überzogen ist. So kann man auch Sublimat, Opium, Bleyzucker und andre Substanzen mit arabischem Gummi verbinden und Bougies daraus machen lassen. Diese Bougies sind nun bey ästhenischen Trippern dergestalt anzuwenden, daß man sie mit Speichel oder Milch bestreicht, sie ungefähr einen Zoll tief in die Harnröhre einschiebt, und sie so lange liegen läßt, bis die daran hangende Masse aufgelöst ist. Werden die Schmerzen zu heftig nach der Anwendung: so ist die Bougie entweder zu reizend oder zu dick. Der Kranke muß bey der Anwendung ganz ruhig liegen. Bey der rothbraunartigen Entzündung läßt der Vf. die Bougies bloß aus Opium verfertigen. Gegen die ödematöse Entzündung empfiehlt er vorzüglich Säuren. Sehr gut ist die Warnung des Vfs. gegen manche bedenkliche und gefährliche Mittel und Methoden, z. B. gegen das kalte Wasser, von *Heikard* sehr unbesonnen empfohlen. Den gestopften Tripper behandelt der Vf. erst mit örtlichen Blutausleerungen, dann mit reichlichen Gaben Opium. Die Inoculation des Trippers findet der Vf. bedenklich. Das Bluten aus der Harnröhre während des Trippers hält er eber für günstig als gefährlich. Auf die nach dem gründlich geheilten Tripper übrig bleibende Empfindung von Wundseyn und Brennen macht der Vf. besonders aufmerksam, rath aber nicht zu viel dagegen zu gebrauchen, sondern das Verschwinden derselben von veränderter Diät zu erwarten. Eine andere Folge des überstandenen Trippers ist vom Vf. allein beobachtet worden, sie besteht in einem frieseartigen, freßenden Ausschlage an der Eichel, mit Harnbrennen und dem Abgang eines weißen Schleims, der getrocknet in Mehl zerfällt, verbunden. Hr. H. heilte diesen Zufall mit einer Salbe aus salpetersaurem Quecksilber und Einspritzungen von Bleymitteln und Kalkwasser. Beym Nachtripper unterscheidet der Vf. die reizlose (indirecte) von der gereizten (directen) Schwäche, und giebt gegen jede zweckmäßige Vor schläge. Uebergangen ist hier die Art des Nachtrippers, welche Geschwülste und Verstopfungen der Vorsteherdrüse voraussetzt, und gewiß häufig genug ist. Auch nimmt Wunder, hier nicht die Electricität, als ein treffliches äußeres Mittel, aufgeführt zu sehn.

Hierauf folgt die Abhandlung von denen Fällen des Trippers, die sich zu andern Krankheiten, zur Lustseuche selbst, zum Scorbut, zu den Scrofulen, zum Katarrh und Rheumatismus, zur Gicht, zu verschiedenen Ausschlägen und zu den Hämorrhoiden gefellen. (Den auslätzigen Tripper findet man zu kurz abgefertigt: er ist wirklich noch nicht aus Europa verschwunden.) Ferner die zufälligen Arten des Trippers; von scharfem Urin, von Selbstbefleckung, von Enthaltbarkeit u. s. f. Den Beschlufs macht eine nähere Bestimmung der in dieser Schrift empfohlenen Arzneymittel, wo unter andern ein Seifenspiritus zur Verhütung der Tripper-Ansteckung gerühmt wird. Es wundert Rec., hier Salziränke, mit der besondern Vorschrift: *auf einmal, oder auch nach und nach zu nehmen*, empfohlen zu finden. Noch mehr aber wunderte sich Rec., gar keine Erklärung der Zufälle, und nichts von Theorie der Krankheit, in dem ganzen Buche zu bemerken.

**ERRAT, b. Keyser: Deutliche Anweisung, die venerischen Krankheiten genau zu erkennen und richtig zu behandeln.** Zur Empfehlung einer zweckmäßigen Kurart und zur Verbauung einer großen Empirie, für angehende Aerzte, Wundärzte und in der Arzneywissenschaft nicht ganz Unkundige. Von D. Aug. Friedr. Hecker, Hofr. u. Prof. in Erfurt. Zweyte neu bearbeitete Ausgabe. Mit 1 Kupf. 1801. XLVI u. 542 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die erste 1790 erschienene Ausgabe ist in diesen Blättern, J. 1791. B. III. S. 437. beurtheilt worden. Seitdem hat der Vf., wie er in der Vorrede sagt, seine eigene Erfahrung, die später erschienenen Schriften über diese Krankheit, und die Erinnerung seiner Recensenten benutzt, um dieser zweyten Ausgabe mehr Gehalt zu geben. Daß jene Benutzung mit Fleiß, Sorgfalt und Beurtheilung geschehen ist, sieht man durchgängig aus dieser Schrift. Gleich in der Einleitung sucht der Vf. die verschiedenen Meynungen vom dem Ursprunge der Lustseuche zu vereinigen, indem er zum Theil auf die Verbindung schon vorhandener örtlicher Zufälle mit der Pest und dem Ausfalle, theils auf einen anderweitigen Ansteckungsstoff, der wahrlich aus Westindien herüber gebracht worden, Rücksicht nimmt. So wenig wir diesen Indifferentismus billigen können; eben so wenig gefällt die Annahme des allgemeinen Verderbnisses der Blutmasse durch das venerische Gift, wobey es zugleich heißt, daß nur die Lymphe und der eiterartige Schleim der Sitz des Giftes seyn könnten. Den Unterschied, den die Erregungstheorie zwischen ästhenischen und ästhenischen Krankheiten macht, findet Hr. H. bey der Lustseuche gar nicht anwendbar. (?) Das venerische Gift hält er für mehr oder weniger scharf, wenigstens bald mehr, bald weniger Vermögen, die Säfte des Körpers sich ähnlich zu machen. Dieser Satz sel den meisten Lesern schon in der ersten Ausgabe auf, er ist hier stehn geblieben; doch, setzt Hr. H.

hinzu, richte sich die Heftigkeit der Zufälle mehr nach dem Grade der Empfindlichkeit und Reizbarkeit. Bey den Mitteln gegen die Luftseuche erklärt der Vf., wie sonst, die Wirkung des Quecksilbers durch Reiz. Da indessen kein anderes Reizmittel die Luftseuche, wenigstens so sicher, heilt, als das Quecksilber: so müssen den Präparaten desselben gewisse besondere Eigenschaften zukommen, welche Hr. H. entweder in dem besonders modificirten Reize, oder in gewissen chemischen Verhältnissen des Heilmittels zur Krankheitsursache, oder in beiden zugleich sucht. Den innern Gebrauch des Quecksilbers bey örtlichen Vorläufern der Luftseuche verwirft der Vf. im Allgemeinen; doch sagt er gleich darauf, daß bey Schankern und Bubonen, um die zu befürchtende Luftseuche abzuwenden, allerdings Quecksilber innerlich gegeben werden müsse. Die durch vielfache Berührung der Luft, beym Reiben, oxydirten Quecksilber-Mittel vertheidigt der Vf. gegen den Vorwurf, daß man nicht wissen könne, wie viel Quecksilber dabey in den Körper komme. Die dutchs Feuer bereiteten Oxyden hält er für ganz entbehrlich. Bey den Quecksilber-Einreibungen sind Chiarenti's und Brera's Anatripfen übergangen, und die Vortheile der Einreibungen überhaupt nicht gehörig ins Licht gesetzt. Auffallend ist es zu lesen, daß Frauenzimmer von sonst guter Gesundheit, selbst Schwangere, im Durchschnitt das Quecksilber besser vertragen als Mannspersonen; und daß Kinder viel und lange Quecksilber nehmen können, ohne den Speichelfluss zu bekommen. Ueber den Gebrauch der Säuren in der Luftseuche urtheilt der Vf. sehr besonnen und unpartheyisch. Das Opium will der Vf. vorzugsweise in der directen Schwäche als Reizmittel anwenden, da es doch, eben als flüchtiger Reiz, vielmehr in der indirecten Schwäche zu empfehlen ist. Bey der übrigen gut und sorgfältig angegebenen Diät in der Luftseuche vermiffen wir doch die lauen Bäder. Die örtlichen Zufälle folgen auf einander, nicht immer durch unmittelbaren Uebergang des Giftes, sondern oft nur vermöge der Mitleidenschaft. Bey dem Schanker werden die Unterschiede des wahren von andern Geschwüren angegeben. Die Arten des Schankers blieben, wie in der ersten Ausgabe, auch nimmt der Vf. noch einen gut- und böartigen Schanker an. Als Aetzmittel gebraucht er gegen den Schanker noch immer den Grünspan, ohne daß er die Vorzüge des rothen Präcipitats und des Höllensteins verkennt. Mit vieler Vorsicht erklärt er sich über die Anwendung der Aetzmittel überhaupt. Die Abhandlung vom Tripper übergehn wir, da wir so eben des Vf. eigenes Werk darüber angezeigt haben. Bey der Abhandlung von den Leistenbeulen, und auch andern

wärts, bemerkt man, daß der Vf. *Schwedliauer's* neuestes Werk benutzt hat. In der eingewurzelten Luftseuche, wo die Kräfte des Kranken noch nicht sehr gelitten haben, hält der Vf. am meisten vom salpetersauren Quecksilber. Gründlich giebt er die Behandlung der Mercurial-Krankheit an. Angehängt ist eine syphilitische Pharmakopöe, wo unter andern ein *Aethiops mineralis auratus*, aus Goldschwefel und lauflenden Quecksilber bereitet, vorkommt.

PEGAU u. LEIPZIG, in d. Günther. Buchh.: *Praktisches Handbuch für Ammen und Mütter* über die Erziehung der neugeborenen, wie auch ältern (älterer) Kinder, und ihren Krankheiten. Ein wichtiges Noth- und Hülfsbuch. 1802. 454 S. 8. (1 Rthlr.)

Bey der Herausgabe dieser Volkschrift ist weder der Vf. (ein gewisser D. Moss in Liverpool) noch der Uebersetzer genannt. Man findet in derselben wenig Neues; bekannte Wahrheiten sind mit ermüdender Weitfchweifigkeit vorgetragen, und die Anmerkungen des Uebersetzers sind, wiewohl sie manches zur Erläuterung und Berichtigung des Textes beytragen sollen, nicht ohne Irrthümer. Welcher vernünftige Arzt wird z. B. den Canpher unter die kühlenden, einigermaßen narkotischen Mittel zählen? oder als Wurmarzney die Excremente eines Maulwurfs deswegen empfehlen, weil dieses Thier bekanntermaßen der Erbfeind der Gewürme ist, und dessen gepulverter Koth, auf den größten Regenwurm gestreut, ihn, nach den Erfahrungen des Uebersetzers, in kurzer Zeit tödten soll? Welche Beobachtungen können uns bestimmen, die Wirkungen des kalten Bades den Kraftausserungen der Electricität gleich zu setzen? Widerspricht nicht die Behauptung des Uebersetzers, daß die Symptome der ersten Schwangerschaft durch eine materielle Veränderung in dem Blutssysteme der Mutter verursacht würden, jeder vernünftigen Ansicht der Construction des weiblichen Organismus, und den, daraus herzuleitenden, in der Schwangerschaft eintretenden, Abweichungen vom Normalzustande desselben? und zu welchen praktischen Mißgriffen würde nicht die, vom Uebersetzer S. 360 angegebene primäre Ursache und darauf begründete Kurweise des Kindbettersinnensübers — ein Ueberfluß von lymphatischen Feuchtigkeiten, wogegen *Ipecacuanha* und Abführungen verordnet werden, — verleiten, wenn solche als richtig angenommen, und allgemein befolgt würde? Rec. glaubt, daß die angezogenen Stellen sein Urtheil hinlänglich bestätigen, und auch diese Schrift in die Reihe der seit *Tiffot*, *Rosenstein* u. a. m. erschienenen, ebenso zahllosen, als Gehalt- und Zweck-armen medicinischen Volkschriften stellen werden.







